Schilderungen

aus

der Wirklichkeit

von

Louise Brachmann.

Leipzig, 1820.

Bei Leopold Voß.

Ihrer königlichen Hoheit

der

Prinzessin Wilhelm von Preußen

ehrfurchtsvoll zugeeignet

von

der Verfasserin.

Du, die mit Hoheit zarte Güte,

Mit Geist Empfindung schön vereint!

Was tief im menschlichen Gemüthe

Sich regt, der Außenwelt erscheint,

Der Dichter darf es widerſpiegeln.

O ſprächſt auch hier und dort im Bild

Ein Zug dich an! Du blickteſt mild

Und würdeſt Geiſt und Muth beflügeln.

Inhalt.

Seite

I. Xavier. Ein Familienbild. 1

II. Die Mädchen am Feldbrunnen 77

III. Die Nemesis. 111

IV. Der Zauber der Tugend. 137

V. Klotilde. Eine Erzählung aus dem häuslichen Leben. 171

VI. Erzählungen der Krieger. 197

I.

Xavier.

Ein Familienbild.

Es thut dem Herzen wohl, wenn man zuweilen beim Anblick seelenvoller Bilder vernimmt, daß es Portraits, und nicht bloß Schöpfungen der Künstlerseele sind. Eine Geschichte aus nicht allzulang vergangner Zeit sprach mich vor Kurzem rührend an; ich nahm mir vor, das edle Bild auch meinen Freunden mitzutheilen. Einige selbstverlebte schöne Tage mögen ihm gleichsam zum heitern Landschaftsgrunde dienen.

Schon seit lang war ich auf das Schloß einer befreundeten Familie eingeladen gewesen. Nur geistig hatten wir bisher in Verbindung gestanden, allein auch ungesehen eine lebhafte, gegenseitige Freundschaft gefaßt. Ich freute mich, als ich endlich einmal die Reise dahin unternehmen konnte, und am Abend eines schönen Junitages den Wohnsitz meiner Freunde begrüßte.

Herr und Frau von ** empfingen mich mit wahrhaft herzlichem Ausdruck von Freude. Beide, aus alten rühmlichen Rittergeschlechtern entsprossen, vereinen die Biederkeit der frühern Zeit mit lebhafter Empfänglichkeit für Kunst und alles Schöne, alles Große, was die neuere bietet. Es war schon dunkel als ich ankam; man führte mich in einen mit Kerzen erhellten Saal im untern Stockwerk, wo unsrer die Abendmahlzeit harrte. Wir gingen erst spät auseinander; meine freundliche Wirthin führte mich selbst die Treppe hinauf nach dem für mich bestimmten Zimmer. Es war ein einfach ausgeziertes hohes Zimmer mit einem daran stossenden freundlichen Schlafgemach; ich sah mich wohlgefällig in dem stillen Besitzthum: allein jetzt öffnete Frau von ** eine hohe Glasthür, welche von innen durch seidne, bis zum Boden herabwallende Gardinen verborgen gewesen war; wir traten heraus auf einen Balkon — und hier — mit einem Male lag eine Landschaft vor mir, schön, in einem ganz ungewöhnlichen Charakter schön, und von dem zaubrischen Licht

des vollen Monds beleuchtet. Der weite, laubenvolle Blumengarten, der sich bis unter den Vallon hinzog, die Baumgruppen, die Haine rings um ihn her, nur hier und da von Wiesengrund durchbrochen, Alles wurde durch einen Halbkreis romantischer Felsen eingeschlossen, die, sich von einer Seite zur andern ziehend, ein stilles Friedensthal zu bilden schienen, in dessen Schooße Schloß und Garten wie in einer Wiege ruhten. Es machte einen eignen Eindruck von Ruhe, von sanftem Schwindel, möcht' ich fast sagen, wenn man auf die ganz gleichen Steinschichten der glatten, niedersteigenden Felsenwände sah, so daß mich das Ganze beinahe wie eine Traumlandschaft zu umdämmern schien.

Gerade eine solche Stimmung gehörte dazu, um mich so aufmerksam auf die an sich einfachen Worte zu machen, die eben Frau von ** zu mir sagte, als sie sich wegbegeben wollte: „Ruhen Sie sanft, meine Freundin! Sie wohnen, wo ehemals ein guter Mensch gewohnt hat!"

Ich glaubte einen eignen bewegten Aus-

druck in ihrer Stimme zu bemerken. — „Und wer, wenn ich fragen darf?“ — versetzte ich theilnehmend.

„Mein längst verstorbner Oheim, ein Ordensritter“ — erwiederte sie, mit dem vorigen Tone, drückte mir herzlich die Hand, und entfernte sich.

Diese wenigen Worte, mit einer Art wehmüthiger Bedeutung ausgesprochen, beschäftigten mich. Eine Menge dunkler Ideen schienen sich schon mit dem Worte Ordensritter, für mich zu verbinden, das ich nie mit Kälte nennen hören werde. Diese stille, ätherisch mich umschwimmende Landschaft, fast war es mir, als ob sie zusammenflösse mit den Gedanken an den edeln, unglücklichen Bewohner dieser Zimmer!

Daß er edel gewesen war, konnte ich nicht bezweifeln; hatte ihn nicht Frau von ** mit einem so bestimmten Accent einen g u t e n Menschen genannt? sie, welche, die Bescheidenheit selbst, nie etwas Vortheilhaftes von sich oder den ihr Angehörigen zu sagen wagte, wenn es

nicht in noch dreimal höherm Grade zu verbürgen ſtand! Daß er nicht glücklich war, dieß glaubte ich aus der Art ſchließen zu können, mit der ſie von ihm geſprochen hatte. — So wurde mir dieſe Stelle, die er vor mir bewohnt hatte, gleichſam zum ſtillen Heiligthum, und wie im Schutze eines guten Geiſtes ſchlief ich ein.

Ein himmliſcher Morgen erweckte mich; die Gegend prangte nun mit verändertem Reiz in ihrer maleriſchen Farbenfriſche, wo goldne Sonnenlichter über Felſen und Bäume ſpielten, die Wipfel von Geſang ertönten, und Bienen munter über die Blumenfelder unter meinem Balkon hinſummten. Erfreut nahm ich den Vorſchlag meiner liebenswürdigen Gaſtfreunde zu einem ländlichen Spaziergange an. Wir wählten die entgegengeſetzte Richtung von der Ausſicht, die ich aus meinem Zimmer hatte, und auch hier fand ich die anmuthreichſte Landſchaft. Felder in ſchwellendem Wuchs; Pflanzungen trefflicher Fruchtbäume, und helle, freund-

liche Dörfer schienen vom blühendsten Wohlstand zu zeugen.

Wir sahen jetzt eine grünfunkelnde Wiese vor uns liegen, um die sich herrliche Baumgänge zogen, die Wege von einem Ort zum andern mit wohlthätigen Schatten deckend. Einer von dichten Buchen, einer von Linden, und wir standen eben unter einem Pappelgange, der trotz seiner hochstrebenden, luftig flatternden Zweige, sich doch zu einer dichten Säulenhalle bildete. Frau von ** blieb einen Augenblick stehen, und sah empor zu dem hohen, flüsternden Laubdach; dann sagte sie halbleise: „Diese Schattengänge hat mein guter Oheim, der Ordensritter, auch angelegt.“

Mir war, als ob ich dieß schon geahnet hätte; doch höchst erfreut, diesen Gegenstand endlich berührt zu sehen, suchte ich eifrig ihn festzuhalten. „Wie?“ rief ich mit theilnehmender Aufmerksamkeit und einem Blick auf beide, der mehr von diesen herzlichen Aeußerungen zu bitten schien. „O ja!“ nahm Herr von ** das Wort, „den größten Theil des Wohlstands

dieſer Fluren verdanken wir dieſem vortrefflichen Verwandten, der ehmals der Beſitzer dieſes Gutes war. — Dort, ſehn Sie jenes Dörfchen durch die Bäume blinken? Jene größtentheils neuen, reinlichen Häuſer hat er den armen Einwohnern nach einem großen Brande wieder aufgebaut.“

„Dort jene Kirche,“ ſagte Frau von **, nach einem andern, größern Dorfe zeigend, die lange halb verfallen ſtand, hat er wieder zum Gottesdienſte eingerichtet — und ſehen Sie — dort kommen die lebendigen Zeugen ſeiner Wohlthätigkeit.“

Ein Zug fröhlicher, blühend geſunder Kinder kam eben aus einem weißen, anſehnlich gebauten Hauſe nicht fern von der erwähnten Kirche, und ging nach dem umbüſchten Dörfchen zu. — „Dieß iſt das Haus des Lehrers,“ fuhr Herr von ** fort, „zu der Schule, die er geſtiftet hat, für die Kinder ſeiner ärmern Unterthanen; denn nicht bloß Felder wollte er verbeſſern, und Bäume pflanzen, auch das Gute

hat er eifrig gepflegt in Seelen, welche Gott ihm anvertraute."

Die Kinder gingen jetzt zutraulich grüßend an uns vorüber; Herr und Frau von ** unterhielten sich theilnehmend mit ihnen, forschten nach den Fortschritten ihres Fleißes, theilten kleine, ermunternde Gaben aus; bestellten manche, deren Aeltern krank waren, nach dem Schlosse. O wie gut muß der gewesen seyn, sagte ich zu mir selbst, den diese, schon selbst so guten Menschen, mit dieser feurigen Bewunderung loben!

Indessen hatte die Dazwischenkunft der Kinder dem Gespräch eine andre Richtung gegeben. Unsre Wandrung, die einen Zirkel beschrieben hatte, neigte sich zu ihrem Ende, und das Schloß lag schon nah und schimmernd vor uns, als wär' es der Juwel in diesem schönen Ringe. Mit stiller Achtung schloß ich das Interesse, das nun so schön gerechtfertigt war, in mein Gemüth; allein in einer ungestörten Nachmittagsstunde, wo eben Frau von ** bei mir in jenem, so bedeutend gewordenen Zimmer

war; benutzte ich den Augenblick, und sagte, ihre Hand ergreifend, mit nicht mehr verhehlter Wärme: „O halten Sie es nicht für Neugier, wenn ich ein inniges Verlangen hege, etwas mehr von dem Schicksal jenes edlen Todten zu wissen, der mich nach allen dem, was ich von ihm höre, sehr lebhaft interessirt; und von dem mir ein inneres Gefühl zu sagen scheint — — daß er selbst nicht so glücklich war, als er andre machte.“ „Wie könnte ich den Ausdruck wahren Antheils verkennen?“ erwiederte meine Freundin, „und gegen wen könnte ich daher lieber von ihm sprechen, als gegen Sie? Ja, Ihr Gefühl hat Sie nicht betrogen; er war nicht glücklich! Er, der rings um sich Segen zu verbreiten strebte, mußte selbst darben an den liebsten Wünschen seines Herzens. Diese Stätte, diese einsamen Gemächer sind wohl öfter Zeugen der stillen Kämpfe seines edeln, glücklosen Herzens gewesen.

„Die Geschichte seines Schicksals ist einfach, vielleicht nicht ungewöhnlich; allein die Art, wie er sein Schicksal ertragen, besiegt hat,

mag nicht ganz gewöhnlich seyn. Von der frühsten Kindheit an hat mich eine innige Theilnahme zu diesem guten Oheim gezogen, und das, was er meiner Mutter einst ausführlich vertraut, habe ich von dieser wieder erhalten, und unauslöschlich fest meinem Gedächtniß eingeprägt."

„Xavier von M.. — dieß war sein Name, — der einzige Sohn meiner Großmutter mütterlicher Seite, war, nach dem frühen Tode seines Vaters, der letzte Sprosse eines angesehenen Geschlechts. Der Reichthum seines Erbes setzte seine Mutter und seine Vormünder in den Stand, ihm die vollkommenste Erziehung geben zu lassen, und so vereinte er mit der Empfindsamkeit des besten Herzens einen sehr aufgeklärten, durch Wissenschaft geschmückten Geist. Reisen vollendeten, was er auf mehrern Akademien mit gründlichem Streben eingesammelt hatte, und gaben zugleich seinem Aeußern jene anmuthige Gewandtheit, welche eine vortheilhafte Gestalt erst hervorhebt.

„Aber" — unterbrach sich Frau von **,

„Sie müſſen verzeihen, wenn ich vielleicht zu warm zu ſeinem Lobe hingeriſſen werde! müſſen vergeſſen, daß ich von einem Verwandten ſpreche! — — und iſt er denn nicht jetzt ein längſt verklärtes Weſen? — Der Tod hebt ja über alle irdiſche Bande hinaus!“

„Er war zur diplomatiſchen Laufbahn beſtimmt, und ſchon hatte er an unſerm Hofe einige Jahre mit Beifall und Ehre gedient, und das nach rühmlicher Auszeichnung dürſtende Gemüth ſeiner Mutter mit frohem Stolze erfüllt, als ihn eine Reiſe in Geſchäften des Staats in ein entferntes Fürſtenthum führte. Er eilte auf das Schloß ſeiner Mutter, um dieſer und ſeiner kleinen Schweſter noch vorher Lebewohl zu ſagen.“

„Seine Mutter, eine gebornę Gräfin von S.., eine würdige Frau, aber mit etwas ſtrengem, faſt männlichem Geiſte begabt, ertrug die Trennung von dem theuern Sohne mit Standhaftigkeit; doch hielt ſie es für angemeſſen, ihm, welchen ihr die letzten Jahre faſt aus dem Geſicht gerückt, noch vor dem Schei-

ben die Wünsche und Hoffnungen ihres Lebens ans Herz zu legen. Sie, welche des Vaterlo-sen frühere Erziehung fast allein und mit geist-voller Kraft geleitet hatte, stand in einem fast überirdischen Ansehn bei ihrem Sohne, und jedes ihrer Worte war ihm bisher Befehl ge-wesen, jeder Blick ihrer feuervollen Augen gleichsam ein lohnender oder strafender Urtheils-spruch."

„Xavier — fing sie mit einem halb güti-gen, halb vorwurfsvollen Lächeln an, als die Stunde des Abschieds nahte — ist dir deine Mutter so fremd geworden, daß du mir nichts von dem zu sagen weißt, was einem Menschen in deinen Jahren immer das Wichtigste ist?"

„Was meinen Sie, theure Mutter?" fragte Xavier beinah bestürzt.

„Ich meine die Angelegenheiten deines Her-zens!" lächelte diese. — „Welche von den schönen Fräuleins der Residenz, Gräfinnen oder wohl gar Prinzessinnen hat denn den Preis bei dir davon getragen? und will sich künftig her-ablassen, den Namen derer von M.. zu tragen?"

„Aengstlich hatte Xavier umher gesehen, wodurch er sich wohl einen Vorwurf von der verehrten Mutter könne zugezogen haben? Jetzt athmete er wieder leicht, und blickte sie mit freien treuherzigen Augen an. „Beste Mutter,“ rief er fröhlich, „wenn Sie mich in diesem Verdacht gehabt haben, so darf ich Ihnen auf mein Ehrenwort versichern, daß Sie mir Unrecht thaten! Bisher hat nur der Wunsch meine Seele beschäftigt, meine Stelle im Staate rühmlich zu erfüllen, was doch wohl des Mannes erstes und edelstes Ziel seyn soll. — — Noch fand ich kein Weib, — und aufrichtig gesagt, — achtete auch auf keins, — das mir hätte gefallen können!“

„Desto schlimmer!“ rief die Mutter, „desto schlimmer, mein Freund! Du stehst in deinem sechs und zwanzigsten Jahre; und hast du nie daran gedacht, ob das Geschlecht deiner edeln Ahnen fortblühen möge, oder untergehen? Dieß Geschlecht, das glorreiche Helden in seiner Reihe zählt? Ist dir es gleichgültig, ob der Name

der M.: fortan auf Erden genannt werde, oder nicht?“

„Diese Worte überraschten Xavier. In diesem Augenblicke fuhr sein Reisewagen vor. — „Geh, mein guter Sohn!“ sagte die Mutter weicher, als gewöhnlich, und mit Thränen im Auge. — „Vielleicht, daß du in jenen fernen Gegenden findest, was uns beide beglücken kann! O daß mir Gott die Freude schenkte, noch Enkel an mein Herz zu drücken!“

„Erröthend und in höchster Beklommenheit umarmte Xavier seine Mutter, versprach ihr in ehrerbietigen, aber flüchtigen Worten, immer, so viel es ihm nur möglich sey, ihren Wünschen gemäß zu handeln, küßte noch seine kleine Schwester, und warf sich dann schnell in den Wagen.“

„Er hatte unterwegs Zeit genug, Betrachtungen nachzuhängen, die sich je mehr und mehr zur Schwermuth neigten. Es lag wohl etwas Wahres, Gerechtes in den letzten, so bewegt ausgesprochenen Worten seiner Mutter; auch war es sein ganzes Leben durch sein Ziel ge-

weſen, die Wünſche dieſer hochverehrten Mutter zu erfüllen, und nun auf einmal ſah er ſich an dunkler Grenze ſeiner Macht, ja beinah ſeines Willens! Denn wenn auch tauſend zarte Bande von liebender Gefälligkeit die Welt gegenſeitig verknüpfen, bei dieſem Gegenſtand allein iſt ein edles Gemüth ewig frei, und wird durch keine Feſſel, wär's auch die Zarteſte, beſchränkt. Entſagen kann ein hoher Menſch aus Rückſicht gegen Andre dem Kleinod, das er liebt, doch nimmer aus derſelben Rückſicht ſich dem ergeben, was ihm nicht durch Liebe geheiligt iſt.

Je inniger Xavier gewünſcht hätte, ſeiner Mutter auch hierin willfahren zu können, je mehr ſah er ſich in der Folge in Widerſpruch mit den höhern Foderungen ſeines Herzens. Er kam an dem Hofe an, für welchen ſeine Anträge beſtimmt waren, und ward, als der Geſchäftsträger eines angeſehenen Fürſtenhauſes, mit gröſter Auszeichnung empfangen. Sein vortheilhaftes Aeußeres, wahrſcheinlich aber noch mehr der Ruf ſeines bedeutenden

Vermögens, lenkten bald die Augen aller Damen der Reſidenz und der Umgegend auf ihn; allein nicht Eine fand er, die ſeinem dunkeln, aber heilig gehaltnen Ideal von Liebe ſich nur von fern genähert hätte. Und zog ihn auch wohl hin und wieder ein liebenswürdiger äußerer Schein von Seele an, ſo mußte er ihn immer nur zu bald für Schein erkennen."

„Einſt ward er mit mehrern Großen der Hauptſtadt auf das Schloß eines benachbarten, ſehr reichen Edeln geladen, der die Vermählung einer ſeiner Töchter durch achttägige Feſte feierte. In ſchimmerndem Gemiſch war hier die ſchöne Welt von nah und fern verſammelt; ſchwarze Augen funkelten neben ſchmachtenden blauen, und gingen ſieggewohnt zu offner Fehde aus, während jene gleichſam nur durch verdeckten Angriff in die Herzen zu dringen ſuchten. Bei Hebe's Jugendblüthe prangte dort Junoniſcher Wuchs, und Alles in der Glorie des höchſten Schmucks, der größten Pracht in den Gewändern und in der ſchimmernden Verklärung der Juwelen. Nur ein Gemüth, wie

Xavier's, konnte hier ungeblendet und ungefeſſelt bleiben."

„Ihm ward bald dieſes leere, luſtſüchtige Geräuſch zum Ueberdruß, und er ſtahl ſich nicht ſelten von der Geſellſchaft hinweg, um einen einſamen Spaziergang in die umliegende Gegend, vorzüglich in den nahen Wald zu machen."

„In einer ſchwülen Nachmittagsſtunde ſuchte er auch nach aufgehobner Tafel die Schatten des Waldes auf, deſſen naheliegender Theil durch mancherlei engliſche Partien verſchönert war. Langſam wandelte er durch die grünen Irrgänge, und kam jetzt an ein recht ſtilles, heimliches Plätzchen, zu einer Moosbank, rings von blühendem Geſträuch umgeben, und von ſchattenden Bäumen im Kreiſe eingeſchloſſen. Er warf ſich auf dieſen gleichſam der Ruhe geweihten Sitz, und fing ſchon an, bei dem leis flüſternden Geräuſch der Blätter ſich einem leichten Schlummer hinzugeben, als er nicht fern von ſich etwas Farbiges aus dem Graſe blicken ſah. Er hob es auf; es war eine kleine Brief-

taſche von rothem Marokin. Flüchtig durchblätterte er ſeinen Fund, nur um vielleicht den Eigenthümer dadurch zu erkennen. Doch unwillkürlich ward er durch den Inhalt angezogen, und zu Uebertretung ſeiner ſonſt gewöhnlichen Discretion verleitet. Es waren Denkſprüche von einer zierlichen weiblichen Hand geſchrieben, hingeworfne Gedanken und Empfindungen, deren einige aus vorzüglichen Schriftſtellern entlehnt, andre aus der eignen Tiefe eines reichen Gemüths hervorgegangen ſchienen. An manchen ſah man es deutlich, wie ſie in bekümmerter Stimmung niedergeſchrieben waren, wie ſich das beklommne Herz durch ſie hatte Troſt zuſprechen wollen. Unter andern ſprachen ihn ein paar Strophen rührend an, die auch mir im Gedächtniß geblieben ſind:"

„Wer ſchon ſeit der Kindheit Tagen
Glücklich darf durch's Leben geh'n,
O er mag durch kühnes Wagen
Seinen Muth unſterblich ſeh'n!

Doch dem Armen, dem im Leben
Nie gelacht des Glückes Huld,
Stärke du ſein mühvoll Streben,
Heldin, himmliſche Geduld!"

„Ein lebhaftes Intereſſe war nun für Xavier in dieſes leere, müßige Geräuſch gekommen, das er vorher geflohen hatte; denn er konnte nicht zweifeln, daß eine von den Damen der Geſellſchaft die Schreiberin dieſer Sinnſprüche ſey. Denn benutzten doch auch die übrigen Theilnehmer an dem Feſte zum öftern dieß ländliche Recht des freien Umherſtreifens in der Gegend! Mit Unruhe wartete er auf den Abend, wo ſich die Gäſte ſämmtlich im großen Saale zu verſammeln pflegten, und er im vielſeitigen Geſpräch die Unbekannte ſicher zu erforſchen hoffte.“

„Der Abend kam; Wirth und Gäſte verſammelten ſich; allein Xaviers Hoffnungen wollten ſich nicht erfüllen. Schon der Character ſtiller Traurigkeit, duldender Ergebung, welche die Verfaſſerin dieſer Aufſätze zu bezeichnen ſchien und ſie ſeinem großmüthigen Herzen nur unendlich werther machte, konnte ihm ein leiſer Fingerzeig bei ſeinen Nachforſchungen ſeyn; doch dieſe Damen ſchienen alle glücklich, faſt bis zum Uebermuthe. Durch tauſend zarte, geiſt-

reiche Wendungen ſuchte er den Geiſt der Damen zu erforſchen; ſchlug alle Saiten jener in den Inſchriften geäußerten Ideen und Gefühle an, ohne daß ihm auch nur ein einziger antwortender Ton gekommen wäre. Endlich ſchlug er ſogar ein Spiel vor, worin Jeder eigenhändig einen Gedanken niederſchreiben mußte; aber auch nicht eine einzige Handſchrift glich jenen eigens gefälligen Schriftzügen. Ihm blieb nun nichts, als den lieben Fund zu bewahren, da er ihn nicht gegen eine noch liebere Entdeckung hatte vertauſchen können."

„Indeſſen, eine Art von Unruhe, von Unbehaglichkeit hatte ſich ſeines ganzen Weſens bemächtigt, die er vorher nie gekannt; ſchlaflos warf er ſich einige Stunden der Nacht auf ſeinem Lager, und ſprang endlich auf, um, wie er ſich ſelbſt überredete, den Aufgang der Sonne einmal auf dem nahen Berge zu betrachten. Im Grunde hätte er aber wohl gewünſcht, eine andre Sonne am Himmel ſeines Lebens aufgehen zu ſehen."

„Im Schloſſe lag noch alles im tiefen

Schlafe; leiſe ging Xavier aus ſeinem Zimmer durch einen Seitengang deſſelben Flügels nach dem Garten; denn mild und ſchonend, wie er ſtets gegen Andre war, hatte er niemand wekken wollen, ſelbſt ſeinen Diener nicht. Er öffnete die Seitenthür, und trat hinaus in den Garten, der ſich in blühenden Terraſſen hinter dem Schloſſe hinzog, und dann durch den anſtoßenden Park ins Freie führte. Jetzt lag noch Dunkel auf dem Luſtgebiete; nur noch in unbeſtimmten Formen und Farben ſchwankten die hohen Blumen ihm entgegen, und thaten nur durch reiche Düfte, die ihm Sehnſucht weckend entgegen wogten, ihren Blumenadel kund."

„Stille wandelte er an der langen Seitenwand des Schloſſes hin, da ſah er aus einem Fenſter in dem unterirdiſchen Geſchoſſe, in dem die Küche lag, ſchon ſo früh den Schein eines Lichtes blinken. Er trat hinzu, und ſah, daß es aus einem wirthſchaftlichen Gemach neben der Küche kam; das Fenſter ragte halb über dem Grund empor, und ſo ward es ihm leicht, das zu beobachten, was da unten vorging."

„An einem reinlich weißen Tische sah er ein junges Mädchen emsig beschäftigt, allerlei Gartengemüß für den nächsten Mittag zuzubereiten und zu ordnen. Sie schien so still, so fromm einzig mit ihrer Arbeit beschäftigt; er meinte, lang nicht ein so liebliches und zugleich so unschuldig sanftes Gesichtchen gesehn zu haben."

„Mein Gott! sagte er gerührt zu sich selbst, wie hart ist doch das Loos der dienenden Menschenklasse! Während im Schloß die Herren und Damen sich noch stundenlang auf ihren seidnen Lagern wiegen, muß dieß arme Geschöpf dem Tage voraneilen, und hier beim matten Lichtschein für unsern flüchtigen Genuß arbeiten!"

„Zögernd verließ er diese Stelle, und ging durch die dämmernden Fluren seinem sich vorgesetzten Ziele zu. Der majestätische Anblick des Sonnenaufgangs erhob ihn wohl auf Augenblikke, doch ganz konnte er ihn nicht zerstreuen. Als er zurück kam, sah er im Vorbeigehen an der Küche jenes anmuthige Geschöpf schon nebst andern Arbeiterinnen bei dem hochlodernden Feuer

beſchäftigt, und ein leiſer Seufzer ſtieg in ihm empor.“

„Drückend war ihm der Zwang, womit er der Geſellſchaft ſeinen Trübſinn verbergen mußte, um ſo mehr, als am vorigen Abend ſeine lebhafte Fröhlichkeit eine ungewohnte Erſcheinung dargeboten hatte. Sobald der Anſtand es erlaubte, eilte er, nach aufgehobner Tafel, wieder zu einem einſamen Spaziergange.“

„Er folgte heut einem ſchmalen Fußpfade, der zwiſchen Hügeln hinlief, und kam jetzt in ein kleines, abgeſchiednes Thal, das eine anziehende Landſchaft darbot. Auf einer Seite Berge, auf der andern der maleriſche Wald, und im Hintergrunde eine Halmenhütte, die ſeine Blicke bald ausſchlieſſend an ſich zog, denn er bemerkte eine Dame von der anmuthigſten Geſtalt mit flüchtigen Schritten auf die Hütte zu eilend, einen einfachen kleinen Strohhut auf dem Haupte, und ein Körbchen am linken Arme. Im Näherkommen ſah er, daß ſie dieß in den Schooß einer Bäuerin leerte, die neben einem ſilberhaarigen Greiſe auf der Bank vor dem Hauſe ſaß.“

„Unwillkürlich beflügelte auch Xavier seine Schritte, allein eh' er sie noch erreichen konnte, gab sie den Landleuten die Hand, küßte ein Kind, das neben beiden auf dem Boden spielte, und verfolgte dann eilig ihren Weg."

„Wer war dieß?" fragte Xavier den Greis im Vorübergehen.

„Ach, gnädiger Herr," versetzte dieser mit nassen Augen, „dieß war das gute Fräulein, das uns durch ihre Wohlthaten noch das Leben erhalten hat. — Mein einziger Sohn ist in der Schlacht geblieben; sein Weib, hier diese junge Frau, fiel aus Kummer in eine tödtliche Krankheit; — Sie sehen, wie sie noch so blaß aussieht! — Xavier sah wirklich das todtenbleiche Gesicht der jungen Frau, die eben erst das Bett verlassen hatte, und sich ein wenig im Sonnenschein erquicken wollte."

„Nur die Liebe zu ihrem Kinde," fuhr der Alte fort, „zu unsrer armen kleinen Magdalis hier," er zeigte auf das Kind, das unbefangen auf der Erde spielte, „konnte ihr das Leben noch wünschenswerth machen; ich" — —

„Xavier reichte ſchnell dem Alten eine reiche Gabe; nur dießmal fühlte ſich ſein Herz nicht zu mitleidiger Aufmerkſamkeit geſtimmt — „Und wer iſt eigentlich die Dame?“ fragte er ungeduldig.

„Ach, ſie iſt eigentlich ſo in der Stille die Wohlthäterin von allen Armen im ganzen Dörfchen,“ verſetzte der Greis. — „Wir nennen ſie nur“. — —

„Gern hätte Xavier jetzt noch etwas mehr gehört, allein er ſah eben die Fremde in einen Gang des Waldes einlenken, und mußte fürchten, ſie ganz aus dem Geſichte zu verlieren. Mit magnetiſcher Kraft zog es ihn ihr nach. Er konnte ſich einer verwunderten Bemerkung über ſich ſelbſt nicht enthalten, als er ſo die verſchlungnen Wege des Waldes nach einem unbeſtimmten Ziel verfolgte. Seltſam! dachte er, ſonſt war mir das andre Geſchlecht ſo gleichgültig, als ob es gar nicht da ſey, und jetzt haben in vier und zwanzig Stunden mich drei verſchiedne Gegenſtände in eine ſo lebhafte Unruhe bringen können?“

„Ach, er wußte noch nicht, daß dieß die einmal aufgeregte Sehnsucht war! Das menschliche Herz gleicht einem schlummernden Kinde. Wenn es einmal aus seinem Schlummer aufgeweckt ist, so quält und jammert es so lang, bis man ihm Nahrung reicht, oder auch wohl — bis es der Tod wieder in Schlummer wiegt!“

„Der Pfad, den Xavier, der Dame folgend, einschlug, führte ohne Abwege in den Park; und jetzt erblickte er die Fremde wieder, und zwar gerade an der Stelle, wo er die Brieftasche gefunden hatte, und, wie es schien, bemüht, etwas Verlornes aufzufinden. — Ein reizender Gedanke flog durch seine Seele. Er nahte sich mit froher Schnelle; allein — — betroffen bebte er zurück; denn unter ihrem beschattenden Halmenhute erkannte er das liebliche Gesicht der kleinen Köchin dieses Morgens!“

„Einen so angenehmen Eindruck auch diese Physiognomie auf ihn gemacht hatte, so überraschte ihn doch eben jetzt ihr Erkennen höchst unerwünscht, jetzt, wo sie seiner Erwartung von der idealisirten Unbekannten in den Weg trat,

von der hohen Dame, der das elegante Portefeuille gehörte, und vorzüglich der Schreiberin so seelenvoller Aufsätze.“

„Es war, als ob das Mädchen den Ausdruck fast an Unmuth gränzender Ueberraschung an ihm bemerkte, und mit einer schüchternen Verneigung wollte sie an ihm vorübergehen; doch schnell sich bemeisternd, fragte er sanft: „Haben Sie vielleicht hier etwas verloren?“

„O nur eine Kleinigkeit,“ versetzte sie erröthend, — „Etwas, das wohl außer mir für niemand einigen Werth haben kann.“

„Wär' es möglich? flüsterte eine Stimme in seinem Innern, und auch er erröthete vor dem entzückenden Gedanken! Schon der Ton ihrer Stimme, ihr ganzes Wesen, so wie er sie genauer betrachtete, verrieth eine gebildete Erziehung. Sie trug ein einfach weißes Kleid, das, so häuslich es war, doch durch die natürliche Anmuth ihrer Bewegungen zum idyllischen Gewand erhoben ward; die seidnen braunen Locken fielen in weichen Wellen um das Oval ihres Gesichts, und standen höchst lieblich gegen

die ſanften, ein wenig blaſſen Roſen ihrer Wangen."

„Xavier forſchte jetzt mit aller der Vorſicht, die er ſich vorgeſetzt hatte, nach ihrem Verluſt; und — o Wonne! deutlich und zweifellos erkannte er in ihr die ſo erſehnte Schreiberin jener Aufſätze, und fühlte nun mit Entzücken, daß ihn doch jene drei verſchiednen Eindrücke nur zu einem und demſelben würdigen Gegenſtand ſeiner Verehrung geführt hatten."

„Aber — o mein Gott, Fräulein!" rief er, „wie iſt es möglich, daß ſo viele Vollkommenheiten in dieſer gänzlichen Verborgenheit begraben bleiben konnten?"

„Eine Thräne trat bei dieſen Worten in ihre Augen, die ſie aber ſchnell zu verbergen ſtrebte. — „Die überhäuften Geſchäfte im Hauſe meiner Anverwandten," ſagte ſie ſchonend, „wollen es jetzt nicht wohl erlauben, daß auch ich mit an der Geſellſchaft Antheil nehme."

„Ihrer Anverwandten?" wiederholte Xavier, „o nennen ſie mir Ihren Namen! ſagen

Sie mir etwas von Ihrem Schickſal! Gott iſt Zeuge, daß Sie mit einem Freunde ſprechen!"

„Dank dieſer Güte!" erwiederte das Mädchen mit einem beſeelten Blicke — „Mein Name iſt Otilie von R.. — Seit dem Tode meines guten, aber armen Vaters, den ich vor drei Jahren verlor, genieße ich den Schutz meiner Verwandten, in deren Hauſe Sie, wie ich vermuthe, jetzt Gaſtfreund ſind."

„Wie?" rief Xavier, dem in dem Augenblicke ein kränkender Zuſammenhang aufdämmerte, „ſo lange habe ich mit Ihnen unter einem Dache geathmet, ohne noch je das Glück gehabt zu haben, Sie zu ſehen?"

„Herr und Frau von R.. haben mir ihre Wirthſchaft anvertraut;" erwiederte Otilie — „Und ſo — ruft mich auch jetzt die Pflicht wieder nach Hauſe. — Haben Sie Dank für die Wiedergabe meines kleinen Verluſtes — und noch mehr für dieſe freundliche Theilnahme!" — ſetzte ſie mit höchſt einnehmender Verbindlichkeit hinzu, verneigte ſich achtungsvoll, und ſchlug unverzüglich den Rückweg ein.

„Xavier stand etwas überrascht von dieser Gegenwart des Geistes, so sehr sie mit Bescheidenheit, mit Demuth fast, verbunden war; doch im Gefühl seiner treuen Gesinnungen, eilte er ihr einige Schritte nach und sagte: ‚Fräulein, ich muß sie ehren, diese Gewissenhaftigkeit gegen einmal übernommene Pflichten, allein — bei Allem, was heilig ist! entfernen Sie sich nicht so von mir! Sagen Sie mir, wann und wo ich sie wiedersehen darf?“

„Otilie blieb stehen, schwankend zwischen dem eignen Wunsche für das, was er als Gunst erbat, und der Schwierigkeit, ihn unter ihren Verhältnissen zu erfüllen. Sie errathend, suchte ihr Xavier zu Hülfe zu kommen. „Sie scheinen diesen Spaziergang zu lieben, mein Fräulein,“ — sagte er — „werden Sie ihn nicht morgen um diese Stunde wieder besuchen?“

„Diese Worte schienen Otilien einen Augenblick zu überraschen; sie sah den Fragenden an, allein der sprechende Ausdruck von Achtung, von Innigkeit und Wahrheit in seinem Ton und seinen Mienen, besiegte den Zweifel; errötheud

neigte ſie das Haupt zum Zeichen der Bejahung.“

„Gewiß?“ rief Xavier entzückt.

„Mit einer ſprechenden Bewegung legte ſie die kleine Hand betheuernd auf das Herz, und entfernte ſich dann ohne Aufenthalt. Xavier, voll zarter Schonung, verſagte ſich den Wunſch, ſie zu begleiten.“

„Noch eine lange Zeit verweilte er auf der Stelle, wo er ganz neue Gefühle und ein Glück hatte kennen lernen, das wie ein Traum um ſeine Sinne florte. Wunderbar kam ihm dieſe ganze Erſcheinung vor! Er dachte an das Mährchen von Cendrillon, das ihn in ſeinen Kinderjahren ſo ſehr ergötzt hatte; ganz dieſem ähnlich dünkte ihm dieſe Begebenheit; und doch war Alles wieder ſo wahr, ſo einfach!“

„Als er zurück ins Schloß kam, wagte er nur ſehr leis die Seite zu berühren, von der ſein ganzes Innetes wiedertönte, wohl fühlend, daß die Lage des Mädchens in dieſem Hauſe die höchſte Vorſicht fordere; nur leis und unvermerkt leitete er das Geſpräch gegen die Haus-

frau auf diesen Gegenstand, und hörte mit der innigsten Bewegung Alles, was sein Gefühl gegen Otilien nur vor ihm selbst noch mehr rechtfertigen, aber auch seine Vermuthung über ihr unwürdiges Verhältniß außer allen Zweifel setzen mußte."

„Gluth der Entrüstung flammte über Xaviers Gesicht bei dem Tone, in dem man von ihr sprach, gleich wie von der geringsten Dienerin; und er sah nun deutlich, daß die arme Otilie in der That ganz das Schicksal jener liebenswürdigen Mährchenheldin theilte, und gleich dieser, um der neidischen, gefallsüchtigen Tochter der Hausfrau willen, mit der grausamsten Zurücksetzung behandelt wurde."

„Wie gern hätte der hochherzige Jüngling hier gleich seine Gesinnungen über einen so unedlen Mißbrauch äußrer Glücksgüter ausgesprochen; indeß er hielt sich noch zurück, bis er Otilien noch einmal selbst gesehen. Allein bestätigt waren seine Gefühle, erhöht zu einem Grade, dessen nur ein so stark und feurig fühlendes Herz, als das seinige, fähig ist. Selbst

der Umſtand von Otiliens Geburt, den er im Anfang nicht beachtet hatte, erſchien ihm bei reiferer Ueberlegung als dankenswerth gegen das Schickſal. Denn wenn auch ſeine eigene Denkungsart etwas Süßes darin fand, ein edles Weſen von geringerer Stufe zu der verdienten Höhe zu erheben, ſo war es doch gewiß ſeinen Verwandten nicht gleichgültig, daß Otilie einem edlen, alten Geſchlechte angehörte."

„Auch Otilien ſagte jener heilige Inſtinkt, der unerfahrne reine Herzen unterrichtet, daß Worte über einen theuern Gegenſtand, gegen unwürdige Hörer ausgeſprochen, immer Entweihung ſind, und ſo verſchloß ſie das, was ihr begegnet war, tief in die jungfräuliche Bruſt. Allein das Bild des edeln Fremdlings ſtand ohne Unterlaß vor ihrer Seele, und bot ihr ſeine reizende Geſellſchaft an. Und wohl mochte mein Oheim nicht unfähig ſeyn, das Herz und die Einbildungskraft eines fühlenden Mädchens zu beſchäftigen. Ich kann mich ſeiner noch wohl aus meinen Kinderjahren mit innigem Wohlgefallen erinnern. Seine ſchlanke Geſtalt war voll An-

ſtand und männlichedel, ſo wie die Züge ſeines regelmäßigen Geſichts. Der Ernſt, die feſte Beſtimmtheit, welche vorzüglich ſeinen Charakter bezeichneten, wurden durch einen Ausdruck von großmuthvoller Güte gemildert, der ſich wie in ſeinen Handlungen, ſo in ſeinem ganzen Weſen ausſprach; vorzüglich in den ſanften dunkeln Augen, deren Blicken faſt nicht zu widerſtehen war."

„So, und noch einnehmender wohl, von blühender Anmuth des erſten männlichen Alters geſchmückt, ſchwebte ſein Bild vor Otiliens Augen, und der Ausdruck von Adel, der ſich in ſeinem ganzen Weſen zeigte, beruhigte ſie über die Vorwürfe, welche doch hin und wieder in ihrem Innern rege wurden, daß ſie einem Manne ſo leicht eine zweite Zuſammenkunft zugeſtanden, und noch obendrein Einem, deſſen Namen ſie nicht einmal erfragt hatte."

„Des Vormittags ging die verſammelte Geſellſchaft zu einer Morgenwallfahrt über den Hof; ganz gleich ihrer Schickſalsſchweſter im Mährchen, wenn ſie die goldnen Sporen ihres

Lieblings über den Schloßhof klirren hörte, drängte ſich Otilie an das eiſenvergitterte Küchenfenſter, und forſchte in der übrigen glänzenden Geſellſchaft den Gegenſtand ihrer ſtillen Gedanken aus. Gleich jener wußte ſie unbefangen ſeinen Namen zu erfragen, und — mit Entzükken hörte ſie, daß es derjenige ſey, von welchem ſie, ſchon vor der Ankunft der Gäſte, wo ſie noch am Tiſch ihrer Verwandten ſpeiſte, ſo viel Vortheilhaftes hatte ſprechen hören. War ſchon die Kenntniß ſeines bedeutenden Ranges dem mädchenhaften Sinne nicht ganz gleichgültig, ſo erhob ſie zugleich das Bewußtſeyn, ſich nicht in ihren Gefühlen, in ihrer ihm unwillkürlich zugeflogenen Neigung getäuſcht zu haben, gleichſam über ſich ſelbſt, und ohne Wanken ward nun der verſprochene Gang feſtgeſetzt."

„Und ſo, als zur beſtimmten Stunde Xavier eiligen Schrittes durch die Blätter rauſchte, und ſich mit hochklopfendem Herzen auf die vertraute Moosbank warf, noch zweifelnd, ob ſie kommen werde oder nicht? flüſterten auch nach

kurzer Weile die Büsche wieder leise, und hold erröthend trat Otilie in den geweihten Kreis."

„O Dank! Dank!" rief Xavier im leuchtenden Ausdruck der Freude, indem er aufsprang und der ihm hold Vertrauenden entgegeneilte; aber Worte konnte er nicht gleich mehr finden. Zärtlich und ehrerbietig führte er sie zur Bank und nöthigte sie neben ihm Platz zu nehmen. Beide schwiegen eine Zeitlang, und blickten sich halb schüchtern abwechselnd an, gleichsam als wären sie selbst erstaunt über den Riesenschritt, den die Liebe mit ihnen gethan hatte. Endlich fing Xavier mit jener Schüchternheit an, die immer der wahren, und vorzüglich der erſten Liebe eigen ist: „Jetzt, theures Fräulein, nicht wahr, jetzt darf ich hoffen, etwas von Ihren näheren Verhältnissen zu hören?"

„Und wie könnte ich wohl," versetzte sie gefaßter, „diese großmüthige Theilnahme anders vergelten, als durch das unbeschränkteste Vertrauen? Gern will ich Ihnen Alles mittheilen, was ich selbst über meine Verhältnisse weiß."

„Mein Vater, Maximilian von R.., war

Lieutenant in einem östreichischen Husarenregimente; allein stammte er schon von einer angesehenen Familie, so war doch drückende Dürftigkeit sein Loos. Er hatte den Muth gehabt, sich, trotz des Zorns seiner Verwandten, mit einem armen und bürgerlichen Mädchen zu verbinden, der er im Feuer jugendlicher Leidenschaft Treue geschworen hatte. Mein Großvater, dessen Vermögen in unabhängigen Besitzungen bestand, hatte ihn enterbt, und da er frühzeitig durch Wunden zum Dienste unfähig geworden war, so führte er mit meiner Mutter und mir ein sehr beschränktes Leben. An Verbesserung seiner Lage war nicht zu denken; denn sein Vater hatte, durch einen schnellen Tod abgerufen, seinen Zorn mit ins Grab genommen, ehe Versöhnung möglich war."

„In meiner Kindheit sah ich manchen stürmischen Auftritt mit an; mein Vater war von Natur etwas heftiger Gemüthsart. Weit rührender doch erschien er mir, als sich sein Schmerz allmählig in tiefe Niedergeschlagenheit auflöste. Sein größter Kummer war der, daß

er jetzt meiner Mutter, statt all des Glücks, das er ihr einst mit seiner Hand versprochen hatte, nur Dürftigkeit und Elend bieten konnte. Auch unterlag ihre schwache Gesundheit bald so vielen Leiden, und sie ließ ihn allein in diesem öden, freudenlosen Leben. Nur ich war das einzige Erbe, was ihm von der theuern Verstorbenen blieb; und auf meine Erziehung wandte er alle Sorgfalt, alle Treue seines liebenden Herzens. Vermöge seiner Herkunft hatte er eine vielseitige Bildung, welche er in den unbeschäftigten Jahren, wo er von seinem kleinen Jahrgehalte lebte, aus eigner Neigung erweitert hatte. Er suchte mit der liebendsten Aufmerksamkeit meinen Geist auszubilden, und noch in den letzten Tagen seines Lebens gab er mir, nicht ohne Anstrengung, Unterricht in einigen vorzüglichen Wissenschaften. — Und — o wie undankbar hätte ich seyn müssen, wenn ich dieß heilige Vermächtniß der Liebe meines guten unglücklichen Vaters nicht hätte hochhalten, mich nicht selbst, unter zuweilen — ungünstigen Verhältnissen, hätte fortbilden wollen."

„Sie blickte bei dieser Stelle ihrer Erzählung wehmüthig vor sich hin; „Himmlisches Mädchen!“ rief Xavier hingerissen. „Ja, dieß war es, was mich beim Lesen dieser seelenvollen Aufsätze so entzückte!“

„Aber Otilie hörte nicht auf sein begeistertes Lob; das Andenken an die letzten Tage ihres Vaters war mit überwältigenden Gefühlen in ihrer Seele wach geworden. Sie hatte sich weggewendet, und leise Thränen strömten über ihre Blütenwangen.“

„In heftiger Bewegung sah Xavier ihren Schmerz; so lebhaft fühlte er ihn, als ob er ihm die eigne Brust zerrisse. „Arme, theure Otilie!“ rief er im innigsten Ton, indem er, entschuldigt durch die Macht eines solchen Augenblicks, theilnehmend tröstend ihre Hände faßte und innig an die Brust drückte. Seine lichtvollen Augen drangen bittend in die ihrigen, als wollten sie den aufgeregten Schmerz beschwören. Und nicht vergebens; denn ist es nicht die Wundermacht geliebter Augen, daß sie, den

Dioskuren gleich, beſänftigend in jeden Sturm der Seele leuchten?“

„Otilie faßte ſich, und ihre Hände ſanft aus den ſeinen windend, ſagte ſie: „Verzeihen Sie, wenn die Erinnerung der Vergangenheit mich zu ſchmerzlich ergriff. Zu tief hat ſich das Bild des armen Vaters in meine Seele geprägt. Ach, hätte er früher auch, übereilt von jugendlicher Hitze, manches gethan oder geſprochen, was nicht ganz recht zu nennen war; durch ſeine Treue gegen mich, durch ſein Betragen gegen Alle, mit denen er etwa noch in Beziehung kam, mit einem Wort, durch ſeine heiße Sehnſucht, Vergangnes wieder gut zu machen, hat er gewiß jeden kleinen Fehler verlöſcht. Allein zu leiden ſchien er im Geheim an Schmerzen der Erinnerung. Die Entfremdung von ſeiner ganzen Familie nagte ſichtlich an ſeinem Leben, und darum freute es ihn auch wohl ſo ſehr, als ihn der Zufall wieder in eine Art Verbindung mit Einem ſeiner Vettern, mit eben dieſem Herrn von R. brachte, in deſſen Hauſe ich jetzt lebe. Es war nicht lang vor ſeinem Tode; unendlich ſchien es

ihn zu beruhigen und selbst seinem verletzten Ehrgefühle wohlzuthun, daß er seine Tochter im Schutze seiner Familie zurücklassen konnte! O mit welchen rührenden Worten empfahl er mich auf seinem Sterbelager seinen Verwandten!"

„Und — o Gott! — dachte Xavier bei sich selbst — wie hat man dieses rührende Zutrauen vergolten!"

„Mir," fuhr Otilie unter wieder aufquellenden Thränen fort, „mir prägte er mit herzeindringenden Worten, Treu und Gehorsam gegen meine Verwandten ein; denn immer, Otilie, — sagte er, strafen sich Vergehungen gegen ehrwürdige Bande des Bluts!"

„So bindet mich denn Gehorsam gegen seine letzten Befehle, und selbst Dankbarkeit, daß sie noch einen Schimmer von Freude für ihn veranlaßten, unauflöslich an meine jetzigen Beschützer. — Es war natürlich, daß ich suchen mußte, mich auch dem Hause nützlich zu machen, dessen Wohlthaten ich genoß; in den ersten Kenntnissen des Hauswesens war ich schon unterrichtet, und eine würdige, bejahrte Frau, die damalige

Wirthschafterin, zu der man mich gesellte, und verwies mich noch mehr darin, so daß man mir, nach ihrem Tode — — ihre Stelle völlig vertraut hat."

„Otilie endigte hier ihre Erzählung. Sie hatte die letzten Worte mit etwas leiserer, kämpfender Stimme ausgesprochen, aber ihre Thränen waren vertrocknet, und der Charakter duldender Ergebung war wieder auf das sanfte, holde Gesicht gekehrt, wie sie so schweigend vor sich niedersah."

„Auch Xavier schwieg eine Weile und betrachtete sie mit einem unbeschreiblichen Blicke, dann sagte er fest:"

„Fräulein, der Morgen Ihres Lebens ist sehr trübe gewesen; würden Sie wohl ein künftiges, heiteres Loos von der Hand der treusten, der zärtlichsten Liebe nicht verschmähen? — — Otilie! — würden Sie meiner Liebe begegnen können?"

„Er war bei diesen Worten aufgestanden und blieb fragend, in ehrerbietiger, erwartender Stellung, vor ihr stehen. Sie sah an ihm em-

pot, und ein Glutſtrom ſchoß über ihr Geſicht. Die Wünſche, die ſie ſich in ihrer anſpruchloſen Demuth nie zu geſtehen gewagt hätte, die tiefe Neigung, die ſie zu ihm zog, Alles ward auf einmal in Ihrem Innern wach; das Blut in ihren Adern jagte in ſchnellen Pulsſchlägen nach dem beſtürmten Herzen; Sie antwortete nicht, allein ihr glühendes Erröthen ſagte ihm mehr, als die beredteſte der Sprachen. „Otilie!“ flüſterte er im Hauch der tiefſten Liebe — und beugte ſich zu ihr herab, — und — der entſcheidende Augenblick vereinte ſie in einem heiligen Kuſſe.“

„Eine Reihe glücklicher Tage, vielleicht die einzig wahrhaft glücklichen in ſeinem Leben, begannen für Xavier. Entſchloſſen in ſeinen Handlungen, war er unerſchütterlich treu in ſeinen Gefühlen. Eine ſelige Empfindung von Sicherheit, von Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt, zog ſeit dem Augenblick in ſeinen Buſen ein; er hatte klar und ohne Wanken dem Götterſpruch in ſeinem Innern gefolgt, und wenn das Schickſal ſeinem Glück auch keine lange Dauer geben woll-

te, ſo durfte es doch wenigſtens kein leiſer Vorwurf trüben!“

„Der folgende Tag war zur Abreiſe der Neuvermählten und der übrigen Gäſte feſtgeſetzt. Xavier bat um Vergunſt, noch einen Tag länger bleiben zu dürfen. Man konnte dieß von einem Manne in Xaviers Verhältniſſen nicht anders als verbindlich aufnehmen. Als nun die geräuſchvollen Scenen des Abſchiednehmens vorüber waren, als die ſehr klein gewordene Hausgenoſſenſchaft ſich zum Mittagsmahl geſetzt hatte, — wobei jedoch Otilie abermals nicht erſchien, — begann Xavier einen feſten Blick auf den Herrn des Hauſes richtend: „Herr von R.. Sie haben noch ein Fräulein, eine Tochter des Lieutenants R.. in ihrem Hauſe?“

„Dieſe Frage ſchien ſehr zu überraſchen. Herr von R. blickte vom Teller auf zu ſeiner Gattin hinüber, und ſagte dann, ſeine Verlegenheit unter ein höfliches Lächeln bergend: — „In der That, unſer lieber Gaſt ſcheint ſchon ſehr unterrichtet von den Familienverhältniſſen in unſerm Lande.“ — „Allerdings,“ fuhr er

nach einer Weile fort — „hat dieser N.. unsrer Familie einen kleinen Flecken gegeben; indessen was kann man für seine Verwandten? und wo ist ein gutes Haus, dem nicht etwas Aehnliches begegnet wäre? Uebrigens ist das Mädchen gut, und warum sollte man ihr einigen Schutz versagen?"

„Ein leichtes Stechen zuckte durch Xaviers Brust bei der Art, wie seiner Geliebten und ihrer Herkunft Erwähnung geschah; doch schnell darüber sich erhebend, sprach er mit Adel: „Nicht allein billigen muß ich den Schutz, den Sie dem Fräulein von N.. haben angedeihen lassen, sondern ich bitte Sie selbst darum, und in noch näherer Beziehung."

Er erzählte hierauf, wie er Otilien habe kennen lernen und fügte hinzu, „daß er es nun für Pflicht halte, ihre Anverwandten von seinen Gesinnungen und Absichten gegen sie zu unterrichten."

„Diese Worte erregten ein grenzenloses Erstaunen. Alles, was seinen Entschluß vielleicht hätte wankend machen können, glitt an

diesem festen Herzen ab, und so gewann die Lage der armen Otilie in diesem Hause mit einem Male eine zauberhafte Umwandlung. Ihr Geliebter mußte zwar des andern Morgens nach der Residenz zurück, allein, so oft ihm seine Geschäfte einige Tage Freiheit gönnten, wandte er sie zu Besuchen bei der Erwählten an. Und immer theurer wurden sich die Beiden, je näher sie sich kennen lernten; immer mehr fühlten sie die schnelle, aber sichre Wahl des entscheidenden Augenblicks gerechtfertigt. Oft nutzte Xavier selbst einige Nächte zur Hin- und Wiederreise, um dadurch einen Tag an Ihrer Seite zu erkaufen."

„Er wollte ihr Anfangs den Aufenthalt in irgend einem andern anständigen Hause verschaffen, bis er im Stande seyn würde sie in das seinige zu führen; allein Otilie, voll zarter und gewissenhafter Ehrfurcht gegen alles das, was der letzte Wille ihres unglücklichen Vaters nur im Entferntesten in sich schloß, wünschte den Zufluchtsort, den er ihr angewiesen, vor jener Zeit nicht zu verlassen; und da man jetzt

die Braut eines bedeutend angesehnen Mannes nicht mehr behandelte, wie die arme Verwaiſte, ſo fand auch Xavier keine Urſache, beſtimmt auf eine Aenderung zu dringen."

Sobald das Wichtigſte von ſeinen Staatsaufträgen beendigt, und ihm eine bedeutende Entfernung geſtattet war, ſäumte er nicht, die Reiſe in ſein Vaterland zu unternehmen, um ſeiner Mutter die getroffne Wahl mündlich vorzutragen, und ihre Einwilligung zu erbitten, die dem trefflichen Sohne allein zu ſeinem Glück noch nöthig ſchien. Abſichtlich hatte er ihr nichts davon geſchrieben; zu wohl kannte er den etwas unbiegſamen Geiſt der ſonſt ſehr achtungswürdigen Frau, und zu zart, zu bedenklich kam ihm die Lage der Sache vor, als daß er ſie dem ungewiſſen Eindruck eines Briefs hätte anvertrauen ſollen. Daß ſie vorzeitig davon erfahren haben ſollte, fürchtete er nicht; es war zu viel Anlage von Größe in ihrem Charakter, die ihr nicht geſtattete, durch kleinliche Nachforſchungen, wie viele ihres Geſchlechts, den Tritten ihrer Entfernten zu folgen.

Zärtlich, leidenſchaftlich, doch nicht muthlos, ſagte Xavier ſeiner Geliebten Lebewohl; aber mit heftigen Thränengüſſen hing Otilie an ſeinem Halſe; gleich als wollte ſie die Gegenwart, die theure, vor unwiederbringlichem Verſchwinden zurückhalten. —

Beinahe hätte ihr Zagen auch den hoffnungsvollen Muth ihres Freundes erſchüttert, und die düſtern, herbſtlichtraurigen Gegenden, durch die er reiſte, waren nicht geeignet, ihn aufzuheitern. Nach mehrern Tagen der Reiſe kam er einſt gegen Abend auf dem Landgute ſeiner Mutter an. Er ſtieg am Eingange des Dorfes aus, und ging allein durch den Gang von italieniſchen Pappeln, der das Hölzchen vom Garten trennte, um ungeſtört die wohlbekannten, vertrauten Gegenſtände zu begrüßen. Wehmüthig ſah' er in dem Halbdunkel, das ſchon hier herrſchte, wie der Herbſt rings Alles verödet hatte; der Kanal, der ſich längs den Pappeln hinzog, war mit gefallnen gelben Blättern dicht überdeckt, und ſchauerlich rauſchte bei jedem ſeiner Tritte das welke Laub vor

seinen Füßen auf. „Herbst?“ — fragte er leise, in sich zusammenschauernd — „sollte es denn schon Herbst auch für mein Leben seyn?“

Als er über den Hof ging, erkannten ihn trotz der Dämmerung einige begegnende Dienstleute, und grüßten ihn mit heller Freude; denn alle liebten ihren guten Herrn bis zur Anbetung.

„Was macht meine Mutter?“ fragte er sie mit Hast.

„Die gnädige Frau ist wohl!“ war die Antwort, und leichter athmend eilte er nun nach dem Schlosse zu, in dessen Fenstern noch kein Licht brannte, ausgenommen in einem kleinen Kabinet, das seine Mutter zu bewohnen pflegte.

Alles ward nun rege, ihn zu empfangen; selbst die Doggen, welche den Hof bewachten, erkannten ihn wieder, und sprangen freudig ungestüm an ihm empor. Doch ehe noch jemand der Gebieterin seine Ankunft melden konnte, war er die Treppe schon hinauf geflogen, und eilte durch Saal und Zimmer zu dem bekannten Kabinet.

Dort saß denn die verehrte Mutter, als er die Thür geöffnete, auf ihrem kleinen Sopha, und hatte auf dem Tischchen vor sich, beim grünbeschirmten Kerzenschein eine Menge der neusten Schriften liegen, womit die geistreiche Frau ihre einsamen Stunden auszufüllen pflegte. Sie hatte bei dem Geräusch im Hof und Vorsaal aufgehorcht, und jetzt beim Anblick des eintretenden geliebten Jünglings hob sie sich mit einem Ausruf der Freude von ihrem Sitz empor, und schloß den ihr Entgegenstürzenden mit Heftigkeit an ihre Brust. —

Der Ausbrüche der Freude, der Liebe, nach einer Trennung von zwei Jahren, war es kein Ende. Auch seine Schwester — meine Mutter — damals ein vierzehnjähriges Mädchen, eilte noch mit der alten kindlichen Herzlichkeit herbei, und überhäufte ihn mit tausend Liebkosungen. Nichts ward versäumt, ihm zärtliche Aufmerksamkeit zu zeigen. Die Mutter ließ ein freundliches Kaminfeuer entzünden, das mit den heitern Flammen bald alle Gegenstände hell beleuchtete; sie bestellte wärmenden

Thee — der zu jener Zeit noch nicht so in die Ordnung des Tages gehörte — um nach der kalten Herbstluft dem lang entbehrten Lieblinge recht wohlzuthun. Auch die kleine geschäftige Hauswirthin Camilla, seine Schwester, war nicht langsam, die trockne Geistesspeise, die Bücher, auf die Seite zu räumen, statt deren sie das schöne, weiße Porzelaingeschirr vor ihrem Bruder aufstellte. Bald rauchte und duftete eine Tasse des köstlichsten Getränks vor ihm, von der kleinen Hebe eingegossen."

Es hätte all dieser liebenden Bemühungen, ihn zu erwärmen, nicht bedurft, sein Herz schlug warm gegen die jugendliche Brust, und gab sich mit aufwallender Rührung allen Eindrücken alter, heimischer Gewohnheit und nie ersetzbarer Verwandtenliebe hin.

„Während dem ersten fröhlich abgebrochnen Hin- und Wiedersprechen hafteten die Augen der frohen Mutter unverwandt auf den lieben, lang nicht gesehnen Zügen, und bald hatte sie mit weiblichem, mit mütterlichem Scharfblick die Veränderung errathen, die un-

ter dieser Zeit in seinem Herzen vorgegangen war. Ein leichter Vorwand mußte Camillen entfernen; „und nun“ — — sagte die Mutter gütig — „nun wird mir mein Xavier ein Geständniß nicht länger vorenthalten, wonach ich mich so lang gesehnt habe; — nicht wahr? — ich lese es in deinen Augen — du hast gewählt?“

„Ja, theure Mutter!“ rief Xavier, mit überraschter tiefster Weichheit des Gefühls, „ja, ich habe gewählt, und nur Ihres Segens bedarf ich noch, um innig und unaussprechlich glücklich zu seyn!“

Er hatte, sich vor ihr niederbeugend, ihre beiden Hände gefaßt, sie mit heißen Küssen bedeckt, und hielt sie nun fest zwischen die seinigen gepreßt, indem er ihr mit flehendem Blick ins Auge sah.

Die Mutter sah ihn fast betroffen an; einen so leidenschaftlichen Ausbruch hatte sie nicht erwartet, und es war fast, als ob er ihr etwas Ungleiches verkündigen solle. „Nun, lieber Xavier?“ sagte sie langsam, und die vo-

rige Freundlichkeit zurückrufend, „und wer iſt denn deine Geliebte?“

„Sie heißt Otilie von R..“ verſetzte Xavier.

„Nun dann!“ ſagte die Mutter mit merklicher Heiterkeit, „ſo iſt ſie ja von recht gutem Geſchlecht! — Und wer ſind, oder waren ihre Aeltern?“

„Ihr Vater“ — erwiederte Xavier, jetzt etwas ſtockend — „Maximilian von R.., war Huſarenofficier in öſtreichiſchen Dienſten“ —

„Wie?“ rief die Mutter herumſinnend, und Schrecken, Mißbilligung, Strenge und Unmuth malten ſich ſchnellwechſelnd auf ihrem Geſicht, „wie? eine Tochter jenes Lieutenants R.., der den Fluch ſeines Vaters erhalten, und durch den Kummer, den er ihm verurſacht, Schuld an deſſen frühzeitigem Tode iſt? dieſer ganz abgeſtorbene Zweig an einem edeln Stamme! — Und die Tochter eines verächtlichen, eines verabſcheuungswürdigen Menſchen haſt du erwählt?“

„Sie hatte dieſe Worte mit aller ihrer na-

türlichen Heftigkeit gesprochen. Xavier stand schweigend; der warme Blutstrom, der in froher Wallung nach seinem Herzen getrieben und seine Wangen hochgeröthet hatte, stockte jetzt auf einmal in allen seinen Pulsen, und er wandte sich traurig, aber stolz, in sich zurück.

„Denn nicht allein," fuhr sie erläuternd fort, „daß er durch seine Mißheirath, die an sich doch immer die ehrwürdige Ordnung einer untadelhaften Stammfolge verletzt, den Vortheil, von einer Reihe geachteter, edler Vorältern abzustammen, gleichsam verachtend von sich gestoßen hat, auch die ersten und heiligsten Gesetze der Natur hat er durch seinen Trotz, durch seine Uebereilungen gegen seinen Vater, freventlich übertreten, und so mit Recht die Geringschätzung seiner ganzen Familie, ja aller andern guten Menschen, auf sich geladen."

„Xavier wagte nun, ihr vorzustellen, wie doch die gute, fromme Otilie ganz unschuldig an den Vergehungen ihres sehr hart bestraften Vaters sey, und wie selbst er durch tiefe Reue die Fehler einer zu brausenden Jugend auf eine

rührende Weise ausgelöscht habe; doch immer kam sie darauf zurück, daß die Stimme der Ehre, die unbestechliche, gegen ihn sey, und daß, wer selbst Ehre liebe, sich nicht mit dem, was ihm angehöre, verbinden könne."

Ein Bedienter meldete eben, daß die Abendmahlzeit aufgetragen sey, und Xavier, aufs neue empfindlich in seinem Innersten verletzt, folgte seiner Mutter in das Speisezimmer, wo die Gegenwart der übrigen Hausgenossen jede Fortsetzung dieses Gesprächs unmöglich machte, und nun eine höchst schmerzliche Spannung an die Stelle jener ersten entzückten Mittheilungen trat.

Nach dem Abendessen wollte Xavier seiner Mutter in ihr Zimmer folgen. „Laß das, Xavier," sagte sie gemildert, „ich weiß selbst, ich bin lebhaft; ich könnte vielleicht ein zu hartes Wort aussprechen; darum will ich erst bessern Rathschluß abwarten. Lege dich nieder, mein Sohn! du wirst ermüdet seyn."

Gehorchend küßte Xavier ihre Hand, und ging traurig nach dem für ihn bereiteten Zim-

mer. Indessen stahl sich doch die Hoffnung in sein Herz, das mütterliche Herz werde den vorgestellten Gründen nachgeben.

Des andern Morgens in aller Frühe eilte ein reitender Bote, mit einigen Zeilen der Mutter, nach dem Schlosse des Grafen, ihres Bruders, worin sie ihn beschwor, auf kurze Zeit zu ihr zu kommen, um einer wichtigen Angelegenheit willen. Der Graf kam, und mit ihm noch ein älterer Verwandter, der eben bei ihm zu Besuch gewesen war. Mit ihrem Bruder, mit ihm, von dessen Geist und Einsicht sie eine ausschließend hohe Meinung hatte, ging sie nun zu Rathe über das Schicksal des armen Xavier, und freilich mußte ein Mann, kalt und stolz von Natur, in seinem funfzigsten Jahre anders fühlen, als der, der eben sieben und zwanzig zählte. Auch der Vetter stimmte ihm bei, und das entscheidende Betragen der Mutter ward völlig gerechtfertigt und bestätigt.

Vor dieses Gericht nun ward Xavier gerufen; der Oheim trug einige an sich ziemlich

tichtige Gründe für die Rechtmäßigkeit des Ahnenstolzes mit Würde vor, und fügte diesen noch mehrere philosophische Scheingründe bei. Doch, wie erstaunte er, als sein Neffe gefaßt erklärte, daß er alle diese Gründe, die wahren und die scheinbaren, wohl kenne; daß aber die seinigen jene bei weitem überwögen.

Der Unwille der Mutter ward aufs neue rege; der Vetter wußte noch viele nachtheilige Züge von Otiliens Vater zu erzählen; der Oheim aber suchte dem Jünglinge durch geistreichschätzigen, stolzen Spott zu imponiren. Doch dieß war nicht der Weg zu Xaviers Herzen. Mit Ehrerbietung, aber zugleich mit Festigkeit, erklärte er, daß sein Entschluß gefaßt sey, und daß ihn nichts zum Gegentheil bewegen werde.

Er verbeugte sich ehrfurchtsvoll, und verließ schnell das Zimmer, die Brust bis zum Zerspringen voll; er hoffte sich durch einen Gang ins Freie Luft zu machen, und eilte in den Garten, in das anstoßende Hölzchen, durchschweifte Wies' und Flur, ohne daß er sich

doch ganz ſelbſt wiederfinden konnte. Es mußte ihn freuen, ſich ſo behauptet zu haben, und gleichwohl war ſein Herz doch ſo beklommen.

Es zog ihn bald wieder ins Schloß. Als er zurück kam, hörte er, daß der Oheim nicht lange nach ſeinem Weggehn nach dem Wagen gerufen habe, und mit dem Vetter fortgefahren ſey. Er eilte in das Zimmer ſeiner Mutter; allein betroffen bebte er einen Augenblick zurück, als er ſie auf dem Sopha liegend erblickte, und ſie die Augen bei ſeinem Nahen unwillig ſchloß, als ob ſie nicht geſtört ſeyn wolle.

Beſtürzt ging Xavier nach dem Fenſter, ſchonenden Trittes, nahm einen Stuhl, und ſetzte ſich, den Kopf in die Hand geſtützt. Die fröhliche Camilla trat jetzt ein, hüpfte, ohne die Mutter zu bemerken, nach dem Fortepiano, und ſpielte einige raſche Tänze. Indem ward ſie die Liegende gewahr, welche mit kranken Augen zu ihr hinſah; im Augenblick, mitten im Takte, ſprang die Kleine empor, flog ängſtlich zu der Mutter hin, und rief mit dem kindlich

zärtlichſten Tone: „Was fehlt dir, meine Mutter? Haſt du Kopfſchmerz? — O Gott, ich habe dir wohl mit meinem raſchen Spiele weh gethan? — Nein, da will ich in vierzehn Tagen nicht wieder ſpielen!

„Willſt du?“ ſagte die Mutter die Hand ihr reichend, mit einem Tone, der Xavier durch die Seele ſchnitt — „du alſo willſt mir deine Freude aufopfern, du gutes Kind? Dir iſt es nicht gleichgültig, ob deine Mutter vor Gram und Kummer ſtirbt. Nun, ſo hat mich doch Gott noch nicht ganz ſinken laſſen!“

Dieſe Sprache konnte Xavier nicht ertragen; mit ſolchen Waffen durfte ſie ihren unglücklichen Sohn nicht angreifen, wenn ſie nicht wollte, daß er geſchloßnen Auges jedem ihrer Befehle folgen ſollte, und gält' es auch ſein ganzes Lebensglück. Er ſprang auf, eilte auf ſie zu, und ſich vor ihrem Lager niederſtürzend, wollte er ihre Hand ergreifen, indeß Thränen aus ſeinen männlichen Augen brachen; allein ſie richtete ſich halb empor und ſagte: „Was iſt das, Herr von M.?“ Und Xavier

sah, wie eine fieberhafte Röthe ihr Gesicht überzog — „Sie sind ja längst mündig! Sie haben nicht nöthig, bei Ihrer Wahl auf irgend jemand Rücksicht zu nehmen! Was kümmert Sie es, ob eine Mutter" — —

„O um Gotteswillen! meine Mutter, nicht diese Sprache!" rief Xavier; „womit verdien' ich sie? Hab' ich Sie durch Ungehorsam beleidigt?"

„Auch hätt' ich warlich nicht gedacht, daß du mich je so bitter kränken würdest, als du es heut gethan hast!" fuhr sie etwas gemilderter fort, als sie seine Thränen auf ihren Händen brennen fühlte.

„Nein, Xavier, wer einen ehrwürdigen Oheim so beleidigen konnte! und gleichsam unsre ganze Familie! — denn Alle werden dagegen seyn, nach dem, was ich noch darüber gehört habe" —

„O meine Mutter!" unterbrach sie Xavier, „Hören Sie mich!"

„Ich will nichts mehr darüber hören!" versetzte sie mit wiederkehrender Heftigkeit.

„Entweder du entsagst dieser Verbindung, oder, ich fühl' es, — der Kummer über deinen Undank wird mich tödten! — Xavier!" sagte sie, und Thränen drangen auch aus ihren Augen, — „ich habe dich immer so gränzen'os geliebt; und nun solltest du deinem Wunsche das Leben deiner Mutter opfern?"

„Wohlan, meine Mutter!" sagte jetzt Xavier, indem er sich empor richtete, und wie ein siegender Engel ihr gegenüber stand, — „mein Kampf ist ausgekämpft; leben Sie heiter! Ich werde mich nicht mit Otilien verbinden"

„Ist das dein Ernst?" fragte die Mutter wie neu belebt; „Xavier! versprichst du mir das?"

„Ich schwöre, daß ich mich nie gegen Ihren Willen vermählen werde!" sagte Xavier, und legte seine Hand aufs Herz; „allein auch nie, meine Mutter, verlangen Sie, daß ich mich mit einer Andern verbinde!"

Seit diesem Augenblicke war ihm zu Muthe, wie einem Helden, der zwar einen herrlichen Sieg errang, allein alle die Theuern,

die er liebte, auf dem öden blutigen Schlachtfelde zurückließ."

Er wünschte nun, wenigstens seine Geliebte persönlich von dem schweren Opfer unterrichten zu können, das er der kindlichen Pflicht gebracht hatte; allein dem Grafen, seinem Oheim, war es leicht geworden, durch seinen bedeutenden Einfluß zu vermitteln, daß man ihn nicht an jenes entfernte Fürstenhaus zurück sandte, sondern am vaterländischen Hofe so überhäuft beschäftigte, daß ihm jede entferntere Reise unmöglich ward. Und so blieb ihm nichts, als ihr schriftlich die überströmenden Gefühle des geopferten Herzens auszusprechen.

Er schrieb ihr unter Andern: „Den Muth deines Vaters, theure Otilie, hab' ich nicht. Oder vielmehr, in meiner Lage würde er ihn auch nicht gehabt haben. Der Willkür stolzer untheilnehmender Verwandten ist man fähig zu widerstehen; allein den Bitten, den Vorwürfen einer unvergleichlichen Mutter? ihr, für welche mir die Liebe, die Verehrung von

Kindheit auf wie zur zweiten Natur geworden, gleichſam mit den Fibern meines Herzens verwachſen iſt! — Und was ſag' ich? ihren Bitten? — nein, ihren Thränen! O Otilie, — dir darf ich es nicht ſagen, du fühlſt ja auch, wie ich! — die Thränen einer Mutter, ſie fallen brennend auf das Herz, und wehe dem Unglückſeligen, welcher ſie fließen ſieht, und nicht eilt ſie zu trocknen! — und wär' es auch — mit Aufopferung ſeines ganzen Glücks!

„Seines ganzen Glücks? — Ja, himmliſche Geliebte, daß ich dieß aufopferte, als ich deinem Beſitz entſagte, das fühl' ich wohl in allen Tiefen meines Lebens! Und wenn meine Liebe für dich nicht ſtärker war, als mein Gefühl für Pflicht und Tugend; ſo iſt ſie mindſtens ſtärker, als jede Möglichkeit von irdiſchem Glück. Ja, nimm den Schwur, theures geliebtes Mädchen, daß nie ein andres Weib — ach, du kennſt mich zu gut, um das zu fürchten! — aber daß nie ein Traum von Glück in die Seele deines unglücklichen Freundes kommen wird, wenn

es nicht der Gedanke ist, dir, auch getrennt, noch ewig zu gehören. —

Still lebte er seit dieser Zeit in rastloser Thätigkeit, seinen Geschäften als Staatsmann; keine Klage, nicht der leiseste Vorwurf, kränkte seine Mutter; allein unerschütterlich stand auch sein Entschluß, nie eine andre Verbindung einzugehen. Die Mutter und ihre stolzen Verwandten sahen nun wohl, daß nichts so leicht die Festigkeit dieses Gemüths brechen werde, und die Furcht, einen so edeln Stamm aussterben zu sehen, bewegte sie endlich, in die Wahl seines Herzens einzuwilligen.

Mit welchem Entzücken Xavier diese Einwilligung aufnahm, und wie sehr er eilte, der Geliebten, nach nun besiegten Schwierigkeiten, selbst ihr vereintes Glück anzukündigen, bedarf keiner Worte. In seiner Stimmung, und in der schönen Jahreszeit, — es war eben, wie jetzt im Juni — wollte er dießmal die Reise zu Pferde machen, bloß von einem Bedienten begleitet, den er liebte.

Die Gegenden, die ihm bei seiner Heim-

reiſe in ihren düſtern Herbſtnebeln ſo traurig vorgekommen waren, ſchienen ihm jetzt nicht mehr dieſelben, da alle Wieſen und Felder mit ihren ſchönen farbigen Johannisblumen, die Hecken mit wilden Roſen, und die Wälder mit ihrem friſcheſten, vollgrünen Laube prangten. Die ſchönſten Farbenlichter aber goß Phantaſie und Hoffnung dem Liebenden über die ganze Schöpfung aus. Jetzt endlich durfte er ſich frei der reinen Neigung ſeines Herzens überlaſſen, jetzt, wo ſeine Standhaftigkeit und Tugend alle Schwierigkeiten überwunden hatte, und nun der Lohn der ſchönſten Kämpfe ſeiner harrte.

Der Weg war ohne Aufenthalt zurückgelegt worden, auch die letzte Nacht wandte er noch zur Reiſe an, da es herrlicher Mondſchein war, um des andern Morgens bei guter Zeit im Schloß der Liebe anzulangen. Er ritt, von ſeinem treuen Diener begleitet, über thauige Wieſengründe, an feuchtflimmernden Erlenbüſchen hin. Zuweilen blickten maleriſche Höhen, bald Weinberge, bald romantiſche Felſen, mit mondbeglänzten Zinnen über die Erlenhaine.

Xavier dachte hier unwillkürlich an die alte, schöne Romanze, vom schlanken Fortunat:

Thauig in des Mondscheins Mäntel
Ruht die stille Sommernacht;
Und ein Ritter reitet singend
Wiesenthal und Wald entlang.

Munter zu, mein gutes Pferdchen!
Sagt er, klopft ihm sanft den Hals;
Weißt du nicht daß wartend Lilla
An dem offnen Fenster wacht? u. s. w.

So theilte sich die Poesie seines Herzens auch allen äußern Gegenständen mit; die Fluren wurden ihm zu Paradiesen. „David!" sagte er freundlich zu seinem Diener, „du sangst vorhin leise für dich eine recht hübsche Melodie; was war dieß für ein Lied?"

„Ach, gnädiger Herr," erwiederte Jener, „es ist ein schönes Lied! Ich hörte es gestern Abend, und weil es mir so gefiel, so hab' ich es auswendig behalten."

„So sing es doch einmal!" sagte Xavier äußerst froh.

„Aber lieber, gnädiger Herr," erwiederte

der Jüngling, „es paßt ſich eigentlich jetzt nicht für Sie; es iſt ein wenig traurig.“

„Sing' es nur, guter Junge!“ rief Xavier, und David faßte Muth und verſuchte leiſe den Ton.

Die Gegend hatte ſich indeß verändert; das Thal war auseinander getreten; dunkelblaue Wälder dämmerten auf beiden Seiten über den Feldern drüben, und ſtiegen langſam die lehnigten Höhen hinan; ganz einſam, einſam war es hier und ſchweigend; nur ein breiter Feldbach ging neben ihnen durch die Aehrenflur, als wolle er ihr Führer ſeyn, und miſchte ein ſchwermüthiges Geflüſter in die ringsum waltende Stille.

Jetzt hatte David die Melodie gefunden und ſang das nachfolgende Lied eines unſrer vorzüglichen Dichter:

Knapp, mein Knapp, was für ein Läuten
Hör' ich, wo die Linde ſteht? —
„Herr, die Heerde wird's bedeuten,
Die am grünen Berge geht.“

Aber, Knapp, was für ein Singen
Tönet traurig immer fort? —
„Herr, im Dorf die Leute bringen
Eine Braut zur Kirche dort.“

Aber, Knapp, was seh' ich schweben
Für ein weißes Fähnlein hier?
„Fragt nicht weiter! Sie erheben
Es der Braut zu Ehr und Zier."

Aber sieh, was steht geschrieben
Nah dabei am Marmorstein?
„Herr, es ist der Schwur der Lieben,
Treu bis in den Tod zu seyn."

Wie? mein Knapp, der Liebsten Name?
Geh, und frage, was es giebt! —
„Nun so wißt: — Vor bitterm Grame
Starb, die ihr daheim geliebt."

Knapp, was sagst du? — Fern geblieben
Härmte sie sich todt um mich?
Bertha todt? — „So steht geschrieben."
Bertha! nun so sterb auch ich!

Ein solches Lied hatte Xavier freilich nicht erwartet. Unwillkürlich drangen die Schauer der Einsamkeit auf ihn ein, und ernster ritt er weiter.

Doch ehe sich der Mond noch senkte, ging schon die Sonne am andern Ende des Himmels auf, und zerstreute mit ihrer heitern Pracht alle nächtlich schwermüthige Gedanken, so wie sie eine veränderte, anmuthig blühende Landschaft

beſchien. Dörfchen blickten nun wieder aus buſchigen Vertiefungen, Kirchthürme hoben ſich aus dem Nebel vor, und ihre goldnen Fähnchen blitzten im Sonnenſtrahl, als wären es Sterne, die heut vergeſſen hätten unterzugehen. Und alle Sterne der Hoffnung gingen wieder in Xaviers glücklichem Herzen auf.

Nicht lang, ſo hob die Sonne die Zinnen des erſehnten, theuern Schloſſes, funkelnd wie Stahl auf klarem Himmelblau, hervor; und jetzt, jetzt bewillkommte er die Gegenden aufs neue, die ihm ſo lieb geworden waren.

Er ritt ins Thor des Schloſſes ein, da ſtand der Hausherr ſchon im Eingange des Hauptgebäudes, doch, wie es ſchien, empfing er ihn mehr überraſcht und verlegen, als erfreut. Er führte den Ankommenden in das Zimmer ſeiner Frau, wo dieſer, nach den erſten Begrüßungen der Höflichkeit, ohne Weiteres nach Otilien fragte, und die Urſache ſeiner Anweſenheit erklärte.

Eine tödtliche Verlegenheit malte ſich bei dieſen Worten auf den Geſichtern; und — nach

mancherlei märternden Umschweifen erfuhr Xavier, daß — Otilie vor drei Tagen gestorben sey.

Wer je sein Herz mit allen Kräften seines Lebens an irgend einen theuern Gegenstand gehangen hat; wer je nach qualvollen Hindernissen nun endlich auf höchstem Gipfel schwindelnder Hoffnung stand, und nun mit einemmal in einen bodenlosen Abgrund stürzte, der vermag das Gefühl zu fassen, das mit diesen schrecklichen Worten in Xaviers Seele drang. Er forderte den Leichnam seiner Geliebten zu sehen; man mußte den Sarg öffnen, wo sie in schlichtem weißen Kleide lag, — ach, das Brautkleid der armen Otilie! Keinen Schmuck hatten ihr die strengen Verwandten gegeben; allein seltsam war es, Tod und Verwesung schienen, mitleidiger als die Menschen, gezögert zu haben, all diese Anmuth zu zerstören, um der unglücklichen, verzweiflungsvollen Liebe noch einen Augenblick der Wonne zu gewähren!

Xavier stürzte sinnlos auf die geliebte Leiche; sein Leben schien sich an dem kalten Marmor auszuhauchen, worein der Tod diese sanfte Ge-

ſtalt verwandelt hatte. — Eine ſchwere Krankheit nahm ihn von Stund an in ihre tiefbetäubende Gewalt.

Das weiche Herz Otiliens hatte die letzte Wendung des Schickſals nicht mit dem Muthe ertragen können, den ihr Freund von ihr forderte. So lang ihr Leben einförmig ſtill und freudlos hingefloſſen war, ihr das Glück nie trügeriſch gelächelt und vor allen der Zauberſtrahl der Liebe die Veſten ihres Weſens noch nicht erſchüttert hatte, war ſie wohl fähig geweſen, ihr Herz mit Himmelsworten der Geduld in Ruhe zu wiegen; allein jetzt, da ſie die Seligkeit des Daſeyns erſt hatte kennen lernen, jetzt dieſen ſchnellen Wechſel, vom höchſten, nie geträumten Glück zur gänzlichen Vernichtung aller Hoffnungen, wie ſelten erträgt ihn ein menſchliches Gemüth! Zwar hatte Xavier eben ſo großmüthig, als zart, für die Sicherung ihrer äußern Lage geſorgt; allein die immerwährenden kränkenden Bemerkungen ihrer Verwandten, über Demüthigung zu hochfliegenden Stolzes, über Leichtgläubigkeit der Mädchen und Unbeſtand der Männer,

welchen, ein Vorwand für ihren eignen Ueberdruß nur zu willkommen sey, und alles was Neid und Alltäglichkeit gegen seltnere Liebe zu sagen pflegt, verbitterten ihr das, was die zärtlichste Vorsorge für sie gethan hatte, und weckten quälende Zweifel in ihrem Innern auf. Selbst der Nachtheil, den diese Auflösung eines bekannten Verhältnisses in den Augen der Welt auf sie warf, — ihr Herz war nicht stark genug, dieß Alles zu ertragen, und unter vergeblichen Kämpfen gegen ihr Schicksal und verzehrender Sehnsucht nach dem unvergeßlich Geliebten, hauchte sie ihre sanfte Seele aus.

Alles dieß, was er theils erfuhr, theils ahnen konnte, drängte sich wechselnd in fieberhafter Schnelle durch Xaviers Sinn; er sagte sich, wie seine Liebe, statt sie zu beglücken, sie frühzeitig und qualvoll ins Grab gestürzt habe; Verzweiflung, ja selbst Wahnsinn, schlugen schon ihre dunkeln Flügel verlangend nach ihm auf. Allein die ewige Vorsicht ließ ihnen nicht ein so edles Opfer; nach drei Monaten schweren Leidens siegte die Kraft der Jugend; er konnte sein La-

ger verlaſſen, und das Bewußtſeyn kehrte wieder; aber Worte über den Zuſtand ſeines Gemüths kamen nicht über ſeine Lippen. — — Als er zum erſtenmal wieder ausfahren durfte, befahl er ſeinem Kutſcher, nach einem nah gelegnen Orte zu fahren, wo eine Commende der Maltheſer war. In Kurzem trug er das weiße Kreuz, das ihn auf immer vom bräutlichen Altare ſchied.

Er machte, nachdem er ſeine Würde im Staate niedergelegt hatte, eine Reiſe nach Maltha, und in einem Zuge gegen die Algierer ſuchte er die erſten glühenden Schmerzen ſeiner Seele zu löſchen. Dann aber, als der Tod ihn hier vermieden hatte, hob er ſich groß über ſich und den Schmerz empor! Er kam zurück in ſeine Heimath; und durch reiche Saaten des Wohlthuns wußte er das Geſchick zu beſiegen, und ihm für Andere wenigſtens das Glück abzuringen, das es ihm ſelbſt grauſam verſagte. Eben ſo viele Thränen hat er getrocknet, als er ſelbſt in heiß und ſchwer durchkämpften Stunden vergoſſen hat. — — Der Stamm der M. iſt

ausgestorben, allein das Andenken an den edeln Xavier wird fortleben, so lange noch ein Enkel der jetzigen Bewohner dieser Gegend lebt.

Dies Gut, das er zuletzt bewohnte, ist das einzige, was nicht, wie die andern, als Mannlehn, an seine weitläuftigen Lehnsvettern gefallen ist. Hier hat er mich als Kind oft auf den Knieen gewiegt; oft habe ich, von einer stillen Neigung angezogen, in sein seelenvolles Gesicht geblickt, und oft mit dem hellen Kreuz auf seiner Brust gespielt, dessen dunkle, ernste Bedeutung ich nicht ahnete! — — „Lassen Sie mich nichts hinzusetzen," beschloß Frau von **, unter hervorquellenden Thränen, — „dieses Zimmer hat er bewohnt, und hier ist auch die Seele des besten Menschen zu seinem himmlischen Urquell zurückgekehrt."

II.

Die

Mädchen am Feldbrunnen.

Die Sonne war heiter untergegangen, und Wölkchen, in denen sich Gold und Azur, Rosenroth und durchsichtig tiefes Veilchenblau vermischten, prangten wie eine bunte Blumenflur des Himmels, im tiefsten Westen ausgebreitet. Auf Erden aber blühten nicht minder schön die Rosen und Purpurmohnen und Cyanen zwischen den goldnen Aehrenfeldern. Es war der Abend vor dem Johannistage. Im mild dämmernden Abendscheine lag das Dörfchen, lagen die Fluren und die ferne Waldung. Da wandelten drei Mädchen nach dem Brunnen im Felde, den an einer Felswand Buchen und flüsternde Eschen überschatteten. Sie füllten ihre Krüge mit der kristallnen Welle, und setzten sich dann auf den Brunnenrand um ein wenig auszuruhen und sich nach vollendetem Tagewerk an einem traulichen Gespräche zu letzen. Denn alle Drei, obgleich

nicht wirkliche Schweſtern, liebten einander ſchweſterlich. Die lieblichſten der Mädchen im ganzen Dorfe waren ſie, und auch die drei ſtattlichſten Jünglinge des Dorfs hatten um ihre Liebe geworben. Allein nur Roſe und die blonde Klara waren glücklich; die ſanfte zärtliche Marie hatte ſchon lange ihres Geliebten entbehren müſſen; er war zur Ferne in den Krieg gezogen, ohne daß ſie Nachricht von ihm erhalten hatte, und ſelbſt an ſeiner Treue mußte ſie zweifeln.

Laßt uns ein Stündchen hier bleiben! fing die lebhafte Roſe an. Mein Anſelm und Dein Heinrich, liebe Klara, müſſen nun bald aus der Stadt zurückkehren und hier vorüber kommen, wenn ſie dort um die Waldecke lenken. Dann können wir ſie überraſchen!

Klara willigte ein, die arme Marie dachte wohl ſtill in ihrem Herzen: Ach Gott! wie glücklich ſind dieſe Beiden! Ich habe keinen Gruß der Liebe zu erwarten! — Allein ſie kämpfte die aufquellende Thräne nieder, und freute ſich innig am Glücke ihrer Freundinnen.

O wie herrlich es iſt, rings um uns her! fing Roſe wieder an, ſo warm und duftig iſt die Nacht! — Seht, dort kehren die Kinder mit ihren ſchönen, bunten Blumen aus dem Felde zurück ins Dorf! — Das werden morgen ſtattliche Johanniskränze werden!

Sie wollen eine dichte Blumenſchnur über die Mittelſtraße des Dorfs wegziehen, ſagte Klara, und auch die Linde bekränzen, wo wir morgen Nachmittag tanzen.

Schade! ſeufzte Roſe, daß wir heut nicht auch Blumen holen konnten. Nun ſind wir müde von der Arbeit und es wird dunkel. —

Nun morgen in der erſten Frühe; — ſagte Klara beſänftigend. — Seyd nur hübſch munter! Dann gehn wir alle drei hinaus in den ſchönen, thaufriſchen Morgen, wenn noch die Perlen auf den Blumen funkeln — bis uns das feiernde Geläut zur Kirche ruft. —

Du haſt Recht, ſagte Marie, das iſt noch ſchöner! — — Aber wie man doch an allem hängt, was uns in den Kindheitstagen freute!

Es iſt aber auch ein ſchönes, ſchönes Feſt!

rief Klara, der längste Festtag in dem Jahre, wo die Natur in ihrer höchsten Reife steht, und gleichsam alle Strahlen, und alle Farben sich zusammen drängen.

Und mir ist er so lieb! sagte Maria, ich weiß selbst nicht warum?

O laßt uns etwas singen! rief die fröhliche Rose, zur Ehre des Johannistages! — Und Du, liebe Klara, fange Du an!

Gern! erwiederte Klara, wenn Ihr mir folgen wollt. — Und die Mädchen begannen mit lieblicher Stimme den folgenden Wechselgesang:

Klara.

Lieblich ist des Veilchens Winken
Aus dem jungen Frühlingsgrün;
Lieblich wie der Sterne Blinken,
Zarter Hiazinthen Blühn;

Doch die höchste Kraft vereinet
Nun das Jahr mit Schöpfermuth;
Und — die volle Ros' erscheinet
In der tiefen Purpurgluth.

Rose.

So, vor andrer Tage Reihen,
Scheint zum schönsten die Natur
Dich Johannistag zu weihen.
Blumigt funkeln Hain und Flur.

Und weil Dich die treue Rose
Nie mit ihrem Glanz verläßt,
— Tag aus sel'ger Heimath Schooße, —
Nennt man Dich: das Rosenfest.

Marie.

Hört Ihr? drüben schlägt am Hügel
Noch einmal die Nachtigall!
Grüßt uns auf der Töne Flügel,
Schwärmerisch — zum letzten Mal!

Holde Sängerin der Liebe,
Wo die Ros' ist, mußt Du seyn!
Ohne süßen Wohllaut bliebe
Doch verödet Flur und Hain.

Und gleichsam wie zum Wettstreit aufgefordert schwebten aus den thauglänzenden Zweigen die Töne einer späten Nachtigall immer näher heran. Die Mädchen lauschten still entzückt, bis sich die verschwimmenden Töne in der schweigenden Abendluft wieder verloren. —

Wie still es jetzt ist! sagte Klara, nur die letzten Töne der Abendglocke zittern noch leise über das Feld zu uns her.

Und dort, sagte Marie, geht nun der Mond silberhell' über der Waldhöh' auf! —

Wie ein Bote des Friedens ſcheint er uns himmliſche Kunde herüber zu ſenden! —

Aber ein wenig ſchauerlich iſt's doch! rief Roſe. — Die Bäume rauſchen hier ſo heimlich mit dem Rieſeln des Quells zuſammen und werfen, da der Mond nun hinter ihnen ſteht, ſo dunkle, flatternde Schatten auf den Grund!

Und wißt Ihr nicht, ſagte Klara, daß die Johannisnacht eben ſo gut eine Geiſternacht iſt, als die des heiligen Andreas und Sylveſter? Die ſtärkſten Geiſterbande werden da gelöſt, und die Schatten wandeln über die dunkle Brücke zu uns herüber. —

O ſtill, ſtill! rief Roſe und ſchauerte zuſammen, Du machſt uns bang! — Nein nun wollt' ich doch, daß unſere Wildfänge kämen! ſonſt — bin ich im Stand — — ich gehe heim!

Laß uns noch bleiben! bat Klara; — Aber was wir thun könnten, Schweſtern, um uns die ſtille Zeit zu kürzen, wäre, daß wir uns, Jede abwechſelnd, eine Geſchichte erzählten! — So etwas Wunderbares, Geiſterhaftes und doch

Wahres, wovon wir ſagen könnten, daß es ſich wirklich zugetragen habe. —

Nun gut! gut! — ſagte Roſe. — Mir fällt ſogleich etwas ein, das ſich ganz für den heutigen Abend ſchickt! Und um ſo ruhiger kann ich es Euch erzählen, da wir ziemlich entfernt von einem Strome wohnen. — Ihr wißt doch aber, in den Stromgegenden ſagt man durchgängig: Stets am Johannisabende fordre der Fluß ein Opfer. — Nun wohnte vor nicht langer Zeit an dem Geſtade eines ſehr großen Stroms ein ſchönes und ſittſames Mädchen, Agatha mit Namen. Sie war die Tochter eines Schiffers, welcher von Zeit zu Zeit ein Ladungsſchiff den Strom hinauf nach der entfernten Stadt geführt hatte. Jetzt war der Vater todt; ſie wohnte nun allein mit ihrem Bruder in der kleinen, vom Strom umbrauſten Hütte. Ihr Geliebter, ein junger Schiffer aus einer entlegnen Gegend, war ſeines Berufs wegen in der Ferne, und ſie konnte ihn auch ſobald nicht wieder zu ſehn hoffen.

Nun kam die Feier des Johannistages, der allemal im nahen Dörfchen mit Tanz und

Gang begangen ward; ihr Bruder hatte eine Braut im Dorfe und freute sich schon sehr auf das liebliche Fest; aber für Agatha war keine Freude zu hoffen, da sie sie nicht mit dem Entfernten theilen konnte, ob sich gleich viele Jünglinge bestrebt hätten an seiner Statt sie zum Reigen zu führen. — Doch konnte sie sich, als nun der schöne Vorabend des Festes kam, nicht enthalten, auch die gewohnte Blumenfreude zu genießen.

Sie ging daher erst in ihr Gärtchen an der Hütte, das von schlanken Erlen umsäuselt ward, brach dort volle glühende Rosen, deren genug am Haselzaune standen, brach starkduftenden Thymian und dunkle Nelken, und legte Alles in ihr Binsenkörbchen. Drauf eilte sie mit kindlich frohem Eifer hinaus ins Feld, um auch blaue Cyanen und Purpurmohnen zu holen. Die hohen goldnen Kornfelder wogten im Schein der Sonne, die sich eben zum Untergange neigte und ihre Spitzen mit flüchtigem Purpurroth bestreifte.

Agatha hatte absichtlich eine Gegend ge-

wählt, welche vom Dorfe abwärts lag, und wo sie nun ganz einsam war mit ihren Träumen. Sehr schöne Blumen fand sie hier, und flocht die herrlichsten farbigen Kränze. Als sie aber nun die liebliche Arbeit geendet hatte, sagte sie auf einmal wehmüthig nachdenkend zu sich selbst: Aber wem geb' ich sie nun, die schönen Kränze? Ach er ist fern, und wer weiß, ob er mir je wieder kehrt, mein guter freundlicher Johannes! — Dies war der Name ihres Geliebten, wie der des Festtages. —

Doch jetzt kam ihr mit einem Male ein Gedanke, hell wie der Sonnenschimmer, der sich aus Westen goß. Sie eilte nach der stillen Feldkapelle, die sich nicht fern davon am Fuße eines Hügels erhob. Dort war ein Bild des heiligen Johannes, des Schutzheiligen ihres Geliebten. Sie trat in das einsame Heiligthum, die rothe Abendsonne schien eben durch die hochgewölbten Fenster und hob das ehrwürdige Bild hervor. O Du, rief Agatha, Schutzheiliger meines Einziggeliebten! zu Deinen Füßen will ich die bunten Freudenkränze niederlegen! ein Opfer

der Andacht und Treue. — O mein Gott! rief sie und sank inbrünstig betend auf die Knie, beschütze Du mit Deinen Heiligen die fernen Schritte meines Treuen!

Und kaum hatte sie so gebetet, da war es als ob in dem Augenblicke ein weißer, flüchtiger Schatten an ihr vorüber streife. Die Blumen der Kränze, die sie zu den Füßen des Heiligen gehangen hatte, regten sich flüsternd, und ihr war als höre sie deutlich ein dumpfes schauerliches Stromgebrause, obgleich die Luft ganz still und der Strom weit entfernt war.

Erschtocken sprang sie auf, und eilte mit fliegenden Schritten nach ihrer Wohnung zurück. Eine angstvolle Ahnung trieb sie vorwärts. — Die Sonne war indeß ganz untergegangen, und selbst die Abendröthe hatten aufsteigende Wolken bedeckt. Eine trübe regnigte Dämmerung lag auf den Ufern. Der Strom ging hoch, und regte sich mit unterirdischem, fürchterlichem Brausen. — Da sah sie am entfernten gegenseitigen Ufer ein kleines Fahrzeug mit den Wellen kämpfen. Sie flog um ihren Bruder zu holen,

und zeigte ihm den traurigen Anblick. O Gott, mein Brüder, sagte sie, wer weiß, welch armer Fremdling dort sich unserm wilden Strome unvertraut hük, dessen Gefahren er nicht kennt!

Und kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als ein Wirbel das Fahrzeug faßte, es niederschleuderte und den unglücklichen Ruderer in die schlagenden Fluten stürzte. —

Bei diesem Anblick eilten die Geschwister den Nachen loszubinden, um mit vereinten Kräften auf dem ihnen bekanntern Elemente dem Unglücklichen Hülfe zu bringen. Sie kamen bei ihm an als er, eben untersinkend, zum letzten Male sich empor arbeitete, und sie nun deutlich sein Gesicht sehen konnten. — O Gott im Himmel, es ist Johannes! riefen Bruder und Schwester. — Beide faßten nach seinen emporstrebenden Händen, — und — glücklich gelang es ihnen, den Halbentseelten in den Nachen zu ziehen. —

Als sich aber nun beide mühten ihn aus dem Wasser empor zu ziehn, — da fuhr auf einmal eine dunkle Hand aus der Flut herauf,

und faßte nach Agathens entblößtem Arm. — Das Mädchen aber hatte einen der roſigen Johanniskränze um ihren Arm geſchlungen behalten, um ihn daheim an ihrem kleinen Fenſter aufzuhängen; dieſen faßte die dunkle Geiſterhand, und riß ihn wild hinunter in die Tiefe. — Agatha achtete es kaum, und während ſie ſich unter tauſend Liebkoſungen mit dem erretteten Lieblings beſchäftigte, rief ſie, fröhlich nach der Flut hinwinkend: Iſt dir an Blumen etwas gelegen, armer Stromgeiſt? auf ein kleines Blumenopfer kömmt mirs nicht an! Nimm nur den Kranz als für Dich gewunden zum Löſegeld für den Geliebten. —

Und am andern Tage ſchloſſen die Liebenden, an dem Altar der kleinen Feldkapelle, wo ſie der rettenden Erſcheinung gewürdigt worden war, den frohen hochzeitlichen Bund.

Das iſt ihr Schutzgeiſt geweſen! ſagte Marie, der ſie im entſcheidenden Augenblick zum Strom gerufen hat. — Mir war es immer ein ſüßer Glaube, daß uns Gott unſichtbare Begleit

rer zugeselle, die sich schützend zu unsrer Menschlichkeit herablassen?

Gewiß! — sagte Klara. — Sey es auch mit der dunkeln Geisterhand in Deiner Geschichte, wie es wolle, liebe Rose! — so viel ist sicher nicht zu läugnen, daß uns zuweilen die himmlischen Mächte einen Warnungswink geben, der uns retten kann, wenn wir ihm so vertrauen, wie hier die fromme, betende Schifferin that. Und davon weiß ich selbst ein heilig wahres Beispiel, nur daß damals nicht auf den Wink des Schutzengels so glücklich geachtet worden ist. — Meine Geschichte ist ein wenig traurig; wenn Ihr Euch davor nicht scheut? —

O nein, erzähle! riefen die Schwestern, und Klara begann:

In der Gegend, wo meine Mutter heimisch ist, liegt ein Dörfchen, in einem reizenden Gebirgsthale, nicht fern von dem großen königlichen Walde. Hier wohnen größtentheils arme Holzschläger. Einer von ihnen, Namens Leuthold, hatte sich erst vor kurzer Zeit mit einem Mädchen verheirathet, das er auf das Heißeste

liebte, und von ihr wieder so geliebt ward. Sie hatten kaum einige Wochen mit einander gelebt, als eines Morgens die junge Frau ihrem Manne mit Thränen um den Hals fiel, und ihn beschwor, nur heute nicht mit in den Wald zu gehen!

Liebes Herz, erwiederte Leuthold lächelnd, was fällt dir ein? — Wir haben heut die große Eiche zu fällen; da würd' ich schön ankommen bei meinen Mitgesellen, wenn ich gerade da nicht mitgehn wollte! —

O das ist es ja eben! — rief Margaretha mit erhöhter Angst, — eben die große Eiche, von dieser hat mir in dieser Nacht so fürchterlich geträumt! — Ach höre nur Leuthold! ich will es dir erzählen! — Dabei zog sie ihn liebkosend neben sich auf einen Sitz, und immer seine Hände fest in den ihrigen haltend, fuhr sie fort:

Sieh, mir träumte, ich sähe Euch im Walde, wie Ihr die Eiche fälltet; sie kam — ich sah mit Entsetzen wie sie sich auf die Seite lenkte, wo Du standest; vergebens strebt' ich, Dich mit der Angst, die uns in Träumen eigen ist, hinweg

zu winken; — Du gabst nicht auf mich Acht; die Eiche kam, und — o Gott! — ich sah wie sie Dich im Fall erreichte! — Die Sinne vergingen mir. — Als ich mich erholte — Leuthold — da brachte man mir in ein weißes Tuch gehüllt Deinen zerschmetterten Leichnam! —

Sie brach bei diesen Worten in neue Thränen aus. — Nicht ohne innere Erschütterung hatte Leuthold diese Erzählung angehört; und eine geheime Stimme in seinem Herzen befahl ihm, dem Flehn der Liebenden zu folgen. Doch das Gefühl, es sey schimpflich, bei der leichtern Arbeit den Lohn zu theilen, und bei der schwereh dann seine Gefährten zu verlassen, um als neuer Ehemann den Bitten seiner jungen Frau zu gehorchen, kam ihm so unerträglich vor, daß er jene warnende Stimme in seiner Brust mit Gewalt niederkämpfte, seine Frau, unter zärtlichen Umarmungen, beschwor, sich nicht mit solchen abergläubischen Dingen zu quälen, und jetzt als seine Gefährten an das Fenster kamen, entschlossen mit ihnen ging. — Margaretha schluchzte leise. — Als er schon auf der Schwelle

sehr, zog es ihn doch noch einmal zurück; er wandte sich nach ihr, drückte sie noch einmal recht innig an das Herz, und — ging. —

Als die Arbeiter an den Bergstrom kamen, und eben in den Kahn steigen wollten um überzufahren, sagte Leuthold zu den Uebrigen, nach dem jenseitigen waldbewachsenen Ufer deutend:

Seht, das ist doch recht seltsam! — drüben am Ufer! —

Was denn? fragten die Andern.

Nun seht Ihr ihn denn nicht? erwiederte Leuthold, den lichten Schatten jenseits? Er wandelt immer hin und wieder und winkt als ob wir nicht überfahren sollten. —

Die Andern sahen nichts, und lachten über Leutholds Einbildung wie sie es nannten. Zurück gescheucht durch ihren Spott stieg dieser nun, in sich gekehrt und schweigend, in den Kahn, und legte auch den übrigen Weg in gleicher Stimmung zurück. — Der lichte Schatten war verschwunden. — Es soll sein Schutzgeist gewesen seyn. —

Sie kamen nun auf den Platz, mitten im

Walde, wo die alte ungeheure Eiche ſtand, gleichſam der Rieſe des Hains. Die Werkzeuge wurden angelegt, die Aeſte kunſtreich mit den Augen gemeſſen, nach welcher Seite ihr Gewicht größer ſey, und in welcher Richtung man ſie alſo ſchneiden müſſe. — Und die Arbeit begann.

Schon die Beſchäftigung ſelbſt, noch mehr aber der Reiz, der immer in einer etwas höhern, ſchwierigern Aufgabe bei einer gewohnten Arbeit liegt, zerſtreuten unwillkürlich Leutholds Trübſinn; er wurde wieder heiter wie gewöhnlich, und jener finſtre Traum war endlich ganz vergeſſen.

Jetzt war der ſtarke ungeheure Stamm durchſägt, der Rieſe ſollte fallen. — Leuthold hatte ſeine ſchöne neue Säge auf die Seite gelegt, wohin die Eiche nicht fallen ſollte. — Allein man hatte das Gewicht der Zweige doch nicht richtig berechnet; ſie ſchwankte, erhielt das Uebergewicht, und neigte ſich jetzt heftig auf die Seite, auf der die Säge lag. — Dem armen Leuthold war dies ſchöne Werkzeug ſchon ein wichtiges Beſitzthum; mit Schrecken ſah er, wie

die Eiche es jetzt zertrümmern werde, und ohne sich zu bedenken sprang er schnell hinzu, um noch im Fluge die Säge wegzureißen.

Um Gotteswillen! die Eiche kömmt! — schrieen die Andern. — Es war zu spät! im Augenblick als sich der Unglückliche niederbeugte die Säge zu erfassen, holte ihn die immer schneller stürzende Eiche ein, und krachte, dumpf, zerschmetternd auf ihn nieder. —

Die arme Margaretha hatte indeß den Tag in namenloser Unruhe bei einer Nachbarin, einer rechtschaffnen, erfahrnen Alten zugebracht, die ihr Trost zuzusprechen suchte. Die junge Frau hörte dankbar gefällig zu, allein heimlich die Hände ringend trat sie doch oft ans Fenster, das nach dem Strome ging. — Der Abend kam heran. — Da sah Margaretha die Gefährten ihres Leuthold überfahren, — ihn aber nicht mit ihnen; — und — wehe! — Wie sie es im Traum gesehen hatte, so brachte man ihr in ein weißes Tuch geschlagen des armen Gatten ganz zerschmetterten Leichnam. —

Erschüttert hatten die Mädchen die Ge-

ſchichte des unglücklichen jungen Paars gehört. — Ich weiß Euch auch eine Geſchichte zu erzählen, ſagte Maria nach einigem Schweigen, zwar wieder andrer Art, allein von der ich ebenfalls ſagen kann, daß ſie ganz heilig wahr iſt, und die auch den geheimnißvollen Zuſammenhang der Geiſterwelt mit unſrer irdiſchen beweiſt. — Ihr wißt, ich war oft auf dem Schloſſe bei unſrer trefflichen verſtorbenen Gräfin; ſie liebte mich, und hatte mich zum Theil erzogen. Nicht lang vor ihrem Tode ſagte ſie einſt in einer recht vertrauten Stunde zu mir: Mein gutes Kind, der Uebergang in jenes dunkle unbekannte Land wird mir recht leicht werden, da mir ſchon von dorther ein freundlicher, ſichtbarer Wink zugekommen iſt.

Sie theilte mir darauf ein Ereigniß aus ihren frühern Jugendjahren mit, das mich innig bewegte. — Euch, meinen treuen Schweſtern, darf ich es ja in dieſer ſtillen Stunde wohl entdecken, ohne daß mir der ſelige Geiſt, der ja nun dort am Ziele aller Sehnſucht, und

jenseit alles menschlichen Irrthums ist, deshalb zürnen sollte. —

Von erster Kindheit an war die Gräfin mit einem jungen Vetter in herzlicher, beinah geschwisterlicher Zärtlichkeit aufgewachsen. Ihr Vater hatte den Aelternlosen in sein Haus genommen und ihn mit freigebiger Grösmuth seinem Stande gemäß erziehen lassen. Lang glaubte die Gräfin in dem liebenswürdigen Julius einen Bruder zu lieben, und als dieser Irrthum schwand, auch für den emporwachsenden Jüngling blieb ihr Gefühl immer in diesen ruhig sichern Gränzen. Bei Julius aber verwandelte sich die früher gewohnte Zärtlichkeit in die heftigste Leidenschaft. Doch er erwog seine geringen Glücksumstände und hielt es daher für den größten Undank gegen seinen trefflichen Wohlthäter, wenn er auf den theuersten Schatz des schon alternden Vaters Ansprüche machen wolle. Auch fühlte er wohl nur zu bald, daß die Art seiner Empfindung nicht von der fröhlichen Emilie getheilt werde. — Und so beschloß er, was es ihm auch

koſten mögt, ſein tiefes Gefühl männlich zu bekämpfen, und keinen Blick in ſein glückloſes Herz dringen zu laſſen.

Durch zufällige Familienverhältniſſe kam er in fremde Kriegsdienſte, die ihn, weit übers Meer, in einen andern Welttheil führten. Als er jetzt von Emilien Abſchied nehmen ſollte, faßte er bewegt ihre Hand, und ſagte, ihr mit feuchtem Blick ins Auge ſehend: Lebe wohl Emilie! Sey glücklich ohne mich! — Doch — wenn ich todt bin, — dann ſchenke Deinem Freunde eine Thräne!

Julius, ſagte Emilie bewegt und mit hervorquellenden Thränen, — o Du darfſt nicht ſterben! — Du mußt noch lange leben, zu meiner und noch vieler andern Menſchen Freude.

Doch! doch! — ſagte Julius wehmüthig, vor ſich niederblickend, — aber wenn ich ſterbe, ſo wird ſich meine Seele nicht von der Erde losreißen können, ohne Dir noch im Augenblick des Scheidens ein Zeichen ihrer Liebe gegeben zu haben! — — Lebe wohl, theure, theure Emilie! und denk an dieſes Wort!

Wohl dachte Emilie nach seiner Abreise noch oft mit Herzlichkeit und Wehmuth, wohl auch mit Sehnsucht an ihn, den freundlichen Gespielen ihrer Jugend, indessen trat doch nach und nach sein Bild in die Dämmerung der Vergangenheit zurück; und die Gegenwart bot der glänzend aufgeblühten dagegen ihre vollsten Freuden. Ihr Stand bestimmte sie für das Leben der großen Welt, und diese mag wohl leicht in ihrem ruhelosen Wirbel die zarten, duftigen Erinnerungen verwehen.

Mehrere Jahre waren verflossen; Emilie gab jetzt, nach dem Wunsche ihres Vaters, einem ihren Vorzügen vollkommen angemeßnen Gatten ihre Hand, sie lebte heiter, ob gleich nicht mit Leidenschaft liebend.

Im zweiten Jahre ihrer Ehe kam sie mit einem Sohne nieder, der einige Monate alt seyn konnte, als sie in einer der schlaflosen Nächte, welche ihr eine schwere Niederkunft zur Folge gelassen hatte, aufrecht auf ihrem Lager saß; sie war allein; nur die Wiege ihres ruhig schlummernden Kindes stand neben ihr;

und freundlicher Kerzenschein durchleuchtete den einsamen Raum.

Da sah sie wie die seidnen Gardinen, welche die Glasthüre verhingen, sich auf einmal leis zu bewegen schienen, gleich als ob sie ein sanftes Lüftchen hin und wieder wehe; — und — in dem Augenblick schwebte eine Gestalt herein, die ihrem Herzen, — ach, nur zu bekannt war! — Julius war es; zwar etwas blaßich, doch noch ganz mit seiner sanften holdseligen Miene, wie sie ihn sonst gesehen hatte. Nur schien noch etwas Herrlicheres, Ueberirdisches sein ganzes Wesen zu umgeben. — Er schwebte auf sie zu, und blickte sie wehmüthig lächelnd an, machte dann eine Bewegung als ob er das schlummernde Kind segnen wolle, und zerfloß vor ihren staunenden Augen in Luft.

Für eine Täuschung ihrer Sinne hielt sie diese Erscheinung, doch war dadurch in ihrer Seele die Erinnerung an den guten, noch immer theuern Jugendfreund schmerzhaft aufgeregt worden, und mit ahnungsvoller Trauer zeichnete sie sich am andern Morgen den Tag

und die Stunde der Erscheinung auf. — Ein Vierteljahr später kam die Nachricht aus dem fernen Welttheil an ihren Vater, daß Julius dort in einer großen Schlacht tödtlich verwundet worden und darauf in derselben Nacht und zu derselben Stunde verschieden sey, in welcher Emilien sein bleiches Schattenbild erschienen war. —

Die Hörerinnen schwiegen eine Weile von Wehmuth und Mitleid bewegt; und Maria fügte noch hinzu: Er war nun in ein noch entfernteres Land gegangen! — — und ihrer stillen Sehnsucht muß wohl der Tod ein willkommner Bote gewesen seyn. — Ein seliger Gedanke, daß endlich doch dort getrennte unglückliche Liebe nicht mehr leidet! —

Marie, sagte Rose, diese Geschichte ist ja beinahe ganz das Gegenstück zu dem sanften traurigen Liede, welches Du neulich sangst! o ich bitte Dich, liebste Marie, sing es jetzt noch einmal!

Wenn es Euch Freude macht; erwiederte Marie mit einem unterdrückten Seufzer.

O ja! bat Klara, die es noch nicht kannte, und Marie, ſich überwindend, ſang:

Schlaflos warf ſich auf den ſeidnen Kiſſen
Wendlin in dem ſchönen Schloß am Rhein,
Denn die wachen Schlangen im Gewiſſen
Ließen nicht ihn träumend glücklich ſeyn.

War durch Meineid nicht das Schloß errungen
Und mit ihm der reichen Gräfin Hand?
Von der Neuvermählten hold umſchlungen,
Mahnt' ihn doch ein früh'res Liebesband.

Wohl vernommen hatt' er aus der Ferne,
Wie der Gram der Treuen Herz durchwühlt,
Ungewiß ob noch auf unſerm Sterne
Ihren Geiſt der ſchöne Körper hielt.

Tag' und Monden ſind dahin geſchwunden,
Für die Neuvermählten voll von Pracht,
Aber Ruhe hatt' er nie gefunden,
Wachend nicht, und nicht im Traum der Nacht.

Als auf einmal nächtlich die Gardine
Oeffnet' eine leiſe kalte Hand,
Und der Geiſt der armen Idaline
Blaß im Leichenſchleier vor ihm ſtand.

Bebe nicht wenn ich der Gruft entſchwebe,
Sprach ſie, wenn mein Wunſch das Grab durchbricht,
Du, mein ehmals Heißgeliebter, bebe
Vor dem Nah'n der armen Freundin nicht!

Nicht im Zorn erſchein' ich, nicht Verderben
Bring ich Deinem neuen Glück voll Haß,
Konnt' ich auch aus Liebe für Dich ſterben,
Dir zu fluchen, nie vermocht' ich das.

Frühe zwar hat aus dem ſchönen Leben
Mich verdrängt der übernächt'ge Schmerz;
Doch der Himmel hat mir Kraft gegeben,
Daß geduldig ausgeharrt mein Herz.

Und nun wohn' ich in den Lichtgebieten,
In des Frühlings und des Friedens Land;
Wo mir lächeln all' die ſelgen Blüthen,
Die ich nicht auf dieſer Erde fand.

Dorther komm' ich, Frieden Dir zu bringen,
Da ſo tiefe Qual Dein Herz durchglüht;
Lindrung Dir zu wehn auf Aetherſchwingen,
Die, zu dem noch jetzt mich Liebe zieht.

Sie verſchwand. Der Frieden war gekommen
Mit dem Gruß in ſein zerrißnes Herz;
Und die ſchwere Schuld hinweg genommen
Durch der heißen Reue Flammenſchmerz.

Aber Leben war nun nicht auf Erden
Mehr für ihn; Er ſprach zur Gattin mild,
Mag ein beßres Glück dir künftig werden,
Edle Freundin noch im Lenzgefild.

Todesſehnſucht hab' einmal getrunken
Aus des ſanften Engels Friedensblick,
Hält nun nichts mehr meines Lebens Funken
In der ausgeglühten Bruſt zurück. —

Und so schwebte die befreite Seele
Sanft hinüber ins Versöhnungsland. —
Eine Nachtigall mit weicher Kehle
Klagt' am Grab des Lebens Unbestand.

Marie hatte mit höchster Anstrengung gesungen; ihre Stimme zitterte beim Ende dieses Lieds, und Thränen drangen leis aus ihren sanften still beseelten Augen. Die Schwestern schlossen sie in ihre Arme — — da rauschten plötzlich die flüsternden Eschen noch stärker, als bewege sie der Wind, und hervor sprangen Rosens und Klarens erwartete Freunde. —

Anselm! Heinrich! riefen die freudig Ueberraschten. Die Jünglinge eilten auf die Mädchen zu, und schlangen frische, duftende Gewinde der herrlichsten Johannisblumen um sie her, die sie, die Sprechenden belauschend, für diese gewunden hatten. Sie sangen dazu mit fröhlicher Stimme:

Kehrt aus dunkler Träume Lande,
Kehrt zur Wirklichkeit zurück!
Seht, Euch fesseln Blumenbande!
Euch erwarten Lieb' und Glück!

Rose und Klara dankten unter freudigen Liebkosungen, ob sie schon ein wenig auf die unberufnen Lauscher schalten. Marie schlug durch Thränen lächelnd die holden Augen auf, und suchte sich am Anblicke fremden Glücks gegen den eignen Schmerz zu stärken. —

Und Du, holde Marie, fing der fröhliche Anselm an, hängst Du denn immer noch an Deinem dunkeln Schattenbilde? wenn Raimund todt oder treulos ist, was hilft Dir dann sein leerer Schatten?

Anselm, sagte Marie, dein Scherz ist nicht freundlich.

Er scherzt nicht! sagte Heinrich. Es ist in der That Schade um Dich, daß Du Dich so fruchtlos verzehrst; wir fanden heut einen recht stattlichen Jüngling, der eben ein solches Mädchen wünscht wie Du bist. Er wagte nur noch nicht sich Dir selbst vorzustellen, wir sollten Dich ein wenig vorbereiten.

Ist es wahr, Heinrich? Anselm? fragten Klara und Rose theilnehmend.

Gewiß — erwiederten die Beiden einstim-

mig. — Er iſt ganz nahe, und will Dich ſelbſt um Dein Herz bitten.

O liebſte Marie! riefen die Mädchen in der erſten freudigen Sehnſucht auch ihre Freundin glücklich zu ſehen —

O Gott! ſagte Marie ſchmerzlich, Spott durfte ich nicht von Euch erwarten, meine Freunde; und iſt es Ernſt, ſo kennt Ihr mich nicht, wenn Ihr glaubt, daß mir ein neues Band ein ewig unvergeßliches erſetzen könnte.

Nun, ſehen kannſt Du ihn doch wohl! meinten die Jünglinge, und waren auch ſogleich windſchnell zurück geeilt in die flüſternden Eſchen. — Aengſtlich hob Marie das ſchwere Waſſergefäß vom Brunnen, und drängte die Freundinnen zur Heimkehr. — Allein — in dieſem Augenblicke kamen die Jünglinge ſchon wieder zurück, — einen Dritten in ihrer Mitte führend, der über Beide hervorſtrahlte, wie die Roſe über die einfachen Cyanen in den Johanniskränzen. — Der Mond war eben hervorgetreten und beleuchtete den ſchlanken Jüngling im blanken kriegeriſchen Schmucke.

Raimund! — klang es vom Munde der überraſchten Klara und Roſe; und Maria ſchwankte zurück den Jüngling ſchwindelnd anblickend. — Marie! meine theuerſte Marie! rief dieſer und ſchloß die Bebende in ſeine Arme. —

Verwundert und entzückt blickten die Schweſtern auf das Glück der guten, freundlichen Marie, deren ſtiller Gram ihnen die eigne Freude oft getrübt hatte. Raimunds Geſtalt hatte ſich ſchöner ausgebildet, und der Schmuck einer höhern kriegeriſchen Würde zierte ihn.

O mein treues, geliebtes Mädchen, rief er, Du hielteſt mich alſo für untreu, und wollteſt mir doch Deine Treue bewahren? Glaube mir, nie vergaß auch ich einen Augenblick unſre Liebe! Nur Umſtände, die ich Dir ſpäterhin erklären werde, haben mich ſelbſt und alle Nachrichten von mir zurückgehalten. Doch mein Herz war ewig bei Dir, meine ſüße Marie!

Und immer wechſelnd blickte er ihr in die holden Augen, und ſchloß ſie wieder um ſo inniger ans Herz.

Gute Marie, ſagte Klara, Du freuteſt Dich vorhin ſo ſehr in dem Gedanken, daß Gott uns einen unſichtbarrn Schutzengel zugeſelle. Er gab ihn Dir nun wohl in der geliebten, ſichtbaren Geſtalt!

Die Andern mahnten endlich an die Heimkehr; ſie nahmen die geliebten Wiedervereinigten in ihre Mitte, und führten unter jubelnden Geſängen ſie dem ſtillen, heimiſchen Dörfchen zu.

Die muntre Roſe ſang zuerſt, und rief den Bäumen, Abſchied nehmend, zu:

Luft'ge Eſchen! dunkle Buchen!
Seyd nun ewig uns geweiht!
Was der Blick nicht wagt zu ſuchen,
Geht aus Eurer Dunkelheit.

Freundin, nicht blos Mondenſtrahlen
Barg der dunkle Blätterflor;
Wonne nach der Sehnſucht Qualen
Brach mit ſüßem Glanz hervor!

Die Jünglinge fielen ein:

Schöner nach der Trennung Bangen
Lacht das frohe Wiederſehn!
Was ſich wahr in Lieb' umfangen
Wird in feſter Treu beſtehn.

Aber Klara — als sie schon am Eingange des Dörfchens waren, reichte innig bewegt ihrer Freundin Marie die Hand und beschloß also:

Selbst vergessend gabst du, Treue,
Wärm nur unserm Glück Dich hin!
So bewährt sich schön aufs neue
Jener großen Wahrheit Sinn:

Während Freundes Glück zu sehen,
Sich ein edles Herz erfreut,
Steigt ihm schon von lichten Höhen
Still die eigne Seligkeit.

III.

Die Nemesis.

Erſter Brief.

Carl von Schimmerfeld an Otto von Leringen.

Du glaubſt mich wahrſcheinlich ſchon an dem Ziele meiner Reiſe, in dem romantiſchen Lichtenſtein angelangt, mein guter Otto; ich aber muß dir ſagen, daß mich ein kleines Abenteuer noch in ziemlicher Entfernung davon, hier in Grünhof, einem niedlichen Städtchen feſtgehalten hat, und daß ich auch noch einige Tage hier zu bleiben gedenke. Du fragſt mich, welches dieß ſey? und ich antworte dir mit wenig Worten, es heißt: Meine artige Couſine, die hübſche Nanette! von der ich dir ſchon einmal erzählt habe. Sie iſt ſeit meinem Beſuch vor zwei Jahren, wo ich ſie nicht geſehen habe und wo ſie noch halb Kind war, überraſchend hübſcher geworden, blühender, voller, und ihr lebhaftes, naives Weſen macht ſie allerliebſt.

Du ſtaunſt? du glaubſt doch nicht etwa, ich habe Lichtenſtein und die lichten Augen der ſchönen Gräfin Iſidore über Grünhof vergeſſen? Nein, mein Lieber, da irrſt du ſehr. Mit ihr kömmt nun wohl mein artiges Kouſinchen nicht in Vergleichung, denn wenn ich auch alle die glänzenden Vortheile, die mir eine ſo reiche Verbindung darbietet, gar nicht in Anſchlag bringen will, ſo würde mir doch, ohne Heuchelei geſagt, — Iſidorens hohe Schönheit immer als ein höchſt wünſchenswerthes Gut erſcheinen. Aber ſage ſelbſt, verdiente man wohl jemals in den Cirkeln der großen Welt gelebt zu haben, verdiente man Hofjunker zu ſeyn, wenn man nicht ſolch ein kleines Abenteuer nebenbei auf dem Wege zu einem großen Ziele glücklich mit beſtehen wollte? Aufrichtig zu bekennen, iſt es nicht ſowohl Neigung für Nanetten, als ein ſehr angenehmes Spiel für das, was man — — erlaubtes Selbſtgefühl, oder wohl auch, mit dem unhöflichern Ausdruck — — Eigenliebe nennt, was mich hier aufhält; du mußt wiſſen, ich habe einen höchſt zärtlichen,

und höchſt ehrerbietig ſchmachtenden Seladon mit wenig Kraftaufwand aus dem Sattel gehoben! Es iſt einer von den Feuerköpfen, oder vielmehr Feuerherzen, die bei ihrem erſten Ausflug in die Welt Alles mit ihrer Schwärmerei umfaſſen, und das innere Chaos von Glut und Glanz und Leben auf alle äußere Gegenſtände übertragen. Wahrhaftig, Nanette iſt ein recht hübſches Mädchen, recht artig und ergötzend; wie man aber in ihr ein Weſen ſehen kann, das man mit ſolcher Schüchternheit und Ehrfurcht, mit ſolcher Anbetung möcht' ich beinahe ſagen, lieben muß, nein das begreif' ich doch bei meiner Ehre nicht! — dabei iſt der verliebte Ritter ſehr verſchloſſen und in ſich gekehrt, und ſcheint meine Ueberlegenheit zu fühlen und zu fürchten, was denn zu tauſend luſtigen Scenen Veranlaſſung gibt. — Ueberlegenheit, verzeihe mir den ſtolzen Ausdruck! und ſchließe nicht daraus, daß mein Triumph geringfügig ſey. Wilhelm von Tiefenbach iſt wirklich eine intereſſante Figur; und beſonders ſeine ſchönen ſprechenden ſchwarzen Augen wür-

den nicht verfehlen bei den Damen unsrer Residenz ihr Glück zu machen; — und dennoch? — wirst du fragen — und dennoch, Lieber, fehlt ihm der Talisman, wodurch Leute unsrs Schlags von jeher bei den Weibern über seines Gleichen siegten: Weltton, feine Sitten, Witz und Gegenwart des Geistes, wo es einen Vortheil gilt.

Seine traurige Erziehung mag wohl viel dazu beigetragen haben. Auf einem einsamen Felsenschlosse, bei einem alten, finstern Oheim hat er seine erste Jugend verlebt, denn seine Aeltern sind ihm früh gestorben. Später hat er zwar auf der Bergakademie studirt, allein, ich glaube, nur um sich seinen Gnomencharakter noch mehr anzueignen. Jetzt, nach dem Tode seines Oheims, reist er nun auf sein Adlernest zurück, wie es scheint, mit nichts Geringerm beschäftigt als mit dem Plane seine Bauern glücklich zu machen. Zu seinem Unglück hat er letzthin Nanetten in B. kennen lernen, wo sie einige Zeit bei ihren Verwandten zum Besuch gewesen ist; und Nanette,

wahrscheinlich wie die mehrsten, kleinstädtischen, jungen Mädchen, entzückt über die etwas ungewohnte Eroberung, mochte ihn wohl ein wenig entgegenkommend behandelt haben, und so sind denn ihre Reize so beunruhigend für ihn geworden, daß er jetzt eine Reise von zwanzig Meilen gemacht hat, um seine Schöne wieder zu sehen.

Und gerade zu welchem fatalen Zeitpunkte traf er ein! nicht allein fast mit mir zu gleicher Zeit, sondern auch gerade an dem Tage einer glänzenden Fete im Hause meiner Verwandten. Die kleinstädtische große Welt sucht sich nämlich von Zeit zu Zeit in solchen Festlichkeiten zu übertreffen; hauptsächlich um den benachbarten Gutsbesitzern, die größtentheils nur auf einige Wochen aus der Residenz gekommen waren, zu zeigen, daß hinter den Bergen auch Leute wohnen, die Diners und Soupers gehörig zu erwiedern verstehen. Solche Ehrentage scheinen mir aber wahre Prüfungstage, besonders für die guten Gastgeber selbst zu seyn, die in einem immerwährenden Paroxis-

mus hin und wieder laufen, ängstlich auf die Mienen der Gäste lauschen, ob ihnen Dieß oder Jenes schmecke? und Entschuldigungen herstammeln, wo keine nöthig sind. Denke dir nun, ob wohl, gerade bei einer solchen Gelegenheit, die Ankunft des eleganten Vetters aus der Residenz eine unwillkommne Erscheinung war. Der Kousin! der Kousin! scholl es durchs ganze Haus; die kleinen Brüder Nanettens führten mich gleichsam im Triumphe zur Gesellschaft; Vater und Mutter empfingen mich erfreut, und präsentirten mich mit einer Art von fröhlichem Stolz den Uebrigen. Meine Kousine, die recht niedlich, — — wiewohl ein wenig geschmacklos angezogen war, — erröthete, als sie mich sah, und alle drei schienen eine Art von Succurs von mir zu erwarten; die jungen Elegants schienen ihre schon bekannten Stadt-Damen Nanetten ziemlich vorgezogen zu haben; ich suchte sie als ein treuer Vetter zu entschädigen, und das um so aufrichtiger, als sie um ein gutes Theil hübscher ist als diese.

In diesem Augenblicke ging die Thür auf, und ein Fremder, eben dieser beklagenswerthe Tiefenbach, ward von einem ungeschickten Bedienten des Hauses, wie es schien wider seinen Willen, in den Saal hereingeschoben. War es nun die Ueberraschung, Nanettens Anblick, oder sein Zustand, was ihn in eine augenblickliche Verlegenheit setzte, ich weiß es selbst nicht; genug er ward wie mit Blut übergossen, und blieb einige Minuten sprachlos stehen. Unser aller Augen richteten sich auf ihn. Endlich wagte er es, nach einer Begrüßung der Gesellschaft, sich bei Nanettens Aeltern auf seine Bekanntschaft mit ihrer Tochter zu berufen, und sich dieser, gleichsam als seiner Beschützerin, ehrerbietig zu nahen. Die Blicke der Städterinnen lenkten sich nun verwundernd mit einem halb spöttischen Lächeln auf meine Kousine; dieß war sein erster Nachtheil bei Nanetten, die gewohnt war, diese als die nachahmungswürdigen Richterinnen des guten Geschmacks zu betrachten. Meine scherzhafte Stimmung, vielleicht auch eine kleine Anwandlung von Eifer,

ſucht, da ich von ſeinen Anſprüchen hörte, machte mich geneigt, mit ihm in die Schranken zu treten. Wie, mein Fräulein? — ſagt' ich blos zu Nanetten, aber mit einer Miene, als ob ich hinzuſetzen wollte: Einen ſo ſchlechten Geſchmack haben Sie?

Sie ward hochroth, und wußte in der erſten Minute nicht, ob ſie ihren unglücklichen Verehrer anerkennen, oder verläugnen ſollte? Dieß vermehrte natürlich ſeine Verlegenheit, und geſellte ihr bald einen merklichen Trübſinn bei. Es wurde getanzt; Tiefenbach war nicht zu bewegen mit zu tanzen; ſey es aus Ungeſchicklichkeit, oder aus Eigenſinn, wie es mir beinahe vorkam. Er ſtand melancholiſch in ein Fenſter gelehnt; du kannſt dir denken, daß ich mein Möglichſtes that, um eben dießmal recht gut zu tanzen. Mit einem Worte: Alles vereinigte ſich, mir den Sieg zu verſchaffen und ein Heldenſtück zu vollenden, das ganz deines Freundes würdig iſt.

Zweiter Brief.

Carl an Otto.

Triumph! ich habe das Schlachtfeld behauptet! Tiefenbach iſt abgereiſt. Er konnte ſein Schickſal hier nicht länger ertragen, und überließ mir das Feld. Ich bin nun noch einige Tage hier geblieben; aber glaubſt du es wohl? es thut mir doch ſchon wieder leid, daß ich dem armen Teufel ſein Spiel verdorben habe; er ſcheint ſie unbeſchreiblich geliebt zu haben, und ſie hätte eine gute Partie mit ihm thun können, denn er beſitzt anſehnliches Vermögen und zeigte ſehr ernſtliche Abſichten. Was denn auch die Stimmung der Aeltern ſo wie Nanettens ſelbſt, höchlich verändert hat, denn an mir ſcheinen ſie — — ſollte man es denken? — gerade das Gegentheil zu verſpüren! — Sie hätten nun gern wieder eingelenkt — allein, es war zu ſpät, denn es ſcheint bei Tiefenbach alles verzweifelt tief zu gehen. Ernſt und traurig nahm er Abſchied; man ſah es ihm beim

Abſchied ordentlich an, wie es in ſeiner Bruſt arbeitete, nicht anders wie in ſeinen Bergwerken. Es that mir wirklich von Grund der Seele weh, als ich ihn ſo zu Pferde ſteigen, und nun verſchwinden ſah, allein es war nicht mehr zu ändern. Er hat einen recht guten Reiteranſtand, und wird ſich nicht übel ausnehmen, wenn er einmal als Berghauptmann auf ſtattlich hohem Roß an der Spitze eines geſchmückten Bergaufzugs erſcheinen wird! und vielleicht, wenn ihn dann Nanette ſähe, ſie würde ihn nicht ſo geringſchätzig behandeln als jetzt. —

Ich wollte doch, ich hätt' es nicht gethan! Höre Otto, es iſt mit dem Leichtſinn wie mit dem Nachtwandeln, man darf die unſinnigen Schritte nicht gewahr werden, die man gethan hat, ſonſt wird man ſchwindlich. — Ich will nun nicht weiter daran denken! wieder gut zu machen iſt es einmal nicht. Beleidigungen laſſen ſich vergüten, aber wenn ein Mädchen ſo entſchiedene Gleichgültigkeit, ja beinahe Abneigung — beſonders in bedeutenden

Momenten gegen ihren Liebhaber gezeigt hat, als hier Nanette, wie läßt sich das aus der gekränkten Seele eines Mannes verwischen?

Ich werde nun doch auch von hier abreisen: Ich muß doch meine schöne Geliebte endlich einmal sehen. Und — aufrichtig gesagt, — ein wenig ennuyant ist doch die artige Nanette.

Dritter Brief.

Gräfin Isidore von Lichtenstein an ihre Freundin Therese.

Ich schreibe Dir in einer seltsam bewegten Stimmung, meine geliebte Therese; selbst weiß ich nicht, ist es Freude, ist es Wehmuth, was mir das Herz erfüllt? Eben stand ich am Fenster und blickte von unserm hohen Schloß hinunter in das zauberisch vom Mond erhellte Thal; in schmelzender Beleuchtung treten die Birkenhaine zwischen den dunkeln Felsen hervor, an denen hin und wieder malerische Fichten in die Höhe steigen; allein das Spiel von

Licht und Schatten hebt doch besonders eine Stelle wunderbar vor den übrigen hervor, die mir heute, ich gesteh' es Dir! — sehr merkwürdig geworden ist. Der Waldbach sprudelt daneben, und Silberfunken bestreuen seine schwärzlichen Wellen, und die Felswand richtet sich so glänzend und strack in die Höhe, als wollte sie sich mir zum Denkmal jener reizend schmerzlichen Erinnerung weihen.

Doch es drängt mich, Dir, meine Geliebte, Dir, treue Theilnehmerin an allen meinen Leiden und Freuden, das Ereigniß in seiner ersten Farbenfrische mitzutheilen, das meine Seele so seltsam bewegt. Schon seit mehreren Tagen auf den Spaziergängen, die ich mit meinen Verwandtinnen zu machen pflege, hatten wir einen jungen Fremden bemerkt, der die Gegend durchstreifte, wiewohl er uns stets mit einer gewissen Scheu in einiger Entfernung auszuweichen wußte. Ob es ein Jagdfreund war, welcher, bei einem unsrer Nachbarn zum Besuch, das Wild hier im Gebirg aufsuchte, oder ein Landschaftmaler, der Jagd auf seine reizen-

den Gegenden machte? auf beide ſchien der Eigenſinn zu paſſen, womit er uns vermied. Intereſſant kam er uns ſeit dem erſten Anblick vor, allein ihn näher zu betrachten, war mir erſt heute vorbehalten.

Ich hatte dieſen Morgen allein eine kleine Wanderung ins Freie gemacht, wie ich öfter dieſen ſchönen Vorzug des Landlebens benutze. Die Milde, die umwallende Frühlingsfülle dieſes Morgens hatte mich unmerklich in lieblich wehmüthige Schwärmerei verſenkt; betroffen bebte ich einige Schritte zurück, als ich um die Felſenecke jenſeit des Waldbachs lenkte und nun jene intereſſante Geſtalt ganz dicht vor mir ſah! Eben an jener Felſenwand, die ich Dir vorhin beſchrieb, auf einem Felsſtück ſitzend, ein Buch in der geſunkenen Hand, und ſeine Augen ſchwermüthig auf den ſchwarzen Strudel des Stroms gerichtet, der dicht vor ſeinen Füßen wirbelte. Er ſah mich nicht, ich konnte ihn daher deſto genauer betrachten; — und, Thereſe, du weißt, wir haben beide in den glänzenden Zirkeln der Hauptſtadt gelebt, ſage, ob

mein Herz zu denjenigen gehört, die so leicht von einer halbweg angenehmen Männergestalt eingenommen werden? und schließe, daß es kein gewöhnliches Aeußeres seyn muß, was diesen Fremden auszeichnet. Ich will nicht sagen, daß er schön zu nennen sey; allein ein Ausdruck von Güte, von Tiefe des Gefühls, und von einer reizend schwärmerischen Schwermuth macht ihn so unaussprechlich anziehend, daß ich trotz aller Mühe, die ich mir gebe, die Züge seines edeln Gesichts nicht aus dem Gedächtniß bringen kann. Zugleich liegt ein Anstrich von — Kindlichkeit möcht' ich sagen, — bei allem schwermüthigen Ernst auf seinen Zügen.

Doch Du wirst lachen, daß ich, die sonst so liebescheue, Dir jetzt mit aller zärtlichen Thorheit der Liebe die kleinsten Eigenthümlichkeiten seiner Gestalt bezeichne! aber muß ich es nicht, wenn Du Dir ein wahres und lebhaftes Bild von ihm entwerfen sollst? — Mit dem Ausdruck hoffnungsloser Trauer ruhten seine Augen auf der grundlosen schwarzen Flut; und richteten sich jetzt verloren nach der Seite

wo ich ſtand. Er ſchlug ſie, mich erblickend, ſogleich wieder nieder, und ſuchte mir mit einer ſchüchternen Bewegung auszuweichen; da aber Strom und Felſen dieß unmöglich machten, ſo grüßte er mich durch eine ehrerbietige Verbeugung, und ſagte mit ungewiſſer Stimme: Ich habe Verzeihung zu erbitten von den Gebietern dieſer reizenden Gegend, daß ich, ein Fremdling, ſie ſchon ſeit mehreren Tagen zu meiner Freiſtatt wählte! — Wahrſcheinlich hält er mich für die Beſitzerin dieſer Landſchaft.

Sie haben Dank verdient, erwiederte ich faſt eben ſo ſchüchtern als er, daß Sie ſie wählten. — Und möchte ſie Ihnen alle die Erheiterung gewähren, die ich Ihnen von ganzer Seele wünſche! — ſetzte ich etwas bedeutend mit innigerem Tone hinzu.

Er ſah mich etwas betroffen an, doch, wie es mir ſchien, nicht mißfällig; ich wagte nichts weiter hinzuzufügen, allein mit Schonung ſuchte ich etwas von ſeinen nähern Verhältniſſen zu erforſchen, und erfuhr, daß er ein Edelmann aus einer entlegenen Gegend ſey; daß er nach

einem unglücklichen Ereigniß seines Lebens hier verweilt habe, angezogen von dem Reiz dieser romantisch schönen Einsamkeit, und daß er ohne Plan und Vorsatz sie auf unbestimmte Zeit zu seinem Aufenthalt gewählt.

Welches dieß unglückliche Ereigniß seyn dieß wagte ich nicht zu frage"; allein, Thereſe, ich geſtehe Dir, es würde mich ſehr glücklich machen, wenn ich die Freun. n dieſes Mannes werden könnte! — wenn ſich dieſe Augen, — die ſehr ſchön, wirklich, Thereſe, himmliſch ſchön ſind! — vertrauend auf mich richteten, und er mir das unſelige Geheimniß anvertraute, das ſeine Jugendkraft ſichtbar zur Erde beugt!

Vierter Brief.

Iſidore an Thereſe.

O Thereſe! daß mir der Fremde intereſſant war, dieß fühlt' ich vom erſten Augenblicke, wo ich ihn ſah; daß ich ihn auch im höchſten Grade achten müſſe, erfuhr ich durch

seine nähere Bekanntschaft, und durch das vortheilhafte Urtheil, das auch mein Vormund, der ihn jetzt ebenfalls hat kennen lernen, über ihn fällte; allein in welchem Grade er mir theuer ist, dieß bin ich erst seit der Ankunft des mir längst zugedachten Bräutigams, des eingebildeten Schimmerfeld, mir ganz bewußt geworden. Du weißt, daß ich nie Neigung zu diesem Vorschlage hatte, allein jetzt vollends, welche Vergleichung zwischen Lasts gesuchten, ewig einförmigen Schmeicheleien, zwischen unbeschränkter Selbstgefälligkeit, die allenthalben nur zu kommen, zu sehen und zu siegen meint, und des guten Wilhelm namenloser selbst vergessener Anspruchlosigkeit, die ihn für seine Vorzüge gänzlich blind, doch — — sie um so unvergeßlicher in andrer Herzen macht! —

Sein Geheimniß scheint eine unglückliche, ich glaube fast, eine verschmähte Liebe zum Grunde zu haben. Aber welches herzlose Wesen unsers Geschlechts hat dieß schöne, reiche, liebende Gemüth von sich stoßen können? Auch

wenn sein Aeußeres nicht halb so vortheilhaft und einnehmend wäre!

Ich werde meinem Vormunde aufrichtig meine Gesinnungen erklären; er wird nichts dagegen haben, um so weniger, da ich in einigen Wochen mündig und die unumschränkte Gebieterin meiner Besitzungen bin. Blos aus Familienrücksichten hat er Carls Werbung begünstigt; weil dieser weitläuftig verwandt mit mir ist, und alle unsre Verwandten gern sähen, wenn mein Vermögen in der Familie bliebe; um so mehr, da Carl nicht sehr vermögend ist. Dieser Umstand allein könnte einiges Bedauern in mir erregen; es würde mir so süß seyn, einen Mann, der mich liebte, auch durch mein Vermögen glücklich machen zu können! Wilhelm hingegen ist nach der Versicherung meines Vormunds, der seine Familienverhältnisse kennt, mehr reich als arm zu nennen. — —

Aber was sprech' ich hier für Unsinn! Wilhelm? weiß ich ob er mich liebt? — Doch nein! Dir, meine Thereſe, kann ich unmöglich nur einen einzigen Gedanken, nur eine leise, süße

Hoffnung vorenthalten! Ja, ich glaube in ſeinen Augen einen Strahl von Liebe entdeckt zu haben! Vielleicht, vielleicht iſt mir's vergönnt, dieß gute, ſchwer verletzte Herz zu heilen! — Und dieß iſt doch noch ſeliger als einen Güterarmen reich zu machen.

Fünfter Brief.

Carl an Otto.

Ich bin glücklich hier angekommen auf dem Gute unſers Freundes Waldeck, eine Stunde vom Schloß Lichtenſtein, von wo ich meine Kriegsoperationen auf dort recht gut ſpielen laſſen kann, allein ich geſtehe Dir, Bruder, ich bin demohngeachtet in etwas verdrüßlicher Stimmung. Der Himmel weiß, was mit Iſidoren vorgegangen iſt. Sie behandelt mich ſo kalt, ſo abgemeſſen, daß ich in meiner Taktik der Liebe ganz irrig werde. Das erſtemal, als ich hier war, hörte ſie heiter den Scherzen zu, womit ich die Geſellſchaft zu beleben pflegte; ein wohl-

gefälliges Lächeln umschwebte selbst zuweilen ihren schönen Mund; war es nun nicht ganz in der Ordnung, daß ich jetzt bei meinem zweiten Besuche, wo eigentlich der Hauptangriff vor sich gehen sollte, mit einem ernstern Truppencorps auftrat, da schon das vorigemal die Voltigeurs des Witzes gehörig in ihr Herz gedrungen waren? Ich warf nunmehr Granaten glänzender Worte in ihr Herz, und meine Blicke leuchteten zuweilen wie blitzende Cuirassiere in die ihren, allein je muthiger und sicherer diese ihre Schlachtordnung behaupten, je kälter und zurückhaltender wird meine schöne Gegnerin. Es ist mir unbegreiflich! — Sollte wohl gar ein Nebenbuhler? — — Doch nein! dieß kann ich fast nicht glauben! —

Ich werde nun bald die schwere Artillerie des förmlichen Antrags und der heißen Liebesbitten auf sie anrücken lassen, und wenn sie da noch widerstehen sollte — — Auf Ehre! nein so etwas ist mir doch in meinem Leben nicht begegnet.

Sechster Brief.

Carl an Otto.

Otto, iſt es möglich? Nein, wach' ich oder träum' ich? Otto, kannſt Du Dir das Wunder denken? Nun laß uns nur Witz und feinen Ton, Kunſt zu gefallen und das Alles ungerühmt zu Grabe läuten, da ſolche Dinge heut zu Tage geſchehen! — Wohl hatt' ich einen Nebenbuhler, einen beglückten; allein wer dieſer fürchterliche Nebenbuhler war? — das erräthſt Du wohl ſchwerlich. Ich muß Dir erzählen. Denke, nicht lange nachdem ich meinen letzten Brief an Dich abgeſandt hatte, ward ich zu einer großen Fete auf Schloß Lichtenſtein, ſo wie mein Freund Waldeck und ſeine ganze Familie geladen. Iſidorens Vormund ſagte mir, als wir ihm auf einem Spaziergange begegneten im Vorübergehen, ſo daß es die übrigen nicht hören konnten, lieber Schimmerfeld kommen Sie morgen, ehe Sie in den Geſellſchaftsſaal treten,

erſt einen Augenblick auf mein Zimmer; ich habe Ihnen etwas von Bedeutung mitzutheilen.

Ich geſtehe, daß ich dieſen wahrſcheinlich gut gemeinten Wink aus der Acht ließ. Wie konnt' ich auch auf ſo etwas fallen? Otto, Du weißt, ich bin nicht von mir eingenommen, allein ohne d eß zu ſeyn, wüßt' ich nicht, wen ich eben aus der ganzen hieſigen Umgebung hätte fürchten ſollen? Ich trete alſo ganz heitern Muthes, mit ganz fröhlicher Zuverſicht ein. Die ganze Geſellſchaft war ſchon verſammelt, und es war die Rede davon, daß Iſidore nun über ihre Hand entſchieden habe, und heute den Erwählten ihren Verwandten und Freunden vorſtellen wolle. Wirſt Du es nun wohl ſeltſam finden, daß ich nach allen dem, womit ich mir ſchmeicheln durfte, niemand anders als mich für den Beglückten hielt! Ich nahte mich ihr alſo auf eine freimüthige Weiſe, und meine Mienen und Gebehrden mochten wohl etwas von dem ausdrücken, was im Innern vorging, denn viele Blicke richteten ſich auf mich. In dieſem

Augenblicke trat — wer denkſt Du wohl? trat — Tiefenbach herein, und ward als der Verlobte der ſchönen Gräfin Iſidore erklärt! Und ich? — Höre Otto, es war — zu Dir im Vertrauen geſagt — denn ich möchte nicht daß alle Welt es wüßte! — es war faſt eben eine ſolche Scene, wie in Grünhof, wo ich einen ſo glänzenden Sieg errang! — Ja glaub' es nur, Tiefenbach iſt es, eben jener verſchmähte, tiefſinnige Tiefenbach, den ſelbſt das Wieſenblümchen Nanette von ſich ſtieß, und dann nun die prächtige Centifolie Iſidore ihre ſtolze, ſchöne Bruſt aufſchließt. Denke Dir, gerade in der Zeit, wo ich in Grünhof verweilte, um ihm ſeine unbedeutende Geliebte abſpänſtig zu machen, hat er mir bei meiner ſchönen, reichen, denſelben Dienſt gethan. Dieß heißt doch wohl ein recht eclatantes Beiſpiel des Rechts der Wiedervergeltung? — Sie ſind ſchon feierlich verlobt, und in wenig Tagen wird die Hochzeit ſeyn. — Nun hat er eher einen Gegenſtand für ſeine thöricht zärtliche Abgötterei! Wenn die hohe griechiſch gebildete Iſidore vor ihm ſteht mit dem weißen, wallenden Gewande,

und mit Augen, die, bei Gott! wie milde Sonnen glänzen, dann kann er eher einen Engel, oder wenigstens eine heidnische Göttin in ihr sehen, als in der niedlich hüpfenden Nanette, die allemal eher einem artigen Kammermädchen ähnlich sieht, als einer Göttin. — Auf Ehre, ich darf nicht daran denken! Was fang' ich aber nun an? — Nanette steht zwar an Vermögen der Gräfin eben so weit nach als an Schönheit; — indeß — verzweifelt viele Schulden hab' ich, und so ist es doch allemal besser etwas als gar nichts! — — Nanettchen ist auch immer ein recht niedliches Mädchen, und vor der Hand heirathet sie mich gewiß viel lieber als ihren reichen Tiefenbach, — sollte in der Zukunft die Sache nicht allemal so ganz gut gehen, — je nun, so denkt sie wohl auch bisweilen an — — die Rache der Nemesis!

IV.

Der Zauber der Tugend.

Einſam in ihrer ländlichen Wohnung lebte Sophie ſeit ihres Gatten Tode, nur mit ihrer aufblühenden Tochter, deren Erziehung noch ihre einzige Freude machte. Der heimliche Schmerz, der aus einer frühern Erinnerung auf ihrer Seele zu ruhen ſchien, erheiterte ſich nur in der Geſellſchaft ihrer holden Clara und im Genuſſe der Natur, in welcher ſie zu jeder Jahreszeit einen neuen Reiz fand.

Jetzt war es Herbſt; der Wind rauſchte durch halb entblätterte Bäume um das einſame Landhaus, dem Herzen der ſtillen Sophie that es wohl; ſie freute ſich an dem rührenden, deutſamen Sinne, welcher in dieſer Jahreszeit liegt. Auch die fröhliche Clara gefiel ſich in dem traulichen Zimmer, in das die herbſtlich dunkle Abendröthe noch ihre Schimmer warf, indeß die

Flammen des Kamins luſtig empor ſchlugen, und eben jetzt der duftende Thee die beiden liebenswürdigen Bewohnerinnen des Hauſes vereinte. Die kleine Clara ſchmiegte ſich liebkoſend an ihre Mutter und bat ſie, ihr doch eins von den ſchönen Zaubermährchen zu erzählen, mit denen ſich ihre kindliche Fantaſie ſo gern beſchäftigte.

Ja, meine Clara, erwiederte die Mutter, mit einem halbwehmüthigen Blicke, ich ſah es bisher gern, wenn deine kindliche Seele in jenen wunderbaren Gegenden verweilte, die den ſchönſten Morgentraum des Lebens bilden, in jenen Gegenden der Unſchuldwelt; du lebteſt ein unbefangnes, ruhiges Leben im Schooſe der Natur, aber meine Tochter, du ſtehſt jetzt an den Gränzen des jugendlichen Alters, billig ſollt' ich dich wohl auch mit den Erſcheinungen der wirklichen Welt bekannt zu machen ſuchen, in die du doch vielleicht bald treten muſt. Ich will dir heute von einem Zauber ſprechen, der oft auf beſſere Herzen mächtiger wirkt, als jeder flüchtige Sinnenreiz, von dem Zauber, den Tugend und

Seelengüte über ein unverdorbnes menschliches Herz ausübt.

In einer Gegend des nördlichen Deutschlands, wo die Schrecken des siebenjährigen Kriegs am heftigsten gewüthet hatten, in einem verarmten kleinen Städtchen, lebte ein guter Bürger, den seine stillen, von ihm selbst nicht gekannten Tugenden, wohl eines bessern Schicksals würdig gemacht hätten, als ihm zu Theil ward. Die trugfreie Redlichkeit des guten Hermann im Laufe seines ganzen Lebens hatte ihm die Liebe seiner Mitbürger, seine Geschicklichkeit als Wundarzt ihm den Dank und die Achtung der umliegenden Gegend erworben; der einzige Fehler, den man ihm vielleicht vorwerfen konnte, war seine allzugroße, oder vielmehr zu leichtgläubige Gutmüthigkeit. Diese nur zu oft mißbrauchte Eigenschaft der besten Herzen hatte noch mehr zum Verfall seiner Glücksumstände beigetragen, als die überstandenen Drangsale des Kriegs und die Krankheiten und Leiden seiner Familie, und keiner von denen, die er durch Anleihen, durch Verpfändung seines Namens

gerettet hatte, war jetzt im Stande ihm beizustehen, als endlich das Unglück unabwendbar über ihn einbrach. Die Forderungen seiner Schuldner drängten sich zu einer unübersehbaren Summe auf eine Zeit zusammen, und gleich unfähig diese Schuld zu zahlen, als seine Gläubiger noch länger zur Geduld zu bewegen, mußte sich der unglückliche alte Mann noch vor den Augen seiner Mitbürger mit Schmach bedeckt sehen. Seine harten Gläubiger ließen ihn ins Gefängniß bringen. Er ergab sich geduldig. Indeß hatte Jahrelanges häusliches Leiden, verbunden mit den Anstrengungen eines mühvollen Berufs schon lang an seiner Gesundheit genagt, seine Haare waren vor den Jahren gebleicht; dieser letzte Schlag erschütterte vollends seine wenigen Kräfte, und eine verzehrende Krankheit, die ihn nach den ersten Tagen seiner Einkerkerung befiel, schien ihn mit der Hoffnung einer baldigen ewigen Freiheit zu trösten.

Seine trostlose Gattin, sie, die mit gröſſerm Scharfblick als ihr Mann, schon längst den Abgrund vorhergesehen hatte, riß sich bei der Nach-

richt seiner Gefangennehmung von ihrem Krankenlager auf, an das sie schon Wochenlang gefesselt gewesen war. Die Angst des Schmerzes gab ihr Kräfte; sie bot alle Mittel auf, die schreckliche Lage ihres Gatten zu ändern; flehte den Beistand aller ihrer Freunde an, allein die Summe war zu groß, nur Liebe und Mitleid war die einzige Gabe, die ihr aber in reichem Maß ihre selbst verarmten Mitbürger boten.

Ihre Tochter Aurelie, ein Mädchen von sechszehn Jahren, hatte bisher mit einer, ihr Alter übersteigenden Geistesstärke durch die Arbeit ihrer Hände ihre armen Aeltern aufrecht zu erhalten gesucht; in ihrer Seele lag von Natur ein hoher Grad von Energie, allein ein eben so starker Antheil von Heftigkeit und von leidenschaftlichem Gefühl; und wie dies bei Charakteren dieser Art gewöhnlich ist, dieselbe Kraft, die sie bisher in Thätigkeit erhalten hatte für den Vater, den sie unbeschreiblich liebte, wandte sich jetzt auf ihren Schmerz, als sie ihn dennoch unvermeidlich verloren sah.

Mit glühendem Eifer theilte sie die Bemü-

hungen ihrer Mutter, dieſe vergeblichen, nur noch tiefer verwundenden Bemühungen; ſie brachte ihre Zeit bald im Kerker des geliebten Vaters zu, bald eilte ſie wieder ihre jammernde Mutter zu tröſten, deren Geſundheit vom neuen zu unterliegen begann.

Eines Tages hatten ſich die beiden Leidenden wechſelsweis in Jammer und in Troſtgründen über ihre Lage erſchöpft, als eine gute Nachbarin zu ihnen eintrat, und ihnen mit theilnehmender Haſtigkeit die Nachricht brachte: Ein vornehmer, fremder Herr, der, wie man ſage, aus weiten, fremden Ländern, und gar über das Weltmeer gekommen, ſey eben in der Stadt angelangt, habe nach ihrem Mann gefragt, und ſey dann unverzüglich ins Gefängniß und dann aufs Rathhaus geeilt.

Mit geſpannter Aufmerkſamkeit, mit kaum gewagtem Odemzuge hatten Mutter und Tochter der wunderbaren Erzählung zugehört. Aurelie war eben im Begriff zu ihrem Vater zu eilen, um von ihm die ſicherſten Nachrichten zu erfahren, als man eine Senfte auf das Haus zu kom-

men ſah, und der kranke Vater wenig Augenblicke darauf in den Armen der entzückten Seinigen lag.

Das glückliche Bewußtſeyn, daß er gerettet war, verdrängte eine Zeitlang die Begierde zu wiſſen, wie es geſchehen ſey. Lang konnte er vor Rührung nicht ſprechen. Wunderbar ſind die Wege des Herrn! fing er endlich mit gefalteten Händen an, — Kinder, wer hätte das gedacht?

Nicht wahr, es iſt wahr mit dem fremden Herrn? fiel die Nachbarin ein, die herzlich theilnehmend die Scene mit angeſehen hatte?

Ja, aber wer dieſer Fremde iſt? rief der Alte, könnt Ihr Euch denn nicht mehr auf unſern Konſtantin beſinnen? der vor dreizehn Jahren in die Welt ging, ſich etwas zu verſuchen; der gute Junge! er hat Wort gehalten; er iſt zur See geweſen, als ein angeſehner Mann kömmt er zurück, und — großer Gott, um mich vom Elend zu erretten!

Aurelie konnte ſich unmöglich auf Konſtantin beſinnen, ſie war wohl kaum der Wiege

entwachsen, als der Jüngling das Haus ihres Vaters verlassen hatte; desto freudiger erinnerte sich die Mutter seiner, denn sie hatte ihn immer geliebt.

Konstantin war ein Lehrling des guten Alten gewesen, der Trieb sich weiter auszubilden, sich auszuzeichnen vielleicht, und ein rühmlicher Eifer für die Kunst drängten ihn hinaus in die Welt; Er hatte eine Zeit unter den Engländern gedient, war mit in Ostindien gewesen; ausgezeichnet von Talenten hatte er sich bei seiner Rückkehr in England der Arzneikunde geweiht, und noch mehrere Seereisen als Schiffsarzt mitgemacht; treue Neigung führte ihn jetzt doch zu dem Vaterlande zurück, ihm seine Kunst und seine Dienste zu weihen.

Bei seiner Ankunft, in der ehemaligen kleinen Wohnstadt war seine erste Frage nach seinem guten Lehrherrn, nach ihm, der nach dem frühen Verlust seiner Aeltern ihm wahrhaft väterliche Treue bewiesen hatte; Er hörte die Nachricht seines Unglücks; zu ihm ins Gefängniß fliegen, sich von dem Zustande der Sachen unterrichten,

und die vorzuschießende Summe voll und richtig bei den Gerichten niederlegen, war bei Konstantin das Werk einer halben Stunde. Der arme Gefangne ward in den Schooß seiner Familie zurück gebracht; sein Befreier folgte ihm selbst in kurzer Zeit dahin, und wandte alles an, was zur Erquickung des Kranken nothwendig war.

Die Freude besonders der würdigen Matrone war groß, als sie ihren ehemaligen Liebling jetzt als ihren Wohlthäter wieder sah; der arme Konstantin, der von der Außenwelt verlassen schien, hatte sich jetzt zu einer rühmlichen Stufe empor gehoben, und kam noch eben so treu und liebevoll zu seinen Freunden zurück, als er gegangen war. Sie freute sich zugleich ihrer Vorhersehungsgabe, denn immer hatte sie etwas Ausgezeichnetes in den Anlagen des Jünglings bemerkt.

Konstantins so rein großmüthige Bemühungen schienen indeß doch mit der Zeit minder uneigennützig zu werden. Die jugendliche Gestalt Aureliens, verbunden mit der Lebhaftig-

keit ihres Geistes, der sich stets mit einer gewissen Elastizität wieder erhob und zum Frohsinn neigte, sobald das drückendste Gewicht des Leidens nur ein wenig erleichtert war, schienen Konstantins Herz an sich zu ziehen; ihre naive Fröhlichkeit schien ihm wohl zu thun, je mehr sie mit dem schwermüthigen Ernst kontrastirte, der sein Wesen auszeichnete, und der ihm vielleicht von den Erfahrungen seines frühern Lebens zurückgeblieben war. Die unermüdete liebende Thätigkeit Aureliens gegen ihre Aeltern, und ein höherer Grad von Bildung als man ihrer Lage hätte zutrauen sollen, befestigten in seinem Herzen die Neigung, die ein flüchtiger Reiz entzündet hatte.

Konstantin kam immer öfter in das Haus von Aureliens Aeltern und seine Blicke hätten ihr wohl etwas von dem sagen können, was in seinem Herzen vorging, hätte sie auf diese Blicke gemerkt; mit Worten hatte er ihr nie etwas gesagt, und nie hatte sie ihn ohne die Gegenwart ihrer Aeltern gesehen, so oft er Gelegenheit dazu suchte.

Eines Tages endlich fand er dieſe längſt gewünſchte Gelegenheit. Aureliens nun wieder hergeſtellte Aeltern waren ein wenig hinaus ins Freie gegangen, und ſie benutzte dieſe Zeit, die kleine Wohnung in Ordnung zu bringen, und zu ſchmücken; alles glänzte geſcheuert und geputzt, ſie hatte ſo eben die reinlichen, weißen Vorhänge aufgeſteckt, und ein paar zierliche Gefäße mit friſchen Blumen auf das Schränkchen ihres Vaters geſetzt, der die Blumen ungemein liebte, als ſich die Thür öffnete und Konſtantin hereintrat.

Betroffen blieb er einige Augenblicke nach der erſten Begrüßung ſtehen und Aurelie fuhr unbefangen in ihrer Beſchäftigung fort.

Liebe Aurelie, fing er nach einer Weile an — nachdem ſie ſeine Frage nach ihren Aeltern beantwortet hatte, — ſchon längſt wünſcht' ich einen Augenblick wie dieſen! Ich konnte mit Ihnen unmöglich in irgend eines Andern Gegenwart von dem ſprechen, wovon mein Herz voll iſt. Liebe Aurelie, ſagte er mit einem bewegten Tone, indem er ihre Hand ergriff,

und mit jener Schüchternheit sie ansah, die auch der welterfahrenste Mann allemal einem wahrhaft geliebten Weibe gegenüber empfindet, — könnten Sie sich wohl entschließen das Schicksal eines Menschen zu theilen, der Sie innig liebt? könnten Sie die treue, feste Liebe dieses Herzens mit Ihrer Liebe vergelten? Ich habe bisher nur die Drangsale des Lebens erfahren, dürft' ich hoffen durch sie noch sein Glück kennen zu lernen.

Aurelie stand und hörte, und es war ihr als ob man eine ganz fremde Sprache mit ihr redete; in dieses Land war sie mit ihren Gefühlen und Ideen noch gar nicht gekommen; hatte sie auch oft von Liebe sprechen hören, ihr leichter Sinn war schnell darüber weggeschlüpft; ihre kindliche Unbefangenheit, und die traurige Lage ihrer Aeltern in den letzten Jahren hatten keinen ähnlichen Gedanken in ihr aufkommen lassen.

Sie hörte jetzt Konstantins Rede; eine fliegende Glut stieg in ihre Wangen und das Feuer ihrer Augen senkte sich zur Erde; was

sie antworten sollte, wußte sie nicht, und es war ihr sehr erwünscht, als sie jetzt den nahenden Tritt ihrer Aeltern hörte. Konstantins Herz legte ihr Betragen zu seinem Vortheil aus. Meine Aurelie, sagte er mit Rührung, meine holde Freundin! ich will Sie nicht bestürmen, denken Sie ruhig über Ihre Antwort nach! Sie ist wichtig, Ihr Schicksal und das meinige hängt davon ab.

Er entfernte sich bei diesen Worten schnell und mit einer unverhehlbaren Bewegung und eilte durch den Garten auf die anstoßenden Wiesen hinaus; Aurelie indeß, von jeher zur größten Aufrichtigkeit gegen ihre Aeltern gewöhnt, und nie geneigt sich lange zu bedenken, verzog keinen Augenblick, den eben eintretenden Alten den ganzen Vorgang von Wort zu Wort zu erzählen; ihre Mutter, von der Aureliens Raschheit im Denken und Handeln nur ein Erbtheil war, ließ ihr kaum Zeit die Erzählung zu beendigen, sie fiel ihrer Tochter mit den Aeußerungen der lebhaftesten Freude um den Hals. O meine Tochter, rief sie aus, meine gute

wohlgerathene Tochter! welche Freude häufst du über die grauen Haare deiner Aeltern, daß du das Herz dieses vortrefflichen Mannes zu gewinnen wußtest. Fortan werden wir uns nicht mehr kümmern und quälen dürfen! Die große Schuld, die doch der arme Vater nie hätte aufbringen können, ist uns nun erlassen; und wir werden durch dich nichts als Ehre und Freude erleben.

Der Muth des armen Alten war zu sehr gebeugt durch das, was er zuletzt erlitten hatte, er konnte sich nicht zu einer so lebhaften Freude erheben; er schwieg, aber die Thränen, die langsam über seine Wangen rollten, sprachen rührender als Worte.

Gott segne dich, meine Tochter, fing er endlich an, nie hätt' ich das große Glück erwartet! Es ist wahr, diese Schuld an Konstantin, ich hätte sie nie bezahlen können und sie hätte mir mein Leben lang auf dem Herzen gelastet.

Aurelie war wie betäubt; es wurde ihr so lebhaft einleuchtend gemacht, welches Glück

und welche Freude ihr bevorſtünde, daß ſie es ja ſelbſt glauben mußte. Der Gedanke, ihre Aeltern auf ihr ganzes übriges Leben glücklich zu machen, regte ſchon ihren Stolz, deſſen ſie von Natur einen ziemlichen Antheil beſaß, von ſeiner edelſten Seite auf, und mehr als das, er entzückte und bezauberte ihr Herz; denn wenn ihr nicht die Sanftheit ihres Vaters eigen war, ſo war es doch ſein weiches zur Wohlthätigkeit geneigtes Herz.

Je mehr ſie indeß zu einem ruhigen Bewußtſeyn kam, je deutlicher ſie den Begriff: Liebe faßte, je klärer ward es ihr auch, daß ſie Konſtantin nicht liebe. Seine Phyſiognomie war zwar edel, ſo wie ſein Wuchs und ſeine Haltung; allein die Spuren überſtandener Mühſeligkeiten, und der Sonnenbrand der heiſſen Zonen hatten alle blühenden Jugendreize von ſeinem Geſicht verdrängt, und die Miſchung von Ernſt und Schwermuth, die über ſeinem Weſen ausgebreitet war, ſcheuchte ihr fröhliches Vertrauen zurück.

Wie halb im Traume ſah ſie den fröhli-

chen Anstalten zu ihrer Verlobungsfeier zu, mit der sich ihre Aeltern beschäftigten. Den guten Alten fiel es mit keinem Gedanken ein, daß Aurelie etwas gegen ihre Verbindung mit Konstantin einzuwenden haben könne; der Vater war ohne Verzug zu Konstantin gegangen, um ihm das Jawort seiner Tochter und die freudigste älterliche Einwilligung zu überbringen; Konstantin hatte eben einen Brief erhalten, der ihn zu einer schleunigen Reise von mehrern Tagen nöthigte; es blieb ihm nur soviel Zeit zu seiner Braut zu eilen und ihr das Lebewohl der glücklichen, hoffnungsvollen Liebe zu sagen; er nahm die schönste Gewißheit mit auf den Weg; der Tag der Verlobung war noch verabredet worden; sie sollte gleich nach Konstantins Rückkehr gefeiert werden, Alles ging bis dahin in froher eiliger Geschäftigkeit durch einander.

Die Nachricht von dem Unglück und der Befreiung des armen Hermann war indeß zu einer befreundeten Familie gelangt, die einige Stunden entfernt von dem Städtchen lebte; es war der ehemalige Lehrer Aureliens, der

nun darüber trauerte, den Unfall nicht früher erfahren zu haben, um seinen Freunden nach Kräften beistehen zu können. Er saß eben an einem Sonntag Nachmittag mit seiner Gattin und Töchtern im Gespräch darüber. Es war ein unfreundlicher Tag; der Regen goß in Strömen vom Himmel, als sie auf einmal, ihrem Fenster gegenüber, ein junges Mädchen den Hügel herunter fliegen sahen, mitten in dem stürzenden Regen, der ihre Kleider und ihre Haare ganz durchnäßt hatte, — die Thür ging auf, und mit Bestürzung erkannten sie Aurelien. —

O meine Mutter, rief das junge Mädchen, indem sie sich halb athemlos und mit einem Strom von Thränen in die Arme ihrer mütterlichen Freundin warf, — helfen, rathen Sie mir; — Rathen Sie mir, mein ehrwürdiger Freund, rief sie, sich zu dem biedern Schönberg wendend, meine Kräfte und mein Verstand sind hier zu schwach!

Um Gotteswillen, riefen die Erschrocknen,

was ist vorgegangen? In diesem entsetzlichen Wetter, sie selbst? Aurelie? und zu Fuß?

Aurelie stand einige Augenblicke ohne sprechen zu können, mit Mühe konnte man sie bewegen, sich ein wenig zu sammeln: ihre Freundinnen waren theilnehmend um sie beschäftigt; sie erzählte Alles Vorhergegangene mit der treusten Aufrichtigkeit; und heute, fuhr sie fort, und fing aufs neue heftig an zu weinen, heute ist nun mein Verlobungstag!

Aber um alles in der Welt, liebe Aurelie, rief Schönberg, so ohne alle Ueberlegung sind Sie vom Hause weggegangen? Welche Angst werden Sie ihren guten Aeltern verursacht haben.

O mein Gott im Himmel! rief Aurelie und rang die Hände, wie sollt ich es denn anders machen? Ich wußte nicht, ob es recht wäre, wenn ich's meinen Aeltern sagte, denn dann sind sie zu gut, dann würden sie es freilich niemals zugegeben haben; aber dann hätt' ich sie auch nicht glücklich machen können, und

die drückende Schuldenlast wäre ihnen auf dem Herzen geblieben; gleichwohl da nun der Tag wirklich kam, wo ich mein Wort geben sollte, da überfiel mich eine so entsetzliche Angst, daß ich nicht wußte, was ich anfangen sollte; ich entschloß mich also kurz, zu Ihnen zu laufen und Sie um Rath zu fragen. Ihnen dank' ich ja so manche herrliche Lehre der Tugend und Religion, Sie werden mir auch hier am besten rathen können.

Ja kurz genug war dies freilich beschlossen! sagte Schönberg mit einem halbverweisenden Lächeln, liebe Aurelie, wir werden sehr darauf denken müssen, dies bei Ihren Aeltern wieder gut zu machen.

Also du kannst ihn gar nicht lieben? fragte die sanfte Louise, Schönbergs älteste Tochter.

Ach nein! erwiederte Aurelie weinend, es wird mir so traurig, als wenn ich in die Erde sinken sollte. — O sagen Sie mir nur, ob es Gott von einem guten Kinde fordert, daß es sich überwindet und seine Aeltern glücklich macht?

Meine gute Aurelie, sagte Schönberg und

ergriff gerührt ihre Hand, wenn Ihr Herz sa entscheidend Nein zu diesem Vorschlage sagt, so würden Sie Gott mehr beleidigen als wohlgefallen, wenn Sie ihm ein erzwungues Ja zum Opfer brächten. Gott ist ein Gott der Wahrheit und der Liebe! keine, auch die beste Nebenabsicht kann eine Heirath ohne wahre innige Neigung zweier Herzen rechtfertigen; dies ist ein frevelhaftes Spiel mit dem Heiligsten was es auf Erden gibt. — Diese Nacht müssen Sie nun freilich bei uns bleiben, aber morgen mit dem Frühesten wollen wir uns beide aufmachen und eilen Ihre bekümmerten Aeltern zu beruhigen. Ich werde Sie ihnen wieder zuführen. Daß Ihr Vater nach einem solchen Auftritt wünschen wird, Konstantin die vorgeschoßne Summe wieder zu bezahlen, ist wohl natürlich. Ich werde Mittel finden, sie ihm unter meinen hiesigen wohlhabenderen Freunden ohne Zinsen zu verschaffen.

Die Rede ihres verehrten väterlichen Freundes that Aureliens Herzen wohl; sie reiste am andern Morgen, nach einer beruhigter zuge-

brachten Nacht mit ihm zu ihren Aeltern zurück.

Ihre gestrige unüberlegte Entweichung hatte die beiden armen Aeltern und Konstantin nicht minder, in die äußerste Bestürzung gesetzt; alle wußten schlechterdings nicht, was sie von dieser räthselhaften Begebenheit denken sollten. In dem festlich zugeschmückten Hause hatte Unruhe und Verwirrung die Stelle des erwarteten Jubels eingenommen; die Nachbarn und Freunde, deren eine große Anzahl zu diesem Ehrentage geladen waren, hatten sich verlegen und traurig wieder zu Hause begeben müssen. Die Wiedererscheinung Aureliens verbreitete die lebhafteste Freude bei den Bekümmerten und man dachte wenigstens in den ersten Augenblikken nicht an Vorwürfe, als sich die, sonst stets gehorsame Tochter mit Thränen in die Arme ihrer Aeltern warf, ihre Hände mit tausend Küssen bedeckte, und so mehr durch Zeichen als durch Worte um ihre Verzeihung flehte.

Schönberg nahm das Wort für sie; das, was sie in eine peinliche Verlegenheit setzte,

war, daß in diesem Augenblicke Konstantin selbst gegenwärtig war; Schönberg faßte sich schnell, nach der gegenwärtigen Lage der Umstände, denn eine Erklärung war jetzt unvermeidlich. Er sprach mit der edlen Freimüthigkeit eines festen, eine theure Wahrheit vertheidigenden Mannes, aber zugleich mit der zarten Schonung, die er seinen Freunden und Konstantins Lage schuldig zu seyn glaubte.

Absichtlich hatte er in seiner Gegenwart das Anerbieten der schuldigen Summe nicht erwähnen wollen, allein Aurelie, die die Wolke des Kummers noch auf dem Gesicht ihres Vaters sah, konnte es unmöglich dulden, daß er dieser Sorge länger zum Raube wäre; sie fiel ihm um den Hals und flüsterte ihm das Versprechen ihres Freundes Schönberg ins Ohr.

Sie glaubte hierbei nach ihrer Art sehr vorsichtig zu Werke gegangen zu seyn, allein lange nicht vorsichtig genug, als daß nicht Konstantin einige Worte davon verstanden, und den ganzen Zusammenhang errathen haben sollte.

Kämpfend mit Erſtaunen und Beſchämung, mit Schmerz und Stolz ſchien er dieſe Zeitlang geſtanden zu haben; jetzt bei Aurelieus Worten ſchien ihm erſt das deutliche Bewußtſeyn wieder zu kommen. Mit einer heftigen Bewegung wandte er ſich ab um einige Thränen zu verbergen, die in ſeine Augen drangen.

Ach! Aurelie, rief er ſchmerzlich, wie wenig kennen Sie das Herz, das Sie zerreißen! — Von jener Summe kann nie zwiſchen uns die Rede ſeyn; ſie hat keinen, auch nicht den mindeſten Zuſammenhang mit Ihnen und meiner Liebe; ein Zoll der Dankbarkeit iſt ſie, den ich dem Lehrer und Wohlthäter meiner Jugend weihte und den ich nie zurücknehmen werde. Aurelie, ich werde nicht aufhören mich als Sohn gegen Ihre Aeltern zu betragen, aber ſeyn Sie verſichert, daß Sie von heut an nie wieder ein Wort von meiner Liebe hören werden. Sie ſollen den wenigſtens achten, den Sie nicht lieben konnten.

Konſtantin hielt Wort. Er kam von dieſer

Zeit an zwar sehr selten in das Haus des redlichen Hermann, allein er hörte nicht auf, ihn mit der kindlichsten Liebe und Sorgfalt zu unterstützen; sah er Aurelien, so begegnete er ihr mit der ehrerbietigsten Zurückhaltung, und nur sein ganzes Leben zeigte, daß er mit der Festigkeit eines starken und edlen Herzens liebte. Er hatte sich in Aureliens Wohnstadt niedergelassen und der Ruhm seiner Talente und seiner Menschenliebe verbreitete sich immer mehr. Die Grossen nannten seinen Namen mit der tiefsten Hochachtung und das Volk mit Segenswünschen. Mehrere vortheilhafte Verbindungen mit den reichsten und schönsten Mädchen boten sich ihm in der umliegenden Gegend dar, er wich ihnen aus. Die Gesellschaft der Weiber im Allgemeinen schien ihm peinlich, er vermied sie, so oft es sein Beruf erlaubte, und zog sich in die Einsamkeit zurück, die seinem Herzen wohl that.

So vergingen zwei Jahre. In Aureliens Herzen war eine merkliche Veränderung vorgegangen, seit dem Augenblicke wo sie die edelmü-

thige Seele ihres verschmähten Liebhabers zuerst hatte kennen lernen. Schon bei jener Scene trat das Edle und Interessante, was von Natur in seiner Gestalt und in seinen Zügen lag, und was sie bisher nicht beachtet hatte, in einer Art von Verklärung vor ihren Blick. Sein unverändert liebendes Betragen gegen ihre Aeltern, und die schonende Entfernung, mit der er sich gegen sie betrug, brachten anfangs Beruhigung, und nach und nach eine stille achtungsvolle Neigung gegen ihn in ihrer Seele hervor; der Schatten von Schwermuth, der über seinem Wesen lag und der ihr vom Anfang so mißfallen hatte, war zwar jetzt düstrer geworden, allein ihr Herz sagte ihr die Ursach davon, und gab ihm dadurch noch einen neuen Reiz. Konstantin war weit entfernt etwas von der Veränderung zu ahnden, die in Aureliens Innern vorgegangen war; jene so entschieden gezeigte Abneigung gegen ihn, hatte ihm auf immer jeden Gedanken der Bewerbung um sie verleidet, ob sein Herz gleich zu tief

und treu geschaffen war, um sich für jene bittere Täuschung durch einen andern Gegenstand entschädigen zu können. Sie hatte trotz jener Kränkung nicht aufgehört ihm die Liebenswürdigste ihres Geschlechts zu scheinen, nur die mindeste Hoffnung auf ihre Liebe schien seinem Ehrgefühl die beschämendste Thorheit. Er kannte das weibliche Herz zu wenig, um seine oft widersprechend scheinenden Züge begreifen zu können.

Aurelie selbst war nach ihrem Naturel und nach der stillen, unbefangnen Thätigkeit, in der sie lebte, noch nicht sehr darauf gekommen, Untersuchungen über ihr Herz anzustellen, erst da fühlte sie, wie theuer ihr Konstantin geworden sey, als sich mit der Zeit eine andre Bewerbung um ihre Hand zeigte, die ihre Aeltern den äußern Umständen nach sehr annehmlich fanden.

Sie konnte nichts auszusetzen haben, weder an dem muntern, blühenden Ansehen ihres Bewerbers, noch an seinen Sitten; die Ver-

nunft rieth ihr in jeder Rückſicht zu dieſem Vorſchlage, und dennoch war es ihr, als ob eine Centnerſchwere auf ihrem Herzen laſte, je mehr die Zeit heranrückte, in der ſie ſich entſcheiden ſollte; ſie fürchtete ſich, die Hoffnung ihrer armen Aeltern zum zweiten Mal zu täuſchen; wenn dann einmal Konſtantin zu ihren Aeltern kam, ſo machte ihr ſein Anblick eine ſo ſchmerzliche Empfindung rege, daß ſie oft hinaus gehen mußte um ihr Herz durch Thränen zu erleichtern.

In dieſer Zeit war es, als ihren Vater eine gefahrvolle Krankheit befiel; ihre Mutter, ſelbſt kränklich, konnte wenig zu ſeiner Pflege thun. Aureliens Kräfte würden in der langwierigen Krankheit nicht ausgedauert haben, hätte nicht der edle Konſtantin die Sorge kindlich mit ihr getheilt; er wachte Nächte bei dem Kranken und beredete Aurelien indeß der Ruhe zu genießen, um ihre Kräfte für den folgenden Tag zu ſammeln.

Einſt des Nachts waren ſie gemeinſchaft-

lich am Bette des Vaters beschäftigt gewesen; die Mutter schlief in der anstoßenden Kammer; der Kranke war ebenfalls in einen sanften Schlummer gesunken; Konstantin saß nachdenkend, den Kopf in die Hand gestützt und betrachtete Aurelien, deren Augen mit besorgter Zärtlichkeit auf dem Gesicht des schlummernden Vaters ruhten; der matte Schein des Nachtlichts gab ihren von der Anstrengung der vorhergegangenen Tage bleichen Zügen einen rührenden Ausdruck; Konstantin fühlte sich in diesen Tagen mehr als jemals zu ihr hingezogen, durch die ungekünstelten Züge kindlicher Treue und Zärtlichkeit, die sie ihren Aeltern bewies. Die Hoffnung hatte er einmal aufgegeben, allein er suchte sein Herz dadurch zu beschwichtigen, daß er die Neigung für sie in die innigste und uneigennützigste Theilnahme verwandelte. Meine gute Aurelie, fing er mit einer unverhehlbaren Rührung an, indem er ihre beiden Hände ergriff, — sie hatte sich seinem Sitze genähert und blieb, freundlich auf seine

Rede horchend, vor ihm ſtehen — meine gute, theure Aurelie, fuhr er fort, ich habe Sie lang nicht ſo allein geſprochen, gewiß zweifeln Sie nicht mehr an meiner innigen, brüderlichen Theilnahme für Sie; Sie ſehen, die Tage dieſes guten Vaters neigen ſich zum Untergange, wer wird Ihre und Ihrer armen Mutter Stütze ſeyn, wenn er ſtirbt. Der Himmel führt Ihnen jetzt einen guten Menſchen zu, der Sie aufrichtig liebt, ich habe mich näher nach Seyfried, — ſo hieß Aureliens Freyer — erkundigt, er iſt Ihrer nicht unwerth; — Sie würden einen Beſchützer an ihm finden, und — denken Sie, welche Freude Sie Ihren Aeltern noch am Rande des Grabes machen würden! —

Aurelie hatte mit der peinlichſten Beklommenheit zugehört, Konſtantin wartete vergeblich auf ihre Antwort, ein Strom von Thränen ſtürzte aus ihren Augen. Ach Konſtantin, Sie lieben mich alſo nicht mehr? rief ſie mit einem unbeſchreiblich ſchmerzlichen Tone und ſtützte ihr Geſicht auf ſeine Schulter.

Aurelie! — rief Konſtantin in der heftigſten Verwirrung; — Ich? — meine Aurelie! — — wär es möglich? liebten Sie mich denn?

Unausſprechlich! ſchluchzte Aurelie und ſank weinend in ſeine ausgebreiteten Arme. — —

Welche Tage dieſer Scene folgten, und welche heitre Abendröthe noch den guten frommen Aeltern zum Grabe leuchtete, bedarf keiner Beſchreibung. — Nach fünf Jahren kam die befreundete Familie Schönberg in die entfernte Stadt, wo ſich Konſtantin ſeitdem niedergelaſſen hatte; ſie kamen, um ihre glückliche Freundin einmal zu ſehen. Eine ſeltſame ahnungsvolle Stille ruhte auf dem Hauſe, das ſie betraten; nicht die friſche, blühende Aurelie, eine bleiche, wankende Geſtalt kam ihnen entgegen, und die tiefe Trauer, die ſie kleidete, ſagte ihnen was vorgefallen ſey.

O meine Mutter, rief Aurelie, wie damals wo ſie ſich ihrer mütterlichen Freundin in die Arme warf, und wie damals an ihrem Halſe

in Thränen ausbrechend; allein es waren andre, es waren Thränen der Reue und der tiefsten innigsten Liebe; — o meine Mutter, ich war das Glück nicht werth, das mir zu Theil ward; dies Herz, das nun unter der Erde ruht und das ich Unsinnige einst verschmähte, nein, es war zu gut für diese Welt! O Gott, ich konnte ihn zwei Jahr früher glücklich machen! Die wenigen Jahre, die ich mit ihm verlebte, sie reichen nicht hin um den Kummer und die Kränkung wieder gut zu machen, die ich Unglückliche ihm verursacht habe.

Es war drei Wochen seit der gute Konstantin nicht mehr war; der einzige Trost Aureliens, und das einzige Kleinod ihres verwaisten Lebens, war ein theures Kind, das ihr das Andenken des besten aller Männer erneuerte, und dessen Erziehung sie mit Freude ihre übrigen Tage weihte. —

Du bist bewegt meine gute Tochter, ich sehe Thränen in deinem Auge; hat diese Thränen ein heiliger, geheimnißvoller Zug der Na-

tur erregt, oder iſt es blos der deutungsvolle Sinn, der aus dieſer Geſchichte zu deiner kindlichen Seele ſpricht? dieſer Geſchichte, für deren Wahrheit dir deine Mutter bürgt. — Ja wiſſe, meine Clara, der edle Konſtantin, es war dein tugendhafter, vortrefflicher Vater, und Aurelie iſt's, die dich in dieſem Augenblick mit wehmüthiger Zärtlichkeit in die Arme ſchließt. Theures Kind, ich verſparte die Erzählung meiner Geſchichte abſichtlich auf dein reiferes Alter; möchte ihr Eindruck bleibend bei dir ſeyn, und möchteſt du aus dem Beiſpiel deiner Mutter lernen, wie nur männliche Tugend der Talisman wahren Glücks und wahrer Liebe in ſich ſchließt.

V.

Klotilde.

Eine Scene aus dem häuslichen Leben.

Erſter Brief.

Klotilde Davitowska an Sophie von Altſtein.

So bin ich denn auf dem ſtillen, einfachen Landſitze angekommen, meine geliebte Sophie, wo künftig ein bedeutender Theil meines Lebens verfließen ſoll. Meine Verbindung mit Davitowsky iſt in dieſen Tagen geſchloſſen worden, und er hat ſo ſehr als möglich geeilt, mich auf ſeinem Stammgute einzuführen. Du hingegen wirſt unterdeß von deiner Badereiſe in den Glanz der Hauptſtadt zurückgekehrt ſeyn; und getrauert wirſt du doch ein wenig haben, als du mich nicht mehr fandeſt; ſo viel und lang wir uns auf dieſe Trennung vorbereitet hatten. Es wird dir einſam vorkommen, wenn du die lange Straße, vor meinem jetzt verlaßnen Hauſe vorüber gehſt oder fährſt, und nun

die weißen zugezognen Gardinen sich nicht regen, und kein liebevoller Gruß wie sonst, dem deinigen entgegen kömmt.

Ist es nicht ein grausames Vergnügen, das ich mir durch die Vorstellung deiner Trauer mache? allein die Liebe lebt so gern in dem Gedanken: vermißt zu seyn von den Geliebten. Habe doch auch ich dich vermißt, selbst an der Seite dessen, der ja wohl nach den Ansichten vieler Männer — nun eine Art von Alleinrecht auf meine Empfindungen hat. Doch muß ich ihm zur Ehre nachsagen, daß er meine Thränen um die getrennte Jugendfreundin gesehen und geehrt hat. So wie er überhaupt meine Gefühle oft selbst in ihren zarten weiblichen Nüancen versteht; was in der That bei Männern etwas ziemlich Seltnes seyn mag.

Aber ich habe dir eine treue Schilderung meines Zustandes in den ehelichen Fesseln versprochen! Wenn ich dir nun blos ein Bild von mir selbst entwerfe; was wirst du dir für eine Vorstellung vom Ganzen machen? Verändert würdest du mich finden, wenn du mich

jetzt sähst; denke dir zuvörderst meine hübschen, langen Haare, die Ihr Alle von jeher meine beste Zierde nanntet; die ich mir so artig griechisch aufzuschürzen wußte; sie sind dahin! du weißt daß sie Davitowsky, der ausschließend für die Titusköpfe eingenommen ist, niemals recht leiden konnte; ihr Schicksal ging ihnen schon längst nach; und so mußten sie denn endlich fallen, den Genien der häuslichen Eintracht ein gefälliges Opfer!

Hier liegen sie nun neben mir, die guten Haare, die mir im Leben so manche angenehme Viertelstunde vor dem Spiegel verschafften! Ich kann nun Haarketten, Bänder und Ringe daraus machen lassen, und Euch alle, meine Freunde, reichlich darein kleiden. Ist dies nicht schon ein großer Trost für ein großmüthiges Herz?

Mein Mann spricht, daß ich ihm sehr wohl gefalle in meiner jetzigen Metamorphose; nun Glück zu! der Himmel stärke seinen Glauben! Ich meinerseits ergebe mich in mein Schicksal und hüte mich wohlweislich, dem Spiegel nicht allzuoft zu nahe zu kommen.

Denn an Schönheit hab ich in keiner Rückſicht zugenommen, ſoviel kann ich dir verſichern; den Lockenraub abgerechnet, ſeh ich noch obendrein von der Sonne ſo braun gebrannt, als ob ich unter der Linie geweſen wäre. Und daran iſt ebenfalls der hochgebietende Wille meines theuern Eheherrn Schuld, deſſen Reiſemaximen ich bisher gar noch nicht gekannt habe; er kann nehmlich weder Schleier noch Hut an mir ſehen, wenn ich ſo im Wagen neben ihm ſitze, um ja mein liebes Geſichtchen nicht einen Augenblick aus den Augen zu verlieren, woher denn dieſes Nachdunkeln meines Teints gekommen iſt.

Ueberdem male dir mein Bild in ſchwarzer Kleidung aus, denn Davitowsky will mich wo möglich immer ſchwarz gekleidet ſehen; und am allerliebſten in der Tracht der Marie Stuart. So muß ich denn immer büßen, ohne eben etwas beträchtliches geſündigt zu haben; und trauern, während ich doch im Innern recht herzlich luſtig bin.

Nächſt dieſer Veränderung meiner Geſtalt

iſt ſelbſt mein Name einer Veränderung unterworfen; — So ſehr ſoll man jede Eigenthümlichkeit, ich glaube gar das eigne Daſeyn, aufgeben! — Davitowsky erläutert nehmlich ſehr richtig: Klotilde ſey die altgermaniſche Benennung von dem bekannteren Wort: Louiſe, dies aber heiße eigentlich in ſeiner Sprache: Lodoiska, — folglich —

Du wunderſt dich, wie ich bei ſo bewandten Umſtänden noch luſtig ſeyn kann. Ach Ihr Mädchen wißt nicht, wie unſer Eins den ſtolzen Nacken ſo recht mit gutem Anſtand unter das Joch biegen lernt, ſo daß man dies am Ende gar nicht mehr fühlt.

Ich kann nicht aufhören dich unter die Mädchen zu rechnen, ob man dich gleich Frau Kammerräthin nennt. Eine Ehe von acht Tagen, wie die deinige, verdient gar nicht den Namen Ehe; und nun endlich gar unter deinen Verhältniſſen; du zu jener Zeit noch halb ein Kind, aber ein ſchönes, vergöttertes Kind; und nun der galante, ältliche Kammerrath, der es ſich zur Pflicht machte, allen Launen ſeiner

kindiſchen — ich wollte ſagen: kindlichen Braut! — zuvorzukommen. Nein du, meine Liebe, kannſt gar nicht von dem Sclavenſtand der Ehe ſprechen! Aber nimm dich in Acht, daß nicht unter deinen zahlreichen Anbetern endlich einer der Beſieger dieſes ſtolzen Herzens, — und dann — im höchſten Grade dein Gebieter wird!

Doch lebe wohl, geliebte Freundin! Mein Mann befiehlt, daß ich mit ihm ſpazieren gehe. Trotz des veränderten Namens doch immer unveränderlich Deine

Klotilde.

N. S.

Noch Eins muß ich dir melden. Ich lerne jetzt ſehr eifrig Polniſch, weil mein Mann ein beſondres Vergnügen darin zu finden ſcheint, mich zu unterrichten. Eine Neigung, die ich ſchon an mehreren Männern bemerkt habe; das Gefühl ihrer Ueberlegenheit ſchmeichelt ihnen allemal, ſey es in welcher Rückſicht es wolle. Die übrigen Sprachen und Wiſſenſchaften aber,

die etwa zu einer gebildeten Erziehung gehören, hab ich fataler Weise schon lang vor seiner Regierung erlernen müssen. Ach hätt' ich das gewußt, ich hätte lieber Englisch und Französisch, und Musik und Geographie, alles für diesen liebenswürdigen Lehrmeister aufgespart, als mich damals bei unsern grämlichen Lehrern damit abzumüden.

Zweiter Brief.

Sophie von Altstein an Klotilde Davitowska.

Der scherzende Ton deines Briefs, meine geliebte Klotilde, hat mir zugleich Freude, doch auch — verzeih es mir, Verwunderung erregt. Daß du dich so gesund und heiter fühlst, um so schreiben zu können, dies muß ja wohl die Zärtlichkeit der Freundschaft beglükken; allein wie ist es möglich, daß sich ein Wesen, auf so hoher Stufe stehend als du, beste Klotilde, so glücklich fühlen kann in der Abhängigkeit von Einem jenes Geschlechts, von

deſſen Herrſchſucht über das unſre dein Brief mir nur einen neuen Beweis giebt, ſo ſcherzhaft er auch geſchrieben iſt.

Daß ich den Eheſtand noch nicht kenne, darin magſt du wohl recht haben, ob ich gleich acht Tage verheirathet geweſen bin. Ich war noch nicht vierzehn Jahr, als der Kammerrath um mich warb. Ich hatte keine Ahndung, keine Idee von Liebe, und eben deshalb war mir Heirathen und Nichtheirathen vollkommen gleich. Meine Aeltern verſicherten, daß der Antrag eines ſo angeſehenen und wohlhabenden Mannes ein groſſes Glück für ein unbegütertes Mädchen ſey, und ſo hatt' ich nichts Einfacheres zu thun, als meine Einwilligung zu geben.

Der Schmuck und alle die koſtbaren Sachen, die mir der Kammerrath ſchenkte, beſchäftigten meine Aufmerkſamkeit mehr als er ſelbſt, und du haſt gar nicht Unrecht, wenn du mich eine kindiſche Braut nennſt. Er ſchien mir mehr ein ältlicher Verwandter, der mir wohlwolle, und wie ein Schattenbild iſt dieſe Erſcheinung an mir vorüber gegangen.

Allein wohl aus den Beiſpielen ſo vieler meiner Freundinnen lernt' ich dieſen Stand genau kennen, um meine Abneigung dagegen gerechtfertigt zu ſehen. — So unwillig ich auch bin, ſo wandelt mich auch zugleich ein kleines Lachen an, wenn ich dich jetzt nach dem entworfenen Bilde denke; du, die edle griechiſche Schönheit, mit dem ſchwelgeriſch prächtigen Lockenwuchs, jetzt in die demüthige Ehegattin eines barbariſchen Polen umgewandelt, der, ohne die mindeſte Notiz von griechiſcher Schönheit zu nehmen, nicht genug, daß er ſie in ein Grenzſchloß ſeines rauhen Sarmatiens entführt, ſie auch, mir nichts, dir nichts, nach ſeinem verkehrten Geſchmack umwandelt, ohne zu fragen, wie du in den Augen tauſend anderer, ſchön fühlender Menſchen erſcheinen wirſt.

Ernſthaft geſprochen, iſt es nicht eine wirklich ſchauerliche Idee, fürs ganze Leben einem Weſen hingegeben zu ſeyn, das ſo nach Willkür über uns ſchalten? ſelbſtſüchtig oft das Schönſte ſeiner Laune opfern darf? Und kann

man nicht vom Kleinen auf das Größere schließen?

Ich kann mich nun einmal zu keinem Vertrauen in das Herz der Männer erheben. Immer fällt mir dabei die Antwort einer trauernden Mutter ein, als sie ein Geistlicher über den Tod ihres einzigen Sohnes trösten wollte (wie ein französischer Schriftsteller erzählt): Bedenken Sie, gnädige Frau, sagte der Geistliche ermahnend, welch großes Opfer Gott von Abraham verlangte! Er selbst sollte seinen einzigen Sohn tödten. —

Ach ehrwürdiger Herr, unterbrach ihn die Weinende, — von einer Mutter würde das der Herr gar nicht gefordert haben!

Glaube gewiß, wenn ich von Einem eine günstige Meinung wünschte fassen zu können, so wäre es dein Mann; du kennst mein Urtheil über ihn, — über sein Aeußeres wenigstens, wenn er sonst so oft uns auf der Promenade begegnete. Du kanntest ihn damals noch nicht, und wir hatten oft unsere Betrachtungen über den schlanken, krauskopfichten Polen, mit den

funkelnden, ſüß einſchmeichelnden Augen, und dem ritterlichen Anſehn. Sein Aeußeres gefiel mir ſehr gut; ſein Inneres konnt' ich nicht kennen lernen, da ich eben damals mit der Tante unſre Schweizerreiſe antrat, und ſeit der Zeit, als du ihm deine Hand zugeſagt hatteſt, nur flüchtig nach der Reſidenz zurückgekehrt bin. Möchte mich doch meine düſtre Anſicht trügen! möchte er, trotz des nachtheiligen Scheins, eine Ausnahme von der Regel ſeyn, und meine Klotilde ſo glücklich machen, als es von ganzer Seele wünſcht

Sophie.

Dritter Brief.

Klotilde Davitowska an Sophie von Altſtein.

Habe Dank, du freundſchaftlichſte der Seelen, für deine treue, eifrige Sorge um mein Wohl! Du weißt auch, ich gehöre nicht zu den erniedrigten Weſen unſres Geſchlechts, die, ſobald ein Mann in das Spiel kömmt, alle Rück-

ſichten, der Freundſchaft aufgeben; die eine Stunde unter nichtsbedeutenden Scherzen und Schmeicheleien in Männergeſellſchaft hingebracht, der ſeelenvollſten Unterhaltung mit einer Freundin vorziehen; gewiß, meine Sophie, unter dieſe gehör' ich nicht, und die Liebe für Davitowsky hat keineswegs den ältern Empfindungen für die Jugendfreundin Eintrag gethan; allein du gehſt zu weit, wenn du an allem Glück in der Verbindung mit einem Weſen jenes Geſchlechts zweifelſt, das größtentheils, ich bin es überzeugt, größtentheils aus den gutmüthigſten Geſchöpfen von der Welt beſteht, wenn wir nur nicht ſo oft den Charakter unſres Geſchlechts, Sanftmuth und kluge Nachgiebigkeit in Stunden ihres aufbrauſenden, oder düſtern Humors vergäßen. Jeder Mann hat gewöhnlich ſeinen guten und ſeinen böſen Dämon; wenn wir nun vorkommenden Falls den böſen geduldig austoben laſſen, ſo kömmt uns nachher auch der gute mit deſto größerer verſöhnender Zärtlichkeit wieder entgegen. Ich ſetze voraus, daß der

Grund des Herzens, aus dem zuweilen Unkraut aufsprießt, wirklich gut ist.

Und könntest du mir wirklich den Verlust einer Zierde, meiner Haare, so hoch anrechnen, die ja aufhört eine Zierde zu seyn, sobald sie dem nicht gefällt, dessen Beifall ja wohl der einzige Zweck meiner Wünsche seyn muß? gehört nicht dem, dem ich mein ganzes Selbst, mein höheres Leben in meiner Liebe, auf ewig hingab, nicht auch der flüchtige Reiz äußerer Gestalt? Oder soll ich manchen Frauen der großen Welt nachahmen, die mit ihren Vorzügen noch immer nach fremder Bewundrung ringen, welche doch nur in die zarten Grenzen ehelicher Treue gehören?

Wenn ich dir aber in meinem letzten Briefe, nur um dich ein wenig zu necken, mein verändertes Bild so traurig abgerissen hinstellte, wenn ich dir nur den Fall meiner Locken meldete, so höre auch was diesem Fall vorangegangen, was ihn moralisch nothwendig gemacht hat. Ich fange meine Erzählung vom Tage unsrer Abreise aus der Hauptstadt an. —

Unſre Reiſe war Dienſtag Morgens um fünf Uhr angeſetzt. Ein heftiger Kopfſchmerz hatte mich ſchon die vergangene Nacht ſo wie dieſe des Schlafs beraubt; erſt gegen Morgen fiel ich in einen erquickenden Schlummer. Um fünf Uhr tritt er völlig angekleidet in mein Zimmer; doch ſtatt auch mich gekleidet zu finden, ſagt ihm mein Mädchen, daß ich nicht lang erſt eingeſchlafen ſey. Sein wohl etwas unmuthiges Erſtaunen geht ſchnell in Mitleid über, als Liſette hinzuſetzt: wegen Kopfſchmerz — und er ſich entſinnt, daß ich ſchon geſtern flüchtig etwas davon geäußert hatte. Er winkt dem Mädchen, mich ja nicht zu wecken — (die treue Liſette hat mir dies Alles nachher erzählt); nähert ſich leiſe meinem Lager, und verweilt länger als eine Viertelſtunde da, auf meinen Schlummer lauſchend, um gleichſam ſelbſt der Schützer meiner Ruh zu ſeyn. — Ach Sophie, ich kann mir ihn da nicht anders als einen wachhaltenden, ſchützenden Engel denken!

Er geht drauf wieder in ſein Zimmer,

fängt an zu ſchreiben, geht auf und ab; — denn ganz ſtill, ruhig wartend ſich einen Mann zu denken, dies wäre doch zu viel, dies wäre etwas ganz außer ihrer Natur liegendes verlangt! Davitowsky kömmt einige Mal wieder in mein Gemach; naht wieder leiſen Tritts meinem Lager; geht, da ich immer noch ſchlafe, nach dem Fenſter; ſieht nach dem Wetter, nach der Uhr; — allein er bleibt doch feſt dabei, mich nicht wecken zu laſſen. — O glaube mir, dieſe himmliſche Geduld, dieſe ſchön gezügelte Kraft iſt an einem Manne, feurig wie Davitowsky, der innigſten Bewundrung werth! Für uns zu handeln; uns ſelbſt mit Anſtrengung ihrer Kräfte Beweiſe ihrer Anhänglichkeit zu geben; dies fällt den thatluſtigen Herren der Schöpfung nicht ſchwer; allein wenn es darauf ankömmt, uns zu Liebe einen Plan, auf den ſich ihre Fantaſie einmal geſetzt hat, aufzugeben, oder auch nur aufzuſchieben, —

Eine Stunde war indeß nach der andern verflogen; und als es Davitowsky, als nun zu ſpät für den heutigen Tag, beurtheilt, ſo

ſendet er nach der Poſt, um die Pferde, die dort ſeit fünf Uhr bereit ſtehen, abzubeſtellen; und die Reiſe wird auf den nächſten Morgen angeſetzt.

Jetzt endlich um acht Uhr erwache ich, und wundre mich höchlich über das Vorgefallene; Liſette erzählt mir in ſeiner Gegenwart, daß ſie mich habe wecken wollen, daß es ihr aber mein Gemahl verboten. Wie konnte ich nur einen Augenblick den ſprechenden Beweis ſeiner Liebe überſehen, welche in dieſer ſchonenden Zartheit lag? allein noch halb von den Nebeln des Schlafs befangen, unbeſonnen, wie man es gewöhnlich im erſten Augenblicke des Erwachens ein wenig iſt, äußerte ich mein lebhaftes Bedauern, nicht geweckt worden zu ſeyn, da ich nun des folgenden Tages nicht zeitig genug in G.. würde eintreffen können, wo wir uns auf der Durchreiſe zu verweilen dachten. —

Davitowsky ſtutzte, als ich dies ſagte; und jene bedenkliche Röthe flog über ſeine Stirn, die ich im Eheſtande das warnende Feuerzeichen nennen möchte, welches vor aus-

brechendem Kriege am Himmel zu erſcheinen pflegt. Ich rathe allen Frauen, dies flammende Meteor hoch zu reſpektiren, wenn es den Himmel der männlichen Stirn überzieht, und gleich in Zeiten noch einzulenken in die Bahn des Friedens! — Die nähere Kenntniß davon habe ich dem Leben mit meinen Brüdern zu danken; der beſten Bildungsſchule für den Eheſtand. — Wie Wetterleuchten überflog die Röthe ſeine Stirn; er ſprang auf, warf das ſchwarze Lockenköpfchen ziemlich ſtolz zurück und verließ ſchnell das Zimmer.

Wie mir zu Muthe dabei ward, kann ich dir nicht beſchreiben. So hatte ich ihn nie geſehen; und ich kann nicht leugnen, daß mich kein unbeträchtlicher Grad von Furcht anwandelte. Die neugeſtärkte Kraft hatte mich vorhin beim Erwachen ganz die vorherigen Schmerzen vergeſſen laſſen; jetzt fielen ſie mir ein; der ganze Zuſammenhang dämmerte mir auf, und unwillkürlich wollte ich ihm nacheilen; allein ich ſah, als ich die Thür öffnete, wie er im

Vorſaal mit fremden Domeſtiken ſprach, und mußte mich zurückziehn.

Jetzt erſt erzählte mir das Mädchen ausführlich das ganze liebevolle Betragen meines Gemahls, und Thränen ſtürzten mir bei ihren Worten aus den Augen; ich mußte heftig weinen, theils aus Rührung über ſeine Liebe, theils aus Kummer über den Schatten nur von Undank, deſſen ich mich gegen ihn ſchuldig gemacht hatte.

Nach einer Weile trat er wieder ein, und fand mich in dieſer ſchmerzlichen Bewegung. Thränen, ſagt man, bringen die Männer auf, ſobald ſie ſich als die Urſach derſelben anſehn müſſen; Davitowsky nahm die meinigen als Vorwürfe ſeiner himmliſchen Gutmüthigkeit, und eine finſtre Wolzenſchwärze verbreitete ſich über ſeine Züge. Mein Davitowsky! rief ich mit innigem Ton, indem ich ſeine Hand ergriff und ſie mit Innigkeit an meine Bruſt drückte, — Beſtes, edelſtes Herz auf der Welt! kannſt du mir vergeben?

Er hatte dieſe Wendung nicht erwartet;

die schönen großen Augen wandten sich langsam von der Seite zu mir hin; halb zweifelnd erst, dann mit dem vollen Ausdruck ihrer warmen, sonnigten Strahlen; er drückte mich an sich, und wir waren beide einige Augenblicke lang nicht im Stande zu sprechen.

Aber warum, fing er nach einer Weile an, warum wünschtest du denn so sehr morgen schon nach G.. zu kommen?

Weil, erwiederte ich ein wenig kleinlaut, weil morgen der Geburtstag meiner guten Tante in G.. ist, die ich so gern mit einer kleinen Freude überrascht hätte. Wer weiß, ob sie bei ihrer Kränklichkeit noch einen Geburtstag erlebt.

Das war es? rief er mit einer Art von Vorwurf gegen sich selbst, armes Kind! und um diese Freude solltest du kommen? — Laß mich! jetzt ists vielleicht noch Zeit!

Er verließ mich; und ich sah ihn gleich darauf selbst über die Straße fliegen; er eilte selbst nach dem Posthause, da der Bediente nicht sogleich gegenwärtig gewesen war, und in weniger als einer halben Stunde hatten wir Pferde;

die Reise ging vor sich, und wir kamen des folgenden Tages noch zeitig genug nach G..., um den Geburtstag der guten, freudig überraschten Tante zu begehrn.

Du glaubst vielleicht mit diesen Zügen das Gemälde des liebenswürdigsten der Männer vollendet; allein noch einen Zug muß ich hinzufügen. Ich hatte immer davon reden hören, daß unser Schloß keine angenehme Lage und so nach alterthümlicher, gar nicht vortheilhafter Art gebaut sey, und nur ein einziges Zimmer nach dem Garten und ins Freie herausgehe. Eine flüchtige Aeußerung des Bedauerns war mir darüber entschlüpft. Wir kamen an; man führte mich in ein reizendes Zimmer, das recht wie ein Frauengemach mit herrlichen Tapeten und dämmernden blaßröthlichen Gardinen verziert war. Ich trat ans Fenster, und eine malerische Aussicht eröffnete sich vor mir, über den blühenden Garten hinweg auf Höhen, die mit goldnen Kornfeldern prangten, und auf den Teich, links an der Grenze des romantisch düstern Waldes. Man wies mir es als das meinige an; ich

dankte dem guten Davitowsky für die glückliche Wahl und Ausschmückung, während er ein viel schlechteres, nach dem Hofe sehendes Zimmer bewohnt.

Ganz unbekümmert genoß ich nun meines lieblichen Aufenthalts, bis kurz darauf, als eben Davitowsky auf einige Tage verreist war, unser alter Verwalter mir die Augen öffnete: Das muß wahr seyn, sagte ich zu ihm, dies Haus hat nicht viel hübsche Zimmer; allein das meine macht doch alles Schlechte wieder gut.

Ja ja! erwiederte der ehrliche Alte; der gnädige Herr hat sich da aber auch gewiß recht weh gethan, daß er es Ihnen abgetreten hat. Von Kindheit an hat er darin gewohnt, und sich an gar kein anderes gewöhnen können, wenn er zuweilen von seinem Regimente nach Hause kam. Wie es aber hieß, daß Sie hier einziehen, da wurde geschwind alles gemalt und ausgeschmückt, daß es sich gar nicht mehr ähnlich sieht. Und alle die alten Sachen, die sonst dem Herrn so lieb waren, wurden nun auf die Seite gebracht. —

Müßt' ich nun wohl ein Herz haben, liebe Sophie, wenn ich so viele Opfer der selbstvergessendsten Liebe nicht aus allen Kräften zu erwiedern strebte? Und scheint dir jetzt das kleine, längst schuldige Opfer meiner Haare zu groß? Ich wenigstens erröthete vor mir selbst, daß ich ihm diese nicht geforderte, aber gewiß lang gewünschte Gefälligkeit so lang verweigert hatte; und ehe eine Stunde verging war ich in diese weniger hübsche, aber weit glücklichere Sarmatin umgewandelt, welche die Bewohner der Residenz vielleicht nicht mehr erkennen werden; die sich selbst aber in dieser Gestalt viel klärer und viel freudiger wiedererkennt, als vorher. — Der Blick, mit welchem Davitowsky bei seiner Heimkehr die Verwandlung betrachtete, in der ich ihn empfing, gilt mir tausend Mal mehr, als der Beifall aller Schönheitsrichter.

Was das Zimmer betrifft, so hätt' ich ihm gern sein theures Eigenthum zurückgegeben, wenn ich nicht fürchten müßte, ihn zu kränken; ich habe jedoch in aller Stille so viel Platz unter meinen Meubles gemacht, daß sich die seini-

gen damit vertragen können, und ſo hoffe ich, daß er vielleicht künftig den größten Theil des Tags mit mir gemeinſchaftlich in der lieben Stube wohnen; auf ein Seitenkabinet im Nothfall rechnend, wohin ich mich zurückziehn kann, wenn er allein zu ſeyn wünſcht, denn die ſinnliche Gegenwart der Männer dürfen wir ja nicht zu ſehr zu wünſchen ſcheinen! auch bei dem beſten nicht! ſondern ihnen lieber die unſrige ſtets wünſchenswerth erhalten, Maaß und Grad darin muß uns ein richtiger und zarter Takt am beſten ſagen.

So lebe ich denn, bei mittelmäßigen Glücksgütern doch ſehr reich an wirklichem Glück. Davitowsky's Tugenden haben ihm die Achtung aller derer verſchafft, welche ihn kennen; und das, was er im rühmlichen, obwohl glückloſen Feldzuge für ſein Vaterland gethan und gelitten hat, gibt ihm ſelbſt ein höheres Recht auf die zärtlichſte Pflege der Liebe. Es iſt nichts wohlthuender für das weibliche Gefühl, als wenn ſich das zarte Beſtreben, vergangne Leiden zu vergüten, zu der innigen Achtung mi-

ſchen darf, ohne die, für ein edles Weib, kein Glück der Ehe noch der Liebe denkbar iſt.

So, meine Sophie, bin ich denn freilich eine Sclavin, aber eine ſolche, welche die Knechtſchaft nicht um die Freiheit vertauſchen möchte.

Selig preiſ' ich mein Loos, und liebe die Feſſeln, die holden,
Die mir mit jedem Tag feſter und feſter ſich ziehn.
Böte mir einer der Götter auch freundlich die ruhige Freiheit
Wieder; mein glückliches Herz wählte die Feſſeln aufs neu.

Lebe wohl, theure Sophie! und folge mir bald nach in die Sclaverei! Aber wähle dir dann einen Gebieter, der ſo gut und ſo liebenswürdig iſt als der meine!

Deine Klotilde.

VI.

Erzählungen der Krieger *).

*) Einige der Scenen aufzufassen, wo schöne, reine Menschlichkeit sich einem rauhen Stande vermählt, schien mir nicht unangemeßne Aufgabe der Poesie.

Die Nacht iſt ſchauerlich und lang! rief der muntre Robert ſeinen Gefährten zu, die alle traulich um das leuchtende Wachtfeuer gelagert waren, — ſeht, das Feuer brennt dunkel; wir müſſen wachen, und gleichwohl ſteht der abnehmende Halbmond noch weit von ſeinem Untergange; laßt uns die Flamme wieder luſtig anfachen, und uns das Grauen der Nacht durch freundliches Geſpräch verkürzen. Wir haben Länder und Meere geſehen; ſo wird ein Jeder von uns doch nur einen einzigen hervorſtechenden Zug aus ſeinem Leben zu erzählen wiſſen, ſo wird uns der Morgen da ſeyn, ehe wir es ſelbſt bemerken.

Wohl! wohl geſprochen! riefen die Uebrigen.

Ein guter Rath! ſprach Einer, jetzt, wo man uns, vielleicht auf kurze Zeit, der Ruhe des Waffenſtillſtandes hier in unſerm feſten La-

ger gönnt, wo Krieg und Friede schwankend auf der Wagschale liegen, jetzt schliessen sich die Herzen wieder auf zu freundlicher Erinnerung des Vergangenen; wie man vom Absatz eines steilen Berges hinab auf die erstiegenen Klippen blickt, ob wir noch weiter werden klimmen müssen oder ruhen? Wir wollen das, sagte ein Anderer, dem grossen Feldherrn überlassen, dort oben in seinem Sternengeschmückten Zelte! Allein laßt uns nur solche Scenen wiederholen, in welchen sich das rauhe Kriegerleben der sanften Menschlichkeit anschließt, wo gleichsam die Natur uns wieder mild in ihre warmen Grenzen zieht. —

Wohl, du hast Recht! riefen die Uebrigen! —

Du Floreſtan, fang' an! fuhr Robert fort, du bist am weitesten unter uns gewesen; du wirst auch wohl am mehrsten zu erzählen wissen.

O gern, erwiederte Floreſtan, der bei den vorhergehenden Reden in ein halb wehmüthiges Nachdenken versunken war; es hat einen

eignen Reiz, in jene dämmernden Gegenden zurückzukehren, die wir durchwandelt haben; so wunderſüß! ich möchte ſagen, wie ſanftes Mondlicht in der Seele. Wohl Manches hätt' ich euch zu erzählen, was mir in meinem reichen Leben begegnet iſt; ein Bild ſteht indeß rührender, als alle übrige vor meinen Augen. Das Leben des Kriegers iſt ein ewiges Vorwärtseilen; die ſchönſten, heiligſten Gefühle der Menſchheit, wir dürfen ſie gleichſam nur im Vorüberfliehen begrüßen; und gleichwohl, liegt nicht vielleicht in dieſem flüchtigen Gruße mehr Gehalt zuſammen gedrängt, als in einem durch das ganze Leben hingezogenen Genuſſe? Wer lernt die Gefühle kräftiger und ſtärker kennen, als wir? Wo iſt die Freundſchaft inniger und treuer, als zwiſchen Männern, die ſich jeden Augenblick bereiten müſſen, Hand in Hand durch das dunkle Thor zu gehen? Wo drängt die Liebe ſüßer ihre Seligkeit in einem kurzen Augenblick zuſammen, als da, wo ſich der Schmerz der Trennung und das zarte Mitleid mit ihr miſchen! Und wo iſt fromme Liebe

seliger durch älterliche Zärtlichkeit belohnt, als bei dem Wiedersehen nach einer langen todähnlichen Trennung? —

So war mir, als ich meine Aeltern nach einer Trennung von acht Jahren wieder sah. Die Stürme des Krieges hatten mich von früher Jugend an von ihnen entfernt gehalten; ich war mit unserm Feldherrn übers Meer gewesen; wir kehrten jetzt ins Vaterland zurück; der Waffenstillstand war geschlossen; ich erhielt Erlaubniß auf einige Zeit in das schöne Blütenland heimzukehren, in dem ich geboren bin; mit schlagendem Herzen sah ich die heimischen Fluren wieder zum ersten Male nach acht langen Jahren; ich blieb stehn, als ich das kleine Landgut meiner Aeltern erblickte. Das Haus, den Garten, das duftende Wäldchen hinter dem Garten, wo ich als Kind so glücklich war. — Alles noch unverändert, noch so freundlich und so hold! —

Ich eilte in das Haus, da saß meine Mutter allein, mit weiblicher Arbeit beschäftigt; ich sah die theure, ehrwürdige Gestalt, und nur

mit Mühe hielt ich mich zurück, nicht in dem Augenblick zu ihren Füßen zu stürzen; ich hatte mir ein Billet zum Quartier auf ihr Haus verschafft, ich übergab es ihr mit einer ehrerbietigen Begrüßung. Die Zeit, der Sonnenbrand der heißen Zonen hatten meine Züge völlig unkenntlich gemacht; sie fragte mich, woher ich komme? Ich nannte ihr den Ort, wo ich so lang gestanden hatte. Ach, mein Gott! rief sie, und faltete ihre Hände zusammen, das ist ja der Ort, wo mein Sohn gelebt! O ich bitte Sie, mein Herr, haben Sie denn meinen Sohn nicht gekannt? nicht gesehen?

Ich verneinte ihre Frage. O, mein Gott! rief sie aus, so ist er todt! Er würde nicht gesäumt haben, zu uns zu kommen, wenn er noch lebte. Seit zehn Monaten haben wir keine Briefe.

Aber verzeihen Sie, sagte ich halb leise, ein guter Sohn sollte seine Aeltern nicht so lange in der Unruhe gelassen haben.

O, klagen Sie meinen Sohn nicht an! rief die gute Mutter mit Feuer. Die Flotte

der Feinde hat die Ueberkunft der Briefe unmöglich gemacht (dieß war in der That der Fall); mein Floreſtan iſt ein guter Sohn; er hat mich nie betrübt; mein Segen folgt ihm bis in die Erde.

Eine Thräne fiel bei dieſen Worten aus ihrem Auge; o, dieſe Thräne, dieſen Segen! ich gäbe ſie nicht um die Schätze einer Welt!

In dieſem Augenblicke trat mein Vater in das Zimmer. Mein Lieber! rief ſie ihm entgegen; ſieh hier! wir haben einen Krieger, der aus der Gegend kommt, wo unſer Sohn geſtanden hat. Ich habe ſchon recht viel mit ihm von unſerm armen Sohn geſprochen. —

Ja aber liebes Kind, unterbrach ſie mein Vater, der Herr wird nicht damit zufrieden ſeyn, daß wir blos von unſerm Sohne mit ihm ſprechen, haſt du ihm denn keine Erfriſchungen angeboten? Er iſt erſchöpft; bei einem Glaſe Wein können wir eher mit ihm ſprechen.

Er eilte hinaus und brachte bald darauf ſelbſt ein Bret getragen, worauf Wein und Gläſer und einige Erfriſchungen geſtellt wa-

ten. — Jetzt, ſagte er, gönnen Sie einem armen Vater — —

Er hatte mir die Erfriſchungen entgegen getragen, in dieſem Augenblicke ſah er mir in die Augen. — — Floreſtan! rief er mit einer herzdurchdringenden Stimme, und Wein und Gläſer und Teller ſtürzten klirrend zur Erde, und — mein Vater lag an meiner Bruſt. —

Die Ueberraſchung, das Entzücken meiner theuern Mutter — — Sagt Freunde, ob in dieſem Augenblicke nicht die Wonne eines langen Lebens lag?

Floreſtan ſchwieg bewegt; ſeine Waffenbrüder gaben ihm Beifall, je nachdem ihre Empfindungen mit den ſeinigen übereinſtimmten. Mein lieber Floreſtan, nahm der fröhliche Robert wieder das Wort, du biſt zwar offenbar zu empfindſam, aber darin haſt du ſehr recht, daß das Leben der Krieger das glücklichſte unter der Sonne iſt. Ich will auch ein Geſchichtchen erzählen, das euch meine Anhänglichkeit an unſern Stand beweiſen wird.

Wir hatten eine Stadt eingenommen. Wie

es nun da so hergeht mit Rauben und Plündern, ist uns wohl allen nicht unbekannt; ich ging eben durch eine Straße, wo der ärgste Tumult war; ich sah einen Haufen der Unsern um einen Kaufladen versammelt, wo sie alle Kisten und Fässer aufrissen, raubten, was zu rauben war, und alles Uebrige verwüstend auf die Straße warfen. Ein alter Mann mit schneeweißen Haaren, der Besitzer des Hauses, stand klagend neben den Zerstörern und rang die zitternden Hände; mich jammerte der arme alte Mann; zum Glück erkannte ich in dem größten Theil der Plünderer die Mannschaft, die unter mir stand, und es ward mir nicht schwer, ihrem Wüthen Einhalt zu thun und dem unglücklichen Greise seine noch übrige Habe zu retten. —

Als sich alle entfernt hatten, wollte ich ebenfalls gehen; allein der Alte ergriff meine Hände, und bat mich ihn noch nicht zu verlassen. Großmüthiger Jüngling! redete er mich an — verzeiht, ich muß Euch seine Worte wiederholen; — Du hast mich vom Verderben

gerettet; die Unmenschen würden mein ganzes Haus durchsucht, und mir Alles, Alles geraubt haben; Gold und Silber hab' ich jetzt nicht, um Deine Wohlthat würdig zu belohnen, allein ein Schatz bleibt mir, der Deiner würdig ist, und den ich Dir, nur Dir bestimme. —

Er führte mich mit diesen Worten in den obern Theil des Hauses, legte darin eine Leiter an eine verborgene Oeffnung in der Decke, die zu dem obersten Boden führte, stieg hinein, und kehrte bald zurück mit — — einem wunderschönen Mädchen an der Hand; ein Mädchen so hold und lieblich, ich kann es Euch unmöglich schildern!

Hier! sagte der gute, alte Mann, dieß ist mein größter Schatz, mein einziges geliebtes Kind. Sie bedarf eines rüstigen Beschützers in dieser grauenvollen Zeit, da ich armer Alter schon mit einem Fuß im Grabe stehe; noch hab' ich Feldgüter und Vermögen genug, um Dich zum angesehnen Mann zu machen; bleibe bei mir, und werde mein Sohn, wenn Ihr Euch lieben könnt!

Er erzählte hierauf seiner Tochter, was ich für ihn gethan habe; das Mädchen erröthete wie Feuer, und blickte mich doch unter den langen Wimpern hervor so holdselig freundlich an, daß mir ganz wunderbar zu Muthe ward. — Ich gesteh' Euch, die Liebe des schönen Mädchens, der Besitz des angesehenen Heirathsguts, da ich auf der Gotteswelt nichts im Vermögen habe, dies Alles brachte einen harten Strauß in mir hervor; — allein meine Liebe für den schönen, freiwillig gewählten Waffenstand überwog doch jede andre Neigung in meinem Herzen. Ich erklärte das dem guten Greise, dankte ihm von Grund meiner Seele für seine freundlichen Gesinnungen, drückte das schöne Mädchen in seiner Gegenwart ein einziges Mal mit einem tiefen Seufzer an mein Herz, — und entfernte mich dann schnell, damit das Uebel bei mir, — und — auch bei ihr! nicht weiter greifen möchte. — — —

Sagt, kann ein Mensch dem Waffenleben mehr aufopfern, als ich? Es hat mich aber nie gereut; ich habe manches trübe Wölkchen mit

gesehn, allein ich bin nun einmal so in meinem Elemente! — O, ich bitte dich, Felix, sing' uns einmal das schöne Liedchen, das du mir gestern sangst. Weißt du, vom Leben des Kriegers! —

Warum nicht, erwieherte Felix, und sang das fröhliche Kriegerlied:

Wohl flüchtig durchs Leben!
Wohl fröhlich dahin!
Die Krieger, sie heben
Den muthigen Sinn!

Wir dürfen nicht weilen
Am lieblichen Ort;
Doch reißt uns das Eilen
Zum schöneren fort.

Was sagt man, wir finden
Kein bleibendes Band?
Wohin wir uns wenden,
Ist heimisch das Land!

Und wo wir uns zeigen,
Der Muth, er gefällt!
Drum sind wir gar eigen
Die Herrscher der Welt.

Erscheint uns die Liebe,
Sie sey uns gegrüßt!
Nur komm sie nie trübe!
Nur fröhlich geküßt!

Entflieht sie uns wieder,
Wir halten sie nie!
Wir sind wohl, ihr Brüder,
Noch flücht'ger als sie!

Aber dein Lied nimmt es mit der Liebe so ziemlich leicht, sagte Collin mit getrübtem Blick; man hat doch auch Beispiele, daß sie manchen der Unsern das Leben gekostet hat. —

So? riefen einige aus dem Haufen: bist Du es etwa, der Willens ist aus Liebe zu sterben?

Ich nicht! erwiederte Collin düster; allein ich erinnere mich eines Jünglings, eines nahen Bekannten von mir, den ich noch immer betraure. Er war Officier in derselben Abtheilung, in der ich als Gemeiner diente. Der edle Arthur hatte eine Braut in seiner Heimath, die er liebte; o mein Gott, wie liebte er sie! Nur ein Herz, wie das seine, kann so lieben. Mit Freuden hatte er ihr alle seine Neigungen, sein ganzes Leben zum Opfer hingegeben. Sie stand in einem höhern Range, und nicht selten mochte

ſie ſich wohl ihrer Allgewalt über das treue Herz ihres Liebhabers ein wenig überheben. Doch Arthur kannte keine andre Freude, als ihren Willen zu erfüllen; er dachte jetzt zurückzukehren, und endlich den Lohn ſo vieler Zärtlichkeit zu empfangen; allein das Schickſal des Krieges trat ſeiner Sehnſucht noch ein Mal gebieteriſch in den Weg; eine mörderiſche Schlacht fiel vor, und Arthur ward ſchwer verwundet.

Ich war ſein Pfleger in den Leidenswochen, die er auf dem Lager zubrachte. Jetzt war er bald im Stande das Zimmer zu verlaſſen, als er die Nachricht aus dem Vaterlande erhielt, daß ein treuloſer Vormund ſich des gröſsten Theils ſeines Vermögens bemächtigt habe, und daß beinah zu gleicher Zeit das einzige, ihm gebliebene Landgut durch Brand verwüſtet worden ſey.

Für ihn ſelbſt würde dieſe Nachricht wenig Erſchütterndes gehabt haben; ein Krieger lernt wohl endlich, ſein Herz nicht an vergängliche Güter der Erde zu hängen. Arthur trauerte blos, daß er das Leben ſeiner Geliebten nun nicht ſo

reich würde ausschmücken können, als er gewünscht hatte.

Ein Waffenbruder, der mit ihm aus einer Heimath war, und eben jetzt von einer Reise dorthin zurück kam, eilte seinen Landsmann zu besuchen. Eine schnelle Röthe überflog Arthurs bleiches Gesicht, als er den ins Zimmer treten sah, der eben aus der Gegend kam, in der seine Gedanken beständig wohnten. Er hoffte etwas von der Geliebten zu hören, ohne daß er doch geradehin nach ihr zu fragen wagte; ein dunkles Vorgefühl von dem, was ihm bevorstand, hielt ihn vielleicht davon zurück.

Sein Landsmann wußte nichts von seiner näheren Verbindung und erzählte ganz unbefangen Alles, was er von Neuigkeiten aus der Heimath wußte. Arthur hörte geduldig zu. Und weißt du denn, rief jetzt der Fremde, daß ich die schöne Gräfin Julie von E... wieder gesehen habe? —

Arthur ward feuerroth, und that in großer Bewegung einige Schritte im Zimmer.

Das muß ich Dir erzählen, fuhr Jener fort, die Ueberraschung war wunderbar!

Du weißt, die Wege in den felsigen Gegenden unserer Landschaft sind beschwerlich; die Dunkelheit war schon eingebrochen, ich ritt auf dem Rande eines Felsen hin; noch konnte ich mich nicht ganz zurecht finden in der Gegend; nur so viel hatt' ich noch in der Dämmrung unterschieden, daß mir ein wunderschönes Thal zur Seite lag. Als ich um eine Felsenecke lenkte, ward ich auf einmal ein herrlich erleuchtetes Schloß gewahr, das sich am Fuße der Felsen erhob: aus allen Fenstern strahlte der helle Lichtglanz, und eine sanfte fröhliche Musik tönte zu mir herauf. Erst als ich in das Thal hinab gekommen und den Thoren des Schlosses schon ganz nahe war, sah ich mit einem angenehmen Erstaunen, daß ich irre geritten sey, und mich jetzt vor dem so wohl bekannten Schlosse des Grafen von E... befände. Ich fragte einen der Landleute, die darauf zugingen, was es hier gäbe? und erfuhr, daß man die Hochzeit des Freiherrn

von M... mit der Gräfin Julie von E... feiere. —

Der Erzähler hatte diese Worte noch nicht vollendet, als Arthur mit einem dumpfen, seltsamen Laute, der mir durchs Herz schnitt, auf seinen Sitz zurück sank. Nur mit Mühe gelang es uns, ihn aus der todähnlichen Ohnmacht zu wecken, in der er lag. Er schlug die Augen wieder auf, allein sein Herz war gebrochen. —

Briefe aus der Heimath bestätigten die Wahrheit jener Begebenheit. Der Freiherr von M... war ein Freund des armen Arthur; Sein Herz blutete also aus zweifachen Wunden! Ob Gräfin Julie, wie der Freiherr, durch die Nachricht von Arthurs Tode getäuscht, in die Verbindung mit dem reichen Freiherrn gewilligt habe? ob sie — was Andre von ihr sagten, ihrem armen aufgeopferten Liebhaber nicht mit gleicher Neigung zugethan gewesen sey, sich bloß an seiner schönen Leidenschaft gefreut, und ihn ohne Mühe mit einem andern verwechselt hat? ich will es nicht entscheiden.

Arthur hat seit diesem Tage sein Lager nicht mehr verlassen. Seine Wunden waren wieder aufgegangen.

Den letzten Brief der Treulosen, der noch voll von Versicherungen ihrer Liebe war, ließ er Tag und Nacht nicht von sich, er las ihn immer aufs Neue; er benetzte ihn mit seinen Thränen, und selbst im Schlummer hielt er ihn fest an sein Herz gedrückt.

Nach sieben Tagen hatte er vollendet. — Ach Gott, ich kann ihn jetzt noch nicht vergessen! Das großmüthige Herz drückte sich in den schönen Zügen aus, wie er nun vor mir lag im Tode, ein Opfer der Liebe und des harten Schicksals, das einem armen Krieger oft im entscheidendsten Augenblicke seines Lebens von der Stelle des Glücks entfernt, eines Glücks, auf das auch sonst der Geringste der Menschen Anspruch macht.

Collin schwieg, seine Waffenbrüder hatten ihn nicht unterbrochen; auch die Rohesten oder die Fröhlichsten unter ihnen hatten mit einer

Art von ſtillem Tiefſinn die Erzählung angehört; ihre höher geſpannte Empfindung verlangte nach Muſik. Erwin! riefen einige von ihnen, du biſt ein lieblicher Sänger; ſing' uns ein Lied! Die Erzählung ſoll dir dafür erlaſſen ſeyn!

O gern! erwiederte der melodiſche Erwin, es iſt gut, daß ich meine Cither bei dem Gepäck habe; ich hole ſie! Ohne Saitenſpiel klingt der Geſang nur halb.

O laß doch! baten Einige der Andern; auch ohne Cither iſt deine Stimme gut!

Allein der gewiſſenhafte Sänger holte die Cither, und ſtimmte ſie zu einer ſanften Melodie.

Ich will euch die Lieder ſingen, welche die Braut eines Kriegers ſang. Sie drücken die Wechſel der Gefühle aus, denen ſie ihr Schickſal unterworfen hatte. Das erſte heißt: Ahnung, das zweite Hoffnung und — das dritte mögt ihr ſelbſt benennen!

Liebe Mutter ſprich doch nicht
Schon vom Hochzeitkranz,
Sieh, ein dunkler Schatten bricht
Durch des Tages Glanz.

Hörſt du, wie im Ulmenhain
Bang' die Taube klagt!
Sprich doch nicht vom Hochzeitreihn,
Bis mein Morgen tagt.

Fern dort, wo zu wilder Schlacht
Kühn die Krieger ſtehn,
Sollen zu des Todes Nacht
Viel der Tapfern gehn.

Ach, wohl tapfer war und ſchön,
Den mein Herz erkohr! —
Liebe Mutter, ſieh dort gehn
Schon die Sterne vor.

Aber ach, den ſanften Glanz
Wirft mein Abendſtern,
Sprich noch nicht vom Hochzeitkranz,
Er iſt fern, ſo fern!

Ihre kindliche Einbildungskraft erhob ſich wieder bei dem Gedanken an den ſchönen Liebling; ſie ſang mit froherer Weiſe:

Du wirſt den Heldenreigen,
Viel ſchöne Krieger ſehn;
Doch Einer iſt mein eigen,
Der iſt noch eins ſo ſchön!

Sie glänzen hoch und prangen
Im Schmuck von Stahl und Gold;
Mein liebliches Verlangen,
Er glänzt noch eins so hold.

Zum Kampf die Fahnen wallen:
Sie stürzen kühn hinein,
Doch Einer kühn vor Allen, —
Das wird mein Liebster seyn.

Und wenn sie wiederkehren
Wohl aus der wilden Schlacht,
Wenn wieder froh durch Zähren
Der Mädchen Auge lacht;

Dann werden Mädchen fragen:
Wer glänzt' der Erst' im Reihn?
Dann wird mein Herz mir schlagen, —
Das wird mein Liebster seyn!!

Allerliebst! rief Robert; ich möchte selbst der Liebste seyn, den das treue Mädchen empfangen will! Hört erst das dritte Lied, sagte Erwin!

Röslein, Röslein, Röslein hold,
Aus des Morgens Schooße!
Du mir mehr als Perl und Gold,
Theure, süße Rose.

Gibst du nicht das Bildniß mir
Meines holden Treuen?
Deiner heil'gen Unschuld Zier
Durft er wohl sich freuen.

Dein Erröthen sanft und fein
Glänzt auf seinen Wangen;
Mit der dunkeln Augen Schein
Sehnend aufgegangen.

Glühte nicht sein holder Mund
Tief in Purpurröthe;
That er süßen Laut mir kund,
Gleich dem Hauch der Flöte.

Ach und wie die tiefe Gluth,
Die im Kelch dir strahlet,
Hat mit meines Lieblings Blut
Sich der Grund gemalet.

Fern nun schläft im Schlachtgefild
Er in Hügels Schoße! — —
Bleibe du mit liebstes Bild!
Theure, süße Rose!

— — Aber ihr scheint euch verschworen zu haben, riefen einige der Zuhörer, uns nur das Traurige unsers Standes zu zeigen! Erwin, weißt du kein besseres Lied?

Verzeiht, meine Brüder! erwiederte Erwin, ich hatte mich einer zu schwermüthigen Stimmung hingegeben. — Mein jetziges Lied soll euch zeigen, wie fest und zärtlich auch die Liebe ist, die der edle Krieger erregt.

Der Krieger warf ſich auf ſein Roß,
Und zog wohl fern und weit;
Des Mädchens ſtille Thräne floß
In dunkler Einſamkeit.

„Was willſt du denn zur Ferne ziehn,
Zum kalten, wilden Strand?
Die Blumen und die Bäume blühn
Im ſchönen Heimath-Land.“

„Und blühn im ſchönen Heimath-Land
Die Blumen allzumal;
Des Kriegers Blick iſt abgewandt
Vom milden Frühlingsſtrahl.“

„Die arme Bruſt, ſo treu und warm,
Wird kalt der Nord umwehn;
O komm zurück in meinen Arm,
Und träume ſanft und ſchön!“

„Den Buſen ſchirmt die ehrne Tracht,
Der einſt wohl zärtlich ſchlug;
Und nach dem Froſt die ernſte Schlacht
Iſt ſchwül und heiß genug.“

„Du wirſt dein ſchönes Heimaths-Land
Wohl nimmer wieder ſehn!
Und die, die Lieb und Treu verband,
Wird ſtill im Gram vergehn.“

„Des Kriegers Loos kennt nimmer Ruh,
Ihn treibt ſein hart Geſchick;
Drum ſüßes, ſchönes Mädchen du,
Nimm Herz und Schwur zurück.“

„Ach, Lieber, kann des Stromes Fluth
Zurück zur Quelle fliehn?
Ein Herz; in dem dein Bildniß ruht,
Wann hört es auf zu glühn?"

„Nein, gönnt nur so von Ruh und Schmerz
Die Wahl mir das Geschick,
So bleibe mein des Kriegers Herz,
Und mein sein wankend Glück." —

O seht! rief einer der Krieger, wie jetzt das Wachtfeuer so hell aufschlägt! und der Mond geht immer bleicher seinem Untergange zu, gleich als ob er sagen wollte: Ich habe hier nichts weiter zu erhellen; das muthige Kriegsfeuer durchleuchtet jetzt die Welt!

Mag es noch lange lodern! riefen Mehrere. —

Ich entsinne mich, fing Joseph an, den jetzt die Reihe traf, als Erwin schwieg, auch eines schönen erfreulichen Zuges aus meinem Leben.

Seit vielen Jahren war ich nicht in meiner Heimath gewesen; ich ging jetzt, meine Aeltern zu besuchen. Es war zu Anfang des

Frühjahres; der Strom war ausgetreten, an dem mein heimathliches Dörfchen liegt; ich sah die lieben, wohlbekannten Fluren überschwemmt, und Bäume, Erdstücken und Trümmer zerstörter Gebäude schwammen auf der weiten Wasserfläche. Ich sah mit traurigen Blicken auf diese grauenvolle Verwüstung, als meine Augen durch einen Gegenstand angezogen wurden, den ich im Nähertreiben für den Körper eines Kindes erkannte. Die weiße Kleidung, die es trug, hatte mich aufmerksam gemacht. — Dieß erkennen, und mich in die Fluten stürzen, um, wo möglich, noch zu retten, bedurfte, wie Ihr wohl denken könnt, nicht großer Ueberlegung. Ich holte das Kleine schwimmend ein, und brachte es glücklich ans Land. Es war ein goldlockiges, wunderliebliches Mädchen von ohngefähr 5 Jahren. Ich küßte das Kind mit einer unbeschreiblichen Empfindung; meine Bemühungen hatten sie ins Leben gerufen; allein sie sprach nicht, ermattet legte sie ihr Köpfchen an meine Schulter, wie ich sie so in den Armen hielt, und fiel in Schlummer. Ich nahm

sie mit mir nach dem Hause meiner Aeltern, um sie dort zu pflegen und sie ihren Verwandten wieder zu geben.

Meine Aeltern waren von meiner Ankunft unterrichtet; sie stürzten mir mit einem Schrei der Freude entgegen, als sie meine Tritte über den Hausflur vernahmen, allein in dem Augenblicke, als sie mich mit Küssen bedeckten und an ihre Brust drückten, wandten sich plötzlich ihre Liebkosungen von mir auf das schlummernde Kind auf meinen Armen. Heiliger Gott! schrie meine Mutter, Joseph, wo hast du sie gefunden?

Ich erzählte meinen Aeltern nicht ohne einige Befremdung, wie ich das Kind gerettet habe, und bat sie, sich einstweilen seiner anzunehmen. —

O mein lieber, lieber Sohn! riefen mein Vater und Mutter fast zugleich, Gott segne dich! Du gibst uns in einer Stunde zwei theure Kinder wieder! Wisse, die Kleine ist deine Schwester, die erst nach deiner Abreise geboren ist. — Die Briefe meiner Aeltern von

dieſer Zeit an mich waren verloren gegangen. —

Eine allgemeine ſanftere Freude verbreitete ſich bei dieſer Erzählung über die Geſichter der Kriegsgefährten.

Mir fällt noch eine Erzählung ein, fing Erwin wieder an, deren Wahrheit ich euch aus der Sammlung meiner Erfahrungen verbürgen kann. Ich will ſie, wenn ihr es mir vergönnt, mit dem Liede der kleinen Roſette anfangen.

Die bunten Mohnen blühten
Auf unſrer ſtillen Flur;
Des Gärtchens Roſen glühten,
In lauter Luft Azur.

In unſrer Fluren Schoße
Floß ſtill mein Leben hin,
So ſchuldlos wie die Roſe,
Im heitern Jugendſinn.

Da zogen fremde Krieger
Durch unſer ſtilles Land;
Sie kehrten wohl als Sieger
Zurück zum Heimathsſtrand.

Ich ſah an Waldes Grenzen
Die hohen Federn wehn,
Und Augen ſah' ich glänzen,
So hatt' ichs nie geſehn.

Sie ſahn im Morgenſcheine
Mir freundlich ins Geſicht;
Doch Einer — ach der Eine! —
Nur den vergeß ich nicht!

Ach hätt' er nicht verweilet,
So lang, ſo freundlich hier!
Wohl leichter wär' verheilet
Die tiefe Wunde mir.

Er nahm von ſeinem Herzen
Das goldne Kettlein ab,
Und wohl nicht ohne Schmerzen,
Es mir zum Denkmal gab.

Er wollte wiederkehren,
Bevor ein Jahr verſtreicht, —
Ach, ſtill doch, meine Zähren!
Der Liebe Glaub' iſt leicht.

Und kam er denn wieder? fragten die Krieger.

Ob er wieder gekehrt iſt, weiß ich Euch nicht zu ſagen, entgegnete Erwin. Schwerlich! Auch würde er die arme Roſette nicht an jenem Orte wieder aufgefunden haben; das ſtille Hüttchen, das ſie bisher mit ihrer Mutter bewohnt hatte, ward durch Brand verzehrt, und ſie waren Beide genöthigt, bei einem al-

ten Oheim in einem abgelegenen Lande ihre Zuflucht zu nehmen.

Rosette lebte dort eben wieder ein stilles eingezogenes Leben. Ein Jahr nach dem andern zog dahin; sie dachte zwar noch mit Vergnügen und Trauer an das schöne Bild aus ihrer ersten Jugend, allein sie überließ sich doch keinem heftigen Schmerze, daß es verloren war.

Das Unglück jener Gegenden wollte, daß sich der Krieg nach vielen Jahren auch dorthin zog. Eine Schlacht ward nicht fern von Rosettens Wohnort geliefert, und ein kleines Corps des siegenden Feindes stieß auf das Landgut, wo ihr Oheim mit ihr und ihrer Mutter wohnte.

Die Feinde forderten eine starke Brandschatzung, und drohten mit gänzlicher Zerstörung, wofern man sie ihnen weigere.

Rosettens Oheim war nicht im Stande die Summe zu bezahlen; der alte Mann, durch Schrecken und die Angst aufs Krankenlager geworfen, er war nicht fähig, das sicherste Mit-

tel zu ergreifen und ſelbſt zum Obriſten zu gehen, welcher im nächſten Dorfe ſtand; allein die Holdſeligkeit Roſettens hatte ihr einen alten Krieger geneigt gemacht, der ſich unter den übrigen wilden Haufen auszeichnete. Sie bat ihn, zu ſeinem Obriſten zu gehen, und ihn in ihrem und ihrer Mutter Namen um Schonung für ihren armen Oheim zu flehen.

Der Krieger erfüllte ihre Bitte; die Sendung war ſehr wohl aufgenommen worden. Der Befehlshaber kam ſelbſt, um mit ihrem Oheim zu ſprechen. Er ließ ſich vor das Bett des Kranken führen, und der alte Mann ward ganz bezaubert von der Milde, mit der er mit ihm ſprach.

Mein Herr! redete ihn der Obriſte an, die gefoderte Summe war zur Belohnung meiner Krieger nach dem vorgefallenen Treffen beſtimmt, — ich kann ſie nicht erlaſſen; allein ſie werden mit der Hälfte zufrieden ſeyn, und dieſe gebe ich ihnen aus meinen Mitteln.

Er gab dabei den ihn begleitenden Kriegern eine Börſe mit Gold. — Der Oheim

wollte sich in Danksagungen erschöpfen. Gemach mein Herr, unterbrach ihn der Anführer, ich bin so großmüthig nicht, als Sie glauben; ich verlange ein Gegengeschenk für das, was ich that; Sie haben eine schöne Nichte; ich fordere diese zum Ersatz!

So wie vorher die Freude den rechtschaffenen alten Mann in Feuer gesetzt hatte, so machte ihn jetzt der Schrecken starr und sprachlos. Er suchte Entschuldigungen hervor zu stammeln, oder wo möglich Rosettens Daseyn ganz zu verleugnen. Keine Einwendungen! erwiederte der stolze Befehlshaber, oder fürchten Sie das Aergste. Ich fordere, daß man sie in diesem Augenblick hierher führe.

Die arme Rosette war schon von dem Vorgefallnen durch einige Dienstleute unterrichtet, die in halber Todesangst die Worte des Obristen mit angehört hatten; die Mutter rang die Hände und brach in Jammer aus. — Rosette, mehr todt als lebendig, mußte auf die Bitte ihres geängsteten Oheims endlich erscheinen.

Der Obriſt ging ihr entgegen, von ſeinen Offiziers umgeben; ſie wagte nicht, dem ſchönen hohen Jüngling in die Augen zu ſehen, der ihr in allem kriegeriſchen Schmuck entgegenſtrahlte. Undankbare, redete ſie der ſchöne Jüngling an, ſo hartnäckig verſagſt Du alſo die Liebe deſſen zu belohnen, der ſeit Jahren keinen andern Wunſch kannte, als Dich aufzufinden? — Roſette, haſt Du mich denn ganz vergeſſen? ſagte er mit einer weichern Stimme, und beugte ſich zu ihr herab und ſah ihr in die holden niedergeſchlagenen Augen.

Roſette meinte jetzt vor Entzücken in die Erde zu ſinken, als ſie den erkannte, der immer der Gegenſtand ihrer geheimen Trauer geweſen war; der Obriſt zog die blonde Locke hervor, die ſie ihm einſt gegeben hatte, und fragte ſie, ob ſie ſein Liebesgeſchenk, die goldene Kette, wohl auch aufbewahrt?

Nur kurze Zeit bedurfte er, um ſich zu überzeugen, wie ſehr er noch von ihr geliebt ſey.

Der Obriſt wandte ſich jetzt an den Oheim

und ſagte ihm, wie er bei Roſettens erſter Bekanntſchaft noch nicht im Stande geweſen ſey, an ein häusliches Glück zu denken, wie er ſich jetzt herauf gedient, und nun entzückt geweſen ſey, den Namen der fruchtlos geſuchten durch den an ihn geſchickten Krieger zu erfahren.

Die Mutter trat bei dieſen Worten ein, zitternd vor Furcht und Freude; der Obriſt flog auf ſie zu und begrüßte ſie mit Innigkeit; Sie wiſſen, fuhr er fort, mit welcher Ehrfurcht ich Ihre unſchuldige Tochter geliebt habe; ich bitte Sie jetzt, meine theure Mutter, um Roſettens Hand und um Ihren Segen! —

Roſette iſt noch heute die glückliche Gemahlin ihres treuen Kriegers, und mit kindlicher Liebe hat er ſtets für ihre Mutter und für ihren Oheim geſorgt.

Schön! ſchön! riefen die Krieger, ſo etwas wirft doch ein etwas gutes Licht auf uns.

Aber, nahm Erwin wieder das Wort, den Beleg zu meinem Liede von der Treue, die gewöhnlich ein Krieger zu erregen weiß, muß ich euch doch noch mittheilen, wenn er gleich

abermals ein wenig ins Traurige lenkt. Ich möchte gern die Ehre der Frauen retten, der Du, Collin, erst vorhin mit Deiner Erzählung von Arthur einen so harten Vorwurf machtest. Und meine Geschichte ist nicht minder eine wahre Begebenheit. Ein düstres Nachtstück nur, vom Lichte der Liebe gemildert.

Die Nacht ist schwarz, kein sanfter Stern erblinkt,
Doch hell in Feuerröthe glüht der Himmel,
Das Dorf zur Rechten, das in Flammen sinkt;
Es schweigt des Kampfes wüthendes Getümmel.

Hier lohe Gluth, dort eis'ge Winterflur;
Der Himmel starrend in des Frostes Bläue,
Die ganze Landschaft trägt des Todes Spur,
Der Schnee mit Blut befleckt zu ernster Weihe!

Wer jagt dort stürmend durch das Schneegefild,
Ein junger Krieger, schön wie Himmelsboten!
Doch all sein Wesen des Entsetzens Bild.
Sein glänzend Aug' durchschweift das Feld der Todten.

Zurück! zurück! — ruft im Begegnen ihm
Ein flieh'nder Diener, Alles ist verloren!
Zurück! Entweicht des Feindes Ungestüm!
Mein Herr ist nieder zu des Todes Thoren.

Und du verließest ihn im Kampf der Noth?
O jetzt bewähr dich Muth der Liebestreue!
Der Jüngling rief's; von Schrecken ringsumdroht,
Durchflog er kühn das Feld der Todesweihe.

Heil'ge Macht der schönsten Triebe,
Wenn der Männer Muth erliegt,
Durch des Weibes zarte Liebe
Wird Gefahr und Tod besiegt.

Junger Krieger wie so muthig!
Schöne, zarte Kriegerin!
Fruchtlos stellt der Tod sich blutig
Vor der Gattin treuen Sinn.

Liebe leuchtet durch die Schatten
Ihr mit lichtem Flammenstrahl,
Sie erkennt den holden Gatten
In der Tausend Todten Zahl.

Aber ach, entstellt von Wunden,
Nackt der rohen Habsucht Preis,
Da wo er den Tod gefunden,
Lag er auf dem kalten Eis.

Ja da stürmt's mit heißerm Triebe
Was sie je gefühlt für ihn,
Mitleid, zärtlich glüh'nde Liebe,
Schmerz und Sehnsucht, stark und kühn.

Und in ihres Schmerzes Fülle,
Selbst der mildern Heimath Kind,
Reißt sie ab die warme Hülle,
Fühlet nicht den eis'gen Wind.

Und mit zarter Mutterpflege
Hüllt den Liebling sie darein,
Führt ihn durch die grausen Wege
Auf dem Roß zum sichern Hain. —

Wahnsinn armer, kranker Liebe!
Ach, sie hofft mit Glaubensmacht,
Daß sein holdes Leben bliebe,
Ihn zu rufen aus der Nacht.

Ach umsonst! das Reich der Schatten
Giebt sein Opfer nie zurück. —
Still nun weiht dem todten Gatten,
Sie des Schmerzes letzten Blick.

Im Wittwen-Schleier, in des Grams Gewande,
Erblickt Ihr nun die herrliche Gestalt;
Sie folgt dem Sarg zum fernen Vaterlande,
Wohin der Wunsch des Sterbenden gewallt.

Zu ruhen dort hat er sich stets gesehnet;
Die letzte Pflicht erfüllt sie fromm und treu,
Sie lächelt sanft, verklärt, und unbethränet
Ihr schönes Aug', sie scheint vom Ird'schen frei;

Doch als sie nun vertraut die theuren Glieder
Auf Heimathsgrund dem sichern dunkeln Haus,
Da sinkt sie still bei dem Geliebten nieder,
Und schläft die Last des schweren Lebens aus.

Treue Seele! sagte Florestan mit einem tiefen Seufzer. — Ja freilich, Brüder, glücklich der, dem solch ein Weib zu Theil wird!

Ja wohl! fügte Collin hinzu, sie verwischt den Schatten wieder, den Julie auf ihr Geschlecht geworfen hat.

— — Aber was fehlt dem armen Paulet? fragten Einige; er sitzt so traurig, abwärts vom Feuer, den Kopf in die Hand gestützt. — Bruder, nimmst Du gar nicht an unsrer Unterhaltung Theil? —

Paulet hob das Haupt empor; der Schein

des Feuers, nach dem er sich jetzt wandte, zeigte den tiefen Gram auf seinem Gesichte, und die Thränen, von denen seine Wange glänzte. — Verzeiht, meine Brüder, sagte er mit einem tiefen Seufzer, wenn ich minder aufmerksam auf Eure Gespräche war. Ich dachte an meine unglückliche Mutter. Deine Erzählung, Floreſtan, und vorhin die Deine, Joſeph, hatten mir den Stachel des Schmerzes nur noch tiefer ins Herz gedrückt. Wie glücklich seyd Ihr! o Gott! ich kann nicht mehr nach meiner Heimath gehn!

Ich hatte drei Brüder, mein Stolz und meine Liebe; sie sind alle geblieben, Einer nach dem Andern, auf dem Feld der Ehre; bei der großen Schlacht von C... ward ich tödtlich verwundet, mein Name war schon auf die Todtenliste eingetragen; nur durch einen glücklichen Zufall ward ich gerettet. Meine Mutter fand meinen Namen auf der Todtenliste: Nun sind meine vier Söhne todt, sagte sie gelassen. Ich habe nun kein Kind mehr auf der Welt; nun will ich mich hinlegen und auch sterben! Sie verließ seit diesem Tage ihre Hütte nicht wieder. Als ich zum ersten Mal geheilt von meinen Wunden wieder ins Freie ging, erhielt ich den schwarzgesiegelten Brief vom Tode meiner Mutter. —

Armer Freund! fing Triſtan an, der bisher in ſtiller Schwermuth geſtanden hatte, die ausdrucksvollen dunkeln Augen in den untergehenden Mond gerichtet, Du biſt beklagenswerth, aber glücklich zu nennen iſt Dein Schickſal, wenn Du es mit dem meinigen vergleichſt.

Ich habe meine Aeltern früh verloren; kein zärtliches Band der Natur machte mir das Leben theuer; allein ich hatte einen Freund, den ich mehr als mein Leben liebte, der mein Glück, mein Stolz, mein Reichthum war. Wir hatten Keiner einen Gedanken vor dem Andern geheim. Jedem war es, als ob er nur halb da ſey, wenn er nicht den Andern neben ſich ſah. In zwanzig Schlachten hatten wir zuſammen gefochten; einſt ſollte eine kleine Zahl der Unſern eine befeſtigte Stellung des Feindes erobern. Wir konnten dahin nur durch einen engen Pfad gelangen, der von furchtbaren ſteilen Felſen umgeben war; der Feind ſtellte ſich uns entgegen; ein Theil der Unſern hatte ſchon glücklich die Höhe erkämpft; unter ihnen war mein Dagobert; ich Unglücklicher war die Urſache, die ihn in das Todesgefecht zurückrief! Ich war von den Feinden hart bedrängt, mein Blut floß aus einer leichten Wunde; mein Dagobert hörte meine Stimme,

die ihn um Hülfe bat; er ſtürzte zurück in das Mordgefecht; er rettete mich.

Aber heißer und hartnäckiger ward der Kampf; ein Entſatz vom Heere kam uns zu Hülfe; die Feinde verdoppelten ſich; wir kämpften bis tief in die Nacht; der Halbmond im Zunehmen ging eben ſo trüb und röthlich unter, als jetzt der abnehmende dort hinter die Erde ſinkt; an ſeinem Strahl, wie er ihn noch ein Mal mitleidig zurück warf, ſah ich zum letzten Male den Freund, an dem die Freude meines Lebens hing.

Er hatte dicht an meiner Seite gekämpft; die letzte zurückgelaſſene Helle des Mondes ſchwand jetzt nach und nach; die tiefſte, ſchwärzeſte Nacht brach ein, und wir waren genöthigt, von dem erbitterten Gefecht zu ruhen, weil Freund nicht mehr Freund unterſcheiden konnte. — Es war eine grauenvolle fürchterliche Nacht; wir mußten auf dem Platze ſtehen bleiben, wo wir im fechtenden Gedräng geſtanden hatten, denn Felſen und Sümpfe drohten uns bei jedem Schritte, ob ſich gleich das Thal erweitert hatte; zu meinen Füßen wand ſich ein Bach durch Felſenſtücke, und gab mir durch ſein trauriges Geräuſch eine Art von Begleitung zu meinen trüben Vorgefühlen.

In den letzten Minuten hatte mich das Getümmel des Kampfes von meinem Freunde getrennt; ich hörte seine Stimme nicht mehr; vergebens sucht' ich ihn um mich her, vergebens rief ich seinen Namen. Ungeduldig harrt' ich nun die lange Nacht durch dem Morgen entgegen. Es war kalt, und doch quälte uns ein brennender Durst; ich schöpfte mir eine Hand voll Wasser aus dem vorüberrinnenden Bache; da war es auf ein Mal, als ich trinken wollte, als wandelte mich ein wunderbarer Schauder an: ich konnte nicht trinken.

Der Tag fing endlich an zu grauen, die Morgenröthe brannte, mir gegenüber, zwischen den Bergen herauf, und fiel auf den Bach, aber mit kaltem Schauer sah ich das Wasser nicht blos von der Morgenröthe, sondern von Blut geröthet; ich blickte näher hin — — und o Gott im Himmel! werd' ich den Augenblick vergessen? — Zu meinen Füßen sah ich den Leichnam meines besten, meines einzigen Freundes liegen! Die Wellen deckten ihn halb — eine tödtliche Kugel hatte ihm die Brust zerschmettert, gerade auf der Stelle des Herzens; ohne einen Laut war er niedergesunken; und ich! — o Gott! ich, für den er sich aufgeopfert hatte, ich habe diesen Augenblick überleben können! — Aber die

Kräfte meiner Jugend sind seitdem gebrochen, und meine Sehnsucht eilt dem Grabe zu.

Mitleidig blickten die Brüder den unglücklichen Tristan und den armen Paul an, die beide noch im Jünglingsalter, doch an des Lebens todter Grenze standen.

Jünglinge, ich ehre eure Trauer, sagte ein ehrwürdiger alter Krieger, sie gilt den heiligsten Gefühlen der Natur. Mir ruft sie ein wehmüthiges Bild zurück, das zwar dem Scheine nach entfernter, doch mir nicht minder unauslöschlich ist; seht diese Thräne, die noch heut meinem Aug' entfällt, wenn ich von diesem Gegenstand spreche; sie ist dem Andenken eines edeln, unvergeßlichen Generals geweiht, den ich fallen sah, ein Opfer seiner weichen Menschlichkeit.

Ein großer Feldherr war kurz vor der Begebenheit, die ich euch erzählen will, mit Schmach bedeckt worden, weil er sich dem Feind ergeben hatte, wiewohl nicht ohne hartnäckigen Widerstand.

Wir waren eingeschlossen, eine kleine Schaar; ein unglücklicher Zufall, nicht die Schuld unsers Anführers, hatte uns in die Gewalt des erbitterten Feindes gegeben, der uns vier Mal stärker umringte; keine Möglichkeit uns durchzuschlagen, ohne dem Tode in die Arme zu

geben; doch brannten wir zum Kampfe, und zürnten auf unsern sonst angebeteten General, als er sich ergab.

Aber ehe wir die Waffen niederlegten und abgeführt wurden, trat er noch ein Mal vor uns und redete uns an mit seiner herzgewinnenden Stimme, die uns so oft im Augenblicke der Gefahr erhoben und befeuert hatte.

Krieger, sagte er, in Euren Blicken les' ich es, daß mich Eure großmüthigen Herzen tadeln, zum ersten Mal in Eure Bande gewilliget zu haben. Ihr kennt die Lage der Gegend, die Stellung des Feindes nicht. Ich wußte, daß ich Euch Alle aufopfern würde, versuchten wir uns durchzuschlagen; ich glaubte besser zu handeln, wenn ich dem Vaterlande eine Anzahl seiner tapfern Streiter erhielte, und — ergab mich. — Nicht unbewußt indeß ist mir das Loos, das meiner wartet, und verzeiht, wenn ich zu schwach bin, dieß um Euretwillen zu ertragen! Verzeiht, wenn Euch der von heut an verläßt, der bis hierher Euer treuer Führer war! Lebt wohl, Brüder! mein Leben konnt' ich Euch aufopfern, doch meine Ehre nicht.

Er zog in diesem Augenblick ein Pistol aus seinem Busen, und sank mit zerschmetterter Stirn zu unsern Füßen.

Die Morgenröthe stand am Himmel, als der greise Krieger geendet hatte, die Sonne warf ihre ersten Strahlen herauf; Erwin griff noch ein Mal nach seinem Saitenspiel und sang ein ernstes Lied:

Flüchtig ist des Lebens Sonnenhelle,
Die des Kriegers rauhe Bahn erhellt;
Aber glücklich, daß auf flücht'ge Welle
Oft verklärt ein Bild des Himmels fällt!

Was das Leben Schönes hat und Mildes,
Hoh' und Heil'ges, ist uns aufgethan.
Jenseit unsers dämmernden Gefildes
Hebt der Pfad sich siegend himmelan.

Und die hohen Blicke lenkt der Krieger
Zu der wahren festen Heimath auf;
Wie den Feind, auch oft sich selbst Besieger,
Folgt er edel seinem großen Lauf.

Dem das Leben feil ist jede Stunde,
Was vermöcht ihn erdwärts noch zu ziehn?
Doch die Menschlichkeit im schönen Bunde,
Oft auch schmückt mit holdem Lohn sie ihn.

Dankbar grüßt er dann das flücht'ge Leben,
Als die schöne wankelmüth'ge Braut
Inniger in Freundschaft uns ergeben,
Ist der Tod als Bruder uns vertraut.

Treuer Bundgenoß der tapfern Krieger!
Wenn das Leben uns mit Knechtschaft drückt,
Führst du uns zum stillen Port der Sieger,
Wo die heil'ge Freiheit uns beglückt.

Auserlesene

Dichtungen

von

Louise Brachmann.

Herausgegeben

und mit einer Biographie und Charakteristik der Dichterin begleitet,

von

Professor Schütz

zu Halle.

Erster Band.

Leipzig,
in der Weygand'schen Buchhandlung.

1824.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zueignung

an

Ihre Königliche Hoheit,

die Prinzessin

Marianne von Preußen,

Gemahlin

Sr. Königl. Hoheit des Prinzen

Wilhelm von Preußen,

gebornen Prinzessin

von

Hessen-Homburg,

Vorsteherin des Louisenordens.

Die Poeſie, hochernſte Gottesgabe,
Führt kühn dädaliſch über Land und Meer,
Zur Heimath, die aus ſel'ger Ferne her
Uns winkt mit ewig wunderſüßer Habe.

Jedoch, daß man am ſel'gen Ziel ſich labe,
Flieg' Niemand allzukühn durch's Wolkenheer;
Sonſt trifft ihn Phöbus flammendes Gewehr.
Der Fittig bricht! Der Flieger ſinkt zum Grabe!

Zwar trägt aus Gräbern auch und Fluthen wieder
Den Sinkenden die ew'ge Huld zum Strand;
Doch allzufrüh verhall'n dann hier die Lieder.

Was noch von dieſen ward dem Tod entwandt,
Legt ſich, ſchutzflehend, in die zarte Hand
Der hohen und mildfrommen Fürſtin nieder.

Ueber das

Leben und die Werke

der

Dichterin,

vom

Herausgeber.

Die unglückliche Sängerin der unglücklichen Liebe, Karoline Louise Brachmann, deren vorzüglichste Dichtungen der Unterzeichnete den Freunden ihrer Geist- und Gefühl-vollen Muse hier übergiebt, wurde am 9ten Februar 1777 zu Rochlitz, einer kleinen Sächsischen Stadt an den freundlichen Ufern der Mulde, geboren. Ihr Vater, Christian Paul Brachmann, der daselbst die Stelle eines Kreissecretärs erhalten hatte, war ein durch Geist, Charakter und Bildung gleich ausgezeichneter Mann. Mit der musterhaftesten Thätigkeit in seinem amtlichen Wirkungskreise verband er eine, unter Geschäftsleuten dieser Art seltene Neigung für die altklassische und neuere, nicht

blos deutſche, ſondern auch franzöſiſche und engliſche, ſchöne Literatur, in welcher er eine reiche Beleſenheit und ſelbſt eine wohlgewählte Büchersammlung beſaß. Der franzöſiſchen Sprache war er ſogar in dem Grade mächtig, daß er, in ſeinen ſpätern Jahren, mehrere Gedichte darin ſchrieb. Von Natur heftig und leicht auffahrend, war er doch ein liebevoller Gatte, zärtlicher Vater und redlicher Freund, von allen, die ihn kannten, wegen ſeiner unerſchütterlich ſtrengen Rechtſchaffenheit wie zugleich als einer der unterhaltendſten Geſellſchafter durch ſeine Lebhaftigkeit, vielſeitigen Kenntniſſe und witzigen Einfälle, geſchätzt. Seine Gattin, Friederike Louiſe Vollhard, die Tochter eines wackeren Landgeiſtlichen zu Schönbach bei Colditz, vereinigte die ſchönen Tugenden einer trefflichen Hausfrau und Mutter ebenfalls mit einer für ihren Stand ungewöhnlichen Bildung des Geiſtes. Nicht nur in wirthſchaftlichen Dingen und weiblichen Arbeiten, ſondern auch wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden, namentlich der franzöſiſchen Sprache, machte ſie ſelbſt die erſte Lehrerin ihrer Töchter. Mit ihrem ſanften Gemüth und einem Herzen voll unendlicher Liebe und Güte, trat ſie ſtets mild verſöhnend zwiſchen Vater und Kinder, wenn dieſe den leicht zum Zorn gereizten Mann, durch irgend eine kindiſche Unart oder Unbeſonnenheit, wider ſich aufgebracht hatten. Dagegen theilte ſie ſeinen fröhlichen Humor, und beſaß beſonders mit ihm die Gabe, anziehende Anekdoten anziehend zu erzählen. Vorzüglich waren beide reich an intereſſanten Geſchichten aus dem ſiebenjährigen Kriege, da der alte Brachmann die letzten Feldzüge deſſelben, als Soldat bei der Oeſterreichiſchen Armee in Sachſen, ſelbſt mitgemacht, ſeine Gattin aber in ihrem

elterlichen Hauſe, wo ſowohl die Oeſterreicher als Preußen mehrmals ihr Hauptquartier gehabt hatten, viele der denkwürdigſten Ereigniſſe des großen Kampfes aus dem eigenen Munde ihrer Theilnehmer und Augenzeugen vernommen hatte. Dieſe Erzählungen bildeten gewöhnlich den Stoff der traulichen Abendunterhaltung im häuslichen Kreiſe, und ihr Inhalt wie die Lebendigkeit des Vortrags ſo zahlreicher einzelner Bilder und Beiſpiele, von menſchlicher Hoheit und Niedrigkeit, Tapferkeit und Feigheit, Großmuth und Grauſamkeit, dargeſtellt in der verſinnlichendſten mündlichen Mittheilung auf dem impoſanten Hintergrund einer im Allgemeinen ſchon ſo romantiſch-heroiſchen Weltbegebenheit, brachten den tiefſten und bleibendſten Eindruck auf die jungen Gemüther der kleinen, mit aller kindlichen Wißbegier an den Lippen ihrer geliebten Erzähler hängenden Zuhörer hervor.

Unter der Pflege und Leitung ſolcher Eltern, die überdem ein Muſter ehelicher Liebe, Treue und der zärtlichſten Sorgfalt für ihre Kinder waren, wuchs Louiſe mit ihren beiden Geſchwiſtern, einem ältern Bruder, Friedrich, und einer jüngern Schweſter, Amalie, in der glücklichſten Kindheit auf. Ihre lebhafte Einbildungskraft, welche ihr, wie die Güte ihres Herzens, von dem Vater und der Mutter zu Theil geworden war, entwickelte in ihrer Seele ſchon früh eine vorherrſchende Neigung und Anlage zur Dichtkunſt, unterſtützt von einer ungemeinen Schärfe der Beobachtung, Leichtigkeit der Auffaſſung und Treue des Gedächtniſſes. Schon in ihren Kinderſpielen äußerte ſich bald dieſer poetiſche Hang, indem ſie mit ihren Puppen, die ſie zu Schäfern und Schäferinnen herausputzte, förmliche kleine Idyllen darzu-

ſtellen pflegte, und noch ehe ſie von ihrer Mutter ſchreiben gelernt hatte, dichtete ſie bereits öfters einzelne gereimte Verſe, die durch ihre Anmuth und Leichtigkeit alle Zuhörer der kleinen Rhapſodin erfreuten.

Die Erzählungen ihrer Eltern wirkten auf ihre Phantaſie ganz beſonders, und in Kurzem hatte ſie es dahin gebracht, ihnen in dieſer Gabe der Unterhaltung, in dem Kreis ihrer Geſchwiſter und Geſpielinnen, zu dem lieblichſten Erfolg nacheifern zu können. Dieſes ſo früh ſich ankündigende Talent, ihr lebhafter muntrer Geiſt überhaupt und die Zärtlichkeit ihrer kindlichen Liebkoſungen, mit denen ſie ſich bei dem ſtrengen Vater einzuſchmeicheln wußte, machten ſie zu dem Liebling des Letztern, deſſen beſchränkte Vermögensumſtände ihn indeß hinderten, ihr eine eigentliche äſthetiſche Erziehung geben zu können. Zudem mußte er mehrmals ſeinen Wohnort verändern, wobei er doch immer wieder nur in kleine Städte, denen es an höhern Bildungsanſtalten gänzlich fehlte, verſetzt wurde. Von Rochlitz kam er nach Döbeln, dann nach Cölleda, und zuletzt, im Jahre 1787, als Geleitscommiſſar des Thüringiſchen Kreiſes, nach Weißenfels.

Hier vereinigten ſich mehrere für die Bildung unſerer Dichterin ſehr günſtige Umſtände. Die romantiſche Lage des kleinen, aber ungemein freundlichen Orts, der ſich traulich zwiſchen der Saale, und hohen, mit einem ſtattlichen Schloſſe prangenden Felſen hinzieht, von denen herab man der mahleriſcheſten Ausſichten auf die Stadt, den ſkamandriſchen Lauf des mit einer ſchönen Brücke geſchmückten, von ſchwimmendem Floßholz und den Nachen der Fiſcher belebten Stromes, und auf die gegenüberliegende, weite, in der an-

muthigſten Abwechſelung mit Dörfern, Mühlen, Wieſen, Feldern, Büſchen und Rebenhügeln — reich beſetzten Ebene genießt; bietet einem für die Schönheiten der Natur empfänglichen Gemüthe ſo anziehende Reize dar, daß ſelbſt ein Mann von ſo ausgezeichneter Geiſtesgröße, wie Müllner, dem die Kunſt, die Kritik, die Wiſſenſchaft und das Leben den Aufenthalt in einer Hauptſtadt gleich wünſchenswerth machen ſollten, auch in ſeiner jetzigen äußern Unabhängigkeit, noch immer davon hier feſtgehalten worden iſt. Eben die Natur aber, ſie, die allein redlich iſt, wie Schiller ſagt, die an dem ew'gen Ankergrunde feſtliegt,

„Wenn Alles Andre auf den Sturmbewegten Wellen
„Des Lebens unſtät treibt,"

zog Louiſens Liebe- und Sehnſuchts-volles Herz, ſchon in den Jahren ihrer Kindheit, mit der ganzen Anhänglichkeit einer wahrhaft kindlichen Hingebung zu ihrem treuen Mutterbuſen hin. Auch gönnte ihr die Kleinheit und Stille des Orts den vertrauten Umgang mit der Natur, den das rauſchende Leben in großen Städten den Frauen leider faſt völlig verſagt, und unverkennbar gewann ſie den Reichthum an den lieblichſten und treueſten Naturſchilderungen, der ihre Gedichte ſo charakteriſtiſch auszeichnet, aus ſolcher eigenen Anſchauung auf einſamen Spaziergängen, die Ewald von Kleiſt, wie Göthe im zweiten Theil ſeiner Lebensgeſchichte erzählt, ſeine poetiſche Bilderjagd zu nennen pflegte. An der höchſten aller Poeſien, an der Poeſie der Natur, hing ſie mit voller Seele. Was ſie in dieſer Liebe empfunden und gedacht, klingt überall in ihren Dichtungen wieder, und ertheilt ihnen einen eigenthümlichholden Reiz von belebender Färbung und Friſche.

Wie mächtig aber überhaupt, auch auf ein weibliches poetiſches Gemüth, der Genuß einer ſchönen Natur, in Stunden ſchwärmeriſcher Einſamkeit zu wirken vermag, das zeigen in der Geſchichte des Weibes uns zahlreiche Beiſpiele, deren hier nur das der Jungfrau von Orleans gedacht werden mag. Doch ſelbſt auch in Beziehung auf Literatur gewährte Louiſen ihr neuer Aufenthaltsort, der ſeitdem der bleibende ihres ganzen fernern Lebens ward, reichliche Mittel zu der höhern Bildung ihres Geiſtes und Herzens. Ein damals in Weißenfels anſäßiger Buchhändler, Severin, unterhielt eine an Zahl und Wahl der Bücher bedeutende Leihbibliothek, die Louiſe neben der ſchon erwähnten Sammlung ihres Vaters überaus fleißig benutzte, und die Nähe von Leipzig, dieſem berühmten Stapelplatz des deutſchen Buchhandels, machte ſie bald mit einem klaſſiſchen Boden bekannt, auf welchem vaterländiſche Wiſſenſchaft und Kunſt nicht minder regſam, als Handel und Gewerbe, ſich zum erfreulichſten Flor fortdaurend entfalten. Weit den größten Einfluß aber, nicht blos auf die reifere Entwickelung ihres Talents, ſondern auf die Richtung ihres ganzen Weſens, in Gefühl, Phantaſie und Denkart überhaupt, hatte ihre nähere Bekanntſchaft mit dem edeln Hauſe des allgemein verehrten Freiherrn von Hardenberg, der, als Churfürſtlich Sächſiſcher Salinen-Direktor, damals in Weißenfels lebte. Seine treffliche Gemahlin war eine Jugendfreundin von Louiſens Mutter; und ſeine liebenswürdigen Töchter, beſonders die talentvolle Fräulein Sidonie von Hardenberg, und ſein, ſpäterhin unter dem Namen Novalis, als einer unſrer eigenthümlichſten und tiefſinnigſten Dichter, ſo berühmt gewordener Sohn Friedrich, wurden

durch Verwandtſchaft des Alters, Geiſtes und Herzens bald die vertraulichſten Jugendfreunde Louiſens, und ihres im Jahr 1789 mit dem jungen Freiherrn von Hardenberg von der Hochſchule zu Leipzig nach Weißenfels zurückkehrenden Bruders. Da ſie ſelbſt im 2ten Bande der Harfe von Friedrich Kind, im Jahr 1815, unter der Ueberſchrift: „Einige Züge aus meinem Leben, in Beziehung „auf Novalis," eine ſo treue als rührende Erinnerung an all das Gute, Schöne und Große, was ſie ſeiner liebevollen Sorgfalt für die Ausbildung ihres Talents und Gemüthes verdankte, mitgetheilt hat; ſo wird dieſer anziehende Aufſatz hier ſeine ſchicklichſte Stelle finden, um die Dichterin mit ihren eigenen Worten den entſcheidenden Einfluß, den Hardenbergs Freundſchaft auf jene Epoche ihres damals noch ſo jugendlichen Lebens hatte, darſtellen zu laſſen.

„Schon von mehreren Seiten," ſchreibt ſie, „bin ich aufgefordert worden, meinen Zeitgenoſſen etwas Näheres von jenem lichten Sterne mitzutheilen, der ſich ſo früh in Nacht verbarg, von dem edeln Novalis, da allerdings meine Familie der ſeinen durch innige Freundſchaft verbunden war, und ich von früher Kindheit an in ihm, dem hohen Jüngling, einen aufmunternden Freund verehrte, den, der zuerſt meinen Eintritt in die künſtleriſche Laufbahn begünſtigte, in der er ſich ſchon ſchnell und ſiegend hervorgethan hatte. Ehrfurcht gegen ſeine edle Familie, die aus einer eigenthümlich ſtillen Würde jede Art öffentlichen Bekanntſeins meidet, erlaubt mir auch jetzt keine ausführlichen Schilderungen aus ſeiner Geſchichte; nur einige Züge, die unmittelbar mit meinem individuellen Leben zuſammen-

treffen, ſind mir vergönnt hier darzuſtellen; und dieſe Blätter ſcheinen mir mehr, als irgend etwas, geeignet, in einem vorzüglich der Kunſt und ihren Söhnen geweihten Kreiſe, einen verehrten Dichternamen mit Würde zu nennen."

„Aus einem der älteſten Rittergeſchlechter unſers Vaterlands entſproſſen (Friedrich von Hardenberg war ſein wirklicher Name, und von einem frühern, in Italien einheimiſchen Zweige ſeiner Familie ſein angenommener dichteriſcher Name: Nŏvălĭs, entlehnt), vereinte Novalis mit allen Vorzügen einer ausgezeichneten Erziehung eine gewiſſe geniale Anmuth in ſeinen Handlungen, und alle die gutmüthige, herzgewinnende Humanität, die ſeine ganze Familie charakteriſirte. Sein Vater, den ich mit Recht ein Ideal wahren männlichen Adels nennen möchte, war angebetet von den Unterthanen ſeiner Güter und von ſeiner zahlreichen Dienerſchaft, die Alle in ihm mehr den Vater, als den Herrn erkannten. Mit welcher Rührung denk' ich noch der frommen einfachen Andachtsübungen, in denen er oft die Diener ſeines Hauſes, mit ſeinen Kindern zugleich, in rangloſer, wahrhaft chriſtlicher Gemeinſchaft um ſich her verſammelte! Die Armen der umliegenden Gegend verehrten alle Glieder dieſes herrlichen Geſchlechts als ihre wahre Wohlthäter; allein keines dieſer liebenswürdigen Geſchwiſter übertraf an Großmuth und an Herzensgüte den guten Novalis und eine ſeiner Schweſtern, in der ich noch immer eine unvergeßliche und unerſetzbare Jugendfreundin beweine, ſie, die der Gegenſtand faſt aller meiner, der Freundſchaft geweihten Gedichte iſt. *) Dieſe

*) S. die Gedichte in dieſem erſten Bande: Sidonie. S. 109. An meine Sidonie. S. 219, und die Jahreszeiten. S. 249.

Beiden waren gleichsam als die vermittelnden Friedensengel bekannt, die bei irgend einem vorkommenden Vergehn der Untergebenen den Fehlenden mit ihrer Vorbitte vertraten."

„Ich war Kind, als Novalis mit meinem Bruder, dessen vertrauter Freund er durch Verwandtschaft des Gemüthes war, nach vollendeten Studien von der Akademie zurückkehrte. Er kam oft in unser Haus; seine aufmunternde Freundlichkeit, die Aufmerksamkeit und der Beifall, den er schon den frühesten meiner dichterischen Versuche schenkte, trugen sehr viel dazu bei, mein schüchternes Talent zu heben. Ich selbst hätte nie gewagt, ihn je etwas davon sehen zu lassen, hätte nicht, ohne mein Wissen, die zärtlichste der Freundinnen ihm etwas davon mitgetheilt. Er nahm es nun über sich, meine und seiner aufblühenden Schwester höhere ästhetische Bildung zu ordnen und zu leiten. Mit zarter Sorgfalt wählte er unsere Lektüre, da ihre und meine trefflichen Eltern, bei aller ihrer regen Liebe für die Kunst, doch nicht so ausschließend, wie er, allen ihren neueren Erscheinungen folgen konnten. Eifrig nahmen wir Alles auf, was er uns gab, und gewissenhaft unterließen wir das zu lesen, was er uns widerrieth; denn mit eben der Sorgfalt, mit der er uns alles das Höchste und Vortrefflichste aus dem Gebiet des Schönen mitzutheilen suchte, verwahrte er auch die Reinheit unsrer kindlichen Einbildungskraft vor dem leisesten befleckenden Hauche, was meinen Gedichten vielleicht hin und wieder sehr zum Vortheil gereicht hat, und ich ihm in diesem Augenblicke noch mit innigster Rührung danke. Unsere Eltern, und meine und seine übrigen Brüder vereinigten sich mit ihm in diesem schönen Streben für unser Glück, und so verfloß uns die seligste Kindheit im Schooße

elterlicher und der zärtlichsten geschwisterlichen Liebe; denn eine jüngere Schwester von mir, die nicht minder glühende Eifer für die Kunst und ein bedeutendes Talent für Malerei beseelte, und die mit gränzenloser, sich selbst vergessende Zärtlichkeit an mir hing, vollendete den Kranz schönster und liebendster Verwandtschaft, der meine erste Lebenszeit umzog, aber ach! bald durch den Tod auf das schmerzlichste zerrissen werden sollte. — Der Sturm ist um so grausenvoller, wenn er in der Mitte eines sonnenhellen Tags hervorbricht!"

„Novalis vergaß auch in der Entfernung, auch in der Zeit, wo er durch die Liebe der schönsten, anmuthvollsten Braut aufs innigste beseligt war, seine kleinen, ästhetischen Schülerinnen nicht, und unsre schwesterliche Theilnahme an seinem Glücke dankte ihm dafür."

„Novalis war in dieser Zeit öfter bei Schiller; seine Freundschaft erwarb mir die Aufmerksamkeit dieses Heroen unsrer Dichterwelt; und schon in meinem dreizehnten Jahre erschienen einige Stücke von mir in den letzten Zeitschriften, die Schiller herausgab, blos unter dem Namen Louise. Es sei mir vergönnt, hier, als eine kleine Abschweifung, ein Gedicht zu wiederholen, wodurch es ihm vorzüglich gelang, mir Schillers Wohlwollen zu erwerben."

„Die Gaben der Götter."

„Glücklich, welche Cythere mit Wonne gesegnet, und denen
Here, die große, des Glücks schimmernde Gaben verliehn;
Denen der Donnerer Zeus mit Ehre die Schultern umkleidet;
Denen den glänzenden Kranz Ares, der schreckliche, wand;

Aber glücklicher der, dem in die fühlende Seele
Leto's herrlicher Sohn Muth und Begeiſterung goß!
Ihn erheben die Muſen hoch über die Leiden der Erde;
Sein iſt die ſchöne Natur, ſein der Unendlichkeit Reich.
Warſt du nicht glücklich, o du, Joniens göttlicher Sänger,
War gleich dein Auge des Tags lieblicher Klarheit beraubt?
Zwar der Reiz der Erde verſchwand dir, doch ſchufen die hohen
Muſen ein ſchöneres Land, lichtere Thäler um dich.
Oft verirrteſt du dich in Zaubergefilden der Töne,
Und vergaßeſt die Welt, welche dich nimmer vergißt.
Glücklich warſt du, o Sappho; obgleich unglückliche Liebe
Dich in den Wogen begrub, lebte dein Name nach dir.
Eure Gaben verſchwinden, Kronion und Here; dein Lorbeer,
Waffen umleuchteter Gott, hat ſich in Blute gefärbt!
Wenn die Roſen der Jugend verwelken, dann flieht auch der Liebe
Sonnenſchimmer, und nichts bleibt den Verlaßnen zurück,
Auch vermag uns nicht Glück, nicht Reichthum vom Tode zu retten;
Alle Sterbliche gehn nieder zur ſtygiſchen Fluth;
Nur die Geliebten der Muſen betreten Aidoneus Gefilde
Nie; ihr unſterblicher Geiſt flieht zu den Göttern empor!"

„Einige Zeit darauf beſtimmte ſich Novalis, die Rechtsgelehrſamkeit mit der Wiſſenſchaft des Bergbaues zu vertauſchen; und ob ſeine Schweſter und ich gleich dieſen ſchönen, kühnen Stand nicht minder intereſſant und edel, ja ſelbſt romantiſch fanden, als er ſelbſt, ſo ſuchten wir doch zum Scherz ſeine lebhafte Vorliebe dafür zu bekriegen, und ſangen ihm einſt das folgende Lied, das mir durch den Schauer, mit dem die ſchnelle, verhängnißvolle Verwirklichung dieſes Scherzes erfüllt, einige Bedeutung zu erhalten ſcheint; denn nur zwei Jahre darauf konnten wir im Ernſt in den

schönen berühmten Trauergesang des Moschos bei Bions Tode stimmen, wovon dies Gedicht eine scherzende Parodie war. In dem darauf folgenden Sonett hab' ich gesucht, meine Gefühle bei dieser Betrachtung auszudrücken."

„Ménie auf Novalis."

„Musen beginnet den Trauergesang! beginnt ihn, o Musen!
Hin ist Novalis, ach, Euer Geliebter ist hin!
Nicht mehr wird er hinfort mit lieblichen Gaben euch ehren,
Zarten Blüthenstaub *) nicht mehr zum Opfer euch streu'n.
Auch nicht Kränze mehr winden, so schöne von Glauben und Liebe,
Ahnung begeistert, das Bild zeigend beglückterer Zeit.

Musen, beginnet den Trauergesang! beginnt ihn, o Musen!
Ach, in das öde Reich stieg er der Gnomen hinab,
Hauset in stygischem Dunkel fortan, im felsigen Schachte,
Denket des heiligen Lichts, denket der Musen nicht mehr!
Er, der schaute vordem ins Sonnenantlitz der Wahrheit,
Dem sie auch ungesucht freundlich entschleiert erschien,
Ach, der gräbt nun und späht nach Gängen von reichem Gehalte,
Oft verdunkelt vom Dampf giftiger Wetter den Blick!
Er, der aus göttlichem Stoff einst Funken des Lichtes uns lockte,
Schlägt nun aus steinigem Erz Funken des edeln Metalls. —

Musen, beginnet den Trauergesang! beginnt ihn, o Musen!
Ach beweinet mit mir, Götter und Nymphen, den Freund!
Vieles verlier' ich an ihm, und vieles verlieret ihr Musen;
'Eurem begeisternden Ruf hat er verschlossen das Ohr!

---

*) Titel zweier kleinen Schriften von Novalis.

Klaget, o klaget, ihr Wälder, mit mir! ihr Hügel und Ströme!
Allen ruf' ich es zu; höret und theilet mein Leid!
Ihr vor Allen, o klagt, ihr Söhne des Liedes! mit Flören
Hüllet die Leier, und reißt jammernd die Kränze vom Haar!
Nicht mehr höret er euch, der also euch liebte; der Klang nur,
Ach, des gediegnen Metalls dünket ihm jetzo Musik!
Lächelnde Phantasie, du winkst ihm vergebens mit deinen
Schönsten Blüthen; nur welk scheinen die duftigen ihm.
Und wie sollten ihn auch noch Blüthen ergötzen? den Gnomen
Dient er, und haßt ja, wie sie, Blumen und Aether und Licht!
Stufen nur freuen ihn jetzt: Glück auf! so ruft er, zur Tiefe
Fahrend — o Jammer! er nennt Glück nun das schimmernde Nichts!!

Musen beschließet den Trauergesang! beschließt ihn, o Musen!
Ach, und waret ihr je günstig mir Armen und hold,
So erhöret mich jetzt! erhöret die flehende Bitte!
Alles gelinget, was ihr weihet mit himmlischer Kraft.
Orpheus rührte ja einst, der Thrazier, Felsen und Bäume,
Und mit der Töne Gewalt zog er im Tanze sie fort;
Mehr noch, gab nicht selbst, vom holden Gesange bezwungen,
Ihm die Gattin vom Styx Persephoneia zurück?
Musen, o gießet dann auch in meine Leier den süßen
Zauber, daß lieblich ihr Klang bringe zum nächtlichen Reich!
Daß er die Stimme vielleicht, die wohl ihm bekannte, vernehme;
Und in der starrenden Brust Sehnsucht des Lebens sich regt.
O dann wär' ich beglückt! Mit Thraziens Orpheus genennet
Würde mein Nam', und spät priese die Nachwelt mich noch. —
Novalis, höre mich denn! verschaffe den herrlichen Ruhm mir!
Und, o mehr noch als das! bringe den Freund mir zurück!
Armer, was weilst du auch unten so freundlos einsam? bist du noch
Eben derselbe, der einst liebend das Weltall umschlang?

Kehr', o kehre doch wieder! hier eben ja iſt's, wo der Muſen
Himmliſche Harmonie Alles in Liebe vereint.
Liebend harren auch Alle wir dein, o ſteige vom Dunkel,
Novalis, herrlicher Geiſt, ſteige von neuem ans Licht!"

„Sonett."

„Verkehrt in Wahrheit ſich ſo ſchnell der Scherz?
Ich rief dich ſcherzend von des Orkus Strande,
Ach unbewußt, daß bald von jenem Lande
Dich rufen würde banger Sehnſucht Schmerz!

So brachſt du wirklich deiner Freunde Herz?
So früh, o theurer Novalis, entwandte
Dein Geiſt ſich unſrer Lieb' und Freundſchaft Bande?
In Wahrheit kehrte ſich der frevle Scherz!

Ach, nicht mehr tönt uns nun die heil'ge Leier,
Verloſchen iſt das ſchöne Dichterfeuer
In jenem Nebelmeer des kalten Nichts!

Doch nein, nicht zu dem freudenloſen Strande
Iſt er gegangen, nein, zum Vaterlande
Der ew'gen Töne und des ew'gen Lichts. *)

*) Vgl. das Gedicht der Führer S. 106, und das Sonett an Novalis S. 220.

Louiſens dichteriſche Bildung fiel in die ſchöne Zeit der vollſten und reichſten Blüthe unſrer vaterländiſchen Poeſie, und unter der Leitung eines Geiſtes, wie Novalis war, mußte ſie ſich zum Idealismus, in der Kunſt wie im Leben, um ſo lebhafter hingezogen fühlen, als der Hang zur Schwärmerei ohnehin ſchon tief in ihrer Seele lag, und in dem nicht minder ſchwärmeriſchen Gemüth ihrer innigſten Jugendfreundin, der reizenden Sidonie von Hardenberg, Novalis Schweſter, eine, ihr ganzes Weſen immer mächtiger beherrſchende Kraft gewann. Vorzüglich ſchloß ſie daher auch Klopſtock, Schiller und Matthiſon damals in ihr Herz. Minder ſagten ihr Wieland und Göthe, als zwei dem Realismus, zumal in jener Zeit, zu ſehr ergebene Dichter zu. Wie aber Novalis ſie in die holde Traumwelt der Poeſie einführte, ſo leitete ſie ihr Bruder auf dem wirklichen Gebiete des menſchlichen Lebens, der Geſchichte. Von früher Jugend auf das hiſtoriſche Studium mit beſonderer Vorliebe umfaſſend, hatten ſeinen männlichen Geiſt die unſterblichen Thaten der Griechen, Römer und alten Germanen, wie der ritterliche Heroismus des Mittelalters, und die kühne Größe der Niederländer in ihrem Abfall von der Spaniſchen Herrſchaft, vor Allem angezogen; und da er in dem häuslichen Kreiſe ſeiner Familie gewöhnlich den Vorleſer machte, ſo wählte er dazu bald einzelne, von ihm ſelbſt zu dieſem Zweck überſetzte Capitel des Livius, bald Werke wie Herrmanns Schlacht und Tod von Klopſtock, den Gonſalvo von Cordova, und Archenholz Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, vorzüglich aber Schillers ſo großartige hiſtoriſche Darſtellungen.

Dieſe Begeiſterung für alles Heldenthümliche der antiken und romantiſchen Zeit ging von ihm auf die, mit poetiſchem Enthuſiasmus es erfaſſende Schweſter über, und ſpricht ſich, nicht minder als ihre Liebe für die ſchöne Natur und ihre Sehnſucht nach der höhern Welt des Unſichtbaren und Ewigen, in all' ihren Dichtungen aus. Ihr eignes Leben aber führte ſie durch eine Zeit, die an Reichthum der außerordentlichſten Begebenheiten und Charaktere, wie an Gewalt und Größe der Wirkungen ihrer erſtaunlichen, in unerhörtem Wechſel ſich drängenden Ereigniſſe, binnen wenigen Jahren ſchon, die Erfahrungen einer ganzen Weltgeſchichte, deren lehrreichſtes Capitel ſie wohl ohne Ausnahme genannt werden kann, umſchlang. Was unſer unſterblicher Göthe ſo lebensvoll in ſeinen, leider nur immer noch ſo fragmentariſch, den Zeitgenoſſen mitgetheilten Bekenntniſſen über ſich ſelbſt von den Einflüſſen erzählt, die der Gang des ſiebenjährigen Krieges auf die Meinungsverhältniſſe ſeiner Eltern, Geſchwiſter, Verwandten und Freunde hervorbrachte, ganz daſſelbe fand in Louiſens väterlichem Hauſe, ſeit dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution und bei dem Fortgang der aus ihrer ungeheuern Centrifugalkraft ſich entwickelnden welterſchütternden, alle politiſchen, geiſtigen und ſittlichen Verhältniſſe Europens umgeſtaltenden Folgen, dieſer „größten That des Jahrhunderts," wie der verewigte Klopſtock ſie nannte, ſtatt. Der kleine ſtille Kreis ihrer ſonſt in ſo rührend friedlicher Eintracht lebenden Familie ward von der Partheinahme, welche vom Höchſten bis zum Niedrigſten herab, Alles im Volke an dem gewaltigen Wendepunkte der Zeit ergriff, auf das Verſchiedenartigſte bewegt

Jedes Mitglied derſelben hatte für eine andere, der in dem großen Weltkampf begriffenen Nationen, eine beſondere Vorliebe gefaßt. Der Vater, deſſen ſtreng rechtlicher Charakter alles Revolutionäre haßte, für die Engländer als die allein unermüdlich beharrlichen Feinde Frankreichs; die Mutter, welche mit einer durch keine der neuern Begebenheiten zu mindernden Bewunderung Friedrichs des Einzigen an ihren Jugenderinnerungen aus dem ſiebenjährigen Kriege feſt hing, für die Preußen; der von ſeinen alterthümlichen Ideen der Völkerfreiheit begeiſterte Sohn für die ſiegbedeckten republikaniſchen Franzoſen; Louiſe ſelbſt aber, beſonders in der ſpätern Zeit, unter Napoleon's furchtbarer Kaiſerregierung, vornehmlich für die Spanier. Ihr, des glänzendſten Thatenruhmes Griechenlands, Rom's und Carthago's, würdiger Heroismus, mit dem dieſe kraftvolle, nur durch ſich ſelbſt, von Factionsgeiſt und Pfaffenthum, zu überwindende Nation, dem ſo gewaltigen als frechen Eindränger in ſeine innerſten heiligſten Volksangelegenheiten, widerſtand, belebte Louiſens Einbildungskraft mit dem ganzen Zauber der Bilder ſeiner ehemaligen Größe in der antiken ſowohl als in der romantiſchen Zeit. Immer träumte ſich damals ihre Phantaſie in die Pyrenäen, wie in die ſchöne Heimath der Troubadours, die Provence, hin, und weit aus den meiſten ihrer erzählenden Dichtungen ſpiegelt ſich auch ihre ſehnſüchtige Liebe für die Herrlichkeit jenes Südens in ſeiner frühern Geſchichte und Poeſie zurück. Ueberhaupt aber ward die Romantik des Mittelalters in ihrem wunderbar ſchönen Bund von Heldenthum, Glauben, Liebe und Poeſie, den A. W. von Schlegel ſo reizend, am Schluſſe ſeiner Blumen-

ſträußer von ſüdlichen Liedern, beſungen hat, ihres Dichtens und Seins recht eigentliches Element. Die Ritterzeit Spaniens, Frankreichs und Deutſchlands wählte ſie zu dem Hintergrund faſt aller ihrer größern und kleinern epiſchen Dichtungen, und unglückliche ſchwärmeriſche Liebe, Religion, Heldenthum und todverachtende Hingebung bilden das immer darin wiederkehrende Thema. Ihre lyriſchen Poeſieen aber zeigen unverkennbar, wie dieſer glühende Sinn für eine romantiſche Aufopferung in ihrer eigenen Seele eine Flamme entzündet hatte, die nur mit ihrem Leben in dem freiwilligen Wellentod, zu dem ſie von ihr endlich ſelbſt hingetrieben ward, erloſch.

Schon in ihrem dreizehnten Jahre begann ſie dieſe Ideen und Gefühle in einzelnen Gedichten auszuſprechen, die ſie mit mädchenhafter Schüchternheit Niemanden als ihrem Bruder, nach Dobrilugk, wo derſelbe ſich damals bei ſeinem dortigen Onkel, dem Juſtizamtmann Vollhardt, befand, um ſich zu ſeiner amtlichen Laufbahn vorzubereiten, in ihren Briefen an ihn, zu ſeinem Urtheil darüber, mittheilte. Erſt mehrere Jahre nachher wagte ſie es, bei der liebenswürdigen Beſcheidenheit, die einen ſo ſchönen Hauptzug ihres Charakters bildete, dieſe Verſuche ihrem, in das Heiligthum der Kunſt ſchon rühmlich eingeweiheten Freunde Novalis zu zeigen, und dieſer, innig von ihrem Werth erfreut, äußerte ſogleich in einem Briefe, den er ihrem Bruder darüber ſchrieb, den Wunſch und Vorſatz, ſie mit Schiller bekannt zu machen, was auch im Jahre 1798 durch ſeine und die Vermittelung des jungen, damals in Jena lebenden Dichters Vermehren wirklich geſchah.

Schiller nahm mit dem ganzen, ihm so eigenthümlichen Wohlwollen mehrere ihrer Gedichte, die er für die gelungensten erkannte, in seine damals von ihm herausgegebenen Horen und Musenalmanache ohne Nennung ihres Namens, wie sie wünschte, auf; und wie lebhaft er sich für die fernere Ausbildung ihrer poetischen Anlagen sowohl, als das Schicksal ihres äußern Lebens interessirte, das geht auf das Sprechendste aus nachstehenden vier, von ihm selbst in jener Zeit an sie geschriebenen Briefen hervor, deren hier zum erstenmal erfolgende Bekanntmachung allen Verehrern des großen Mannes gewiß nicht minder als den Freunden unsrer, wie Er, zu früh für die Kunst und das Vaterland dahingeschiedenen Dichterin, willkommen sein wird.

„Jena, 5. Jul. 1798."

„Sie finden in beiliegendem xiiten Stücke der Horen einige Ihrer Gedichte abgedruckt, und ich ergreife diese Gelegenheit, Ihnen für diese schönen Beiträge, so wie für Ihre gütige Zuschrift Dank zu sagen. Unter dem Heer von Gedichten, welche dem Herausgeber eines Almanachs von allen Enden unsers versereichen prosaischen Deutschlands zufließen, ist die Erscheinung einer schönen und wahren poetischen Empfindung, so wie sie in mehrern Ihrer Gedichte lebt, eine desto angenehmere Ueberraschung, und dieses Vergnügen haben mir vorzüglich Ihre Gaben der Götter gewährt. Besonders aber erregten sie mir den Wunsch Ihrer persönlichen Bekanntschaft, und wenn Sie mir dazu einige Hoffnung geben können, so werden Sie mir viele Freude machen."

„Zugleich bitte ich Sie, auch meinen neuen Almanach, für den jetzt gesammelt wird, mit einigen Beiträgen zu beschenken; es versteht sich von selbst, daß ich Ihr Geheimniß ehren werde."

„Mit vorzüglicher Hochachtung"

„Ihr gehorsamster
Schiller."

„Weimar, 28. Aug. 1800."

„Ich danke Ihnen sehr für die übersendeten Gedichte. Mit dem größten Vergnügen würde ich meinen Almanach damit zieren, wenn ich denselben fortsetzte; aber schon im vorigen Jahre habe ich beschlossen, dieses Institut mit dem alten Jahrhundert zu endigen. Es würde großen Reiz für mich gehabt haben, dasselbe fortzusetzen, wenn es mir immer solche Verbindungen verschaffte, als die Ihrige war; aber leider ist derjenige, welcher jetzt einen poetischen Vereinigungs-Punkt errichtet und die Deutschen Musen zusammen ruft, in Gefahr, der Zudringlichkeit des Mittelmäßigen und Schlechten zu erliegen. Dieses sowohl, als der höhere Reiz dramatischer Arbeiten, die mich jetzt vorzüglich beschäftigen, haben mich veranlaßt, die Herausgabe meines Almanachs ganz aufzugeben."

„Indem aber diese literarische Verbindung unter uns aufgehoben ist, so erfüllen Sie bald die angenehme Hoffnung, die mir Ihr Brief giebt, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Weimar wird Ihnen schätzbare Bekanntschaften

darbieten, besonders wenn Sie es im Herbst oder Winter besuchen."

„Erhalten Sie mir Ihre freundschaftliche Gesinnung und sein Sie meiner aufrichtigsten Hochachtung versichert."

„Schiller."

„Weimar, 15. Nov. 1802."

„Ich habe nie aufgehört, an Ihrem Schicksal Antheil zu nehmen, ja ihr vorletzter Brief hat mir eine lebhafte Freude verursacht, weil er ein trauriges Gerücht, das Sie todt sagte, widerlegte. Als ich im September des vorigen Jahrs durch Weißenfels reiste, war in dem Gasthof, wo ich abstieg, meine erste Erkundigung nach Ihnen, und eben dort bestätigte man mir zu meiner großen Betrübniß Ihren Tod. Ihr Brief hat mir das Mißverständniß aufgeklärt, und obgleich die Veranlassung zu demselben immer etwas trauriges für Sie ist, so will ich doch lieber mit Ihnen eine Freundin und Schwester, als Sie selbst beklagen."

„Daß ich Ihren vorletzten Brief unbeantwortet ließ, kann ich nur durch eine Fluth von Zerstreuungen, Geschäften und Vorfällen, worunter auch traurige waren, entschuldigen. Es begegnet mir leider oft bei dem besten Willen, mich einer solchen Nachlässigkeit schuldig zu machen, es ist die alte Klage meiner intimsten Freunde und also, wie Sie sehen, kein Beweis meiner Liebloſigkeit."

„Gerne würde ich Ihren Wunsch wegen der Gedichte erfüllt haben, aber da ich auf die Entstehung dieser Gedichte

keinen Einfluß hatte, ſo würde mir ein ſolcher Schritt, wie Sie ihn wünſchen, ein zu anmaßendes Anſehen vor dem Publikum geben. Auch habe ich mich jetzt für immer nur auf einen einzigen Buchhändler eingeſchränkt, der mein vertrauter Freund iſt, und deſſen Intereſſe mir ſo nahe liegt, als das meinige. Meine Geſinnung für ihn würde mir alſo zur Pflicht machen, bei jedem Contract, den ich für einen Dritten mit ihm abſchließe, ihn zu begünſtigen, und eben deswegen kann ich mich an ihn am wenigſten wenden, wenn ich für einen Freund oder eine Freundin Geſchäfte machen ſoll."

„Kann ich übrigens durch meine Empfehlung Ihnen bei ſchriftſtelleriſchen Contracten irgend nützlich ſeyn, ſo werden Sie mich von Herzen dazu bereitwillig finden."

„Ihr Brief athmet eine ſo ſchwermüthige Gemüthsſtimmung, daß ich ſehnlichſt wünſche, Sie davon befreit zu ſehen. Ihre Verhältniſſe ſind mir noch zu unbekannt, als daß ich Ihnen meinen Rath anbieten könnte; ſonſt aber würde eine Veränderung des Orts, wenn Sie dieſe möglich machen könnten, Ihrem Gemüth eine heitere Richtung geben."

„Mit der aufrichtigſten Hochachtung"

„Der Ihrige."

„Schiller."

„Weimar, 12. Sept. 1803."

„Aus der Beilage erſehen Sie, meine verehrte Freundin, daß Ihr Brief an mich vom 20ſten Auguſt durch einen widrigen

Zufall nach Eisleben gerathen, und erſt heute von dort aus in meine Hände gekommen iſt."

„Ich will hoffen, daß die ſchöne Hoffnung, die Sie mir darin geben, Sie hier in W. zu ſehen, keineswegs durch dieſe Zögerung vereitelt iſt. Mich finden Sie dieſen ganzen Monat in Weimar, im nächſten könnte ich vielleicht auf einige Wochen abweſend ſein müſſen."

„Erfreuen Sie mich und meine Frau recht bald mit Ihrer Ankunft. Unſre herzliche Aufnahme wird Ihnen zeigen, wie ſehr ſie uns Beiden werth ſind. Ihrem Herrn Vater danke ich im Voraus für das Vergnügen, das Er mir durch Ihre perſönliche Bekanntſchaft bereitet, und werde Ihn ſchon deswegen als einen Freund willkommen heißen."

„Ganz der Ihrige."

„Schiller."

So beglückend es für ſie war, ſich auf dieſe ſchöne und ehrenvolle Weiſe von einem der größten Meiſter ihrer Kunſt in den Chor der vaterländiſchen Dichter und Dichterinnen nunmehr wirklich eingeführt zu ſehen; ſo unausſprechlich unglücklich machte ſie bald darauf ein Ereigniß ihres Lebens, das ſie ſchon damals zu dem verzweiflungsvollen Entſchluß vermochte, ſich ſelbſt den Tod geben zu wollen. Die Schweſter ihres Vaters war im Jahr 1800 zu Dresden geſtorben, wo Louiſens noch jetzt dort lebender Bruder indeſſen eine Anſtellung erhalten hatte. Dieſer bat ſie daher jetzt, auf einige Zeit zu ihm zu kommen, um mit ihm gemeinſchaftlich den

Nachlaß der Tante zu ordnen und ihm ſo die Freude zu gewähren, die geliebte Schweſter in ſeiner neuen Einrichtung einmal bei ſich zu ſehen. Voll der ſchönſten Hoffnungen, womit ihre Seele die Ausſicht erfüllte, an der Hand ihres theuern Bruders die Welt von Herrlichkeiten kennen zu lernen, welche Leben, Kunſt und Natur in dem deutſchen Florenz ihrem durch das Schöne und Große der Poeſie ſchon reichgenährten Geiſt und Gemüth zu einem um ſo höhern Genuſſe darbot, reiſete ſie, damals 23 Jahre alt, dahin ab. Doch nur allzubald wandelte ihr ein feindſeliger Zufall alle Wonne ihres dortigen Aufenthalts in das ſchmerzlichſte Leiden.

Eine jugendliche Unbeſonnenheit, die ſie aus Mangel an Welt- und Menſchenkenntniß beging, zog ihr eine Kränkung ihres ſo leicht verletzbaren Ehrgefühls zu, welche ſie, bei dem überſpannten Charakter ihrer Empfindungsweiſe, mit einem Mal in die tiefſte Schwermuth ſtürzte. Der bisher ſo ungetrübte ſchöne Frieden ihres innern Seins ward aber von dieſem Gram um ſo heftiger zerſtört, als ſie, ihn heimlich in ihrer Bruſt nährend, den Grund deſſelben niemand, ſelbſt ihrem Bruder nicht entdeckte. Mit dem brennenden Schmerz in dem ſtreng verſchloſſenen Herzen kehrte ſie nach Weißenfels in ihr elterliches Haus zurück, wo das Leiden ihrer Seele bald auch ihren, nicht ſtark gebildeten, Körper ergriff, und ſie ſechs Wochen lang auf das Krankenlager warf. Am 7ten Septbr. 1800 verlangte ſie, obſchon noch nicht vollkommen geneſen, das Zimmer zum erſtenmal wieder zu verlaſſen. Der um ſie ängſtlich beſorgte Vater begleitet ſie auf einen Corridor im Hofe des Hauſes. Kaum aber hat ſie ihn betreten, als

ſie ſich plötzlich vor den Augen des Vaters von dem, zwei Etagen hohen, Gange, in den Hof hinabſtürzt, wo ſie den geſuchten Tod unfehlbar und augenblicklich gefunden haben würde, wenn die Gewalt des Sturzes nicht durch ein über den untern Stock vorſpringendes Dach, auf das ſie glücklicher Weiſe zuerſt fiel, gebrochen worden wäre. Beſinnungslos ſtand der Vater, ſeinem unglücklichen Kinde mit ſtarrendem Blicke nachſchauend. Der Angſtruf, den das Entſetzen im erſten Moment der ſchrecklichen That ihm auspreßte, führte die Mutter herbei, welche hier im hohen Grade die, ihrem Geſchlecht im Allgemeinen ſo eigne Faſſungskraft in großem und plötzlichem Unglück bewährte. Mit ſeltener Gegenwart des Geiſtes eilte ſie augenblicklich in den Hof hinab, und hob ſelbſt die, ohne Bewußtſein, in ihrem Blute liegende Tochter auf. Sie hatte beſonders am Kopfe ſehr gefährliche Verletzungen erlitten, und ungeachtet ihr die ſchleunigſte ärztliche Hülfe und die ſorgfältigſte Pflege ihrer tiefbekümmerten Eltern und Schweſter zu Theil ward, befand ſie ſich doch mehrere Tage noch in einem, zwiſchen Tod und Leben ſchwankenden Zuſtand. Ihr ſie innig liebender Bruder, welcher nun erſt durch einen Freund der Unglücklichen, der ſie wahrhaft hochſchätzte, von der ihm bisher völlig unbekannt gebliebenen Urſache ihrer Melancholie unterrichtet ward, reiſete, ſobald er die erſte Nachricht von dem ſchrecklichen Vorfall erhalten hatte, ſelbſt nach Weißenfels, wo er die ihm ſo theure Schweſter zum letztenmal wiederzuſehen fürchtete. Aber wunderbar ſchnell erholte ſie ſich, nach glücklich erlangter Heilung ihrer Wunden, an Geiſt und Körper. Das heimlich brennende Leiden der menſchlichen Seele wird oft, gleich der

gewitterschwülen Atmosphäre, durch den Ausbruch eines heftigen Sturmes gekühlt und beschwichtigt. Ihr, so lange in der innersten Tiefe ihrer Brust fest verschlossen gehaltener Gram ward durch die verzweiflungsvolle That, zu der er sie hingetrieben, endlich gebrochen. Mit der Wiederherstellung ihrer Gesundheit kehrte auch ihrem Gemüth eine ruhigere Stimmung zurück, und sie gewann allmählich sogar ihre frühere Heiterkeit wieder. In dem eignen, durch jene That so gewaltsam aufgeregten, Nachdenken über sich selbst, wie in der liebevollen Theilnahme ihrer tiefbekümmerten Eltern, Geschwister und zahlreichen Freunde, vor allen andern des edeln von Hardenberg'schen Hauses, die ihr die rührendsten Vorstellungen machten, gelangte ihre verdunkelte Seele wieder zu erfreulicher Klarheit. Besonders wohlthätig aber wirkte auf sie ein in den herzergreifendsten Ausdrücken der zärtlichst warnenden Freundschaft geschriebener Brief, den sie von ihrem Bruder, nachdem dieser wieder nach Dresden zurückgekehrt war, empfing. Er überzeugte sie von ihrem Irrthum und Unrecht, durch ihre eigenen Worte, indem er sie daran erinnerte, daß sie selbst ihrem Bruder einmal geschrieben hatte: „Die Wahrheit, daß unser Schicksal in der Hand der ewigen Liebe ruht, ist mir gewisser als je!"

Doch kaum dem Leben und der Freude an ihm zurückgegeben, drangen neue Leiden andrer, aber nicht minder schmerzlicher Art auf die Unglückliche ein. Mit dem beginnenden Frühling des folgenden Jahrs, am 25ten März 1801, starb plötzlich der treffliche Novalis, als er eben die Stelle eines Amtshauptmanns in Thüringen erhalten hatte, in seinem väterlichen Hause zu Weißenfels, nachdem kurz zuvor eben-

daſelbſt ſein jüngerer, hoffnungsvoller Bruder Erasmus dahingeſchieden war; und ihm folgte bald auch die herrliche Schweſter, Sidonie von Hardenberg, in das, dieſem holden Geſchwiſterbund ſo grauſam früh ſich eröffnende, von den immer erneuten Thränen ihrer edeln, ſchwer wie wenige vom Schickſal geprüften Eltern, heißbenetzte Grab. In dem nemlichen Jahre aber, noch vor Sidonien, ward Louiſen auch ihre eigene liebenswürdige Schweſter, Amalie, durch einen gleich frühen Tod entriſſen, und ſo ſtand ſie, die nur wenige Monden vorher den Tod vergebens geſucht hatte, die aus freiwillig ſich bereiteter Lebensgefahr glücklich Gerettete, jetzt trauernd an den Gräbern ihrer in der Fülle der blühendſten Jugend, Geſundheit und Heiterkeit unfreiwillig aus der „freundlichen Gewohnheit des Daſeins“ geſchiedenen Lieben: ihres theuerſten Freundes, ihrer geliebteſten Freundin und ihrer einzigen Schweſter! So ſchmerzlich und ſo ſchnell auf einander folgende Schläge des Schickſals warfen ſie in eine Tiefe des Leidens zurück, die, zumal nach dem ihr unerſetzlichen Verluſt ihrer Sidonie, von Neuem für ihr eignes Leben fürchten ließ, und daher das irrige Gerücht von ihrem Tode veranlaßte, worauf der Eingang des dritten der obigen Schiller'ſchen Briefe ſich bezieht. Im nächſten Jahre 1803 verlor ſie, zu neuem und unendlichem Kummer, auch ihre vortreffliche Mutter, und in dem darauf folgenden ihren ehrwürdigen, durch Alter und ſchweres Trübſal in der letzten Zeit ſeines thätigen Lebens tiefgebeugten Vater, nachdem er das Jahr zuvor erſt, mit Beibehaltung ſeines Gehaltes, in Ruheſtand verſetzt worden war.

Ihrer Eltern, Schweſter und drei ihrer geliebteſten Ju-

gendfreunde binnen vier Jahren durch den Tod beraubt, und von dem einzigen ihr noch übrigen Bruder durch eine Entfernung von 17 Meilen getrennt, ſah ſich die arme Verwaiſte nun völlig allein, einer fünffachen ſchmerzlichſten Trauer um ihre verlorenen Lieben, und mit des Vaters Tode nun auch allen, ihr bisher unbekannten, Sorgen für ihre äußere Exiſtenz hingegeben. Der Nachlaß ihrer Eltern, obſchon ihn der Bruder ihr ganz überließ, war ſo wenig, als eine kleine Penſion, die es ihm durch ſeine Verbindungen in Dresden ihr zu verſchaffen gelang, hinreichend, ihr einen ſtandesmäßigen Unterhalt zu gewähren, und die Beſchränktheit ſeiner eignen ökonomiſchen Lage, wie ſeiner häuslichen Verhältniſſe, da er inzwiſchen ſelbſt Gatte und Familienvater geworden war, geſtatteten ihm leider nicht, ſie zu ſich zu nehmen, oder ſonſt aus ſeinen Mitteln zu unterſtützen. In ihrem kleinen Wohnort aber fand ſich damals kein ihrer Hand würdiger Mann, der die, weder durch Reichthum noch durch Schönheit ausgezeichnete, Verlaſſene zur Gefährtin ſeines Lebens erkohren hätte: ſo ſehr ſie auch mit ihrem liebevollen Herzen, ihrem reichgebildeten Geiſt und ihrem innigen Sinn für häusliches Glück, daſſelbe ſowohl verdient hätte, als an der Seite eines wackern Gatten auch befördert haben würde. Nichts blieb ihr alſo übrig, als das Vertrauen auf die Himmelsgabe der Kunſt, die Gott ihr, wenn auch nicht in glänzend hoher, doch immer ſehr erfreulicher Maße in Bruſt und Seele gelegt hatte; und ſo beſchloß ſie denn auch, ſich nunmehr ganz der Bildung und Benutzung ihres poetiſchen Talentes zu widmen.

Noch im letzten Jahre vor dem Tode ihres Vaters, im Herbſt 1803, ward ihr auf einer Reiſe mit ihm, nach Jena

und Weimar, an letzterem Orte das so lange von ihr ersehnte Glück der persönlichen Bekanntschaft Schillers auf die freundlichste Weise gewährt. Der auch als Mensch so ausgezeichnet edle, große Dichter, der sie selbst in den oben von ihm mitgetheilten Briefen mehrmals so wohlwollend zu sich eingeladen hatte, nahm, wie seine zartfühlende Gattin, sie mehrere Tage hindurch mit der liebevollsten Güte in seinem Hause auf, und machte sie mit all den andern seltenen Geistern und Schätzen des Schönen bekannt, welche dieses damalige deutsche Athen zu einem so unvergleichlich reichen Verein in sich schloß. Aber auch in dem benachbarten, in wissenschaftlicher Beziehung durch seine treffliche Hochschule, wie in politischer durch die verhängnißvolle Schlacht des 14ten Oktobers 1806 so weltgeschichtlich (daß noch jetzt eine Brücke zu Paris von ihm den Namen führt) berühmt gewordenen Jena wurden ihr, im Umgang mit den geistreichsten Männern und Frauen, und dem Genusse der romantischen Natur, die den kleinen, in einem der reizendsten Saalthäler, von hohen pittoresken Bergen umgeben liegenden Ort, von allen Seiten wie eine Geliebte liebend umschließt, mehrere der glücklichsten und gehaltvollsten Tage ihres Lebens zu Theil. Diese beiden, ihrem Umfang nach so unbeträchtlichen Städte, im Mittelpunkt Deutschlands, befanden sich damals noch auf dem glänzenden Höhepunkt ihrer literarischen Celebrität, auf welchem sie füglich der biceps parnassus unsers Vaterlandes genannt werden konnten. Denn hier hatte sich der deutsche Geist sein herrlichstes Blüthenalter hindurch in seiner glücklichsten Freiheit und seinem höchsten Streben offenbart unter den Auspicien eines Fürsten, auf dem der Name August mit

der vollen Bedeutung ruht, in der er den Musen schon einmal auf Rom's klassischem Boden heilig ward. Was Göthe so schön in seinem Tasso vom Hofe der Alphonse in Beziehung auf Italien sagt, das ließ sich auf Weimar und Jena unter der Regierung der erhabnen Fürstin Anna Amalia und des ihr folgenden, ihres, solch' einer Mutter so würdigen Sohnes, Karl August, in Hinsicht auf Deutschland buchstäblich anwenden:

„Germanien nennt keinen großen Namen,
Den dieses Haus nicht seinen Gast genannt,
Und es ist vortheilhaft, den Genius
Bewirthen; giebst du ihm ein Gastgeschenk,
Es läßt er dir ein schöneres zurück.
Die Stätte, die ein großer Mann betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder."

Die unsterblichen unsrer vaterländischen Dichter: Klopstock, Wieland, Herder, Göthe, Schiller, Jean Paul, Voß, Schlegel, Tieck und Novalis; sie alle haben auf dieser Stätte gelebt, gewirkt und durch ihre Werke sie der Kunst zu einem unvergänglich dauernden Tempel geweiht. Die tiefsinnigsten Denker aber: Reinhold, Fichte, Schelling, Hegel, Fries, wie die gründlichsten und geschmackvollsten Gelehrten Deutschlands: ein Griesbach, Schütz, Paulus, Hufeland, Woltmann, Luden u. s. w., haben von hier aus die Wissenschaft auf allen ihren Gebieten, durch den Reichthum ihres Wissens und ihrer Ideen, erweitert, und eine große, in und außer Deutschland zerstreute Anzahl der gebildetsten Männer feiert dankbar

die Erinnerung an ſie, wo ihnen im Frühling ihres Lebens zuerſt das Licht der höhern Weisheit angezündet ward. Auch dem Verfaſſer dieſer Blätter iſt ſie, bei allem Wechſel ſeines ſpätern Lebens, als das Local ſeiner Jugendbildung und ſeiner ſchönſten Jugendträume, wo zuerſt die Welt des Idealiſchen ſich ihm aufſchloß, vor jeder andern theuer geblieben. Auf all' ſeinen nachherigen durch das nördliche und ſüdliche Deutſchland, wie nach Rußland, Schweden, Dänemark, Holland und Frankreich ihn führenden Reiſen, hat er nie aufgehört, an dieſes trauliche Saalthal, als ſeiner Jünglingsheimath, mit der innigſten Liebe zurück zu denken, wie er es als Mann mit der lebhafteſten Freude öfter wieder begrüßt hat, und mehr als jemals fühlt er ſich jetzt von ſeinen, ihm ſo lieb gewordenen Bergen, wie von alten Freunden getrennt; denn er lebt zwar nunmehr wieder noch an demſelben Strom, aber leider nicht mehr auf den nehmlichen Ufern *).

Solcher unauslöſchlichen Erinnerung werth fand auch Louiſe bis zur letzten Zeit ihres Lebens ſchon die wenigen, ihr nur allzuſchnell entflohenen Tage, die ſie damals in Weimar und Jena, von dem Anſchauen ſo vieles Schönen und Großen hochbegeiſtert, genoß. Der Aufenthalt an letzterm Orte wurde ihr beſonders durch ihre Bekanntſchaft mit dem Vermehren'ſchen und meinem elterlichen Hauſe, wo auch ich — meine akademiſche Laufbahn damals in Jena beginnend — ſie zuerſt perſönlich kennen und ſchätzen lernte,

*) S. den Eingang zu meiner Beſchreibung der Gegenden um Jena, gezeichnet und radirt von Jakob Kaur. Weimar im Induſtriecomptoir, 1806.

verannehmlicht. Im geſelligen Kreiſe dieſer beiden Familien ward ſie mit den mehrſten der zu jener Zeit in Jena lebenden intereſſanten Männer und Frauen, auch mit der, durch die Grazien ihres Geiſtes, wie ihrer Geſtalt ſo höchſt liebenswürdigen Dichterin Sophie Mereau bekannt, der nachherigen Gattin des Dichters Clemens Brentano, die leider bald darauf, im Jahre 1806, in einem gleich frühen Tode Louiſen vorangehend, zu Heidelberg ſtarb.

Wie ſchnell und innig aber ſie mit ihrem ſchönen Enthuſiasmus, ihrem ſinnigen Geſpräch und herzlichen Weſen alle jene ſo ausgezeichneten Perſonen für ſich zu gewinnen wußte, davon zeuge hier folgender unter ihren nachgelaſſenen Papieren ſich vorgefundener Brief, den ihr der, auch ſo früh ſchon (am 29ten Novbr. 1803) verſtorbene hoffnungsvolle junge Dichter Bermehren, noch in dem letzten Monat ſeines Lebens, nicht ahnend, wie bald darauf der Tod ihn ereilen ſollte, ſchrieb.

„Jena, den 9ten Novbr. 1803."

„Theure Freundin!"

„Sie können nichts anders erwarten, als daß Ihre herzlichen, liebevollen Briefe uns alle, die Theil daran nehmen durften, ſehr erfreut haben. Beſonders mir, der ich der erſte glückliche Empfänger war, war der Tag, der Ihre ſchönen, ſeelenvollen Worte mir zuführte, wahrhaft feſtlich und ausgezeichnet merkwürdig. — Ich glaube nicht, daß ich das, was

meine vielgeliebte Frau über die seeligen Tage schrieb, die wir mit Ihnen und Ihrem ehrwürdigen Vater in unserem kleinen häuslichen Kreise verlebten, bedeutender aussprechen kann; ich beziehe mich also auf ihre Aeußerungen, und sage Ihnen ohne Umschweif, daß die liebenswürdige, schuldlose, begeisterte Louise, die mir die göttlichen Zeiten der Homerischen Rhapsoden durch ihren reinen Kunstsinn und echt genialische Poesie mit unwiderstehlichem Zauber zurückrief, nicht blos meinem Herzen sehr theuer ist und bleibt, sondern auch als ein stets glänzender Punkt unter den interessantesten Erscheinungen meines Lebens hervorleuchtet und hervorleuchten wird. — Lassen Sie uns immer im Geiste zusammenleben und stets fester und fester die Seelenverbindung schließen, die gleiche Neigung und gleicher Enthusiasmus für das Wahre und Schöne auf eine glückliche Weise anknüpfte! Es hat etwas sehr Angenehmes und Erhebendes, den Freund oder die Freundin in der Ferne zu wissen, die mit uns, von ihrem Genius getrieben, zum höchsten Ziele strebt, und der die Erde nur deswegen lieb und werth ist, weil durch sie die Pforten des Himmels sich öffnen. Begeisterung ist das schönste Gut der Götter! Weise es keiner zurück, dem die Hohen mit unsterblichem Wohlwollen es verliehen; aber vergesse der Eingeweihte auch nie, daß die Stunden, in denen wir uns über das Gewöhnliche erhaben fühlen, nur seltne Sonnenblicke sind, und daß uns daher als Menschen die unerläßliche Pflicht auflegt, nicht blos auf den Augenblick der Inspiration, wenn ich so sagen darf, zu warten, um die Welt licht und hell zu erblicken, sondern daß wir durch uns selbst das Irdische erleuchten und das Sterbliche durch unser Denken und Ver-

ſtehen verklären ſollen, damit wir beſtändig in einem Lichte wandeln, das den Menſchen vor allen erſchaffenen Weſen ewig auszeichnet. —"

„Wie ſich alles Ihrer mit Liebe erinnert, und wie jeder wünſcht, daß Sie recht bald wieder unſern kleinen Zirkel verſchönern, ſagt Ihnen mein liebes Weib, mit dem ich unausſprechlich glücklich lebe. —"

„Wirklich haben wir ſehr oft große Sehnſucht nach der entfernten Freundin, und wenn der Frühling, der alles Schöne mit ſich führt, uns günſtig iſt, ſo ſehen wir gewiß die theure Louiſe wieder. —"

„Wir alle ſind wohl und freuen uns des Lebens, das auch bei den herannahenden Wintertagen in der ſtillen Wohnung reizend und angenehm ſein kann. Es kommt nur darauf alles an, wie jeder das Leben zu nehmen verſteht. —"

„Laſſen Sie bald von ſich hören, theure Freundin, denn Ihre Worte ſind ein wahres Labſal für die ſehnenden Gemüther Ihrer Freunde. Ich grüße Sie mit warmer Freundſchaft, und bitte Sie, mich dem Andenken Ihres vortrefflichen Vaters zu empfehlen."

„Der Ihrige"

„B. Vermehren."

Ermuntert durch die liebevolle Theilnahme, welche ſo edle Freunde und Kenner der Poeſie, und ſelbſt die größten Meiſter derſelben, ihrem eignen dichteriſchen Streben gezollt hatten, ging ſie nun um ſo muthiger an die Ausführung ihres Entſchluſſes, ſich, was das Glück ihr fehlen ließ, durch die

Talente ihres Geiſtes zu vergüten. Mit einem wirklich rührenden Fleiß lebte ſie von jetzt an in einer einſamen, kleinen, aber gefälligen Wohnung, ganz ihren Studien und der Schriftſtellerei. Aber nur mäßig war und blieb der pekuniäre Lohn, den ſie ſich für alle ihre Anſtrengungen erwarb, und dieſe wurden immer mühevoller, je mehr ſie, durch die größere Menge ihrer ſchriftſtelleriſchen Erzeugniſſe, dem Mangel eines bedeutenderen Gewinnes für ein einzelnes zu begegnen ſuchen mußte. Dieſer Umſtand konnte freilich nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf den innern Werth ihrer Werke ſein, und mit Recht haben ſich daher Unternehmer und Herausgeber dieſer Sammlung nur auf eine Auswahl derſelben beſchränkt. Doch iſt ſie deshalb gewiß vor den meiſten unſrer heutigen ſo zahlreichen äſthetiſchen Viel-Schreiber und Schreiberinnen zu entſchuldigen, weil ſie, der das Glück auch in dieſer Beziehung nicht lächelte, öfters wohl für den Bedarf, nie aber aus Gewinnſucht, die der Genügſamkeit ihres Charakters fremd war, ſchrieb. Noch in dem letzten Jahre ihres Lebens ſah ſie ſich genöthigt, einem Buchhändler, für nicht mehr als vier Rthlr. Honorar für den Bogen, wovon ſie überdem die Hälfte nur in Büchern anzunehmen ſich entſchließen mußte, einen Roman zu überlaſſen. Hätte ein kunſtliebender deutſcher Fürſt oder eine unſrer Akademien der Wiſſenſchaften, dieſer meiſt nur eben ſo leeren als koſtſpieligen Paraden, die gerade durch die Beförderung ausgezeichneter, aber mit Mangel kämpfender, Talente und Unternehmungen, ſich ein weſentliches Verdienſt um die vaterländiſche Kunſt und Literatur erwerben könnten, die unbemittelte Dichterin unterſtützt, ſo würde ſie unfehlbar ihre ganze Sorgfalt der,

ihrer Geisteskraft nur immer möglichen Vollendung eines bedeutenden Werkes freudig gewidmet haben. Denn sie liebte, wie es vor allem Andern erforderlich ist, um auf den Namen eines Dichters Anspruch machen zu können, die Poesie um ihrer selbst, und nicht, wie so viele unsrer dermaligen Poeten, um der äußern Vortheile willen, die sich davon, in einer so völlig merkantilisch gestalteten Verfassung der Literatur, als die gegenwärtige leider ist, bei auch nur einigem Glück allerdings so leicht gewinnen lassen. Dieser leidige literarische Merkantilismus unsrer Zeit hat schon so viele der achtbarsten vaterländischen Talente, ja, wie bekannt, selbst den letzten, der Nation noch übrigen Heros und Nestor ihrer klassischen Poesie zu einer dem früher wohl erworbenen Ruhm so nachtheiligen Vielschreiberei verlockt, daß der wahre Freund deutscher Kunst und Art sich gegen dieses, täglich verderblicher um sich greifende, unsre ganze Literatur am Ende noch in eine bloße allgemeine Schreiberei zu verkehren drohende Uebel fürwahr nicht streng und eifrig genug erklären kann. Um so höher und gerechter aber nur wird er das in unsern Tagen so selten gewordene Verdienst der wenigen ausgezeichneten Geister preisen, die ihren Sinn wider solche Verlockung fest und würdig verwahrend, nur den Ruhm der Kunst und des Vaterlandes wie den ihres eignen Namens, als das alleinige, durch keinen Reiz oder Stoß der Außenwelt, zu verrückende Ziel ihres Strebens ins Auge fassen. Eines der größten und darum auch rühmens- und beherzigenswerthesten Beispiele hat unläugbar Müllner, als dramatischer Dichter, hierin unsrer Zeit gegeben. Wie er seinen, mit so reichlich lohnendem Beifall aufgenom-

menem, Almanach für die Bühne, redlich aufgab, als es ihm an werthvollen Beiträgen dafür zu mangeln begann; so iſt er, der nach dem glänzenden Erfolg, mit dem er gleich ſeine erſten dramatiſchen Werke gekrönt ſah, ſich ſo gut, und beſſer wie Kotzebue, durch leichtere eigene Produkte oder Bearbeitungen ausländiſcher Schauſpiele, zum allbeliebten und wohlbezahlten Tagsſchriftſteller unſrer Bühnen hätte machen können, aus edler Scheu, dem Trefflichen, was er geleiſtet, Mittelmäßiges folgen zu laſſen, wie aus würdiger Indignation über den gegenwärtigen ſchmählichen Verfall des Deutſchen, beſonders tragiſchen Theaters, nunmehr ganz und gar (um mit ſeinen eignen Worten zu reden) „von der Theatertafel aufgeſtanden.“

Doch ſelbſt auch dieſe fabrikmäßige Richtung, welche die Literatur, und vornehmlich die ſogenannte ſchöne, in Deutſchland ſchon früher genommen hatte, ſeit dem Anfang des jetzigen Jahrhunderts aber entſchiedener als je verfolgt, brachte dieſer unſrer vaterländiſchen Dichterin, obſchon ſie dieſelbe, durch den Drang ihrer äußern Verhältniſſe genöthigt, durch fortwährende Theilnahme an faſt allen den immer zahlreicher erſcheinenden Taſchenbüchern und Unterhaltungsblättern unſrer Zeit, vielfach zu benutzen ſuchte, niemals einen eigentlich glänzenden Gewinn. Das Glück, was in dieſer Hinſicht ſo manche andre Journal- und Almanachs-Poeten mit den Erzeugniſſen ihrer Federn machen, war ihr nicht beſchieden. Vergeblich ſelbſt wendete ſie ſich mehrmals an berühmte Schriftſteller, mit denen ſie perſönlich oder in literariſcher Beziehung bekannt geworden war, um durch ihre Vermittelung eine bedeutende buchhändleriſche Verbindung

anknüpfen zu können. So z. B. an Schiller, wie der dritte der von ihm hier mitgetheilten Briefe zeigt, wegen Cotta; und so, in Hinsicht auf Göschen, an den damals bei ihm lebenden Dichter Seume. Von letzterm hat sich darüber folgendes Schreiben noch in ihrem Nachlaß aufbewahrt gefunden.

„Mademoiselle!“

„Ich wäre wohl sehr nachläßig und unbescheiden, Ihre Papiere so lange ohne Nachricht bei mir zu behalten, wenn ich nicht eine ziemlich rechtliche Entschuldigung hätte. Durch einen kleinen Zufall von wichtigen Folgen mußte ich halb blind den Kopf über einen Monat in der Binde tragen, nachdem mir der Chirurg einen Zoll vom Bindeknochen am linken Auge herausgenommen hatte. Ueber zwei Monate war wenig an Geschäfte zu denken.“

„Zweimal habe ich in der Unterredung bei Göschen angeschlagen und geforscht, ob er nicht vielleicht eine Unternehmung dieser Art noch mit machen würde; aber er ließ sich immer über seine weitläufigen, schon sehr kostspieligen Entreprisen ein, die ihm nicht erlauben würden, innerhalb mehrerer Jahre an etwas anders zu denken; so daß ich Ihrentwegen und seinetwegen ihm das Manuscript gar nicht gegeben habe, weil ich vermuthen konnte, daß es Ihnen unter diesen Verhältnissen nicht angenehm sein würde. Ich rechne also aus dieser Rücksicht und wegen meiner ziemlich gefährlichen Krise auf Ihre Verzeihung.“

„Ich ſelbſt habe alles mit Vergnügen geleſen, und finde freilich die Verſe beſſer, als die Proſe, vielleicht weil ich für Verſe doch wohl unvermerkt eine kleine Vorliebe habe, oder weil ich das Ganze der proſaiſchen Erzählung noch nicht überſehe. Doch Sie haben mich nicht um mein Urtheil gefragt. Wenn ich in Ihre Gegend komme, werde ich mir gewiß das Vergnügen geben, Sie ein Viertelſtündchen zu ſehen. Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Vater und nehmen die Verſicherung meiner wahren Hochachtung."

„Leipzig, im Auguſt." „Seume."

So gehörte alſo auch Louiſens Dichtertalent zu der großen Zahl derer in Deutſchland, die aus Schuld ungünſtiger äußerer Verhältniſſe nicht zu ihrer vollen Entwickelung und Ausbildung gelangen konnten. Denn obſchon der geiſtreiche Friedrich Buchholz in ſeinem, mit großem Unrecht von der Kritik nur wenig beachtet gebliebenen, originellen Werke über das „Gravitationsgeſetz der moraliſchen Welt," die Behauptung aufgeſtellt hat, daß der Hunger der wirkſamſte pädagogiſche Hebel zur Bildung großer Dichter ſei, und allerdings auch die Wirklichkeit auf die idealiſirende Phantaſie nur um ſo aufregender einwirken kann, je ſchneidender der Gegenſatz iſt, in dem ſie zu ihr ſteht; ſo läßt es ſich doch offenbar nur vom eigentlichen Genie durch die Erfahrung darthun, daß es, ſelbſt unter den feindſeligſten Verhältniſſen des Lebens, ja, nicht ſelten, gerade durch den Kampf mit den Widerwärtigkeiten der Außenwelt, ſich ſeine Bahn zu brechen vermag. Aber zu einem ſolchen Siege der

ſogenannten Willensfreiheit, in welchem allein ſchon ſich das Weſen des Genies eben kund gibt (das freilich ſo gut, wie jene Freiheit, am Ende doch auch nur wieder ein Produkt der Nothwendigkeit iſt), erhebt ſich ſchwerlich jemals das bloße Talent. Für dieſes bleibt der Genuß, wie die Ausübung der Kunſt, immer nur ein Luxus des Geiſtes, und auch zu dieſem Luxus gehören, wie zu jedem andern, äußere Mittel. Wie ſehr aber auch die genialſten Geiſter durch Mißgeſchick doch oft niedergedrückt, und von einer glücklichen äußern Lage dagegen in ihrer Kraft gar mächtig gehoben werden können, das zeigt uns unwiderſprechlich die Geſchichte unſrer eignen vaterländiſchen Poeſie an zahlreichen Beiſpielen, namentlich in Hinſicht auf den letztern Fall an Göthe, rückſichtlich des erſtern aber an dem unglücklichen Bürger, der nur mit zu tiefer ſchmerzlicher Wahrheit über ſich ſelbſt, — die bekannte rührende Klage geſungen hat:

„Meiner Palmen Keime ſtarben,
Eines mildern Lenzes werth!“

Dieſe wenigen Worte aber enthalten das traurige Ergebniß der Leidensgeſchichte gar vieler Dichter, beſonders unſeres Volkes; und auch auf Louiſe Brachmann ſind ſie, hinſichtlich des Gedankens wenigſtens: wie viel Höheres ihr Talent, wenn es von ihrem Schickſal mehr begünſtigt worden wäre, erſtrebt haben würde, vollkommen anwendbar. Indeß, wie hart ſie es oft genug empfand, daß ſie eine ihr ſo heilige Kunſt zum Mittel ihres Unterhalts benutzen mußte; ſo gewährte ihrem Gemüth die Beſchäftigung mit ihr doch auch die ganze Wohlthat jener magiſchen Himmelsgewalt der

Poesie, welche Göthe und Schiller so unübertrefflich, jener in der Zueignung seiner Dichtungen, dieser in seiner Macht des Gesanges dargestellt haben:

„Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.“ —

„Es schwinden jeden Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten.“

In diesem Zauber empfand auch sie denn die wirksamste Erheiterung ihrer oft so bang getrübten Seele, und den holdesten Ersatz für Alles, was ihr das Geschick an Gütern der Welt und selbst des Herzens (denn auch das Glück der Liebe ward ihr, nur schmerzlichst verkümmert, und das der Ehe gar nicht zu Theil) so streng versagt hatte. Aber auch in dem ausgezeichneten Beifall, den die bessern ihrer poetischen Arbeiten in immer reicherer Maaße bei der Kritik und dem Publikum fanden, erfreute sie sich dankbar der wohlthätigen Gaben, die Gott dem sterblichen Menschen durch die unvergängliche Kunst verliehen hat. Von „den Besten ihrer Zeit“ sah sie das Streben ihres Geistes so freundlich als ehrenvoll anerkannt; mit liebender Theilnahme wurden ihre Dichtungen in ganz Deutschland gelesen; den Herzen vieler seiner trefflichsten Männer und Jünglinge, wie Frauen und Jungfrauen, gewährten sie Freude, Trost und Erhebung, und immer mehr vereinigten sich die geachtetesten Stimmen der Nation, ihrem Namen eine der ersten Stellen in dem zahlreichen Kreise der vaterländischen Dichterinnen anzuweisen.

So gelangte sie denn auch zu vielfachen, ihr so angenehmen als interessanten, literarischen Verbindungen mit mehrern

der geschätzten Deutschen Schriftsteller und Schriftstellerinnen ihrer Zeit, besonders aber den Herausgebern unsrer zahlreichen Zeitschriften und Taschenbücher, die sich von Jahr zu Jahr häufiger um ihre Beiträge bewarben. Auch die ausgebreitete Correspondenz, zu der sie durch diese Verhältnisse kam, gewährte ihr in ihrer poetischen Einsamkeit reichen Genuß, wobei jedoch auch ihre Zeit und ihr Fleiß noch beträchtlich mehr in Anspruch genommen ward.

Von den mehrsten dieser schönen Geister empfing sie, freilich nur in sehr allgemeinen und darum leeren Lobsprüchen, Huldigungen. Doch widmeten ihr einige der talentvollsten und geistreichsten auch ein ernstliches kritisches Interesse an ihren Poesien, sowohl im Wege vertraulicher, schriftlicher Mittheilung, als in öffentlich gedruckten Recensionen. Ja, ein Beurtheiler ihrer Novellen (eines ihrer „für den Bedarf" geschriebenen Produkte) in der Allgemeinen Literatur-Zeitung (1819. Nro. 224.) erklärte ihr unumwunden gleich im Eingange seiner Kritik, „daß er sich nie habe entschließen können, gegen weibliche Schriftsteller in seinem Urtheile weniger streng und gerecht zu verfahren, als gegen Männer; daß die Kritik nichts von Galanterie wisse, das Schlechte schlecht bleibe, es sei von Lilienhänden oder von einer derben Mannesfaust geschrieben, und daß es ihn daher eben so gewundert als verdrossen habe, den Namen einer sonst so geschätzten Dichterin auf dem Titel dieses Büchleins gefunden zu haben."

Mit schonenderem, aber nicht minder aufrichtigem Urtheil und Rath nahmen sich besonders der treffliche Becker, Kind, St. Schütze und Apel ihrer poetischen Bildung

an. Von dem letztern, auch zu früh für Deutsche Kunst und Wissenschaft verstorbenen, Geist-, Phantasie- und Kenntnißreichen Manne erhielt sie, selbst als er sich nicht in seinem Wohnort zu Leipzig, sondern (in dem für Preußen und Sachsen so verhängnißvollen Winter 1806) zu Dresden befand, folgenden, von dem liebevollsten Antheil an ihren dichterischen Bestrebungen, auf eine so lehrreiche, als ermunternde Weise zeugenden Brief.

„Dresden, 15. Jan. 1806."

„Sind Sie böse, liebste Lodoiska, daß ich nicht gleich Ihren, mir so sehr lieben Brief beantwortet habe? Sie können es nicht seyn, oder Sie entschuldigen mich wenigstens gewiß sogleich, wenn Sie hören, daß ich nur erst ihren Auftrag an Becker vollziehen wollte, ehe ich mir selbst das Vergnügen gönnte, an Sie zu schreiben. Eben bin ich bei ihm gewesen und habe ihm Ihre beiden Novellen gebracht, die ich, Ihrer Erlaubniß gemäß erst durchgelesen hatte, jedoch sagte ich davon Beckern nichts. Ihr Velasquez hat meinem Gefühl nach durch die Abkürzungen gewonnen, doch ist es allezeit eine mißliche Sache um diese Operation, und ich habe dagegen manches vermißt, oder zu vermissen geglaubt, was mir beim Lesen der ersten Bearbeitung lieb geworden war; doch kann mich mein Gedächtniß hierin auch trügen. Macdonald und Valori hat mir viel Freude gemacht. Die Erfindung ist einfach und recht interessant ausgeführt. Soll ich Ihnen als pedantischer Kritiker sagen, was ich weniger in der Ausführung

billige, ſo wäre es ungefähr Folgendes. Die Unterbrechung der Erzählung Johanna's vom eigentlichen Familienverhältniß ihrer Pflegtochter tritt etwas zu raſch und zu ſehr mit dem letzten Augenblick ein, als daß man in ihr nicht die Abſichtlichkeit der Verfaſſerin bemerken ſollte. Dieſes iſt nicht allein der reinen Geſtaltung zuwider, ſondern der Leſer bemerkt, daß es hier etwas zu verſchweigen gab, und erräth eine zu löſende Familienverbindung; ſo geht die Abſicht verloren durch das Mittel ſie zu erreichen. Ferner ſcheint mir der Uebergang von dem Klaggeſang nach Oſſian zu Angelika's eigner Poeſie — nicht in der That, ſondern nur in der Wendung etwas gezwungen, und es hat ebenfalls das Anſehen, als gehe das zweite Gedicht nicht aus innerer Nothwendigkeit, ſondern aus äußerer Abſichtlichkeit hervor. Uebrigens ſind beide Gedichte nach meinem Gefühl ſehr vorzüglich, auch das Metrum charakteriſirt und individuirt beide vortrefflich. Eine rhythmiſche Unrichtigkeit iſt, daß Sie Compoſita mit: voll, in den Beugungen (z. B. muthvollen) daktyliſch brauchen (mūthvŏllĕn). Ich weiß, daß Viele es thun, aber richtig iſt es nicht, wiewohl es durch Geſang gemildert werden kann. Noch möchte ich erinnern, daß Ihre Erzählung manchmal in Zufälligkeiten zu ſpeciell wird. Allerdings gewinnt eine Erzählung durch Einmiſchung von Localität und dergl. oft einen recht intereſſanten Schein von Wahrheit, aber meinem Gefühl nach müſſen dann die Localitäten auch in ihren Eigenthümlichkeiten mit dem Charakter der Erzählung ein Ganzes bilden. Recht gut iſt dieſes bei ihrer Erwähnung der Südſeeinſeln, der Azoren ꝛc.; aber wenn z. B. das ganz beziehungsloſe Spithead erwähnt wird, ſo ſcheint dieſes ebenfalls den

Nebenbegriff einer Abſichtlichkeit zu geben. Ich habe mich vielleicht hierüber etwas confus ausgedrückt, und möchte wie Panſa ſagen: Gott verſteht mich! vielleicht verſtehn Sie mich aber auch. Sie ſehn, liebſte Lodoiska, daß ich ſo ehrlich bin, Ihnen meine Meinung ſo offen zu ſagen, als ich es Ihnen verſprochen habe. Dagegen mache ich aber auch Anſpruch, daß ſie mich für eben ſo wahr halten, wenn ich Ihnen ſage, was mir in Ihren Poeſien vorzüglich gefällt. Sie haben einen ſchönen Reichthum an anziehenden Bildern, und es gelingt Ihnen oft vortrefflich, die Situationen durch Bezeichnung des örtlichen und zeitlichen Verhältniſſes in ein höchſt romantiſches Licht zu ſtellen. In beiden Novellen hat mich dieſe Bemerkung faſt durchgängig begleitet. Wenn Sie ſich bemühen, auch hierin den Schein der Abſichtlichkeit durchgängig zu entfernen, ſo müſſen Ihnen ſelbſt Ihre Poeſien als vorzügliche Werke erſcheinen, und Sie werden nicht nöthig haben, bei der zweiten Reviſion zu ſtreichen, was Ihnen jetzt zuweilen nothwendig ſcheint."

„Mit Becker habe ich manches über Sie geſprochen. Was ich ſagte, können Sie errathen. Er rühmte neben Ihrem poetiſchen Talent auch die Bereitwilligkeit, mit welcher Sie ſeine Anmerkungen aufgenommen und benutzt hätten. Ich gab ihm Recht — aus Urſachen, die Sie ebenfalls errathen können, brachte ihn am Ende aber zum Geſtändniß, daß Sie am vorzüglichſten ſind und immer ſein werden, wo Sie dem eignen Genius folgen. Und dieſes bitte ich Sie auch zu thun, liebſte Lodoiska. Hören Sie nicht zu viel auf fremdes Urtheil, wenig Menſchen haben Geiſtesfreiheit genug zum

interessanten Urtheil, von den meisten hören Sie vages Raisonnement oder conventionelles Geschwätz."

„Ihr Wohlgefallen an meinen Ahnenbildern hat mich zu einem Gegenstück dazu verleitet, das ich in diesen Tagen hier geschrieben habe. Ob es besser oder schlechter gerathen sei, als das Vorbild, kann ich nicht entscheiden. In der Regel gerathen die Nachbilder allemal schlecht."

„Ich hätte Sie so gern noch einmal vor meiner Abreise gesehen, aber es war jenen Abend ganz unmöglich; immer noch hoffe ich, Sie werden den Frühling nach Leipzig kommen, und dann lassen Sie uns recht fleißig zusammen sein. Dieser Winter war dazu nicht gemacht. Indessen aber lassen Sie uns schriftlich thun, was die Entfernung besser zu thun verbietet."

„Die arme S. hat nach meiner Abreise noch manche traurige Stunde gehabt. Sie erinnert sich Ihrer mit inniger Freundschaft, und ich bin herzlich froh, daß es jetzt so geworden ist. Hütete sich doch nur Jeder vor Mißverständnissen, und behandelte die wirklichen Menschen so mit Schonung, Zartheit und Liebe, wie die Gebilde seiner Phantasie!"

„Leben Sie wohl, liebste Lodoiska, und erhalten Sie mir Ihre Freundschaft. Ewig der Ihrige"

„Apel."

Aber auch von dem scharfsinnigsten Kunstrichter wie dem gediegensten dramatischen Dichter und Dramaturgen unsrer Zeit, ihrem berühmten Landsmann und Mitbürger Müllner,

in dem, zum Heil für den dermaligen chaotiſchen Zuſtand unſrer Literatur und Bühne, falls er kein heilloſer iſt, Leſſings Geiſt und Energie wieder aufgelebt ſind, ward ſie mit dem wohlwollenſten Beiſtand unterſtützt, ſo oft ſie ihn bei ihren dichteriſchen Arbeiten zu Rathe zog. Leider that ſie dies nur nicht oft genug. Denn auch von ihr ward er, wie von ſo Vielen, wegen der Schärfe ſeines Urtheils, die ihre Dichter-Eitelkeit kränkte, verkannt. Da ſie, an einem Orte mit ihm lebend, ſeines lehrreichen Umganges ſich, bei ſeiner Freundſchaft für ſie, faſt täglich erfreuen konnte, ſo hätte er ihr, für ihr ſpäteres Alter und die höhere Ausbildung ihres Talents, vollkommen werden können, was ihr Novalis für die erſte Entwickelung deſſelben in den Jahren ihrer früheſten Jugend geweſen war. Ein öffentliches Zeugniß davon iſt ſein Nachwort zu ihrem Rittergedicht, das Gottesurtheil, und die Nachricht, die er von ihrem Tode, in dem von ihm redigirten ſchätzbaren Literaturblatte, mitgetheilt hat. Folgendes Sonett an ſie, mit dem er ihr, im Sommer 1817, von Lauchſtädt, wo er ſich damals befand, ſeine bekannte ſchöne und kraftvolle Ode auf Luther zuſchickte, erſcheint dagegen hier zum erſtenmal im Druck.

„Das Werk hab' ich in Deine Hand gegeben,
Des Meiſters Namen nenne nicht!
Es ſind nur Verſe, kein Gedicht.
Sie werden nicht, wie Deine Lieder leben,

Die dem geweihten Buſen leicht entſchweben,
Und Deinen Namen vor dem Angeſicht
Der Mitwelt, zu dem ew'gen Licht
Des Tempels der Unſterblichkeit erheben.

Am Jahrestag der Riesenschlacht gesungen,
Sind mit des Festes Tönen sie verklungen,
Vergebens weckst du ihren Wiederhall.

Sie könnten Pindars hohen Namen tragen,
Doch: würden sie uns an die Ohren schlagen,
Nicht mehr zum Herzen bringt der leere Schall:"

So galant aber hier Müllner der Dichter gegen sie erscheint, so streng war er mit Recht, wenn sie den Kritiker in ihm aufforderte, wie nachstehendes, gleichfalls in ihrem Nachlaß vorgefundenes, und hier mit Erlaubniß des Verfassers mitgetheiltes Billet von ihm an sie zeigt.

„Ich danke Ihnen für den Genuß, den „Eigensinn und Liebe" mir gewährt hat. — Soll ich mein Urtheil sagen? — Ein zarter allerliebster Stoff; aber kaum zum Mährchen geeignet. Im Mährchen soll die Begebenheit interessiren, die äußere Handlung vorherrschen, die Kinderphantasie des Menschen ergötzt werden, die gern mit dem Niegesehenen, Wunderbaren spielt. Hier ist die innere Handlung die Hauptsache; das Interesse, welches der Stoff einflößt, ist psychologisch; nicht den Audienzsaal, nicht die Gewänder der Carischen Gesandten, nicht das Gefolge der Prinzen will man sehen, sondern die Herzen der vier Liebenden wünscht man zu schauen, und beklagt, daß diese sich nicht mehr entfalten, daß die Charaktere nicht Gemälde, sondern nur Skizzen sind, nur Umrisse auf geometrischer Ebene, nicht Gestalten im körperlichen Raume; besonders die Prinzen, die man so spät und so wenig kennen

lernt. — Der Vers leidet wohl hie und da am Uebel der Flickwörter; aber eine so geübte Hand, wie die Ihrige, wird ihn davon leicht heilen. Einige Beispiele:

„Sind mir die Wälder hier ganz in den Tod verhaßt."

„Dieß kömmt doch sonderbar mir vor, dieß sein Betragen,"

u. a. m.

Gegen Verse, wie dieser:

„Ich ehre, was Ihr sagt, treffliche Königin."

wäre auch etwas einzuwenden. — Da, das ist die verlangte Recension! Mich an den gelungenen Stellen nochmals zu ergötzen, behalte ich einer mündlichen Unterredung vor."

„D. M."

Ein wahrhaft väterlich für ihr Wohl gesinnter Freund ward ihr in dieser Zeit auch an einem der würdigsten Geistlichen, dem Herrn Superintendent Schmidt, welcher damals nach Weißenfels berufen worden war, zu Theil. Wie ein Mitglied seiner eignen Familie wurde sie jedesmal im Kreise derselben bewillkommt, und seinen Kindern war in deren früheren Jugend sie, wegen ihrer ausgezeichneten Erzählungsgabe, zum täglichen Bedürfniß geworden. Kaum in das Zimmer getreten, hingen sie sich freudig an sie, mit der Bitte, ihnen etwas zu erzählen, die sie dann auch immer auf das Liebreichste gewährte. Gewöhnlich waren es Feenmährchen, Rittergeschichten und andere romantische Erzählungen, die sie im Augenblick eben so glücklich für die Einbildungskraft des kindlichen Alters zu wählen oder ihr anzupassen, als aus dem

Stegreif mit ſo viel Leichtigkeit und Anmuth vorzutragen wußte, daß ſelbſt die Aufmerkſamkeit der Eltern davon gefeſſelt wurde. Mit gleicher Herzlichkeit war ihr das Haus des unlängſt verſtorbenen Hrn. Predigers von Wille befreundet, und ſeine ehrwürdige Gattin ward von ihr wie eine zweite Mutter geliebt.

In dieſen, ihr Leid und Freude abwechſelnd bringenden, Verhältniſſen lebte ſie ihr ſtilles, der Dichtkunſt und Freundſchaft geweihtes Daſein, als die furchtbaren politiſchen Folgen der Schlacht bei Jena, am 14ten Octbr. 1806, auch für ſie eine der erſchütterndſten Wirkungen, nicht, wie für ſo unzählige Menſchen damals, in Betreff des äußern Lebens, wohl aber hinſichtlich der innern Welt ihres Herzens, „des kleinen Landes, das man mit einer Hand bedecken mag," wie von Houwald in ſeinem Bild ſo lieblich ſagt, herbeiführte. Ein großer Theil der Napoleoniſchen Armee zog jetzt durch Weißenfels, wo zur Aufnahme und Verpflegung der Verwundeten ein Lazareth errichtet wurde. Der impoſante Anblick der mehrere Tage lang vorüberziehenden, Siegestrunkenen Krieger entflammte ihre, für ritterlichen Heroismus ſchon in ihrer früheſten Jugend ſo mächtig erregte Phantaſie um ſo gewaltiger, als ſie dieſe ſchwärmeriſchen Lieblingsideen in der Thatengröße des außerordentlichſten Mannes ihrer Zeit und ſeines Heeres jetzt vor ihren eignen Augen verwirklicht zu ſehen glaubte. In dem chevalereſken Geiſt aber, der damals die, von ihrem, ſie von Sieg zu Sieg führenden Heros begeiſterten franzöſiſchen Truppen belebte; wie in dem, dieſer Nation ſo eigenthümlichen Charakter der Galanterie und geſelliger Liebenswürdigkeit überhaupt, und der zum Theil wirk-

lich ausgezeichneten männlichen Schönheit dieſer Helden, fand ſie das Ideal erreicht, das ihre poetiſche Einbildungskraft ſich von dem romantiſchen Heldenthum der Ritterzeit, vor Allem der Spanier, entworfen, und ihr Gemüth in den feurigſten Bildern mit einem ſo unauslöſchlich tiefen Eindruck durchdrungen hatte. Mit einer beſondern Vorliebe ſprach ſie daher auch dieſe Empfindungen in mehrern ihrer Erzählungen und lyriſchen Gedichte, wie ſchon die in dieſem erſten Bande von Seite 77 bis 99 aufgenommenen zeigen, aus. Ja, als Napoleon nach dem Frieden von Tilſit auf ſeiner Rückkehr nach Frankreich durch Weißenfels kam, ließ ſie ihm ſelbſt eine von ihr in franzöſiſcher Sprache gedichtete Ode an ihn überreichen. Die durch dieſen Enthuſiasmus um ſo erhöhtere Theilnahme des Mitleids, von dem ſich ihr zartes Herz für die, in ihrem Wohnort zurückbleibenden, unglücklichen Kranken ergriffen fühlte, und ihre Kenntniß der franzöſiſchen Sprache, brachten ſie bald in nähere Bekanntſchaft mit den bei jenem Militärhoſpital angeſtellten ſogenannten Offiziers de santé, und ſo ward ſie die Beute einer höchſt unglücklichen Leidenſchaft, die ſie damals zu einem jungen, in Frankreich verheiratheten, Wundarzt der franzöſiſchen Armee faßte. Umſonſt waren alle die flehentlichſten Bitten und die vernünftigſten Vorſtellungen, mit denen ihr Bruder, ihre Freunde und Bekannte, durch ſchriftliche wie mündliche Zurede, in ſie drangen, ſich dieſer unſeligen Schwärmerei zu entreißen. Wie tief die Wunde war, die der, Wunden zu heilen berufene, junge Mann ihrem Herzen geſchlagen hatte, zeigt ihre Erzählung: Die Unmöglichkeit, im Jahrgang 1821 des Kind'ſchen Taſchenbuchs zum geſelligen Vergnügen, worin

ſie noch vierzehn Jahre nach dieſer unglücklichen Liebe die, freilich ſehr poetiſch behandelte, Geſchichte derſelben, mit der lebendigſten Phantaſie dargeſtellt hat.

Zu ihrer Aufheiterung reiſete ſie im Jahre 1808 zu ihrem Bruder, den ſie lange nicht wieder geſehen, nach Dresden, wo ſie aber den neuen Schmerz hatte, gerade zum Tode ſeines geliebten jüngſten Sohnes anzukommen. Bald darauf zog die franzöſiſche Armee in Eilmärſchen aus Pohlen, zu dem Krieg in Spanien, durch Dresden zurück, und da der Bruder mit Recht von ihrer damals wieder ſo tragiſch-exaltirten Einbildungskraft fürchtete, daß dieſe Anblicke den Leiden ihres Herzens nur neue Nahrung geben würden, ſo brachte er ſie, nachdem ſie etwa ſechs Wochen bei ihm geweſen war, zu ihrem Onkel, dem Juſtizamtmann Vollhard in Dobrilugk, von wo ſie, nach einem dreimonatlichen Aufenthalt daſelbſt, wieder nach Weißenfels zurückkehrte. Als ihr Bruder ſie hier im Jahr 1810 beſuchte, fand er ſie wieder ruhig, ja heiter, und ſie ſuchte ſelbſt ſeine mit ihm gekommene Gattin, die damals an einer heftigen Nervenkrankheit litt und von tiefer Schwermuth niedergedrückt war, durch ihre eignen ſchmerzlichen Erfahrungen zu tröſten. Weſentlich trug zu dem Gleichgewicht, das ihr Gemüth ſo erfreulich wiedergefunden hatte, der geiſtreiche und belebende Umgang mit Müllner bei, eines im Leben nicht minder, als in der Kunſt und Kritik durch richtiges Taktgefühl ſich auszeichnenden Mannes, mit dem ſie gerade zu jener Zeit in nähere freundſchaftliche Verbindung kam.

Aber die erſten Jahre des großen, unſer Vaterland ſo glorreich beglückenden und zu ſeiner alten Freiheit und Herrlichkeit wieder zurückführenden Befreiungskampfes Deutſch-

lands, 1812 und 1813, verhängten über die arme Louise wieder neue, unaussprechliche Leiden der Seele und des Körpers. Die Lage ihres Wohnortes an einer der damaligen Hauptmilitärstraßen, führte ihr jetzt abermals mehrere Bekanntschaften mit jugendlichen, wie sie, von romantischem Heldensinn begeisterten Männern zu, die aber alle nur die Zahl ihrer so grausam getäuschten Hoffnungen vermehrten, und sie daher immer unglücklicher mit der Welt und sich selbst zerfallen machten. Nach der berühmten Völkerschlacht bei Leipzig am 16ten, 18ten und 19ten Oktober 1813 ward auch das kleine Weißenfels ein reicher Schauplatz menschlichen Elends. Das Gefühl des innigsten Mitleidens zog sie in das dort wieder angelegte Lazareth hin, wo ein furchtbares Nervenfieber wüthete, von dem sie selbst auf das heftigste ergriffen wurde. Mehrere Wochen lang lag sie in der augenscheinlichsten Todesgefahr, und die Natur der Krankheit, verbunden mit einem verzweiflungsvollen Gram, den sie über den Verlust eines in der Schlacht gebliebenen französischen Offiziers empfand, eines gebornen Spaniers, mit dessen Mutter sie sich auch nachher in Briefwechsel setzte, steigerte ihre Leiden damals bis zum Wahnsinn. Zwar genaß sie auch diesmal auf eine fast wunderbare Weise. Aber kaum dem Leben wiedergegeben, wünschte sie sich jetzt den Tod, da sie an jenes alle Forderungen nunmehr verloren zu haben und die ganze Welt ihrer Wünsche und Ideale untergegangen glaubte. Sie beschloß dem Beispiel Ottiliens in Göthe's Wahlverwandtschaften zu folgen, und nur der energischen Entschlossenheit ihres weisen Freundes, des Herrn Superintendenten Schmidt, der sie oft mit harten gebieterischen Worten nö-

thigen mußte, Nahrung zu ſich zu nehmen, gelang es damals, ſie zum Leben zu — zwingen.

Sie flüchtete ſich nun wieder ganz zu ihrer geliebten Muſe, die ihr ſchon ſo oft als die wohlthätigſte Tröſterin in kummervollen Tagen und Nächten erſchienen war, und in dem ſüßen Genuß der Poeſie kehrte ihr jenes mildere Gefühl der Entſagung zurück, das ſie früher, da ſie ſich noch des Zuſammenlebens mit ihren theuren Eltern erfreute, ſo rührend als lieblich in einer Elegie beſungen hatte, welche hier deshalb die paſſendſte Stelle ihrer Mittheilung finden wird.

„Elegie."

„Wie ſo ſtill doch entflieht dir der Lenz des beglückenden Lebens,
Du, die zu rühmlicher Bahn früh ſchon die Götter geweiht!
Wenn wir bei glänzendem Feſt die Freuden, die ſchnellen, umarmen,
Oft verweileſt du dann ſitzend am Rahmen daheim;
Bei des Hauſes Geſchäften entfliehn dir die köſtlichſten Stunden,
Während uns Jugend und Lenz kränzen mit Blüthen der Luſt." —
Alſo rufen mir oft die Geſpielen mit freundlichem Antheil.
Aber mit heiterm Gemüth geb' ich die Rede zurück:
Klaget ihr Holden mich nicht! Zwar fliehn mir die ernſteren Horen
Ohne das muntre Geleit glänzender Freuden dahin;
Aber ſie laſſen darum nicht minder im leiſen Verſchwinden
Manchen duftigen Kranz edlen Gefühls mir zurück.
Seht ihr den himmliſchen Blick der ſanften zärtlichen Mutter?
Lohnt er der kindlichen Müh' kleine Beſchwerden nicht reich?

Drückt an die edle Bruſt mein Vater die liebende Tochter
Nicht? ſein ſprechendes Aug' ruht es nicht freundlich auf mir?
Nein, ich beneide ſie nicht, die irdiſchen Roſen! es kommen
Stunden, da pflücket ein Gott Roſen des Himmels für mich."

„Schon als Kind ja liebte ſie mich, die freundliche Muſe,
Stillte der Kleinen ja ſchon lindernd den kindiſchen Schmerz.
Spielend ſaß ich am Ufer, am grünen, des heimiſchen Stromes,
Vor mir ein buntes Gemiſch würziger Blumen im Schooß.
Ich ergötzte mich lang, ich ordnete tändelnd die ſchönſten
Farben zuſammen, zum Kranz wand ich die reizendſten mir.
Plötzlich erhob ſich ein Lüftchen; die Blumen, mein liebliches Spielwerk,
Stürzten, vom Wirbel gefaßt, ſchnell in die Fluthen hinab;

Da ergriff mich ein zagender Schmerz, da rang ich die kleinen
Händ' und jammerte laut meinen Verlorenen nach.
Siehe, da ſtand vor mir ein himmliſches Weſen; ein weißes
Blendendes Kleid umfloß wallend die hohe Geſtalt,
Und ein glänzender Buſch von Blumen — ſo hatt' ich noch niemals
Blumen geſehen, ſo ſchön blühn ſie auf Erden auch nie —
Glänzt' ihr am Buſen. Voll himmliſchen Mitleids nahm ſie in ihren
Arm mich, und drückte mich ſanft an die ambroſiſche Bruſt.
„Weine nicht länger, du Kleine!" ſo tönte die tröſtende Stimme,
„Daß dir ein Lüftchen, daß dir raubte die Welle dein Spiel;
Alles Irdiſche, Kind, iſt alſo vergänglich; noch manche
Blühende Freude wird dir alſo ein Lüftchen verwehn.
Aber ſei ruhig, ich liebe dich ja! ich will dich auf Erden
Nimmer verlaſſen, wenn auch jegliche Freude dich flieht.
Ich verſtehe dein ſehnendes Herz; ich halte mit warmem
Liebendem Arm dich umfaßt; biſt du verlaſſen bei mir? —

Laß du die Blüthen der Luft, ja laß die verwelklichen schwinden,
Immer doch bleibt dir ein Schatz, den du im Innern bewahrst.
Auch bestimmten die Götter dich nicht die lachende Jugend
Durch zu spielen, und nur Blüthen in Kränze zu reih'n;
Nein, zu wirken im stillen Geschäft mit häuslichem Fleiße,
Von der umgebenden Welt rauschenden Freuden entfernt.
Folge denn liebend und still dem waltenden Schicksal, und traure
Um die Vergänglichen nicht. Fliehe du, fliehe zu mir!
Siehe hier schönere Blumen, in Thälern des Himmels entsprossen,
Ewig mit magischem Duft blühn sie von neuem dir auf;
Nimm sie! ich schenke sie dir, ein Zeichen des weihenden Bundes!
Nimm sie und spiele, und komm oft in mein seliges Land!
Also die Göttin. Ich dachte nicht mehr des vorigen Jammers,
Ganz in dem magischen Duft schwand mir die Gegenwart hin. —
Immer noch blühn mir seitdem die himmlischen Blumen, und immer
Ist auch beim stillen Geschäft freundlich die Muse mir nah.
Alles ist heilig, was wir mit frommen Herzen für heilig
Halten; mir ist auch die Glut heilig des wirthlichen Herd's!
Gnädig zwar blicken die Götter auf feierndes Opfer, doch weiß ich,
Daß sich die Himmlischen auch freu'n der vollendeten Pflicht;
Darum verlassen sie mich auch nimmer; wohin mich das Schicksal
Wendet, den schönen Olymp trag' ich im Busen mit mir."

Im Herbst des Jahres 1817 besuchte Louise wieder ihren Bruder in Dresden, wo sie während eines zweimonatlichen Aufenthalts die erfreulichsten Beweise von der Freundschaft und Hochachtung mehrerer der ausgezeichnetsten dortigen Gelehrten, Dichter und Künstler empfing; und eine gleich wohlwollende und ehrenvolle Aufnahme ward ihr in dem glänzenden Berlin, wohin sie 1819 auf einige Wochen reisete, zu Theil. Außer diesen beiden größern Reisen machte sie aber

auch noch häufig kleinere zu ihrer Aufheiterung in die ihrem Wohnort benachbarten Gegenden, nach Leipzig, Halle, Naumburg, Delitsch, Großneuhausen, Burghäßler u. a. O. m., wo sie überall ihren dort lebenden zahlreichen Freunden und Bekannten, durch ihre sanfte Herzlichkeit und geistreiche Unterhaltung, ein stets willkommener Gast war. In Naumburg besaß sie eine vieljährige vertraute Freundin an der vor ein paar Jahren verstorbenen berühmten Dichterin Benedikte Naubert, geb. Hebenstreit, der Gattin eines dortigen wackern Kaufmanns, über die ich in der Zeitung für die elegante Welt (Jahrg. 1817, No. 36.) ausführlichere, ihr Leben und ihre Werke betreffende Nachrichten, durch die sie dem Publikum zum erstenmal ihrem Namen nach bekannt wurde, mitgetheilt habe. Diese wahrhaft geniale Frau, die auch hinsichtlich ihres Herzens und Charakters zu den Edelsten ihres Geschlechts gehörte, die Verfasserin des Walther von Montbarry, der neuen Volksmährchen (in denen es ihr, wie keinem andern Dichter gelang, ihrem unübertrefflichen Vorbild Musäus nachzueifern), der Thekla von Thurn (woraus Schiller ganze Scenen für seinen Wallenstein benutzte), des Hatto von Mainz, Siegfried von Feuchtwangen, Konradin von Schwaben, der Elisabeth von Toggenburg, Philippe von Gelbern, Rosalva, Velleda, Eudoxia und so vieler andern (aus der seltensten Bescheidenheit aber immer anonym geschriebenen) historischen Romane, durch die sie der weibliche Walter Scott unsrer poetischen Literatur geworden ist; liebte die viel jüngere, aber ihr an Geist und Geistes-Streben so verwandte Louise mit der ganzen Innigkeit einer

zärtlichen Mutter. Bei ihr brachte ſie viele der für Herz und Seele genußreichſten Tage ihres Lebens zu. Auch war ſie durch einen traulichen Briefwechſel mit ihr verbunden, den die vortreffliche Frau, ſelbſt als ſie in ihren letzten Jahren das Unglück hatte, zu erblinden, ununterbrochen fortſetzte. Ja, ſie ſchrieb ſogar, da ihrem lebendigen Geiſt die Langſamkeit des Dictirens zuwider war, auch nach dem Verluſt ihres Geſichts, noch die meiſten ihrer Briefe eigenhändig mit Bleiſtift, und mehrere dergleichen, wie auch ich und meine Gattin noch von ihrer uns unvergeßlichen Freundſchaft bewahren, haben ſich unter Louiſens Papieren gefunden. Ein ſchon im Jahre 1805 aber von ihr geſchriebener Brief iſt ein ſo vorzüglich ſprechender Ausdruck ihrer ſchönen Seele, daß ich es mir nicht verſagen kann, ihn, zugleich als ein Denkmal des freundlichen Bundes dieſer beiden edeln weiblichen Herzen, hier mitzutheilen.

„Liebſte Louiſe!"

„Iſt dieſe vertrauliche Anrede etwa auch ein Fehler wider die Etikette? — O das fatale engherzige Ding! wer mag es doch erdacht haben! Wir, Sie und ich, und unſers Gleichen haben nichts damit zu thun! Finden wir eine verwandte Seele, ſo nähern wir uns ihr ohne Bedenken; ſtößt uns eine zurück, ich will ſagen, finden wir in einer andern — ach vielleicht in einer, die uns Glück oder Zufall ſehr nahe verband — etwas, das nicht zu uns paßt, ſo laſſen wir ſie

in ihren Würden, aber nie, nie kann die Traulichkeit ſtatt finden, wie ſie zum Beiſpiel uns ſehr bald verband. —"

„Ob man nicht hier manchmal getäuſcht wird; einem Schatten die Hand giebt, und vor einem Weſen vorbeigeht, das unſer Glück gemacht haben würde? das iſt eine andre Frage; uns Beiden aber geht ſie in Beziehung auf einander nicht an, darum ſind wir bald Freundinnen geworden, und darum werden wir es bleiben."

„Daß Sie wirklich mit mir zufrieden ſind, freut mich ungemein; ich beſorgte immer, ich möchte Ihnen zu kalt ſein oder ſcheinen. Doch Sie wiſſen das ſelbſt. Wir Dienerinnen am Altar der Muſen — (daß es ja niemand höre, daß ich dieſes ſtolze Wir ſage) — tragen das Kleid unſrer Weihe nicht wie ein Alltagskleid, ſind in unſerm Hauſe gute Mädchen, ſtille häusliche Frauen, gefällige ergebene Ehegattinnen, geduldige Mütter, Köchinnen, Nätherinnen, Spinnerinnen beiher. Es läßt ſich recht gut mit uns umgehen, und eine höhere Stimmung beginnt nur im Allerheiligſten der Einſamkeit, oder dem Freunde, der Freundin gegenüber, die uns verſteht. Dieſe Stimmung, dieſes heilige Feuer iſt's aber eigentlich, das jenes alles belebt, und macht, daß kein Menſch weiß, wie wir jenes alles weit beſſer und in höherm Grade ſind oder zu ſein ſtreben, als es nur gefordert werden kann."

„Dank Ihnen, meine Liebe, wenn ich Ihnen im Alltagskleide gefiel; habe ich ein anderes, ſo bekommen es gewiß wenige außer Ihnen zu ſehen."

„Daß Ihnen die alte Emma gefällt, freut mich ſehr, auch der Vorzug, den Sie der Klaudie geben. Was werden

Sie ſagen, daß meine ewig unvergeßliche Mutter in ihr ſo ſehr mich ſelbſt fand, daß ſie mich oft meine liebe Klaudie nannte? Sie ſehen alſo, daß ich damals gar nicht frei von Schwärmerei war, aber ihr, der ſtrengen Richterin meines ganzen Alls, danke ichs, daß ich dies heilige Feuer einſchließen lernte. Ich glaube, es iſt dieſes eigentlich das Geheimniß der guten Göttinnen, das die Frauen der Vorzeit ſo ſehr vor den Männern verbargen. Die Männer, ſelbſt die Dichter, haſſen das bischen Schwärmerei recht hartnäckig an uns, man darf es ihnen gar nicht ſehen laſſen; aber wie willkömmen iſt ihnen das, was ſie Herzlichkeit nennen, und das im Grunde nichts iſt, als die milde Wärme, von jenem heilig gehaltenen Feuer erzeugt. — So ſind ſie nun, und doch ſind wir ihnen gut, und die Matrone, die dieſes ſchreibt, wünſcht ihrer Louiſe recht herzlich, einmal mit einem der beſten dieſer guten Weſen verbunden zu werden. Es braucht aber kein Prieſter unſrer Gottheiten zu ſein. Wir, nicht die Muſen, wollen mit treuem Dienſt (nicht verehrt) geliebt und geſchätzt ſein, und eines unſerer Ehegebote heißt: Lieber Mann, du ſollſt keine andern Götter haben neben mir! NB. wir ſetzen dann auch ſelbſt unſre Göttinnen ihnen nach."

„Die Emma können Sie den guten Grichmanns recht gern mittheilen; doch wünſchte ich, daß dieſe dann das Büchlein nicht weiter gäben. Die genannten Bücher, die Pilgererzählung und die Velleda, ſind — (glauben Sie nicht, daß ich mich ziere) — von den allerſchlechteſten der bewußten Vielſchreiberin. Sie wurden zu einer Zeit geſchrieben, da das Herz anders beſchäftigt war, ſie waren Mittel gewaltſamen

Losreißens, und tragen noch Spuren, daß ſie nicht Entzweck waren; mich dünkt auch, die Velleda wurde nicht ganz gut recenſirt.“

„Die Zeit meines Wallens und Wirkens in Leipzig dauert nur noch einen einzigen Tag; ich fürchte, wir halten nicht in Weißenfels an, ſonſt müßte ich meine liebe Louiſe ſehen, oder wenigſtens ein freundſchaftliches Andenken umflattert ihr Fenſter dann. Machen Sie übermorgen um Veſperzeit ihr Fenſterlein auf, und wenn ein weißer Schmetterling hereinfleucht — doch lieber Gott, das geht ja jetzt nicht! — oder ein Schneeflöckchen, ein Regentröpfchen hereinfällt, ſo wiſſen Sie ſchon, was das bedeutet.

O wie wird dein ſanftes Herzchen beben,
Nahet dann mit zauberiſchem Leben
Dir ein ſolches Weſen ſich,
Das der Freundin milder Hauch belebet,
Das mit ſüßem Zögern dich umſchwebet,
Und dir ſagt: Sie denkt, ſie denkt an dich!

„Wir wollen ſehen, was wir thun können. Schade iſt's freilich, daß die Feenzeiten nicht mehr ſind.“

„Ihr lieber Brief traf mich geſtern in Geſellſchaft einiger alter Herren, die ich mir, da ich mich zu Hauſe (in Naumburg) wegen der leidigen Hausſorge nicht viel mit ihnen abgeben kann, hier von der Univerſitätsbibliothek hatte bitten laſſen. Beſſer als die alten Graubärte, die in ſo unverſtändlicher Mundart reden, unterhielt mich der neumodiſche Herr Gibbon; er, Sie wiſſens, iſt ein Engländer, und war ſo gefällig, mir recht viel zu erzählen, das ich in irgend etwas

verwebt, Ihnen ſchon einmal mittheilen will. — Nun iſt die Zeit dieſer einſamen ſorgloſen Beſchäftigung vorbei, nun gehts wieder zum Altar der Hausgötter, denen ich ſo lang kein Opfer brachte; doch auch der hier geſammelte Honig iſt Opfer auf ihren Altar. Kommen Sie bald dahin, meine Louiſe. Auch mein Mann, der Sie ſchätzt und liebt, ladet Sie ein, und trägt mir auf, ihn Ihnen zu empfehlen."

„Ihre

„Leipzig, am 22ten October 1805." Benedikte Naubert."

„Ach wie ſchön, wie tief gefühlt iſt in einem der letzten Stücke unſers Journals *) der Aufſatz über die Trauer! — Geben Sie uns doch zuweilen etwas Proſaiſches! ich ſuche Ihren Namen immer zuerſt."

Mit wie inniger Liebe aber Louiſe auch dieſe edle Freundin umfaßte, das zeigt ihr, in dieſem Bande S. 117 aufgenommenes, an ſie gerichtetes Gedicht, das zugleich eine ſehr liebliche und treffende Charakteriſtik ihres poetiſchen Geiſtes enthält.

Auch in der, Naumburg ſo freundlich benachbarten Schulpforte, bei der geiſtvollen Gattin des würdigen Direktors derſelben, Herrn Conſiſtorialraths Dr. Ilgen, und auf dem, überaus romantiſch bei Kösen an der Saale, in der Gegend der maleriſchen Ruinen von Saaleck und der Rudelsburg gelegenen, einer, durch hohe intellektuelle Bildung

*) Das damals bei Göſchen erſcheinende Journal von und für deutſche Frauen.

und in eigenthümliches, unsre Dichterin besonders anziehendes ritterliches Wesen, ausgezeichneten Frau von Zeilitsch zugehörigen Gute Stenndorf, verlebte Louise viele glückliche Tage in den Armen der treuesten Freundschaft und dem Schooße der reizendsten Natur.

Im Jahre 1820 machte sie in ihrem, indeß durch die folgenreichen Entscheidungen des Wiener Congresses unter Preußens Zepter gekommenen Wohnort die Bekanntschaft eines jungen aus Berlin gebürtigen bürgerlichen preußischen Offiziers. Mit so vielen hochherzigen Deutschen Jünglingen, die sich in den ewig denkwürdigen Jahren 1813 und 1815 freiwillig dem Vaterland für die endliche Rettung seiner Selbstständigkeit opferten, hatte auch er sich dem großen entscheidungsvollen Kampfe begeistert angeschlossen, in dem letzten Feldzug aber durch eine feindliche Kugel eine so gefährliche Verletzung seiner Brust erlitten, daß er unfähig ward, seine ehrenvoll begonnene militärische Laufbahn fortzusetzen. In seinen ökonomischen Verhältnissen fast nur auf die sehr mäßige Pension eines außer Diensten lebenden Lieutenants beschränkt, beschloß er jetzt, sich der Darstellung des jugendlichen Helden auf der Bühne zu widmen, für die er von frühester Jugend an eine leidenschaftliche, durch das prachtvolle Theater seiner Vaterstadt geweckte, Liebe gefaßt hatte. Um aber diesen, auch unter günstigern Verhältnissen, als die seinigen waren, immer mißlich bleibenden Schritt nicht übereilt zu thun, begab er sich im Jahr 1820 von Berlin nach Weißenfels, wo er an Müllner, als einem so ausgezeichneten Kenner und Meister der dramatischen Kunst, den sichersten Rathgeber zu finden hoffte. Die entschiedene Verachtung jedoch, womit dieser sich

ihm über den dermaligen Zuſtand unſers Deutſchen Theaterweſens erklärte, und die er auch öffentlich ſchon mehrmals (leider nur zu ſehr begründet) ſo kräftig als unumwunden bekannt hat, ſchreckte ihn von dem Vorſatz, ihm ſeinen Entſchluß mitzutheilen, zurück. Dagegen faßte er dieſes Vertrauen nunmehr zu mir und meiner Gattin. Mit einem Empfehlungsbrief Müllners ſich einführend, beſuchte er uns im Sommer jenes Jahres zu wiederholten Malen in Halle, und entdeckte uns endlich ſein Vorhaben, indem er ſich zugleich unſer Urtheil über ſeine Fähigkeit, nach mehrern uns gegebenen Recitationen aus den Rollen des Mortimer in Schillers Maria Stuart und des Hugo in Müllners Schuld, erbat. Daß er den Dichter vollkommen verſtand, konnten wir ſo wenig, als die Tiefe ſeines poetiſchen Gefühls, ſeine glückliche Gedächtnißgabe und gebildete Declamation, unterſtützt durch ein empfehlendes Aeußere und einen dem Offizier eigenen Anſtand der Haltung, verkennen. Nur beſorgten wir, daß ſein Bruſtübel und die nachtheiligen Folgen davon auf ſein ohnehin nicht ſtarkes Organ ihm nicht den für das tragiſche Pathos erforderlichen Kraftaufwand geſtatten würden. Das lebhafte Intereſſe, was er an der Poeſie überhaupt nahm, zog ihn natürlich auch zu unſrer, an einem Orte mit ihm lebenden Dichterin hin, der er ſeinen Entſchluß, ſich der Schauſpielkunſt widmen zu wollen, gleichfalls vertraute. Aus dieſer nähern Bekanntſchaft aber entwickelte ſich bald eine gegenſeitige Zuneigung ihrer Herzen, von der ich und meine Gattin, ſo wenig als Louiſens übrige Freunde und Freundinnen, eher etwas erfuhren, als bis beide ihre wirkliche Verlobung erklärten. Kurz zuvor hatte ein andrer achtungswerther, doch älterer und be-

mittelter Mann ihr seine Hand angetragen, und ihr Bruder sie zur Annahme derselben durch die triftigsten Gründe zu bestimmen gesucht. Mächtiger aber von der Jugend, dem ritterlichen Wesen und poetischen Streben ihres neuen Geliebten angezogen, schlug sie jenen Antrag aus, mit dem ganzen Leichtsinn einer jugendlichen Leidenschaft über alle die traurigen Folgen hinwegsehend, welche diese Verbindung, bei dem großen Mißverhältniß des Alters (er zählte damals erst 25, sie bereits 43 Jahre) und der Beschränktheit ihrer beiderseitigen Vermögensumstände, bedrohten. Hinsichtlich des letzten Punktes glaubte sie sich durch den, ihr unzweifelhaft scheinenden, glücklichen Erfolg der theatralischen Laufbahn ihres Geliebten, an dessen Seite sie nun auch selbst der dramatischen Kunst als Schriftstellerin sich zu widmen gedachte, vollkommen beruhigt. Er ging nach Weimar, wo es ihm durch die Vermittelung seines daselbst lebenden Onkels, eines der geschätztesten Künstler des dortigen, durch Göthe's Leitung so berühmt gewordenen Hoftheaters, wirklich gelang, den ersten öffentlichen Versuch auf der Bühne zu machen, wozu er sich den Hugo in Müllner's Schuld gewählt hatte. Der Erfolg indessen war kaum ein solcher, wie ihn die Franzosen in ihrer Theatersprache succès d'estime zu nennen pflegen. Der gebildete Theil der Zuschauer versagte dem jungen, mit allem Anstand der feinen Welt erscheinenden Mann im Stillen die Achtung nicht, die seiner eignen Bildung und seinem unverkennbaren Bestreben, das Höhere in der Kunst leisten zu wollen, gebührte. Aber aller eigentliche Beifall entstand ihm, da auch zur Annäherung nur, an das vorgesetzte Ziel das Maaß seiner Kräfte, wie ich vorausgesehen hatte,

keineswegs ausreichte, und er, zumal als Gegenstand seines ersten Versuches, bei dem es ihm nothwendig selbst an Sicherheit auf der Bühne noch fehlen mußte, in der gewählten Rolle, die gerade den höchsten Ausdruck tragischer Leidenschaft erfordert, eine viel zu schwierige Aufgabe zu lösen unternommen hatte. Er ließ es daher auch in Weimar bei dieser einen Probe bewenden, und beschloß nun, sein Glück auf den „Brettern, die die Welt bedeuten," in Wien zu versuchen, wo er, völlig von allen seinen Verwandten und Bekannten entfernt, es mit größerer Unbefangenheit thun zu können hoffte. Die arme verblendete Louise, die in der Schwärmerei ihrer Liebe sich den süßesten Träumereien von dem Glück der Ehe überließ, dem sie auf diesem Wege um so schneller entgegen zu gehn glaubte, als sie sich mit der Aussicht schmeichelte, ihren Geliebten bei dem dortigen Hoftheater in Kurzem angestellt zu sehen, übernahm nicht nur willigst die Kosten dieser Reise, sondern begleitete ihn, allen Warnungen ihrer treuesten Freunde ihr Ohr fest verschließend, selbst dahin. Im Mai 1821 reiseten sie über Dresden, wo Louise ihrem Bruder, zu dessen größtem, ihn mit der bangsten Besorgniß erfüllenden Erstaunen, ihren Gefährten als ihren bereits erklärten Verlobten vorstellte, wirklich nach Wien ab. Auch hier fand Louise, besonders unter der dortigen Schriftsteller- und Künstlerwelt, die freundlichste Aufnahme. Auch die reichen Sehenswürdigkeiten und Kunstschätze der großen Kaiserstadt, die lebenslustige Gemüthlichkeit ihrer Bewohner und die Herrlichkeit der sie umgebenden Natur gewährten ihr einen vielfach und eigenthümlich genußvollen Aufenthalt. Vorzüglich schätzbar aber ward er ihr durch das Wiedersehen Friedrich

Schlegel's, eines der vertrautesten Freunde des verewigten Novalis, und den Gewinn der persönlichen Bekanntschaft der talentvollen jungen Dichter Grillparzer und Castelli, wie der trefflichen, auch als Frau durch ihre seltnen weiblichen Tugenden so ausgezeichnet edeln Dichterin, Karoline Pichler. Diese widmete ihr die innigste Freundschaft, von der sie auch, nach ihrem Tode, in dem schönen Aufsatz, den sie zu ihrem Andenken geschrieben, *) einen rührenden öffentlichen Beweis gegeben hat.

Allein der eigentliche Zweck ihrer Anwesenheit zu Wien wurde Louisen leider völlig vereitelt, indem es ihrem Geliebten nicht gelang, eine Verbindung mit dem dasigen Hoftheater anzuknüpfen. Nachdem sie fast den ganzen Sommer 1821 mit ihm, für diesen Plan vergeblich, dort zugebracht hatte, reisete er über München nach Berlin, und sie kehrte allein über Dresden, wo ihr Bruder (der gerade damals den Schmerz hatte, seine geliebte Gattin an den Folgen einer unglücklichen Entbindung zu verlieren) sie zum letztenmale wiedersah, und — warnte, nach Weißenfels zurück.

Diese Trennung im Raum hatte, wie es bekanntlich in der Geschichte der Liebe schon so unzähligemale der Fall gewesen ist, bald auch eine zwischen den Herzen der beiden Liebenden zur Folge. Nach ihren eigenen Geständnissen aber, welche die Unglückliche hierüber, in den letzten Tagen ihres Lebens, meiner Gattin, unter Aeußerungen des schmerz-

*) „Louise Brachmann." Im zweiten Bändchen des Gesellschafter für einsame Stunden. Prag, bei Widtmann, 1822. 8.

lichſten Reuegefühls, in Worten und Thränen vertraute, hatte ſie ſelbſt, durch die übertriebenſten Anforderungen des Egoismus an die Liebe, dieſe Trennung verſchuldet. „Nachdem ihrem Verlobten," erzählte ſie, „auch zu München der Wunſch, eine theatraliſche Laufbahn anzutreten, vereitelt worden, habe er dieſe Idee ganz wiederaufgegeben, und mit dem Entſchluß, eine Anſtellung im Departement des Bauweſens, dem er ſich früher gewidmet, zu ſuchen, die Rückkehr in ſeine Vaterſtadt Berlin unternommen. Dieſe Entfernung ſei von ihren Freunden eifrig benutzt worden, ſie von Neuem vor ihm zu warnen, und, lediglich um die Stärke ſeiner Liebe zu ihr zu prüfen, habe ſie ihm endlich einen Brief geſchrieben, worin ſie ihm ihre Bedenklichkeit über ſeinen neuen Lebensplan, der ihr nicht minder mißlich als der frühere zu ſein ſcheine, und die noch immer fortdauernde Verzögerung ihrer ehelichen Verbindung geäußert. Hierauf habe er ihr geantwortet (was offenbar jeder andre rechtlich geſinnte Mann an ſeiner Stelle auch gethan haben würde), daß er dieſe Verbindung, bevor er nicht die Anſtellung erhalten, um die er ſich bewerbe, bei ihrem beiderſeitigen Mangel an hinlänglichem eigenen Vermögen, um ihrer ſelbſt willen, nicht vollziehen könne, übrigens nicht begreife, wie ſie zu den ihm geäußerten Zweifeln komme, falls es nicht ihre Abſicht ſei, das Band ihrer Herzen zu löſen. Aber — „ihn ſchärfer und ſchärfer zu prüfen" — (freilich nicht auf dem Wege, wie Göthe's Mahadöh die liebende Bajadere) habe ſie ihm erwiedert, daß dies allerdings ihr Wille ſei, und ſie ſich wundere, wie er denſelben nicht ſchon in ihrem vorigen Briefe klar ausgeſprochen gefunden haben könne. Nach ihren

idealiſchen Anſichten von der Liebe, in die ſich freilich auch, wie ſie nicht läugnen wolle, jetzt die Regungen der weiblichen Eitelkeit gemiſcht, habe ſie nun von ihm die feurigſten Bitten: ihm ihre Hand nicht zu entziehen, erwartet; dagegen aber, zu ihrem plötzlichen und ſchrecklichſten Erwachen aus ihrem Irrthum, die Antwort erhalten: daß er, weit entfernt, ſie zu der Verbindung mit ihm zwingen zu wollen, auch ſie ihres, ihm gegebenen Wortes entbinde, und nur noch um die Erhaltung ihrer ihm ſtets theuer bleibenden Freundſchaft erſuche. Ihr durch dieſe Antwort auf das Empfindlichſte gekränkter Stolz habe es ihr nunmehr unmöglich gemacht, auch nur den leiſeſten Schritt zur Wiederherſtellung ihres Verhältniſſes zu thun, und da ſie vollkommen überzeugt ſei, durch ihre Zerreißung deſſelben ihn nicht minder unglücklich gemacht zu haben, als ſich ſelbſt: ſo leide ſie nun an dem unausſprechlich quälenden Bewußtſein, ihr, ſonſt allem Böſen ſo fern gebliebenes, nur zur Liebe geſchaffenes Herz mit der nicht abzubüßenden Schuld der grauſamſten Härte beladen zu haben!" — Meine, auf das Innigſte von ihrem Schmerz gerührte Gattin verſuchte ſie auf alle Weiſe zu tröſten. Sie ſtellte ihr vor, daß ſie, bei dem Mißverhältniß ihres Alters zu dem ihres Geliebten, freilich um ſo weniger ihn einer Prüfung, die das Selbſtgefühl des Mannes verletzen mußte, hätte unterwerfen ſollen; daß aber bei der Fortdauer ihrer gegenſeitigen Zuneigung ſich das, im Grunde nur durch ein Mißverſtändniß getrennte Band, in der Aufklärung deſſelben wieder zuſammenknüpfen laſſen werde, und erbot ſich, zu dem Ende ihrem Geliebten ſelbſt ſchreiben zu wollen. Allein ſie lehnte dies ihr wiederholt

gemachte Anerbieten, aus Gründen ihres „weiblichen Stolzes und Mangels an Entschluß," wie sie sagte, entschieden ab; und da sie die Briefe ihres Verlobten meiner Gattin, ihr nur daraus vorlesend, nicht selbst mitgetheilt, bald nachher aber mit mehrern andern Papieren in dem Ofen des Zimmers, das sie bei uns bewohnte, verbrannt hat; so bin ich allerdings nicht im Stande, die volle Wahrheit ihrer mit ihren eigenen Worten hier wiedergegebenen Aussage zu verbürgen. Denkbar bleibt es daher immer, daß dieses Geständniß auch auf der weiblichen Eitelkeit, nicht die Verlassene scheinen, und ihre in dieser letzten und bittersten Täuschung ihres Herzens, bei ihrem damaligen Alter um so schwerer verwundete, Eigenliebe selbst ihren treuesten Freundinnen verbergen zu wollen; oder auch auf einer Selbsttäuschung, welche die schwärmerische Natur ihrer Leidenschaft und der damals schon so zerrüttete Zustand ihrer Seele gleich erklärbar machen würden, beruht haben kann. Doch dünkt mir, der ich ihren Verlobten überhaupt als einen sehr achtungswerthen jungen Mann habe kennen lernen, dies um so unwahrscheinlicher, da derselbe noch im Februar 1822 an den Herrn Superintendenten Schmidt in Weißenfels, wie dieser mir selbst erzählt hat, ausdrücklich schrieb: „daß von der Erfüllung einer Bitte, die er nächstens an ihn thun würde (ihn mit seiner Braut ehelich zu verbinden) die Gründung seines Lebensglückes abhänge." Auch scheint für die Wahrheit ihres Geständnisses selbst eine öffentliche Aeußerung von ihr zu sprechen, die sie kurz nach ihrer Trennung von ihm, mit unverkennbarer Beziehung auf ein eigenes bereuendes Gefühl, niedergeschrieben, und

in Nro. 169 der Zeitung für die elegante Welt vom Jahr 1822, wie folgt, mitgetheilt hat.

„Betrachtung."

„Einem fliehenden Feinde sollte man goldne Brücken bauen!" sagt ein weiser Feldherr mit treffender Wahrheit. Was aber erst für welche einem rückkehrenden Verirrten, der die verlorne Heimath, das Land des Guten wieder sucht? — O sollte man nicht mit der zartesten Schonung einem edlen Bereuenden — den oft Stolz und Schaam schwer bekämpfen — die Hand bieten; und jeden Vorwurf sorgfältig vermeiden, der, als ein rauher Stein, den Aufklimmenden zurückstürzen könnte?"

„Louise Brachmann."

Doch, wie dem Allen auch sei, soviel ist durch ihr eignes schriftliches Bekenntniß, zur überzeugendsten Rechtfertigung ihres Verlobten, entschieden: daß es nicht die Trennung dieser Verbindung war, die sie zu dem verzweiflungsvollen Entschlusse, sich selbst den Tod zu geben, vermochte. Denn unmittelbar vor ihrem Ausgang aus ihrer Wohnung und — dem Leben, schrieb sie noch an ihren väterlichen Freund, den Herrn Superintendenten Schmidt in Weißenfels: „Vertheidigen Sie mich gegen einen ungerechten Verdacht, als ob ich aus Ungeduld, eine Verbindung zu schließen, gestorben. Daß dies der Fall nicht ist, weiß

Gott!" Aber selbst die Möglichkeit dieses Falles läßt sich doch nur in der Voraussetzung annehmen, daß sie ihren Verlobten auch nach ihrer Trennung noch mit Leidenschaft geliebt habe, und dem widerspricht offenbar, was sie meiner Gattin von dem Kampf zwischen Stolz und Liebe vertraute, in dessen Folge sie ihn durch ihre eigne Schuld verloren zu haben erklärte.

Auch hat Herr Hofrath Müllner, in seinem schon angeführten Aufsatz über sie (Literaturblatt 1822. Nr. 86. unter der Ueberschrift: „Sappho"), bezeugt, daß diese Trennung keinen nachtheiligen Einfluß auf ihr Gemüth gehabt zu haben scheine. „Im Gegentheil," sagt er, „fand ich sie einige Zeit nach ihrer Rückkunft (von Wien) vernünftiger und geistreicher als je. Nur die Perioden der Illusion in der Liebe verdunkelten gewöhnlich ihr inneres Licht; die Momente der Enttäuschung waren die lichten Zwischenräume ihres Lebens, in welchen sie sich am glücklichsten (?) fühlte, ganz der Verheißung des Zeus an den Dichter in Schiller's Theilung der Erde gemäß:

„— — Die Welt ist weggegeben, —
Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein."

„Sie schien weit mehr durch den Kampf der Griechen gegen die Barbaren, als durch irgend einen Gedanken von Liebesglück bewegt zu werden, und ich hatte Grund, zu vermuthen, daß aus den einzelnen Liedern über diesen weltgeschichtlichen Stoff, welche sie mir fast noch im Werden mitgetheilt hatte, ein größeres werthvolles Ganze hervorgehen

würde, so wie früher, in einer ähnlichen Periode der Enttäuschung, ihr Gottesurtheil entstanden war."

Dieses Zeugniß eines so scharfen Beobachters und Kenners der menschlichen Seele hat um so größeres Gewicht, als er Louisen aus einem fünf und zwanzigjährigen Umgange kannte, von dem letzten Verhältniß ihres Herzens durch sie selbst genau unterrichtet war, und ihr nach der Auflösung desselben gewiß nur um so mehr seine Theilnahme und Aufmerksamkeit widmete. Aber auch gegen Herrn Superintendent Schmidt und ihre übrigen Freunde in Weißenfels äußerte sie so wenig als gegen ihren Bruder (dem sie, da er jene Verbindung so entschieden gemißbilligt hatte, seit ihrem letzten Zusammensein mit ihm in Dresden, überhaupt nichts mehr über die Angelegenheiten ihres Herzens schrieb) einen auch nur schwermüthigen, geschweige denn mit Verzweiflung kämpfenden Zustand ihres Gemüthes, und Niemand in ihrem Wohnort ahndete, als sie ihn verließ, um nicht wieder zu ihm zurückzukehren, den bald darauf folgenden, und ihr Leben auf eine so schreckliche Weise endigenden, Ausbruch eines neuen Sturmes in ihrer Seele.

„In den letzten Tagen des August 1822," fährt Herr Hofrath Müllner fort, „rückten 10,000 Mann vaterländische Truppen in die Stadt und deren Umgegend ein, um taktische und strategische Uebungen zu halten. Sei es nun, daß dieses Bild des Krieges in ihr Erinnerungen an eine zehn- und mehrjährige Vergangenheit erweckte, — an eine Zeit, wo sie mitten in der allgemeinen Noth Freunde für ihr Herz gefunden hatte, die nicht wiederkehren konnten; oder sei es, daß eben in diesem geräuschvollen Zeitpunkte ihr Herz irgend einen

neuen lebhaften Eindruck empfangen hatte, deſſen Gegenſtand ſie als ihrer unwürdig fliehen zu müſſen glaubte; genug, ſie verließ in den erſten Tagen des September den Schauplatz des Scheinkrieges und reiſte nach Halle, wo ſie früher zu verſchiedenen Malen in dem Schooße zweier befreundeten Familien heilſame Zerſtreuung gefunden hatte."

Leider war, wie ich ſpäterhin in Weißenfels ſelbſt von ihren daſigen Freunden erfuhr, der letztere der hier gemuthmaßten Gründe ihrer plötzlichen Abreiſe von dort nur allzuoffenbar der wahre geweſen. —

„Nennt's Unnatur,
Nennt es Verwirrung des Geſchlechts, der Triebe,
Nennt Unſinn, Wahnwitz es der Frauenliebe —
Es war!" —

(Müllner's Albaneſerin.)

Am 4ten Septbr. kam ſie in Halle an. Da ſie ſonſt hier ihre Wohnung immer in dem befreundeten Hauſe des Juſtiz-Commiſſarius Dr. Scheuffelhut gefunden hatte, ſo fuhr ſie auch jetzt bei ihm vor. Aber dieſer, in ſeinen perſönlichen und Geſchäftsverhältniſſen hieſigen Ortes ſehr angeſehene Mann, der nur acht Monate nach ihrem Tode (wegen Zerrüttung ſeiner ökonomiſchen Umſtände) auch wie ſie freiwillig vom Leben ſchied, verſagte ihr diesmal die ihr früher ſtets ſo gaſtfreundlich gewährte Aufnahme. Sie bat daher meine Gattin, indem ſie ſich bei ihr über eine auffallende Kälte, womit ſie von jener Familie empfangen worden ſei, beklagte, ihr auf einige Tage ein Zimmer in unſerm Hauſe einzuräumen, wo wir ſie denn auch auf das freundſchaftlichſte

und um ſo herzlicher, als ihre uns bereits bekannt gewordene Trennung von ihrem Verlobten unſre innigſte Theilnahme an ihrem traurigen Schickſal von Neuem erregt hatte, willkommen hießen. Als eine von tiefer Schwermuth niedergedrückte, aber ſtill Leidende, erſchien ſie uns gleich in den erſten Augenblicken ihrer Gegenwart, und mit jedem Tage unſres fernern Zuſammenſeins verſank ſie mehr und mehr in dieſes ſtumme Sinnen über den heimlich ſie verzehrenden Gram. Nur gegen meine Gattin, der ſie ſich ſchon bei dem letzten Beſuch, den ſie uns im Herbſt 1820, ein halbes Jahr vor ihrer Reiſe nach Wien, machte, über ihre bevorſtehende eheliche Verbindung mit ihrem Verlobten und deſſen theatraliſchen Lebensplan (über beide Angelegenheiten ſie als Frau und Künſtlerin zu Rathe ziehend) innig vertraut hatte, öffnete ſie auch diesmal ihr ſonſt ſo ſtreng verſchloſſenes, ſchwer gepreßtes Herz. Mit heißen Thränen warf ſie ſich ihr, ſobald ſie mit ihr allein war, in die Arme, machte ihr die oben mitgetheilten Geſtändniſſe des ſchmerzlichſten Gefühls der Reue, und klagte ſich wegen der Grauſamkeit, die ſie gegen ihren Geliebten begangen, als eine „Tigerin" und von der ſchrecklichſten Gewiſſensqual gefolterte Schuldbeladene an. Von der neuen letzten Verirrung ihrer Leidenſchaft aber, die uns erſt nach ihrem Tode bekannt ward, erwähnte ſie in dieſen Bekenntniſſen keine Sylbe, und ſeitdem wir hievon unterrichtet wurden, haben wir daher die Ueberzeugung faſſen müſſen, daß ſie jene Aeußerungen nur als Vorwand zur Erklärung des tiefern Grames ergriffen, der ſo gewaltſam an ihrer Seele nagte, und den ſie ſelbſt meiner Gattin nicht zu entdecken ſich entſchließen konnte. Umſonſt war jedes

Mittel, das wir, ſie aufzuheitern oder mindeſtens zu tröſten, verſuchten. Im Gegentheil ward uns ihr Gemüthszuſtand täglich bedenklicher, und als ſie endlich in ihrem Thun und Reden wirklich Spuren eines an Irrſinn grenzenden Seelenleidens verrieth, erſuchten wir unſern trefflichen Hausarzt, den Herrn Kreisphyſikus Dr. Ulrich, um ſeinen Beiſtand, der ihr Aderlaß und Fußbäder verordnete. Aber auch dieſen ärztlichen Rath ſchlug ſie aus, und am 9ten Septbr. entfernte ſie ſich Abends gegen 11 Uhr, nachdem ſie uns in unſerm Garten, ſcheinbar ruhig, gute Nacht geſagt und meine Gattin ſie noch auf ihr Zimmer begleitet hatte, heimlich aus unſerm Hauſe. Erſt am folgenden Morgen leider, ward ſie von uns, zu unſrer größten Beſtürzung, vermißt. Wir ließen auf der Stelle bei all' ihren übrigen Bekannten nach ihr fragen, aber nirgend war ſie zu finden. Gegen Mittag endlich tritt ſie in mein Zimmer, begleitet — von einer Polizeiwache. Am Ufer eines dicht an der Stadt mehrere Mühlen treibenden Armes der Saale war ſie von Vorübergehenden, Händeringend, in den Strom hinabſchauend, bemerkt und, um einen muthmaßlich beabſichtigten Selbſtmord zu hindern, angehalten worden. Aber auf alle Fragen, die man an ſie nach ihrem Namen, ihrem Aufenthalt und der Abſicht ihres Hierſeins that, verweigerte ſie durchaus jede Antwort, und, für wahnſinnig gehalten, zu welchem Glauben auch die Nachläſſigkeit ihres Anzuges veranlaßte, ward ſie in polizeiliche Gewahrſam gebracht. Doch auch hier blieb der liederreiche Mund der unglücklichen Sängerin ſtumm wie das Grab; und erſt am Morgen, nach einer meiſt ſchlummerlos hingebrachten qualvollen Nacht, gab ſie ſich zu erkennen, indem ſie Papier

und Schreibzeug forderte, und folgendes Billet an mich schrieb, das sie ihrem Wächter mit dem Auftrag, mir zu überbringen, offen einhändigte.

„Was werden Sie, mein gütiger Freund, von dem so eigen unglücklichen Zufall denken, wodurch ich jetzt auch Ihnen Allen, meinen Theuren, ein unangenehmes Gefühl erregen muß? Ich denke mich mündlich bei Ihnen zu rechtfertigen. Daß Sie oder Ihre theure Gattin nicht zögern werden, mich durch Ihr Zeugniß aus dieser unbegreiflichen Lage schnell zu befreien, in die mich ein wunderlicher Einfall versetzt hatte, bin ich von Ihrer großen Güte überzeugt, aber nur das bitt' ich, Ihrem verehrten Herrn Vater, wo irgend möglich, nichts merken zu lassen, weil er sich gewiß alteriren würde."

„Ihre

„Karoline Marie L. Brachmann."

Durch dieses Schreiben endlich über ihre Person zu nicht geringem Erstaunen aufgeklärt, ließ die Polizeibehörde sie augenblicklich zu mir zurückführen, und die Wache überbrachte mir mit ihrem Billet zugleich sie selbst, mich von allem Vorgegangenen ausführlich unterrichtend. Schweigend, und mit einer, auch nicht die leiseste Spur von Gemüthsbewegung verrathenden Gleichgültigkeit, als gehöre ihr Geist schon nicht mehr zu dieser Welt, hörte sie den, mich durch das Plötzliche des ganzen Auftritts um so heftiger ergreifenden tragischen

Bericht über ſie mit an. Auf die beweglichſten Vorſtellungen aber, die ich und meine indeß hinzugekommene Gattin, nachdem wir uns wieder allein mit ihr befanden, ihr darüber machten, wie ſie ſich ſelbſt und uns ſo ſchmerzlich habe betrüben können, gab ſie uns nur die Entſchuldigung zur Antwort, daß ſie, von einer ſie jetzt öfters befallenden Angſt aus ihrem Zimmer getrieben, ſich bei der ſchönen Nacht noch im Freien etwas habe ergehen wollen, indem ſie zugleich ihre Verſicherung, wie leid es ihr thue, uns durch die unerwarteten Folgen dieſes ſpäten Spazierganges in Schrecken geſetzt zu haben, und die Bitte, meinen Vater nichts davon erfahren zu laſſen, wiederholte.

Von der Gefahr, in welcher der Geiſt und das Leben der Unglücklichen ſchwebte, nunmehr völlig überzeugt, erſuchte ich jetzt, da ſie auf keine Weiſe zu dem Entſchluß, wieder in ihren Wohnort zurückzukehren, zu beſtimmen war, meinen verehrten Collegen, den Herrn Profeſſor Schilling, um die Güte, ſie in ſeine Wohnung aufzunehmen, indem ſich damals gerade eine ihrer älteſten und vertrauteſten Freundinnen, ſeine Schwiegermutter, die ſchon früher genannte, ehrwürdige Frau Predigerin von Wille aus Weißenfels, bei ihm befand. Er ſtimmte mir in meiner ihm geäußerten Meinung vollkommen bei, daß von dem wohlthätigen Einfluß, den die Zureden ſeiner Schwiegermutter ſchon öfters bei ähnlicher trauriger Gemüthsſtimmung auf ſie gehabt, das Beſte zu hoffen ſei, und obſchon er und ſeine Gattin bereits mit den Vorbereitungen zu ihrer Abreiſe nach Breslau, wohin er, wie bekannt, berufen worden, vielfach beſchäftigt waren, gewährte er mir dennoch augenblicklich und auf das Wohlwollendſte meine

Bitte: ſie noch bis zur Rückkehr der Frau von Wille nach Weißenfels bei ſich wohnen, und dann mit dieſer wieder in ihre Heimath reiſen zu laſſen. Aber nur nach langem Widerſtreben, da ſie ſich nicht von meiner Gattin trennen zu können erklärte, gelang es uns endlich durch die inſtändigſten Vorſtellungen, ſie dahin zu bringen, daß ſie, ſeinem gütigen Anerbieten folgend, doch mit der Aeußerung, die ſie uns noch beim Abſchied wiederholte, bald wieder zu uns zurückkehren zu wollen, noch am Abend deſſelben Tages zu ihm zog, wo ſie dann von dieſer trefflichen Familie mit der liebevollſten Theilnahme aufgenommen ward.

Hier verlebte ſie, in einem Zimmer mit Frau von Wille wohnend, noch acht Tage, in dem ſtill geheimnißvollen, aber nur um ſo tiefern Leiden ihrer ſich immer mehr verdunkelnden Seele, welche ſelbſt dieſe, von ihr ſo innig verehrte und geliebte Freundin diesmal nicht wieder aufzuhellen vermochte. Was ſie über ihren Zuſtand ſprach, athmete Unzufriedenheit, nicht mit der äußern Welt, ſondern mit ihrer innern: Geringſchätzung ihres Talents, ihrer Werke, ihres Ruhmes, ihres Herzens ſogar. Ihr ganzes Weſen ſchien ſich zu concentriren in dem Mißgefühl verkannten und verfehlten Lebenszweckes. Aber das eben iſt, wie Müllner in ſeiner Nachricht von ihrem Tode ſagt, die ſchleichende Gewalt, welche ſtill, langſam oft, aber ſicher, den Muth zum Leben bricht.

Am 17ten September Abends gegen zehn Uhr begab ſie ſich aus dem Kreiſe der Familie, mit der ſie noch an jenem Abend einen Spaziergang auf den ihrer Wohnung nahen (an dem erwähnten Arm der Saale liegenden) Jägerberg gemacht

hatte, scheinbar ganz ruhig, und von ihrer mit wahrhaft mütterlichen Liebe um sie besorgten Freundin begleitet, auf ihr gemeinschaftliches Schlafzimmer. Während sie sich umkleidet, geht Letztere noch einmal zu ihrer Tochter, und als sie, nach Verlauf von noch nicht einer vollen halben Stunde, zurückkehrt, findet sie Louisen — verschwunden. Umsonst suchte man sie im ganzen Hause, und doch hatte sie Niemand hinausgehen sehen. Nur das Dienstmädchen erzählte, daß sie, an der Treppe, die zu ihrem Zimmer führte, vorübergehend, sie auf derselben, im Begriff herab zu kommen, aber bei ihrem Anblick sogleich wieder umkehrend, bemerkt habe. Die in die äußerste Bestürzung versetzte Familie bot nun alle Mittel der Nachforschung außerhalb des Hauses auf: aber auch diese waren vergeblich. Nirgend entdeckte man eine Spur, wohin sie ihren Weg genommen, und der Inhalt mehrerer, von ihrer Hand, mit dem unverkennbaren Ausdruck der vollsten Besonnenheit, wahrscheinlich aber schon früher geschriebenen Billets, die man nebst den Schlüsseln zu ihrer Wohnung in Weißenfels, noch in jener Nacht, auf einen Tisch ihres Zimmers offen hingelegt fand, löste endlich, mit nur zu schrecklicher Klarheit, jeden Zweifel über die Absicht ihres Ausganges: Ausgang aus der Welt! —

Auf einem dieser traurigen Abschiedsblätter, in denen sich die Güte ihres Herzens auf das Rührendste ausspricht, hatte die Scheidende an ihren Bruder folgende Zeilen geschrieben: „Mögen Deine guten Kinder die Sachen, die ich treulich bewahrt habe, genießen, lieber Fritz! Ich ahnde, daß wir uns nicht wieder sehen. Küsse alle Deine guten Kinder und lebe wohl!“ — Ein zweites, das einzige, das man versiegelt

fand, enthielt die Worte: „Ein zu schmerzliches Schicksal, mein theurer Bruder, läßt mich erliegen. Mögen Deine guten Kinder sich an dem erfreuen, was ich ihnen, theils redlich von unsern guten Eltern bewahrt, theils treulich verdient habe. Entsetzlich scheint meine Schuld, aber doch noch unglückseliger ist Deine verlorene Schwester." — In einem dritten und vierten Billet hatte sie blos einige kleine Geschenke, die ihr Bruder mehreren ihrer Freunde und Freundinnen aus ihrem geringen Nachlaß machen sollte, bestimmt. Das fünfte und letzte aber war an den Herrn Superintendenten Schmidt in Weißenfels, folgenden Inhalts, gerichtet: „Vertheidigen Sie mich, wenn ich, wie mir ahnet, bald nicht mehr bin, gegen einen unrechten Verdacht, als ob ich aus Ungeduld, eine Verbindung zu schließen, gestorben. Daß dies der Fall nicht ist, weiß Gott! Sorgen Sie mit dafür, daß die an meinen Bruder gethanen Bitten (jene Vermächtnisse betreffend) ausgeführt werden. Noch tausend Dank allen meinen Freunden! Möchte der schreckliche Schein, der auf mich fallen wird, wegen einer unbegreiflichen Handlung des Wahnsinns der Verzweiflung, nicht alle mich verkennen lassen." — Was in ihrer Seele vorging, als sie diese schrecklichen und doch von so klarer Besonnenheit zeugenden Worte niederschrieb; wer vermag es zu bestimmen? Wir können die Bahnen der Weltkörper berechnen, die Geschwindigkeit des Lichtstrahls messen, aber nicht die Bewegungen des menschlichen Herzens, „des kleinen Landes," wie von Houwald in seinem Bild so schön sagt, „das man mit einer Hand bedecken mag!" Noch wenige Jahre zuvor hatte sie folgendes Wort geschrieben:

„Mein Troſtſpruch."

„Wohl von mannichfachen Wunden
Iſt mein Herz zum Tode matt,
Und wo werd' ich denn geſunden,
Als an letzter Ruheſtadt? —
Doch auf meines Grabes Mitten
Schreibe man nach Kämpfer-Art:
Daß ich treu den Kampf geſtritten,
Treu und muthig ausgeharrt."

Erſt am 24ten September Abends gegen 8 Uhr (alſo volle ſieben Tage nach der verzweiflungsvollen That) ward ihre Leiche unterhalb der, eine Viertelſtunde von der Stadt, neben einer Ziegelhütte gelegenen Steinmühle, in dem ſchon erwähnten Arme der Saale ſchwimmend, von ein paar dort grade vorübergehenden Spaziergängern zuerſt bemerkt, durch die von ihnen aus der Mühle hinzugerufenen Arbeiter an das Ufer gezogen, und auf ſogleich gemachte Anzeige bei der hieſigen Polizei-Behörde, durch deren augenblickliche Verfügung noch denſelben Abend nach der Stadt in das Inquiſitoriats-Gebäude gebracht. Sie befand ſich aber in einem bereits ſo zerſtörten Zuſtand, daß unſer Herr Kreisphyſikus, Dr. Ulrich, die gerichtliche Obduction derſelben unterlaſſen mußte, und meine Gattin, die am folgenden Morgen um ihre Beſichtigung des Körpers zu deſſen Recognition erſucht wurde, faſt nur an der ihr wohlbekannten Bekleidung die von ihr ſchmerzlich beweinte, geliebte Todte wieder erkennen konnte. An ihrem linken Arm hing ein noch ganz neuer Mauerſtein (wahrſcheinlich aus der Ziegelhütte genommen, bei der eine kleine Brücke über jenen Saalarm führt, von welcher ſie

muthmaßlich ſich herabſtürzte), mit einer langen ſtarken Schnur, die vielfach um den Stein, den Arm und dann noch über der Bruſt hin um den Hals geſchlungen und verknüpft war, auf das Künſtlichſte befeſtigt. So hatte im Jahre 1806 auch die phantaſievolle, unter dem Namen Tian bekannte, ſechzehnjährige Dichterin Karoline von Günderode in den Fluthen des Rheins ewigen Untergang vor der Menſchen Augen geſucht, denn man fand ſie am Ufer mit mehreren Steinen, die ſie in ihr Umſchlagetuch gebunden hatte, in einer Lage, welche verrieth, daß ſie nach dem Dolchſtoß in ihre Bruſt, mit dem ſie ſich tödtete, rückwärts in den Strom zu ſtürzen beabſichtigt hatte. Aber wie ſie, ſo war auch Louiſen's irdiſche Hülle, die einen gleich edeln, vom Schönen, Guten und Wahren reichgenährten Geiſt umſchloſſen hatte, nicht beſtimmt, grablos zu verweſen. Noch am Abend jenes Tages ward ſie auf dem Halle'ſchen Kirchhof ſtill beerdigt, und ſo ihr eignes Wort erfüllt, das ſich unter ihren Papieren in folgender „Grabſchrift" fand:

„Warm konnt' ich hoffen und unnennbar lieben,
Und treu beharrt' ich, wo ich Liebe gab. —
Was iſt von Allem tröſtend mir geblieben?
Von Lieb' und Hoffnung? — — nur ein einſam Grab!

Dies iſt es, was ich von dem Leben und Tode meiner unglücklichen Freundin theils aus meiner eignen, mir unvergeßlich theuer bleibenden zwanzigjährigen Bekanntſchaft mit ihr, theils aus den über ſie empfangenen ſchriftlichen

Nachrichten *) von andern ihrer mehrjährigen Freunde, hier habe mittheilen können. In Betreff dieser letztern Hülfsmittel haben mich besonders der Bruder der Verewigten, Herr Generalaccis-Inspector und Advokat Friedrich Brachmann zu Dresden, ein so gebildeter als thätiger Geschäftsmann, und der würdige Herr Superintendent Schmidt in Weißenfels, mit der wohlwollendsten Theilnahme unterstützt, wofür ich beiden hier auch den öffentlichen Ausdruck meiner herzlichsten Dankbarkeit darbringe. Ersterer hat mich vorzüglich zur Darstellung ihrer Jugendgeschichte, durch einen von ihm selbst über sie in den rührendsten Aeußerungen seiner brüderlichen Liebe geschriebenen Aufsatz, in Stand gesetzt. Auch die aus ihrem in seinen Besitz gekommenen Nachlaß hier mitgetheilten Briefe Schiller's u A., haben ihm meine Leser und Leserinnen zu danken.

Ueber den Tod dieser Deutschen Sappho hat ihr berühmter Freund Müllner bereits ein so schönes als wahres Wort gesprochen. „Will man es", sagt er, „Wahnsinn nennen, was zu solcher That sie trieb? Der irdische Todtenrichter mag an Wahnwitz glauben in solchen Fällen. „Sapphisch

*) Gedruckte waren nicht vorhanden. Sogar im neuen Conversationslexikon, das doch seiner prahlenden Ankündigung zufolge, u. A. auch eine vollständige Gallerie aller bekannten Männer und Frauen unsrer Zeit enthalten sollte, findet sich so wenig als im alten, dem es an Ignoranz und Fahrlässigkeit der Redaction freilich den Rang noch gar sehr abläuft, über Louise Brachmann die mindeste Nachricht. In Herrn von Schindel's „Deutschen Schriftstellerinnen des 19ten Jahrhunderts" aber ist hinsichtlich ihrer blos der oben mitgetheilte Aufsatz von ihr in Kind's Harfe benutzt worden.

gestorben" steht nicht in seinem Urthelsbuche. Ich habe die Sängerin ein Vierteljahrhundert lang gekannt, und wohl des Irrthums viel, doch niemals Irrsinn an ihr gefunden. Was in ihrem vierundzwanzigsten Jahre sie vom Corridor herabstürzte, — es war vielleicht ein dichterisch lebendiges Vorgefühl dessen, was in ihrem vierundvierzigsten als trostlose Erfahrung auf ihr lastete:"

„Die Bettelarmuth all des Menschenthums,
Der Sehnsucht einer Seele gegenüber!" —

Wer, in dessen Gedächtniß die unsterblichen Lieder des von der Welt des Idealen am Reichsten in seiner Brust erfüllten unsrer vaterländischen Dichter leben, wird sich nicht bei dieser Stelle der sinnvollen Distichen Schiller's erinnern:

„Aus dem Leben heraus sind der Wege zwei dir geöffnet;
Zum Ideale führt einer, der andre zum Tod.
Siehe, wie du bei Zeit noch frei auf dem ersten entspringest,
Ehe die Parze mit Zwang dich auf dem andern entführt."

Aber wer sollte es auch nicht an diesem Beispiele wieder schmerzlich erkennen, daß es eben jener erste Weg ist, der in höhern Seelen so leicht auf den zweiten führt; wie ja Göthe von dem großen Dichter selbst gesungen, daß er „die Blüthe höchsten Strebens, das Leben selbst" an seine Ideale gewendet. —

„Den Sterblichen ward nur ein flüchtig Leben:
Dies flücht'ge Leben, welch' ein matter Traum!
Sie tappen, auch bei ihrem kühnſten Streben,
Im Dunkel hin, und kennen ſelbſt ſich kaum,
Das Schickſal mag ſie drücken oder heben;
Wo findet ein unendlich Sehnen Raum?
Nur Liebe kann den Erdenſtaub beflügeln,
Nur ſie allein der Himmel Thor entriegeln.

A. W. Schlegel.

„Nicht eine unglückliche Liebe," ſagt Müllner, „ſondern die unglückliche Liebe überhaupt, ich meine das Mißverhältniß zwiſchen den Anſprüchen einer Dichterphantaſie an die Liebe und den kargen Gaben der wirklichen Welt, war das Uebel, an welchem ſie fortdauernd litt." Und welches furchtbare Maaß hatte dieſes Leiden der lange Duldenden endlich erreicht! Mit wie ſchmerzlich voller Wahrheit konnte ſie, mit ihrem großen Lieblingsdichter, der ſie zuerſt in den Chor der vaterländiſchen Sängerinnen eingeführt hatte, am Ziele ihres Erdenwallens von ſich ſagen:

„Erloſchen ſind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt,
Die Ideale ſind zerronnen,
Die einſt das trunkne Herz geſchwellt.
Er iſt dahin, der ſüße Glaube
An Weſen, die mein Traum gebar,
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einſt ſo ſchön, ſo göttlich war!"

Auch in den letzten ihrer Hoffnungen und Wünſche von einem allzufeindlichen Schickſal betrogen, und von allen

Qualen der Reue über die unſelige Leidenſchaft gefoltert, in der ſie ein, unläugbar ſchon verzweiflungsvolles Ringen mit dem Leben zuletzt noch geſtürzt hatte, ſah ſie ſich mit ihrem liebeglühenden und doch liebeleeren Herzen völlig verödet in einer für ſie ausgeſtorbenen Welt; — hingegeben mit all ihrem reichen innigen Sinn für eheliches Glück und häusliche Freuden einem einſamen, ſorgenvollen Alter, da ſie auch die mäßige Erſparniß, die ſie ſo mühſam von ihrem ſchriftſtelleriſchen Fleiße gewonnen, ihrer letzten Verbindung (beſonders durch die koſtſpielige Reiſe nach Wien) umſonſt geopfert hatte, und ſelbſt die Schwingen ihres poetiſchen Geiſtes nun ihr die rauhe Gegenwart der „Dichtung ſchönen Flor" ſo grauſam zerriſſen hatte, gebrochen fühlte.

So: von allen Wurzeln ihres ganzen Seyns losgeriſſen, an dem Ziel und Zweck ihres Lebens ſelbſt (das für ſie aufgehört hatte, „die ſchöne freundliche Gewohnheit des Daſeyns und Wirkens" zu ſeyn) verzweifelnd, und mit dem Gedanken des Todes ſeit ihrer Jugend vertraut, zog die arme lebensmüde Herzens- und Geiſtes-Kranke, deren Scheiden von dieſer Welt keinen Gatten und keine Eltern noch Kinder unglücklich machte, jenes Element, deſſen magiſche Gewalt über ſehnſuchtsvolle Seelen Göthe in ſeiner reizenden Romanze vom Fiſcher ſo ergreifend beſungen hat, zu den dunkeln Pforten der Ewigkeit, in die Fluthen hinab.

Von ihrem Charakter hat die treffliche Dichterin Karoline Pichler, in dem bereits erwähnten Aufſatz über ſie, ein ſo treues als ſchönes Bild entworfen. Nur irrt ſie in der Meinung, daß ſie keiner heftigen Leidenſchaft, auch in der Liebe nicht, fähig geweſen ſei. Denn dieſe war vielmehr,

wie die Geſchichte ihres Lebens und Todes ſo eben gezeigt hat, das recht eigentliche Element ihres innern Daſeins, das ſo gewaltſam ihr äußeres zerſtörte. Aber es glühte heimlich, und eben deshalb nur um ſo gefährlicher, wie die beiden furchtbaren Ausbrüche ſeiner verderblichen Flammen, in ihrer Jugend und ihrem Tode offenbarten, in den, nur dem Geliebten und ihrer Muſe ſich erſchließenden Tiefen ihrer Seele. Selbſt im Kreiſe der Freunde war ſie gewöhnlich ſtill, ſinnend, und in Schmerz, wie Freude, in Schreck und Ueberraſchung ſelten ſich lebhaft äußernd. Dieſer Ausdruck eines ſanften Gemüths, das ſie auch ſonſt in jeder Hinſicht und in hohem Grade beſaß, weil eben aller Affekt in ihr ſich auf jenes einzige Gefühl concentrirte, hat ohne Zweifel ihre edle Freundin, wie ſo Viele, die ſie dadurch täuſchte, zu dieſer irrigen Anſicht veranlaßt. Aber auch der Vulkan ſteht ruhig, und das Meer iſt in ſeiner ſtillen Fläche zum unbewegten klareſten Spiegel des Himmels geebnet, ſo lange die in ihrem dunkeln Grunde verborgene Gewalt der Leidenſchaft der Natur ſie nicht empört.

Daß der Tod dieſer Unglücklichen die Erde um eines der beſten weiblichen Herzen ärmer gemacht; dies ſchöne Zeugniß geben ihr gewiß Alle, die ſie im Leben gekannt, zur würdigſten Denkſchrift auf das Epitaph ihres, noch Denkmal-loſen, Grabes. Sie war die Liebe, Güte und Milde ſelbſt. Nicht Einen oder Eine ihrer zahlreichen Bekannten hat ſie jemals, auch nur auf das Leiſeſte, wiſſentlich gekränkt, und die Betrübniß, die ſie ihren Verwandten und Freunden durch die Verirrungen ihrer ſchwärmeriſchen Leidenſchaft zufügte, bereute ſie ſchmerzlichſt, ſobald ſie ſelbſt ihren Irrthum in dem

eignen Gefühl der Enttäuschung, das ihr die Klarheit des Geistes zur bittersten Qual ihres Herzens zurückgab, erkannte. Die reinste Religiosität und Sittlichkeit, die treueste Freundschaft und die strengste Rechtlichkeit, der innigste Sinn des Wohlthuns und unaussprechliche Dankbarkeit für selbst empfangene Wohlthat, wie ein, bis zu eigner Aufopferung sie hinreißendes Mitgefühl fremder Leiden, wohnte heimisch in ihrer Brust. In einem so reichen Kranze weiblicher Tugenden konnte auch die der Bescheidenheit nicht fehlen, und in wie seltenem Grade diese sie schmückte, zeigte schon ihre äußere Erscheinung Jedem, der sie sah, auf den ersten Anblick. Denn einfach, natürlich und sittig, wie ihr ganzes, von Ziererei so völlig entferntes Wesen, war auch ihr Anstand und ihre, oft bis zu wirklicher Vernachlässigung putzlose Kleidung. Auch im Gespräch aber, selbst über Gegenstände der Dichtkunst und des ästhetischen Urtheils, äußerte sie sich stets mit einer fast schüchternen Anspruchslosigkeit, wie denn überhaupt Zurückhaltung einen Hauptzug ihres Charakters bildete. Zu den vielen Gaben, die das Glück ihr fehlen ließ, gehörte auch die Schönheit. Ihre Gestalt war klein, mit einer nachlässigen Haltung verbunden, und im Mißverhältniß zu der Länge ihres Kopfs wie der Männlichkeit ihrer Gesichtsbildung; und so erschien ihr ganzes Aeußere, in keiner Hinsicht anziehend oder auch nur Aufmerksamkeit erregend, fast ohne alle Bedeutung. Aber unter ihrem lichtbraunen Haar, das sie kunstlos gescheitelt und aufgeflochten trug, blickten ein paar sanfte, schwärmerische blaue Augen hervor, in denen sich ihre schöne Seele eben so treu, klar und offen spiegelte, als in den Werken ihres Geistes.

Dieſe athmen durchaus die reinſte, edelſte Geſinnung. Nur der Religion, der Liebe und Freundſchaft, der Kunſt und Natur, dem Vaterland und der Freiheit, was jedem Dichter, wie jedem Menſchen das Wichtigſte und Heiligſte ſein muß, war ihre Muſe geweiht. Mit einem in der That unermüdlichen Fleiß ihres poetiſchen Strebens hat ſie ſich in allen Gattungen der Dichtkunſt, ſelbſt der dramatiſchen, obwohl in dieſer nur wenig und unbedeutend, verſucht. Aber die vorherrſchende Form in all ihren Dichtungen, zu der auch ihr Genius, wie ſich ſchon aus ihrem Leben und ganzen Charakter erklärt, ſie vorzugsweiſe berief, iſt unläugbar die lyriſche Poeſie. Denn da ſie noch weit mehr eine poetiſche Natur, als eine Poetin war, ſo konnte ſie als dieſe, nur in der dichteriſchen Darſtellung jener, vollkommen erſcheinen. „Sie war," ſagt ein ſcharfſinniger Beurtheiler ihrer Novellen, in dem gehaltvollen, von Müllner redigirten Literaturblatt (1823. No. 60.), „eine ſo durchaus lyriſche Dichternatur, daß ihr jeder Verſuch, aus dem ihr von der Natur angewieſenen Kreiſe herauszutreten und in einer andern Sphäre bildend zu werden, mißlingen mußte. Tiefe, Stärke, Innigkeit und Zartheit der Empfindung, edle Begeiſterung für ſittliche Schönheit, feiner Sinn für Harmonie und Ebenmaaß, verbunden mit einer, wenn auch nicht reichen, doch blühenden Phantaſie, ſetzten ſie in den Stand, ihren Gedichten jenes lebhaft Ergreifende, oder ſanft Anziehende und Gewinnende zu geben, wodurch ſie ſo viel Beifall und Theilnahme bei verwandten Seelen (und das waren ihrer Natur alle ächt Deutſchen) — erwerben mußten. Allein dagegen fehlte es ihr ganz an einer ſichern,

festen, selbstständigen Weltanschauung, an dem Talent, aus sich selbst herauszugehen, und sich gleichsam in dem Gegenstande, den sie bilden wollte, zu verlieren, — denn dieser Gegenstand blieb nur immer sie selbst mit ihrem ewig bewegten, meist exaltirten Gemüthe — so wie an jener heiteren Ruhe des Geistes, ohne welche keine objective Gestaltung gelingen kann. Einen Beweis davon geben auch die hier anzuzeigenden Erzählungen. Nicht nur, daß sie in Hinsicht auf Erfindung sehr beschränkt erscheinen, indem sie fast sämmtlich dasselbe Thema, Liebe, in sehnsüchtig-elegischer Stimmung behandeln, sondern die Darstellung trägt auch überall das Gepräge von Mangel an plastischer Ordnungskraft, und man erkennt es deutlich, wie sich die Verfasserin freut, wenn sie in dem Gange der Darstellung auf Situationen trifft, die ihr gestatten, sich wieder in sich selbst zu versenken, und gleichsam in den Empfindungen zu schwelgen, die der behandelte Stoff in ihr erregt hat. Die ganze Welt um sie her bekommt, ohne daß sie es beabsichtigt, die Farbe ihres Innern, und man kann ihre Gemälde am besten wohl mit Mondscheinlandschaften vergleichen, welche gerade durch das Verschwimmen der Umrisse jenen phantastischen, zauberähnlichen Anstrich erhalten, der ein schwärmerisches Gemüth so vorzüglich antreibt. Dazu kommt, daß das vorherrschend Elegische im Ton und der Behandlungsart, an sich schon eine schwer zu beschränkende Herrschaft über Gemüther ausübt, die man wohl eigentlich weibliche nennen kann, wenn sie schon in äußerer Männergestalt erscheinen, und welche bei weitem die größere Anzahl derer ausmachen, die sich jetzt für Kunst und Literatur noch interessiren. Im Uebrigen gewähren diese Novellen immer

eine unterhaltende Lektüre, in ſo fern das Eigenthümliche einer ſo ſchönen Seele, wie die verewigte Dichterin war, unter allen Formen ein edles Gemüth anſprechen muß."

Da ich von der Wahrheit dieſes Urtheils vollkommen überzeugt bin, und überhaupt den Grundſatz hege, den ich bereits in meinen eignen kritiſchen Verſuchen freimüthig bekannt habe: daß die Strenge der Kritik, bei dem gegenwärtigen, ſo völlig merkantiliſchen, Zuſtande unſrer täglich mehr in Vielſchreiberei (ſelbſt der beſſern Köpfe) ausartenden Literatur, in eben dem Grade nothwendiger wird, je ſeltener man ſie leider werden ſieht; ſo konnte ich mich zu der Herausgabe dieſer Sammlung, aus Achtung für die Kritik, die Leſer und die verewigte Dichterin ſelbſt, nur unter der Bedingung einer Auswahl verſtehen, worauf ſich auch die Abſicht der Verlagshandlung lobenswerth beſchränkte. Indeß bin ich doch bei dieſer Auswahl nicht nach der ganzen Strenge des in der obigen Recenſion ausgeſprochenen Urtheils und meiner eignen kunſtrichterlichen Anſicht und Maxime verfahren, wozu mich folgende Gründe beſtimmten.

Von den Novellen und Erzählungen konnte ich die beſſern, d. h. diejenigen, welche ſich in Gehalt und Form als freie, nicht durch den Bedarf ſchriftſtelleriſchen Erwerbs hervorgebrachte Erzeugniſſe ihrer dichteriſchen Phantaſie bewähren, nicht ausſchließen. Wenn ſchon auch dieſe ſelbſt ſich weder durch Tiefe der Erfindung noch Vollkommenheit der künſtleriſchen Geſtaltung auszeichnen, ſo machen ſie doch die überall in ihnen, mit nur wenigen leiſen Schatten durchgeführte verſchönernde, obgleich eben deshalb nicht kräftig eindringende, Darſtellung des Lebens, viele eigenthümlich intereſſante Situationen und Charakterzüge, ſinnige Re-

flexionen und liebliche Schilderungen, vor Allem aber ein warmes Colorit und eine, zwar nicht scharf zeichnende und lebendig ergreifende, aber sehr gebildete und blühende Sprache, anziehend. Auch erkennt man in ihnen vorzüglich ein Gemüth, das aus eignem Bedürfniß dem Idealen huldigt. Unter den lyrischen Gedichten habe ich manchem, das gewiß mehreren ihrer Leser und Leserinnen noch durch eine andre als nur poetische Beziehung, besonders in Hinsicht auf Religion, Liebe und Freundschaft, werth geworden war, die Aufnahme nicht versagen können; und zu dem schönsten Kranze werden ja auch einfache Blätter, den Schmuck seiner Blumen zu erhöhen, erfordert. Ihr Rittergedicht, das Gottesurtheil, obschon es sich an Reichthum der romantischen Fiction und Schönheit der metrischen Form mit keiner der wenigen klassischen Dichtungen, die unsre vaterländische Poesie in dieser Gattung aufzuweisen hat, messen kann; und die lieblichsten ihrer kleinern epischen, wie ihrer elegischen und idyllischen Dichtungen, wozu sie unverkennbar ein entschiedenes Talent besaß, das daher der angeführte Kunstrichter ohne Zweifel auch mit unter dem Ausdruck: „lyrische Dichternatur" (in weiterer Bedeutung desselben) begriffen hat, durften in dieser Sammlung nicht fehlen. Aber selbst von ihren dramatischen Versuchen, wie gering sie auch sind, habe ich das Gelungenste hier mitzutheilen nicht unterlassen mögen, da sie für diejenigen Leser, denen es um die Kenntniß der Bildungsgeschichte der Dichterin zu thun ist, Interesse haben.

Für die Literatoren (ich verstehe unter diesem, von der schlaffen Kritik unsrer Tage auch oft lobhudelnd gemißbrauchten, Namen, nicht solche Schriftsteller, deren Werke

blos in abgeschriebenen Büchertiteln bestehen, wie die des Hrn. Professor Ersch) theile ich hier noch folgende bibliographische Uebersicht der sämmtlichen Schriften dieser Dichterin mit.

Die erste Sammlung ihrer lyrischen Gedichte erschien im Jahre 1808 in einem Bändchen, zu Leipzig bei Leopold Voß; eine zweite, auch Erzählungen enthaltende, unter dem Titel: Romantische Blüthen und Blätter, in zwei Theilen, 1817 und 1823 bei Gerold in Wien; das Gottesurtheil 1818 bei Hinrichs in Leipzig; der erste Band ihrer Novellen ebendaselbst 1819; der zweite 1822 bei Schrag in Nürnberg, und eine Sammlung von Erzählungen unter dem Titel: Schilderungen aus der Wirklichkeit, in einem Bande bei Leopold Voß in Leipzig. Dies sind die Werke, die sie selbst herausgegeben hat. Die zahlreichen Almanache, Taschenbücher, Zeitschriften und Unterhaltungsblätter aber, zu denen sie eine große Anzahl einzelner lyrischer Gedichte, Romanzen, Balladen, Novellen, Erzählungen, Mährchen und kleinere Aufsätze, vom Jahre 1799 an bis 1823, geliefert hat, sind folgende:

Schillers Musenalmanach, Jahrgang 1799. Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen von 1804 bis 1823. Eudora 1804. Streckfuß und Treitschke's Musenalmanach 1805. St. Schütze's Taschenbuch für Liebe und Freundschaft, von 1806 bis 1823. Die Minerva 1810. Urania, 1810, 1813 und 1815. Kuhn's Hortensia 1811. Rheinisches Taschenbuch 1817, 1820 und 1822. Theodor Hell's Penelope, 1818, 1820 und 1822. Heinemann's Ma-Ami und Pomona 1818 und 1820. Fouqué's Frauentaschenbuch, von 1819 bis 1822. Uthe-Spazier Sinn-

grün 1819. Coburgiſches Taſchenbuch 1821. Aglaja, 1822. Concordia, 1822. Charis, 1822. Cornelia, 1823. Caſtelli's Taſchenbuch: Huldigung den Frauen 1823. — Schiller's Horen 1797. Becker's Erholungen von 1803 bis 1807. von Halem's Irene, 1804. Becker's Guirlanden 1813. Eberhard's Saline 1812. Kind's Harfe von 1815 bis 1819. Kind's Muſe von 1821 bis 1823. St. Schütze's Wintergarten 1817, 1818 und 1821. Raßmann's Sonette der Deutſchen und Auswahl neuerer Balladen und Romanzen, 1818. Gebauer's Morgenröthe, 1818. von Biedenfeld's Feierſtunden, 1821 und 1822. Wiener Zeitſchrift für Mode, Kunſt und Literatur 1822. Weimariſches Modejournal, 1823. — Zeitung für die elegante Welt von 1812 bis 1823. Erholungen, ein thüringiſches Wochenblatt, 1812. Morgenblatt von 1814 bis 1820. Abendzeitung 1817 und 1821. Gubitz Geſellſchafter von 1817 bis 1819. Hundt von Radowsky Erzähler, 1819, und Schall's Deutſche Blätter für Kunſt, Theater und Literatur, 1823.

Die Anordnung meiner Auswahl aus dieſer großen Maſſe des Stoffes, wird man, hoffe ich, zweckmäßig finden, da ſie auf dem Begriff und Verhältniß der verſchiedenen Gattungen der Poeſie beruht. Der vorliegende erſte Band enthält: 1) die (im engern Sinn des Worte) lyriſchen Dichtungen, in denen ich die Lieder der Liebe, von Seite 5 bis 99, die Gedichte, welche Freundſchaft, Religion, Moral, Natur und Kunſt zum Gegenſtande haben, von S. 101—217, ſo wie die Sonette von S. 218—230 zuſammengeſtellt habe; 2) die elegiſchen und 3) die idylliſchen Dichtungen. Der zweite Band wird das Rittergedicht, das Gottesur-

theil und die kleinern epiſchen Dichtungen, die Balladen und Romanzen, der übrige Theil dieſer Sammlung aber die Erzählungen, Novellen, Mährchen, einzelne Aufſätze und dramatiſche Verſuche enthalten. Von den Liedern auf die Griechen, deren Müllner in einer der oben ausgezogenen Stellen ſeines Aufſatzes über den Tod der Dichterin erwähnt, habe ich unter ihrem ſchriftlichen Nachlaß, den mir der Bruder der Verewigten zum Behuf dieſer Auswahl mitgetheilt hat, kein einziges, und auch nur wenige noch ungedruckte Gedichte von ihr gefunden, die ich am Schluſſe des Ganzen bemerken werde.

Und ſo übergebe ich denn dieſes ſchätzbare und rührende Vermächtniß ihres Geiſtes meinen Leſern und Leſerinnen zu liebevollem Andenken an eine der edelſten unſrer vaterländiſchen Dichterinnen, die wir leider auch als eine der Beklagenswertheſten ihres Geſchlechts betrauern müſſen. Iſt aber den von dieſer Welt Geſchiedenen, aus einer andern, ein Rückblick in die hiernieden vergönnt, ſo wird ſie ſich für Alles, was ſie auf Erden gelitten, auch eines hohen irdiſchen Lohnes in der Verherrlichung ihres Gedächtniſſes erfreuen, die ihr, in der huldvollen Annahme dieſer Sammlung ihrer Werke, eine Fürſtin ihres Vaterlandes gewährt hat, deren erhabenen Adel des Geiſtes und Herzens das Wort unſres unſterblichen Herder ausſpricht:

„Nichts Größres konnt' aus ihrem Herzen Dir
Die reiche Gottheit geben, als Dich ſelbſt."

Halle, im Auguſt 1823.

Schütz.

Auserlesene

Dichtungen

von

Louise Brachmann.

Erster Band.

LIBR.
UNIVERS.
LIPS.

„Obgleich unglückliche Liebe dich in den Wogen begrub,
Lebt doch dein Name nach dir! —“

An Sappho, von Louiſe Brachmann.

Inhalt.

I. Lyrische Dichtungen . . . . . Seite 1

Prolog . . . . . — 3
Des Sängers Ruhestatt . . . . . — 5
Das Glück der Dichter . . . . . — 7
Das Räthsel der Zeit . . . . . — 9
An die Hören . . . . . — 10
Treue Liebe . . . . . — 11
An den Abendstern . . . . . — 12
Abschied . . . . . — 13
Festigkeit . . . . . — 15
Lieb . . . . . — 17
Tod und Leben . . . . . — 18
Macht der Treue . . . . . — 20
Gerechtigkeit . . . . . — 21
Das Mitleid . . . . . — 23
Die Sehnsucht . . . . . — 25
Trennung . . . . . — 27
Beruhigung . . . . . — 28
Gemilderter Schmerz . . . . . — 29
Erinnerung . . . . . — 31
Vergangenheit . . . . . — 32

Meine Freiſtatt	Seite	34
Sehnſucht nach der Heimath . . .	—	36
Entſchluß	—	38
Anklage und Rechtfertigung . . .	—	40
An meine Laute	—	42
Die Schuld	—	43
Todtenopfer	—	45
Letzte Bitte	—	46
Delphine	—	47
Grabſchrift	—	47
Kloſterſtille	—	48
Am Abend	—	49
Die Sterne	—	51
Das Vergißmeinnicht	—	53
Der liebe Geheimniß	—	55
Zwieſpalt der Vereinten . . .	—	56
Sympathie	—	57
Harmonie	—	58
Liebesglück	—	59
Liebeszauber	—	60
Das Eigenthum	—	61
Augenſprache	—	62
Die Schrift	—	63
Altdeutſches Volkslied	—	64
Schwediſches Abſchiedslied . . .	—	65
Das Hirtenmädchen	—	67
Warnung	—	68
Lohn des Zartliebenden	—	69
Der Liebende im Garten . . .	—	71
Der Frühlingsabend	—	73
An den Frühling	—	77
Kriegerlied	—	79
Des Kriegers Braut	—	80

Meine Wahl	Seite	81
Abſchied	—	83
Klage der Geliebten	—	85
Des Ritters Heimkehr	—	86
Nachtſtück	—	89
Am Abend nach der Schlacht	—	92
Das Frankengrab	—	93
Mariens Traum	—	95
Die Würde des Kriegers	—	96
Die Höhe des Kriegers	—	98
Die Sonne	—	99
Freundſchaft	—	101
Liebe und Freundſchaft	—	103
Beim Scheiden von einer Freundin	—	104
Eros und Hymen	—	105
Der Führer	—	106
Sidonie	—	109
Worte eines Engels	—	110
Am Geburtstage von ***	—	113
Der Frühling	—	115
An die Verfaſſerin des Walther von Montbarry	—	117
Der Frühlingsregen	—	119
An eine Roſe	—	120
Wettpreis der Minne	—	121
Die Augen	—	124
Der Brief	—	125
Der Frühlingsmorgen	—	126
Die Ruheſtätte	—	127
Die Erdgeiſter	—	128
Die Menſchheit	—	130
Klagen eines gefallenen Engels	—	131
Das Kind und das Leben	—	133

Hoffnung	Seite	135
Der Glaube	—	136
Glaubensmuth	—	138
Gleichmuth	—	139
Muth im Leben	—	140
Erhebung	—	141
Erinnerung	—	143
Geſchertes Loos	—	144
Der Wechſel	—	145
Die Zeit	—	146
Die rechte Zeit	—	146
An die Freude	—	147
Das Kind und die Frucht	—	148
Tiefes Gefühl	—	150
Stilles Heimweh	—	151
Spätes Erkennen	—	152
Zu ſpätes Licht	—	154
Troſt	—	154
Der höchſte König	—	155
Das Glück	—	155
Der Betrug	—	156
Stilles Loos	—	156
Erſatz	—	157
Verſchwiegenheit	—	158
Gefällige Moral	—	159
Das Verreiſen	—	160
Der Gärtner	—	162
Die Blumen	—	165
Der Rosmarin	—	166
Der Schwan	—	167
Das Roß	—	168
Der heilige Hubertus	—	171
Das Feuer	—	174

Feuer und Waſſer . . . . . Seite 175
Das Meer . . . . . — 180
Der Heilquell . . . . . — 182
Der Frühling . . . . . — 184
Der Sommer . . . . . — 186
Der Herbſt . . . . . — 189
Der Winter . . . . . — 191
Der Oſtermorgen . . . . . — 194
Pfingſtlied . . . . . — 195
Der Johannistag . . . . . — 197
Der Johannistag im Maurerbunde . — 200
Huldigung des Schönen und Edeln . — 202
Phantaſie . . . . . — 203
Die Muſe . . . . . — 204
Amor und die Muſen . . . . . — 205
Das Muſenroß . . . . . — 207
Die Poeſie . . . . . — 208
Dichterberuf . . . . . — 209
Dichterſtimme an Regentagen . . — 210
Die Flügel . . . . . — 211
Künſtlerempfindung . . . . . — 213
Der Borgheſiſche Genius . . . — 214
Guido's Aurora . . . . . — 215
In das Stammbuch eines Künſtlers . — 216
Die innere und äußere Welt . . . — 216
Aerzinen . . . . . — 217

Sonette.

An meine Schweſter Amalia . . . — 218
An meine Sidonie . . . . . — 219
An Novalis . . . . . — 220
An Aug. Wilh. Schlegel . . . — 221
Nach der Geneſung . . . . . — 222

Die Thräne . . . . . Seite 223
Die Unglücklichen . . . . . — 224
Erfüllung . . . . . — 225
Der Kirchhof . . . . . — 226
Rom . . . . . — 227
Die Jahreszeiten, in vier Sonetten . — 228

II. Elegiſche Dichtungen . . . — 231

Antigone . . . . . — 233
Antinous . . . . . — 235
Phantaſie und Gefühl . . . . — 235
Macht der Erinnerung . . . . — 236
Die Sommernacht . . . . . — 239
Troſt im Winter . . . . . — 240
Der Berg . . . . . — 242
Der See . . . . . — 242
Der Wellenſpiegel . . . . . — 243
Das Element . . . . . — 243
Die Pole der moraliſchen Welt . . — 243
Haß und Liebe . . . . . — 244
Epheu und Fichte . . . . . — 244
Die Wünſche . . . . . — 245
Die Tugend . . . . . — 245
Klugheit der Alltagswelt . . . — 246
An Roger . . . . . — 246
Das Verbrechen . . . . . — 247
Glück und Unglück . . . . . — 247
Gedächtniß . . . . . — 247
Mädchenſpiele . . . . . — 248
Unverwundbarkeit . . . . . — 248
Der Ueberwundene . . . . . — 249
Geliebte Feſſeln . . . . . — 249
Schweres Kunſturtheil . . . . — 249

Die Jahreszeiten. An Sidonie . . Seite 249
Bescheidene Schönheit . . . . — 250
Gegenwart und Vergangenheit . . — 250
Ungerechter Tadel . . . . . — 250

III. Idyllische Dichtungen . . — 251

Die Rettung. Erste Idylle . . . — 253
Die Rettung. Zweite Idylle . . — 258
Lykaon und Cubba . . . . — 262
Wechsel der Liebe . . . . — 268
Die Hirten-Knaben . . . . — 271
Die Brüder . . . . . — 273
Das Gut . . . . . — 276
Die Najade . . . . . — 278
Gärtner-Idylle . . . . . — 281
Jagd und Blumenlese . . . . — 283

Druckfehler.

Seite	IX	Zeile	2	statt	ihr, lies: ein
—	XI	—	2	—	beſetzten, l. beſetzte
—	—	—	12	—	Alles, l. alles
—	XII	—	5	—	das, l. des
—	XIV	—	22	—	wahre, l. wahren
—	XVIII	—	1	—	Moſchos, l. Moſchus
—	XXXVI	—	2	—	einmal, l. einmal,
—	—	—	6	—	des, l. der
—	LIII	—	4	st.	wohlwollenſten, l. wohlwollendſten
—	LXIV	—	8	st.	eigenhändig, l. eigenhändig,
—	9	Zeile	21	leſe	man: Die statt di
—	21	—	4	—	— vergeſſend st. vergeſſen
—	57	—	16	—	— mächt'gem st. mächt'gen
—	72	—	8	—	— heil'gem st. heilgen
—	79	—	12	—	— gar st. ja
—	93	—	18	—	— getränkten st. gekränkten
—	129	—	6	—	— ihm, st. ihn
—	148	—	9	—	— nicht dir st. nicht
—	157	—	18	—	— dann st. denn
—	205	—	2	—	— Iſt's st. iſt
—	211	—	11	—	— man st. mein
—	241	—	11	—	— Stunden st. Schatten
—	250	—	10	—	— Jene st. dieſe, und:
—	—	—	—	—	— dieſe, st. jene
—	261	—	27	—	— himmliſches st. himmliches

I.

Lyrische Dichtungen.

LIBRARY

Prolog.

In meiner Kindheit lichte Roſenauen,
In meiner Vorzeit lächelndes Gebiet,
Lad' ich Euch ein, mit liebendem Vertrauen,
In jenes Land, das freundlich glänzt und blüht!
Ihr ſeht am Himmel düſtre Wolken grauen;
Der Sturm erwacht; der goldne Morgen flieht! —
So floh die Zeit in kindlich heitern Scherzen,
Doch blieb ihr Schimmer noch im tiefen Herzen.

Und an dem Licht aus jenen goldnen Zeiten
Entfaltet ſich des Geiſtes Blumenflor;
Die holden Schimmer, die herüber gleiten,
Sie heben ſanft im Traum die Seel' empor.
Sie kennt und faßt in jenen ſeel'gen Weiten
Das ſüße Glück, das ſie im Lenz verlohr;
Und was der Tod ihr ließ in Nacht verſinken,
Es blüht und glänzt vor höhern Zaubers Winken.

Die Göttin iſt's, die mit dem Wunderſtabe
Aus kalten Oeden Paradieſe ſchafft;
Die liebend winkt, und aus dem dunkeln Grabe
Die Schatten ruft mit heil'ger Zauberkraft;
Uns wiedergiebt die heiß beweinte Habe,
Die uns ein grauſam Loos hinwegaerafft;
Die ſanfte Göttin, der die Schatten weichen,
Ihr Nahm' iſt: Phantaſie, in ſeel'gen Reichen.

Sie hat auch mir mein Gut zurückgegeben,
Verſchönert in der Iris Farbenbad.
Ihr heil'ger Flug darf kühn ſich aufwärts heben,
Sie landet an dem himmliſchen Geſtad!
Vereint durch ſie mit meinem liebſten Leben,
Fand ich zur Heimath den verlohrnen Pfad!
Wollt Ihr bei Blüthen meiner Heimath weilen,
Gern will mit Euch des Herzens Lenz ich theilen!

Des Sängers Ruheſtatt.

Die Nacht iſt ruhig; dort am Hügel zeigt
Der volle Mond ſein blaſſes Angeſicht;
Dort aus des Meeres blauen Fluthen ſteigt
Der Abendſtern mit zitternd mildem Licht.

Nur hier und da grünt hohes Farrenkraut
Am ſchweigenden Geſtade; Dämmerſchein
Erhellt die Flur, und ſchwacher Geiſterlaut
Irrt melancholiſch durch den Fichtenhain.

Hier, wo der Mond ſein mattes Silber ſtreut,
Der laute Bach Gefild und Hain durcheilt,
Hier nimm mich auf, vertraute Dunkelheit,
In deren Schatten die Begeiſtrung weilt.

An dieſer Eich', um die noch Siegmars Sohn
Den unentweihten Kranz der Freiheit ſchlang,
Durch deren Wipfel oft der Bardenton
Zu Wodans friedlichem Gewölb ſich ſchwang.

Hier ſoll die Ruhe meiner Harfe ſein,
Wenn, bald vielleicht, mich Todesnacht umwallt,
Daß noch ihr leiſer Klang im Vollmondſchein,
Bei ſtiller Luft am Hügel wiederhallt.

Dann hört vielleicht ein edler Menſch den Laut
Und ſagt, wenn ihn ſein Pfad vorübertrug:
„Hier ruht ein Herz, das dem Geſang vertraut,
Für Menſchlichkeit auch edelglühend ſchlug.“

Dann Segen Dir, Verwandter hier und dort!
Der mild noch mein gedenkt im dunkeln Haus. —
O wiſſ', es ruht dies Herz am ſtillen Ort
Von manchen bittern ſchweren Kämpfen aus.

Bedeckt mit Wunden iſt die Bruſt, die hier
In Staub zerfällt, des frühern Wohllauts bar;
O ſchenk' als Lohn, die Gunſt des Himmels Dir
Ein mildres Schickſal, als das meine war!

Das Glück der Dichter.

Wagt es nicht, uns thöricht zu beklagen,
Ihr, die, Kinder blos der Wirklichkeit,
Nach dem Glück des Alltagslebens jagen!
Welches Loos uns auch das Schicksal beut,

Glücklich sind wir! die zwei schönsten Looſe
Fielen uns, die nur das Leben kennt:
Wie das Kind, der Unschuld froh im Schooße,
Das ja glücklich jedes Alter nennt,

Dürfen wir mit holden Bildern spielen
Und mit Blumen aus dem Paradies
Lichtentsprossen, unter Lenzgefühlen
Und bei Tönen, herzberauschend süß.

Und das zweite, was die Menschen preisen:
Jenes Loos der königlichen Macht,
Die gebietend schafft in ihren Kreisen,
Ward auch uns vom Schicksal zugedacht.

So auch rufen wir in unsern Welten
Großes, Schönes, Herrliches hervor,
Lassen Großmuth üben, Recht vergelten;
Heben Tugend aus dem Staub empor.

Und nicht Träume mögt Ihr dieſes nennen:
Jene Blumen, die wir liebend ziehn,
Werden, wo des Lebens Schmerzen brennen,
Lind vielleicht manch trauernd Herz umziehn!

Und an Bildern, auf Begeiſtrungsflügeln
Kühn entführt aus höherm Thatenland,
Wird vielleicht manch edler Geiſt ſich ſpiegeln;
Und das Lied wird künft'ger Thaten Pfand.

Das Räthſel der Zeit.

Wer kennt das Räthſel? Die geheimnißvolle Zeit?
Oft, ach! mit Flügelſchnelligkeit,
Flieht ſie dahin in unſern Wonneſtunden, —
Zum Augenblicke wird der längſte Tag;
Vergebens ſtrebt ſie unſers Herzens Schlag
Zurückzuhalten, ach! ſie iſt entſchwunden,
Eh ſie zu faſſen noch der Geiſt vermag!
Kurz iſt das Leben! ruft mit bangem Sehnen,
Der heiß nach Glück und der nach Weisheit ringt;
Der mächtig wünſcht den Fittig auszudehnen
Ins Reich des Wiſſens, das kein Geiſt durchdringt.

Doch iſt das Glück gewichen von dem Herzen,
Wie dehnt ſie ſich zu wüſter Ewigkeit!
Am Bett geliebter Kranker; unter Schmerzen,
Erliegend; in der Kerker-Dunkelheit.
Selbſt da, wo ein verheißner Sonnenblick
Der Wonne grauſam zögert zu erſcheinen,
Wie dünkt ſie lang! Als kehr' im Lauf zurück
Ihr Fuß, will öfters der Gequälte meinen.

So zeigt ſie ſtets di wechſelnde Geſtalt,
Und ſo gebietet ſie dem armen Leben,
Mit übermüth'ger herrſchender Gewalt! — —
Dem Proteus gleich, der Sphinr der alten Zeit,
Und niemand wagt den dunkeln Sinn zu löſen. —
— O wer das Räthſel erſt im innern Weſen
Der Menſchenbruſt verſtünde! Ohne Streben
Hätt' er auch ihres Räthſels Sinn gefunden!
Denn nur das Herz giebt Maß für Tag und Stunden.

An die Horen.

„Schöne himmliſche Schweſtern, leichte Horen,
Fliehet, ſo lang mich Jugendlocken kränzen,
Flieht in ernſter Geſtalt vor meiner heitern
Seele vorüber!“

Alſo fleht' ich euch an zur Zeit der Freude,
Und bis zur Wohnung ſeel'ger Götter drangen
Meine Worte, da ward mir bald des Flehens
Ernſte Gewährung.

Schöne Horen, ach, wohl zu ſtreng erfüllet
Ihr, was ich flehte! Ja nun wird mich nicht mehr
Der zu mächtige Reiz der jugendlichen
Freude berauſchen!

Nicht gemildert nur habt ihr meines Frühlings
Blendendes Licht, ach nein, es ganz verloſchen!
Meines Lebens geliebte ſüße Blüthen
Habt ihr gebrochen!

Und wohin denn, zu welchem Blumenlande
Trugt ihr auf luft'gen Flügeln meine Holden?
Sollte nicht auch für mich die ſtille Pforte
Freundlich ſich aufthun?

Ihr ja öffnet und ſchließt des Himmels Thore;
Habt ihr nicht auch den Schlüſſel, der zu jenen
Seel'gen Thälern mich führen könnt', in jenen
Ewigen Frühling? —

Treue Liebe.

Laß ſtürmen hin, laß ſtürmen her,
Mein Herz, und zage nicht!
Sei ruhig wie der Fels im Meer,
An dem die Woge bricht.

Zwar trennt von ihr, für die Du ſchlägſt,
Dich grauſam das Geſchick,
Sei dennoch ruhig, Herz! Du trägſt
In Dir Dein Leid und Glück.

Sie bleibt Dein Theil, ſie bleibt Dein Gut,
Wie fern Du von ihr biſt.
Wer raubte, was mit Felſenmuth
Ein liebend Herz umſchließt!

So wahr' es denn in tiefſter Bruſt
Dies Kleinod feſt und rein!
Wenn alles Du verlaſſen mußt,
Bleibt treue Lieb' allein.

Sie iſt Dir Troſt, ſie iſt Dir Licht,
Wenn alles Dich verläßt,
Wenn alles wankt und ſtürzt und bricht,
Steht ſie doch ewig feſt.

An den Abendſtern.

Du blickſt ſo lächelnd auf mich nieder,
Du kleiner ſanfter Abendſtern,
Als hörteſt Du die leiſen Lieder
Der ahnungsvollen Schwermuth gern.

Wenn alles ſchläft, erweckt Dein Feuer
Der ſtillen Nacht, wie Melodie;
Der Sehnſucht Klagen, und ihr Schleier,
Verräth die heißen Thränen nie.

Dann ſtrahlſt Du holder Himmelsfunken
Mir Troſt ins kranke Herz herab.
Und es erſteht mir wonnetrunken
Die Hoffnung aus der Zeiten Grab.

Oft ſchon wenn ich mit heißem Sehnen
Begrüßte meiner Liebe Bild,
Da blickteſt Du in meine Thränen
Und machteſt meinen Kummer mild.

Und wenn ich ſüßem Traum mich weihte,
Da folgte mir in dunkeln Hain
Von Deiner himmelblauen Weite
Wie Freundesblick Dein Silberſchein.

Abſchied.

Leb wohl! leb ewig wohl, Alide!
Nicht länger trag' ich dieſe Pein.
Wohl ſcheid' ich; denn ich bin es müde
Stets Deiner Launen Sclav zu ſein.
Ich zieh in fremdes Land noch heute,
Dies iſt des Herzens feſte Wahl.
Zwar ſteh' ich noch an Deiner Seite,
Doch wiſſ' — es iſt das letzte mal!

Sie ſchlingt den weichen Arm um meinen,
Sie hält mich auf, ich ſoll nicht gehn.
Was hilfts die Hände zu vereinen,
Wenn ſich die Herzen nicht verſtehn.
Sie ſtrebt zur Laube mich zu leiten,
Wo ich den erſten Kuß ihr ſtahl; —
Wohlan, ich will Dich hingeleiten
Doch, — dies gewiß zum letzten mal!

Ja! Deinen Anblick will ich fliehen!
Der einſt ſo hold, ſo ſüß mir war.
Was ſoll der Wangen zärtlich Glühen?
Was blickt Dein Aug' ſo wunderbar?
Ich kann die Luſt nicht unterdrücken
An Deines Blickes Himmelsſtrahl!
Muß noch einmal in's Aug' Dir blicken,
Doch ach — dies war das letzte mal!

Da rief ſie ſchmelzend: O verzeihe!
Und drückte liebend mich an ſich.
Nie brach ich, Holder, Dir die Treue;
Verzeih'! nur prüfen wollt' ich Dich.
Vergüten will ich nun die Schmerzen,
Dir lohnen all' die bittre Qual,
Nie mehr ſo grauſam mit Dir ſcherzen,
Es war gewiß das letzte mal!

Feſtigkeit.

Schwachheit und Mißtraun waren ja die Schlangen,
Die früher ſchon Dein wankend Herz umſtrickten,
Die mit Dir um den Preis des Glückes rangen,
Dich Deines Lebens Paradies entrückten.

O laß ſie nicht noch einmal Dich umwinden,
Was iſt die Güte, wenn die Kraft ihr fehlt?
Noch darfſt Du das Verlohrne wiederfinden,
Haſt gegen ſie Du feſt Dein Herz geſtählt.

Verſchließe vor den Stimmen Deine Ohren,
Die neu Dir flüſtern feindlichen Verdacht!
Zu edelm, freiem Lieben nur geboren
Biſt Du, und ſtark iſt edler Herzen Macht.

O laß Dir nicht das Götterbild verdunkeln,
Das innig treu Dein beßres Selbſt verehrt!
Die Sterne, die wohl in Dein Innres funkeln,
Sie zeigen Dir verkannten theuren Werth!

Es kömmt der Stolz dem Mißtraun gern entgegen,
Und braucht die Waffen, die dies heimlich ſtählt.
O ſagt Dir nicht Dein Herz in bangen Schlägen,
Daß auf dem Weg Verderben Du gewählt?

Und können ſie das Glück Dir wiedergeben,
Das Du geopfert ihres Haſſes Luſt?
Das Gut, das Du erkannt im tiefſten Leben,
Bewahr' es treu in ſichrer reiner Bruſt!

Dem Sclaven bleibt kein freudiges Bewegen,
Ihm, den der Haß mit Ketten hart beschwert;
Dem Vogel gleich darf leicht die Flügel regen,
Wer frei ins Aethermeer der Liebe kehrt.

Lied.

Mein Liebſter iſt gezogen
Wohl in ein fremdes Land,
Es ſpielen finſtre Wogen
Um ſeines Lagers Rand.

Mein Liebſter iſt gegangen
Wohl in die Heldenſchlacht,
Es glänzt des Morgens Prangen
Nicht in des Todes Nacht.

Die kalten Stürme wüthen
Und toben rings umher,
Mein Liebling ſchläft im Frieden,
Und fühlt den Sturm nicht mehr.

Es ruft mit ſtolzem Prangen
Der Fahnen Wehn zur Schlacht,
Er iſt zur Ruh gegangen
Wohl in die Schlummer-Nacht.

Und Blumen blühn und Bäume
Im ſchönen Heimathsland!
Mir hat den Lenz der Träume
Ein kalter Sturm entwandt.

Nun weckt des Frühlings Prangen
Mir Freud und Hoffnung nicht,
Sie ſind zur Ruh gegangen,
Wie meines Herzens Licht.

Tod und Leben.

Hefte nicht zu warm im Leben
Auf ein theures Gut den Blick!
Treuer Sehnſucht Wünſche ſtreben
Ach, umſonſt nach feſtem Glück!

Geht dein holder Freund zur Ferne:
Zittre, armes Mädchenherz,
Ob ihm glänzen Lebensſterne,
Ihn umſchaure Todesſchmerz.

Thränen, die dem Tode floſſen,
Glühen dennoch heilig ſüß.
Herbre werden dem vergoſſen,
Was im Leben uns verließ.

Wird er von der Erde fliehen?
O der Tod — er raubt ihn nicht!
Aus der Liebe Grabe blühen
Schönre Roſen an das Licht.

Sein geliebtes Bild umgeben
Wird ein lichter Himmelsſchein,
Und ihn wird der Schmerz erheben
Zu der höchſten Engel Reih'n.

Alſo lebt der Todtgeglaubte:
Dennoch — fürchte, tiefe Bruſt,
Was der Tod dir nimmer raubte,
Raubt vielleicht des Lebens Luſt.

Ueber Zeit und Grab erheben
Darf ſein Gut ein edler Schmerz;
Stirbt ſein Lieben dir im Leben:
Dann — o brich, verarmtes Herz.

Macht der Treue.

Die Liebe klagt mit naſſem Blick,
Daß ſchnell die Zeit entflieht,
Daß ſie ihr kaum umfaßtes Glück
Ihr noch ſo bald entzieht.

Die Blume glänzt; die Nachtigall
Beſingt das Wonnefeſt.
Ach, bald verſtummt der ſüße Schall!
Die Blum' entfärbt der Weſt.

Der Abend kommt zurück ins Thal,
Doch fern' iſt Wonn' und Glück,
Es hellt nicht mehr der Mondenſtrahl
Des Lieblings holden Blick.

Doch herrſcht nicht ob der Zeiten Flug
Der Liebe Göttermacht?
Was auch dahin der Wechſel trug,
Voll Stern' iſt ihre Nacht.

Still zieht ſich in ſich ſelbſt zurück
Das liebende Gemüth;
Da wird es hell dem matten Blick,
Der Frühling glänzt und blüht.

Die Treue ruft zurück die Zeit
Mit all der ſüßen Luſt.
Sie liebt, und trägt die Ewigkeit
In ihrer tiefen Bruſt.

Gerechtigkeit.

Warum klagen, trüben Muthes,
Oft wir an die arme Welt,
Daß vergessen unser Gutes
Sie nur Fehlerrechnung hält.

Hab' ich dort nicht kühn bezwungen
Auch die stärkste Leidenschaft?
Hier nicht schönen Sieg errungen
Durch des edlen Willens Kraft?

Und das Alles nun vergessen?
Und die kleinsten Schwächen zählt
Man mit klügelndem Ermessen,
Und kein Tadel wird verhehlt.

Nur der Schein, der gilt; im Innern
Fühlt der Freund auch noch so treu,
Nur ein klein Versehn — Erinnern
Alles Alten ist vorbei.

Doch es wägt mit gleicher Waage
Uns das liebende Geschick.
Was dem einen fehlt der Tage,
Bringt der andre reich an Glück.

Nur gerecht und nur bescheiden
Wäge, Herz, was dir bestimmt!
Was an Schmerz dir ward und Freuden,
Was das Leben giebt und nimmt.

Ach, ich finde ſtill ergeben:
Hat man ſchuldlos mich betrübt,
Ward ich öfter nicht im Leben
Unverdient ſo heiß geliebt?

Das Mitleid.

Alle Triebe müſſen Dir ſich neigen,
Hohe, heil'ge Geiſterkönigin,
Mächt'ge Liebe! Aller Wünſche Streben,
Alle Kräfte, die ſich frei erheben,
Sinken Dir zu Füßen dienſtbar hin.

Du gebeutſt! und kühn, mit Heldenfeuer,
Stürzt die bange Zagheit in Gefahr;
Und der Ehrgeiz läßt ſein Banner ſinken,
Wo der Sehnſucht mächt'ge Sterne winken,
Bringt er Dir ſein Glück zum Opfer dar.

Wer Dir dient, der kennt nicht heim'ſche Erde,
Du erſt zauberſt ihm ein Vaterland,
Lächelnd thronſt Du auf der Größe Trümmern.
Aus des Prunkpallaſtes Marmorzimmern,
Zieht zur Hütte uns Dein magiſch Band.

Was iſt Schmerz? O Tauſende, ſie bieten
Sich dem Tode dar auf Deiner Spur,
Zu erringen Dein beſeeligt Leben,
Nicht mehr zagt vor ird'ſchen Schmerzes Beben
Dann die ſchwache ſterbliche Natur.

Einer nur, von allen mächt'gen Trieben,
In der vielbewegten Menſchenbruſt,
Einer nur wird nimmer vor Dir weichen,
Siegend trägt er Deine lichten Zeichen,
Einer gleichen Abkunft ſich bewußt.

Nimmer wird Dein ſüßer Frühling grünen,
Haſt daraus den Bruder Du verbannt,
Ruht Dein Glück auf ſeinem Untergange,
Ewig tritt er mit der bleichen Wange
Dir entgegen, die ſein Recht verkannt.

Magſt Du Klugheit, Stolz und Schmerz beſiegen,
Nur den Himmelsgeiſt, das Mitleid, nicht!
Einem Lichtquell ſeid ihr Weib' entſprungen,
Eines wächſt ins Andre feſt verſchlungen,
Und mit ihm verliſcht Dein Zauberlicht.

Die Sehnſucht.

Ein leiſer Nebel dämmert auf den Wogen
Des ſtillen Stroms im Schooß der Unterwelt.
Doch heiter liegt, umkränzt von Iris Bogen,
Der Ruhe Land, von Frühlings-Glanz erhellt.
Die Haine ſind von Blüthenduft durchzogen,
Mit ſüßem Wohllaut iſt die Luft geſchwellt,
Und alles Schöne herrſcht und alles Holde
Auf dieſer Fluren lichtem Blumengolde.

Der graugelockte Schiffer lenkt den Nachen,
Und winkt der Schatten ſchweigendem Verein.
Wohl freudig ſchlief, um jenſeits zu erwachen,
Manch armes Herz zur Ruh' des Todes ein:
Hier wird der Tugend heil'ge Kraft dem Schwachen,
Und Kühlung winkt nach ſchwüler Tage Pein,
Der finſtre Schiffer prüfet ſtreng die Schatten,
Den Würd'gen nur den Eingang zu geſtatten!

Und mitten in der Schatten ſtiller Feier
Erſcheint ein Weſen himmliſcher Geſtalt;
Die ſchönen Züge von dem Thränenſchleier
Der ſanften Schwermuth dämmernd überwallt.
Doch aus den Augen bricht ein himmliſch Feuer,
Mit wundermächt'ger rührender Gewalt,
Ihr Anblick weckt Erinn'rung vor'ger Schmerzen,
Doch mächt'ger faßt ihr ſüßer Reiz die Herzen.

„Wer biſt Du?“ fragt der ernſte Fährmann düſter;
„Du biſt kein Schatten, irdſcher Form entwandt!“
„Ich bin“ — ſo tönt des ſüßen Munds Geflüſter —
„Der Liebe Sehnſucht von der Welt genannt.“ —
„Dann geh' zu Fluren trauriger und wüſter!
Von dieſem Ufer iſt Dein Fuß verbannt.
Was Unruh bringt, muß fern von hier entweichen,
Ein ew'ger Friede herrſcht in dieſen Reichen.“ —

„O banne nicht mich aus des Friedens Hainen,
Zu tief bin ich der Menſchen Bruſt verwebt.
Nicht Himmel mehr würd' ihnen Himmel ſcheinen,
Wär' ich auf ewig ihrem Blick entſchwebt.
Nur edlem Wunſch kann ſich das Glück vereinen,
Der iſt nicht ſeelig, der nicht liebend ſtrebt.
Die mir geweiht, die edeln zarten Seelen,
Sie werden frei, noch hier, ſich mir vermählen.“

Trennung.

Ich scheide jetzt aus eurem frohen Kreise;
Lebt wohl, ihr Theuern, und gedenket mein!
Ein schwüler Tag und eine ernste Reise
Liegt vor mir, ach! wie wird mein Abend sein?

Wird noch dereinst ein Sonnenstrahl mir glänzen?
Nach schwerem Tagwerk mild ein Ruhestern?
Ach, Freunde, fern von eures Bodens Grenzen
Flieht auch das Glück von meinem Herzen fern!

Ich fühle jetzt in seiner ganzen Schwere,
Den ich erwählt, den heiligen Beruf;
Der Rosentraum erblaßt in düstrer Leere,
Den jugendlich die Phantasie mir schuf.

Die Wirklichkeit bannt mich in ihre Schranken;
Was wollt' ich sein? was kann, was werd' ich sein?
Gebunden sind die Flügel der Gedanken,
Und fruchtlos nur bleibt tiefe Sehnsucht mein.

Hinan muß ich des Lebens rauhe Höhen,
Ihr bleibt zurück, Gefährten schönrer Zeit,
Ihr laßt allein den steilen Weg mich gehen,
Wo mir kein Freund die Hand zur Hülfe beut.

Ach laßt, Geliebte! laßt mich schweigen, weinen,
Um unsern Abschied, um mein bessres Sein!
Mög' euch ein mildrer Stern des Lebens scheinen! —
Lebt wohl, ihr Theuern, und gedenket mein.

Beruhigung.

Sanft geht die dunkle Bahn hinab,
Und unten iſts ſo kühl.
Birgt nicht das tiefe, ſtille Grab
Der liebſten Wünſche Ziel? — —

Nur Wieg' iſt dieſes Leben ja
Der kindlichen Natur;
Die treue Mutter iſt uns nah,
Zeigt uns die lichte Spur. —

Der Tag iſt lang und unruhvoll,
Doch freundlich trifft ein Strahl
Aus ihren milden Augen wohl
Des Kindes Wieg' einmal.

Und wenn die ſtille Nacht beginnt,
Dann nimmt an's weiche Herz
Sie liebend ihr verlaſſnes Kind,
Und ſtillt des Kleinen Schmerz.

Dann, unter ſüßen Melodien,
Schläft ſanft das Kindlein ein;
Die Blumen goldner Träume blühn
In ſeinen Schlaf hinein.

Drum ſtill, mein Herz, Vielleicht einmal
Tönt noch mit leiſem Klang
Auch Dir, beim letzten Sonnenſtrahl,
Ein ſanfter Schlafgeſang.

Gemilderter Schmerz.

Ach leben laß, nur leben den Geliebten!
Mein Gott! Ob dann auch Trennungsſchauer wehn,
Dann darf der Blick des ſehnenden Betrübten
Daſſelbe Licht, denſelben Tag doch ſehn. —

So lang das dunkle Thor noch nicht geſchloſſen,
Iſt auch der Hoffnung kühner Flug noch frei;
In Thäler, wo Erinnerungsblumen ſproſſen,
Trägt ſie das Herz in holder Schwärmerei,

Und ſagt: Sie kann, ſie wird Dir wiederkehren
Die ſeel'ge Zeit, wo Dir ſein Blick geſtrahlt!
Gemildert ſind der Trennung bittre Zähren,
Wenn drin ſich Morgenroth der Hoffnung mahlt.

Ach wohl! noch trinkt deſſelben Lichtes Quelle
Mit ihm mein Aug'; ihn hüllt dieſelbe Nacht;
Uns beid' umſpielt des irdiſchen Lufthauchs Welle,
Uns beid' entzückt deſſelben Frühlings Pracht.

Wenn hier der Morgen glänzt, ſo ruf ich: „Eile!
Und bring' ihm Roſen, mit dem Flügelſchritt!“
Senkt ſich die Sonn' in's Meer, ſo fleh ich: „Weile
Noch lang' bei ihm und leuchte ſeinem Tritt!

Und glüh' noch lang um ſeiner Berge Gipfel
Verheißend, wenn ſein Herz verwaiſt ſich fühlt!
Indeß um meiner ſtillen Haine Wipfel
Der Schimmer nur noch matt und ſcheidend ſpielt.“

Wo weilt er jetzt? Wo bringt er muthbeflügelt
Zu fernen Höhn? Welch Thal durchſtreift ſein Blick?
Und welches glückliche Gewäſſer ſpiegelt
In fremdem Land ſein ſchönes Bild zurück?

In ſchwärmeriſcher Mondnacht hehrem Schweigen,
Wenn ſehnender das Herz den Buſen hebt,
Dann ſag' ich mir: „Noch iſt das Glück mein eigen,
Weilt er auch fern, er iſt noch mein, er lebt!

Und zieht nun erſt das Heer der ew'gen Sterne
Am Himmel auf und trennt der Wolken Flor,
O dann entweicht die kleine Erdenferne,
Dorthin vereint ſieht unſer Blick empor."

Ja, in der Seelen ſtillem Zug begegnen
Auf jener Welten Bahn ſich Blick und Blick;
Mit lichten Strahlen, die hernieder regnen,
Kömmt Wonn' in des Getrennten Herz zurück.

Und Treue liſpelt aus dem Glanz der Sterne:
Dies war ein Blick von ihm, der in Dein Herz
Süßſtrahlend drang. — Vernichtet iſt die Ferne
Und höchſtes Lieben weiht ja erſt der Schmerz.

Erinnerung.

Wie ſo ganz dahingegeben
In ein dämmernd fernes Land?
Wie ſo ganz mit Seel' und Leben
Lieb' und Sehnſucht hin gebannt?

O was zieht nach jener Ferne
Stets mein heißes Herz zurück?
Lächeln dort die goldnen Sterne?
Wohnt es dort mein ſüßes Glück?

Ach trotz allem Widerſtreben
Zieht des Schickſals ſtrenge Hand
Mich hinaus ins wüſte Leben,
Meiner Sehnſucht unbekannt.

Tauſend goldne Bilder wanken
Um mich her von künft'ger Zeit,
Doch der Liebenden Gedanken
Hat Erinnrung nur geweiht.

Hat ſie auch der bunte Schimmer
Einen Augenblick entwandt,
Ach, die Treuen kehren immer
Heimwärts nach dem Vaterland.

Ja zu Dir, geliebte Ferne,
Sehnt ſich ſtets mein Herz zurück!
Dort nur glühn die gold'nen Sterne!
Dort nur wohnt mein Lebens-Glück!

Vergangenheit.

Wo biſt Du hin mit Deiner ſanften Helle,
Du Frühlingsſonne meiner goldnen Zeit?
Verlaſſen ſteh' ich auf der öden Stelle,
Dem Wohnplatz früh entſchwundner Seeligkeit;
Iſt dies der Fels noch, dies die muntre Quelle,
Und dies des Waldes grüne Dunkelheit,
Wo in der Freundſchaft zartem heil'gen Bunde
Mir ſeelig floh des Lebens Morgenſtunde?

Bin ich gelöſt ſchon von des Körpers Banden,
Ein Duftgebild, ein eitler Schatten nur?
Der unbefriedigt aus dem Grab' erſtanden,
Nach Ruhe lechzend, ſucht die theure Spur?
Was bin ich noch, da meine Freuden ſchwanden?
Was hält mich hier auf der verwaiſten Flur?
Nur Liebe kann der Seele Daſein geben;
Das Leben flieht mit des Geliebten Leben!

Es ſtirbt das Herz, wenn ſeine Theuern ſcheiden,
Im Schmerz verſiegt das zärtlich heiße Blut.
So mußt' ich vielfach ſchon den Tod erleiden!
Mit meinen Freunden ſtarb mein Jugendmuth. —
Und ſollt' ich nicht die theure Gegend meiden,
Auf der für mich ein ew'ges Dunkel ruht?
Ich weiß, umſonſt iſt meiner Liebe Sehnen,
Und fühllos bleibt das Grab bei meinen Thränen.

Und doch iſt's mir, als wohnt' ein heilig Leben
Auf dieſer Stätte, wo ihr Fuß gewallt,
Wo von des Laubes deutungsvollem Beben,
Wo mir vom Quell der Laut der Sehnſucht hallt;
Ich ſeh' in Wolken, die vorüberſchweben,
Noch oft der Freunde liebliche Geſtalt,
Und glaub', in ſüß wehmüth'gem Wahn verloren,
Zurück zu zaubern die entſchwundnen Horen.

Warum auch flieh'n vor meiner Sehnſucht Qualen?
Warum vermeiden der Erinnrung Schmerz?
Verloſchen ſind des Tages goldne Strahlen!
Nicht in die Bruſt mehr bringt der heitre Scherz.
Was blüht Dir noch in dieſes Lebens Thalen? —
O gieb Dich hin, du armes, müdes Herz!
Es kann der Schmerz im Schmerze nur geſunden;
Sanft ſchließt der Tod des Herzens tiefſte Wunden.

Meine Freiſtatt.

In die Heimath ſüßer Flötentöne,
In des unverwelkten Frühlings Pracht,
Zu dem Lebensquell der ew'gen Schöne
Rett' ich mich aus meiner Schwermuth Nacht!

Nehmt mich auf, ihr holden Blüthengänge!
Zarte Mondenſchimmer, ſpielt um mich!
Stillt dies Herz, ihr himmliſchen Geſänge,
Dem, ach längſt ſchon, aller Frieden wich!

Wenn erneut die tiefen Wunden bluten,
Die mir früh ein ſtrenges Schickſal ſchlug,
Wenn des Weltgetümmels rege Fluthen
Mich umrauſchen mit geſchäft'gen Trug;

Wenn mir auf des Herzens ſtille Fragen,
Auf dies Sehnen, nirgend Antwort kommt;
Wenn mir ſelbſt die Eindrung leiſer Klagen
Jenes kalte Schweigen feindlich hemmt;

O dann flücht' ich mich in Deinen Himmel,
Heil'ge Poeſie, mein einzig Gut!
Fleh entrückt dem ſtörenden Getümmel
Einen Trunk aus Deiner Zauberfluth.

Laß, Du Sanfte, mich bei Dir geneſen!
Heile Du dies Wunden-müde Herz!
Du nur kannſt die kranke Seele löſen,
Sanft erweichen den verſchloſſnen Schmerz!

Daß ich mich nicht ſelbſt verlier' im Spiele
Dieſes kalten Lebens ohne Dich,
Untreu jedem edleren Gefühle,
Untreu werde meinem beſſern Ich,

Rufe Du die Geiſter meiner Lieben,
Meine ſeel'gen Freunde mir zurück!
Eurer werth bin ich bis jetzt geblieben,
O ihr guten Engel ſchützt mein Glück!

Gebt nicht zu, daß dieſes Herz erkalte
Für die Lieb' und für den edlen Schmerz!
Das Gedächtniß eurer Lieb' erhalte
In der öden Wirklichkeit mein Herz!

Und ſo trag' ich willig meine Leiden,
Eines beſſern Lebens Unterpfand;
Glänzt mir nicht, ein Strahl von höhern Freuden,
Hoffnung auf mein himmliſch Vaterland? —

In die Heimath ſüßer Flötentöne,
In des unverwelkten Frühlings Pracht,
Zu dem Lebensquell der ew'gen Schöne
Rett' ich mich aus meiner Schwermuth Nacht!!

Sehnſucht nach der Heimath.

Haſt Du ganz vor mir verſchloſſen,
Seel'ge Poeſie, Dein Reich?
Wo mir ſonſt die Tage floſſen
Leichten Morgenträumen gleich.

Wo mit lieblichen Geſpielen
Du als Kind mich auferzogſt,
Uns das Schöne lehrteſt fühlen,
Gleich uns Lieb' und Andacht wogſt.

Wo in den verwandten Seelen
Erſt mein beſſres Selbſt ich fand! —
Ach, ſeit die Geliebten fehlen,
Fehlt mir Glück und Vaterland!

Heimiſch war ich im Gebiete
Zarter Phantaſie mit euch,
Süße Freunde! damals blühte
Licht für uns ihr goldnes Reich. —

Ach, ihr Holden ſeid geſchieden,
Wohnt in ferner, ſeel'ger Flur,
Und es blieb mir nichts hienieden
Als der Schmerz der Sehnſucht nur.

Von des Grabes ſtummem Hügel
Kömmt kein milder Laut zurück;
Und es ſinkt des Geiſtes Flügel,
Und es bricht mein dunkler Blick.

Klanglos ſinkt die ſanfte Leier
Aus der ſchmerzerſtarrten Hand,
Meiner Muſen heil'ges Feuer
Hat ſich fremd mir abgewandt.

Und, als wär in weite Lande
Ich der Heimath Flur entführt;
An verlaſſner Meere Strande
Wo kein Ton ſich hinverliert;

Steh ich einſam im Getümmel
Lauter Freuden, ſtumm und arm,
Blicke ſehnend auf zum Himmel,
Suche Ruh dem ew'gen Harm!

Iſt denn kein befreundet Weſen,
Das dies weiche Herz verſteht?
Das zur Rettung mir erleſen,
Mit mir nach der Heimath geht?

Das, als Schweſter mich zu grüßen,
Durch das todte Schweigen bricht?
Und die Sprache meines ſüßen
Mutterlandes mit mir ſpricht? — —

Schönes Traumbild, — ach, vergebens!
Nein, die ſeel'ge Sympathie
Hellt nicht mehr den Pfad des Lebens,
Hellt den öden Pfad mir nie!

Ach, ſo jung noch, ſchon entriſſen
Allem, was uns ſeelig macht!
Geh ich, fern den holden Grüßen,
Einſam durch des Lebens Nacht!

Dies unſterbliche Verlangen,
Das der tiefen Bruſt entquillt,
Hält nichts Irdiſches befangen,
Wird auf Erden nie geſtillt! —

Such es an des Orkus Strande,
Was Dein Herz mit Sehnſucht ſchwellt!
Geh zum ſüßen Vaterlande
Durch das Thor der Geiſterwelt!

Entſchluß.

Zerſtreu' die Perlen, und zerreiß die Kränze!
Ich will nicht hold, nicht liebenswerth mehr ſeyn!
Die Blume welk' in ihrem vollſten Lenze,
An ihr ſoll nimmer ſich ein Aug' erfreun!

Kannſt Du begreifen, was es heißt: Verrathen,
Verlaſſen ſein von ſeinem einz'gen Gut?
Für den allein die ſtillen Seufzer baten,
Der einzig wohnt' in reines Herzens Gluth!

Kannſt Du's begreifen? — Nein, Du kannſt's nicht faſſen! —
Strömt meine Thränen, ſtrömt nur glühend hin!
Sagt aller Welt, daß ich von ihm verlaſſen,
Daß ich von ihm, von ihm! verrathen bin!

Treuloſer! Wo? Wo ſind nun Deine Zähren?
Wo Deiner Bitten, Deiner Schwüre Gluth?
Wo dieſe Flammen? — Ach! mit Blute nähren
Die falſchen ſich, mit meines Herzens Blut.

Verſchwinde denn, du Glanz der holden Blicke!
Ihr ſüßen Mienen, warum quält ihr mich?
Daß mich nicht mehr Dein tödtlich Gift entzücke,
Geliebtes Bild, in Nacht begrabe Dich!

Und einer Andern ſoll er angehören,
Der reiche Himmel all der Seeligkeit?
Ihr wird er, ihr! die heil'ge Treue ſchwören,
Die er ſo ſchwurvergeſſen mir entweiht!

Ach, einer Andern, die vielleicht nicht fühlet,
Nicht ahnen kann den Umfang ihres Glücks!
Ach, die mit dem, was ich vergöttert, ſpielet,
Wie mit den Blüthen eines Augenblicks! —

Ach, wann, Geliebter, wirſt Du endlich finden,
Daß Dich kein Herz ſo heiß wie mein's geliebt?
Wann wird der Nebel Deinem Aug' entſchwinden,
Der jetzt betrügriſch es mit Nacht umgiebt?

Ach, dann zu ſpät! Wenn jener Wahn verſchwunden,
Wenn Du Dich ſehnſt mein treues Aug' zu ſehn,
Dich ſehnſt, zu heilen meine blut'gen Wunden —
An *meinem Grabe* wirſt Du ſchaudernd ſtehn!

Anklage und Rechtfertigung.

Du, deſſen Strahl mein Blick ſo froh getrunken,
Du, mein Vertrauter, ſanfter Abendſtern!
Jetzt gieße lindernd Deine Himmelsfunken
In meine Nacht! Du ſtillſt den Gram ſo gern!
Die Sterne meines Lebens ſind geſunken,
Der dunkeln Bruſt ſind Ruh und Hoffnung fern.
Wirſt Du vielleicht dies arme Herz verſtehen?
Wie? oder fremd gleich ihr vorübergehen?

O warum ward dem früh verwaiſten Herzen
Dies Uebermaß von Treu und Zärtlichkeit?
Sie wurden mir ein Quell nur ew'ger Schmerzen;
Ach, hat Natur mich nur zur Qual geweiht?
O Mutter konnteſt Du ſo grauſam ſcherzen?
Warum die Treue, die den Tod mir beut?
Ich muß verſchmäht in Liebe mich verzehren,
Die reine Gluth mit meinem Herzblut nähren!

Was aufzuopfern hat des Mannes Leben,
Dir, meines Schickſals mächt'ger Herrſcherin,
Brachr' ich es freudig dar; des Helden Streben,
Des Ruhmes Lohn, des Stolzes hohem Sinn,
Dir hab' ich alles willig hingegeben,
Nicht fragend, was ich war? was jetzt ich bin?
Selbſt meiner Thränen ſtumme Klagen ſchweigen,
Nichts blieb mir als mein Gram, zum finſtern Zeugen!

„Wie ſo verändert?“ fragten meine Brüder,
Als ich zurück zum Heer der Tapfern kam;
„Du ſchlägſt ſo matt die dunkeln Augen nieder!
Die bleichen Wangen zeichnet tiefer Gram!
Auch ſehn wir nicht die goldnen Spangen wieder,
Den ſchönen Schmuck, der ſonſt die Herzen nahm!
Strahlſt Du der Unſern Einer noch im Kriege?
Und zählſt Du noch auf ſchöne Mädchenſiege?“ —

Nie mehr der Mädchen Augen zu gefallen,
Hab' ich mich ſelber jedes Schmucks beraubt;
Ihr weiht' ich ihn; Ein Weib nur lebt von Allen,
An die der Wahnſinn meiner Sehnſucht glaubt. —
Ein Schatten, laßt zu Schatten ſtill mich wallen!
Verfallen iſt dem Hades ſchon mein Haupt.
Sie wollte nicht des Lebens Preis mir geben,
So ſcheid' ich willig von dem todten Leben!

Antwort.

O klage mich nicht an, Du edle Seele!
Und nenne Stolz, was ſchwere Pflicht nur war.
Es folgt der Menſch der heil'gen Macht Befehle,
Die jenſeits thront, verhüllt und wunderbar.
Iſt's Mitleid nicht, wenn ich den Schmerz verhehle?
Still bring' ich Dir die fromme Thräne dar.
O möcht' ein Gott mit meines Lebens Blüthen
Dir den gebrochnen Jugendlenz vergüten!

An meine Laute.

Treue, liebliche Vertraute,
Meines Kummers Tröſterin!
Meine Klagen, theure Laute,
Trage zu dem Fernen hin!

Sag' ihm: „Mancher Glanz des Lebens
Wird im Fernen erſt erkannt;
Nach Entfremdung ringt vergebens,
Was ſich wahr und tief verwandt!“

Sag' ihm: „Als Dich kaum die Ferne
Hüllt' in ihre Nebel ein,
Glänzte, wie entwölkte Sterne,
Mir Dein lang' verkanntes Sein.“

Fleh' ihn: „Kehr', o kehre wieder,
Theures Leben! ſüßes Glück!
Sehnend rufen meine Lieder,
Ruft Dich Reu und Schmerz zurück.“

Die Schuld.

Warum wankſt Du ſtill und düſter,
Gramverlöſcht den Flammenblick?
Tönt des ſchönſten Munds Geflüſter
Dir nicht froher Liebe Glück?

Warum iſt der holden Wange
Hohes Purpurroth erbleicht,
Da bei ſüßer Stimme Klange
Dir den Kranz die Liebe reicht?

Iſt nicht Alles Dir gelungen,
Den vorher die Hoffnung floh?
Nicht der kühnſte Preis errungen?
Wird der Menſch denn nimmer froh? —

„Ja! des ſchönſten Munds Geflüſter
Bot der Liebe Glück mir dar;
Doch das Grab nur, ſtill und düſter,
Winkt mir, nicht der Brautaltar.

Nieder zu dem ſtillen Orte
Ruft mich ein geliebter Laut,
Und ich ſag' an dunkler Pforte
Lebewohl der ſchönen Braut.

Um zu hohen Preis errungen
Hab' ich das erſehnte Gut,
Wider den das Schwert geſchwungen,
Der an meiner Bruſt geruht,

Der die Hälfte meines Lebens,
Seele meiner Seele war! —
Wahnſinn eiferſücht'gen Strebens
Riß uns hin zum Brautaltar.

Und ich ſiegte; — aber Wonne
Kam nicht in mein Herz, noch Ruh,
Unter ging für mich die Sonne, —
Ew'gem Dunkel wank' ich zu.

Ach! wie Blumen ſich entfärben,
Wenn ein Hauch den Schmelz entführt,
Muß der Liebe Blüthe ſterben,
Von der Sünde Hauch berührt.

Nie erfüllt ein Herz ſie wieder,
Das mit Schuld erkauft die Luſt,
Nimmer ſenkt ſich Ruhe nieder
Mild in die befleckte Bruſt.

Edles Feuer ſchöner Jugend,
Bebe vor der Schuld zurück!
Lieb' erſiegt allein die Tugend,
Nur der Unſchuld blüht das Glück.

Todtenopfer.

An des Meeres hallendem Geſtade,
An der Brandung der empörten Flut,
Irrt mein Geiſt noch um die Felſenpfade,
Wo ein düſtrer Halbmondsſchimmer ruht.

Zoll des Mitleids ſehnt er ſich zu weihen
Dem verlaſſnen, blutgedüngten Grab;
Dem Verbrecher, ach! und doch dem Treuen,
Der, verſchmäht, ſein Heil um Liebe gab.

Du, geſchaffen zu der Gottheit Bilde,
Engelgutes, großmuthvolles Herz,
Sprich! Was riß Dich aus dem Lichtgefilde
In den Abgrund zu Verzweiflungsſchmerz? —

„Und Du fragſt, Du Quelle meiner Leiden?“
Liſpelt tief die Geiſterſtimme mir,
„Schuldlos biſt Du, aber Glück und Freuden
Opfert' ich, und Ruh und Tugend Dir.

Zürne nicht, daß ich Dein Leben trübte!
Die Verſchuldung büßte ſchwer mein Herz;
Mit der Flammenkraft, mit der ich liebte,
Weiht' ich auch dem Rächer mich, dem Schmerz!

Deine Liebe ward mir nicht im Leben,
Doch mir blieb ein ſchmerzlich theures Band;
Um mein Grab wird Deine Trauer ſchweben, —
Und wir ſehn uns im Verſöhnungsland!“

Letzte Bitte.

Ein zart Geheimniß muß die Seele tragen,
Einſam und ewig! Nur im Augenblick,
Wo unſre Herzen an einander ſchlagen,
Tritt es hervor und bebt in Nacht zurück.

So brennt in dunkler Gruft mit düſterm Schimmer
Die Grabes-Lampe, — ewig ungeſehn,
Der Schauer der Verzweiflung löſcht ſie nimmer,
Wird gleich ihr Strahl — als war er nie — vergehn.

Gedenke mein! O geh nicht kalt vorüber,
Wo meines heißen Herzens Aſche ruht!
Von Dir vergeſſen, — Du mein einzig Lieber, —
Nicht den Gedanken trägt der Seele Muth!

Hör' meines Buſens letzte Liebestöne:
Die Tugend ſtört den Schmerz im Tode nicht.
Nimm meine letzte Bitte: — eine Thräne!
Die einz'ge Frucht, die meine Liebe bricht.

Delphine.

Hohe Tugend, auf dem Weihaltare
Deiner Gottheit floß das Opferblut!
Hab' ich nicht den ſchwerſten Sieg errungen,
Hab' ich nicht gekämpft mit Heldenkraft?
Sein geliebtes Auge ſah ich brechen,
Trug den Tod ihm in dies edle Herz,
Seine Thränen hab' ich aufgeopfert,
Und die meinen — ach, ſie zählt ich nicht!
Aber wo? Wo ſind nun Deine Freuden,
Hohe Göttin, die ſo reizend winken?
Wo der Frieden, der ſo göttlich lohnt?
Ach ich fühl's, uns folgt der Liebe Leiden
Selbſt zum Himmel, wo die Tugend wohnt!

Grabſchrift.

Treu konnt' ich hoffen, und unnennbar lieben,
Und feſt verharrt' ich, wo ich Liebe gab.
Was iſt von Allem tröſtend mir geblieben,
Für Lieb' und Hoffnung, — als ein einſam Grab?

Kloſterſtille.

Sterne leuchten auf's Gefild
Und die Blumen ſchlafen,
Wie ſo friedlich iſt's und mild
In der Ruhe Hafen!

Seid mir dankbar froh gegrüßt,
Gott geweihte Mauern!
Hier, ihr ſtillen Tage, fließt
Ohne banges Trauern!

Heiter blick' ich in das Thal
Von der kleinen Zelle,
Auf den Hain im Dämmerſtrahl,
Auf die muntre Quelle.

In mir iſt's wie dieſe Nacht
Dämmernd ſtill und kühle;
Außen ließ ich all die Macht
Schmerzlicher Gefühle.

Was von brennend tiefem Schmerz
Je ein Weſen fühlte,
Keiner, der dies arme Herz
Nicht vom Grund durchwühlte!

Glühend, edler Freundſchaft Glück
Schlug dies Herz entgegen,
Kalte Selbſtſucht kam zurück
Oft den treuen Schlägen.

Und die Lieb', ach ſonſt ſo ſchön!
Mir nur gab ſie Schrecken,
Sturm nur, war ich auserſehn,
Fremder Bruſt zu wecken.

Heil! daß ſie vorüber ſind
Meines Lebens Schmerzen!
Sicher ruht ein armes Kind
An des Vaters Herzen!

Am Abend.

Den Buſen hebt ein ſchmerzlich Streben,
Ein ruhlos Kämpfen heiß empor;
Es möchte frei der Geiſt ſich heben,
Verſchmerzen, ſtolz, was er verlor.

Doch nimmer kehrt das weiche Sehnen,
Die zarte Wehmuth in das Herz.
Und liebend löſt in heißen Thränen
Sich auf getäuſchter Hoffnung Schmerz.

Noch einmal ſinkt der Abend nieder,
Noch einmal wich ein langer Tag,
Und keine Stunde bracht' ihn wieder
Und ſtillt des Herzens kranken Schlag.

Ich möcht' ihn lieben, möcht' ihn haſſen!
Es kämpfen Stolz und Zärtlichkeit;
Wer kann des Wortes Inhalt faſſen,
Das Wonn' und Qual zugleich mir beut!

Dort fern in Weſten, welch' Getümmel
Von droh'nden Wolken thürmt ſich auf!
Zum weiten Kampfplatz wird der Himmel,
Es ſank die Sonne, matt vom Lauf.

Hier dämmern Wolken, blaß, verödet,
Dort ſtürmt die eine ſchwarz empor,
Und dort, von tiefer Gluth geröthet,
Drängt mächtig ſich die andre vor.

Und könnten Schatten menſchlich fühlen?
Natur, wie ſprichſt Du wunderbar!
Du ſtellſt in luft'gen Wolkenſpielen
Den innern Kampf des Buſens dar! —

Und keine Macht gebeut dem Streite!
Und keine Macht beſchwört den Schmerz!
Nach Ruhe ſchweift der Blick ins Weite,
Nach milden Frieden ſeufzt das Herz.

Da, ſieh! aus ſeel'gem Ruhgefilde
Im blauen Oſten, hehr und licht,
Erhebt, mit ſanfter Engelsmilde,
Der ſtille Mond ſein Angeſicht! —

Die Sterne.

Am Horizont erblaßt das Abendroth,
Die ſtillen Nachtgewölke ziehn empor,
Und Sterne lächeln durch den Nebelduft,
Die Bahn beleuchtend der geſchiednen Sonne;
Mit holden Augen lächeln ſie uns an,
Als wollten ſie die glanzberaubte Erde
Sanft tröſten über den verlornen Schein.

„Warum ſo traurig?“ fragen ſie, „warum
So ſtill im Hain und im Gefild umher?
Der Farben bunte Welt hat ſich dem Aug'
Verſchloſſen, und der muntre Sonnenglanz
Umſpielt nicht mehr des Haines flüſternd Laub;
Doch gern erhebt zu unſerm reinen Lichte
Das Auge ſich, das jener Glanz geblendet.
Was uneins war im innerſten Gemüth,
Was kämpfend mit ſich ſelbſt in Aufruhr lag,
Verſöhnt ſich, wenn die ſtille Nacht erſcheint.
Ein milder Schimmer fließt ins wunde Herz,
Und Ahnung ſtiller, ſeel'ger Ewigkeiten. —
Von Gottes Throne leuchten wir herab,
Dem Schiffenden im wüſten Meer des Lebens
Den Port zu zeigen ſeiner ew'gen Ruh.“

O ſeid, ihr holden Sterne, mir gegrüßt!
Ja, wie der Leuchtthurm auf empörtem Meer
Den ſichern Hafen zeigt dem Schiffenden,
So zeigt auch ihr, wohin der Blick ſich wenden,
Wohin die irre Sehnſucht ſtreben ſoll.

Von der Allgegenwart der ew'gen Liebe
Sprecht ihr bedeutungsvoll die Armen an,
Die jede Hoffnung dieſer Erde trog;
Und die das liebende gekränkte Herz
In tiefer Bruſt verſchließen vor dem Froſt
Der kalten, liebeleeren Wirklichkeit.
Des lauten Tags Geräuſch betäubt den Sinn,
Doch alle Kräfte der zerriſſnen Seele
Verſammeln ſich in eurem milden Licht;
Das arme Herz ſchafft in ſich ſelbſt die Welt,
Und das Vertraun auf Gottes Lieb' erleuchtet
Mit einem überird'ſchen Glanze ſie.
Nicht trauert es mehr um verlornes Glück,
Ein unbefleckt Bewußtſein iſt ſein Theil,
Und Ahnung ſtiller, ſeel'ger Ewigkeiten.

Die Hand der ew'gen Liebe hat uns ſchon,
Eh' wir noch wurden, unſer Loos gewogen;
Was zagen wir, wenn uns die Freude flieht,
Wenn ſelbſt die ſüßen, ſeelenvollen Bande
Der Lieb' und Freundſchaft Tod und Trennung bricht?
Wir ſind nicht arm, nicht freundlos und verlaſſen,
Bleibt dieſe Hand und unſer eignes Herz uns treu.

Das Vergißmeinnicht.

Wach' ich? leb' ich? ſind es Träume,
Die vor mir vorübergehn?
Leiſ' auf duftendem Gefieder
Steigt ein Seraph zu mir nieder,
Glänzt mir wie der Morgen ſchön.

Blumen trägt er in den Händen,
Blumen in dem goldnen Haar,
Zart verſchlungne Myrthen winden
Sich um ſeiner Locken Binden,
Um ſein lichtes Flügelpaar.

Roſen blühn an ſeinem Buſen,
Lächelnde Vergißmeinnicht,
Hold mit Lilien gegattet,
Und ein Lorbeerzweig umſchattet
Dieſer Blumen buntes Licht.

Und er ſenkt ſich ſanft hernieder
Auf dem lichten Flügelpaar. —
Darf dem Bilde, darf ich trauen,
Das die trunknen Blicke ſchauen?
Iſt's nicht Täuſchung? Iſt es wahr?

O wer biſt Du, ſchöner Engel,
In des Frühlings Lichtgewand?
Sprich, warum entſtiegſt Du Deinen
Lichtgefilden, zu erſcheinen
Auf der Erde dunklem Land?

Weil, ſo ſpricht er hold entgegen,
Weil an euch ein zartes Band,
Arme Sterbliche, mich kettet,
Weil euch gern vom Kummer rettet
Meine tröſtend milde Hand.

Wiſſt, ich bin der Freude Engel;
Mit des Jahres Genius
Komm ich in des Frühlings Kleide,
Bring' ich Blumen ſanfter Freude,
Bring' ich Glück und Scherz und Kuß.

„O ſo ſei mir froh willkommen!
Schöner Engel ſei gegrüßt!
Mich umfängt ein ſanft Entzücken,
Das aus Deinen ſüßen Blicken
In mein ſtilles Herz ſich gießt.

Doch mir gieb die ſchönen Blumen,
Mir, Du Holder, gib ſie nicht.
Streu ſie all, die bunten, hellen,
In der Freunde Lebenswellen,
Mir nur dies Vergißmeinnicht!

Der Liebe Geheimniß.

Sagen, nein ich kann es nicht,
Was im Innern für Dich glühet,
Was mich magiſch an Dich ziehet,
Sagen, nein ich kann es nicht!

Sähſt Du nur nicht ſelbſt die Glut,
Die mir auf den Wangen brennet,
Wenn Dein ſüßer Mund mich nennet,
Wenn auf mir Dein Lächeln ruht;

Auf mir ruht, wie Sonnenlicht
Auf den lenzerquickten Fluren. —
Sähſt Du nur ſo klare Spuren
Deſſen, was ich fühle, nicht!

Wie mein Blick erſchrocken flieht,
Wenn dem Deinen er begegnet;
Wenn Dein Auge Strahlen regnet
Und mein Daſein in ſich zieht.

Oder wenn es düſter blinkt,
Wenn auf Deinen ſchönen Zügen
Dunkle Wolkenſchatten liegen,
Schnell auch mir der Muth entſinkt.

Haſt Du alles dies geſehn,
Was ich Dir verbergen wollte,
Was kein Weſen ahnen ſollte;
Weh! ſo iſt's um mich geſchehn!

Ach, mein Frieden iſt zerſtört,
Und in Deine Hand gegeben,
Seit Du weißt, daß Dir mein Leben,
Dir mein ganzes Sein gehört!

Zwieſpalt der Vereinten.

Entzweit mit Dir, Du Seele meiner Seele,
Schein' ich mir mit dem Leben ſelbſt entzweit;
Mir iſt, als ob die Luft zum Athmen fehle,
Und rings umher nur düſtre Einſamkeit.

Nicht mehr wie ſonſt, erweckt der heitre Morgen
Zu frohen Schlägen mir ein glücklich Herz;
Ach, überall erneut er mir nur Sorgen,
Und rufet wach des Buſens tiefen Schmerz.

Zwar blieb das Recht mir, doch ich kann genießen
Des Sieges Frucht allein nicht ohne Dich.
Dein Blick muß erſt die Wonne mir verſüßen,
Die Freude ſelbſt umfängt wie Trauer mich.

Gern will ich Unrecht haben, will verſcherzen
Mein Recht! Sei nur verſöhnt, geliebter Feind!
Ach, der beſtochne Richter mir im Herzen
Iſt ewig doch nur Deiner Sache Freund.

Er ſucht ſo lang, bis er den kleinſten Tadel,
Die kleinſte Schuld in meinem Handeln fand,
Und triumphirt in Deines Werthes Adel —
Zum Frieden denn, reich' mir die theure Hand!

Sympathie.

Seelig, wenn aus des Geliebten Blicken
Die verwandte Seele wiederſtrahlt!
Wenn ſich unſer Kummer und Entzücken
Spiegelnd in des Freundes Auge malt!

O wie ſüß! wenn uns des Herzens Regung
Im geliebten Auge flammenhell
Aufblitzt, ſympathetiſch die Bewegung
Durch die Pulſe flieget heiß und ſchnell!

Wie in einem Meer voll ſüßer Wonne
Untergeht im theuren Aug' der Blick,
Und es glänzt ihm eine ſchönre Sonne
Von der lichten Spiegelfluth zurück.

Wunderbar doch ſchlang die ew'ge Liebe
Jenes Band, das unſer Loos verſüßt,
Das mit mächt'gen, unaufhaltbar'n Triebe
Unſre Herzen aneinander ſchließt!

Jeder ſtrebt, das eigne Glück zu finden,
Jeder ſucht den Urquell eigner Luſt;
Und wo fließt er? In den heil'gen Gründen,
In den Tiefen der geliebten Bruſt!

Harmonie.

Einen Ton im Reich der Harmonieen
Wählt zum Herrſcher des Accordes Schwung;
Stets zurück zu ſeinem Zauber fliehen
Alle Kläng' in ſüßer Einigung — —

So, den Tönen gleich, in Himmels-Frieden
Fließt des Weibes ſtilles Leben hin;
Still empfangend, was ein Gott beſchieden,
Fromm beſchränkend den beſcheidnen Sinn.

Vielfach mag des Mannes Freiheit ſtreben;
Sanft vereint, wie in der Töne Chor,
Waltet ewig durch des Weibes Leben
Siegend ein geliebter Herrſcher vor.

Liebesglück.

Stille ſeelige Stunden,
Wo uns die Liebe beglückt!
Wo Dein Arm mich umwunden,
Hold mir Dein Auge geblickt.

Sterne glaubt ich zu ſehen,
Ach, in dem reizenden Schein!
Strahlend von himmliſchen Höhen
Licht in das Herz mir hinein.

Licht wohl, doch heimliches Bangen
Auch mit dem Schimmer zugleich;
Sehnendes, tiefes Verlangen,
Schlummer, von Träumen ſo reich!

Liebeszauber.

Er iſt fern, mein holder Freund, mein Treuer!
Doch es winkt ſein liebes Denkmal mir,
Zu erhellen meiner Schwermuth Schleier,
Jene Uhr dort und hier mein Clavier.

Treue Uhr, Du gleichſt der nimmer müden
Thätigkeit, mit der er wirkend ſchafft,
Weihend, wie der Brüder Glück und Frieden,
Auch der Sorg' um mich die edle Kraft.

Und wie Du mit zarter Töne Leben
Mich entzückſt, mein liebliches Clavier,
So, in ſympathet'ſchem Zauber, beben
Seines Herzens reine Saiten mir.

Süß verſchönert kehren Wonn' und Klagen
Mir vom holden Wiederklang zurück,
Von der Seelen Harmonie getragen,
Führt er mich zu ſeel'ger Geiſter Glück.

So mögt ihr von ihm mir Gleichniß bieten,
Von der Lieb' erfinderiſch gelehrt,
Bis, zu unſers ſtillen Himmels Blüthen,
Mir das theure Urbild wiederkehrt.

Das Eigenthum.

Was Du lobſt und liebſt an mir,
Dank' ich's Dir denn nicht?
Alles Höh're kommt von Dir,
Meines Herzens Licht!

Leuchtend ſteigt die Blum' im Thal
Aus der Erde Nacht;
Dankt ſie nicht dem Sonnenſtrahl
Ihrer Farben Pracht?

So auch hobſt Du meinen Sinn
Licht zu Dir empor,
Jede beſſre Kraft darin
Rief Dein Strahl hervor.

Meines Lebens Sonn', o Du,
Meines Herzens Glück!
Was ich Edles fühl' und thu',
Strahlt von Dir zurück!

Eins nur iſt, was mein gehört,
Was ich Dir geweiht,
Blume, die kein Sturm zerſtört:
Meine Zärtlichkeit.

Augenſprache.

Schweige, Mund! und redet, Augen!
Andre Sendung will ich nicht.
Nur ſo zarte Boten taugen,
Wo ein zart Geheimniß ſpricht.

Durch der Wimpern Schattenſchleier
Dringen Blicke, bang, doch kühn,
Süßes, wunderbares Feuer,
Spiegelnd in der Wangen Glühn.

Ja, mit Wundermacht entzünden
Licht ſie im verwandten Sein,
Wiſſen ſchnell die Bahn zu finden
Tief ins Herzens Herz hinein.

Und die lieblichen Geſandten
Führen mächt'ge Sprache dort,
Und ſo ſchlingt mit Wechſelbanden
Sich der Blicke Botſchaft fort.

Unentweiht von äußern Zeugen,
Nur im heilig ſtillen Raum,
Lang' noch weil' in zartem Schweigen,
Lichter, ſeel'ger Himmelstraum!

Die Schrift.

Verachtend ſieht ihr meine kalten Zeichen,
enn Gegenwart die Liebenden beglückt;
ohl kann ich nicht die mächt'ge Kraft erreichen,
it der die Lippe ſpricht, das Auge blickt;
feſſelt muß ich höherm Ausdruck weichen,
r aus dem Herzen tönend euch entzückt;
arme Schrift, ſo willig, euch zu dienen,
wartet ſtill, bis ihre Stund' erſchienen.

h wenn die Trennung ihre dunkeln Flügel
treuer Liebe Roſenſtunden ſchwingt,
n ſchmachtend nach geliebter Augen Spiegel
Sehnſucht Blick umſonſt zur Ferne bringt;
r reicht dann ihr geheimnißvolles Siegel
Liebe, die um Wort und Sprache ringt;
n keine Blick' und Laute mehr verkünden
dann die Grüße aus des Herzens Gründen.

n fliegen ſie mit ihren Geiſterſchwingen,
treuen Boten, über Meer und Land;
hr verſchmäht, die armen Zeichen bringen,
einzig dann des Himmels Unterpfand.
Seele flieht, ſie ſchärfer zu durchdringen,
ſchöne Aug' mit Wonn' auf ſie gewandt,
ſtehn ſie da und lächeln gleich den Sternen,
aubern Licht ins dunkle Herz des Fernen.

Altdeutſches Volkslied.

Wo treff' ich denn mein Liebchen an?
Dort unter jenen Linden,
Dort auf dem grünen Wieſenplan,
Werd' ich mein Liebchen finden. —

Ach! aber kaum hab' ich's erblickt,
Seh' ich's bereit zum Scheiden!
Mit Allem, was mein Herz entzückt,
Mit allen meinen Freuden!

So willſt Du denn ſchon von mir gehn?
Und willſt Dich von mir trennen?
Und werd' ich je Dich wiederſehn?
Wirſt Du mich wieder kennen?

Der Frühling blickt ſo grün herein,
Als wollt' er Troſt mir geben;
Ach, mich kann nicht ſein Morgenſchein
Und nicht ſein Blüh'n beleben.

Was hilft mir nun Gefild und Wald,
An dem ich ſonſt mich freute?
Durch Eure Fluren zieht ja bald
Mein ſüßes Lieb' ins Weite.

Ach, zieh nur, mein geliebtes Glück!
Mein Leid iſt doch vergebens,
Die Wonn' iſt nur ein Sternenblick
Im dunkeln Traum des Lebens!

Doch, — ziehſt Du auch in fremdes Land,
Mit allen meinen Freuden,
Uns bleibt wohl noch ein liebes Band,
Der Treue ſehnend Leiden!

Schwediſches Abſchiedslied.

Hiolm.

Sieh, Geliebte! Wogen brauſen
Um des Felſen ſtarken Fuß,
Und mit wildem Sturmesſauſen
Stürzt auf ihn des Regens Guß.

Aber tief und feſt gegründet,
Steht er auf dem ehrnen Grund, —
Ob die Zeit in Trennung ſchwindet,
Ewig ſteht der heil'ge Bund.

Schwedens kühne Felſen ſtehen,
In dem Sturme, hoch und frei;
Nimmer, auch im Leid, vergehen
Wird der Schweden Männertreu.

Skiala.

Mein Geliebter, donnernd nieder
Stürzt der mächt'ge Waſſerfall,
In den Felſen hallt er wieder,
Grauſender Verwüſtung Schall.

Und von ſeiner Macht getrieben,
Stürzt der Eiche Stamm herab!
Von den Blumen, die ihn lieben,
Sinkt er in ſein tiefes Grab.

Nicht ins Grab! er hebt ſich wieder!
Ruhig fließt er unten fort!
Und er ſpricht, wie Geiſtes Lieder,
Uns ein heilſam höhres Wort.

Schwebens Ströme, tief und helle,
Enden nie den ebnen Lauf,
Wieder nimmt die klare Welle
Ihres Himmels Bündniß auf.

Iſt die Fluth nur rein geblieben,
In des Unglücks Sturmeswuth,
Ewig währt des Weibes Lieben,
In des reinen Herzens Gluth!

Das Hirtenmädchen.

Wohin im Hauch der Lüfte,
Ihr Wolken, ſo geſchwind?
Auch hier weh'n Blumendüfte,
In Blüthen ſpielt der Wind.

Die Schäfchen gehn und weiden
Im friſchen Grün am Bach;
Ihr Wolken zieht den Freuden
Vergangner Stunden nach.

Wohl ſchön're Lenzgefilde
Erblickt ihr von der Höh'?
Wie wird mir bei dem Bilde
So wohl und doch ſo weh!

Wollt ihr in jener Ferne
Den holden Wandrer ſehn?
Den mit dem Morgenſterne
Ich ſah' vorübergehn.

Ach, Wolken, wie vermeſſen,
Das Schönſte ſchaut ihr kühn!
Doch ich, — ich will vergeſſen,
Und ſtill zur Heimath ziehn!

Warnung.

Du willſt mein holdes Liebchen ſehn?
Sie, der mein Herz gewicht;
Da mußt' wohl hundert Meilen gehn,
Die iſt gar fern und weit!

Die Pflicht und Ehre riſſen fort
Mich, ach! ſo früh von ihr;
Doch bringt von ihr ein holdes Wort
Noch oft Erquickung mir.

So zieh denn über Berg und Thal,
Und magſt mein Liebchen ſehn!
Doch ſiehſt Du ſie ein einzig mal,
So iſt's um Dich geſchehn.

Haſt Du ihr Veilchen-Aug' erblickt
Und ihren Roſen-Mund,
Dann iſt Dein Herz von Gram gedrückt
Und wird nicht mehr geſund.

Und hörſt Du ihrer Stimme Ton,
Der Rede zarten Sinn,
Dann iſt Dein heitrer Muth entflohn
Und Ruh und Scherz iſt hin.

Und heilen kann nur ſie allein
Von ſolcher herben Qual.
Doch darf ſie nur des Einen ſein,
Mit ſüßem Hoffnungs-Strahl.

Drum, lieber Fremdling, bleib zurück!
Denn rührtest Du ihr Herz,
So wär' wohl Dein des Himmels Glück —
— Doch mein — des Todes Schmerz!

Lohn des Zartliebenden.

Ich wollt' in einen Garten gehn,
Wo viele Blumen blühten;
Doch blieb ich an der Pforte stehn,
Und meine Wangen glühten.

Da sah ich, schön wie Morgenroth,
Die holde, junge Rose;
Die sanfte Nachtviole bot
Den Gruß aus stillem Moose,
Begann, da leis' die Nacht erschien,
Mit süß schwermüth'gem Duft zu blühn.

Und auf den Beeten lachten mir
Die farbigen Ranunkeln,
Ich sah die brennende Liebe hier
Durchs Grün, wie Sterne, funkeln.
Die Malve hob in vollem Flor
Sich, Pyramiden gleich, empor.

Vor allem aber strahlte schön
Die Lilie hoch am Stengel;
Wie unter Menschen anzusehn
Ein lichtumflossner Engel!
Von ihrem reinen Duft umhüllt,
Fühlt' ich der Sehnsucht Glut gestillt.

Ach, rief ich, blüht nur reich und voll,
Ihr ſchönen Blumenauen!
In ehrfurchtsvoller Ferne ſoll
Euch nur mein Auge ſchauen! — —
Da fühlt' ich, als ich mich beſann,
Daß mir vom Aug' die Thräne rann.

Jetzt kam die ſchöne Gärtnerin
Gar hoch und hehr gegangen;
Sie blickte flüchtig nach mir hin,
Und ſah die glüh'nden Wangen,
Und ſah die Thräne, die mir leiſ'
Vom Auge bebte, voll und heiß.

Da ſprach ſie: Weil in zarter Scheu
Dein Herz der Liebe brannte,
Und nur, der heil'gen Unſchuld treu,
Sich mir zu eigen nannte;
Weil mehr, als Roſenglut verführt,
Dich meiner Lilien Glanz gerührt;

So komm denn, ſüßer Freund, den Kranz
Des Siegers zu empfangen!
Bei unſchuldsvoller Lilien Glanz
Darf auch die Roſe prangen.
Sie ſprach's, und führt' an ſanfter Hand
Mich in das ſchöne Blumenland!

Der Liebende im Garten.

Durch den Garten irrt' ich ſinnend,
Durch der Blumen bunte Pracht;
Sanfter Schimmer floß verrinnend
Durch des Laubenganges Nacht.

Und der Blumen farbig Feuer
Prangte reizend um mich her.
Leuchtend hob aus dunkelm Schleier
Sich die Roſe, Düfte-ſchwer.

Und die Feuerlilien glühten
Flammenähnlich in den Kreis,
Und die Purpur-Nelken blühten
Bei der Lilie zartem Weiß.

Doch mich Armen mochte nimmer
Blumenduft und Reiz erfreun;
Ach, an Sibbys Augenſchimmer
Hing mein ſchmachtend Herz allein.

Und es weht' ein ahnend Zittern
Wie von Götternähe mich an;
Und der Laube trauten Gittern
Wagt' ich leiſe mich zu nahn.

Aber dichte Zweige woben
Von Syringen und Jasmin
Sich von unten bis nach oben,
Ganz ſie hüllend in ihr Grün.

Ich zerriß den Flor von Zweigen,
Trat in ihren Tempel nun; —
Götter! und in heil'gen Schweigen
Sah ich Sidy ſchlummernd ruhn!

In der Locken ſeidnen Hülle,
Ihrer Anmuth unbewußt,
Ruhte ſie in ſüßer Stille,
Hob ſich ſanft die reine Bruſt.

Zephir ſtritt ſich voll Entzücken
Mit dem rothen Abendſchein,
Wer ſie ſchöner möge ſchmücken,
Treuer ſich der Holden weihn?

Säuſelnd drang er durch die Aeſte
In den Tempel, ſtill und dicht;
Doch der Oeffnung von dem Weſte
Folgte ſchnell das Abendlicht.

Zephir ſtreute Roſenblüthe,
Hüllte ganz in Duft ſie ein;
Doch der Abendſtrahl umglühte
Sie mit lichtem Heil'genſchein.

Vor der ſchönen Heil'gen nieder
Sank ich ſchweigend auf die Knie;
Und die holden Augenlieder,
O, wie ſüß erhob ſie ſie!

Und es klang vom zarten Munde:
Treuer, ja, auf ewig Dein!
Zeugen nur der heil'gen Stunde
Waren Weſt und Abendſchein.

Der Frühlingsabend.

Laß mich an Deiner Bruſt erwarmen,
O Mutter, freundliche Natur!
Umfange mich mit ſanften Armen,
In Deiner holden Frühlingsflur!

Du ſtrahlſt im bräutlichen Gewande
Aufs neue dem erfreuten Blick;
Der ſchöne Mai, er kehrt vom Lande
Der ew'gen Blüthen mild zurück.

Er bringt uns Licht und Blumen wieder,
Und ruft das zarte Grün hervor;
Ihm folgt auf freudigem Gefieder
Der kleinen Sänger muntres Chor.

Seid mir gegrüßt, ihr holden Töne!
Willkommen mir, Du goldnes Grün!
Ihr Blumen, die in heitrer Schöne,
In tauſend Farben um mich glühn!

Mit holdem Zauberband umweben
All dieſe Reize meinen Sinn;
Wer kann den Mächt'gen widerſtreben?
Ich gebe froh beſiegt mich hin!

Hier darf von dieſen goldnen Streifen,
Die durch den freien Grund ſich ziehn,
Mein Blick zum Wald hinüberſchweifen,
Und zu des Hügels muntrem Grün.

Die Frühlingslandſchaft malt im blauen
Gewäſſer ſich, mit mildem Licht,
Dort, wo den Schmelz von Roſenauen,
Ein Kranz von Birken ſanft durchbricht.

Im feſtlich glänzenden Geſchmeide
Umlächelt rings die Gegend mich;
Doch miſcht auch hier in's Bild der Freude
Der Schatten leiſer Wehmuth ſich.

Auf jenen hohen Burgruinen
Ruht einſam der verlorne Blick!
Sie ſpiegeln, wie mit Geiſtermienen,
Sich aus dem ſtillen See zurück.

Romantiſch glänzt im Abendſtrahle
Ein Baum am halbverſunknen Thor,
Im Burghof und im wüſten Saale
Sproßt hohes Farrenkraut empor!

Iſt hier die Stätte, wo vor Zeiten
Der Thatenruhm der Väter ſtieg?
Die Halle, wo ſich Helden freuten,
Wenn das Getöſ der Schlachten ſchwieg?

Der Zwinger, wo mit weichen Tönen
Oft ſüßer Harfenlaut erklang,
Wo ihrer Liebe ſtilles Sehnen
Ein zartes Fräulein ſchmelzend ſang?

Wo dann, wenn in der Freunde Runde
Vom Kampf zurück ihr Ritter kam,
Sie freudig vom geliebten Munde
Der ew'gen Treue Schwur vernahm?

Zerſtört iſt nun der Sitz der Helden!
Sie ſind dahin in ihrer Macht!
Sie wohnen fern, in beſſern Welten,
Im Lande, das der Tod bewacht.

Doch fliehe von dem ernſten Bilde,
Du ſehnſuchtsvolle Phantaſie! —
So ſchön auf blühende Gefilde
Sank noch die Ruh des Abends nie!

Sanft rauſcht des Waldes Schattenhalle,
In ſtiller Feier liegt das Thal,
Wie lieblich ſchlägt am Waſſerfalle
Die ſchwärmeriſche Nachtigall!

Am heitern Abendhimmel blühen
Aus Aether lichte Roſen auf;
Die Säume blauer Wölkchen glühen
Und Flammen leuchten mild herauf.

Des Haines holde Sänger wiegen
Schon ihre Kleinen ſanft in Ruh;
Durch goldbeſäumte Wolken fliegen
Die Fernen ihrer Heimath zu.

Durch jenen Buſch am Felſenſteige
Bricht nun der letzte Sonnenſtrahl,
Und ſcheidend grüßt er durch die Zweige
Das Blüthen-überſchneite Thal.

In feierlicher Dämm'rung wallen
Des Stromes Wogen ſtill dahin;
Durch jene hohen Fichtenhallen
Blickt ſanft des Abendrothes Glühn.

Der Vögel frohe Lieder ſchweigen,
Es ruht das holde Sängerchor,
Und einſam nur, aus dunkeln Zweigen,
Schwebt noch ein leiſer Laut hervor.

Allmählig zieht ein dichter Schleier
Sich auf der weiten Landſchaft hin,
Verhüllt das trauernde Gemäuer,
Und birgt in Nacht der Fluren Grün. —

In wechſelnder Geſtalt entfaltet
So auch das Leben ſich dem Blick;
Doch über Freud' und Trauer waltet
Ein gleiches liebendes Geſchick.

So manches Aug', von Zähren trübe,
Sieht rings um ſich der Freunde Reihn,
Da hüllt die Hand der ew'gen Liebe
Es mild in ſanften Schlummer ein.

Es wartet eine ſtille Stunde,
Die alle liebend uns vereint,
Wo ſanft verheilt die tiefſte Wunde
Und kein Verlaſſner einſam weint.

So zieht auch hier ein ſtiller Schleier
Sich um des Thales Ernſt und Pracht.
Es ſtirbt der Farben blendend Feuer,
Und Freud' und Trauer ſinkt in Nacht.

An den Frühling.

Im Jahr 1807.

Schöner Götter-Jüngling, ſteige nieder,
Holder Lenz, aufs trauernde Gefild!
Bring' uns Blumen, bring' uns Licht und Lieder,
Du, des höhern, ſchönern Lebens Bild!

Schon zu lang' bedeckt der Leichenſchleier
Kalten Schnees Gebirg und Wald und Flur;
Bringe Du mit Deinem ſanften Feuer
Lebensgluth der ſtarrenden Natur!

Aber wie? Dein erſtes Sonnenlächeln
Wird die Zwietracht wecken, die entſchlief?
Deine Weſte werden lindernd fächeln
Ueber Helden-Gräber kalt und tief?

Mit der Röthe Deiner Morgengluthen
Wird ein andres Roth die Erde ſehn?
Auf dem Grab der Schönen und der Guten
Wirſt Du Deinen Blüthenſchmuck erhöhn?

Abwärts zwar von unſrer Heimath Boden
Hat ſich jetzt der wilde Krieg gewandt,
Doch verwandt uns ſind die edeln Todten,
Knüpft uns Alle nicht ein Bruderband?

Und mit Blumen willſt Du ſie erſetzen?
Güt' und Anmuth? — mit Geſang und Duft?
Manches Herz, ein Reich von Himmelsſchätzen,
Deckt ſchon jetzt die blutgetränkte Gruft.

Arme Mutter, ſieh den Preis der Mühen,
Preis ſo mancher ſchlummerloſen Nacht,
Sieh die ſchwer gepflegten Früchte blühen
Blutig hier im grauſen Feld der Schlacht.

Wie ſo warm den holden Freund zu grüßen,
Blickſt Du, Mädchen, von den fernen Höhn,
Ach, Du wirſt auf Erden nie die ſüßen,
Seelenvollen Augen wieder ſehn.

Hier in Strömen fließt das ſchöne Leben;
Was vielleicht des Himmels Seeligkeit
Manchem dunkeln Lebenstraum gegeben,
Hat ſich hier der blut'ge Tod geweiht.

Nein ſo weile, ſchönes Frühlingsfeuer,
Bis der Frieden ſeine Palm' erhebt!
Laß uns noch den kalten Leichenſchleier,
Den Natur ums Grab der Schönheit webt.

Lindernd iſt die weiße Schlummerhülle
Für ein Auge, das in Thränen bricht,
Lindernder die tiefe Winterſtille,
Holder Frühling, als Dein Aetherlicht.

Doch den Frieden, Deinen Bruder, winke
Mit der Liebe Gruß auf unſre Welt!
Daß der Zwietracht blut'ge Fackel ſinke,
Wenn ſein Lichtglanz unſre Nacht erhellt!

Daß ſein Ruf den innern Frühling wecke; —
Dann, o Lenz, umſpielt uns Deine Ruh!
Dann, o ſchöner Götter-Jüngling, decke
Jede wunde Bruſt mit Blüthen zu!

Kriegerlied.

Wohl flüchtig durch's Leben,
Mit muthigem Sinn!
Die Krieger, ſie ſtreben
Nach raſchem Gewinn!

Wir dürfen nicht weilen
Am lieblichen Ort,
Es reißt uns das Eilen
Zum ſchöneren fort.

Und wo wir uns zeigen,
Der Muth, er gefällt;
Drum ſind wir ja eigen
Die Herrſcher der Welt.

Erſcheint uns die Liebe:
Sie ſei uns gegrüßt!
Nur komm' ſie nicht trübe!
Nur fröhlich geküßt!

Entflieht ſie uns wieder,
Wir halten ſie nie;
Wir ſind wohl, ihr Brüder,
Noch flücht'ger als ſie!

Des Kriegers Braut.

Du wirſt im Heldenreigen
Viel ſchöne Krieger ſehn,
Doch einer iſt mein eigen,
Der iſt noch eins ſo ſchön.

Sie glänzen hoch und prangen
Im Schmuck von Stahl und Gold,
Mein liebliches Verlangen
Erglänzt noch eins ſo hold.

Zum Kampf die Fahnen wallen,
Sie dringen kühn hinein,
Doch einer kühn vor Allen —
Das wird mein Liebſter ſein.

Und wenn ſie wiederkehren,
Wohl aus der wilden Schlacht,
Wenn wieder froh, durch Zähren,
Der Mädchen Auge lacht;

Dann werden Mädchen fragen:
Wer glänzt der Erſt' im Reihn?
Dann wird das Herz mir ſagen,
Das wird mein Liebſter ſein!

Meine Wahl.

An •••

Du gehst dahin? O, mein Geliebter, weile!
Nur einen Augenblick noch bleib zurück!
Vielleicht schon warten Dein des Todes Pfeile,
In blut'ger Schlacht, erfüllend Dein Geschick!
Wo ich mit Dir denselben Aether theile,
Verläng're noch den seel'gen Augenblick!
Vielleicht, daß nimmer wir uns sehn hienieden,
Leb wohl! Dir folget meines Herzens Frieden!

Doch Nein! nicht Kummer ist's, was ich empfinde!
In Einklang löset sich der herbe Streit!
Wer wehrt es mir, daß da mein Glück ich finde,
Wo Thränen nur ein streng Verhängniß beut?
Daß Seele sich mit Seele fest verbinde?
Daß ewig Dir dies treue Herz sich weiht?
Hielt Dich ein streng, ein heilig Band umfangen,
Mir gnügt es, Dir, anbetend, anzuhangen!

Mir gnügt es, wenn der Reine, Gottgeweihte,
Getrennt von mir, erfüllt die ernste Pflicht,
Daß ihn mein Geist mit Sehnsuchtsflug begleite,
Daß einst mein Auge mit dem seinen bricht!
Entfernt von Dir, bin ich Dir stets zur Seite;
Dein süßes Bild macht meine Nächte licht!
O glücklich, könnt' auch ich Dein strenges Leben
Mit einem sanften Rosenflor umweben.

Du dürfteſt nicht um meine Liebe werben?
Verſagt ſei Dir das Ziel der Erdenluſt?
Ein beſſres Glück werd' ich auf Erden erben? —
— — O, wo iſt Glück, als an der Liebe Bruſt?
Als Deine Braut, Geliebter, laß mich ſterben!
Mir iſt kein andres, ſchönres Loos bewußt!
Kein Sterblicher ſoll mich als Gattin grüßen! —
Dein bin ich, dort wo ew'ge Myrthen ſprießen!

Hienieden wird der Muſen heil'ges Streben
Zur Thätigkeit die junge Kraft mir weihn!
Du wirſt zu ſchönern Träumen mich erheben,
Wirſt meinen Tönen ſüßen Klang verleihn!
In meinen Liedern wird Dein Bildniß leben,
So bin ich ganz mit Seel' und Kräften Dein.
Iſt Deiner Sängerin ein Lied gelungen,
Dein iſt der Preis, Du, der ihr Herz durchdrungen!

Wohl ſchmücke denn des Ordens ernſtes Zeichen,
Das Kreuz der Chriſten, die geliebte Bruſt!
Ich darf nicht mehr vor ſeinem Glanz erbleichen,
Mir iſt ſein ſchönrer, tiefrer Sinn bewußt! —
Das Leben flieht! Der Erde Schatten weichen!
Bald nimmt uns auf des ſeel'gen Himmels Luſt!
Die Hochzeitfackeln ſeh' ich jenſeits blinken; —
O, mein Geliebter, unſre Myrthen winken!!

Abſchied.

Bange Ahnungsſchauer beben
Durch mein Herz, mit finſtrer Macht;
Diesmal, mein geliebtes Leben,
Kehrſt Du nicht mir aus der Schlacht!
Ach, der Geiſt des Todes wehte
Durch den nächtlich ſtillen Hain! —
Blutig wird die Lagerſtätte
Meines tapfern Helden ſein!

Doch ich will nicht ab Dich mahnen,
Sohn der Ehre, die Dich ruft!
Geh' zu Deinen heil'gen Fahnen!
Steige glorreich in die Gruft!
Geh den Pfad im Waffenſchalle!
Doch Du gehſt ihn nicht allein;
Wie das dunkle Loos Dir falle,
Wiſſ', es wird auch meines ſein!

Geh, Geliebter! Ich verſchließe
Meine Klagen in mein Herz.
Dein geliebtes Bild verſüße
Mir der langen Trennung Schmerz!
Könnt', o könnt' ich Dich begleiten,
Mit Dir theilen Freud' und Noth!
Könnt' ich ſiegend mit Dir ſtreiten,
Mit Dir ſterben ſüßen Tod!

Ach, umſonſt! in öder Ferne
Hält mich herrſchend das Geſchick,
Nur vom blaſſen Glanz der Sterne
Fällt Dein liebes Bild zurück. —
Aber wenn mit düſterm Flügel
Dich des Todes Nacht umwallt,
Dann erſcheine mir am Hügel
Deine holde Lichtgeſtalt!

Wie die Sonn' aus Abendgolde
Scheidend lächelt, ſteig' empor!
Dann entzücke dieſe holde
Stimme noch einmal mein Ohr!
Senke Nacht ſich trüb' und trüber;
Froh an Deiner lieben Hand,
Engel, ſchweb' ich dann hinüber
In Dein ſeelig Vaterland.

Klage der Geliebten.

Eine Schweſter ſei ich Deinem Herzen?
O, Du Guter, ja ich will es ſein!
Innig fühl ich dieſer Wunden Schmerzen,
Die ſo früh Dich ſchon dem Orkus weihn.

Weit getrennt vom ſchönen Vaterlande,
Von der Eltern liebend warmen Blick,
Weit getrennt von jedem ſüßern Bande,
Trifft Dich hier Dein eiſernes Geſchick.

Wohl bedarfſt Du eines milden Blickes,
Der mit Schweſtertreue Dich begrüßt,
Bis die letzte Freiſtatt Deines Glückes,
Dich Dein Grab im kühlen Schooß umſchließt.

Und ſo ſchmachtend mußt Du es erſehnen,
Noch als Wohlthat dies verlaſſne Grab?
Noch als Wohlthat flehn der Freundſchaft Thränen
langen Schlummer Dir von Gott herab.

Warum ſchmückteſt Du, o gütiger Himmel,
Dieſes Herz mit jeder edlern Kraft,
Das der Tod im finſtern Sturmgetümmel,
Wild dahin den ſchönen Frühling rafft.

Von der Kindheit dämmerndem Geſtade,
Tauſchend Wunden mit Genuß und Ruh,
Gingſt Du treu die blutgetränkten Pfade
Jahre lang dem Loos der Helden zu.

War es Wahn vielleicht, dies muth'ge Feuer,
Das ſo heiß Dich drängte zur Gefahr?
O, wer hebt der ew'gen Wahrheit Schleier?
Wer beſtimmt, was Recht, was Irrthum war?

Weich und fühlend ſchlug ein Herz voll Liebe
In der tapfern furchtlos kühnen Bruſt,
Willig gab es jene höhern Triebe,
Jeden Anſpruch hin auf ird'ſche Luſt.

Wird die Zukunft nun den Kampf Dir lohnen?
Kommt uns Kunde von dem dunkeln Strand?
Winkt Dir dort mit ſeinen Blüthenkronen,
Dem Du ſtarbſt, Dein heilig Vaterland?

Des Ritters Heimkehr.

Der Berge Schatten neigen tief
Ins ſtille Thal herein;
Die Sonne ſinkt, der Laut entſchlief
Im ſchwach bewegten Hain.

Nach manchem Kampf in fremdem Land
Betret ich dieſe Flur! —
Mir blieb ein einzig theures Band
Im öden Leben nur.

Bald werd' ich Dich, mein Bruder, ſehn,
Du Freund aus beſſrer Zeit,
An Deiner Hand mich froh ergehn,
Zu ſchönerm Sein erneut.

Dann kommt der Kindheit Traum zurück,
Wir grüßen Strom und Wald!
Mein Herz genes't an Deinem Blick,
Mein liebster Theobald! —

Was naht in Bergesſchatten dort —
Ein Zug durchs ſtille Thal?
Es ziehn ſich Krieger langſam fort
In dunkler Rüſtung Stahl.

Der Sonne letzter Schimmer bricht
An ihren Panzern ſich;
Doch — ſchwarzer Flor des Grams umflicht
Sie ernſt und ſchauerlich!

Was iſt es doch, daß ſich mein Herz
So wunderbar erhebt:
Daß mir ein ahnungsbanger Schmerz
Durch alle Nerven bebt?

Da ſieh! in ihrer Mitte zeigt
Ein ſchwarzer Sarg ſich mir!
Und traurig drüber hingeneigt
Ein wallend Kriegspanier.

„Mag immer doch ein menſchlich Herz
Sein Gut zu heiß umfahn!
Zu hoch iſt für den irdſchen Schmerz
Des dunkeln Schickſals Bahn!“

So tönt ihr Lied — die Felſen ſehn
So ſchaurig mir herab! —
O ſagt, ihr edeln Krieger, wen,
Wen tragt ihr hier zu Grab?

„Es iſt der Führer unſrer Schaar;
In vaterländ'ſcher Schlacht,
Im Kampfe, wo er Sieger war,
Umfing ihn Todesnacht.“

Und ſeinen Namen! — ſagt mir ihn!
Schmückt' ihn der Anmuth Zier?
War hoch ſein edler Wuchs und kühn? —
O, ſagt den Namen mir!

„Sein Antlitz war dem Feind bekannt
Im blut'gen Lanzenwald,
Wir tragen, den der Ruhm genannt,
Den tapfern Theobald.“

Mag immer doch ein menſchlich Herz
Sein Gut zu heiß umfahn!
Zu hoch iſt für den ird'ſchen Schmerz
Des dunkeln Schickſals Bahn.

Noch tiefer ſchwieg Gebirg' und Land,
Noch ſchwärzer ward's im Thal,
Und an der Berge Gipfeln ſchwand
Der letzte Sonnenſtrahl.

Nachtſtück.

Die Nacht iſt ſchwarz, kein ſanfter Stern mehr blinkt,
Doch hell in Feuerröthe glüht der Himmel
Zur Rechten, wo das Dorf in Flammen ſinkt! —
Es ſchweigt des Kampfes donnerndes Getümmel.

Hier ſchreckt uns Glut, dort eiſ'ge Winterflur,
Der Himmel ſtarrend in des Froſtes Bläue,
Die ganze Gegend rings des Todes-Spur,
Der Schnee mit Blut bedeckt, zu ernſter Weihe.

Wer jagt dort ſtürmend durch das Eisgefild?
Ein junger Krieger, ſchön wie Himmelsboten!
Doch all ſein Weſen des Entſetzens Bild. —
Sein glühend Aug' durchfliegt das Feld der Todten.

Zurück! Zurück! Ruft im Begegnen ihm
Ein flieh'nder Diener, alles iſt verloren!
Zurück! Entweich' des Feindes Ungeſtüm!
Mein Herr iſt nieder zu des Todes Thoren.

„Und Du verließeſt ihn im Kampf der Noth? —
Ha! Jetzt bewähr' Dich, Muth der Liebestreue!“
Der Jüngling rief's; von Schrecken rings umdroht,
Durchflog er kühn das Feld der Todesweihe.

Heil'ge Kraft der ſchönſten Triebe!
Wenn der Männer Muth erliegt,
Durch des Weibes zarte Liebe
Wird Gefahr und Tod beſiegt.

Junger Krieger, wie ſo muthig!
Schöne, zarte Kriegerin,
Fruchtlos ſtellt der Tod ſich blutig
Vor der Gattin weichen Sinn.

Liebe leuchtet durch die Schatten
Ihr mit lichtem Flammenſtrahl,
Sie erkennt den holden Gatten
In der Tauſend Todtenzahl.

Aber ach, entſtellt von Wunden,
Nackt durch roher Habſucht Hand,
An den eiſ'gen Grund gebunden,
Lag er von des Todes Band.

Ha! da ſtürmt's mit heißerm Triebe,
Was ſie je gefühlt für ihn!
Mitleid, zärtlich glühnde Liebe,
Schmerz und Sehnſucht, ſtark und kühn

Und in ihres Schmerzes Fülle,
Selbſt der mildern Heimath Kind —
Reißt ſie ab die warme Hülle,
Fühlet nicht den eiſ'gen Wind.

Und mit zarter Mutterpflege
Hüllt den Liebling ſie darein,
Führt ihn durch die grauſen Wege
Auf dem Roß zum ſichern Hain.

Wahnſinn armer kranker Liebe,
Ach, ſie hofft mit Glaubensmacht,
Daß ſein holdes Leben bliebe,
Ihn zu rufen aus der Nacht.

Doch umſonſt! Das Reich der Schatten
Giebt ſein Opfer nie zurück. —
Still nun weiht dem todten Gatten
Sie des Schmerzes letzten Blick.

Im Wittwenſchleier, in des Grams Gewande
Erblickt ihr nun die herrliche Geſtalt,
Sie folgt dem Sarg zum fernen Vaterlande,
Wohin der Wunſch des Sterbenden gewallt.

Zu ruhen dort hat er ſich ſtets geſehnet;
Die letzte Pflicht erfüllt ſie fromm und treu;
Sie lächelt ſanft, entwölkt und unbethränet
Ihr ſchönes Aug', ſie ſcheint vom Irdſchen frei.

Doch als ſie nun vertraut die theuern Glieder
Auf Heimathsgrund dem ſichern, dunklen Haus,
Da ſinkt ſie ſtill bei dem Geliebten nieder,
Und ſchläft die Laſt des ſchweren Lebens aus.

Am Abend nach der Schlacht.

Blutend kehrt ihr, Kämpfe-müde,
Arme Krieger aus der Schlacht!
Nimmer hat der goldne Friede
Eurem Jugendtraum gelacht.

Wird er endlich mild ſich neigen
Aus den ſeel'gen Sternenhöhn?
Wird verjüngtes Leben ſteigen,
Wo wir rings Verwüſtung ſehn?

Leben? Freude? — Blumen ſtreben
Wohl aus Blute neu empor;
Ruhig grenzen Tod und Leben
In dem großen Weſenchor;

Milde Zephirhauche trugen
Der Kanonen Grüße fort,
Und die Nachtigallen ſchlugen
In das laute Donnerwort.

Wo die Edeln, Schönen ſanken
Grünt noch fröhlich Flur und Hain,
Tauſende der Blumen tranken
Daſein aus Vernichtung ein.

Fühllos aus der Menſchheit Trümmer
Hebt die Blume ſich zum Licht,
Und man ſieht am Farbenſchimmer
Ihren grauſen Urſprung nicht.

Aber wo geliebte Brüder
Sanken unter Todesſchmerz,
Kehrt wohl da zur Freude wieder
Das verwandte Menſchenherz?

Mögen neue Blumen ſproſſen
Und ein glücklicher Geſchlecht!
Unſre Rechnung iſt geſchloſſen,
Jenſeit werd' uns Licht und Recht!

Geht hinüber, hohe Brüder!
Geht uns kurze Zeit voran,
Edler Schmerz, er knüpft uns wieder
An die ſeel'ge Heimath an!

Das Frankengrab.

Bei dem Tode eines an ſeinen Wunden geſtorbenen Kriegers.

Friede ſei mit Dir und Segen,
Süßer Schlummer nach der Schlacht!
Auf den blutgekränkten Wegen
Gingſt Du zu der heil'gen Nacht!

Und im ſtillen Haus empfingen
Dich die Brüder eng vertraut,
Die voran, die Tapfern, gingen,
Zu dem Bett mit Blut bethaut.

Haſt Du nun das Gut gefunden,
Das mit Ruh Dein Herz erfüllt?
Iſt geheilt der Schmerz der Wunden
Und der Sehnſucht Qual geſtillt?

Freudig ſchwingt der Lenz die Flügel,
Der Geſang und Leben weckt;
Einſam iſt der Schlummerhügel,
Der die Ruh der Helden deckt.

Siehſt Du? Drüben im Gefilde
Hebt ſich das verlaſſne Grab,
Und es glänzt des Abends Milde,
Glänzt der Morgen drauf herab. —

Doch die edeln Schläfer blicken
Nicht mehr nach dem goldnen Schein,
Ihre ſtillen Hügel drücken
Schon vom Hauch der Zeit ſich ein.

Dieſe muntre Frühlingsfeier,
Dieſer Jubel rings umher
Dringt nicht durch des Todes Schleier,
Hebt ein ſtarrend Herz nicht mehr.

Während fern im Heimathslande
Sich ein ſchöner Lenz erneut,
Schlummert ihr am fremden Strande
In verlaſſner Einſamkeit.

Doch es wachen Ehr' und Tugend
An der unberaſ'ten Gruft,
Ehre, die der Nachwelt Jugend
Noch zur heil'gen Stätte ruft.

Und von treuen Schweſterthränen
Werden Blumen hier erblühn,
Und der Lenz, er wird im Sehnen
Tiefen Mitleids hier verziehn.

Mariens Traum.

Der Tag begann ſchon dämmernd aufzugrauen,
Und ich entſchlief nach bang durchwachter Nacht;
Da ſah ich ihn in jenen bleichen Auen
Des Traums, ermüdet von der Heldenſchlacht.

Nacht war's. Die Krieger ruhten aus vom Streite,
Ein einſam Feuer brannt' im Schlachtfeld nur;
Er ſaß entfernt, ſein treues Roß zur Seite,
Ich ſahe bleich ihn auf der bleichen Flur.

Der trübe Halbmond, ſchon im Untergange,
Warf noch vom Hügel her ſein mattes Licht,
Zeigt' eine Thräne mir auf Edgars Wange,
Die Spur des Grams im holden Angeſicht.

Ich ſah, nur leicht bedeckt, die Bruſt ſich heben;
Nach milder Ruh zu lechzen ſchien ſein Herz;
Sein treues Roß, ſein Freund im Waffenleben,
Sah mitleidsvoll in ſeiner Augen Schmerz.

Unnennbar ſüß in Wehmuth halb verloren,
Umſpielt ein Lächeln ſeinen holden Mund;
„Verſchmähſt Du noch" ſo klang zu meinen Ohren
Sein ſüßer Laut, „der treu'ſten Liebe Bund?"

„O nahe Dich, Geliebte! Hat mein Leiden
Bewegt denn endlich Deinen ſtrengen Sinn?
Du findeſt hier mich, wo zu ſtillern Freuden,
Zu ſanftern Schmerzen nun geweiht ich bin.“ —

Sein Laut erſtarb. — Willſt Du mir ahnend winken,
Mein dunkles Loos? — Er bot mir ſanft die Hand;
Ich wollte reuig an die Bruſt ihm ſinken,
Da kam der Morgen — und mein Traum verſchwand.

Die Würde des Kriegers.

Zu welchem Zweck wir uns zum Kampf bereiten?
Ob's gut iſt, daß wir jetzt zur Feldſchlacht ziehn?
Ob Glück uns folgen wird auf blut'ger Bahn? —

Ihr Kleinen! O wie wenig faßt ihr doch
Die Würde unſers herrlichen Berufs!
Des Kriegers Reich iſt nicht von dieſer Erde
Und ſeinen Geiſt beſiegt kein irdſches Band,
Kein kleinliches Vernünfteln ſeinen Muth!
Denn ſo wie Furcht und Tod, und Schmerz und Freude
Nicht Macht hat über ſein erhöht Gemüth,
So liegt auch das, was Andre Klugheit nennen,
Tief unter ſeines edeln Willens Kraft.
Er wandelt gleich den ewigen Geſtirnen
Die dunkle, nie erforſchte Bahn, nicht fragend,
Wohin ſie führt? und wann ſein Lauf ſich endet?
Jetzt lodert er in hellem Schimmer auf
Erſtaunter Welten Aug', jetzt geht er freudig,
Wie er geglänzt, im großen Weltall unter. — —

Die Kinder ſind wir einer höhern Macht,
Die Diener ſelbſt des ewigen Geſchicks,
Und ſeines Willens feur'ge Flügelboten.
Es gehen Staaten aus dem Nichts und Völker
Erheben ſich beim Zauberſchlag des Schwerts;
Und treu gehorchend folgt uns Kunſt und Fleiß,
Der Genius ſelbſt in die geſchaffnen Reiche.
Entzückt betrachtet uns die freud'ge Welt;
Der Seegen blüht im jauchzenden Gefilde;
Wir haben kühn den Schooß der Macht erhellt;
Der Ruhm erhebt uns zu der Gottheit Bilde;
Doch jetzt verfinſtert ſich die heitre Luft!
Der Sieg entweicht von unſern blut'gen Fahnen;
Des Todes Engel ruft zu dunkeln Bahnen;
Wir legen ſtill den prächt'gen Schimmer ab,
Und ſteigen lächelnd in das Nebelgrab.

Die Höhe des Kriegers.

Nicht: in welches Heeres Mitten?
Frag', und nicht: für welche Macht?
Haſt Du muthig nur geſtritten,
Edel nur die Heldenſchlacht!

Denn der Herrſcher über Sternen
Weiß allein, was recht und gut;
Dort aus ſeinen heil'gen Fernen
Lenkt und ordnet er den Muth.

Hält in ſeiner Allmacht Händen
Stark des flücht'gen Glückes Rad;
Läßt durch Tiefen oft ſich wenden
Glänzend himmelan den Pfad.

Viel zu hoch für kleines Haſſen
Liegt für dieſes blut'ge Spiel,
Noch dem Blicke nicht zu faſſen,
Wohl ein großes, heil'ges Ziel. —

Ueberwundne dann wie Sieger,
Ehre, klügelnder Verſtand;
Denn der heldenmüth'ge Krieger
Iſt ein Blitz in Gottes Hand.

Die Sonne.

Aus des Meeres dunkeln Wogen
Steigt der junge Held herauf,
Schimmer ſind vorangeflogen,
Herold' ſeinem Siegerlauf.

Lang nicht hielt ihn Ruh befangen,
Freudig rafft er ſich empor.
Roth vom Schlummer ſind die Wangen,
Schimmernd durch den Nebelflor.

Und er ſchüttelt goldne Locken
Um der Roſenwangen Glut.
All die Nebel fliehn erſchrocken
Ihrer Mutter zu, der Flut.

Aber furchtbar ruft zum Streite
Ihre Schaaren noch die Nacht,
Wolken thürmen ſich, und weite
Flächen deckt die Heeresmacht.

Doch der Held, mit Lächeln ſiegend,
Spannt ſein göttliches Geſchoß;
Seine goldnen Pfeile, fliegend
Eilen, nimmer Zieles los.

Und im Graun des Kampfgetümmels
Muß entfliehn die finſtre Nacht.
Frei nun iſt das Feld des Himmels,
Huldigt ſeiner Siegerpracht.

Fels und Wies' und Hain erkennen
Seine milde Herrſchaft an;
Hell in ſeinen Flammen brennen
Bäch' und Ström' und Ocean.

Alle bieten ſich zum Spiegel
Seiner Himmelsſchönheit dar,
Für uns all', auf kühnem Flügel,
Bringt die Huld'gung ihm der Aar.

Und das Aug', das göttlich ſchöne,
Senkt er huldvoll auf die Welt,
Die im Chor der Vögeltöne
Nun der Freude Glanz erhellt.

„Nicht nur ſiegen, ſagt er freundlich,
Auch beglücken wollt' ich Euch.
Nicht mehr drohn die Stürme feindlich,
Nehmt nun Glück und Segen reich!"

Und ſo geht in hohen Räumen
Er die ſegenvolle Bahn,
Bis mit holder Schwermuth Träumen
Sich die kühlern Stunden nahn.

Nun in ſeinem Abendzelte
Steht der goldgelockte Held,
Blickt zurück aufs ruhmerhellte,
Schön durchlaufne Thatenfeld.

Seines Wolkenzeltes Säume
Ziehn ſich um ſein Wellenbett;
Doch ſein Blick durchfliegt die Räume,
Wo ſein Pfad ſich noch verräth. —

Wehmuthsvolle Abſchiedslieder
Wehn ihm Dank und Segen zu;
Und er ſenkt ſich lächelnd nieder
In die heil'ge, tiefe Ruh.

Freundſchaft.

Du ſtarker Pfeiler in des Leidens Wogen,
Du ſichre Freiſtatt in des Sturmes Nacht!
Zur Zeit der Freude, gleich der Iris Bogen,
Uns wiederſpiegelnd bunter Strahlen Pracht!

Der Held, den ſtolzer Ehrſucht Wunſch betrogen,
Er öffnet dem verſchwiegnen Freund die Bruſt;
Aus ſeiner Wunde wird der Pfeil gezogen,
Und ihm iſt keine Kränkung mehr bewußt.

Ja ſelbſt der hoffnungsloſen Liebe Feuer,
Dem kranken Schmachten, beut die Freundſchaft Ruh;
Ihr Strahl erwärmt den Leidenden nur treuer,
Und neue Stärke winkt ihr Aug' ihm zu!

Entzieht das Glück ihm ſeine üpp'ge Blüthe,
Er lächelt ſtolz, ſein Reichthum iſt ſein Freund,
Verläumdung, Groll, Neid, Haß und Rachſucht wüthe,
Mit freier Bruſt begegnet er dem Feind.

„Wenn Dich die Menſchen fliehn, die Götter haſſen,"
Sprach Pylades, von hoher Lieb' entbrannt,
„Ich bin Dein Freund! Du biſt nicht ganz verlaſſen!"
So fand Oreſt ſein theures Vaterland.

Feſt drängt der Freund ſich mit dem Freund zuſammen,
Je mehr er ihm geopfert, liebt er ihn;
Doch ſicher traut er auch den heil'gen Flammen,
Unſterblich wähnt er ihr belebend Glühn.

Und wehe! kommt ihm dann die Todeswunde,
Die tiefe Kränkung von des Trauten Hand!
Ach, wer erhellt ihm dann die finſtre Stunde?
Wer beut der Wunde lindernden Verband?

Er ſteht allein im Weltall! Denn im Scheiden
Noch ehrt er das, was ihm ſo theuer war;
Entweiht durch Klagen nicht ſein edles Leiden; —
Ach, ſchwer verſtünd' ihn auch die fremde Schaar!

Doch nimmer iſt der kranke Geiſt geſundet,
Den ſolch ein rettungsloſer Gram verzehrt;
Weh Dir, Du Armer, den das Herz verwundet,
Das Du mit eigner Lebensglut genährt!!

Liebe und Freundſchaft.

Lieb' und Freundſchaft willſt Du unterſcheiden?
O, ſie ſind zwei Weſen, eng vereint,
Heil'ger Götterurſprung wohnt in beiden,
Klein der Raum, der ſie zu trennen ſcheint.

Freundſchaft liebt, und Freundſchaft iſt die reine
Schöne Liebe, die ſich ſelbſt vergißt;
Die in des Geliebten Glück die Eine
Eigne ſtille Seeligkeit umſchließt.

Noch vom Ird'ſchen trägt die zarte Liebe
Eine Hüll' um ihre Lichtgeſtalt;
Ohne daß den ſüßen Glanz ſie trübe,
Mehrt ſie nur die rührende Gewalt.

Wenn der Jugend Roſen ſich erſchließen,
Trennt ſie noch das brauſende Gefühl,
Doch die gleich entſprungnen Weſen fließen
Bald in Eins zu ihrem großen Ziel.

Wenn im Morgenroth ſich Wolken mahlen,
Nebel ſteigen aus dem Thal empor,
Brechen ſie der Sonne goldne Strahlen,
Doch ſie wölben ihr das Roſenthor.

Sie ja ſind es, die die Purpurblüthen
Und die Roſenſchimmer um ſie ſtreun,
Wenn die zarten Wolken dann verglühten,
Steigt die Sonne, licht und ätherrein!

Beim Scheiden von einer Freundin.

Die Freundſchaft und die Liebe ſtritten
Sich um ein ſchönes, treues Herz;
„O, laß ſie mir! laß Dich erbitten,
Ihr Scheiden regt zu tiefen Schmerz!“

So bat die Freundſchaft. „Längſt bewährt
In treuer, feſter Innigkeit
Iſt unſer Bund, vom Licht verklärt
Laß mir, was ſich mir längſt geweiht!“ —

„Zu viel, o Schweſter, willſt Du fodern;“
Verſetzt der Freundſchaft Eros mild.
„Sieh meine Fackel freundlich lodern,
Sie winkt ins trennende Gefild.“

„Was ſich im erſten Blüthenlenze
Der Hoffnung weihte ſtill und zart,
Das ſchlingt mit Recht nun volle Kränze
In lebensfriſcher Gegenwart.“

„Doch ſenke nicht ſo traurig nieder
Den Blick, von Thränen ſtill getrübt;
Von fern auch tönt das Echo wieder
Aus Herzen, die ſich wahr geliebt.“

„Sie iſt nicht ganz Dir hingeſchwunden,
Wir Beide ſind zu nah verwandt;
Ein Herz, das rein die Lieb' empfunden,
Bewahrt auch edler Freundſchaft Band.“

Eros und Hymen.

Eros.

Blumen glühen, Haingeflüſter
Spielt um meiner Bäche Rand:
Dornicht, ſagt man, öd' und düſter
Sei Dein froſtig Sclavenland.

Zarte Nachtigallen flöten
Süß durch meiner Haine Nacht.
Dir iſt mit des Morgens Röthen
Langeweil' und Sorg' erwacht.

Hymen.

O, mein Bruder, wie ſo feindlich
Trennſt Du unſer göttlich Reich?
Laß uns ſchließen, hold und freundlich,
Den beglückenden Vergleich!

Sieh, an Deiner Flamm' entzündet,
Lodert meiner Fackel Brand;
Heilig wallt ſie auf und findet
Himmelwärts ihr Vaterland.

Du bewähr an meiner Weihe
Deine himmelvolle Glut,
Daß auf Veſten edler Treue
Die verklärte Wonne ruht.

Und in mein geweihtes Leben
Birg', o Du, den lichten Schein,
All der holden Töne Schweben,
All den ſüßen Lenz hinein.

Der Führer.

Nieder von des Berges Höhen
Stieg ein Jüngling, ſchön und licht:
Hold und freundlich anzuſehen,
Wie ein Stern durch Wolken bricht.

Eine ſanfte Fackel glühte
Hoch in ſeiner rechten Hand;
Freier ward mirs in Gemüthe,
Als er lächelnd vor mir ſtand.

„Willſt Du," ſprach er, „arme Kleine,
Die ſo einſam ſtill ſich hält,
Mit mir wandeln, bei dem Scheine
Milden Lichtes, in die Welt?"

„Wecken in der Menſchen Buſen
Will ich tiefe Sympathie,
Und mit heil'ger Kraft der Muſen
Die verborgne Harmonie."

Gern, o gern, Du Guter, Milder!
Rief ich, will ich mit Dir gehn!
Bringſt Du ſchöne, roſ'ge Bilder
Mir von Deines Himmels Höhn?

„Bilder aus beglückten Sphären,“
Sprach er, „wirſt Du ahndend ſehn;
Doch ich will vorher Dich lehren
Auch des Lebens Reiz verſtehn.“

„Dieſe Fackel wird Dir zeigen,
Wo der Born der Freude quillt;
Wo die Roſ' in duft'gen Zweigen
Purpurn ihrer Knosp' entſchwillt.

„Deutlich wird vom Blattgeflüſter
Dir Muſik der Geiſter wehn,
Wird aus Hainen, ſtill und düſter,
Und aus Bächen murmelnd gehn.“

„Selbſt hinab in jene Tiefen,
In der Gnomen nächtlich Reich,
Steig' ich, wo die Geiſter ſchliefen,
Unter Felſen kalt und bleich.“

„Daß mein Ruf das Leben zünde,
Schlummernd in der Grüfte Nacht;
Daß ſich Kraft mit Kraft verbinde
In geheimer Wundermacht.“

„Daß die geiſt'gen Funken blitzen
Aus dem lebenden Metall,
Und von dunkeln Geiſterſitzen
Redet laut der Wiederhall.“

„So im ew'gen Lebensodem
Hält die Erd' ein geiſtig Band.
Wo Dein Fuß berührt den Boden,
Iſt der Liebe heil'ges Land.“

Sprachs, und, froh mit ihm zu gehen,
Zeigt' er mir die ſanfte Spur;
Lehrte mich den Sinn verſtehen
Dunkler, heiliger Natur.

Und ich ſah in glüh'ndem Leben
Schwellend rings das All der Welt;
Alles war der Lieb' ergeben,
Und von ſeel'gem Licht erhellt. —

Aber jetzt, bewegt und leiſe,
Senkt' er ſeiner Fackel Brand:
„Freundin, von der Pilgerreiſe
Kehr' ich in mein Vaterland.“

„Lebe wohl, und pfleg' im Innern
Treu der Wahrheit lichten Sinn,
Und mit ſeeligem Erinnern
Gieb der heil'gen Macht Dich hin!“

„Oft mit ſtiller, frommer Liebe
Denkſt Du meiner noch gewiß;
Doch daß Dir mein Nam' auch bliebe:
Wiſſ', ich heiße Novalis.“

Sidonie.

Die Thüre öffnet nie ſich mehr!
Sie tritt nicht mehr herein,
Ich ſehe nimmer hold und hehr
Der lieben Augen Schein!

Wenn ſonſt die Dämm'rung niederſank,
Da hört' ich leiſen Schritt,
Ich horchte, längſt von Sehnſucht krank,
Nach dem geliebten Tritt.

Sie war's! Ich flog entgegen! heiß
Erglühte Herz an Herz!
In ihres Lächelns Zauberkreis
Entſchwand der Erde Schmerz.

Nicht Freundſchaft wars, zu kalt erſcheint
Das Wort für dies Gefühl!
Nicht ird'ſche Lieb' und Treu vereint,
Erreicht dies ſeel'ge Ziel!

Wie Engel lieben brüderlich,
Im himmliſchen Gefild,
Mit ſolcher Lieb' umfing ſie mich,
Sie ſelbſt der Engel Bild!

Auf gingen alle Schätze dann
Dem edlern, höhern Sinn;
Mit leichter Flügelſchnelle rann
Die ſchöne Stund' uns hin. —

Und wenn ſie ſchied, dann war es mir,
Als ſchiede Heil und Glück,
Ich flog ans Herz, ans heiße, ihr
Noch zehnmal heiß zurück!

War's Ahndung wohl, Du armes Herz,
Was damals Dich durchdrang?
Daß bald zu langem, ew'gen Schmerz
Der Scheideruf erklang? — —

Nun öffnet nie die Thür ſich mehr,
Sie tritt nicht mehr herein!
Ich ſehe nimmer hold und hehr
Der lieben Augen Schein!

Worte eines Engels

am Morgen

des 23. Juli 1820.

Feiernd in der heil'gen Morgenſtille
Ruht des Gartens zartvermiſchtes Grün,
Und der Blumen zauberiſche Fülle
Strebt in friſcher, voller Pracht zu glüh'n.

Birken, Pappeln neigen ſich zuſammen,
Flüſtern ſich ein hold Geheimniß zu;
Und die Sonne ſchmückt mit grünen Flammen
Nun den Wohnplatz ſtill beglückter Ruh.

Schlummerſt Du noch in den Morgenträumen,
Holde, bei des hehren Tag's Beginn?
Während ich, aus meines Himmels Räumen,
Ich, Dein Schutzgeiſt, ſeelig nah Dir bin.

Zart vernahm der leiſen Flügel Schweben
Dein Gefühl ſchon auf der Kindheit Bahn;
Und ſo ſeh' ich heut' Dein ſchönes Leben
Unentweiht dem ſchönſten Ziele nah'n.

Weißt Du noch, wie kindliches Verlangen
Nach der kleinen goldnen Kette rang?
Und von ihrem leichten Schmuck umfangen
Unruh' doch ins Herz des Kindes drang?

Weil das kleinſte Weichen von den Grenzen
Heil'ger Wahrheit Dir den Schmuck gewann,
Freute *nicht* Dich ſeines Goldes Glänzen,
Sahſt Du nur ihn heimlich kämpfend an.

Ihn, der wie ein Fels die zarte Bruſt beſchwerte,
Bis ein treu Geſtändniß ſie befreit. — —
Ganz dem Reich der Wahrheit angehörte
Nun Dein Herz, in ſchöner Feſtigkeit.

Weinend lagſt Du an der Mutter Herzen,
Jene Thränen, milden Perlen gleich,
Wurden Dir zum Schmuck, wie jene Schmerzen,
Für Dein ſchönes, lichtes Freudenreich.

Eine *andre* Kett' aus klarem Golde
Hat die Huld des Himmels Dir verliehn,
Drückend nicht, *belebend*, Theure, Holde,
Wird bewährte Treu' ſie um Dich zieh'n.

Und ein andrer Schutzgeist iſt gegeben
Dir fortan für Deine ſanfte Bahn. —
Fern nur wird mein Flug Dich noch umſchweben
Und im ſtillen Traum Dir liebend nah'n.

Flüſtert denn, ihr muntern, ſchlanken Bäume,
Das Geheimniß von dem holden Paar!
Blüht, ihr Blumen, wie im Reich der Träume;
Schlingt die Kränze für den Brautaltar!

Freude funkelt in den warmen Blicken
Der Geſchwiſter, liebevoll und gut;
Nur der Mutter frommes Dankentzücken
Spricht ſich aus in leiſer Thränenfluth.

Die geweihten, theuren Tropfen fließen
Seegensvoll auf das geliebte Kind. —
— Mögen aufwärts Eure Myrthen ſprießen,
Hin wo Treu' und Lieb' unſterblich ſind.

Am Geburtstage von ***.

Freudig ſchwebt der Lenz hernieder,
Hüllt in Blüthenſchmuck die Flur,
Durch die Wälder tönen Lieder,
Bräutlich glänzet die Natur.

Und die Hügel und die Haine
Heben ſtolz ihr Haupt empor,
Reich ergießt im Sonnenſcheine
Sich der Wieſen grüner Flor.

„Seht, nach langem Wintertrauern,“
Rufen ſie — „wie ſchön und grün!
Arme Stadt, in Deinen Mauern
Kennſt Du keiner Blumen Glühn?“

Doch da ruft die Stadt mit Freuden:
„Nicht ſo ſtolz, ihr, Flur und Hain!
Glaubt ihr, Lenz und Luft bekleiden
Euch mit Blumenſchmuck allein?“

„Daß wir nicht verlaſſen trauern
Und auf euch beneidend ſehn,
Blüht in unſern ſichern Mauern
Auch ſo manche Blume ſchön.“

„Und der anmuthvollſten Eine
Giebt uns heut der lichte Maiz
— Sagt, ihr Fluren und ihr Haine,
Ob wohl Eine holder ſei?“

„Und was keine Blumen geben
Rings im Duft- und Farbenmeer:
Zartes, ſeelenvolles Leben,
Theilt ſie freundlich um ſich her —“

„Wird den edlen Baum erquicken,
Der ſich ſegnend uns erhebt,
Der von unſres Dankes Blicken
Kühn dem Sturm entgegenſtrebt.“

„Auf den nachbarlichen Matten
Sproßt' er, an der Saale Strand; —
Wohl uns, daß ſein milder Schatten
Unſern Mauern zugewandt!“

„Nimmer beugte fremden Mächten
Sich ſein edler, kräft'ger Muth;
Treu dem Guten und dem Rechten,
Schützt' er Beides feſt und gut.“

„Heil denn! Heil ihm! Seine Zweige
Schmück' im Herbſt noch freudig Grün!
Und die holde Blume neige
Spät nur, ſpät ſich zum Verblühn!“

Der Frühling.

Was ſchimmert dort wie Morgenglanz,
Von eignem Licht umwallt?
Wer biſt Du? ſprich! im Blüthenkranz,
Du himmliſche Geſtalt?

„Wie? kennſt Du mich, den Lenz, nicht mehr?
Du, eine Dichterin?
Schon hab' ich alles um Dich her
Geſchmückt mit Licht und Grün.“

„Jetzt zieh ich hin zum Oberſtrand,
Ins waldige Gebiet,
Daß bald auch dort, aus Moor und Sand
Ein friſches Leben blüht.“

Zum Oberſtrand? wie tönt das Wort
So tief zum Herzen mir!
Wo die Geliebten wohnen? dort,
O, wär' ich doch mit Dir!

Ja zieh nur, Frühling, zieh zu ihr,
Der guten Mutter hin!
Mit Deiner Blüthen ſchönſter Zier,
Mit Deinem Licht und Grün.

Ach weinend wird ſie jetzt am Grab
Des kleinen Lieblings ſtehn,
Wird ſtumm und freudenlos hinab
Ins öde Dunkel ſehn.

O ſtreue Deine Blumen ihr!
Erfüll' mit ſanfter Ruh
Ihr Herz, und weh' ihr auch von mir
Den Gruß der Liebe zu.

Geliebte, weine nicht ſo ſehr!
Ach, ſtille Deinen Schmerz,
Die holden Kleinen um Dich her,
Erfreun ſie nicht Dein Herz?

Und dieſes Grün, das jetzt Gefild
Und Wald umzieht und Höhn,
Iſt Dir es nicht ein ſüßes Bild
Vom ſchönern Wiederſehn?

Ja, freue Dich! Er lebt, er lebt,
Dein holder Ferdinand!
Voran nur iſt er hingeſchwebt
Ins ew'ge Blüthenland!

An die Verfaſſerin des Walther von Montbarry.

Zarte Harfentöne ſchwebten
In mein dämmerndes Gemach;
Meines Herzens Saiten bebten
Ihnen ſympathetiſch nach.

Ja, verwandt Du meiner Seele,
Ob auch höher, ſei gegrüßt!
Die durchs Lied, wie Philomele,
Manches Lebens Nacht verſüßt.

Von verſunknen Herrlichkeiten
Rufſt Du manches Bild ins Herz,
Nach den alten, edeln Zeiten
Weckend edler Sehnſucht Schmerz.

Schilde tönen, Fahnen wallen
Für ein höher, geiſtig Gut,
Edel ſiegen, rühmlich fallen
Sieht man frommen Heldenmuth.

Oft, was fremd dem eignen Leben,
Zu erretten, groß und frei,
Sieht man ſich dem Tod ergeben
Göttlich ſchöne Schwärmerei.

Und die ehrerbiet'ge Minne,
Auch bei Männern zart und rein,
Wußte dort im ächten Sinne
Erſt für wahres Glück zu weihn.

Auch der Zauber der Geſänge
War geehrt ſo nah als fern,
Aus der Alltagswelt Gedränge
Folgt' ihm Ohr und Seele gern.

Von der Minneſänger Tone
Klang es rings auf deutſcher Flur,
Und vom Strand der Sein' und Rhone
Kam der edle Troubadour.

All' das zauberſt Du im Bilde
Uns lebendig friſch hervor,
Was in dämmernde Gefilde
Des Vergangnen ſich verlor,

O, ihr herrlichen Geſtalten,
Montharry und Konradin,
Stadion, Friedrich, ſchön erhalten
Hat euch eure Sängerin.

Kreuzpaniere, weht zum Himmel,
Mit der Heldenſeelen Chor,
Die entſchwebt im Schlachtgetümmel,
Tragt der Theuern Ruhm empor.

Wie vermöchte Dir zu danken
Meines Liedes leiſer Ton?
Spanier, Britten, Deutſche, Franken,
Bieten kaum Dir würd'gen Lohn.

Glücklich wär' ich, brächte immer
Freude Dir mein treuer Blick,
Strahlt' ich ſanft wie Mondenſchimmer
Deines Werthes Glanz zurück.

Der Frühlingsregen.

Welch' ein ſanfter, milder Regen
Von dem leichten Wolkenzelt,
Trägt uns ſüßen Duft entgegen
Aus des Gartens Blüthenwelt!

Und die grüne Nacht der Blätter
Iſt mit Perlen reich geſchmückt,
Während ſchon durchs dunkle Wetter
Wieder ſchön die Sonne blickt.

Abendliche Roſen glimmen
Friſcher auf mit ſanftem Schein,
Neu erwachen tauſend Stimmen
In dem grünen, feuchten Hain.

Auf der ſüßen Töne Wogen
Hebt ſich das beſchwingte Chor;
Und ein lichter Regenbogen
Steigt als Friedensgeiſt empor.

An eine Roſe.

Röslein, Röslein, Röslein hold,
Aus des Morgens Schooße,
Du, mir mehr, als Perl' und Gold,
Theure ſüße Roſe!

Giebſt Du nicht das Bildniß mir
Meines holden Treuen?
Deiner heil'gen Unſchuld Zier
Durft' auch er ſich freuen!

Glühte nicht wie Du ſein Mund
Hold in Purpurröthe,
Gab er ſüßen Laut mir kund,
Gleich dem Hauch der Flöte?

Dein Erröthen, ſanft und rein,
Schmückte ſeine Wangen,
Mit der dunkeln Augen Schein
Sehnend aufgegangen.

Ach! und wie die tiefe Glut,
Die im Kelch Dir ſtrahlet,
Hat mit meines Lieblings Blut
Sich der Grund gemalet.

Fern nun ſchläft im Schlachtgefild
Er in Hügels Schooße; —
Bleibe Du mir, liebſtes Bild!
Theure, ſüße Roſe!

Wettpreis der Minne.

Der König.

Hold Mädchen, mit Vertrauen
Hör' meinen Worten zu!
Seit Dich ich thät erſchauen,
Verlor mein Herz die Ruh';
Mir dünkt, wenn ich Dich ſehe,
Wohl in der Fern' und Nähe
Kein Weib ſo ſchön, wie Du!

Der Sänger.

Du Schönſte aller Schönen,
Mir ward in Herzens Grund,
Seit ich Dich ſah, ein Sehnen,
Ein tiefes Sehnen kund;
Ich darf Dir's nicht bekennen;
Die Augen mögen nennen,
Was Dir verſchweigt mein Mund!

Der König.

Willſt Du Dein Herz mir geben,
So führ' ich Dich zu Roß,
Zu ſtetem Wonneleben,
Wohl in mein Königsſchloß;

Mein Zepter, Macht und Ehren
Mag Alles Dir gehören,
Mein Reich gar weit und groß!

Der Sänger.

Ich Armer kann nicht Krone
Dir bieten, Macht und Reich;
Des Liedes freiem Sohne
Ward Reichthum nicht zugleich;
Im Land der ſüßen Töne,
Am Quell der ew'gen Schöne,
Dort liegt wohl all mein Reich.

Der König.

Es iſt von Marmorſteine
Mein Schloß gar ſchön gebaut;
In rothem Goldes-Scheine
Man alle Wände ſchaut;
Mit reichen Perlenbanden,
Mit ſtrahlenden Gewanden,
Schmückt man die Königsbraut.

Der Sänger.

Ich kann nicht Schätze bieten
Mit dieſer treuen Hand,
Doch ſchmückt mit duft'gen Blüthen
Sich oft mein freundlich Land.

Und höh're Lieb' entflammet
Des Dichters Bruſt; er ſtammet
Aus ihrem Vaterland.

Das Mädchen.

Mein beſter Dank gebühret,
Ihr edeln Freier, Euch!
Dein Land, o König, zieret
So Glanz, als Macht zugleich;
Doch nicht das Irdiſchſchöne,
Ich wähl', o Fürſt der Töne,
Dein unſichtbares Reich!
Nicht Hoheit mich verblendet,
Nicht Gold, noch ſchimmernd Erz;
Zum Glück der Liebe wendet
Sich einzig hin mein Herz!
Ich wähle, was beſtehet,
Den ird'ſchen Sinn erhöhet,
Und ſiegt ob Zeit und Schmerz!

Die Augen.

Heitrer Frühlingshimmel aus den blauen,
Schönen Augen ſpricht er hold uns an,
Und es thut ſo wohl hinein zu ſchauen
Und dem ſanften Himmelslicht zu nahn.

Aber nächtlich unter finſtern Bogen,
Wohnt des ſchwarzen Auges glühnder Blick,
Wechſelnd fühlt das Herz ſich angezogen,
Wechſelnd flieht es ahnungsbang zurück.

Zwar es webt der ſeidnen Wimpern Schleier
Um die Glut der holden Dämmrung Flor,
Doch verräthriſch bricht das Zauberfeuer,
Gleich der Sonne durch Gewölk hervor.

Während dort das heitre Frühlingswetter
Sanft uns hin zu Eros Thälern zieht,
Fordert hier der mächtigſte der Götter,
Feindlich uns ins blut'ge Kampfgebiet.

Der Brief.

Wenn aus weiter, dunkler Ferne
Hold ein Brief uns Botſchaft bringt,
Wie das Licht verklärter Sterne
Endlich durch die Wolken dringt.

Wenn im weltlichkalten Kreiſe
Uns die theure Botſchaft fand;
Nur ein Blick begrüßt dann leiſe,
Schüchtern das geliebte Pfand.

Und enthaltſam, aufgeſchoben
Wird der reizende Genuß. —
Doch verſtärkt nur und erhoben
Wird ja ſo der Wonne Gruß.

Vor der Neugier fremden Blicken
Sei das Heil'ge nie entweiht!
Birg das Auge voll Entzücken,
Und das Herz voll Seeligkeit!

Glücklich ſchon, die zarte Hülle
Zu berühren! Dieſes Blatt,
Dem die Lieb' in reicher Fülle
Anvertraut ihr Höchſtes hat.

Löſe nicht das ſtrenge Siegel,
Als in heil'ger Einſamkeit;
Nur auf leiſer Ahnung Flügel
Dring' in ſeine Dunkelheit.

Harre vor des Tempels Pforte,
Fromm und demuthsvoll entglüht,
Bis der Strom der Götterworte
Dich belebend in ſich zieht.

Der Frühlingsmorgen.

In dem lichtgrün zarten Schleier,
Einer Zauberlandſchaft gleich,
Liegſt Du in des Morgens Feier,
Frühlingsgegend, duftig weich.

Wie in ſeel'ger Ahnung Träumen,
Wandelt ſich's in Deinem Flor;
All die jungen Knospen keimen,
Blicken, ſchüchtern noch, hervor;

Lächeln grün durch Hain und Wieſen
In dem Glanz des Sonnenblicks;
Scheinen freundlich uns zu grüßen,
Flüchtig, leis wie Gruß des Glücks. —

Und der Nachtigallen Töne,
Innig, tief der Bruſt entſchwebt,
Ach, ſie ſagen, wo der ſchöne
Ew'ge Lenz der Herzen lebt.

Sanfte Wehmuth miſcht ſich leiſe
In des Herzens Wonnetraum,
Sagt: „Es liegen ernſte, heiße
Tag' im künft'gen Lebensraum.“

Ach, die holden Schimmer zittern
Hin mit Philomelens Schlag;
Unter ſtürmenden Gewittern
Steigt des Lebens Sommertag. —

Doch wem einmal aufgegangen
Solch' ein ſeel'ger Morgenſchein,
Mitten in der Stürme Bangen
Fällt ſein milder Glanz herein.

Die Ruheſtätte.

Wollteſt ruhen, armer Pilger,
In der Myrthe holden Schatten,
In dem Duft der Roſenlauben;
Doch da kam des Sturmes Wüthen,
Riß die zarten Myrthenzweige,
Riß hinweg die Glut der Roſen,
Gab es Preiß des Himmels Lüften,
Was Dein armes Leben freute.
Weiter nun und immer weiter
Mußt Du geh'n die ſchweren Pfade.
Ruhen willſt Du, armer Jüngling?
Sieh, dort iſt ein holder Schatten!
Dunkelgrüne, luft'ge Zweige
Wehen um die Schlummerſtätte;
Ruhen, Lieber, o mein Lieber,
Wirſt Du ſicher in dem Schatten!
„Nenne mir des Baumes Namen!
Iſt es Lorbeer? iſt es Myrthe?“

Keins von Beiden. Aber wisse,
Lieber, nicht der Erste bist Du,
Der den Traum von Ehr' und Liebe
Ausgeträumt in diesem kühlen,
Dämmernden Cypressenschatten.

Die Erdgeister.

Wie mögt ihr Aberglauben heißen,
Was von der Gnomen dunkelm Reich
Die Sagen und die Mährchen preisen?
Von Geistern, stark und schnell zugleich.

Es sollte keine Geister geben,
Die heimlich in Gestein und Erz
Mit stiller Wunderherrschaft leben?
Gebietend über Lust und Schmerz.

Die kleinen, finstern Nachtgestalten,
Zum Schein verschlossen, prunklos nur,
Doch wohl die mächtigsten Gewalten
Im weiten Reiche der Natur —

Die gäb es' nicht? Wie mögt ihr irren!
Sie sind's ja, die mit dunkler Macht
Den ganzen Erdkreis oft verwirren!
Mit Macht, die aller Weisheit lacht.

Was nur der Zauberwelt Geschichten
Vom Dienst der Geister wunderschön,
Von Aladin und sonst berichten,
Das könnt ihr jetzt noch täglich sehn!

Wie er aus unterird'schen Thoren
Die Wunderlamp' entwandt; von dort
Das Geisterreich herauf beschworen,
So wirkt noch heut sein Zauber fort!

Zwar nicht mehr *sichtbar* euch zu dienen
Erscheinen sie, wie vormals *ihm*.
Mit düstern und mit heitern Mienen
Und mit des Sturmes Ungestüm.

Doch — — laßt ein blankes Goldstück blinken,
Gleich ist ein kleiner muntrer Geist
Bereit, und fliegt nach euren Winken,
Und bringt, was ihr ihn bringen heißt.

Und gnügt *dies* nicht dem Herrscherwillen,
Auch größre Geister sind bereit!
Laßt blankes Gold den Glanz enthüllen,
Und — — möglich wird Unmöglichkeit!

Die Menſchheit.

An Donatoa.

Hoher Donatoa, nicht ſo hart
Blicke richtend auf die Erde nieder!
Du, vor dem des Lebens Puls erſtarrt,
Senke noch Dein leuchtendes Gefieder!

Sternenräume mag Dein Aug' durchfliegen,
Aber nicht die tiefe Menſchenbruſt.
Welten, die in ihrem Innern liegen,
Sind dem Gott der Geiſter nur bewußt.

Zwar in ihren Tiefen birgt ſie Schwächen,
Birgt ſie, furchtbar ſtark, die Leidenſchaft.
Weh! Und zum geflügelten Verbrechen
Wird zu oft des edlen Feuers Kraft.

Doch entſprungen aus dem Lichtquell, lodert
Noch der Funk' im irrenden Geſchlecht,
Und die heil'ge Götterabkunft fodert
Selbſt im Falle noch ihr göttlich Recht.

Wer nicht kämpfte, darf er Held ſich wähnen?
Wen nicht traf der wilden Feinde Wuth?
Kennſt Du glüh'nde Wunden, blut'ge Thränen? —
Achte, Seraph, unſrer Kämpfe Glut.

Drum verdamme, Schrecklicher, noch nicht!
Ob auch oft des Abgrunds Stimmen riefen
In der Bruſt: O Seraph, hehr und licht,
Wohnt der Himmel auch in ihren Tiefen.

Klagen eines gefallenen Engels.

In des Himmels blauen Hallen
Strahlt ein ſchöner Stern hervor,
Glänzend vor den andern allen
In dem lichten Sternenchor.

Ach, da wohnt' ich einſt in Tagen
Süßer Unſchuld! Da verfloß
Mir das Leben, fern von Klagen,
In der ſeel'gen Liebe Schooß!

Mit den Engeln, meinen Brüdern,
Spielt' ich dort im Frühlingsſchein,
Unter ſüßen Harfenliedern,
Im verklärten Blüthenhain. —

Aber weh! ſie iſt verſchwunden,
Jene Zeit der Seeligkeit!
Ach, zu Reu, zu Qual und Wunden
Hat mich eigne Schuld geweiht!

Zu der Erde dunkeln Fluren
Bin ich Armer jetzt verbannt,
Abwärts von der Liebe Spuren,
Aus dem ſeel'gen Vaterland!

Lichte Thäler! ſüße Haine!
Immer noch an euch zurück
Denkt mein ſehnend Herz! ich weine
Ach, um das verlorne Glück!

Wenn die Sterne ſich verklären,
Blick ich zitternd auf von fern
Durch den Nebel meiner Zähren
Nach dem goldnen Heimathsſtern.

Und es fällt ein Funken nieder,
Und erhellt mein enges Thal;
Von den Liedern meiner Brüder,
Kömmt mir leiſ' ein Wiederhall.

Echo meiner ſchönern Tage,
Mitleidsvoll beſuchſt Du mich!
Daß ich troſtlos nicht verzage,
Sendet mir ein Engel Dich!

Ewig bin ich nicht geſchieden
Von dem Bund, der All' umſchließt;
— O, Gedanke, der mir Frieden
In die wunde Seele gießt!!

Zwar der Kämpfe ſind noch viele,
Lang noch iſt die dunkle Bahn,
Doch getroſt! ſie lenkt am Ziele
Einſt ſich ſiegend himmelan!

Ja es wird ein Tag erſcheinen,
Wo des Jammers Band ſich löſt,
Wo die Lieb' uns wird vereinen,
Wo nicht Einen ſie verſtößt.

Mich auch hebt ſie von dem Falle; —
Schau empor zum Sternenſchein!
O, mir iſt's, als ſäh' ich alle
Liebend ſich zuſammenreihn!

Ja, auch mich umſchlingt einſt wieder
Jener ew'gen Liebe Band, —
O, dann ſeh ich meine Brüder!
Seh ich Dich mein Vaterland!

Das Kind und das Leben.

Im Herbſt.

Das Leben.

Was willſt Du hier in dieſer rauhen Zeit,
Du zarter Sprößling? ſchönern Lenzgebieten
Entkeimt; was willſt Du hier, wo Stürme wüthen?
Dem Herbſt iſt jetzt die öde Flur geweiht!

Er ſchüttelt Stürme von dem rauhen Flügel. —
Und wilde Stürme toben um die Hügel
Im weiten Kreis der Menſchheit! — Ach, entflohn
Sind längſt die Freuden vor der Eris Drohn!

Und jetzt, Du kleiner Engel, ſchwebſt Du nieder?
Das Leben, Kind, wohl iſt es ernſt und ſchwer. —
Du hebſt ſo ſanft die holden Augenlieder?
Du blickſt ſo hell und freundlich um Dich her?

Das Kind.

Und thut es nicht im Sturme wohl dem Herzen,
Auf eine ſanfte Blume hinzuſchaun?
Thut es nicht wohl, nach manchen bittern Schmerzen
Auf eine milde Hoffnung wieder traun?

O glücklich! daß ich jetzt das Leben grüße,
Iſt ſeltner auch im Leben wohl die Luſt!
O, daß mein Anblick mildre Freude gieße
In meiner holden Mutter zarte Bruſt!

Verſüß' er ihr der Trennung bittre Stunden,
Wo den Geliebten Mavors ihr entzieht!
Bis heil'ger durch der Sehnſucht Schmerz verbunden,
Aufs neu ſein Herz an ihrem Buſen glüht.

Mein edler Vater ſind' in mir den Spiegel
Der eignen Kraft, beflügelnd ſeinen Lauf,
Schon löſt ſich das geheimnißvolle Siegel
Des eignen Daſeins in dem zweiten auf.

In meinem Namen tönet leiſ' empfunden
Der Zauber von der Aeltern Sympathie,
Selbſt durch die Namen ſind ſie zart verbunden;
Auf mich den holden Wohllaut erbten ſie.

Und ſtürmt das Leben auch mit fernem Grauen,
Weſſ' Eintritt ſo die Himmelstochter ſchützt,
Die heil'ge Liebe, muthig darf er ſchauen
Des Lebens Antlitz, ob der Sturm auch blitzt.

Und aus der Gegenwart beſtürmten Tagen
Blüht eine Zukunft roſenlicht hervor;
So laß mich fröhlich denn das Leben wagen!
Kühn tret' ich ein durchs goldne Morgenthor!

Hoffnung.

Glühend wieder in die Wangen,
Steigt das ſchmerzgehemmte Blut,
Hoffnung naht mit leiſem Bangen,
Die im todten Gram geruht.

Wär' es möglich, könnt' er kehren,
Meines Lebens Himmelstraum?
Dürft' in ſeinem Glanz verklären
Wieder ſich der öde Raum?

Und die heißgeliebten Töne
Klängen wieder in mein Ohr?
Und das Bild, das holde, ſchöne,
Stieg' aufs neu vor mir empor?

Welch ein Bild! ach, neues Leben,
Regt durch alle Pulſe ſich!
Grün ſeh ich den Lenz ſich heben,
Der vor meinem Gram erblich.

Kühne Hoffnung, Geiſterſchwingen
Tragen Dich zum fernen Ziel!
Darf ich's wagen hinzudringen?
Zu vertraun dem Glutgefühl?

Süße Hoffnung! widerſtreben
Kann ich Deinem Zauber nicht:
Aber nimm, o nimm mein Leben,
Wenn Dein kühner Flügel bricht!

Der Glaube.

So willſt Du mir den Lichttag rauben,
Die Blüthe, die mein Herz gepflegt,
Den glanzumſtrahlten Himmelsglauben,
Der tauſend Sonnen in ſich trägt?
Du willſt aus dieſen Rubgefilden
Der Andacht mich herniederziehn?
Aus dieſem Lenz, wo leicht und gülden
Der Kindheit zarte Blumen blühn?

Wohlan es ſei! ſo nimm den Himmel,
Die lichten Engel raubſt Du nicht!
Umringt vom ſtörenden Getümmel,
Umſchwebt den Geiſt ihr Aetherlicht!
Ihr Geiſter früh entſchlafner Lieben,
Gefährten ſchöner Unſchulds-Zeit!
Ihr ſeid mir ſchützend noch geblieben
Als Engel früher Seeligkeit!

Wie könnte je der Pfad zum Böſen,
Wie könnt' er je mir reizend ſein?
Wer kann die heil'gen Bande löſen,
Die früh das Herz der Unſchuld weihn?
Wie könnt' ich frei den Blick erheben
Auf zu des Aethers klaren Höhn?
Wie, wenn die Geiſter mich umſchweben,
In ihr geliebtes Antlitz ſehn?

Ihr waret gut, ihr reinen Herzen,
Sei gut das Herz auch, das Euch liebt!
Nur Eins iſt, was in Kampf und Schmerzen
Gekränkter Liebe Balſam giebt:
Nur gleiche Tugend ſchließt die Bande,
Die ſelbſt der kalte Tod nicht bricht:
Ihr waret edel, nehmt zum Pfande
Dies Lied, das heil'ge Treu verſpricht!

Ihr Schützer meiner ſchwachen Tugend,
Und winkt dem Blick kein Lichtgeſtad,
Am Unſchuldsglanz der frühſten Jugend
Erleuchte ſich mein dunkler Pfad!
Und glänzt auch nach dem Kampf auf Erden
Mir keiner Zukunft Morgenlicht,
Dies Herz, vernichtet kann es werden,
Doch Euch entſagen kann es nicht.

Glaubensmuth.

Du unſers Lebens Leben,
Du unſrer Sonne Licht!
Zu Dir will ich mich heben,
Du ſtarke Zuverſicht!
Durch Nacht und Todesgrauen
Erleuchteſt Du den Pfad,
Bis wir geborgen ſchauen
Dein ſeelig Lichtgeſtad.

Dort wird im Licht uns glänzen.
Was dunkel wir geglaubt;
Und Palmen werden kränzen
Des treuen Kämpfers Haupt.
Nur aufwärts laßt uns ſchauen,
Dem Glauben nur vertraut,
Der uns zu jenen Auen
Die kühne Brücke baut.

Gleich ihm, der erſt die Krone
In ſeel'ger Heimath fand,
Strebt nach dem theuern Lohne,
Erringt das heil'ge Land!
Wir folgen Deinen Wegen,
Sind auch der Kämpfe viel;
Uns rauſcht die Palm' entgegen,
Heil uns! wir ſind am Ziel!

Gleichmuth.

Wahre Dir den frommen Sinn,
Und den gleichen Muth,
Gieb Dich nie der Schwermuth hin,
Nie der Freude Glut.

Nimm, was günſt'ge Macht Dir gab,
Nimmer zu gewiß;
Ernſt mit ihrem Richterſtab
Naht die Nemeſis.

Oft in kühnem Wahn umfaßt
Schon der Wunſch ſein Glück;
Ach wie ſchnell! — Das Bild erblaßt,
Leer iſt Herz und Blick!

Bricht auch Trübſal mit herein,
Kommt die finſtre Nacht,
Weiß ich, daß im Morgenſchein
Mir die Hoffnung lacht.

Irrend nach des Wunſches Frucht,
Schweifte oft mein Blick,
Oefter doch kam ungeſucht
Das geliebte Glück.

Muth im Leben.

Jedes Ding im weiten Leben
Hat zwei Seiten, bös' und gut,
Stets die gute vorzuheben
Iſt Geſetz dem heitern Muth.

Warum Klagen? was beſchieden
Aendert nicht das leere Wort,
Nur der Muth'ge geht in Frieden
Durch des Lebens Wechſel fort.

Nach des Kummers Finſterniſſen
Heitert oft ſich bald die Bahn,
Und wo hier ein Band zerriſſen,
Knüpft ſich dort ein neues an;

Wo ſich tiefe Thäler ſenken,
Steigen nah die heitern Höhn;
Wo entzweit ſich Freunde kränken,
Winkt Verſöhnung ſüß und ſchön.

Will auch hier und dort für Einen
Aus der tauſend Pilger Zahl
Nie des Glückes Höh' erſcheinen,
Senkt nur tiefer ſich das Thal;

Weiter kann es doch nicht gehen
Als zum dunkeln Thal der Gruft.
Wo ihm bald von lichten Höhen
Selige Vergeltung ruft!

Erhebung.

Lichte Sterne, Flor des Himmels,
Seel'ge Boten, ſeid gegrüßt,
Die, im Graun des Weltgetümmels,
Licht ihr in die Seele gießt!

Wenn bedrängt von tauſend Schmerzen —
Wohl vom äußern Zwang umwebt,
Heft'ger nur im innern Herzen —
Die gequälte Bruſt ſich hebt;

Wenn dann auf unendlich weiten
Azurfluren Licht erwacht,
Sterne milden Glanz verbreiten
In die irdiſch bange Nacht;

Wenn ſie rufen: „Auf vom Traume
Dunkler Erde blickt erfreut;
Welten liegen noch im Saume
Ew'ger Unermeßlichkeit!“

O, dann wird die Seel' erweitert,
Wenn ſie ahnend aufwärts ſchaut,
Und der dunkle Blick, erheitert,
Grüßt ſie freundlich und vertraut.

Aber ſchwebt dem Sternenlichte
Trüber Erdennebel vor,
Dann zum Glanz der Weltgeſchichte
Flieh, gekränkter Geiſt, empor.

Sterne hoher Menſchenſeelen
Gehn dort hehr und ſtrahlend auf;
Gleich den Sternen, nicht zu zählen,
Leuchtet groſser Thaten Lauf.

Und ſie rufen: „Auf! Gewendet
Kühn den Blick zur Ewigkeit!
Herrliches und Groſses endet
Nicht im trüben Strom der Zeit!“

Fühlſt Du irgend dann im Herzen
Flugkraft, ihnen gleich zu ſein,
O, dann weg die kleinen Schmerzen!
Erd' und Himmel ſind ja Dein!

Seelig wird die Seel' erweitert
Durch erhabner Thaten Kranz;
Und der dunkle Blick, erheitert,
Grüſst verwandt der Brüder Glanz!

Erinnerung.

Hell im frischen Glanz der Sonne
Flieht die Gegenwart dahin;
Doch es flieht die Zeit voll Wonne
Ach! zu bald dem regen Sinn.

Und es folgt die Nacht dem Tage;
Leise weht ein Dämmerflor;
Bei Aeolis süßer Klage
Steigt der sanfte Mond empor.

Wohl, er leitet von der Sonne
Seine bleichen Strahlen her,
Doch das Herz mit süßrer Wonne
Füllt sein magisch Silbermeer.

Heil'ges Mondlicht in der Seele,
O Erinnrung, milde, Du!
Ob des Lebens Tag auch fehle,
Wirfst Du linden Strahl uns zu.

Blumen, die am Tag' erstarben,
Blühn an Deiner Kühl' empor,
Und um schwer verheilte Narben
Weht Dein sanfter Dämmerflor.

Geſichertes Loos.

Wie darfſt Du klagen über Dein Geſchick,
Daß Liebe Dir, daß Freudenglanz Dir fehle?
Der darf gebieten ſeinem flücht'gen Glück,
Der liebenswerth ſich fühlt in edler Seele.

Die Außenwelt bürgt nicht des Glückes Quelle;
Die Lichter wechſeln über dem Gefild,
Jetzt düſtres Schwarz, jetzt heitre Sonnenhelle;
Doch bleibt die Gegend, die das Aug' entzückt,
Doch bleibt ſie ſchön die zauberiſche Stelle,
Ob Schwarz ſie deckt, ob goldnes Licht ſie ſchmückt.

Der Wechſel.

Jetzt finſtres Wetter,
Jetzt Sonnenſchein;
Nun Sturmgeſchmetter,
Durch Felsgeſtein.

Nun ſüße Lieder
Durch Haines Nacht,
Wenn ſtrahlend wieder
Der Tag erwacht.

So miſche, Leben,
Nur Leid und Luſt!
Genug zu geben
Der Menſchenbruſt.

Zum Wechſel weiche
Der Nacht das Licht!
Das ewig Gleiche
Erträgt ſie nicht.

Die Zeit.

„Was iſt ein Jahr? Wie bald iſt es verſchwunden?
Dann kehrt, was jetzt für uns verloren war.“ —
Wohl, Freunde! doch ein einz'ger Tag hat viele Stunden,
Und viel, viel lange Tage hat ein Jahr.

Und jede Stunde hat viel Augenblicke,
In denen in das offne treue Herz
Des Lebens Schmerz den ſcharfen Stachel drücke! —
Kein Maaß erkennt die Zeit, und kein's der Schmerz.

Die rechte Zeit.

Einkauf macht die kluge Hausfrau,
Eh' im Preis er ſteigt;
Kauf' Dir Freunde, wenn in Trauer
Sie das Schickſal beugt.

Leichter ſchließt an das verwandte
Sich ein wundes Herz;
Eins verwächſt dann feſt ins andre
Nach getheiltem Schmerz.

Süß iſt's, Blumen aufzurichten,
Die der Sturm gebeugt!
Treu dann blühn ſie Dir und düften,
Bis der Tag ſich neigt.

An die Freude.

Ueberraſchen mit dem Wiederſehen
Meiner Lieben willſt Du, Freude, mich?
Und ich ſoll Dir nicht entgegen gehen?
Erſt empfinden Deines Schleiers Wehen,
Wenn er fliehend mir vorüberſtrich?

Wie? ſo grauſam willſt Du mir entziehen
Schönſten Theil des zugewognen Glücks?
O, ſo ſüß iſt's, Dir entgegen glühen!
Schwelgen, wenn die Stunden noch verziehen,
Schon im Nah'n des ſeel'gen Augenblicks.

Dir entgegenglühn mit holdem Bangen,
Und mit zarter jungfräulicher Scheu!
Zügeln das entlodernde Verlangen!
Pflegen Blüthen, eh' ſie aufgegangen
An dem Lichte holder Schwärmerei.

Sind ſo flüchtig nicht die Roſenſtunden
Dieſes Lebens? Laß den Vollgehalt
Ganz uns faſſen, eh ſie hingeſchwunden!
Ach, die Flucht beglückender Sekunden
Bannt kein Zauber liebender Gewalt!

Trinken laß in furchtſam ſeel'gen Zügen
Mich den Trank, den Deine Hand mir bot:
Eh Dein Sonnenglanz noch aufgeſtiegen,
Seh ich ſchöner Deine Fluren liegen
In der Hoffnung goldnem Morgenroth.

Das Kind und die Freude.

Die Freude grüßte mich hold und ſchön;
Im ſtrahlenden Roſengewande
Sollſt, liebes Mädchen, mit mir gehn
Zu ſchönem Wonnelande!
Ach, Göttin! rief ich, warte noch!
Ich muß die Mutter erſt fragen!
Kind! ſprach die Mutter, eile doch!
Will nicht die Freude verſagen.

Die Freude rief: Nun komm, mein Kind!
Du biſt geſchaffen zur Freude,
Ich liebe Dich; o, komm geſchwind!
Dein harrt mein Roſengeſchmeide.
O liebe Freude, warte doch!
So bat ich, warte bis morgen!
Ich will Dich beſſer verdienen noch,
Will ſchaffend noch manches beſorgen.

O, liebes Mädchen, wie ſo hart
Magſt Du Dich ſelbſt betrügen!
Soll glücklos denn die Gegenwart,
Die falſche, Dir entfliegen?
Und als der Morgen nun erſchien,
Da flehte ich: warte noch immer!
So ſüß iſt's, Dir entgegen glühn
In zarter Hoffnung Schimmer.

Und wenig Monden nur entflohn,
Da war die Freude verſchwunden!
Da kam der Schmerz, der finſtre, ſchon,
Mit ſeinen brennenden Wunden.
Der Morgenſchimmer war erblaßt,
Wohl ehe der Morgen vergangen,
Ich fühlte von des Schmerzes Laſt
Den kindlichen Buſen befangen.

Nun, rief die Freude noch im Fliehn,
Magſt Du zur Hoffnung gehen,
Wird Dein Entſagen und Dein Glühn
Sie auch zu lohnen verſtehen? —
Da ſucht' ich ſie nun immerdar,
Und habe ſie nirgend gefunden;
Ach wehe mir! die Hoffnung war
Ja ſtets mit der Freude verſchwunden!

Tiefes Gefühl.

„Er welkte früh, weil er zu tief empfunden.“
So ſagt ihr treffend von dem hohen Geiſt,
Der ſich zu früh dem Staub der Erd' entwunden.
O, ſüßes Troſtwort, das in finſtern Stunden
Der Macht des Grams die bange Seel' entreißt!

Von höhern Mächten ward es uns gegeben,
Dies innig tiefe, glühende Gefühl;
Wohl zehrt es an dem Mark von unſerm Leben,
Daß oft erſchüttert alle Nerven beben,
Wie Saiten an dem zarten Harfenſpiel.

Doch aus dem ſchmerzlich tiefen Anklang ſteigen
Auch der Gebilde herrlichſte hervor,
Die von des Geiſtes Götterabkunft zeugen;
Muß darum früher auch zur Gruft ſich neigen
Des irdiſchen Daſeins junger Blumenflor.

Stirb hin, mein armes Sein! mir nicht zu theuer!
Wenn Du nur fort in edlen Werken lebſt,
Geopfert einem überirdiſchen Feuer;
Wenn Du, ein ſchöner Phönix, nur Dich freier
Und herrlicher aus Deiner Aſch' erhebſt.

Stilles Heimweh.

Warum doch trübt der ſchönſten Züge Milde
So oft ein Schatten ſanfter Traurigkeit,
So drängen Wolken, dämmernd hingeſtreut,
Sich vor des Mondes lichtem Aetherſchilde.

Und weißt Du nicht, daß aus dem Lichtgefilde
Der beſſern Heimath, aus der Unſchuldheit
Verbannt, wir alle wandeln, gramgeweiht
Und einſam ſchmachtend nach der Heimath Bilde.

Doch irdſche Luft zieht oft zur Erd' uns nieder,
Und ſchöne Seelen fühlen nur ſo tief
Die Sehnſucht nach dem Engelgruß der Brüder.

Drum ſenken ſich die holden Augenlieder,
Den ſüßen Mund umdämmert ſanfter Harm;
Es naht der Geiſt der ſeel'gen Heimath wieder.

Spätes Erkennen.

Wer biſt Du, liebliche Geſtalt?
Verſchleiert leis und zart?
Was hält mit reizender Gewalt
Mich Deine Gegenwart?
Den Schleierflor durchſtrahlt Dein Blick,
So bittend, hold und ſüß; —
O, halt nur jetzt mich nicht zurück!
Was auch Dein Wink verhieß.

Ich kann, ich darf ihn nicht verſtehn!
Zur Ferne muß ich fort! — —
Was liſpelſt Du, wie Abendwehn,
„Nun dann! — wir ſehn uns dort!“
Es muß wohl in der Menſchenbruſt
Ein tiefes Streben ſein,
Nach ſüßer Liebe Himmelsluſt,
Nach holden Glückes Schein.

Zur Ferne geht der Sehnſucht Flug;
Dort winkt mir Lieb' und Glück! —
O, halte mit dem leiſen Zug
Nur jetzt mich nicht zurück!
Sieh, wie die Ferne golden lacht,
Umflort von zartem Duft,
Durchſchimmert von des Frühlings Pracht
In friſcher Morgenluft!

Zur Ferne zog, zur Ferne hin
Das rasche Streben fort; —
Doch ach, es fand der irre Sinn
Nicht Glück, nicht Liebe dort.
Nun hat die Reu' in leisen Schmerz
Sich still zurückgekehrt,
Und spricht: Nun weiß ich, wie mein Herz
Dir, holdes Bild, gehört!

Es schwand die liebliche Gestalt,
Von Kummer still verbleicht;
Still, wie der Mond vorüber wallt,
Und in Gewölk entweicht.
Und sprach noch, sanft zurück gewandt,
Wehmüthig Stimm' und Blick:
„Wie hast Du mich so hart verkannt?
Ich war ja Lieb' und Glück! —"

Zu ſpätes Licht.

Unſeelig Loos der armen Menſchheit; düſter
Liegt Nebel oft auf unſrer Zukunft Bahn,
Und leiſer Stimmen warnendes Geflüſter
Verlockt ihn oft zu trügriſch irrem Wahn.

Doch, ſo wie wir den einen Pfad erwählten,
So bricht ein blendend Sonnenlicht hervor
Und hellt den rechten Weg, den wir verfehlten,
Und zeigt ein Glück, das unſer Wahn verlor.

Ach! grauſam mahnend ſchmückt der helle Schimmer
Nunmehr verzweiflungsvoller Sehnſucht Blick,
Mit Strahlen dies verlorne Glück: und nimmer,
Ach nimmer dorthin führt ein Weg zurück.

Troſt.

Flüchtig iſt die heitre Sonnenhelle,
Die des Lebens rauhe Bahn erhellt.
Aber glücklich, daß auf flücht'ge Welle
Oft verklärt ein Bild des Himmels fällt.

Der höchste Rang.

In der Menschenbrust ein Streben
Ruft befeuernd, stets: hinan!
Höher willst Du stets Dich heben,
Doch verkennst zu oft die Bahn.

Bist Du frei, das ist zu wenig,
Und Du schaffst Dich selbst zum Herrn.
Bist Du Herr, so wärst Du König
Oder wohl noch Größres gern.

Wohl! den höchsten Rang erflieget
Dann! Die Kraft gewährt das Herz;
Werdet Engel! und besieget
Rettend armer Brüder Schmerz!

Das Glück.

Jeder strebt das eigne Glück zu finden,
Jeder sucht den Urquell eigner Lust,
Und wo fließt er? In den heil'gen Gründen,
In den Tiefen der geliebten Brust.

Der Betrug.

Jeder meint dem Kummer zu erliegen,
Ahndet er Betrug, von Freunden, fern.
Andern zürnen wir, die uns betrügen;
Ach, und täuſchen uns doch ſelbſt ſo gern!

Stilles Loos.

Fern von glänzendem Gewühle
Fließt der ſchönſten Tage Lauf;
Und der Himmel der Gefühle
Schließt ſich nur im Stillen auf.

Ob des Lebens Kränz' erblaſſen —
Sie erſetzt die Phantaſie!
Ob die Freunde Dich verlaſſen,
Nur Du ſelbſt verlaß Dich nie!

Erſatz.

Oft wenn das Glück verlaſſnen armen Kindern
Die kleinſten Gaben grauſam ſtreng entzieht,
Da weiß Natur die Armuth ſchön zu lindern,
Vertheilt oft reichlich, wo der Reichthum flieht.

Da läßt ſie glänzend Gold in Locken wallen,
Mit Purpur, köſtlich wie ihn Tyrus bot,
Beſtreift ſie zart die Wangen; mit Korallen
Schmückt ſie die Lippen friſch und glühend roth.

Von Alabaſter aus des Oſtens Grenzen
Formt oft ſie Stirn und Nacken, Arm und Fuß,
Läßt kleine, weiße Zähn' als Perlen glänzen
Bei holden Lächelns anmuthsvollem Gruß.

Und aller Glanz der ſchönſten Edelſteine
Er gleicht dem Strahl des ſchönen Auges nicht,
Entzündet oft an innerm, höherm Scheine,
An des Gefühls, des Geiſtes Aetherlicht.

Denn ausgerüſtet mit ſo holden Schätzen,
Darf wohl der Arme froh durchs Leben gehn.
Ihm wird, des Glückes Mangel zu erſetzen,
Wohl manches Herz mit Lieb' entgegen ſehn.

Verſchwiegenheit.

Stattliche Jünglinge! reizende Schönen!
Nehmet die freundliche Warnung in Acht!
Sollen die Myrthen Citherens euch krönen,
Ehret durch Schweigen die heilige Macht!

Hat euch begünſtigt der ſchönſte der Triebe,
Ward euch das Lächeln, die Worte, der Blick,
Schließt in den Buſen die himmliſche Liebe,
Nur der Verſchwiegne feſſelt das Glück!

Hat euch der Kuß vom geliebteſten Munde
Seelig entführt in die Thäler der Luſt;
Tönt euch der Schwur zu dem ſeeligen Bunde:
Selbſt dem Vertrauten nicht öffnet die Bruſt!

Denkt an die Sage von Zaubergebieten,
Wo den verborgenen Schatz in der Gruft
Schrecken gewaffnete Geiſter behüten;
Wenn dann der Geiſt den Begünſtigten ruft —

Folg' er gehorſam des Winkenden Pfade,
Sei es durch Wälder von Grauſen bewohnt,
Sei es an felſige Klippengeſtade:
Reich wird die duldende Mühe gelohnt.

Bald nun ein bläuliches Flämmchen erkennet
Er an geweiheter Stät' in der Nacht;
Hohl ſchon ertönt es, wo leuchtend es brennet —
Jetzt ſchon erblickt er die goldene Pracht!

Grab' er nur weiter! Doch wie er ſich mühet,
Halt' er verſchloſſen die Rede zurück!
So wie ein Laut nur den Lippen entfliehet,
Wehe! verſchwunden iſt Zauber und Glück!

Gefällige Moral.

Die Mutter.

Still und ehrbar iſts ſonſt immer hier;
Aber zieht ein fremdes Heer durchs Städtchen,
Gleich ans Fenſter fliegt mein Mädchen,
In leichtſinn'ger eitler Jugendzier,
Läßt die ſchelmiſch ſanften Augen funkeln,
Sei's vor blauen oder ſei's vor dunkeln!
Und warum? Nicht Einem unter Allen
Möchte ſie im Ernſt als Braut gefallen.

Das Mädchen.

Liebes Mütterchen! man nennt ja immer
Klug die Hausfrau, welche Sorge trägt,
Ob noch Alles gut in Küch' und Zimmer?
Ob das Feuerzeug noch Funken ſchlägt?
Darf man ſo nicht auch die Augen fragen,
Ob ſie zünden noch und Funken ſchlagen?

Das Verreiſen.

Wird in froher Kindheit Tagen
Zu verreiſen einſt beſchloſſen,
Sieht man ſchon im Geiſt den Wagen
Mit den muntern, freud'gen Roſſen.

Die entfernten, weiten Auen,
Nie geſehne Blumenfelder,
Alles wähnt man hell zu ſchauen,
Hohe Städte, Flüſſ' und Wälder;

Küßt entzückt der Aeltern Hände,
Die uns freundlich mit ſich nehmen,
Wünſcht den langen Tag zu Ende,
Kann die Sehnſucht kaum bezähmen;

Daß des nächſten Morgens Prangen
Uns in voller Reif' erblicke;
Hurtig bringt man, voll Verlangen,
Seines beſten Anzugs Stücke.

Iſt nun das Gepäck vollendet,
Wird man ernſt zu Bett verwieſen;
Liegt man, links und rechts gewendet,
Kann vor Luſt kein Auge ſchließen.

Zehnmal blickt man, ob der Morgen
Noch nicht ſende bleiche Strahlen?
Endlich kömmt er! nun geborgen
Glaubt man ſich von Sehnſuchtsqualen.

Leis verläßt man Bett und Zimmer,
Treibt die Diener, ja zu eilen!
Putzt ſich an; — und ach! noch immer
Währt ſo lang' es! muß man weilen!

Endlich ſchiebt man vor den Wagen;
Nun iſt's gut! nun iſt's im Gleiſe!
Schnell hinein! und voll Behagen
Setzt man ſich bereit zur Reiſe.

Daß die Pferde noch nicht ziehen,
Iſt das Kleinſte bei der Sache!
Reich an goldnen Phantaſieen
Sitzt man unterm luft'gen Dache;

Fährt ſchon über Thal und Hügel,
Ohne Pferde friſch in's Leben! —
Hoffnung mit dem jungen Flügel
Führt uns ſtatt der Roſſe Streben.

Der Gärtner.

Wie Lilien blüht die Sternenau;
In Morgenwolken blühn
Die Aetherroſen, hell von Thau;
Das Abendroth auf Azurblau
Läßt Feuerlilien glühn.

Und hier auf Erden, ewig neu
Erglänzt der Blumen Pracht;
Ich bin ihr Gärtner flink und frei,
Wo iſt ein Stand, der ſchöner ſei,
So frei voll ſchöner Macht! —

Der Frühling iſt mein Kunſtgeſell,
Ihn ruf ich mir ſchon früh.
Geh, ſag ich, zieh die Tulpen ſchnell!
Die Hiazinthen ſonnenhell,
Ich pflanzte geſtern ſie.

Da eilt er, thut, was ich begann,
Mit unverdroſſnem Muth.
Ein ſanftes Feuer macht er an,
Die Blumen zieht er ſchnell heran,
Und alles zart und gut.

Wenn dann der Farben goldne Pracht
Sich auf den Beeten hebt,
Spalier und Hecke blühend lacht,
Und nun der Wipfel grüne Nacht
Ein lieblich Dunkel webt;

Wenn Blüthenſchnee, der ſilbern blinkt,
Den Fruchthain überzieht,
Der Seegen dann vom Himmel ſinkt,
Die Erdbeer' zart erröthend winkt,
Durchs Laub die Kirſche glüht;

O wer iſt glücklicher als ich?
Die Arbeit meiner Hand
Verbreitet rings entzückend ſich,
Mit Recht ein König dünk' ich mich
Im ſchönen Blüthenland!

So grab' ich, ſo pflanz' ich
Mit fröhlichem Muth,
Mir wallt in den Adern
Im Tanze das Blut.

Das Morgenroth,
Der Abendſchein,
Sie ſind mir Freunde,
Sie kommen herein.

Sie grüßen mich,
Sehn bei der Arbeit mir zu,
Dann ladet der Mond mich
Zu freundlicher Ruh.

Ich grabe, ich pflanze,
Bis lieblich im Hain
Die Zweige durchzittert
Sein wallender Schein.

Er geht in die Laube,
Mit ſchwebendem Fuß,
Er bietet den Blumen
Den himmliſchen Gruß.

So heimlich, ſo leiſe,
So wunderſüß,
Als käm' er in Träumen
Vom Paradies.

So flieht mir das Leben
Im blühenden Reich,
Hier darf ich gebieten,
Man huldigt mir gleich. —

Doch ſieh! wie neigt ſich matt und ſchwer
Der Bäume Wipfelkranz?
Das friſche Grün, es treibt nicht mehr;
Die Blumen ſchmachten hoffnungsleer,
Es ſtirbt ihr Farbenglanz.

Denn lang verzog die ſanfte Flut
Des Regens Mondenlang!
Und ſengend drückt der Sonne Glut,
Ach weh! da ſinkt mein ſtolzer Muth,
Das frohe Herz wird bang.

Ich trage Waſſer von dem Fluß,
Vergebens! Ohne Macht
Benetzt es kranker Pflanzen Fuß! —
Doch kaum entſtürzt des Regens Guß,
Als neuer Glanz erwacht! —

Ach wohl erkenn' ich über mir
Des großen Meiſters Hand!
Ja Du biſt König dort und hier!
So wie Dein Himmel, huldigt Dir
Der Erde Blumenland!

Die Blumen.

Seh' ich euch, ihr ſanften, blühn,
Möcht' ich eilen, euch zu pflücken,
Liebevoll ans Herz euch drücken,
In mich eure Düfte ziehn.

Aber Schmerz hält mich erweicht.
Brech' ich eure zarten Stengel,
Werdet ihr bald bleiche Engel,
Euer Farbengeiſt entweicht.

Prangende, bleibt alle ſtehn!
Auch nicht eine will ich pflücken,
Nieder mich zu allen bücken,
Düfte athmen, Farben ſehn.

Holdbeſeelte Blumenwelt,
Deine Zeit iſt kurzes Glänzen;
Sollſt du welken — mich zu kränzen?
Sterben, weil es mir gefällt?

Der Rosmarin.

Aus des ſtillen Gärtchens Frieden
Sind vorm heißen Sonnenſtrahl
Schon die Roſen hingeſchieden,
Nelk' und Roſen allzumahl.

Auch die andern Blumen ſtarben,
Neigend vor der Hitze ſich;
Traurig floh'n die heitern Farben,
Selbſt der Blätter Grün verblich.

Nur dort abwärts, grün, wie immer,
Stehſt du noch, mein Rosmarin!
Willſt du von dem bunten Schimmer
Ernſt zu dir die Seele ziehn?

Ja, du ſagſt: Wenn alle ſchieden,
Wenn erloſch der Blumen Glanz,
Biet' ich, ſtillen Orts, dem Müden
Meinen ernſten, dunkeln Kranz.

Der Schwan.

Schwebſt du auf den Silberwogen,
Schöner, ſtolzer Schwan, daher,
Von den Weſten fortgezogen,
Wie ein Schiff auf weitem Meer;

Gleich den weißen Segeln ſchwellen
Deine Flügel ſchimmernd auf;
Abendroth beſtreift die Wellen,
Sanft gefurcht von deinem Lauf.

Ruhig hebſt du deinen ſchönen,
Hohen Nacken, unbewußt,
Und es ruht ein Meer von Tönen
Still noch in der reichen Bruſt.

Erſt, wenn aus dem dunkeln Leben
Deine Seele ſich entſchwingt,
Hört man ſich dein Lied erheben,
Das geheiligt aufwärts dringt.

Manchem edlen Sänger gleichen
Magſt du, der in ſtiller Bruſt
Auf das Leben blickt, der reichen
Innern Schätze kaum bewußt.

Und ſo hebt, auf Lichtgefieder,
Zur Unſterblichkeit erhöht,
Sich das ſchönſte ſeiner Lieder
Oft erſt, wenn er untergeht.

Das Roß.

Mich entführten leichten Traumes Schwingen
In ein goldnes Paradiesgefild;
Was Italiens ſüße Dichter ſingen,
Gäb' von jenem Zauber-Reiz ein Bild.

Stille Bäche, durch die Blumenauen
Wandernd, flüſterten der Liebe Klang,
Haine wölbten Lauben an den blauen
Seen, voll von Nachtigallgeſang.

Und die Thiere, Völker dieſer Fluren,
Ehrten gern die menſchliche Gewalt.
Nahten traulich ſich den Herrſcherſpuren,
Theilend den beglückten Aufenthalt.

Um mich ſpielten zarte Turteltauben,
Lämmer ſchmiegten mir zu Füßen ſich,
Kleine Sänger ſchlüpften aus den Lauben,
Scheues Wild der Berge grüßte mich.

O wie ſchön! ſo rief ich, ſchön die Erde!
Und die Herren, wir, der ſchönen Welt?
Theilt mit uns, was uns ſo reich gegeben,
All' ihr Weſen, die Natur erhält!

Doch das ſchönſte aller ird'ſchen Weſen,
Nach des Menſchen göttlicher Geſtalt,
Nahte trauernd ſich, im Aug' zu leſen
Tiefen Kummers rührende Gewalt.

„Edles Roß! ſo hehr im Reich des Schönen,
Du allein nur ſtellſt dich trauernd dar?
Treuer Liebling von den Götterſöhnen,
Ihr Gefährt' in Luſt und in Gefahr!“

Aber traurig ſtand das Roß, und nieder
Senkt' es ernſt den menſchlich-edeln Blick,
Und die Mähne, Schmuck der ſchönen Glieder,
Warf der Wind vom ſtolzen Hals zurück.

„Sieh mich an!“ ſo ſprach es, „feige Schwäche
„Zeigt ſie nicht, die muthige Geſtalt!
„Willig, wenn den edeln Stolz ich breche,
„Weich' ich einer herrlichern Gewalt.“

„Ja, mit Liebe bin ich ihm Gefährte,
„Ihm, dem hohen Menſchen, der mich band,
„Der, indem er feſte Treu mich lehrte,
„Selbſt den Trieb nach Freiheit überwand.“

„Wenn der Donner brauſt im Schlachtgetümmel,
„Wenn das Schmettern der Trompet' erklingt,
„Ich dann bin es, der durch Höll' und Himmel
„Treu mit ihm zum Ziel des Ruhmes dringt.“

„Auf der Liebe heimlich ſüßen Wegen
„Bin ich ſein Vertrauter und Genoſſ';
„Selbſt der Arbeit niederm Joch entgegen
„Willig zieht ſein Wind-geflügelt Roß.“

„Doch wie lohnt er meine feſte Treue?
„Ohne Großmuth, ohne Dank und Recht,
„Würdigt er zur tiefſten Weſenreihe
„Oft, zur Qual nur, mein gebeugt Geſchlecht.“

„Nein, ſo elend iſt im weiten Leben
„Kein Geſchöpf! Es bricht von Qual das Herz;
„Jedem ward der Klage Laut gegeben,
„Ich nur dulde ſtumm den wilden Schmerz.“

So das Roß, und inn'ge Thränen floſſen
Bei den Worten leiſ' vom Auge mir.
Mildre Ruh' ſchien in ſein Aug' gegoſſen.
„Dieſes Mitleid,“ ſprach's, „ich dank' es dir!“

„Du ein Weib! in eure ſanftern Buſen
„Goß Natur des Mitleids heil'ge Glut;
„Du, die Schülerin der zarten Muſen,
„Flehe Du den harten Männermuth!“

„O beſchwör' ſie bei der heißen Liebe,
„Die ſie euch im trunknen Ausdruck weihn,
„Auch des Mitleids engverwandtem Triebe,
„Dieſem göttlichſten, ihr Herz zu leihn!“ —

Iſt es wahr, ihr hohen Götterſöhne?
Ihr Gebieter, edle Herrn der Welt?
Darf die Bitt' Euch nahn? Die Mild' und Schöne
War ja ſtets dem edlen Muth geſellt! — —

Ich erwacht' aus meinem Traumgefilde,
Und die Schimmer flohn vor meinem Blick;
Doch es blieb vom rührend ſchönen Bilde
Noch ein leiſer Abglanz mir zurück.

Der heilige Hubertus.

Der Morgen kommt, die Wälder ſtehn
In funkelnd grüner Pracht;
Den Schöpfer grüßt der Wipfel Wehn,
Der Vögel Chor erwacht.

Und wie in eines Tempels Ruh
Steht feiernd rings der Hain;
Es winkt der Fels dem Thale zu
Und ſendet Licht hinein.

Doch horch! Was ſchallt durch die Natur
Mit lärmend frohem Klang?
Verwundert harren Wald und Flur;
Es ſchweigt der Haingeſang.

Das iſt der muntern Jagd Getön.
In friſcher Morgenluft,
Laut ſtürzt ſie über Thal und Höhn,
Und über Bach und Kluft.

Wohl prächtig ſind im Jagdgeſchmeid
Die Jäger anzuſehn!
Mit Hunden treu zu Luſt und Leid,
Mit Roſſen fliegend ſchön!

Doch welch ein Ziel, das ſie ſo wild
Dahin reißt? — Sieh, da flieht
Ein Hirſch noch lechzend durchs Gefild,
Todmatt, von Angſt durchglüht.

Für ihn iſt, ſchnell und mitleidsvoll
Kein Pfeil geſchärft! für ihn
Nicht Gnad'; in langen Qualen ſoll
Sein armes Leben fliehn.

Da hob er den gebrochnen Blick
Zum Allerbarmer auf. —
— Und, hart gebietend ſein Geſchick,
Verfolgt der Fürſt den Lauf.

Wild ſcholl der Hunde Wuthgebell;
Der edlen Roſſe Kraft
Schwand ſelbſt, getrennt vom Labungsquell,
Von fremder Wuth entrafft.

Da ſieh! da nahm ein milder Hain,
Mit kühlem Schattendach,
Den armen, matten Flüchtling ein. —
Heiß drang der Fürſt ihm nach.

Doch welch ein Wunder! Brauſend ſchnell
Ergoß ein wilder Fluß
Dazwiſchen ſich, und ſchäumte hell
Dicht vor des Quälers Fuß.

Gewaltig brauſt' es in dem Hain;
Es ſchien, als hülle, fern
Dem Jagdgefolg', ein Nebel ein
Den fühllos harten Herrn.

Und wie von geiſtiger Gewalt
Kühlt' er den Muth entwandt.
Als jetzt — in leuchtender Geſtalt
Hubertus vor ihm ſtand.

Ein lichtgrün ſtrahlend Jägerkleid
Umfloß das hohe Weib;
Im funkelnd ſchönen Jagdgeſchmeid
Erſchien er, kühn, doch mild.

„Ach du?“ — ſo rief den Muth erneut
Der rauhe Fürſt ihm zu;
„Dich grüßt man ja wohl ungeſcheut,
„Der Jäger Schutzherr du!“ —

Doch zürnend wieß ihn ſtreng zurück
Des edeln Herzogs Geiſt;
Mit Flammen in dem Geiſterblick:
„Was nahſt du wild und dreiſt?

„Dich nenn' ich nimmer meinen Sohn!“
Er rief's. „Der Menſchlichkeit
„Spricht deine blut'ge Mordluſt Hohn,
„Die edle Jagd entweiht.

„Biſt du ein Herr, deß milde Bruſt
„Wohl Liebe hegen ſoll
„Für Tauſende? dem jetzt von Luſt
„An Qual der Buſen ſchwoll?

„Wohl ziemt dem kühnen Männermuth
„Zu gehn mit ſchnellem Wild
„In offnen Krieg, gerecht und gut
„Am Hain und Saatgefild;

„Doch wer unmenſchlich jede Spur
„Des Mitleids hat verkannt,
„O von ihm wendet ſich Natur,
„Die nicht mehr ihm verwandt.

Und Er; der liebend niederſchaut
Und alle Weſen hält,
Glaub's! Des Gequälten Todeslaut
Vernimmt der Herr der Welt!

Das Feuer.

Wie ſich plötzlich Hoffnungen entzünden,
Andre plötzlich ſterbend untergehn,
Kannſt du in dem Spiel der Flammen finden,
Willſt du in des Feuers Lodern ſehn.

Jetzt entglimmt ein Funken an der Stelle,
Die vorher noch ſchwarz und dunkel war,
Brennt empor zu prächt'ger Flammenhelle,
Breitet um ſich, ſchnell und wunderbar.

Briefe ſieht man drin, ſieht Blumen blühen
Und ſo manches ſtill erſehnte Gut;
Oft ſelbſt kühne Dichterphantaſieen
Bilden ſich am Anblick freud'ger Glut.

Wie die Flammen ſpielen! — Das Verwandte
Flieht und kehret wieder! — — Doch es ziſcht
Jetzt an Stellen, wo es lodernd brannte;
Schwarz wird es; — der heitre Strahl erliſcht.

Und nun bricht die ganze Glut zuſammen
Und in Aſche ſinkt des Feuers Pracht.
Ach, der Hoffnung und des Lebens Flammen
Sinken ſo mit uns auch bald in Nacht! —

Feuer und Waſſer.

Das Feuer.

Mit ſiegendem, prangendem Lodern,
Wohl biet' ich dir Fehde, mein Feind!
Kühn darf ich zum Kampfe dich fodern,
Ich Schützer der Menſchen und Freund.

Wenn ſchneeichte Wälder erbrauſen,
Zu Eiſe gerinnet der Bach,
Und wüthende Stürme von Außen
Umtoben das friedliche Dach —

Da flüchten aus weißen Gefilden
Die armen Bewohner herein,
Entronnen den Stürmen, den wilden,
Erſtarret und zitternd vor Pein.

Da auf einmal im Kamine
Blitzt ein neuer Lebensſtrahl!
Und der Funken ſpringt, der kühne,
Göttern gleich aus Stein und Stahl!

Und fröhliche Flammen,
Sie brechen hervor!
Und lodern zuſammen
Zum Himmel empor.

Plötzlich regt ein neues Leben
Im erſtarrten Kreiſe ſich;
Der Erwärmten Herzen heben
Sich in frohem Dank für mich!

Zu mir im Vereine
Die Blicke gekehret!
Vom leuchtenden Scheine
Der Flamme verklärt!

Nun toben die wüthenden Stürme
Aufs neu um das freundliche Haus;
Es ragen die ſtarrenden Thürme
Vom Weiten im Flockengebraus.

Vom Monde durch neblichte Hülle
Beſchienen, wie Geiſter ſo bleich. —
Wir blicken aus friedlicher Stille
Hinaus in das feindliche Reich!

Du haſt dich in Flocken verkehret,
Und ſtürmſt an die Fenſter mit Wuth,
Doch, Waſſer, dir Wüthendem, wehret
Mein fröhlicher, ſiegender Muth.

Da ziehſt den Strom du, den breiten,
Vereiſten, um Dörfchen und Stadt,
In mondlich durchdämmerte Weiten
Kalthauchend und ſterbend und matt.

Doch kaum, daß vor ſonnigen Blicken
Des Lenzes die Kälte dir flieht,
Du, Strome zertrümmernd und Brücken,

Und nichts kann vermag dir zu wehren,
Wenn einmal dein Zürnen sich hebt. —
Mich halten die Menschen in Ehren,
Und singen und preisen mein Leb.

Das Wasser.

Grausam harter Feind! uns zu versöhnen
Strebt umsonst die mächtige Natur;
Magst du dann auch jetzt mich stolz verhöhnen!
Wenige der Worte sag' ich nur.

Nur wenn ich gefangen, wagst du immer
Mich mit Flammenqualen zu umzieh'n,
Aber weh' dir! werd' ich frei! Dann nimmer
Magst du deinem Untergang entfliehn!

Wohl im Eises-Panzer fließen
Meine Wellen traurig fort;
Und ich darf mich nicht ergießen
Freundlich am geliebten Ort.

Einsam nur und traurig muß ich wallen
Um das Dörfchen und die munt're Stadt,
Bis der Lenz auf meines Kerkers Hallen
Den Befreiungsblick geworfen hat.

Wenn dann Schneeslasten schwellen
Und Verzweiflung sucht den Weg,
Wenn dann die empörten Wellen

O wie möchte dann ſo ſtreng ermeſſen
Meine Schuld das menſchliche Geſchlecht?
Aller treuen Dienſte drum vergeſſen?
Kennt es nicht der heilgen Freiheit Recht?

Und im offnen Kampf, auf freien Auen
Nur verletzt es meine beſt'ge Fluth;
Dich empfängt mit herzlichem Vertrauen
Arglos es in häuslich frommer Hut.

Hegt dich im vertrauten ſichern Zimmer,
Und wie oft, mit treulos wilder Kraft,
Haſt du vom erwärmend milden Schimmer
Dich zu Todesgiut emporgerafft!

Loderſt, donnerſt durch die ſichern Mauern
Vom Kamin empor zum frommen Dach!
Und dein armer Gaſtfreund ſieht mit Trauern
Dem Verlodern ſeines Glückes nach! — —

Aber wenn in Sommers Gluten
Schmachtend Flur und Haine ſtehn,
Und der Aehren goldne Fluthen
Ihrem Fall entgegen ſehn;

Wenn des armen Schnitters Wangen
Gluhen von der Sonne Brand;
Wem dann iſt mit Glutverlangen
Aug' und Lippe zugewandt?

Du mit unbarmherz'gem Drängen
Mehrſt nur deines Angriffs Wuth;
[illegible] Seufzern

Dann rinnt die kleine Quelle
Wohl auf umblühter Bahn
So rein und silberhelle
Und beut ihm Labung an!

Und mein Spiegel im Gefilde
Frei und offen, wie mein Lauf,
Nimmt den Menschen treu im Bilde,
Nimmt des Himmels Bildniß auf!

Das Meer.

Selma.

Willſt du dich dem Meer vertrauen,
Lieber Flüchtling, fern von mir?
Seine treulos grünen Auen
Bieten nirgends Labung dir.

Ach, ich weiß, verwandte Triebe
Ziehn dich nach der regen Fluth,
Weil auch ſie im Schoos der Liebe
Nimmer treu und bleibend ruht.

Oscar.

Wohl, der Zug verwandter Triebe
Sei es, der zum Meer mich trägt!
Weil die Fluth auch tiefe Liebe
Unter flücht'gen Wogen hegt.

Sieh, die Ebbe flieht, doch immer
Wiederkehrt die treue Fluth;
Ihren Stand vergißt ſie nimmer,
Nie das einſt umfaßte Gut.

Ihre hoffnungsvollen Auen
Zeigen mir des Glückes Pfad;
Froher werd ich wieder ſchauen

Daß ein bleibend Glück mir werde,
Such' ich raſchen Wechſel auf;
Daß mir blüh' der Heimath Erde,
Folg' ich fremder Wogen Lauf.

So aus Wechſel geht die Treue,
Wie aus Dunkel Licht hervor;
Daß uns nun die Luft erfreue,
Düſtert ſich der Trennung Flor.

Folge du nur meinem Pfade
Mit dem ſanften Sternenblick!
Bald zum liebenden Geſtade
Kehrt die treue Fluth zurück.

Der Heilquell. *)

Pallas Athene verweilt' einſt ruhend im ſchattigen Thale,
Dort, wo ein heilender Quell ſprudelt, von Felſen umringt;
Schön hier iſt es! ſo ſprach ſie: Es werden einſt ſpätre Geſchlechter
Heilung trinken am Quell, welchen Hygeia bewacht.
Dann wird mein Geiſt ſie umwehn, und das edle Gefallen am Wiſſen
Und an der Künſte Verein füllen die müßige Zeit.
Alſo die Göttin, und ſchwieg. — Da führte das waltende Schickſal,
Welches auch Göttern gebeut, Eros, den flüchtigen, her.
Weit umher geflattert, er war es, durch Länder und Meere;
— Denn über Länder und Meer übt er die Herrſchergewalt. —
Darum fühlt er auch matt die ätheriſchen Flügel, und ſetzte
Auszuruhn, ſich einmal friedſam ans Ufer des Quells,
Tief aufathmend, als hätt' er der nutzenbringenden Arbeit
Viel verrichtet, und ernſt ſenkend den ſchelmiſchen Blick;
Neben ſich legt er ſein ſchnelles Geſchoß; die entzündende Fackel
Steckt' er, am Rande des Quells, ſorgſam in ſandigen Grund.
Alſo erblickt' ihn verwundert die hellblauäugige Pallas,
Sie, die im hohen Olymp einzig nicht Eros bezwang;
Artemis ſelbſt ja beſiegte der kleine Gebieter der Herzen,
Als ſie Endymions Reiz ſchaute von mondlicher Höh'.
Pallas nur blieb unverletzt; ſie ſchützte der ſtrahlende Lichtſchild.
Jetzt nun, zum Guten erſah ſchnell ſie die günſtige Zeit,
Und ſo ſprach ſie, die ernſte, zur Weisheit weckende Göttin:

Seh' ich dich endlich einmal müd', und erreichbar dem Wort?
Kleiner Unheilſtifter! ermüdet das ewige Flattern?
O ſo vernimm ihn, des Worts wahren bedeutenden Sinn!
Ziemt es wohl Göttern, ſo Frevles zu thun? in der ſterblichen Menſchen
Wie in der Götter Gemüth, zündend verderbliche Glut!
Wie viel Thränen entlockteſt du ſchon aus der ſittſamen Jungfraun holden Augen! mit Schmerz füllend die zärtliche Bruſt.
Wie oft bleichteſt du ſchon die Wange des edelſten Jünglings,
Trübteſt den ſtrahlenden Blick, hemmteſt die ſtrebende Kraft!
Und den ambroſiſchen Schlaf, den erquickenden, raubteſt du Beiden.
Ziemt es wohl göttlicher Huld, alſo an Qual ſich zu freu'n?
Darum werde doch weiſe, und halt' den verderblichen Flug an!
Und die zerſtörende Glut mildre zu ſegnendem Licht!
Alſo Athene. Da war es, als horche der Kleine mit Andacht
Auf das ermahnende Wort; duldend vernahm er's und ſtill,
Stützte das Lockenköpfchen, das liebliche, ſorglich aufs kleine
Händchen, den ſchelmiſchen Blick hob er mit denkendem Ernſt,
Senkt' ihn dann wieder zur Erd', als ſänn' er des Großen Entſcheidungs
Auf dann ſprang er und rief: Göttin, du haſt mich beſiegt!
Ja, viel Unrecht that ich, das fühl' ich, den Göttern und Menſchen!
Weil zu gewaltig die Glut flammte der Fackel umher,
Darum tauch' ich ſie hier in des Quells heilbringende Fluthen,
Daß ſich ein wenig hier kühl' ihre zu heftige Glut.
Sprach's, und tauchte die Fackel, die lodernde, ſchnell in die Fluth ein.
Wehe! verderblich da ward, Pallas, dein göttliches Wort!
Denn nicht löſchten die Wellen die Glut; — die Quelle dagegen
Schäumte dampfend, und heiß ſprudelt ſeitdem ſie hervor.
Daher kömmt es, daß nun die Kranken ſo oft mit der Heilung
Hier am Brunnen zugleich trinken die liebliche Glut.

Der Frühling.

Von neuem Leben ſchwellen
Die Pulſe der Natur,
Es flüſtern zarte Quellen
Durch die erwachte Flur.

Nicht mehr von Eis gebunden
Iſt ihre milde Fluth;
Der Zwang iſt überwunden
Durch zärtlich ſtarke Glut.

In duftig grünen Lauben,
Von Blüthen reich beſchneit,
Da wohnen ſanfte Tauben
In holder Einigkeit.

Und Nachtigallen ſchlagen
Im zartbegrünten Hain,
Und hauchen ſüße Klagen
Bei Mondes Zauberſchein.

Doch wo an lichten Matten
Der dunkle Hain erblüht,
Und unter Roſenſchatten
Die freud'ge Quelle ſieht;

Dort mag vor Mittagsſchwüle
Wohl Lieb' und Unſchuld ruhn
In linder Wellenkühle
[illegible]

Du fühlſt dich leis ermatten
Von unbekanntem Weh,
Und fliehſt zum Roſenſchatten,
Zu Haines Blüthenſchnee.

Aus duftigen Gebüſchen
Weht labend milder Gruß;
Es netzt, ihn zu erfriſchen,
Die Welle ſanft den Fuß.

Doch fühlſt du nicht das Wehen
Der ſchmerzlich holden Macht,
Die ſtill und ungeſehen
In allen Zweigen wacht?

Wohl wird dem Reiz der Glieder
Hier kühle Ruh zu Theil,
Doch ſenkt zum Herzen nieder
Nur heißer ſich der Pfeil.

Der Sommer.

Lichte Flammenſtrahlen zücken
Schon in Oſten hoch empor,
Bald erſcheint ſie unſern Blicken
Aus dem rothen Morgenthor.

Und der ſchöne Fackelſchwinger
Fliegt der Sonne kühn voran,
Er, der Morgenſtern, der Bringer
Friſcher Kränz' auf ird'ſcher Bahn.

Jetzt erröthend tritt aus dunkeln
Duftgewölken ſie als Braut;
Wieſ' und Hain und Fluren funkeln,
Die mit Thränen ſie bethaut.

Doch zum lichten Brautgeſchmeide
Wird ihr Thränenthau verkehrt,
Wie ſie oft die ſeel'ge Freude
Wunderbar im Schmerz verklärt. —

Dort nun ſtrahlt die prächt'ge Sonne
Zwiſchen Roſen, ganz erhellt;
Leben athmet, Kraft und Wonne
Weit und groß das All der Welt.

Ja, es bringt des Sommers Walten
Durch die Tiefen der Natur,
Leben muß ſich rings entfalten,
Jubelnd ſchauern Wald und Flur.

Und auf den belebten Triften
Jauchzt der Heerden junger Muth;
In den Wogen, in den Lüften
Athmet Alles Lebensglut.

Muth'ge Roſſe dampfen Feuer,
Ihre Mähnen, glänzend ſchön,
Flattern in den Lüften freier,
Stolz und herrlich anzuſehn.

Sie entfliehn mit leichten Füßen; —
Von der allgewalt'gen Macht
Unaufhaltſam fortgeriſſen,
Stürmt der Hirſch durch Waldesnacht.

In den Wogen auf und nieder
Tönt und jubelt Lieb' und Luſt;
Kühn erleichtern ſie durch Lieder
Die melodiſch bange Bruſt. —

Und du flüchteſt in die Schatten,
Schönes, zartes Götterkind?
Deſſen Flügel nie ermatten,
Stark und leicht, wie Glut und Wind.

Gleich, als ob des Morgens Strahlen
Dich verſcheuchten königlich;
Holder Bringer ſüßer Qualen,
Nur zum Scherz verbirgſt du dich.

O du weißt zu gut, es feiert
Alles hier nur deinen Sieg,
Ob auch Nacht die Erd' umſchleiert,
Oder Glanz des Tages ſtieg.

Schlägt dann von ſo gleichem Triebe
Jedes Weſens Herz empor,
Warum eint das Band der Liebe
Nicht das ganze Weſenchor?

Warum fühllos ab ſich wenden
Von des Mitgeſchaffnen Schmerz?
Ach! und ſelbſt die Qual verſenden
Nur zu oft in fremdes Herz?

Selbſt der Thierwelt Kreis, zum Schilde,
Armes, ſchüchternes Geſchlecht,
Sei dir unſers Mitleids Milde!
Dir auch ziemt Verwandtſchaftsrecht.

Einer Mutter ja entſtammen
Wir, der heiligen Natur;
So bei ihren ſanften Flammen,
Menſchlichkeit, vernimm den Schwur.

Der Herbſt.

Schon gefallen ſind die goldnen Aehren;
Nicht mehr darf in friſchem Morgenthau
Tiefer Roſenpurpur ſich verklären;
Nicht mehr glüht und funkelt Wieſ' und Au.

Leiſer wehn die Lieder jetzt, die ſüßen,
Aus der Wälder bunt durchmiſchtem Grün;
Weißer Nebelduft entſteigt den Wieſen,
Welchen Morgenſtrahlen leicht durchfliehn.

Und ſo ſchwebt, mit milderm Sonnenglänzen,
Jetzt der ſchöne Herbſttag lind empor;
An des Sommers glutbeflammten Grenzen
Wölbt er feierlich ſein Siegerthor.

Ja, er ſiegt! Der Höchſte von den Preiſen,
Er geziemt des Herbſtes ſanfter Macht;
Was der Frühling ſchmeichelnd ſüß verheißen,
Das erfüllt nur er mit Segenspracht.

Seht, wie funkeln aus den Laubgehegen
Süße Früchte, golden, purpurroth,
Duftig hold erquickend uns entgegen,
Wo nur Hoffnung Lenz und Sommer bot.

Nimm nun, ſchöner Götterjüngling, Gaben,
Lohn bewährten edleren Gefühls,
Was die Flügel nie erflogen haben,
Sieh dich jetzt im Glanz des ſchönen Ziels.

Dunkles Sehnen, unbeſtimmtes Schmachten
Schwellt der Herzen junge Frühlingswelt;
Höher iſt und himmliſcher zu achten,
Was die Treue zarter Hoffnung hält.

Seinen Anker hat dem frommen Glauben
Hier der Treue heilig Band bewahrt;
Nun geheiligt iſt das Band der Tauben,
Und noch immer unſchuldsvoll und zart.

Der Winter.

Es brauſt der finſtre Kieferhain,
Von Schneeslaſt gedrückt;
Die Felswand ragt, aus glattem Stein,
Vom Bergwald überblickt.

Und unten, wo die Quelle floß,
Da ſtarrt nun blankes Eis;
Das Feld erſtreckt ſich weit und groß
In friſchem Silberweiß.

Und glimmernd blitzt die weiße Flur,
Demantenüberſät;
Die Sonne ſchmückt noch die Natur,
Bevor ſie untergeht.

Nun ſinkt ſie; zartes Roſenlicht
Beſtreift noch das Gefild;
Doch hüllt ein Schleier kalt und dicht
Aus Flocken bald das Bild.

Und wilder brauſt der Sturm heran
Durch den entlaubten Hain;
Die Nacht umſchauert ſchwarz die Bahn,
Nicht Mond noch Sternenſchein.

Des Schnees Flocken ſtürmen wild
Um das beſchirmte Haus;
Vom nächtlich einſamen Gefild
Her, tobt das Sturmgebraus

„Wer klopft so leis' ans Fenſterlein?
Was willſt du noch ſo ſpät,
Du zarter Kleiner? Schnell herein,
Eh' dich der Nord verweht.

Du biſt erſtarrt, du armes Kind!" —
Wir führten mitleidsvoll
Ins warme Zimmer ihn geſchwind,
Aus wildem Sturmgeroll.

„Bereift das ſeid'ne Lockenhaar!"
Doch lächelnd hob er ſchnell
Ein liebeſchmachtend Augenpaar
Gar ſchelmiſch ſanft und hell.

Und Flügel ſahn wir, zart und licht:
Da ward uns bang zu Muth,
Doch fleht' er ſüß: verſtoßt mich nicht,
Fromm will ich ſein und gut. —

So hatten wir denn unſer Dach
Dem Liebesgott vertraut!
Die Grazie ſchwebte ſanft ihm nach
Mit holdem Blick und Laut.

Und ſchnell nun floh der Stunden Zahl,
Des Abends dunkle Zeit,
Bei Kund' und Lied, in muntrer Wahl,
Zum holden Kranz gereiht.

Auch wo beeiſten Stromes Lauf
Die Rennbahn ſpiegelnd bot,
That manches heit're Spiel ſich auf
Bis ſpät zum Abendroth.

Nicht durch erschöpfter Rosse Pein,
Nur eignen Muthes voll
Und eigner Kraft, gilt hier allein,
Was Männerkühnheit soll.

Der Schlittschuh flicht um Ehrensold
Beflügelt, leicht und kühn,
Und Liebesgötter sieht man hold
Den Flügelschlitten ziehn.

Der Oſtermorgen.

Nicht Schmerz und finſtre Trauer waltet hier
An dieſem Grab auf bleich erhellten Auen;
Die Liebe ſchwingt ihr leuchtendes Panier,
An dieſer Stätte, durch des Todes Grauen.

Die Selbſtſucht ſiegte, und der Gottmenſch ſank,
Bedeckt mit Schmach, mit Hohn und Wunden, nieder;
Hier, wo ſein heil'ges Blut die Erde trank,
Umſchloß ſie auch die todtgeweihten Glieder.

Er, der vom Himmel göttlich niederſtieg
Aus ſeiner Heimath ſeel'gen Lichtgebieten,
Er duldete der Sünder Hohn und ſchwieg, —
Aus tiefſtem Tod erſtehn des Lebens Blüthen!

Den ſchwerſten Tod erlitt ſein göttlich Herz,
Wenn Seelenqual und Körperſchmerz ſich einen,
Er, der geliebt noch bis zum Todesſchmerz,
Er ſtarb gehaßt, gekreuzigt von den Seinen.

Und Nacht umfloß mit ihrem Grabesflor
Die Lichtgeſtalt, zu der Verruchten Freude.
Da ſieh! der dritte Morgen glänzt empor!
Die Sonne kömmt im funkelnden Geſchmeide!

Doch eine ſchön're Sonn' entſteigt der Nacht,
Dem Grab' entſchwebt der Gott im Lichtgewande;
Zerriſſen iſt der Selbſtſucht alte Macht,
Die Liebe ſtarb und brach des Todes Bande.

Pfingstlied.

Schmückt den heil'gen Tag, ihr Maien!
Schmück' ihn, junger Morgenstrahl!
Mag sich Erd' und Himmel freuen!
Preis' ihn Luft und Berg und Thal!
Und des Menschen rege Brust
Hebe sich in Himmelsluft!

Heute hat zum großen Bunde
Christus seine Welt geweiht,
Die er durch die Todeswunde
Erst vom Untergang befreit.
Daß nun wunderheil'ge Kraft
In uns Heil und Leben schafft.

In geheimnißvoller Weihe
Stieg der heil'ge Geist herab,
Führt ans Licht die Welt, die freie,
Die erst Tod und Nacht umgab;
In dem gläubigen Gemüth
Ist ein lichter Strahl entglüht.

So, Ihr Jünger, einst, des Hohen
„Brannt' im Busen euch das Herz!"
Ja, die fromme Seel' entflohen
Ist sie schon der Erde Schmerz.
Eh' hienieden noch die Gruft
Sie zur ew'gen Feier ruft.

Rein auf leuchtendem Gefieder
Kam als Taube Gottes Geiſt;
Und es ſinkt zum Staube nieder
Alles nun, was Irdiſch heißt;
Und das Ew'ge nur entzückt
Den, der jenen Strahl erblickt.

Seinem Heil ſich zu vereinen
Liebend, innig, ſtrebt das Herz:
Schließt den großen Bund der Seinen,
Brüder, denn zu Freud' und Schmerz!
Hebt den reinen Blick zu ihm
In der Wogen Ungeſtüm!

Wo zwei Brüder ſind vereint,
Bin ich mitten unter Euch!
Sprach der Gottesſohn. Erſcheint
Sichtbar nicht ſein himmliſch Reich,
Wo, von ſeinem Geiſt begrüßt,
Bruder ſich an Bruder ſchließt?

Wie der Taube Lichtgefieder,
Sei auch unſre Seele rein!
So zum Tempel wallt, ihr Brüder,
Ihm der Andacht Glut zu weihn. —
Wo voll Liebe ſchlägt ein Herz,
Iſt er nah in Freud' und Schmerz.

Wechſelſeitig dann zu Thaten
Wecken wir uns durch ſein Bild;
Licht entkeimen ſchöne Saaten
Einſt des edeln Kampfs Gefild!
Sei der ſel'ge Bund geweiht
Dann in Zeit und Ewigkeit!!

Der Johannistag.

Hörst du die muntern, fröhlichen Gesänge?
Siehst du die Kränze, roth und azurblau?
Der freundlichen Cyanen duft'ge Menge,
Die Purpurblumen, feucht vom Morgenthau!
Vor jedem Haus die blumigen Gehänge,
So gleicht die Stadt der hellsten Frühlingsau,
Und jugendlich unschuld'ge Tänze geben
Dem lieblichen Gemälde Wärm' und Leben.

Und wie mit röthrem, lebensvollerm Glanze
Erhellt die Sonne heut das frohe Land;
Das schöne Fest zu feiern, strahlt die ganze
Befreundete Natur im Brautgewand!
Die Aue blüht in dunkler Wälder Kranze,
Der Strom durchschlingt die Flur, ein schimmernd Band,
Und höher strahlend in des Tages Gluten,
Ergießen sich der Aehren goldne Fluthen.

Doch mit verborgner Wehmuth tief im Herzen
Seh' ich das laute, freudige Gewühl!
Ach, mir erneut es nur die alten Schmerzen
Und der Erinnrung schlummerndes Gefühl!
Einst ehrt' auch ich das Fest mit heitern Scherzen,
Und ordnete der Blumen farbig Spiel;
Die Purpurblume glänzte mit der Bläue
Der freundlichen Cyan' in bunter Reihe.

Und ſchöner war und theurer meiner Seele
Kein Tag im Jahr, als dies geliebte Feſt!
In unſerm Garten ſchlug noch Filomele
Ihr Abſchiedslied, und lauſchend ſchwieg der Weſt; —
Mit meiner Schweſter — mit der ſanften Seele
Ging ich dann zärtlich, Hand in Hand gepreßt,
Der beſten Mutter die gewählten Blüthen,
Die ſchönen Kränze liebend darzubieten.

Denn dies, ha! war der Tag, der ihr das Leben,
Der zärtlichen, geliebten Mutter gab!
Mit lichten Roſen war das Feſt umgeben,
Und Hoffnung ſchwang den goldnen Wunderſtab; —
Weh mir! wie dunkel! luft'ge Schatten ſchweben
Aus dieſen Purpurwolken mir herab!
Die ihr die Blumen küßt, ihr ſanften Lüfte,
Umſpielt ihr auch das Moos der Todtengrüfte?

Ach wie verändert! Wo, ihr goldnen Stunden,
Wo ſeid ihr hin, der ſeel'gen Roſenzeit?
Wo iſt ſie, der die Kränze wir gewunden?
Wo ſchlägt das Herz voll Engelszärtlichkeit? —
Geliebte Schweſter, biſt auch du verſchwunden?
Sind alle Blüthen meines Glücks verſtreut?
Wie nah doch gränzet an des Frühlings Milde
Des düſtern Todes kaltes Nachtgefilde!

Und immer wiederkehrt der frohe Reigen,
Und immer kommt das ſchöne Feſt zurück!
Ich hör' empor die ſüßen Lieder ſteigen,
Die ſchönen Kränze lächeln meinem Blick.
Nur rings um Eure Stäte wohnet Schweigen,
Ihr Frühverklärten! meines Herzens Glück!
Und ewig deckt für mich ein düſt'rer Schleier
Des roſigen Johannistages Feier!

Doch alles muß gekränkter Liebe dienen
Zum ſüßen Zauberſpiel der Fantaſie!
So iſt auch mir, wo dieſe Zweige grünen
Und Blumen blühn, in zarter Harmonie,
Ein andres, ach, ein ernſtres Feſt erſchienen!
Denn alles deutet rege Sympathie:
Ich fei're jährlich noch das Feſt aufs neue,
Doch giebt mein Herz ihm andre, tief're Weihe.

Erhebt ſie denn die fröhlichen Geſänge!
Und ſchlingt die Kränze, roth und azurblau!
Der freundlichen Cyanen duft'ge Menge,
Die Purpurblumen, feucht vom Morgenthau!
Umſpiel', o Licht, die blumigen Gehänge!
Ihr ſanften Lüfte, küßt ſie mild und lau!
Mag Licht und Laut und Blumenduft ſich gatten
Zur Todtenfeier der geliebten Schatten!

Der Johannistag.

Im Maurerbunde.

Hehr im lichten Roſenglanze
Lächelt heut die ſchöne Welt.
Alles ſtrahlt von friſchem Glanze,
Der dies Roſenfeſt erhellt.

Uns auch naht die große Stunde,
Die uns weihend ſtets erſcheint,
Die im unſichtbaren Bunde
Feſter Herz und Herz vereint.

Ihre Roſen ſchlingt die Liebe
Glühend um das All der Welt,
Daß der Himmliſchſte der Triebe
Fromm vereint die Weſen hält.

Auch des Bundes Kette windet
Sich durch alle Zonen fort;
Weit iſt unſer Bau gegründet,
Rings ertönt des Bundes Wort.

Unſichtbarer Geiſt der Weihe,
Der geheim und liebend weht!
Daß im fremden Land der Treue
Händedruck und Blick verſteht.

Tugend iſt die Loſung; Freude
Zu verbreiten ſtrebt ſie mild,
Und das dauernde Gebäude
Steht, des ew'gen Tempels Bild.

Schwört zu ſä'n in heil'ger Weihe
Für der Erndte ſtillen Lohn!
Schwört an dieſem Tage Treue
Heißer vor der Gottheit Thron!

Aus dem Todten geht das Leben,
Aus dem Dunkel Licht hervor;
Noch aus fernen Grüften ſchweben
Schöne Thaten licht empor.

Brüder, ſchwört dem großen Meiſter
Treu zu folgen bis zur Gruft!
Bis ins Bruderland der Geiſter
Uns die heil'ge Loſung ruft.

Huldigung des Schönen und Edeln.

Nicht auf den Höhn, im heißen Sonnenſtrahle
Iſt's, wo die zarten Blumen gern gedeihn;
Des Geiſtes Blüthen ſo, im ſtillen Thale,
Sie fliehn der Hoheit blendend lichten Schein.

Doch wo das Lied mit freudigem Vertrauen
Ein Bild des Schönen auf dem Thron umſchließt:
In ihr nur kühn die holdeſte der Frauen,
In ihm der Männer Edelſten begrüßt —

Da mögen gern des Wohllauts Geiſter wohnen!
Die ſtille Muſ', entzückt vom ſanften Schein,
Hier ſtrebt ſie froh die beſten Blüthen-Kronen
Dem edeln, ſchönen Königspaar zu weihn!

Phantaſie.

Los gebunden fühl' ich deine Flügel,
Reiche Geiſterfürſtin, Phantaſie;
Goldenduftig ſchimmern Wald und Hügel,
Deine Morgengluten röthen ſie.

Und ich darf im weiten Reich gebieten,
Darf mich tauchen in dies Farbenmeer,
Was ich lieb', umzieh'n mit deinen Blüthen,
Rufen dein ätheriſch Geiſterheer?

Wem beim Eintritt in das junge Leben
Liebevoll dein Auge zugelacht,
Deine Huld den Zauberſtab gegeben,
Nicht erſehnen darf er ird'ſche Macht.

Seine Seele wird des Weltalls Spiegel,
Jetzt und Vormals winkt vertraut ihm zu;
Was beneidet er der Winde Flügel?
Ueber Zeit und Raum gebieteſt du!

Das geliebte Todte ſelbſt, gerufen
Kühn von dir, entringt ſich ſeiner Nacht;
Nieder ſteigſt du zu des Grabes Stufen,
Und geſtorbne Liebeswonn' erwacht.

Die Muſe.

Wie iſt's belebt in meinem Lorbeerhaine!
Wie reich bin ich an Söhnen, bunt vermiſcht!
Der rührt die Lyra blos im Mondenſcheine,
Indeß ſein Blick in Thränen halb verliſcht.
Ein Andrer hüpft durch bunte Blumenauen
Und tanzt und lacht, und weiß vor tollen Dingen
Nicht wo er enden ſoll, noch was er ſingen!
Sprich, hat der Freude Wahnſinn dich ergriffen?
Ein Dritter geht voll ſtolzem Selbſtvertrauen
Und blickt umher, ob auch des Volkes Menge
Erſtaun', vernehme ſeine flachen Klänge.
Das Meer des Ruhmes wähnt er zu beſchiffen;
Dort jener wandelt zwiſchen Felsgeſtein
Und greift bald wild, verzweifelnd in die Saiten,
Und birgt ſich bald verſtummend in den Hain;
In ſeinen Tönen herrſcht ein innres Streiten.
Sprecht Sänger doch, was hat in dieſes Reich,
Ins dunkle Zauberland der Melodieen
Euch hergeführt? — Sprich! Du, der ernſt und bleich
Die Saiten rührt zu ſchönen Harmonieen.

Amor und die Musen.

Trügt mich mein Aug'? Ist Amor, der in Thränen
Die Händlein ringend irrt auf öder Flur?
Du schönes Kind, ich sollte krank dich wähnen!
Entsagst du deiner göttlichen Natur?
„Wohl bin ich krank an hoffnungslosem Sehnen;
Ich suche pfadlos die geliebte Spur!
Ach, wehe mir! ich hab' erzürnt die Holden,
Die meines Daseins Morgentraum vergolden!

Die Grazien, die harmonisch durch das Leben
Mich leiteten an holder Schwesterhand,
Sie hatten sanfte Fesseln mir gegeben,
Gewebt von Rosen aus dem Heimathsland.
Ich durfte frei den leichten Flug erheben,
Und doch gezähmt vom zarten Himmelsband.
Ach, konnt' ich nicht das schöne Joch ertragen?
Und durft' ich kühn den ärgsten Frevel wagen?

Ach, ich zerriß die sanften Rosenbande,
Floh zügellos in die berauschte Welt,
Ich flammte Herzen an zu wildem Brande,
Dem rohen Streben war kein Ziel gestellt;
Doch müde kehrt' ich nach dem Vaterlande,
Das eine schön're Frühlingsglut erhellt;
Und unbefangen naht' ich mich den Reinen,
Mich brüderlich den Schwestern zu vereinen.

Doch, ach! ſie wenden, leiſ' umwölkt von Zähren,
Die ſchönen Augen zürnend von mir ab:
„Wie? kommſt du ſo zurück zu reinen Sphären?
Wo ſind die Blumen, die die Huld dir gab!
Wir werden nie zur Erde wiederkehren,
Sie iſt ja nur der heil'gen Unſchuld Grab!“
So floh'n ſie hin; ich ſah ſie troſtlos ſchwinden,
Und irre noch, die theure Spur zu finden.“

Er ſprichts, und ſchlägt die ſüßen Augen nieder;
Die ſchönen Flügel ſinken kraftlos hin;
Erloſchen iſt das farbige Gefieder,
Das Schöne flieht vor dem verwirrten Sinn.
Er hebt den Blick und ſenkt ihn bebend wieder;
„Weh mir, daß ich der Feind der Schönſten bin!
Sie flohn zurück zu alten goldnen Zeiten,
Und werden nie der Liebe Pfad begleiten!“

Jetzt tritt ſein Fuß in dunkle Götterhaine,
Ein heilig Rauſchen ſäuſelt um ſein Ohr:
Er ſieht entzückt bei dieſem Zauberſcheine
Ein wunderbar, ein himmliſch Mädchenchor;
Es ſind die Neun' im ſeligen Vereine,
Die ſchönen Schweſtern, Phöbus Blüthenflor.
Sie nahn ſich ihm mit mitleidsvollen Blicken,
Das holde Kind ans weiche Herz zu drücken.

„Wir hörten, tönt's von ihrem Göttermunde,
Den tiefen Gram, der dich zu Boden drückt.
Wir wollen heilen die verborgne Wunde;
Aufs neue ſei durch dich die Welt beglückt!
Aufs neue mit den Grazien im Bunde,
Die lang nicht mehr den todten Sinn entzückt;
Wir wollen mit den Holden dich verſöhnen,
Und Liebe ſei im ew'gen Bund des Schönen!“

Das Musenroß.

„Auf! auf! du Liebling glanzumstrahlter Musen!
Ich trage dich ins schöne Wunderland;
Bald spielt die Himmelsluft um deinen Busen,
Wo Blumen blüh'n an lichter Wogen Strand!“

So ruft das Roß, und schwingt die mächt'gen Flügel
Und wirft die Mähn' und rollt den Flammenblick.
„Den Zügel nicht! Was willst du mit dem Zügel?“
So ruft es scheu und bäumt sich wild zurück.

„Sei froh, daß ich zum Sternenraum dich trage!
Ein Götterroß, dich, niedrer Erde Kind!
Nur meinen Flug nie zu beherrschen wage!
Kühn führ' ich dich und flücht'ger als der Wind.“

Nicht so, mein Roß! Und ob auf Himmelsauen
Auch Götterspeise feurig dich genähret,
Wie wagst du stolz auf mich herabzuschauen?
Ward meine Abkunft nicht im Lied verklärt?

Bin ich, wie du, der Lichtflur nicht entsprossen?
Die Göttlichen, die auf umsternter Bahn
Mir ihre Himmelsglut ins Herz gegossen,
Sie machten auch dich selbst mir unterthan.

Durchs Weltall schwing' ich mich auf deinem Flügel;
Doch blind nicht durch dein Stürmen fortgerafft,
Erkenn' auch du des höhern Willens Zügel!
Frei ist der Will' und siegend ist die Kraft!

Die Poeſie.

Ach, laß mich doch! laß mich, du holde Macht!
Ich will mich jetzt nicht deinem Drang ergeben!
Warum verfolgſt du mich mit deiner Pracht,
Mit deinem ewgen, ſchimmervollen Leben?

Der Wirklichkeit gehört mein Handeln jetzt;
Du, ſüße Poeſie, du mußt ihr weichen!
Mit allem Zauber, der die Seel' ergötzt,
Mit deinen lichten, wunderbaren Reichen!

Mit deinem Freund, dem Wohllaut, hold und ſüß,
Und Phantaſie, der mächt'gen Herrſcherin;
Vergebens funkelt jetzt dein Paradies,
Mich ruft die Welt zu ihrem Wirken hin.

Doch lächelnd ſpricht die Göttin: Armes Kind!
Wie thöricht wagſt du mir zu widerſtreben?
Die einmal mir dahin gegeben ſind,
Mit Seel' und Kräften ſind ſie mir gegeben!

Wie darfſt du ſagen: Jetzt ſoll es nicht ſeyn!?
Du willſt wohl noch ob deiner Zeit gebieten?
Was iſt denn noch vom Denken, Wollen dein?
Eh' du es weißt, aufſproſſen meine Blüthen.

Geh! reiß dich los aus meinem Liebesarm,
Vermagſt du es! — In deine Seele blitzen
Wird ſtets mein Licht auch in des Lebens Schwarm,
Stets nur durch mich wird dich die Welt beſitzen.

Dichterberuf.

Nimmer durch Gewalt dich heben
Wirst du zu des Liedes Höhn;
Nicht gemeiner Klugheit Streben
Wird die seel'ge Lichtflur sehn.

Lauschen mußt du an der Quelle
Im geweihten Musenhain;
Wo sie strömt die heil'ge Welle
Zwischen Felsen klar und rein.

Zwar wohl viel der Wellen fliehen
Antheillos an dir vorbei;
Und du siehst sie abwärts ziehen
In beklommner Schwärmerei.

Meinst dein ganzes Leben schwinden
So zu sehn mit dunkler Fluth;
Nie das theure Ziel zu finden
Für der heißen Sehnsucht Glut.

Aber wenn du still ergeben
In die heil'gen Wogen schaust
Und dein ganzes Glück und Leben
Ihnen herzvoll anvertraust —

O dann wirst du oft den Himmel
Auf der Flut sich spiegeln sehn;
Bilder, wie im Weltgetümmel
Nur in heil'ge Träume wehn;

Bilder aus den Lichtgefilden
Sel'ger Heimath Flur entſchwebt,
Und die Welle tönt vom milden,
Zarten Geiſterhauch belebt.

O dann flieht dein banges Beben
Vor der Töne und Farben Drang,
Und du darfſt ſie wiedergeben
Im begeiſternden Geſang.

Dichterſtimme an Regentagen.

Fluthe nur mit deinen Wellen,
Heft'ger Regen, vor der Thür!
Laß ſie wild zu Strömen ſchwellen!
Wehre ganz den Ausgang mir!

Und den Eingang? Mag ihn finden
Kein beſuchend müß'ger Fuß!
Brauſe mit empörten Winden
Durch den lauten Regenguß!

Monotoniſch fällt vom Dache
Tropf' an Tropfen leis herab;
Halte, halte nur die Wache!
Wehre mir die Störung ab!

Regen, ja, als Wache ſchwelle
Auf und nieder vor der Thür!
Ich, erfreut der trauten Stelle,
Sitz' im ſtillen Zimmer hier!

Hör' ans Fenſter weh'n die Fluthen,
Im Gefühl der Sicherheit; -
Ihr verdienet Dank, ihr Guten;
Wie viel ſpar't ihr mir der Zeit!

Mögt vom Ausgehn ab mich halten —
Auch nicht einſam iſt es hier;
Soll auch kein Beſuch hier walten,
Glaubt's, die Muſen ſind bei mir!

Die Flügel.

In der Kindheit Morgenröthe
Wünſcht mein Flügel oft voll Haſt,
Ueber Wieſ' und Blumenbeete
Hinzuflattern ohne Raſt!

Doch das Sehnen iſt vergebens,
Niemand, der uns Flügel ſchenkt!
In das dunkle Thal des Lebens
Sind wir ausſichtlos verſenkt.

Nur die Zöglinge der Muſen,
— Kinder bleiben ſie wohl lang —
Nähren im bewegten Buſen
Immer noch den heißen Drang.

Und ſo ſpricht die Göttin, — linder
Wie der Weſt durch Blüthen ſpielt: —
Fröhlich, meine muth'gen Kinder!
Euer Streben iſt erzielt!

Ja, ich will Euch Flügel geben
Mit dem goldnen Saitenſpiel!
Zu entfliehn dem engen Leben
Im begeiſterten Gefühl.

Zwar des ſtarken Adlers Schwingen
Kann ich Jedem nicht verleihn,
Ungeblendet hinzudringen
Zu der Sonne Flammenſchein;

Noch der ſanften Taube Schweben,
Die, ein holdes Friedensbild,
Nur beſtreift das ird'ſche Leben
Mit dem Flügel leiſ' und mild;

Noch der zarten Philomele
Flug, die ſel'ger Flur entſchwebt,
Mit der zauberſüßen Kehle
Selig tiefen Schmerzen lebt.

Aber Eins, Ihr meine Lieben,
Hängt von Euch allein nur ab,
Und iſt Manchem treu geblieben
Bis ans mild entglänzte Grab:

Immer, mag der Flug der Lieder
Ernſt auch oder fröhlich ſein,
Bleibe wie des Schwans Gefieder,
Euer Flügel heilig rein!

Künſtlerempfindung.

Es ſtirbt im Mai des Lebens Roſenblüthe;
Und herbſtlich traurig tritt der Lenz einher;
Es hat der finſtre Gram das träge Alter
Mit Rieſenſchritten mächtig übereilt,
Und will ſein traurig Vorrecht ihm entziehn;
Er will zerſtören, was die Jugendbildung
Mit harmlos ſtiller Anmuthblüthe ſchmückt,
Eh' langſam ſie des Alters Hand enthlättert;
O nur zu wohl wird ihm das Werk gelingen!
Und großen Siegs darf nun ſein Stolz ſich freun.
Der Schimmer ſchwand; aus meinen Jugendtagen
Schwand alles Schöne hin! Und ich ſoll leben?
Ein lieblich Eiland ſtieg in Blüthenträumen
Aus ſchwarzen Wogen zauberiſch empor;
Ich flüchtete zu ſeinen Laubgewölben,
Zu ſeinen Schatten mich, zu ſeiner Ruh,
Wenn mich des Lebens öder Rauſch umſtürmte,
Ich durfte ruhn in ſanften Blüthenarmen,
Ein lindernd Wehen ſpielt' ums ſtille Herz; — —
Die Sonne ſtieg; da rauſchten ſchwarze Wogen,
Hochfluthend über meinen Blumenpfad,
Verwiſcht iſt jede Spur der theuern Stelle,
Die Blüthen ſind verweht! — Und ich ſoll leben?

Ja leben will ich, weil denn ohn' Erbarmen
Mein ſtreng Verhängniß mich zu leben drängt!
Wohlan es ſei! ich will der Kraft gebieten,
Die meinem Gram die glüh'nde Stärke giebt!

Es ſoll mein Schmerz die Geniusflügel regen!
Und ſo mit dem, was mir Vernichtung bringt,
Vielleicht mein ſinkend Leben noch bezeichnen!
Aufſtrebe jeder Himmelskeim der Tugend
Und treibe Blumen, die mein Grab umblühn!
Beflügelt eile von den goldnen Saiten
Des Liedes leiſer Himmelsflug empor!
Umſpiele lind vielleicht in ſpätern Zeiten
Ein dunkles Herz, das ſeinen Lenz verlor!

Doch hab' ich mein Verhängniß nun erfüllt,
Dann will ich ruhn in meiner ſtillen Gruft!
Süß will ich ſchlummern nach des Lebens Schwüle,
Denn ſüß ſoll Ruh nach heißen Tagen ſein.

Der Borgheſiſche Genius.

Hold in ſich ſelber verſunken, in himmliſcher Einfalt und Ruhe,
Steht er, ein Fremdling hier in der umgebenden Welt,
Eben herabgeſchwebt aus höheren Sphären, von Anmuth
Ganz umgoſſen, die holdlächelnde Aethergeſtalt! —
Zarter Frühling der Menſchheit, geſchlechtloſer Engel, kein Wölkchen
Trübt dir des holden Geſichts ewig erheiterten Glanz,
Von der Heimath ewiger Jugend, der Seeligen Wohnung,
Liſpelſt leiſe du mir freundliches Ahnden ins Herz.
Könnte Trauer noch hier den Buſen beklemmen, wo deine
Heilige Gegenwart alles mit Ruhe durchſtrömt?
Mein Antinous, du, o du des Unſterblichen Bruder,
Bruder an himmliſchem Reiz, täuſcht dich noch immer dein Gram?
Hebe dein liebliches Aug'! o ſiehe, der Genius lächelt
Tröſtend uns an; wo ſind Thränen, und Schickſal und Tod!
Alle ſchwinden dahin die irdiſchen Nebel; in ſeinen
Himmliſchen Blicken verklärt ſehn wir die lichtere Welt!

Guido's Aurora.

Die Sonne ſteigt im Oſten licht empor;
Von goldnem, ſchimmerndem Gedüft umfloſſen,
Schwebt Aeos ihrem Wagen lächelnd vor;
Der Himmel glüht mit Purpur übergoſſen.

Die ſtolzen, ſchaumbedeckten Roſſe fliehn
Hoch über Wolken mit verhängtem Zügel;
In Aeos mildem, lieblichem Karmin
Verklären ſich die dunkeln Blumenhügel.

Fern bricht ſich auf des Meeres düſterm Blau
Nur dämmernd noch ihr ſanfter Purpurſchimmer,
Aus ihren Locken träufelt friſcher Thau,
Die Sterne fliehn mit ſterbendem Geflimmer.

Sie ſieht zurück; der Sonne goldnen Glanz
Strahlt heller noch ihr ſchönes Antlitz wieder,
Die jungen Horen ſtreun im leichten Tanz
Bethaute Blumen auf die Gegend nieder. — —

O Guido, welche Götterkraft iſt dein!
Welch eine Glut! wie lächeln die Gefilde!
Die Göttin ſelbſt, entzückt vom Wiederſchein
Der eignen Gottheit, weilte vor dem Bilde.

So hat noch nie mit zauberiſcher Macht
Des Pinſels Glut zum Himmel uns erhoben!
So ſanft aufs dämmernde Gewand der Nacht
Des Morgens lichte Roſen nie gewoben!

Für den Geliebten bat an Jovis Thron
Die Göttin einſt ein ewig neues Leben;
O Guido, dir hat, eh' ſie flehte, ſchon
Aurorens Bild Unſterblichkeit gegeben!

In das Stammbuch eines Künſtlers.

Die Kunſt iſt lang und kurz das Leben,
Wer hält den flücht'gen Augenblick?
Doch ſchon das edle kühne Streben
Giebt uns der Erde ſchönſtes Glück.
Was du geahndet tief im Buſen,
Was du im Kindheitstraum gedacht, —
Ergieb vertrauend dich den Muſen!
Ein goldner Tag entſteigt der Nacht.

Die innere und äußere Welt.

Keinem gelang es der Sterblichen je das Räthſel zu löſen,
Wie die innere Welt ſich mit der äußern vereint;
Weiſe ſtrebten vergebens darnach. In des höheren Denkens
Labyrinthe verſank fruchtlos der forſchende Geiſt;
Aber was keinem gelang von allen Weiſen der Erde,
Spielend löſet die Kunſt ihren Geweihten es auf.

Terzinen.

Was willſt du doch mit fruchtlos heft'gen Thränen
Bei Andern, wenn gekränkt das Herz dir ſchlägt?
Der Muſe klag' es! Heb' zu ihr dein Sehnen!
Sie iſt's, die ewig dich im Herzen trägt.
Wenn jene ſtaunend nur in's Aug' dir ſehen,
Selbſt nicht verſtehn, was dich ſo tief bewegt,
Weil nie ſie ganz dein tiefes Herz verſtehen,
Und bald es läſtig fühlen, Troſt zu weihn;
Führt dieſe liebend dich zu ihren Höhen,
Zu ihrem lichten, glanzumſtrahlten Hain;
„Mein armes Kind," ſo ſagt ſie," hat das Leben
Dich hart verletzt? Ich will dir Troſt verleihn!
Hab' ich dir nicht den weichen Sinn gegeben?
Der Seele tiefes, glühendes Gefühl?
Daß leicht verletzt die zarten Saiten beben
Wie an dem gottverliehnen Saitenſpiel.
Tief trinkt und ganz den Schmerzenkelch der Leiden,
Wem der Empfindung Kraft vom Himmel fiel;
Doch auch empfänglich für des Himmels Freuden
Macht dieſe Kraft, die ſchmerzlich leicht erbebt;
Im Licht des Aethers darf der Blick ſich weiden,
Wenn wieder ſtark der edle Geiſt ſich hebt.
In holder Kindlichkeit auf Lenzeshügeln
Bleibt, wen des Liedes Jugendkraft belebt!
Am Quell, in dem ſich Himmelsbilder ſpiegeln,
Dort ſpiel'! — Und winkt' auch einſt des Grabes Flor,
Kind des Geſangs! Noch auf Begeiſtrungsflügeln,
Schwingſt du dich dann zum ew'gen Licht empor!"

Sonette.

An meine Schweſter Amalie.

Wenn ird'ſcher Liebe Kreiſen ſie entſchwinden,
Die wir geliebt, zu ſel'ger Geiſter Reihe,
Dann knüpfet Tugend nur die Band' aufs Neue,
Die durch die Geiſterreihe fort ſich winden.

Möcht' ich durch ſie mit dir vereint mich finden,
O du Geliebte! Einſt in heil'ger Weihe,
An deinem Todeslager ſchwur ich Treue
Den Banden, die unſterblich uns verbinden.

Als dämmernd ſich die holden Augen ſchloſſen,
Die ſanften Blicke mir noch ſcheidend riefen:
Sei fromm und edel und vergiß mich nicht!

Da ward ein Lichtſtrahl mir ins Herz gegoſſen;
Es lebt der Blick in meiner Seele Tiefen,
Und nur mit mir verliſcht ſein heil'ges Licht.

An meine Sidonie.

Dringt noch bis Jenſeits irdſcher Leiden Kunde,
Geliebte, hin zu deinen lichten Sphären,
So blicke mild herab auf meine Zähren,
So gieb mir Lindrung für die tiefe Wunde!

Getrennt war ich von deiner Todesſtunde,
Du Theure! Durfte nicht den Becher leeren
Der ſüßen Sehnſucht, durfte nicht ihn hören,
Den letzten Laut aus dem geliebten Munde!

Doch warum klag' ich? Glücklich iſt zu nennen,
Wer nie des Todes Antlitz darf erblicken,
Das ſchreckliche dem ſterblichen Gemüth!

Und konnt' er denn uns zwei Vermählte trennen?
Die Liebe baut, die Sehnſucht, kühne Brücken
Den Sterblichen ins himmliſche Gebiet!

An Novalis.

Du, der mich weihte für die Kunſt der Leier,
Als Kind zuerſt ins frohe Leben rief,
Den Geiſt mir weckte, der verſchüchtert ſchlief,
Und freundlich hellte meiner Schwermuth Schleier.

Du Guter, ewig meinem Herzen theuer,
Du gingſt, wohin dich die Vollendung rief!
Doch blieb dein Bild mir noch im Herzen tief,
Doch flammt mir noch der Muſen heil'ges Feuer.

Zwar deine höhern Harmonieen ſchweigen,
Und nicht erſetzt ſie meiner Saiten Klang,
Doch will dein köſtlich Erbtheil ich bewahren;

Ich will mit Liebe feſtres Streben paaren!
Daß einſt dein würdig werde mein Geſang!
Wie könnt' ich beſſer meinen Dank dir zeigen!

An Aug. Wilh. Schlegel.

Für Töne kann man danken nur in Tönen;
Nimm denn dies Lied für deine zarten Lieder!
Gern gäb' ich dir den ſüßen Zauber wieder,
Könnt' ich wie du dem Himmel ihn entlehnen.

Melodiſch hebt im holden Maß des Schönen
Sich bald dein Lied auf freudigem Gefieder,
Bald irrt man unter Blüthen auf und nieder
Und ſinkt vergeſſend in ein ſüßes Sehnen.

Vor allen feſſelt mich der holde Kranz,
Den du aus deinen ſchönſten Blüthen windeſt,
Den Sängern vor'ger Zeiten ihn zu weihn;

Und fühlſt du nicht, daß ſich im Frühlingsglanz
Die Blüthen, die du nur für andre findeſt,
Zu einem eignen ſchönen Kranz dir reihn?

Nach der Geneſung.

Du traute Freundin biſt mir neu gegeben!
Der Krankheit finſtre Stunden ſind vorbei;
Von reger Angſt, von tiefen Sorgen frei,
Darf wieder mein beklommnes Herz ſich heben.

Sei mir willkommen denn, mein ſüßes Leben!
Auch mich umfängt des Daſeins Luſt aufs neu.
Rings um uns her erwacht ein goldner Mai,
Wo magiſch Kläng' und Düfte ſich verweben.

Wie innig iſt mit des Geliebten Leben
Das eigne Daſein doch verknüpft! es lebt
Kein Liebender an des Geliebten Gruft!

Der ſtirbt nicht, den der Tod von hinnen ruft:
Du wärſt zu einer ſchönern Welt entſchwebt
Und hätteſt ſcheidend mir den Tod gegeben.

Die Thräne.

Nach dem Engliſchen.

„Du ſchöne Roſe, kaum dem Tag erſchloſſen,
Wie hold erſcheinſt du mir im Morgenlicht!
Doch wie? Dein morgenröthlich Angeſicht
Iſt ganz mit Thränen zitternd übergoſſen!

Warum bewegſt du deine zarten Sproſſen?
Streckſt du nach Hülfe mir die Arme nicht?
Wohlan! Bald ſtreif' ich dir vom Angeſicht
Den kalten Thau, der Thränen gleich gefloſſen!“

Und wild bewegt er ihre zarten Blätter,
Da ſank das Haupt, das ſchöne, vor dem Retter!
Gebrochen war ihr Leben und ihr Schmerz.

So ihr, die ihr mit rauhen kalten Händen,
Den Schmerz des Unglückſeel'gen ſucht zu enden:
Die Thräne trocknet, — doch es bricht das Herz!

Die Unglücklichen.

Die ſind nicht glücklich, die man glücklich preiſt;
Die ſind es, die durch Schmerz und tiefes Leiden
Der Himmel ſelbſt ſich weiht zu ſchönern Freuden,
Und liebend ſie der Sterblichkeit entreißt.

Da, wo der Thränen finſtre Quelle fleußt,
Muß Irdiſches vom Himmliſchen ſich ſcheiden;
Was ſterblich war, verwäſcht die Flut der Leiden,
Und nah den Göttern wohnt der edle Geiſt.

Ihr, denen ſo die Himmliſchen gewogen,
Ich fühle tief zu euch mich hingezogen,
Verſchmäht es nicht, dies Liebe glüh'nde Herz!

Nichts Ird'ſches iſt, was euer Glück erhübe,
So nehmt denn hin mein Alles, meine Liebe,
Und laßt mich theilen euren heil'gen Schmerz.

Erfüllung.

Er iſt's, mir iſt der große Wunſch gelungen,
Ihr Duldenden, jetzt mehr' ich eure Schaar.
Hier an des Schmerzes heiligem Altar
Seid mit dem Gruß der Liebe mir umſchlungen!

Auch ich, ich hab' im ſchweren Kampf gerungen,
Es iſt verloren, was mir theuer war,
Doch freudig' bring ich jetzt mein Opfer dar;
Ein Strahl des Lichts iſt mir ins Herz gedrungen!

Die Sterne leuchten freundlich mir hernieder; —
Dort wohnen ſie, in jenen ſeel'gen Höhn! —
Ein ſanftes Feuer zuckt durch meine Glieder!

Uns blieb die Tugend! meines Schickſals Grüber,
Ja, laßt uns rein im ſchweren Kampf beſtehn!
Auf ewig ſehn wir dann die Reinen wieder.

Der Kirchhof.

Das regenbüſtre Herbſtgewölk verwehte,
Mild lächeln Sterne jetzt aus lauer Luft;
Der Kirchhof ruht in weißem Nebelduft,
Der Tempel, wo ſo gern ich einſam bete.

Sei mir gegrüßt, du theure, heil'ge Stätte!
Du faſſeſt in dich meiner Liebſten Gruft;
Iſt's doch, als würde leichter mir die Luft,
Wenn ich den Boden ihrer Ruh' betrete!

Die Weisheit zürnt zwar jenem alten Wilde;
Sie wandeln froh durch lichte Sterngefilde;
Ihr Staub nur iſt's, den noch die Erde hat.

Wohl mögen ſie nicht irdſche Ruh' mehr kennen,
Doch darf ich noch den frommen Namen nennen;
Find' ich doch Ruh' an ihrer Ruheſtatt!

Rom.

Nach dem Altfranzöſiſchen.

Du ſucheſt Rom in Rom; doch nichts vom Alten
Erblickſt du, Fremdling, auf der Stätte mehr;
Die alten Prachtpaläſte, wüſt' und leer,
Die Mauern, Bogen, wo nur Schauer walten;

Sie ſind es, die den Namen Rom erhalten!
Die alles einſt beſiegte, Land und Meer,
Geſetze gab den Völkern rings umher,
Muß jetzt beſiegt ſich ſchmachvoll umgeſtalten.

Doch Rom nur konnte Rom allein beſiegen;
Und Rom nur kann von Rom das Denkmal ſein. —
— Der Tiber Wogen, die zum Meere fliegen,

Fliehn wandellos durch Roms verheert Geſtein;
O Welt! Was feſt war, muß der Zeit erliegen,
Und nur was flieht, bleibt treu und feſt allein.

Die Jahreszeiten.

in vier Sonetten.

Frühling.

Ein zartes Leben regt ſich in den Zweigen,
Die Blumen öffnen ſich, die lang geruht,
In Roſenſchimmer wallt der Quellen Fluth
Und ſüßer Wohllaut herrſcht nach langem Schweigen.

Und ſüße, nie gefühlte Schmerzen ſteigen
Im jungen Buſen auf mit heil'ger Glut,
Im Herzen ſtrömt das zärtlich glüh'nde Blut,
Und giebt ſich ganz der holden Qual zu eigen.

Doch unbewußt noch bleibt dem jungen Herzen
Das qualvollſüße, ſterbende Verlangen;
Die Liebe greift nach Blumen, Duft und Tönen;

Den Roſen klagt ſie ihre heißen Schmerzen,
Drückt ſie ans Herz, an die bethränten Wangen.
Doch Liebe nur beſchwört der Liebe Sehnen.

Sommer.

Die Blume glüht in hoher Sonnenmilde,
In goldner Reife glänzt die Aehrenflur.
Was ſich im Frühling leiſ' entfaltet nur,
Schmückt hochgereift die ſtrahlenden Gefilde.

Im Menſchen auch erſteht mit ehr'nem Schilde
In höchſter Kraft die göttliche Natur.
Nicht ahnend blos, auf ungewiſſer Spur,
Folgt er wie ſonſt der Sehnſucht dunkelm Bilde.

Schon iſt bewußt, was ſeine Wünſche meinen,
Freiwillig giebt er für das theure Bild
Dem Schmerze ſich, dem hoffnungslosen Streben,

Und ſieht in ihm ſein höchſtes, heil'ges Leben,
Gereifte Tugend hebt den Flammenſchild,
Bis edler Treu' ſich Lieb' und Glück vereinen.

Herbſt.

Was blickſt du einſam auf den öden Hain,
Du ſtiller Mond, durch düſtre Wolkenſchleier?
Verſchwunden iſt des Jahres heitre Feier,
Verlöſcht der Blumen goldner Farbenſchein.

Alona, wie ſo traurig? ſo allein?
Die Nacht erſcheint, wo bleibt dein edler Freier?
Du weinſt? Iſt er verſchwunden, dein Getreuer?
Mußt du ſo jung verwaiſt und freundlos ſein?

Auf duft'gen Fluren, auf beblümten Matten
Ruht jetzt der Herbſt mit nächtlich düſtern Schatten;
Auch auf Alona kam die Nacht herab!

Die Roſenglut iſt ihrer Wang' erblichen,
Der lichte Strahl aus ihrem Aug' entwichen
Und mit den Blumen ſinkt die Blum' ins Grab.

Winter.

Wohin, du kühner Held, auf eiſ'gen Wegen?
Mit muth'gem Roß, in blanker Waffentracht?
Der Winter herrſcht in ſeiner vollſten Kraft,
Wild ſtürmt der Schnee auf den verlornen Stegen.

Und kann dir nichts die ehrne Bruſt bewegen?
Ich weiß, du achteſt nicht der Liebe Macht,
Auf Ruhm nur iſt dein ſtolzer Sinn bedacht;
Kalt, wie dein Eis, gehſt du dem Kampf entgegen.

Ja, kämpfe nur mit todbewehrten Heeren,
Mit wilden Elementen geh' zum Streit.
Doch ſei erſt dann zum härt'ſten Kampf bereit.

Wer konnte noch den Sieg der Liebe wehren?
Nimm wohl dich wahr! ihr Gang iſt ſtill und leiſ';
Eh du es ahneſt, ſchmilzt des Buſens Eis.

II.

Elegische Dichtungen.

Antigone.

Singet die Feiergesänge den hohen olympischen Frauen,
Söhne der Musen! Besingt Here, die große, besingt
Artemis, mit Aphroditen der goldnen, Pallas Athenen,
Einer Sterblichen doch denk' ich vor allen im Lied!
Einer Heldin, die früh die Schatten begrüßte des Orkus,
Weil sie allmächtig ein Strahl himmlischer Liebe durchglüht.
O Antigone, dein! Du treuste der Schwestern, die sorgend
Um des Entseeleten Ruh wählte den eigenen Tod.
Um dem geliebten Bruder zu öffnen der Seeligen Wohnung,
Gingst du freiwillig ihm nach in die kozytische Nacht.
Eh' dir noch Hymen die Fackel entzündet der fröhlichen Hochzeit,
Eh' dir noch Eros den Kelch hatte der Freuden gereicht. —
Als Polynikes der Held im blutigen Kampfe besiegt war,
Und auf der Heimath Flur ruhte sein Leichnam entseelt,
Einsam und grablos; denn es hatte der Herrscher von Theben
Jedem gedrohet den Tod, der ihn bestatte zur Ruh,
Daß verschlossen ihm bliebe der Eingang seeliger Fluren,
Und er verbannt am Gestad irre des nächtlichen Stroms.
Furcht hielt Jeden zurück, das Gebot zu verletzen, das strenge,
Nur Antigone ging still den gefürchteten Pfad.
Sie, die Verbannte vom heimischen Grund, verließ ihre sichre
Freistatt, nicht das Gebot achtend des schrecklichen Manns;
Streng verborgen sich haltend am Tage, ging sie zur Nachtzeit,
Nur von der Fackel des sanft leuchtenden Mondes erhellt.
So nun gelangte sie hin, wo grablos ruhte der theure
Leichnam, selbst nun für ihn grub sie mit zärtlicher Hand

Mühvoll ein Grab, und vertraute die ſtarrenden Glieder der Erde
Nur von der Fackel des ſanft leuchtenden Mondes erhellt.
Alſo erfüllte ſie fromm die heiligen Todtengebräuche;
Und zu der Seeligen Ruh ging Polynikes der Held. — —
Aber ſie ſelbſt erwartete ſtill ihr ſtrenges Verhängniß;
Klaglos litt ſie die Schmach, ach, und den grauſamen Tod.
Sie, die Blühende, frei verließ ſie das blühende Leben,
Tauſchte mit ſtygiſcher Nacht willig das roſige Licht. —
— O wie hat dich da unten der liebende Bruder empfangen,
Dein Polynikes? wie heiß war er ſein dankender Kuß? —
Unglückſelige, früh des entzückenden Lebens Beraubte!
Und doch Glückliche! Denn ſchön war dein liebender Tod.
Edelſte, zarteſte Liebe, die jeder Leidenſchaft fremd iſt,
Schweſterliebe, ſie war's, die dich zur Heldin erhob,
Die dir den kindlichen Sinn mit hohen Gedanken entflammte
Und mit entſagender Kraft ſtählte die zärtliche Bruſt.
Mancher ſüße Geſang erhebt dich der Sänger von Hellas;
Sophokles göttliches Wort rief dich auf hohen Kothurn;
Aber auch jetzt noch vernimm, iſts möglich, daß Töne zum Orkus
Dringen, vernimm ihn den Gruß eines verwandten Gemüths,
Das zu faſſen vermag dein tiefes, unendliches Lieben,
Jenen allmächtigen Drang, der dich zum Tode beſeelt.
Oft als Kind ſchon beweint' ich dein Loos, vertiefend mit Sehnſucht
In die Geſchichte mich deiner verewigten That,
Deiner Lieb' und deines unſäglichen Leidens; ich weinte
Heiße Thränen, und heiß ſchlug dir entgegen mein Herz;
Damals gelobt' ich, wenn einſt mir Sprache verliehen die Muſen,
Und des Geſanges Kraft ſchenkten die freundlichen mir,
Dich zu feiern im Lied vor allen olympiſchen Frauen,
Und den Sterblichen, die herrliche Tugend geſchmückt.
Nimm das Thränenopfer und nimm das Opfer der Töne,
Fromme Heldin! und einſt, wenn das Verhängniß mich ruft,
Wenn ich hinunter ſteig' in die Fluren der Schatten, dann lächle
Hold mir entgegen, und laß ſeelig mich wohnen bei dir!

Antinous.

Wunderbar zieht es mich hin zu deinem geheiligten Kreise;
Wunderbar, die mich bewegt, ist sie die stille Gewalt.
Einer der Götter erscheinst du an göttlicher Schöne, doch liebend
Giebt dich ein schönerer Zug menschlicher Liebe zurück.
Welcher Zauber umgiebt die Gestalt! Wie spielt noch die Unschuld
Kindlicher Jahre so hold über dem männlichen Reiz!
Aber dein lieblicher Blick ist traurig zur Erde gesunken?
Rührende Wehmuth umschwebt deinen gefälligen Mund?
Götter, verdunkelt denn selbst der Schönheit himmlische Züge
Ahnung des Todes, und drängt grausam die Blüthen zurück?
Ach, du betrauerst dein nahes Geschick! — — O traure nicht länger!
Ewig lebst du, die Kunst hat dich unsterblich gemacht!
Viele Jahrhunderte sind seitdem schon der Erde verschwunden,
Siehe, du Schöner, und noch weint hier ein Mädchen um dich!

Phantasie und Gefühl.

Ihr vom Olympos gesandt, ihr himmlischen Milden! Durchs Leben
Führt ihr an tröstender Hand sicher die Sterblichen hin.
Zauberin Phantasie, du schaffst uns die Erde zum Himmel,
Du, o reines Gefühl, ziehst uns die Götter herab.

Macht der Erinnerung.

Find' ich also euch wieder, ihr holden Gefilde? Wo ist er,
Der sich hier säuselnd erhob, euer ambrosischer Hain?
Wo die Erlen am Strom? Die silbernen Pappeln? Ach, reicht ihr,
Holde Birken, denn nicht zärtlich die Arme mir mehr?
Wie so luftig sind doch, wie täuschend die Träume der Hoffnung!
Freudig dem städtischen Gelärm enteilt' ich, die Straßen herauf;
Euch zu finden, so hofft' ich, im Arme des Frühlings mit lichten
Kränzen umwunden, und hold glänzend im bräutlichen Schmuck. —
Ja, ihn fand ich, den Lenz; in freundlicher Bläue des Himmels
Glänzt er, und lächelt im Strahl milderer Sonne herab;
Aber die Trümmer nur sieht er der lieblichen Schattengewölbe,
Nicht mehr durch Gitter von Laub wallet das goldene Licht. —
Wie ein Tempel, den einst die Götter bewohnten, in öden
Trümmern lieget, zerstückt ragen die Säulen hervor.
Also auch hier nur selten aus niedern Gesträuchen schimmern
Weiße Räume; es sind trauernd die Götter entflohn!
Nicht entflohen! Ach nein, sie sind gestorben die holden,
Schönen Dryaden, die hier wohnten in heiliger Nacht!
Jene mörderische Axt, die euch, ihr Bäume, zu Boden
Stürzte, den Göttlichen auch hat sie das Leben geraubt.
Also betrog sie mich nicht, die nächtliche Himmelserscheinung
Vorigen Herbstes? So hat doch sich die Ahnung erfüllt?
Eine Göttin des Hains stand vor mir; sie neigte sich traurig
Ueber mein Lager, und sprach leise wie Lüftchen im Rohr:
(Nimmer vergess' ich der Stimme, der süßen!) „Du schlummerst, Louise,
Schlummerst, da schon des Tags heilige Klarheit erwacht?

Haſt du denn unſrer vergeſſen, die immer als Schweſter dich liebten?
Oft dich vor brennender Glut ſchützten im kühlenden Schoos?
Die dir aus luftigen Zweigen Begeiſterung rauſchten, gedenkſt du
Nicht der Trennung, die bald grauſam der Winter uns droht?
Wie, und willſt du denn nicht noch einmal die Scheidenden grüßen?
Nicht noch einmal im Schmuck ſäuſelnder Locken uns ſehn?
Was doch giebt nicht ſonſt ein Liebender ſeiner Geliebten
Schatten zu zaubern! Im Bild hält er die Fernen zurück.
Aber dein Buſen iſt kalt! Es ruht dein Pinſel, und ſind wir
Nun geſchieden, ſo mahnt nichts an die Freunde dich mehr. —
Stirbt die Liebe ſo bald, die Sehnſucht, im menſchlichen Herzen?
Siehe, zum Abſchiedsfeſt ſchmückt ſich der herbſtliche Tag;
Blau iſt und heiter der Himmel, kein Wölkchen umzieht ihn, die Sonne
Wallet vom öſtlichen Thor golden und ſtrahlend herauf.
Und du ſchlummerſt noch hier? — o eile! bald wird uns der Winter
Trennen; wir ſcheiden auf lang, — ach! wohl auf ewig von dir!“ —
Ihre Stimme verlor ſich in leiſes Seufzen, wie ferner
Blätter Gelispel, nur noch hört' ich den ſterbenden Ton.
Auch ſie ſelber zerfloß, die liebliche Bildung in Nebel,
Ach, und ihr himmliſches Aug' ſah ich mit Thränen gefüllt!
Aengſtlich riß ich mich auf, da flammte der Purpur des Morgens
Schon durchs Fenſter; ich warf ſchnell die Gewänder um mich,
Nahm den Griffel, und nahm ein fliegendes Blatt, die geliebten
Formen zu faſſen, den Hain und den umwaldeten Strom.
Alſo gerüſtet enteilt' ich der Stadt, und kam in die Gegend,
Ach, wo der liebliche Hain dort am Geſtade ſich hob.
Alles ſtrahlte vom Licht der Morgenſonne, zum Sterben
Hatte mit feſtlichem Schmuck noch die Natur ſich geziert.

Hatte den thauigen Hain mit Gelb und glühender Röthe
Uebergoſſen, die noch freudig das Grüne durchbrach.
Farben wallten in Farben; mit purpurnen Kränzen der Büſche
Waren die Felſen und war glänzend das Ufer umhängt.
Meine Seele berührte Erinnerung; und wie hier das friſche
Grün mit ſchmelzendem Gelb wechſelt und herbſtlichem Roth,
Alſo auch ſchimmerte mir durch Bilder vergangener Freuden
Fernher das heitere Bild künftiger glücklicher Zeit.
Muthiger faßt' ich den Griffel; die holden Geſtalten ſie gingen
Leiſe wie Schatten hervor auf dem geglätteten Blatt.
Aber mein Buſen ſchlug hoch, kaum konnt' ich es enden; herüber
Wehr' es vom Haine ſo ſüß, wehte ſo ſehnend mich an;
Ich durcheilte die Wieſen, und nahte dem heiligen Schatten,
Wo ich ſo oft im Gebiet freundlicher Geiſter gewohnt;
Ach, da war es, als bebten die Zweige mir freundlich entgegen
Und von den Wipfeln des Hains rauſcht' es mir klagend herab.
Wunderbar fühlt' ich mein Innres bewegt; von himmliſcher Wehmuth
Schwoll das Herz mir, und kaum hielt ich die Thränen zurück.
Ach, das waren ſie alſo, die Grüße des Abſchieds! Das leiſe
Blättergelispel, es ſprach darum ſo zärtlich mich an? —
Süße Freunde, wir ſehen nun nimmer uns wieder! Ich werde
Nicht mehr ruhen bei euch in der ambroſiſchen Nacht!
Nicht mehr werdet ihr mir Begeiſtrung aus luftigen Zweigen
Gießen, und nicht mehr in's Herz ahnende Träume mir wehn! —
O wie theuer nun iſt mir der Schatten von euern geliebten
Holden Geſtalten, den dort ſchwach nur die Zeichnung entwarf!
Feiernd will ich ſie nun mit Blüthen bekränzen, ſie vor mein
Lager hängen, daß mich täuſche das freundliche Bild;
Euch dann glaub' ich zu ſehen mit jedem Erwachen; es regen
Sich die Blätter, es bebt noch mir zum Ohre ſo ſüß

Euer Gelispel; wir sprachen noch immer liebend einander; —
Macht uns die Sehnsucht denn nicht selber das Todte belebt! —
Also noch dauert ihr fort im Herzen der Freundin, es konnte
Nicht der grausame Tod trennen das zärtliche Band.
Nein, die Liebe stirbt nicht, die Sehnsucht im menschlichen Herzen,
Was sie umfaßte, bewahrt ewig die liebende Brust.

Die Sommernacht.

Wo, ihr olympischen Mächte, wo habt ihr die trunkene Seele
Hingetragen, in welch dämmerndes Zaubergefild?
Ist es Elysiums Hain, der lichte, mit blühenden Lauben,
Der mich in seines Gebiets wankenden Schatten empfängt?
Ist dies Lethe, die hier vom Felsen mit silberner Woge
Niederspielt, und im Flichn rauscht ein harmonisches Lied?
Und der Schimmer, der jetzt durchs Dunkel der Buchen hereinbricht,
Die sich am Felsen erhöhn über dem fallenden Bach?
O welch göttliches Licht! vom Strudel der brechenden Wellen
Strahlt es durchs bebende Laub tausendmal tausend zurück.
Dies ist kein irdischer Glanz, den Mond, den himmlischen, seh' ich,
Wie er den silbernen Strahl gießt in der Seeligen Hain!
Ja, sie sind es, es sind Elysiums Blüthengefilde!
Bräche so reizend sich wohl Schatten und magisches Licht?
Wogte so lieblich um mich ein Meer ambrosischer Düfte?
Schwellte der Aether so rein, mir so allmächtig die Brust? —
Fern ist das laute Getümmel der Welt; die liebende Seele
Darf sich vergessen, ins Land freundlicher Dichtung verirrt.
Löschte dein magischer Schimmer doch nie, du liebliches Traumland!
Folgte kein störender Tag einer begeisternden Nacht!

Troſt im Winter.

Hermes und Veſta Geweihter, dich grüß' ich feiernd im Liede,
Der vor des Winters Gewalt mächtig die Sterblichen ſchützt!
Dich hat einer der Menſchen beglückenden Götter erfunden,
Wenn dich Prometheus nicht ſelbſt, freundlicher Ofen, erfand!
Sturm durchheulet den Forſt; laut ſtürzen gigantiſche Fichten
Aus den Gewölken des Bergs nieder ins hallende Thal;
Silbern und ſchimmernd ergießt ſich, ein unabſehlicher Schleier,
Ueber Gewäſſer und Hain, Thäler und Hügel, der Schnee.
Und du, mächtiger Strom, wer hemmt die Schnelle von deinen
Reißenden Wogen, erſtarrt deine wild rauſchende Fluth?
Hat der Winter auch dich mit eiſernen Banden umſchlungen?
Ach, er hat es! ſchon ſteht mitten in Wettern ſein Thron!
Alles beugt ſich vor ihm, vor ihm, dem Herrſcher der Stürme,
Alles im Reich der Natur fürchtet ſein rauhes Geſetz!
Wir nur bieten ihm Troß, dem Wälderdurchwühler, dem Strengen,
Veſta ſchützt uns, bei ihr trifft uns der Schreckliche nicht!
Wahrlich, den haſſen die Götter, den ſie der Rückkehr zum ſtillen
Heerde berauben, er wird feindlichen Stürmen ein Spiel.
Irrend im öden Gefild, und ohne die Heimath zu finden,
Sieht er im dämmernden Bild ſeine Geliebten ſich nah;
Ach, die ſoll er nun nimmer auf Erden erblicken! Die Kräfte
Schwinden dem Armen, er ſinkt jammernd zum Orkus hinab.
Aber bei dir, du Vertrauter, wird alles dem Sterblichen leichter;
Nach den Beſchwerden des Tags nimmſt du am Abend ihn auf,
Dann vergißt er der Sorgen, vergißt der ermattenden Arbeit,
Und in der leichteren Luft träumt er den Frühling zurück.

Wenn ſich der Vorwelt Helden zum Freundesgeſpräche vereinten,
War an den Gluten des Heerds ihr geliebteſter Sitz;
Mit der lodernden Flamm' erhob auch die Flamme der Rede
Sich, und die Wärme der Glut theilte den Herzen ſich mit.
Alſo lieben dich auch noch jetzt die Bewohner der Erde! —
Ich vor allen: es ſchwand oft mir der Abend bei dir,
Wenn beſchäftigt die Hand mit emſig fliegender Spindel,
Sich mein Herz in ein Meer ſüßer Gefühle verlor.
Wenn mich die Göttergebilde der Sänger von Hellas umſchwebten,
Wenn mich das dämmernde Land heilger Begeiſtrung umfing.
Und ihr Schatten, wo ſeid ihr, winterlich einſame Stunden,
Die mir ſo glücklich mit dir, ſeelige Freundin, entflohn?
Damals ſaßen wir auch am traulichen Ofen; die Sterne
Blickten aus eiſiger Luft freundlich durchs Fenſter uns an;
Tiefer Schlummer umgab ringsum die Erde mit Schweigen,
Wir nur wachten allein in der unendlichen Welt;
Wir nur hoben den Blick zum Aethergefilde der lichten
Sterne, die heilige Nacht weihte die Freundin und mich.
Dann warſt du der Vertraute von unſern Geſprächen, wir ſchmiegten
Dichter uns an dich, wenn fern tobte der brüllende Nord;
Legten Holz in die Glut, der reinen Göttin zum Opfer,
Die uns an ihrem Altar freundlich als Schweſtern empfing.
Alſo verſchwand uns die Zeit; ich werde ſie nimmer vergeſſen!
Nimmer vergeſſen auch dich, Zeugin vergangenen Glücks;
Werde deiner fortan, wohlthätige Göttin, vor allen
Andern gedenken, und oft ſegnend Geſänge dir weihn!
Veſta, du ließeſt mich nie, o Milde, den Stürmen zum Raube;
Siehe, zum Danke dafür weih' ich dir Leier und Herz.

Der Berg.

Seinen bezaubernden Schmuck entfaltete reichlich der Frühling,
Ueber das wallende Thal goß er Juwelen und Gold,
Lichte Smaragden, Saphir, Rubinen, von dämmernden Perlen
Mild durchbrochen, vom Glanz heller Demanten erhöht.
Aber der einſame Berg, entblößt den felſigen Gipfel,
Stand er, ihm hatte der Lenz keine der Blumen geſchenkt,
Kein mitleidiges Grün umlächelte zärtlich das Haupt ihm,
Edel trauernd hinab blickt' er ins prangende Thal.
Aber es zog ſich allmählich ein trüber verhüllender Schleier
Ueber die Blumen, es ging ſchweigend die Sonne zur Ruh.
Nacht nun bedeckte das Thal, — doch leuchtende Roſen entglühten
Um den Gipfel des Bergs, ſtrahlend noch lange der Nacht.
Sanft erhob er die Stirn, die edle, von Stürmen gefurchte,
In ein verklärteres Land blickend mit ahnender Luſt.
Alſo des Lebens Geſchick! Es fliehen die Blumen der Erde
Manches erhabne Gemüth, das ſich im Stillen verzehrt;
Aber ihm ſchimmert ein Lenz von lichteren Küſten herüber,
Was ihm die Erde verſagt, ſchließet der Himmel ihm auf.

Der See.

Aehnlich dem wallenden See iſt das Herz reichfühlender Menſchen;
Stürme zwar trüben ihn oft, furchen die ſpiegelnde Fluth,
Thürmen zu Bergen ſie auf und wühlen dann wieder zum Grunde;
Aber die Stille, ſie kehrt, ebnend die Wogen, zurück.
Sieh, nun erblickſt du verklärt im tiefen Spiegel der Ufer
Lächelnde Blumen, und rein malt ſich der Himmel darin.

Der Wellenspiegel.

Auf dem kriſtallenen Strom hingleitet der ſchwebende Nachen,
Und der Schiffende blickt hell in den Spiegel der Fluth,
Sieht da den Himmel gemalt, und ſiehet ſein eig'nes verklärtes
Bild; wie aus Aether gewebt, blickt es verſchönert ihn an.
Auf dem Strome des Lebens hingleitet der ſchwebende Nachen,
Und der Liebende blickt hell in den Spiegel der Fluth,
Sieht da gezaubert auf himmliſchen Grund ſein zweites verſchöntes
Ich, und es ſchimmert der Strom neben dem leuchtenden Bild.

Das Element.

Aether iſt Element dem Vogel, ſo wollten's die Götter,
Klares Waſſer dem Fiſch, Rhythmus dem Dichtergeſchlecht.

Die Pole der moraliſchen Welt.

Egoismus und Liebe, ſie ſind die Pole des höhern
Geiſtigen Weltalls; es nimmt alles um ſie nur den Schwung.
Ewig getrennt von einander, die äußeren Grenzen bezeichnend,
Stehn ſie; dazwiſchen betritt ſchwankend den Boden der Menſch.
Wer ſich der feindlichen Zone der Selbſtſucht nähert, je mehr er
Nähert, in höherem Grad wird er dem Laſter verwandt.
Wohl dem, welcher ſie flieht, ſich nahend der wärmeren Zone! —
Was iſt Tugend? — Sie iſt edelſte Liebe ja nur!

Haß und Liebe.

Frage:

Sage, wie kömmt es? dir ſprudelt in reichlicher Fülle des Witzes
Springquell im liebenden Scherz, der dir im Zorne verſiegt.

Antwort:

Wiſſ', ein kleines Gebiet beherrſchet der Haß mir im Herzen,
Und ein beſchränkter Monarch iſt er, mein ärmlicher Haß.
Wenig kriegriſche Macht gehorcht ihm, des Witzes geflügelt
Heer entweichet, und dient einzig der Liebe zu Sold.

Epheu und Fichte.

Die Fichte.

Sieh, ich erhebe mein Haupt kühnragend in Lüfte des Himmels,
Trotze den Wettern! So ſteht muthig im Kampfe ein Held.
Schwaches Pflanzengewächs, du windeſt dich zitternd am Boden,
Ungleich theilte das Maaß herrlicher Kräfte Natur!

Der Epheu.

Schwach wohl bin ich und ſchüchtern, doch hebt mein ſchwaches Gewind ſich
Ueber die Ulme; wie du, ſteht ſie, ein glänzender Held,
Und ich rank' an der theuern mich auf mit ſüßem Vertrauen,
Liebe gewährt mir die Kraft, die mir verſagte Natur.

Die Wünſche.

Daß nicht zu heftig das Herz an der Willkühr ſehnender Wünſche
Hänge, verſagt das Geſchick oft uns ein reizendes Gut.
Ueber das Herz des Kindes, des theuren, waltet der Mutter
Sorgende Liebe, zur Ruh' lenkend das ſtürmiſche Herz.
Ungeſtüm bittet das Kind, von Verlangen geröthet die Wange:
Siehe, die Ernſte verſagt kalt ihm des Wunſches Gewähr;
Aber ergebend nun ſenkt der Kleine das lockige Köpfchen,
Freundlich lächelnd und ſtill geht er zum Spiele zurück:
Siehe, da zieht ſie den Holden ans Herz, mit liebender Inbrunſt,
Und das verſagte Geſchenk bietet ſie lächelnd ihm dar.

Die Tugend.

Immer bleibt ſie dieſelbe, die göttliche Tugend! Dieſelbe,
Die des Duldenden Bruſt waffnet mit himmliſcher Kraft,
Die den Helden beſeelt im eiſernen Todesgefilde,
Frei ihn und edel hinabreiße in der Schatten Gebiet,
Leuchtend tritt ſie zur Seite dem Sänger und Maler, er ſchildert
Ihre Thaten und grüßt: heil'ge Begeiſterung, ſie.

Klugheit der Alltagswelt.

Fragst du mich, welchen du wählst der beiden ſtattlichen Freier,
Holde Freundin? Da! kurz iſt und entſchloſſen mein Rath.
Schwärmer zwar nennt ihn die Welt, den männlichen, edeln Polites,
Jener, der kluge Mäceſt, heißt der vorzüglichſte Mann;
Aber dein fühlendes Herz, ſanft werden die Schimmer der holden
Fantaſie es umwehn, die dem Getadelten ward.
Abend- und Morgenroth iſt's in der Seele des edeln Polites,
Süß ſchwermüthiges Licht, oft auch des dämmernden Monds;
Doch wohlthuend dem Aug' und dem Herzen iſt jener beſcheid'ne
Mondliche Nebel, der ſanft hüllet das ſchönſte Gemüth.
Reich dann erſcheint dir das Leben, und reich dein Innres; ſo macht
Blume entfaltet die Bruſt, weckt ſie das himmliſche Licht.
Oed würd's dagegen in dir beim klugen Mäceſt; er beleuchtet
Kalt mit dem Kerzenlicht ſeines Verſtandes dein Herz.

An Roger.

O ich glaub' es! du liebſt die Vernunft! Ihr habt, ſie in Bildern
Feiernd, die Göttin verehrt, habt ihr Geſänge geweiht;
Aber die Mädchen ſind all' und ſelbſt die Göttinnen ſpröde;
Selten nicht fliehen ſie den, der ſie am eifrigſten ſucht.

Das Verbrechen.

Ein zwiefach Antlitz zeigt das Verbrechen dir,
O bebe vor der lockenden That zurück!
Du Unglückſel'ger, den im Sturme
Quälender Leidenſchaft hold ſie anreizt.

Noch ungeſchehen lächelt ſie ſüß dir zu,
Verheißt dir Balſam für das empörte Blut,
Doch weh! geſchehen blickt ſie furchtbar
Grauſend dich an, als ein Geiſt des Abgrunds.

Glück und Unglück.

Gütiger macht uns das Glück und liebevoller und milder,
Aber das Unglück allein machet uns edel und groß.

Gedächtniß.

Glücklicher wäre die Welt, es würden die Bande der Liebe
Feſter die Herzen umziehn, ſeltner erwachen der Streit,
Dächte jeder ſo lang des Guten, das er empfangen,
Als es der mahnend gedenkt, der ihm das Gute gethan.

Mädchenſpiele.

Mädchen, welch frevelndes Spiel! Am Licht ergötzt ſich die Kleine,
Reicht ihm das Flöckchen und zieht ſchnell von der Flamm' es zurück.
Liebliches Kind, noch kennſt du ſie nicht, des ſpielenden Feuers
Stille Gottheit, die ernſtwaltend den Frevel beſtraft.
Schone der Händchen nur jetzt, du Schelmiſche! aber als Jungfrau
Einſt, mit heiliger Scheu, nahe der heiligen Glut!

Unverwundbarkeit.

In die Gewäſſer des Styx eintauchte die göttliche Mutter
Ihren Achilles; da ward ſicher vor Wunden der Held.
So auch in Fluthen der Leiden wird öfters die Seele des Edlen
Unverwundbar gemacht irdiſchem, kleinerem Schmerz;
Dies iſt der Strom, der Unſterblichkeit giebt! — Den Göttern vergleichbar,
Edel geſtählet im Schmerz, geht er das Leben hindurch.
Eine Stelle doch blieb, wo tödtlich den Helden der Pfeil traf.
Eine Stell', ach, ſie bleibt immer doch offen dem Schmerz!

Der Ueberwundene.

Sittſam verließ ſie des Bruders Gemach, als kaum ich hereintrat;
Dennoch ergriff mich der Reiz herrlichſter Mädchengeſtalt.
Aehnlich dem fliehenden Parther, ſo drückteſt du, göttliche Schöne,
Noch im Entfliehen den Pfeil, ach, mir den ſcharfen ins Herz!

Geliebte Feſſeln.

Tauſendmal wünſcht' ich ſchon, ihn nimmer geſehen zu haben,
Wünſchte die Ruhe zurück, die ich durch ihn nur verlor;
Ach und doch, böte mir einer der Götter ein ruhiges Leben
Und Vergeſſen: mein Herz wählte ſein Bild und den Tod!

Schweres Kunſturtheil.

Malerin iſt ſie zugleich und Sängerin; welches von Beiden
Am vollkommenſten? Dies fällt zu entſcheiden uns ſchwer;
Sieht man ihr treffliches Bild, ſo hält man die Malerin größer;
Hört man ihr ſchmelzendes Lied, zieht man die Sängerin vor.

Die Jahreszeiten.

An Sidonie.

Jede Jahreszeit trägſt Du im Bilde! Die goldenen Locken
Gleichen dem Aehrengefild, wenn es die Sonne beſtrahlt:
Reifen, lieblichen Früchten ſind dieſe reizenden Lippen
Aehnlich; zum weihenden Kuß ſchwellen ſie ſittſam empor.
Auf den Wangen blüht dir der roſige Lenz: und der Winter
Hat dir mit blendendem Schnee Buſen und Arme beſtreut.

Beſcheidne Schönheit.

Schön, ſie iſt es, doch mehr noch als ſchön: holdſelig und lieblich,
Sanfte Beſcheidenheit ſchwebt um den roſigen Mund,
Und ihr himmliſches Aug', es lächelt bittend, voll Demuth,
Gleich als ſpräch' es: Vergleicht, ob ich die Reizendſte bin!

Gegenwart und Vergangenheit.

Glücklich, wenn uns die Gegenwart kurz, die Vergangenheit lang ſcheint;
Dieſe beflügelt durch Luſt, jene mit Thaten geſchmückt!

Ungerechter Tadel.

Man tadelt dich? Nur Muth! Geh' freudig fort die Bahn!
Und hemmt man dir den Weg, ſo heb' dich himmelan!

III.

Idyllische Dichtungen.

Die Rettung.

Erste Idylle.

Leukothoe.

Mutter, o sei mir gegrüßt, du süße Mutter! für diesmal
Siehst du mich wieder, doch bald war ich verloren für dich.
Emsig sucht' ich nach Kräutern zu deiner Genesung, am Felsen,
Weißt du? wo über das Meer furchtbar die Klippe sich zeigt.
Dort erblickt' ich die Kräuter, die lang gesuchten, und eilte
Ohne bedächtliche Furcht auf den gefährlichen Rand;
Und — noch denk' ich mit Schaudern daran! — wie schnell mir die Füße
Glitten, und wie ich hinabstürzt' in die tosende Fluth!
Hülflos strebt' ich empor und schrie nach Rettung, doch hörte
Niemand, es trieb mich der Strom weiter und weiter hinaus.
Endlich erblickt' ich mir nahend ein Schiff; ein glänzender Jüngling
Riß sich hervor, und sprang schnell wie ein Blitz in die Fluth,
Holte mich ein, und erhob mich mit übergewaltiger Stärke,
An den entfernten Strand trug er, der Schwimmende, mich.
Himmel und Erde verging mir, doch seh' ich noch deutlich die hohe
Göttergestalt, denn es war sicher kein sterblicher Mann!
Wie er vor mir kniete mit zärtlicher Sorgfalt! Dann kamen
Seine Gefährten, er ging zögernd zum Schiffe zurück;
Lang noch blickt' er nach mir, auch ich, bis das blendende Segel
Fern mir im Nebel verschwand, sah ich dem Scheidenden nach.

Und dann floh ich zu dir. Noch pocht mir vom Schrecken der Buſen!
Meine Mutter, bei dir ſuch' ich Erholung und Ruh!

Theano.

Komm an mein Herz, du Geliebte, und laß den Göttern uns danken,
Die dich mit ſchützender Huld alſo vom Tode befreit!
Wohl mir, daß ich nun wieder an dieſen Buſen dich drücke!
Daß nicht den einzigen Troſt grauſam die Fluth mir verſchlang!

Leukothoe.

Ach, ich ſollte der Rettung mich freu'n, und es ſtürzen mir Thränen
Ueber die Wangen? warum glühen die Wangen mir ſo?
Beſte Mutter, warum? Es ſind wohl Thränen der Freude?
Aber welch heimlicher Gram wohnt mir im Herzen zugleich?

Theano.

Thränen der Freude, mein Kind? Nein, Thränen der ſehnenden Liebe
Sind es! Du weinſt, daß ſo ſchnell dir dein Retter verſchwand.
Aber weine nur nicht! Komm, ſchildre mir lieber die ſchöne
Bildung, es ſei nun ein Gott oder ein ſterblicher Mann!

Leukothoe.

Wahrlich du forderſt zu viel! Wie ſollt' ich mit Worten ihn ſchildern?
Hätteſt du ſelbſt ihn geſehn, wie er vom Tode mich riß!
Wie er dann vor mir kniete! Noch ſeh' ich die wallenden Locken,
Sehe den rührenden Blick, den er im Scheiden mir gab!
Aber es war ja ein Gott! Wie könnt' ich, wie dürft' ich ihn lieben? —
Ach, und ich werde ja ſo nimmer im Leben ihn ſehn!

Theano.

Welche Qualen du ſelber dir ſchafft! So ſchafft ſich die Liebe
Immer vergebliche Pein, kämpfend mit Hoffnung und Furcht!
Sage, vermochte denn nur der Götter dich einer zu retten?
Iſt es nicht möglicher noch, daß es ein Sterblicher war?
Und warum zweifelſt du denn, auf Erden ihn wieder zu finden?
Oft was entfernet uns ſchien, bringt uns ein Augenblick nah!
Nichts zwar wollt' ich dir ſagen, wofern nicht Erfahrung mich lehrte,
Wie ſich im Leben ſo leicht zweifelnde Liebe betrügt;
Aber es traf ja auch mich mit deinem Vater ein gleiches
Wundervolles Geſchick, Rettung und Trennung zugleich.

Leukothoe.

Laß, ſo bitt' ich, mich doch die wundervolle Geſchichte
Hören! Die Rede ja fließt ſüß dir vom Munde herab,
Und du ſprichſt mir ſo tröſtlich, o liebe Mutter! Wie glücklich,
Daß dich Erfahrene mir freundlich der Himmel geſchenkt!

Theano.

Höre denn an! wie ſollt' ich der Bitte Gewährung verſagen,
Gern ja ruft man das Bild ſchönerer Zeiten zurück.
Jungfrau war ich, wie du, und blühend im Reize der Jugend,
Als ich die Heerde des Tags weidet' im einſamen Thal.
Einſtmals hatt' ich mich kühl am Rauſchen der Quelle gelagert,
Da durchbrach das Gebüſch plötzlich ein grimmiger Bär;
Denke mein Grauſen dir ſelbſt! Ich war verlaſſen im öden,
Unbewohnten Gebirg, nirgend ein menſchlicher Tritt,
Und nun auf einmal die Schreckengeſtalt; ich wollt' ihm entfliehen,
Aber vergebens, er kam ſchneller der Fliehenden nach.
Damals glaubt' ich mein Leben dahin, als ein Jüngling vom Felſen
Eilt' und dem nahenden Bär muthig entgegen ſich warf.
Lange währte der Kampf, da ſtürzte mein Retter zur Erde
Und den entſetzlichen Blick hielt ich nicht länger mehr aus.
Alles ward finſter um mich, und ohne Gefühl und Beſinnung
Sank ich zu Boden und lag mehrere Stunden hindurch.
Als ich erwachte, da war der ſchöne Kämpfer verſchwunden,
Gräßlich mit Blut überſtrömt lag der getödtete Bär,
Neben ihm flattert' ein Stück vom Obergewande des Jünglings,
Und in der Seite des Thiers ſteckte ſein glänzendes Schwert.
Dies nur war alles, was übrig mir blieb von der holden Erſcheinung,
Aber er ſelbſt war hinab, glaubt' ich, zum Orkus geſandt.
Schmerzvoll irrt' ich umher und ſtrebte den Leichnam zu finden,
Aber ich fand im Gebirg, fand in der Waldung ihn nicht.
Nun verließ ich die Gegend, und kehrte nach Hauſe, doch ward ich
Nirgends ruhig, ſein Bild ſchwebte beſtändig mir vor.
Alſo vergingen drei Monde, da kam ein Fremder zum Hauſe
Meines Vaters und ward freundlich empfangen von ihm.

Wir erkannten einander sogleich; er sah mich erröthen,
Und bekannte, wie nur Liebe hierher ihn geführt.
Drauf erzählt' er, daß da, als ich ihn verwundet zu Boden
Stürzen sah, auch das Thier tödtlich getroffen erlag.
Daß ein Jäger ihn fand, zur Hütt' ihn trug und die Wunden
Pflegt', und daß er genaß, eilte mich wieder zu sehn. —
Sieh, wie so wunderbar oft das Schicksal die Herzen verbindet:
Ehe zwei Tag' uns entflohn, war er mein treuer Gemahl.
Also das Leben der Menschen! Es zeigt sich beständig in neuen
Wechselgestalten, und stets folget dem Kummer das Glück.
Darum beruhige dich und traue den himmlischen Göttern,
Immer ja haben sie sich liebender Treue gefreut.
Sie, die in Todesgefahr dir hülfreich den muthigen Retter
Sandten, sie führen gewiß auch den Geliebten dir zu.

Die Rettung.

Zweite Idylle.

Diores.

„Heil euch, Tyndariden, ihr Retter aus brausenden Wogen!
Heil euch! im Sturme der Nacht schwebtet ihr schützend um mich.
Als vom zertrümmerten Schiff sich jeder der Freunde zum Boote
Flüchtete, gab ich allein kämpfenden Wogen mich Preis,
Nicht noch mehr zu beschweren den Kahn, den schwankend beladnen,
Und mit mir selber hinab auch die Gefährten zu ziehn.
Auf die Kräfte vertrauend der Glieder, geübt schon im Schwimmen,
Trauend vor allen auf dich, rettendes Brüdergestirn.
Nicht auch betrog mich mein kühnes Vertrauen, hier knie ich am sichern
Ufer, und freudig zu euch steigt des Geretteten Dank. —
Herrlich dort hebt sich die Sonn', aufhellend die nächtlichen Fluthen
Und das schöne Gestad, das mich Beglückten empfing.
Ist's doch, als rauschten, mich grüßend, die Sträucher der moosigen Felswand,
Und vom Gipfel herab winkend der lustige Hain!
Wunderbar regt mir im Busen sich voriger Zeiten Erinn'rung!
Eben so rührte der Ost damals die schimmernde Fluth,

Eben ſo glühten die Felſen, ſo ſäuſelt' ein thauiger Hain mir,
Als ich ſie ſchwimmend zum Strand meine Gerettete trug!
Fern iſt die Inſel von hier, die glückliche! — Hätte der Sturm uns
Hinverſchlagen? — O nein! weiche, du ſchmeichelnder Traum!
Wunderbar doch iſt die Seele des Menſchen! ein ſtreifendes Lüftchen
Regt ſie, ein flüchtiger Strahl zündet im Innern die Glut;
Alles wird lebend mir wieder! ich ſehe ſie vor mir erblaſſet
Liegen! es öffnet ſich ſchwach dämmernd ihr liebliches Aug'! —
Find' ich denn nirgends Ruh? auch ſelber zum fernen Geſtade
Folgt mir mit ſüßer Qual jene geliebte Geſtalt!
Laß mich noch endlich ſie finden, o freundlicher Eros! Verſagſt du
Aber die Bitte, ſo gieb Frieden der liebenden Bruſt!"
Alſo der edle Diores, und klimmte die Felſen hinüber,
Ohne zu wiſſen wohin, ging er mit eilendem Schritt;
Nicht empfand er den Schmerz der tödtlich ſchweren Ermattung,
Nach lang dauerndem Kampf gegen das wüthende Meer,
Nicht die Rauhe des Pfad's; ſein liebekrankendes Herz war
Tiefer verwundet, vom Bild' ſchönerer Zeiten bewegt.
Alſo gedacht' er nicht der Ruh, und nicht der Erquickung,
Bis ſich die Milde von ſelbſt bot dem Entkräfteten dar.
Siehe zur Seit' erhob ſich am Felſen ein ländliches Wohnhaus,
Lieblich von Pappeln und lichtfunkelnden Birken bekränzt.
Und die Beſitzerin trat dem Nahenden freundlich entgegen,
Hieß ihn willkommen und bot mild ihm ein wirthliches Dach.
Reifende Jahre ſchon hatten die würdige Stirn ihr gefurchet,
Aber noch ſchmückte die Spur voriger Reize ſie hold.
Aehnlich dem herbſtlichen Tag, ſo dämmerte heimliche Schwermuth
Um ihr Auge, die nur ſchwer ſie im Lächeln verbarg.
Nicht entging ſie dem Blick des weich mitfühlenden Fremdlings,
Und er ſehnte ſich troſtbringend der Guten zu nahn.
Aber ſie eilte voll Huld Erquickung bereitend dem Matten,
Den mit der holden Geſtalt ſüßes Erinnern ergriff,

Bot ihm dann freundliche Rede; „wie lang er vom werthen Geburtsland,“
Frug sie, „entfernt, welch Meer netzt sein heimisches Land?“
Alles berichtet er treu, doch flüchtig, es kümmert ihr Schmerz ihn;
Sanft theilnehmend durchdrang bittend ihr Auge sein Blick.
Und sie verweigerte nicht, den Wunsch zu gewähren; so sprach sie:
„Edler Fremdling! zu tief hast du mein Inn're durchschaut!
Ja, ein verzehrender Gram umwölkt mir die sinkenden Tage,
Die mir vor Zeiten die Hand zärtlicher Liebe verschönt.
Wiss', ein einziges Kind verließ mir ein herrlicher Gatte,
Eine Tochter; sie wuchs reizend am Herzen mir auf.
Ich erfreute der Blühenden mich, als plötzlich ein Sturm mir
Ach, im Entfalten den Keim freundlicher Hoffnungen brach!
Krankend lag ich; da eilte die zärtliche Tochter zum Meerstrand,
Heilung bringenden Trank sammelnd in Kräutern umher;
Aber die Liebende nahte zu kühn sich dem Rande des Felsens,
Ach, in die Wogen hinab sank sie des fluthenden Meers!
Da erblickte sie nahend ein Schiff; ein glänzender Jüngling
Stürzt' in die Fluthen und trug schwimmend dem Ufer sie zu;
Ging dann zum Schiffe zurück. Sie kehrte zur friedlichen Wohnung,
Aber mit tödtlichem Reiz blieb ihr im Herzen das Bild.
Als nun jährig ward der Tag der süßen Erscheinung,
Da wie von Zaubergewalt schien sie im Innern berührt;
Die sie nur heimlich genährt, aus brachen die liebenden Flammen,
Tödtlichen Liebens Glut hielt sie ans Lager gebannt;
Langsam genoß sie mir wieder; doch waren die Rosen der Wangen
Und des lieblichen Munds purpurne Nelken verblüht. —
Einsam nun liebt sie seitdem zu wandeln, in dichten Gebüschen,
Wenn sie des Hauses Geschäft freundlich geduldig vollbracht,
Wo an der Felswand hin des Gartens Rebengeländer
Schatten, oder am Bach düsternde Lauben sich ziehn.
Dort ist ihr einsamer Gang; ihr weißes Lämmchen zur Seite,

Sucht sie zu täuschen den Gram, ach! durch das zärtliche Spiel.“
So die bekümmerte Mutter; und Seufzer entquollen dem Busen;
Doch in des Fremdlings Aug' blitzt' ein belebender Strahl,
Dringend beschwor er die Mutter, den Pfad ihm zu zeigen der Holden,
Und sie geleitet' ihn still, denkend der Leiden Gewicht.
Als sie zum Garten nun kamen, da, wo sich die dunkelsten Schatten
Bräunten, im Bogengewölb flatternd von Zweigen umwallt,
Da erblickt' er die schöne Gestalt! Im weißen Gewande
Saß sie auf Rasen, die Hand stützte das liebliche Haupt;
Und es ergoß sich die Fülle der bräunlich dämmernden Locken,
Ueber den blendenden Hals, über den blendenden Arm.
Neben ihr ruhte das Lamm, an Weiße gefallenem Schnee gleich,
Und durch der Wolle Gelock' schlang sich ein rosiges Band.
Als sie der Kommenden Tritte vernahm, da hob sie die schönen
Augen, doch schmerzlich bewegt, rief sie mit bebendem Ton':
„Schöne Göttergestalt, die stets mich im Schlummer umwaltet!
Kömmst du noch wachend mir selbst mehrend die ewige Qual?“
Aber mit liebendem Arm umschlang sie ihr lieblicher Retter;
Heiß an der sterblichen Brust hob sich der Liebenden Herz.
„Meine Leukothoe!“ rief die Mutter, die freudig bestürzte,
„Trog nun der Himmlischen Huld, die ich dir ahnend verhieß?
Ist auch ein Sterblicher nur dein Retter, sein himmliches Lieben
Wird auf die irdische Flur zaubernd den Himmel dir ziehn.“
— Alles feierte mit das Glück lang trauernder Liebe,
Schien sich des holden Vereins duldender Treue zu freu'n.
Schöner erglänzten die Blumen, und Philomele, die süße,
Hauchte vom Wipfel des Hains bräutlichen Liebesgesang.

Lykaon und Euböa.

Lykaon.

Komm an den See, o Geliebte! ſchon röthet der Abend die ſtille
Fluth, und es wölbt dort der Hain blühend ein luftiges Dach;
Laß dort die Strahlen der Sonn' uns, der ſcheidenden trinken! Der Buſen
Athmet dann freier, man fühlt näher den Himmliſchen ſich.

Euböa.

Wohl, ich folge dir gern, mein edler Geliebter! Die Horen
Sind ja geflügelt, wie ſchnell rauſcht uns die Gegenwart hin?
Und ihr Sänger ſeid flüchtig; wer kann mir wohl ſagen, wie bald dich
Wieder der mächtige Ruhm mir aus den Armen entführt?
Darum laß uns genießen des Augenblickes Entzückung! —
Eile, Geliebter! ſchon wird milder die weſtliche Glut.
Laß uns mit Wechſelgeſängen die Sonne zur Ruhe geleiten;
Froher verläßt dann vielleicht Föbus und ſchöner die Welt!
Sieh, da erſcheint ſchon der See durchs Dunkel der Blätter! wie freundlich
Grünen die Ufer! die Fluth wallet in roſigem Licht.
Stimme das Saitenſpiel nun, und hebe den ſüßen Geſang an!
Lauſchend bin ich ſchon ganz, öffnend den Muſen die Bruſt.

Lykaon.

Singe den glücklichen Tag, o Leier! den ersten der Liebe,
Wo ich die Liebliche sah, die nun im Herzen mir wohnt.
Schön erschien sie vor mir, wie eine der Himmlischen, glänzend
Flossen auf Schultern und Brust finstere Locken herab,
Um die Lippen ergoß sich ein Lächeln mit siegender Anmuth,
Und von der ruhigen Stirn glänzte gefällige Huld.
Perlen nicht schmückten den Hals, nicht Purpur die reizenden Glieder,
Nur daß ums weiße Gewand golden der Gürtel sich schlang.
Also erschienst du zuerst mir, Geliebte, die drängende Menge
Hatte dich nicht mir versteckt, nicht auch des Festes Geräusch;
Dich nur sah ich im Kreis der versammelten Griechen; du warest
Einzig mir Richter, und nur einzig des Siegenden Preis.
Wie auf den Arm du gestützt dich neigtest zu meinem Gesange,
Halb mit der bebenden Hand deckend den lieblichen Blick.
Wie ich dann zu dir trat nach geendetem Wettstreit; du senktest
Sittsam die Augen, und Glut deckte dir Wangen und Stirn
Schöner ist nie doch das Weib, als wenn sich in heiliger Röthe
Hebt der erwachende Strahl zarter belebender Glut.

Euböa.

Denkend des glücklichen Tags, vergeß ich der Gegenwart Freude,
Und es eröffnet mein Herz nur der Vergangenheit sich.
Mit Praxinon hatt' ich, der trauten Gespielin, die stille
Wohnung verlassen, um auch Zeugin des Festes zu sein
Wir durcheilten die Straßen und fanden noch räumige Sitze
In der Versammlung; — ich sah ruhigen Blickes umher.

Viele traten hervor der Sänger; doch rührte das Herz mir
Keiner, obgleich ſich mein Ohr freute des trefflichen Spiels.
Da erſchienſt du, die Stirn von goldnen Locken umſchattet,
Ueber die Schultern herab hing dir die Leier von Gold.
Sänger und Richter und Volk verſchwanden, ſo wie ich dich anſah,
Mir vor den Augen, nur du ſtandeſt, der Glänzende, da.
Nun begann dein Geſang; und vom doppelten Zauber ergriffen,
Gab ich mein Innerſtes ganz, mächtige Liebe, dir hin.
Wechſelnd hob ſich und ſank auf ſilbernen Wogen der Töne
Meine Seele, und tief ſchlich mir der Zauber ins Herz.
Aber die Leier verſtummte; ich horchte noch immer und wußte
Nicht mehr, was um mich geſchah, ganz im Gefühl nur vertieft.
Als ich auf einmal als Sieger dich ſah, im grünenden Lorber,
Und von der Stimme des Volks jauchzend: Lykaon! erklang.
Wie da zu Muthe mir ward! ich glaubte zu Boden zu ſinken,
Als du nun vollends nach mir wandteſt den ſtrahlenden Blick,
Durch die Menge dich drängteſt, und, nun mich erreichend, den Lorber
Riſſeſt vom Haupte und mir legteſt zu Füßen den Kranz! —
Ja, da glaubt' ich es wohl, daß Feuer mir deckte die Wangen!
Aber, Geliebter, auch du ſtandeſt erröthend vor mir!
Schöner erblickt' ich dich nie! Lykaon, die heilige Röthe
Schmückt nicht die weibliche nur, ſchmückt auch die männliche Stirn.

Lykaon.

Viel ſchon ſah ich der fremden, und viel der helleniſchen Frauen,
Aber es rührte mir noch keine den flüchtigen Sinn.
Frei durchirrt' ich, im Arme die Leier, mein ſchimmerndes Kleinod,
Ferne Länder, und oft ward mir die Palme des Ruhms.

Aber ich Einziger, sollt' ich dem mächtigen Eros entrinnen?
Dich erblicken, und nicht fühlen die süße Gewalt?
Frei durchirrt' ich und stolz die fernesten Länder und Meere,
Aber durch Länder und Meer trieb mich das Schicksal zu dir!
Ja, dich sah' ich, Geliebte, mit deiner Anmuth, mit deinem
Süßen Erröthen, und hin war die bewunderte Ruh!
Der ich besiegte zuvor mit tönenden Waffen die Herzen,
Gab mit verwundeter Brust ganz nun besieget mich hin.
Seelig jetzt preis' ich mein Loos und liebe die Fesseln, die holden,
Die nun mit jeglichem Tag fester und fester sich ziehn.
Scheinst du nicht lieblicher stets, so oft ich dich wieder erblicke?
Jegliches stille Geschäft schmückt dich mit höherem Reiz.
Wie du so hold dich bestrebst, den Eltern die schwindenden Tage
Zu versüßen! wie zart pflegt sie die liebende Hand!
Sie vergessen den Schnee des traurigen Alters, gezaubert
Von der Tochter, umblüht noch sie ihr voriger Lenz. —
Also empfindet auch alles den Zauber der Liebe, wer deinem
Magischen Kreise sich naht, fühlt die erwärmende Glut.
Wenn du den Garten durcheilst im zierlichen weißen Gewande,
Und mit geschäftiger Huld Pflanzen und Blumen besuchst,
Schöner dann blüh'n sie empor, die lieblichen Pflanzen und Blumen,
Wenn sie der sonnige Blick meiner Geliebten bestreift.
Deine Tauben gehorchen dem Locken der reizenden Stimme,
Deine Lämmer versteh'n freudig den zärtlichen Ruf. —
Und ich, sollt' ich allein, ein Undankbarer, dem holden
Zauber entsagen, der mich süß doch vor allen umschlingt?
Nein, und böte mir einer der Götter die Ruhe, die Freiheit
Wieder, mein sehnendes Herz wählte die Fesseln aufs neu'!

Cubda.

Glücklich, wer heilige Liebe dich kennt! doch glücklich vor allen,
Wer das zärtliche Herz einem Unsterblichen weiht!

Einem Geliebten der Muſen! Vermählet mit edler Bewund'rung
Naht ihr die Lieb' und miſcht ſüßer, die ſüße, den Trank.
Alle Zauber vereinen ſich für die Beglückte, die Alles
In dem Geliebten umfaßt, Hohes und Schönes zugleich!
Wenn ſchon ſein fernſter Laut allmächtig die Herzen dahinreißt,
Schwelgt an des Wohllauts Quell trunken der Liebenden Ohr.
Ihr iſt das Leben ein ewiger Lenz, mit duftenden Blüthen
Schmückt die geliebte Hand immer von neuem ihr Haupt.
Ihr iſt der Tod nicht Tod; die himmliſchen Töne, ſie folgen
Ueber der finſtern Gruft freundlich der Liebenden nach.
Solch ein ſeeliges Loos ward mir von den Göttern beſchieden,
Darum beneid' ich auch ſelbſt ſie, die Olympier, nicht!
Nahen darf ich mich ihm, den fern nur die Menge bewundert,
Selbſt in der Stunde, wenn ihn freundlich die Muſe beſucht.
Darf an der Bruſt des Geliebten der ſüßen Begeiſterung lauſchen
Und in des Herrlichen Lied werd' ich unſterblich mit ihm!
Aber jetzt hat ſchon der Mond die öſtlichen Berge verlaſſen!
Sieh, wie im Spiegel des See's zittert ſein leuchtendes Bild!
Laß uns nun kehren! Schon rauſchen im nächtlichen Winde die Blätter!
Daß mir die Mutter nicht zürnt, kehr' ich ſo ſpät erſt zurück.
Dank für den ſüßen Geſang! Du haſt, o Geliebter, das ſchöne
Bild der Vergangenheit hell wieder ins Herz mir gedrückt.
Doch, daß es heller noch werde, ſo wind' ich von dieſen verwachſ'nen
Lorbern den blühendſten Zweig dir um das flatternde Haar.
Alſo erſcheinſt du mir wieder wie damals, mit fliegendem Schritte
Dringend durchs bunte Gewühl froh dich umringenden Volks.
Eben ſo ſtandeſt du vor mir erröthend und reichteſt den Kranz mir,
Nimm von der Liebe Hand jetzt ihn, du Sieger, zurück.

Lykaon.

Holde, dein lieblicher Kranz umwehe mir Tages die Locken,
Nächtlich häng' ich daheim über dem Lager ihn auf!
Also erfreut' ich mich nie im Anblick der Griechen des Preises;
Süßer als Glanz und als Ruhm iſt mir der Liebe Geſchenk!
Auch verdank' ich nur ihr des Sieges Lorbern, ſie ſtimmte
Selbſt mir die Leier und goß himmliſche Glut mir ins Herz.
Du, Geliebte, du lebſt in jeglichem Liede des Sängers;
Meine Töne, ſie ſind alle nur Züge von dir! —
Aber wie ſoll ich dir jetzt erwiedern die liebliche Gabe?
Und den holden Geſang, ſprich, wie vergelt ich ihn dir?
Ach, mir blieb ja nichts Eigenes mehr! der Sänger mit allen
Seinen Geſängen, iſt ja ganz, o du Liebliche, dein!!

Wechſel der Liebe.

Iris.

Die ihr Arkadiens Ströme bewohnt, ihr holden Najaden!
Liebliche Nymphen auch ihr, die ihr in Wäldern euch bergt!
Naht, o nahet der Trauernden Euch! die Klagen der Liebe
Höret! und lindert vielleicht freundlich der Leidenden Schmerz!
Ach, es erleichtert die Klage das Herz! Ihr ſchimmernden Blumen,
Ahndet ihr nimmer die Qual tödtender Liebesgewalt?
Meine Thränen bethauten euch oft! — — Sie ſchimmern und ſchweigen!
Glückliche Blumen, ihr blüht ewig in friedlicher Ruh.
Graſet ihr Lämmer nur! Graſ't! ihr unbekümmerten Frohen!
Die Euch pflegte, ſie mag hülflos in Kummer vergeh'n!
Glücklich war ich vordem; es hielten die Wellen des Alpheus,
Im Entfliehen mir oft freundliche Spiegel wohl vor;
Ich erblickte das Bild der roſig blühenden Jugend,
Wenn ich mich ſelber im Glanz wallender Locken erblickt'.
Mädchen nannten mich ſchön, und Jünglinge rührten die Saiten,
Sangen zur Zither mein Lob, wenn ich die Wieſen betrat. —
Ach, es liebte mich da der ſchönſte der Schäfer am Alpheus,
Glykonz — Ihr Nymphen, auch ihr kennet den Holden gewiß! —
Wenn er die Augen erhob, ſo war es, als brächen die Wolken,
Dunkel verkläret und tief dürfte den Himmel man ſchau'n,

Grazien schmückten sein Haupt mit der Anmuth göttlicher Blumen,
Schmückten den Nacken, den Wuchs, ach, und den reizenden Gang!
Alles erkannt' ich, doch trieb mich unglückselige Sprödе
Stolz; ich achtete nicht Bitten des Holden und Fleh'n,
Nicht die köstlichen Gaben, und nicht die Trauer der schönsten
Augen; was Freude mir gab, schien ich verachtend zu flieh'n.
Aber es rächen die Götter den Wahnsinn frevelnden Stolzes,
Und die Erinnie folgt strafend des Glücklichen Spur.
Fern in fremdes Gefild beriefen Pflicht und Geschäft ihn,
Und ich erharret ihn lang heimlicher Sehnsucht Raub.
Ach, die Trennung schmolz die umeisende Kälte des Stolzes,
Und die verhaltene Glut löst'e zu Schmerzen sich auf.
Reue nun quälte mein Herz und Zweifel, ob er mir jemals
Kehren würde? zu schwer büßt' ich den frevelnden Stolz.
Endlich erschien er; wie klopfte mein Herz? fast hätt' ich, die sprödе
Strenge vergessen, ihm froh liebend entgegen zu flieh'n!
Weh! welch schrecklicher Tausch! es hatte die tödtende Kälte
Meines Auges den Sitz rächend in seinem gewählt!
Ihn nun such' ich, er flieht! In Tönen des zärtlichsten Sehnens
Redet mein Herz ihm, und fremd kömmt mir die Rede zurück.
Ehmals vermied ich, ihn einsam zu seh'n, jetzt gäb' ich mit Freuden
Halb mein Leben, vertraut einmal dem Holden zu sein!
Grausame Liebe, du rächst dich ergrimmt, du raubst mir das Leben,
Ach, und ich fühl' es! mir folgt selber zum Orkus die Qual!

Glykon.

Hab' ich denn endlich dein Wort, du Schönste der Mädchen am Alpheus!

Kannſt du dem Lauſcher verzeih'n, dem du verrathen ſein Glück?
Himmliſche Liebe, du rächſt dich mit Huld! du giebſt mir das Leben,
Und ich begrüße dereinſt ſelber die Schatten mit Luſt.
Dies verwölbte Gebüſch verbarg mich am Hange des Felſen,
Als du der fühlenden Bruſt ſchönes Geheimniß enthüllt.
Höre, Geliebte, nun auch der Wahrheit treues Bekennen,
Und verzeihe der Liſt, die mich die Liebe gelehrt!
Als ich verweilt' im argiviſchen Land, da ſah mich ein weiſer Greis, er nahm mir die Hand, ſprechend das freundliche Wort:
„Jüngling, dir bleichet die Wang', es ſchwindet der Schimmer der Augen
Und die erfreuliche Kraft ſchwindet der Jugend dahin;
Sicher verzehrt dich der Gram der lebentödtenden Liebe,
Die am verderblichſten ſtets foltert ein edles Gemüth."
Sprach's, da klagt' ich dem Guten mein Leid und deine Verachtung;
Aber, mit freundlichem Troſt redet er alſo mich an:
„Faſſe du Muth, mein Freund! und kehre getröſtet zur Heimath,
Doch in verſchwiegener Bruſt bergend des Herzens Gefühl.
Eis bedecke die Glut der himmliſch lodernden Liebe,
Und kein verräth'riſcher Blitz leuchte des Auges hervor.
Ehe zwei Monden vergehn, ſo wett' ich! wird ſich die Härte
Schmelzen, das glückliche Ziel wirſt du der Leiden erſeh'n.
Wunderbar iſt das Geſchlecht, oft flieh'n ſie, was ſie mit Inbrunſt
Suchet, und ſuchen dann ſelbſt, was ſie verachtend geflob'n!"
Alſo ſprach er. Ich folgte getreulich dem weiſen Befehle;
Und — Geliebte — zu gut weißt du das Uebrige ſchon!
Schmerzen nur gab mir bis heut die beglückende himmliſche Liebe,
Laß mich den Becher nun auch koſten des liebenden Glücks!

Die Hirten-Knaben.

„Daphnis, siehe,“ so sprach der goldengelockte Menalkas,
„Wie es so lieblich noch ist außen im freien Gefild!
Vor den Hürden wandelnd, noch laß uns kürzen ein Weilchen
Durch Gespräche die Zeit! Mild ist der Abend und lau —
Lüfte des Sommers bewegen die flüsternden Eschen, der Schlaf flieht,
Wenn man zu zeitig ihn sucht, findet die Müden nur gern.“ —
Daphnis, erwiederte drauf, mit Rosenwangen, der muntre:
„Wohlgesprochen! Auch mir dünket der Abend gar schön.
Siehe, wie wölbt sich so heiter und blau der unendliche Himmel,
Und zu Tausenden drauf blitzen die Sterne wie hold.“
„Weißt du,“ versetzte Menalkas, nachdenkend zum Himmel gewendet
Den sehnsüchtigen Blick, „was ich mir wünschte, mein Freund?
Was mir auf einmal brächte des Reichthums schimmernde Gaben?
Eine Wiese, so groß wie dies unendliche Blau!“ —
„Eine Wiese?“ so rief kopfschüttelnd der zweifelnde Daphnis,
„Nein, mein Lieber, da wohl wüßt' ich mir besseren Rath!
Siehe: so viel du der Stern' am blitzenden Himmelsgewölbe
Funkeln siehest, so viel wünscht' ich der Schaafe für mich!
Weiße Schäfchen! o denke!“ „Nein, warlich, da machst du mich lachen!“
Sagte Menalkas. „Wohin denkst du, mein schwärmender Freund?
So viel Schaafe? was willst du zum Futter denn geben den Vielen?“

„O!“ rief Daphnis, „dafür wird mir die Sorge nicht ſchwer,
Alle treib' ich ſie aus auf deine unendliche Wieſe!“ —
„Wie? was ſagſt du?“ ſo rief glühend erſchrocken Menalk;
„Meine Wieſe?“ „Ja, ja! das thu' ich!“ erwiederte Daphnis.
„Ha! das wage nur!“ rief Jener mit ſteigendem Zorn.
Daphnis entgegnete drauf nicht minder mit trotzendem Eifer,
Und ſo entbrannte der Streit höher und höher in Wuth;
Thätlich ward er; es maßen im Wunden vertheilenden Fauſtkampf
Sich die gebietenden Herr'n; ach und es lagen nun bald,
Kämpfend zum Graben gerollt, der Herr der unendlichen Wieſe,
Und der Gebieter der Heerd', ähnlich den Sternen an Zahl.
Aber Amyntas trat, der weiſe, hörend den Kampflärm,
Aus der Hütte; hervor zog er das kämpfende Paar,
Und ein Lächeln erhellte die denkenden Züge des Greiſes,
Als er den erſten Beginn hörte des flammenden Streits.
„Kinder!“ ſprach er, „nur allzuerhitzt, nur allzulebendig
Habt ihr das treffende Bild menſchlichen Lebens gezeigt.
Ach, ſo zaubert die Hoffnung uns oft unendliche Wieſen,
Reiche Heerden, an Zahl ähnlich den Sternen der Nacht,
Und wir verfechten das Schattengebild aufbrauſend mit Eifer,
Bis es, zerfließend in Luft, wachend die Kinder verſöhnt.
Straf' uns die hohe Vernunft und warne die lehrende Weisheit,
Ach, das verlangende Herz immer doch bleibt es ein Kind.“

Die Brüder.

„Nein, ich kann es dir nimmer vergeben, ich kann es, Leandros,
Nie dir vergessen! Du hast mich tief im Innern gekränkt!
Nicht mein Bruder du mehr, der so mir die Ehre verwundet!
Schande treffe den Mann, welcher ein Solches verzeiht!
So mich zu schmähen, im Angesicht aller Euböischen Männer,
Aller Lokrischen, selbst Zeugen und Theilern des Spiels!
Dieses schöne Geschoß — noch selbst vom göttlichen Ajax,
Oileus treflichem Sohn — meldet die Sage — vererbt;
Das mir rauben zu wollen! Es standen die Männer, und keiner
Wagte zu schlichten den Streit, der sich gewaltig erhob;
Keiner hätte vorher den Preiß mir bestritten im Pfeilwurf,
Du nur trateſt hervor, theilend die Ehre des Siegs.
Zweifelnd nun standen die Männer, und ungewiß, welchem der Ruhm sei?
Aber ein kriegrischer Gott weckt' uns im Herzen die Wuth;
Warst du der Sanfte wohl da, den sonst man dich rühmet? Wie funkelnd
Blitzten die Augen! Und rauh nannt' er, und ungerecht mich!
Kämpfend begegnet' ich ihm; — o Dank Euch, schützende Götter,
Hier in der siegenden Hand halt' ich den köstlichen Preis!
Mein ist das schöne Geschoß! — Zwar freilich — die Söhne des Meges
Hatten sich immer entzweit! Liebe beherrscht uns und Ruh;
Brüderlich theilten wir Lust und Gefahr, es prießen die Menschen
Unsere Liebe, mit Huld blickten die Götter auf uns. —
Wenn ich der Zeiten gedenke, wo aus des Boagrios Fluthen
Mich dein liebender Arm siegend den Wellen entriß!

Damals — — Doch! — Nein, es iſt aus! — — Leandros, und zürnſt du dem Bruder?
Wie doch das blanke Geſchoß nicht mehr ſo glänzend erſcheint!
Caſtor und Pollux, das Brüdergeſtirn — Einſt harrt' ich mit Wonne
Seines Erſcheinens; — warum bringt mir es heute die Nacht?
Wolken umhüllen es ſchwarz; — auch Brüder ja waren die Helden —
Aber — in liebender Treu hielten ſie ewig ſich feſt!
Ob ich ihn ſuch'? — Ich hätte doch wohl nicht alſo erbittert
Streiten ſollen! — nicht werth ſcheint mir des Kampfes der Preiß."

* * *

Alſo beſprach ſich mit ſich im innerſten Buſen Leonteus,
In die verfinſterte Nacht lenkend den willigen Schritt,
Suchend den Bruder; doch als er nun kam zur ſchweigenden Wohnung,
Leer war das öde Gemach, nirgend des Fehlenden Spur.
Bang nun durcheilt' er von neuem die nächtliche Flur und das Hainthal,
Fühlend mit jeglichem Schritt ſtärker die Liebe geregt.
Doch an der Felswand hin, da fand er den Bruder, ermüdet,
Niedergeſunken; ein Stein ſtützte des Schlummernden Haupt,
Schwer noch hob ſich die Bruſt, vom Kampfe des vorigen Tages
Schien ſie belaſtet; entwölkt hellten die Sterne das Land,
Zeigten die blaſſe Stirn, von irrenden Locken beſchattet,
Die noch zerſtöret und los floſſen zum Boden herab.
Aber Leonteus ſtand ſchwer kämpfend mit Stolz und mit Liebe,
Schnell dann vom Nacken herab riß er das blanke Geſchoß,

Legt' es zu Füßen des Bruders, er selber dann kniete zur Seit' ihm,
Und so sprach er im Ton schmerzlich bewegten Gemüths:
O mein Bruder! ich fühl's, uns hält ein ewiges Band fest!
Nein, ich liebe dich mehr, mehr als den schmeichelnden Ruhm!
Nimm den verderblichen Preiß, den Wettpreiß schmählichen Kampfes!
Nimm ihn und blicke nur mild wieder den Trauernden an!
Eine zärtliche Mutter, ein liebender Vater umfing uns;
Freundliche Götter, auf's neu' segnet den heiligen Bund;
Sprach's und beugte bewegt sich über den Schlummernden, leise
Nahend den Lippen, die heiß zuckten im ahnenden Traum.
O mein Bruder! so rief der Freudigerwachende; heißer
Sanken und zärtlicher noch sich die Versöhnten ans Herz.
Hell war die freundliche Nacht, und heiter mit schönerem Strahle
Ueber den thauigten Hain glänzte das Brüdergestirn.

Das Gut.

Alden und Ino.

Ino.

Was es war, was ich in Kindheitstagen
Gern mir träumte? — So ein niedlich Gütchen,
So ein Schloß nur, wollt' ich sagen, prächtig,
Weiter nicht, doch — was nun schön man nennt!
Liegend in der anmuthvollsten Gegend,
An des Stroms romantischem Gestade,
Von den Blüthenthälern rings umzogen,
Daß der Blick vom hohen Fenster nieder
Sich verlöhr' in labyrinth'scher Fülle,
In dem Garten grüne Dämmerlauben,
Wo am murmelnden Geräusch der Quelle
Süß der Schlummer winkt auf weichem Rasen;
Dann, mich jeder Sorge zu entheben,
Noch ein art'ger kleiner Schatz von Golde
Nebenbei — — doch wie, mein Freund, so düster
Irrt dein sprechend-tiefes Aug' am Boden,
O, was ist's, mein Liebling, mein Verlobter?
Zürnst du? hat dein Mädchen dich beleidigt?

Rebon.

Ja, das war's, was lang' mein Herz beklommen!
Leis' es ahnend floh ich den Gedanken,
Daher muß durchdacht, durchlitten seyn!
Wohl, dein Werth darf höherm Wunsch dich weihn;
Nimmer wird das kleine Glück dir g'nügen,
Das sich eint mit dieser treuen Hand;
Die gerechten, leisen Seufzer fliegen
Ewig in ein schön'res Wunderland. —

Ino.

Wie? Verräther! lieblicher Rebell!
Stellst du so dich gegen Lieb' und Glauben?
Süßer Flüchtling, komm zurück, du sprengst
Nicht so leicht die Fesseln, die dich binden;
Kehrst du so in Ernst des Scherzes Tröstung?
O du weißt: für mich die einzig schöne
Aussicht, schöner als in Blüthenthäler,
Als in gold'ne Paradiesgefilde,
Schöner ist — in dieses Auges Himmel!
Süße Ruh, sie ist an deinem Herzen;
Und der Landschaft weite Grundgebiete,
Die mein Traum zu schildern kühn gewußt,
Jenes Lenzgefild, das reiche, holde,
Und mein Schatz von mehr als ird'schem Golde —
O, er wohnt in dieser reichen Brust!

Die Najade.

Die Nymphe.

O mein Geliebter, ſo fremd, ſo lautlos eilſt du vorüber?
Kennſt du die Freundin nicht, deine Vertraute nicht mehr?
Kennſt du die Stätte nicht mehr, du holder Erwählter der Liebe,
Wo uns die Stunden ſo ſchnell flogen im heiligſten Bund,
Wenn du ermattet von Artemis Dienſt, von den Gluten des Tages,
Küßner Liebling, herabſtiegſt von der felſigen Höh'?
Sieh', da empfing ich dich ſanft hier in den kühlenden Schatten,
Und du brachteſt der Treue zärtliches Opfer mir dar.
Liebliches Wechſelgeſpräch, ſüß täuſchend die eilenden Stunden,
Gab es nicht inniger ſtets Eines dem Andern uns hin?
Deine lieblichen Züge, die Schimmer der zaubriſchen Augen,
Sagt, wann ſpiegelte treu nicht ſie die Welle zurück?
Kennſt du die Stätte nicht mehr? die heiligen Eichen? ſie wölben
Eben ſo ſchützend ſich noch über dem Silber der Fluth.
Zärtlich noch liſpelt die Welle dir zu, und wo ſie hervorſtrömt
Ueber der Grotte, ſo friſch duften die Ranken noch jetzt.
Alles redet dir noch von der Freundin ſchöneren Tagen,
Holder Geſpiele, nur du, haſt du die Liebe verlernt?

Der Jüngling.

Schweige, bezaubernde Stimme! Sirenengelispel der Liebe!
Falſche Stimme! So falſch du, wie dein ganzes Geſchlecht!

Grauſame! Warum verheißt ihr uns Treu? Was täuſcht ihr mit ſüßer
Ahnung des Himmels ein Herz, das ihr dem Schmerze nur weiht?
Oder glaubt' ich die Lieb' in deinem ätheriſchen Buſen,
Ach, und mit offnem Vertraun gab ich zum Opfer mich hin.
Selbſt in der Göttinnen Bruſt herrſcht weiblich der trügriſche Leichtſinn;
Heilige Treue, ſie kennt einzig ein männliches Herz.
Ja, wohl glaubt' ich an Glück; ich traute dem himmliſchen Spiegel,
Traute dem ſüßen Geſchwätz deines bezaubernden Tons.
Thörichter, konnteſt du glauben, daß fern auch feſt dir die Huld ſei?
Daß, wer dem Auge verſchwand, bleib' in der Frauen Gemüth?
Monden verflogen; mich hielt in grenzlos weiter Entfernung
Heiliger Ruhm, mich hielt herrſchend die männliche Pflicht.
Endlich der Heimkehr Glück verlieh'n mir die Götter; da eilt' ich,
Nicht den lockenden Reiz achtend des ſchöneren Lands,
Achtend nicht Wetter und Stürme, zu ihrer gefeierten Heimath —
Sieg frohlockt nicht die Lieb' in der entſagenden Müh'?
Treuer nur flog ich zurück, tief ſchmachtend nach ihrem geliebten
Anblick, nach dem Vertraun innigen Herzen-Vereins.
Weh mir! da fand ich die Quelle, die liebe, mit eiſiger Rinde
Dreimal umpanzert; verſtummt war ſie das liebenden Flehn.
Glühend vom Aug' mir ſtürzten die ſchmerzlichen Thränen; ſie floſſen
Glühend auf's fühlloſe Eis nieder, es thaute nicht auf!
Ach, da wucherte zehnfach mir die vergangene Wonne
Mit verzweifeltem Gram, der mir das Leben zerſtört.
Rufe nun nicht mich zurück zu deinem verderblichen Traumglück! —
Traue den Weibern, wer leicht liebt und noch leichter vergißt.

Die Nymphe.

Ach, mein Geliebter, nicht zürne dem armen verrathnen Geſchlechte,
Das oft mit tödtlichem Schmerz opfert ſein ſchönſtes Gefühl!
Sahſt du den Winter denn nicht, der auf der ſchneichten Flur lag,
Starrende Felſen, den Hain ſchauernd im blinkenden Reif?
Schweigend ſtanden und ernſt die Bäume, die nahen; die Luft zog
Ueber das weiße Gefild ſchweigend und ruhig und kalt.
Ach, mich hatte verdammt mein ſtrenges Verhältniß zum Schweigen;
Götter des Hains und der Flur, kennt ihr die Liebe denn nicht?
Deinem Jammer vernahm ich, doch hielt mich der eiſige Zwang feſt.
Ach, mein Geliebter, wie ſchwer ward er der zärtlichen Reuſt!
Zürne der Liebenden nicht, und glaube: Je ſchüchterner ſtille
Weibliche Liebe ſich birgt, dauert je feſter ſie fort.

Gärtner-Idylle.

Der Jüngling.

Einem blüh'nden Frühlingsgarten,
Holdes Mädchen, gleicht dein Antlitz!
Rosen blüh'n auf deinen Wangen,
Auf der Stirn der Schnee der Lilien,
Veilchen in den dunkeln Augen,
Auf den Lippen Purpurnelken;
Dürft', o dürft' ich in dem Garten
Doch die süßen Blüthen warten
Und ihr treuer Pfleger seyn!

Das Mädchen.

Einem blüh'nden Frühlingshaine
Gleicht dein Herz, du schöner Jüngling!
Rosen glüh'n da bei Narzissen,
Bei Violen dunkle Nelken,
Duft'ge Hyazinthenglocken
Bei der Tulpen Farbenspiegel
Und wo späte Malven schatten,
Hebt sich schon der junge Krokus;
Also drängt sich Blüth' an Blüthe;
Doch für mich, du Schöner, sicher
Glaub', ich will in deinem Garten
Nicht der Blumen Zehnte sein.

Der Jüngling.

Wie ſo grauſam, ſchöne Stolze,
Spotteſt du des armen Kranken!
Ach, du weißt zu wohl, daß keine
Gränt, wo dir das Feld geweiht iſt.
Ach, ich fühl's, der Schönheit Blüthe
Ward verſeh'n mit ſpitz'gen Waffen;
Aber mag die Streng' auch quälen,
Mag der ſcharfe Dorn auch ſchmerzen,
Dennoch blühſt im treuen Herzen,
Süße Roſe, du allein!

Das Mädchen.

Iſt es wahr? und darf ich trauen
Dieſes Auges treuen Blicken?
Dieſes Schweigens wärmſten Bitten?
Guter, nun ſo mag dann endlich
Sich das Eis des Buſens löſen.
Und des Frühlings milde Wärme
Zieh' in's kalte Herz herein.
Sprödе weicht der ſanften Güte,
So entfalte dann die Blüthe
Deiner Liebe Sonnenſchein.

Jagd und Blumenlese.

Edwy.

Schönes Mädchen hier im Thale,
Wie so einsam und allein?
Willst du nicht im Abendstrahle
Mit den Schwestern dich erfreun?

Malwina.

Schöner Jäger, Sohn der Hügel,
Wie so eilig durch's Gefild!
Hier am Strand im Fluthenspiegel
Sah ich dein verklärtes Bild.

Edwy.

Dir geziemt des Jägers Sitten,
Ist der leichten Schritte Zier; —
Aber du, in Thales Mitten,
Schönste, wie so einsam hier?

Malwina.

Ach, ich wollte Blumen pflücken,
Doch es ſchien vor meiner Hand
Sie ein Zauber zu entrücken,
Daß ich auch nicht eine fand.

Edwy.

Was ich wollt' im Hain erjagen,
Auch ich fand es heut' nicht mehr!

Malwina.

Edler Jüngling, darf ich fragen,
Du ſcheinſt fremd hier, doch woher?

Edwy.

Holde Jungfrau, wohl vom Kriege
Kehr' ich, fern aus fremdem Land;
Sehnte mich, nach blut'gem Siege,
Zum geliebten Heimathsſtrand.

Wollte ſeh'n, ob Reh' und Hinde
Scheuten noch des Jägers Nah'n?
Ob die Doggen, ſchnell wie Winde,
Treu noch folgten meiner Bahn?

Malwina.

Uny wie haſt du ſie gefunden?
Kennt der Wald noch ſeinen Herrn?
Doch, ergötzt an Blut und Wunden
Wohl ein edles Herz ſich gern?

Edwy.

Friſch und frei wie Luft der Hügel,
Liebt' ich Müh' nur und Gefahr;
Lieh oft kühn des Windes Flügel,
Klimmte nach dem kühnen Aar.

Doch ein milder Feind dem Wilde
War ich, freut' an Qual mich nie; —
Und nun trifft für ſolche Milde
Selbſt mich Qual, ich weiß nicht wie!

Hirſch und Reh, ſie möchten weiden
Friedlich um und neben mir,
Fänd' ich für den Pfeil der Leiden
Einzig Hülf' und Rettung hier!

Schönes Mädchen, vor zwei Tagen
Sah ich dich im Morgenlicht;
Ruhe wollt' ich nun erjagen,
Aber ach, ich fand ſie nicht!

Wo ich ſuchte in Waldgehegen,
Und im ſonnigen Gefild,
Selbſt aus jedem Buſch entgegen
Trat mir dein umſtrahltes Bild! —

Malwine.

Seltſam! ſo auch mir! — geſehen
Hatt' ich dich im Morgenſchein;
Nichts nun wollte glücklich gehen;
Traurig war ich und allein.

Sah jetzt trüb' ins Spiel der Wogen,
Da erblickt' ich auf einmal
Dich, den Buſche noch umzogen,
Auf der Flutt im Abendſtrahl.

Und wie ſeltſam! nun der Schimmer
Deiner Blick' auf mir verweilt,
Iſt es mir, als wär' auf immer
Jener dunkle Schmerz geheilt!

All die holden Roſen prangen,
Die im Thal ich nirgend fand,
Glühend dir auf Mund und Wangen,
All mir reizend zugewandt! —

Edwy.

Ja fürwahr! ſo löſt die Frage
Sich im dunkeln Innern auf!
Was ich nicht im Wald erjage,
Winket hier dem müden Lauf.

Ja, mir wird zum Paradieſe
Rings die Gegend, lächelſt du,
O gewiß! Ich führ's, du Süße,
Dir am Herzen fänd' ich Ruh!

Auserlesene

Dichtungen

von

Louise Brachmann.

Herausgegeben

und mit einer Biographie und Charakteristik der Dichterin begleitet,

von

Professor Schütz

zu Halle.

Zweiter Band.

Leipzig,
in der Weygand'schen Buchhandlung.

1824.

BIBL.
VAN VEERS
LIPS.

Vorerinnerungen des Herausgebers.

Indem ich dem Publikum dieſen zweiten Band meiner Sammlung der Dichtungen unſrer unglücklichen vaterländiſchen Sängerin Louiſe Brachmann, übergebe; macht es ihr Andenken mir zu einer ſchmerzlich ſüßen Pflicht, hier zugleich meinen innigſten Dank für die zahlreichen Beweiſe der wohlwollendſten und rührendſten Theilnahme darzubringen, die mir hinſichtlich des erſten Bandes, und meiner ihm vorgeſetzten Darſtellung ihrer Lebensgeſchichte, von ſo vielen der trefflichſten Männer und Frauen unſres Vaterlandes, in Briefen und öffentlichen Blättern zugekommen ſind. Selbſt aus Paris, Copenhagen und St. Petersburg, habe ich mehrere mir überaus werthe Zuſchriften in dieſer Beziehung empfangen, die mich als den Freund und Biographen der ſo unausſprechlich beklagenswerth Hingeſchiedenen, in gleicher Maaße, mit der Ueberzeugung erfreut haben, daß auch fern von

der deutschen Heimath, ihre sanfte Muse wie ihr grausames Schicksal den liebevollsten Antheil unter den Besten ihrer Nation und ihrer Zeit, gefunden. Könnte daher, außer der Innigkeit meiner eignen Trauer um sie, mich noch ein anderer, äußrer, Bewegungsgrund, zur höchsten Sorgfalt bei dieser Herausgabe ihres dichterischen Nachlasses verpflichten, so würde es dieser mir unschätzbare Beifall sein, den ich in Betreff meiner Wahl und Anordnung der vorliegenden Sammlung, wie dessen, was ich in der Einleitung derselben über das Leben meiner verewigten Freundin habe mittheilen können, bereits zu erlangen das Glück gehabt habe. Die herzlichste Freude aber hat es mir gewährt, dadurch in das freundschaftlichste Verhältniß mit ihrem würdigen, in Dresden lebenden Bruder, gekommen zu sein; und ihm, der mich schon bei der Abfassung seiner Einleitung so gefällig als reichlich mit seinen Beiträgen unterstützte, habe ich seitdem noch folgende Berichtigungen und Ergänzungen derselben zu verdanken gehabt, deren Mittheilung meinen Lesern und Leserinnen gewiß nicht minder willkommen und dankenswerth sein wird, als sie es mir selbst gewesen ist:

1) Zu Seite VIII. Louisens Vater folgte der Oesterreichischen Armee im siebenjährigen Kriege nicht als eigentlicher Soldat, sondern in den Geschäften eines heutigen Etapencommissairs (damals Kriegs- und Marschcommissarius genannt) in denen er sich bei dem jedesmaligen Hauptquartier des Armeecorps, in dem er diente, befand. Wegen seiner Kenntniß der französischen Sprache wurden ihm bei mehreren Gelegenheiten, z. B. nach der Schlacht bei Torgau wie beim Hubertsburger Friedensschlusse, auch Befor-

gungen diplomatischer Art übertragen. Der Oesterreichische Feldmarschall von Zedtwitz bot ihm eine Anstellung als Adjutant und Hauptmann bei seinem Generalstabe an, die er aber ausschlug.

2) Zu Seite XIII. Louisens Bruder kehrte nicht im Jahre 1789. sondern erst zu Ostern 1793. mit ihrem beiderseitigen Freunde von Hardenberg (Novalis) von der Hochschule zu Leipzig, (die jener zu Michaelis 1789. dieser 1790. nachdem er das Jahr vorher in Jena studirt hatte, bezog) nach Weißenfels zurück, wo beide Freunde noch den Sommer über zusammen blieben. Novalis studirte dann noch ein Jahr die Rechte in Wittenberg, und kam hierauf in das Kreisamt Tennstädt, wo er sich ein paar Jahre hindurch unter der Leitung des trefflichen Kreisamtmanns Fust in der gerichtlichen Praxis übte. Dann ging er nach Freiberg, wo er, als einer der eifrigsten Schüler des verewigten Werner, sich dem Studium der Bergwissenschaften widmete, und kehrte von da, im Jahre 1800 in sein väterliches Haus nach Weißenfels zurück, wo er leider bald an einem unheilbaren Brustübel, an dem auch alle seine holden Geschwister starben, und das bei ihm noch mit öftern Blutstürzen verbunden war, erkrankte. Zwar unternahm er nach einiger Besserung seiner Gesundheit, noch eine Reise nach Dresden, wo er zum Finanzrath bei dem geheimen Finanzcollegio ernannt wurde, aber hier erneuerten sich in Kurzem seine unbeschreiblichen Leiden, und nach einem halbjährigen Aufenthalte daselbst, kehrte er, ehe er jene Stelle noch hatte antreten können, schon tödtlich krank, wieder nach Weißenfels zurück, wo er bald darauf, am 25ten März 1801.

in der hoffnungsreichsten Blüthe seines herrlichen Lebens und Strebens starb. Der Bruder unsrer Dichterin stand vom Jahr 1789 an, mit ihm in den vertrautesten Verhältnissen, und bewahrt als ein ihm heiliges Eigenthum noch eine reiche Anzahl der interessantesten, von ihm während der Zeit ihrer Trennung empfangenen Briefe, von denen höchlichst zu wünschen ist, daß unser edler Dichter Tiek sie bei einer neuen Ausgabe seiner Sammlung von Novalis Schriften möge benutzen können.

3) Zu Seite XXIII. Louisens Mutter starb den 6ten May 1802. Ihr Vater ward im folgenden Jahre als Emeritus in lange und wohlverdienten Ruhestand versetzt. Aber schon am 3ten May 1804 starb auch er.

4) Zu Seite LXXXVII: Das kleine Gedicht „mein Trostspruch" sendete Louise ein halbes Jahr vor ihrem Tode, ihrem Bruder zu seinem eignen Troste, dessen er eben damals so sehr bedurfte, zu. Auch er ist überzeugt, daß sie in der letzten Zeit ihres Lebens viele ihrer Briefe und Papiere vernichtet haben muß, da er mehrere, um die er wußte, nicht in ihrem Nachlaß gefunden hat. Dagegen hat er darin noch folgendes Bruchstück einer angefangenen Erzählung, von ihrer Handschrift, entdeckt, das, wie unbedeutend es auch an Umfang ist, doch einen wesentlichen und sehr denkwürdigen Beitrag zu ihrer Biographie bildet, da sie ohne Zweifel sich selbst darin zu schildern beschlossen hatte:

„Furchtbar gefährlich ist die kleinste Abweichung von dem Wege der einmal angenommenen ehrwürdigen Gesetzlichkeit für unser Geschlecht, welches bestimmt ist, ohne kühnen

Umherblick in seinen schirmenden Schranken zu wandeln. Vernimm denn, meine Freundin, die Geschichte meiner Schuld und meines namenlosen Unglücks. Du wirst dann die Ursache finden, warum du in diesen Tagen meine Augen von wundbrennenden Thränen matt siehst, warum ich gleich einem gequälten Schatten umherirre. Ach dem Leben gehör' ich nicht mehr an und muß dennoch von Schuld belastet vor dem Tode zurückbeben. Vielleicht daß diese Herzensergießung gegen dich, die ich spät erst kennen lernte und die mir dennoch von Ewigkeit her verwandt scheint, den Wahnsinn scheuchen wird, der seine schrecklichen Flügel oft düster um mich schwingt. Die einzige Entschuldigung für mich mag in dem grausam schnellen Wechsel von Glück und Unglück liegen, dem ich von meiner Kindheit an unterworfen war. Früher das glücklichste Kind wuchs ich bis in das Alter der Jungfrau auf, ohne die Widerwärtigkeiten des Lebens gekannt zu haben; geliebt von meinen Eltern, von freundlichen Geschwistern, von mancher holden Jugendgespielin, von denen vorzüglich Eine, die an Zärtlichkeit und an Treue für mich glich. So aufgezogen im Sonnenschimmer der wärmsten Liebe stand ich an der Grenze, wo das Kind in den höhern Frühlingsflor der Jugend tritt. — Da griff mit einemmal die eisige Hand des Unglücks in meine Freudenblumen; der Tod entriß mir in kurzem Zeitraum Alles, was mir theuer gewesen war, Eltern, Geschwister und Freunde, alle kostbaren Güter des Lebens und ich stand allein in der weiten Welt. Mein Schmerz war so grenzenlos als mein tiefes Gefühl erwarten ließ und meine schwärmerische Fantasie, mein Eigenthum von früher Kindheit her vergrößerte mir noch die Hoffnungslosig-

keit meiner Lage. Indeß erhob ſie mich auch ſpäterhin und ließ mich in einer überirdiſchen Welt die Freuden finden, die mir die harte Wirklichkeit verſagte."

„Allein auch bald geſtaltete das Leben ſich milder gegen mich. Ich weiß nicht, ob eben dieſer Hang zur Schwärmerei, ob meine kindlich unſchuldige Unbekanntſchaft mit den Verhältniſſen der wirklichen Welt, auch wohl der Ausdruck duldender Schwermuth, den wohl mein Schickſal mir aufdrang, mir etwas intereſſantes in den Augen der Männer gab; ich, in dem Hauſe einer entfernten Verwandtin lebend, ward immer von Männern geſucht, die mir Antheil, die mir oft die zärtlichſte Neigung bewieſen. Einige von ihnen ehrten mich durch den Antrag ihrer Hand; — aber — und hier war der erſte Abweg vom rechten Pfade — ich hörte weniger auf die Stimme meines Gefühls, das ſich wohl zu einem oder dem andern biedern, liebenden Jünglinge hingeneigt, als auf meine Fantaſie, die in Idealen von Vollkommenheit —"

Hier bricht das Manuſcript ab, deſſen Inhalt ſich offenbar auf das Schickſal der unglücklichen Verfaſſerin ſelbſt bezieht, und mir dasjenige, was ich über die muthmaßlichen Motive ihres freiwilligen Ausganges aus dieſer Welt, in meinem Umriß ihrer Lebensgeſchichte S. LXXX. bloß habe andeuten können, leider nur zu ſehr zu beſtätigen ſcheint.

Auch von ihren Liedern auf Griechenlands Freiheitskampf, deren, wie ich in meiner Einleitung S. CII. erwähnt habe, Müllner in ſeinem Aufſatz über ihren Tod gedenkt, ich aber damals keines unter ihren Manuſcripten auffinden

konnte, haben ſich doch noch folgende zwei (bereits im Morgenblatt 1822 erſchienene) gefunden, deren Mittheilung der indeſſen auch leider erfolgte Tod des genialen Lord Byron in Miſſolunghi, jetzt dem Leſer noch um ſo intereſſanter machen wird.

Griechenland.

1.

Wie? ſollten ſie zurück ins Elend ſinken
Die kühnen Helden, deren edles Blut
Längſt überſättigt Hellas Fluren trinken?
Wär dieß der Lohn für ſolchen Heldenmuth?

Grundloſer Vorwurf! daß ſie träg entadelt
Gelebt unwürdig ihrer Abkunft Licht; —
Wer herzlos ſo die Mitleidswerthen tadelt,
Der kennt der Knechtſchaft tödtend Wirken nicht.

O ſchrecklich! wenn ſie jetzt empor gerungen,
Zurück nun ſtürzten in des Elends Nacht,
Weil, nicht in unſer Felſenherz gedrungen
Ihr Todesruf aus mörd'riſch blut'ger Schlacht.

Kann größern Heldenmuth die Mitwelt fodern
Als mancher Held, als manche Schlacht dort bot?
Still ging, indeß Jordaki's Flammen lodern,
Sein edler Kampfgenoß zum Henkerstod! —

Wohl mußt' im martervollen Tod erblaſſen
Manch edler Menſch, floh' mancher Geiſt zu Gott,
Weh! weil wir ſie in tiefſter Noth verlaſſen!
Das Chriſtenkreuz ward roher Feinde Spott! —

Sind wir denn werth die Großen zu erheben,
Die herrlichen Hellenen, ruhmgeweiht?
Sie, deren hohes thatenreiches Leben
Zum Leitstern ward für späte Folgezeit.

O steigt vom Himmel nieder, edle Schatten!
Kodrus, Epaminond', Pelopidas!
Wer nennt die Großen all? — Im Kampf ermatten
Seht Euer Volk! im Kampf mit Wuth und Haß!

Wie todverachtend, schön dahin gesunken
Leonidas; — und wie mit heiterm Blick,
O Socrates, den Giftkelch du getrunken —
Nehmt Euer Bild vor unserm Aug' zurück!

Ja Heuchelei ist's, wenn bei todten Zeilen
Wir stehn, von der Hellenen Werth entzückt,
Wenn jetzt ihr Volk wir nicht zu retten eilen;
Auf ewig sei ihr Lichtglanz uns entrückt!

2.

Was flammt dort fern so blutigroth im Himmel?
Wärs Morgenroth? — Nein! blut'ger ist der Schein
Und heft'ger wogt die Glut im Volksgetümmel; —
O möcht' es Morgenroth der Menschheit sein! —

Die Flamme schlägt empor mit wildem Prasseln,
Zu übertönen der Gequälten Laut;
Dazwischen tönt der Ketten dumpfes Rasseln;
Ein Altar ist, ein schrecklicher gebaut; —

Sein Nam' ist: Scheiterhaufen. — Und wer blutet,
Wer endet auf dem grausenden Altar
Voll Glut? Von Qualen ohne Maaß umflutet?
Er der ein Leitstern seinen Brüdern war.

Wer geht von blut'ger Henkershand zu sterben?
Voll Wunden schon die herrliche Gestalt,
Aus heißer Schlacht? Kühntrotzend dem Verderben
Im Feldherrnschmuck, von hehrem Glanz umwallt.

Ha, Christen sind's! in edelm Kampf erlegen;
Von Mordsucht hingewürgt auf Hellas Flur.
Die rohen Henker, die die Qualen regen,
Empören nicht sie Volksrecht und Natur?

Das Blut, die Flammen, die zum Himmel lodern,
Unedler Säumniß klagen sie uns an!
Wird Rechenschaft die Gottheit von uns fodern,
Daß wir geflohn der Brüder Todesbahn?

Nicht minder willkommen, als diese beiden herzigen Griechenlieder, die sich den schönsten unsres gemüthvollen Sängers Müller, und dem wahrhaft erhabenen Gedichte unsrer herrlichen Amalie von Helwig (im Morgenblatt 1822.) gewiß nicht unwürdig an die Seite stellen, wird es Zweifels ohne den Besitzern dieser Sammlung sein, hier auch den von mir in meiner Einleitung zum ersten Bande, angeführten Aufsatz der edeln Caroline Pichler, mitgetheilt zu erhalten, da der bei Wildtmann in Prag erschienene „Gesellschafter" worin er sich befindet, in unserm nördlichen Deutschland, wie ich erfahren habe, fast gar nicht bekannt geworden ist:

Louise Brachmann.

An Frau Josephine von Perin, geborne Freyin von Vogelsang.

Als neulich in unserm Kreise der Artikel Sappho im Oktoberhefte des Morgenblattes vorgelesen wurde, erregten die näheren Umstände von dem Tode sowohl, als der Persönlichkeit der unglücklichen Dichterin Louise Brachmann bei einer Gesellschaft allgemeine Theilnahme, wovon Manche die Hingegangene persönlich gekannt, und mit ihr Umgang gepflogen, die Uebrigen aber sie um ihrer Geisteswerke willen geachtet hatten. Ein lebhaftes Gespräch erhob sich mit allen Dafür und Dawider, die sich bei solchen Gelegenheiten ergeben, ein Theil des Abends ging über dieser Beschäftigung hin, und beim Weggehen foderten Sie mich auf, was ich eigentlich von dieser Begebenheit und ihren nächsten Veranlassungen dächte, Ihnen in einer klaren Zusammenstellung mitzutheilen, da Sie wußten, daß ich die arme Louise oft gesprochen, und späterhin Briefe mit ihr gewechselt hatte.

Ich stand eine Weile an, denn da mein Umgang mit der Verewigten sehr kurz gewesen, so konnte das, was ich über sie zu sagen im Stande war, nur etwas Oberflächliches und Subjektives sein. Aber Louise hatte sich während ihres Hierseins mir mit Liebe und Vertrauen genähert, ein ähnliches Gefühl zog mich zu ihr, die Nachricht von der Art ihres Todes ergriff mich tief, und jetzt, wo in so manchen

der erscheinenden Almanache sich Spuren von ihr finden, ihre Stimme in Gesängen und Erzählungen wie aus dem Grabe herauf an unser Ohr, an unser Herz schlägt, wird die Erinnerung an die Unglückliche lebhaft erweckt, und die Oeffentlichkeit, welche die unselige Catastrophe ihrem Schicksal gegeben hat, hebt mich über die bescheidne Zurückhaltung hinaus, welche sonst, meinem Gefühle nach, über den Charakter und die Persönlichkeit der Schriftsteller in der literarischen Welt beobachtet werden sollte, wohin nur die Geistesprodukte derselben gehören. Ich glaube durch das Vertrauen, welches Louise mir in mancher Rücksicht bewies, und das ich als ehrend noch jetzt mit Dank erkenne, in diesem Augenblick, wo ihr Tod sie zum Gegenstande des allgemeinen Gespräches macht, berechtigt zu sein, vor der Welt auszusprechen, was ich von ihr und ihrem Schicksal für eine Meinung habe, und folge daher gern Ihrer Aufforderung, verehrte Frau, um Ihnen zu sagen, was mir schien, und wie Louisens Persönlichkeit sich in meinem Geiste abspiegelte. Durchaus soll dieser kleine Aufsatz keine Ansprüche auf gründliche Beurtheilung machen, welche mir bei meiner Entfernung von dem Schauplatze der traurigen Begebenheit und meiner wenigen Bekanntschaft mit der Unglücklichen unmöglich wäre; er soll bloß ein wehmüthiges Andenken an die Hingegangene, und ein Zeichen der achtungsvollen Bereitwilligkeit sein, womit ich mich beeile, Ihren Wunsch, verehrte Frau, zu erfüllen.

Schon vor vielen Jahren, schon aus einem Almanache, welchen mein geschätzter Freund, Herr geheimer Regierungsrath Streckfuß in Berlin, der allgemein geachtete Uebersetzer des

Arlost und Tasso im Jahre 1806 bei seinem damaligen Aufenthalte in Wien in Gesellschaft des Herrn Treitschke herausgab, lernte ich Louise Brachmann als eine zarte Dichterin kennen. Späterhin erschienen immer mehrere und bedeutendere Leistungen von ihr. Aus allen sprach ein Ton stiller Wehmuth, und jene Geistesstimmung, welche in der wirklichen Welt und dem alltäglichen Leben nicht allein keine Befriedigung, sondern steten Stoff zum Klagen findet. Es war derselbe Ton, der aus den meisten weiblichen Dichtungen, selbst die größten und genialischesten nicht ausgenommen, hallt, und der in einer höchst reizbaren Subjectivität, in der Beschäftigung mit Idealen, denen nie eine Wirklichkeit entsprechen kann, und in einem Ekel an der alltäglichen Prosa des Lebens seinen Grund hat.

Es war im Junius 1821, und ich saß mit weiblicher Arbeit und Lesen beschäftigt in meinem Garten, als man mir zwei fremde Damen meldete. An der Hand einer hiesigen geachteten Frau trat Louise Brachmann herein, und ihr Name, den mir die andere Dame nannte, machte uns schnell zu Bekannten. Louisens Aeußeres war nicht günstig, eine sehr kleine Gestalt, und ein nicht wohl gewählter Anzug konnte für den ersten Augenblick nichts Empfehlendes bieten, auch waren weder ihre Züge, noch ihre Art sich auszudrücken, bedeutend und lebhaft genug, um jenen Mangel zu ersetzen. Aber so wie sie nach und nach mehr redete, und aus ihren Worten, wie aus den wirklich hübschen blauen Augen der Ausdruck von höherer Bildung, feiner Empfindung und herzlicher Güte sprach, fühlte man sich zu ihr hingezogen. Wir waren einander bald näher gerückt,

und der Vorsatz, uns oft zu sehen, entstand in uns beiden. Louise hat ihn treulich gehalten, und ich danke es ihr.

Da sie wenig Bekannte hier hatte, und selbst ein Theil der Familie, welche sie gastfreundlich in ihrer Wohnung in der Stadt aufgenommen hatte, den Sommer auf dem Lande zubrachte, wohin die Fremde ihnen nicht wohl folgen konnte, wenn sie irgend etwas von der Hauptstadt sehen und genießen wollte, so machte ich es mir zur angenehmen Pflicht, Louisen zu einigen Sehenswürdigkeiten Wiens zu begleiten, und sie in den Kreis meiner Freundinnen, die in meiner Nähe wohnten, einzuführen. Auch hier fühlte sie sich mit ihrem anspruchslosen, freundlichen Betragen bald heimisch, und ich darf wohl sagen, daß sie viele, und vielleicht nicht die unvergnügtesten Abende ihres hiesigen Aufenthalts in diesem Kreise zugebracht, wo Alle sie mit Achtung und Liebe aufnahmen, und sich ihrerseits bestrebten, ihr manches Angenehme zu erweisen. Oft hat sie mich versichert, daß es ihr sehr wohl in Wien, und besonders in unserm Cirkel gefalle; ja sie äußerte manchmal den Vorsatz, sich vielleicht künftig bei uns anzusiedeln, zog mich über Einiges, was auf einen solchen Plan Bezug hatte, sowohl in literarischer als ökonomischer Hinsicht, zu Rath, und gab mir selbst den Auftrag, mich vorläufig nach einer Wohnung für sie in meiner Nachbarschaft umzusehen. Leider war mein eigener Aufenthalt in Wien damals nicht lange genug, um Louisens Umgang während der ganzen Dauer des ihrigen zu genießen. Freundschaftliche Verhältnisse riefen mich in der zweiten Hälfte des Julius nach Ungern, und als ich nach mehreren Wochen wiederkam, war Louise schon vor längerer Zeit von Wien abgereiset.

Ein Paar Monate darauf erhielt ich einen Brief von ihr aus Dresden, der das Gepräge düsterer Verstimmung trug. Sie war zu vielen unglücklichen Ereignissen in ihrer Familie gekommen, eine nahe Verwandte war gestorben, ihre Lage schien überhaupt unangenehm. Ich beantwortete diesen Brief, hörte aber den ganzen Winter über nichts mehr von ihr, bis im März und April sich zwei ihrer Briefe schnell folgten. Des Projektes, nach Wien zu ziehen, ward zwar nicht mehr erwähnt, wohl aber sprach sie mit trüber Wehmuth von der angenehmen Zeit, die sie bei uns durchlebt, und von manchen Kränkungen, Mißverständnissen, u. s. w. welche seitdem auf ihr gelastet. Es spiegelte sich in dem ganzen Ton dieser Briefe ein verschüchtertes, gedrücktes Gemüth ab, das, von unangenehmen Verhältnissen eingeengt, weder diesen mit Kraft zu begegnen, noch sie mit Heiterkeit zu tragen vermochte. Ja selbst der Hoffnung, durch eine wünschenswerthe Verbindung ihr Schicksal künftig verbessert zu sehen, erwähnte sie mit solcher Oberflächlichkeit, mit solcher Ruhe, daß auch dieser Freudenstrahl wenig Helle in ihrem Gemüth zu verbreiten schien. Ich antwortete auch auf diese Briefe sehr bald, vernahm aber nichts mehr von ihr, bis mich im Oktober v. J. die Nachricht von ihrem traurigen Ende schmerzlich überraschte.

Wenn ich Alles, was ich von Louisens Betragen, Gemüthsart und Ansichten aus ihrem Umgange auffassen konnte, mit dem, was sie mir von ihren frühern Schicksalen erzählt, mit dem, was ihre Briefe enthielten, und mit ihrem Benehmen in den letzten Tagen ihres Lebens zusammenhalte, so scheint mir, daß keine augenblickliche leidenschaftliche Span-

nung, welche sie zur Verzweiflung trieb, sondern langsam, aber lange wirkende, drückende, entmuthigende Verhältnisse, und vielleicht körperliches Uebelbefinden die nächste Ursache ihres Todes waren.

Louise schien mir überhaupt keiner heftigen Leidenschaft fähig zu sein, ich glaube, daß man auf sie anwenden konnte, was Leonore Sanvitale im Tasso von der Prinzessin sagt:

Denn ihre Neigung zu dem werthen Manne
Ist ihren andern Leidenschaften gleich,
Sie leuchten wie der stille Schein des Mondes
Dem Wand'rer spärlich auf dem Pfad zu Nacht.

Sie hat oft über ihre Art zu empfinden, über manches frühere Verhältniß zärtlicher Art mit mir gesprochen, und Alles wies auf eine ruhige Neigung hin, welche ihr Glück und ihren Lohn in sich selbst findet. Sogar der Verlust geliebter Gegenstände, auf welche Art die Trennung auch geschehen sein mochte, hatte sie, nach ihrem eigenen Geständnisse, bei weitem nicht so unglücklich gemacht, als man es bei einer Dichterin hätte vermuthen sollen, deren lebhafte Phantasie oft nur zu geneigt ist, da Grund zum Schmerz zum sehen, wo gar keiner vorhanden ist, oder doch den wirklichen zu unnatürlicher Höhe zu steigern. Clotildens Charakter in der Erzählung: Das Bild im Jahrgang 1823 der Cornelia giebt auch so ziemlich ein Bild von Louisens Art zu fühlen, wie sie wenigstens mir erschien. Dieselbe stille Genügsamkeit, dieselbe Ergebung, dieselbe geheime Verehrung des geliebten Gegenstandes, welche sich mit diesem innern

Gottesdienste begnügt, ohne weitere Ansprüche auf Erwiederung oder Besitz zu machen.

Wenn aber auch keine heftigen Empfindungen verderblich auf dieß sanfte Gemüth wirken konnten, so schien sie andrer Seits an einem gänzlichen Mangel praktischer Tüchtigkeit, an Muth, um den Vorfällen des äußern Lebens zu begegnen, und an einer gewissen Unentschlossenheit und Schüchternheit zu leiden, welche ihr manchmal beinahe ein unbeholfenes Ansehen gaben. Dabei war sie unendlich freundlich, anspruchlos, selbstverläugnend, ängstlich, Niemanden zu beleidigen, und unfähig, ungerechten Forderungen, lieblosen Klätschereien, oder übler Nachrede einigen Widerstand entgegenzusetzen, oder sie muthig zu verachten. Sie schien sehr darunter zu leiden, wie ich aus mancher ihrer Reden schliessen konnte, und wußte sich überhaupt, was in ihrer Lage sehr begreiflich war, von der Art, wie man in kleinen Städten die Dinge und Menschen beurtheilt, nicht wohl loszumachen. Hat sich dann noch körperliche Verstimmung dazugesellt, denn sie war schwächlich und zart gebaut, und mochte sich wohl keiner guten Gesundheit erfreuen; sind in ihr Besorgnisse über ihre ökonomischen Verhältnisse entstanden, wie der letzte ihrer Briefe anzuzeigen schien, hat sie das Andringen, die Stürme der wirklichen Welt befürchten müssen, denen sie sich so wenig gewachsen fühlte, dann ist es wohl leicht möglich, daß das Zusammentreffen so vieler ungünstiger Umstände jenen Gemüthszustand in ihr erzeugt hat, welchen man im Englischen Despondency nennt, jenes Verzagen, jenes Aufgeben jeder Hoffnung, jenes eigensinnige Verschließen des Blickes vor jeder beruhigenden Aussicht, jene Gering-

schätzung ihres Talents, ihres Herzens sogar, welches auch der Verfasser des Aufsatzes im Morgenblatte als die nächste Veranlassung ihres Todes anführt.

Aber wie heftig und zerstörend müssen diese Beweggründe, oder doch einige davon auf dieß sanfte, fromme Gemüth gestürmt haben, um es zu einer solchen Tiefe von Lebensmattheit und Hoffnungslosigkeit zu bringen, in der sie, die sonst so schwer eines Entschlusses mächtig wurde, sich fähig fühlte, den entsetzlichen Vorsatz nicht allein zu fassen, sondern, nachdem er das erste Mal verunglückte, ihn nicht fahren zu lassen, sich anscheinend ruhig zu betragen, ihre Hausgenossen zu täuschen, und das zweite Mal mit viel klügerer Berechnung das unselige Vorhaben wirklich auszuführen? Wer sie gekannt hat, wird nicht ohne das tiefste Mitleid die Schilderung der grauenvollen Lage überdenken können, in der die Unglückliche sich in dieser ganzen Periode, und besonders in jener schrecklichen Nacht befunden haben mag, wo fremde Menschen sie am Stromesufer fanden, und sie zurückführten. —

Ist es erlaubt, aus allen diesen Ansichten einen Schluß auf die frühere Bildung Louisens zu ziehen, so rührte wohl das Unglück ihres Lebens daher, daß sie, was freilich für jedes weibliche Wesen mißlich ist, schon in früher Jugend allein stehen mußte, und daß gerade sie weniger, als viele ihres Geschlechts, welche durch Vereinzelung auf sich selbst gewiesen wurden, im Stande war, sich allein zu behaupten. Familienverhältnisse, eigne oder fremde, in denen sie sorgenfrei, aber liebevoll theilnehmend hätte leben können, würden ihr wohl gethan haben. Andere hätten für ihr äußeres Le-

den sorgen, und sie dem stillen Walten in ihrer innern Welt überlassen sollen, in welcher allein ihr wohl war.

Warum dieß die Vorsehung nicht gewollt? warum sie ließ schwache, verletzbare Wesen durch Umstände und innere Anlagen zuerst also werden, und dann schutzlos der rauhen Wirklichkeit ausgesetzt ließ? Wer vermag in dem Dunkel des Erdenwallens hierüber, wie über so viele Räthsel des menschlichen Geschickes, Auflösung zu finden? Wir müssen uns unterwerfen, und glauben, daß es recht war, weil es war. Aber Mütter und Erzieherinnen, denen Gott die Bildung weiblicher Gemüther anvertraut, könnten durch dieß, wie durch so manches ähnliche Beispiel sich belehren lassen, jene jugendlichen Seelen, in denen sich eine verherrschende Anlage zur Poesie oder ähnliche Fähigkeiten finden, ja nicht zu bloßen Dichterinnen, sondern vor allen zu praktischen Menschen und Frauen zu bilden. Louisens Unglück war entschieden, und uns bleibt, wenn wir ihrer wehmüthig gedenken, nur der Trost, mit Young zu sagen: Nothing this world unriddles but the next!

Dort wird auch derjenige, der dieß Herz so weich schuf, und seine Tugenden, wie seine Schwächen kannte, den entfliehenden Geist, der, von unaushaltbarer Bangigkeit getrieben, seinen Kerker eigenmächtig zu sprengen sich unterstand, nach seiner Läuterung mit Erbarmen aufnehmen, und dem Gequälten die Ruhe geben, die ihm hier nicht zu Theil ward. Arme Louise! Friede sei mit deiner Seele!

Wien am 18ten December 1822.

Caroline Pichler.

Zu diesem Aufsatze unsrer trefflichen Pichler, habe ich das Vergnügen folgenden noch ungedruckten, höchst anziehenden, einer ihrer liebenswürdigsten Herzens- und Geistesverwandten, der talentvollen jungen Dichterin, Fräulein Auguste Jakobi, zu Hamburg, hier anschließen zu dürfen.

Louise Brachmann.

Auszug eines Reisejournals.

Es war im Frühjahr 1822, als ich auf einer Reise von Altona nach Dresden durch Leipzig kam. Mein erster Wunsch selbst war den Kirchhof, und auf demselben Gellerts Grab zu besuchen. Eine Freundin führte mich dahin. Vor uns her trug man die Leiche eines Studenten, von 30 seiner Mitbrüder begleitet und gerade Gellerts Grab gegenüber senkte sie die Leiche ein, worauf sie Schillers Worte aus Wilhelm Tell sangen: „Rasch tritt der Tod den Menschen an.“ Mit kräftiger Stimme sprach darauf der als Dichter und dramatischer Schriftsteller wohl bekannte Hr. Ludewig Würkert einige herrliche Verse und ernst wehmüthig gestimmt, verließen alle die Gruft des früh entschlafenen Freundes.

Der Kirchhof ward nun leer, nur an einem Leichensteine blieb noch eine weibliche Figur, auf welche meine Begleiterin zuging und sich lebhaft mit ihr unterhielt. Die Spuren tiefen Seelenleidens waren auf dem blassen Gesichte der Trauernden unverkennbar. Meine Freundin rief mich und sprach: „Dieß ist Louise Brachmann, deren Bekanntschaft du noch gestern gewünscht hast!“ Das thränenerfüllte große

blaue Auge der lieblichen Dichterin ruhte lange, gleichsam prüfend auf meinen Zügen. Ich war stumm; eine gewöhnliche Höflichkeitsformel war mir nicht möglich ihr zu sagen; auch sie reichte mir nur freundlich die Hand und sagte: Verzeihn Sie meine Rührung; unter diesem Hügel schläft ein Herz, das einst treu und innig für mich schlug. Jedesmal, wenn ich nach Leipzig komme, eile ich hieher und gehe gestärkt, und ich darf sagen besser von dannen. Sie führte uns nun auf dem ganzen Kirchhof herum, und unterhielt uns lebhaft und anspruchlos. Sie fragte mich, ob ich in Altona Gerstenberg und Jacobsen gekannt hätte und erkundigte sich mit großer Genauigkeit nach dem Zustand der Hamburger Bühne, vor allen, ob das erste Heldenfach gut besetzt sei. Wahrscheinlich hoffte sie damals noch ihren Geliebten an einem der großen Theater Deutschlands angestellt zu sehen. Diesen Herrn hatte ich, wie ich später erfuhr, bei dem Herrn Dr. Klingemann in Braunschweig, Direktor des dasigen Nationaltheaters, selbst schon kennen gelernt, ohne jedoch damals von seinem Verhältniß zu meiner verewigten Freundin noch das Mindeste erfahren zu haben.

Denselben Abend begleitete L. Brachmann mich ins Theater, wo Egmont gegeben wurde. Madam Genast, geborne Böhler, Göthe's Schülerin, war ein gar liebliches Clärchen. Louise äußerte sich sehr wahr über den Eindruck, den ihr Spiel sowohl, als der Charakter ihrer Rolle auf uns machte. „An dem reizenden, jungen, blühenden Mädchen," sagte sie „wird ihre Schwachheit, ihr süßes Hingeben, ihr verzweiflungsvoller Selbstmord als treue Liebe bewundert, bemitleidet, ja selbst beweint, doch wenn ihr Jugend und Schön-

heit fehlte, — das liebetolle Kind würde ausgelacht.“ O hätte sie dieses wahre Urtheil nie vergessen, hätte sie sich diese Rücksicht auf die Stimme der Welt bewahrt; Deutschland hätte seine Sappho nicht verloren!

Den andern Morgen reiste ich nach meiner Vaterstadt Dresden ab, welche ich seit 19 Jahren nicht gesehen und als dreijähriges Kind verlassen hatte. Während einem halben Jahre genoß ich in dem deutschen Florenz alles Schöne, Edle und Große, was Kunst, Natur und Freundschaft nur dem Sterblichen bieten kann, und um eine Welt der köstlichsten Erinnerungen reicher, verließ ich diese schönen Gestade der Elbe, um zu den erhabnern Nordischen derselben wieder zurückzukehren. In Leipzig hielt ich mich 2 Tage auf, ohne Louisen hier wiederzusehen, da ich sie in Weißenfels glaubte, und nahm von dort einen Wagen bis Braunschweig, den sich bis Halberstadt noch eine andre mir unbekannte Dame mit mir zu theilen hatte erbieten lassen. Vor dem Hause, wo ich in Leipzig wohnte, hielt am Morgen um 5 Uhr noch in tiefer Dunkelheit der Wagen. Weinend riß ich mich aus den Armen meiner Freunde los, und ohne auf meine schon im finstern Wagen befindliche Reisegefährtin zu achten, ließ ich meinen Thränen freien Lauf; da fühlte ich mich plötzlich von meiner Nachbarin sanft berührt und hörte aus ihrem Munde Wielands schöne Worte: „Die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt, läßt uns dem Elend nicht zum Raube, und ob die Hoffnung auch den Ankergrund verliert, so laß uns fest an diesem Glauben halten, ein einz'ger Augenblick kann Alles umgestalten!“ Ich erkannte ihre Stimme. Es war Louise Brachmann! Nach dem Austausch unsrer

Freude über den glücklichen Zufall, sagte sie mir, sie habe Geschäfte in Halberstadt, reise incognito durch Halle und werde vielleicht auch bald nach Hamburg kommen. Sie unterhielt mich äußerst angenehm, hatte während der Reise tausend Aufmerksamkeiten für mich und ihr geist- und gemüthvolles Wesen machte sie unendlich liebenswürdig. Nur zuweilen, wenn das Gespräch stockte, füllte ihr Auge sich mit Thränen, aber mit unendlicher Kraft riß sie sich dann aus diesem Zustand empor, um dann nur doppelt unterhaltend und anziehend zu sein. In Halle stiegen wir in dem Gasthofe zum Kronprinzen ab und unterhielten uns in unsrem Stübchen recht gemüthlich. Als es dämmerte, warf die Brachmann einen Schleier über, nahm ein großes Packet unter den einen, mich unter den andern Arm, und so giengen wir durch mehrere krumme, häßliche Straßen, bis wir endlich an ein kleines Haus kamen, dessen Wohnstube wir öffneten. Ein kranker Mann von ungefähr 60 Jahren lag in einem dürftigen Bette, eine Frau saß daneben und spann; vier arme Kinder sprangen an die Brachmann freudig heran und riefen: „Ach Louise, bringst du wieder etwas, du bist so lange ausgeblieben!“ Nun kramte sie ihre Schätze aus: für jedes der Kinder ein Hemde, Rock, Tuch und Jacke; für die Mutter Wolle zu Strümpfen, für den Mann 3 neue Hemden, für Alle einige Eßwaaren und für den Kranken Eingemachtes, auch Thee und Zucker. Alle weinten vor Freude und segneten die edle Geberin. In dem Stübchen war alles höchst arm, aber reinlich; jedoch athmete man eine wahrhaft verpestete Luft in demselben. Als ich Louisen half die Kinder ankleiden, äußerte ich, daß ich den Geruch kaum

ertragen könne, worauf sie der ältesten Tochter Geld gab, um Essig und Weihrauch zu holen. Mir sagte sie leise: „Sie waren wohl nie so unabhängig wie ich, und kamen daher weniger an armer Leute Krankenlager!“ „Ach, wenn sie wüßten,“ begann nun die Mutter, „was Mamsell Louise Meyer schon für Gutes an uns gethan hat, und ohne uns früher gekannt zu haben! Zufällig trat sie einmal bei Regenwetter in unsere Hütte, und seitdem hat sie uns so geholfen, daß wir oft denken, Gott habe uns seinen heiligen Engel geschickt!“ — „Gute, treffliche Louise,“ sagte ich, ihr gerührt die Hand drückend, „sogar Ihren Nahmen entziehen Sie der Dankbarkeit!“ — „Den guten Leuten“ erwiederte sie leise „ist es einerlei, ob ich Brachmann oder Meyer heiße, und hier soll es niemand wissen! Eine gute That schändet zwar nie, aber sie wird entweiht durch vieles Lob. Auch beim Wohlthun, wie bei der Liebe ist das Geheimniß ein doppelter Reiz!“ Die sprach sie, ließ sich die Rechnung des Apothekers und des vierteljährigen Schulgeldes der Kinder geben, bezahlte beides und verließ von mir in stiller Bewunderung begleitet das Haus, indem sie den Unglücklichen noch versprach, in 14 Tagen wiederzukommen. —

In Halberstadt trennten wir uns. Ich eilte nach Braunschweig und hörte nach 14 Tagen, daß sie dort auch bereits gewesen sei, um Schulden für ihren Geliebten zu bezahlen. Gegen mich ließ sie nie ein Wörtchen über den wahren Zweck dieser ihrer Reise hören, doch nie einen Augenblick, selbst wenn alle Menschen sie verdammten, zweifelte ich seitdem an ihrem hohen Werth! Ich war ihr nahe, ich habe sie gesehen, als

ſie ſchon unglücklich war, als ſie allein ſtand, mit ihrem frommen Herzen, als ſie mit ihrem reinen, redlichen Willen, mit ihrem treuen Wirken von dem verlaſſen war, dem ſie alles geopfert. Gott, der das Innere der Menſchen bis in ſeine geheimſten Tiefen durchſchaut, hat richtige Waage und richtiges Maas, und richtet anders, als Menſchen richten. Er unterſcheidet, was die Welt ſo ſelten thut, die übereilte von der vorbedachten Handlung, Er ſieht das Herz an, das die Welt nie ſieht!

Das Bild dieſes edlen Mädchens, wird nie aus meiner Seele ſchwinden; ward ſie auch hart von Manchen beurtheilt, ſo weiß ich doch, auch, daß manches edle Gemüth ſchweſterlich liebevoll an ihrem Andenken hängt; manche gute Menſchen ſie geliebt. Für dieſe allein ſind dieſe Zeilen geſchrieben! Louiſe Brachmann wünſchte ſehr, einmal das herrliche freie Hamburg beſuchen zu können. Dieſer Wunſch blieb ihr verſagt, doch ihre frommen Erzählungen, ihre freundlichen Dichtungen und die Nachricht ihres unglücklichen Endes, haben ihr auch hier zahlreiche theilnehmende Freunde gewonnen! Die hartgeprüfte Dulderin hat ausgelitten! Daß ſie eigenmächtig ihr Daſein geendet? — Wer von uns darf den erſten Stein auf ſie werfen, denn wer kennt die Leiden, welche dieſem verzweiflungsvollen Entſchluß vorangingen; wer den furchtbaren Kampf, welchen ſie geſtritten, ehe ſie ihn ausgeführt? Gott bewahre uns vor einem ſolchen und ſchenke uns Allen: Ruhe, Friede und Klarheit.

Hamburg im May 1824.

Auguſte Jakobi.

Zum würdigſten Beſchluß aller dieſer Mittheilungen folge endlich hier auch noch das ſinnige und herzliche Wort, was mein verehrteſter Freund, Herr Legationsrath Panſe zu Weißenfels, in Beziehung auf meinen, in mehreren öffentlichen Blättern geäußerten Wunſch das Andenken unſrer bedauernswürdigſten Sängerin durch die Errichtung eines Denkmals zu ehren, vor Kurzem, in der Zeitung für die elegante Welt (März 1824) ausgeſprochen hat:

Louiſe Brachmann und ein Denkmal, wie ſie es wünſchte.

Von Panſe.

Es giebt im Menſchenleben Augenblicke,
Wo man dem Weltgeiſt näher iſt, als ſonſt,
Und eine Frage frei hat an das Schickſal.

Schiller.

Dieſe Verſe paſſen ſo genau auf die Momente, die ich eben zu beſchreiben denke, daß nur eine Schlacht, wie bei Lützen von Wallenſtein geliefert zu ſein brauchte, um die Beziehung derſelben auch auf äußere Umſtände gleich zu ſehen. Man pflegt es Wahn zu nennen, und er ſei es, auf die Gewißheit einer Ahnung ſich zu berufen, wenn der ſonderbare Witz der Zeit uns mit der Erfüllung überraſcht: aber mich dünkt es in den meiſten Fällen gleichgültig, ob die Ahnung als Spiel menſchlicher Träume unabhängig von einer Begebenheit erſcheint, oder ob die Seele wirklich in einer geheimen, wunderbaren Korreſpondenz mit dem Rath-

ſchluß der Zukunft ſteht: wenn ſie nur, die Ahnung, im Stande iſt, von einer Bruſt den Riegel zurückzuziehen, und ein fremdes Auge in ihre Tiefe blicken zu laſſen, wo die Ahnung vielleicht als Wunſch geſchlummert hat. Die Einladung zur Theilnahme an der Errichtung eines Denkmals für die unglückliche Sappho-Louiſe in der Abendzeitung (Wegweiſer 1824. Nr. 14. S. 56.) von Seiten des Herrn Prof. Dr. Schütz, den ich hiermit freundlich grüße, hat in mir Erinnerungen aufgeweckt, die wahrſcheinlich ohne jenen Aufruf unbeachtet verloſchen wären, und auch jetzt leg' ich ihnen keinen andern Werth bei, als daß ſie die Sängerin der Liebe betreffen.

Zur Roſenzeit des Jahres 1822, alſo kaum zwei Monate vor Louiſens Tode, ſaß ich hier (in Weißenfels) eines Abends mit meiner Friederike, die damals noch meine Braut war, an einem Raſentiſche bei zuſammengeſchobenen Theetaſſen im Garten, der durch einen aufgeworfenen Damm von dem Saalſtrome getrennt wird. Louiſe, die mir im vorigen Jahre oft die Träume und Erwartungen ihres kranken Herzens mitgetheilt hatte, weil der Gegenſtand ihrer Neigung mit Vertrauen mir entgegen gekommen war, und nun im Anblick eines fremden Seelenglückes eine ſchmerzvolle Entſchädigung für getäuſchte Hoffnungen zu ſuchen ſchien — Louiſe ſollte auch heute kommen. Eine Guitarre hing an einem zerbrochenen Fichtenſtamme; ſie liebte dieſes Inſtrument und mochte gern ihre Lieder hören, wohl nicht aus Poeteneitelkeit, ſondern weil der Geſang derſelben gleiche Wirkung auf ihr Gemüth hervorbrachte, wie das Dichten gethan hatte; er hob den Druck irdiſcher Verhältniſſe von ihrer Bruſt weg, und gab ihr die dichteriſche Freiheit zurück,

ein Geschenk, für das sie gewöhnlich mit Thränen zu danken pflegte. Da ich am folgenden Tage wieder abzureisen gedachte und Louise nicht kommen zu wollen schien, so trat ich in das Haus zurück, um noch einige zerstreute Manuscripte in Ordnung zu bringen, und sie mir gelegentlich nach Weimar nachsenden zu lassen. Während dieser nicht eben poetischen Beschäftigung war die Erwartete in dem Garten erschienen und wandelte mit meiner Braut unter den Apfelbäumen auf und nieder, beide in einer traurigen Stimmung, denn sie, die Dichterin, die das weibliche Gefühl bis in seine geheimsten Regungen kannte und enthüllte, hatte nicht bemerkt, daß der Trost des Abschieds, den sie der jungen Freundin einzuflößen glaubte, den Schmerz des Abschieds zehnfach erhöhte, wahrscheinlich weil sie unbewußt den eignen über einen andern aussprach. Ich bemerkte, sobald ich ihnen näher gekommen war, daß ich die Frauen auf ihren schwachen Seiten überraschte, und bemühte mich, einen andern Ton der Unterhaltung anzuschlagen. Da nichts leichter ist, als die Thräne des Schmerzes in einem weiblichen Auge in die Thräne der Lust zu verwandeln, so suchte ich die Herzen dem leichten Spiel des Witzes zu öffnen; aber mochten die Funken desselben zu matt sein, um treffen zu können, oder die Schläge kalt; genug, ich strebte umsonst zu blitzen und hatte nichts bewirkt, als daß sich der Mund der Frauen schloß, und sie Gefahr liefen, das Vergnügen des Gesprächs an der Ungeschicktheit des Maitre de Plaisir scheitern zu sehen. In der Verlegenheit zog ich eine Charade aus der Tasche, die ich eben im Krame längst vergessener Papiere gefunden, und von einem academischen Freunde

im Sommer 1817 erhalten hatte. Ich theile ſie darum mit, weil ſie den Ausdruck von Louiſens Gefühl motivirt, nicht weil der Verfaſſer oder ich ſie höher ſchätzten, als ſie Werth hat, ich meine, außer jener Beziehung hat ſie keinen und will keinen haben.

Lokal-Charade von drei Silben.

Die beiden erſten bilden einen Namen,
Den einſt ein deutſcher Jüngling trug,
Aus deſſen Bruſt die ſchönſten Lieder kamen,
Sobald er klagend in die Saiten ſchlug.
Sein Schwanenlied drang ſehnend durch die Lüfte;
Da nahte ſich der ſtille Gott der Grüfte.
Er wies den Sänger durch das dunkle Thor,
Und ſeine Klage tönt nicht mehr
Aus ſeiner Bruſt hervor.
Das letzte nennt das erſte aller Werke,
Die zur Bequemlichkeit der Menſch gemacht,
Der müde Pilger ſucht, daß er ſich ſtärke,
Und freut ſich, wenn es ihm entgegen lacht.
Doch wehe, trägt's dem Schiffer auf den Rücken,
Die Winde weh'n, der Kahn zerſchellt in Stücken.
Und prüfſt du ſeines Glückes wunderbaren Lauf,
Herunter kommſt du oft
Anſtatt hinauf!
Tief aus der Seele Wellen ſteigt das Ganze.
Auf ſchroffen Felſen, den der Wind umrauſcht,
Und wo den Jüngling oft im Silberglanze
Der volle Mond am Dornenbuſch belauſcht.
Noch heute geht, umhüllt die Nacht die Fluren,
Des Sängers Schatten die geliebten Spuren.
Und iſt das Ganze blos der letzten Silbe gleich,
So wirds durchs erſte Paar
Doch erſt bedeutungsreich.

„Das ist die Höltybank unter Halle!*) rief Louise, und ihr trübes Auge nahm einen hellen Glanz an, aber nicht den Glanz irdischer Freude, es war der Strahl der Verzükkung, wie ich ihn nie bei der Dichterin bemerkt hatte. Es ist nicht wahrscheinlich, daß der Entschluß, an jenem Felsen zu enden, damals schon in ihrer Seele geschlummert habe, vielleicht nicht einmal der dunkle Gedanke, jemals den sapphischen Sprung zu wiederholen: aber der Umstand, daß der jugendliche Dichter Hölty in der Sage jener Gegend fortlebt, ergriff sie auf eine Art, die keinen Zweifel über den Wunsch einer gleichen Unsterblichkeit Raum ließ, und unwillkürlich ihre Lippen bewegte, die Worte zu wiederholen:

Noch heute geht, umhüllt die Nacht die Fluren,
Des Sängers Schatten die geliebten Spuren.

Und wer weiß, wenn dieser Moment jenen Entschluß in ihrer Brust auch nicht gefunden, ob er ihn nicht geboren hat, unbewußt den Keim des Todes geboren, wie ein Augenblick den Keim des Lebens im Mutterschoße? Hinweg war die düstre Schwermuth aus ihrem Angesicht, wie die Abendnebel, die nach dem Untergange der Sonne den dunkeln Strom umzogen und in den Wellen untergingen, so wie die rothe Leuchtkugel des Mondes aus dem Horizonte aufstieg. Sie war in den Zustand der Exaltation gerathen; eine Wirkung, die jene unbedeutenden Reime unmöglich hervorzubringen im Stande gewesen wären, wenn ihre Brust nicht dem unterminirten Tempel geglichen hätte, der nur auf den Funken wartet, um in die Höhe zu fliegen,

*) Ein schroffer Fels, sonst ist nichts zu sehen.

gleichviel, ob der Funke von einem auffprühenden Zünder, oder von einer matten Kohle ſpringt. Eine Stunde vor meiner Abreiſe am folgenden Morgen erhielt ich eine Karte mit der Bitte um einen Beſuch. Ich fand ſie ruhig, aber es war die Ruhe eines Menſchen, dem phyſiſche Erſchöpfung jede Muskel lähmt; ihre Wange war bläſſer, als jemals, und um das tiefe Auge, das ſich matt und langſam bewegte, lagen die Spuren einer durchwachten Nacht. Die Lippen ſchienen ſich ungern aufzuſchließen, und ihre Stimme war ſo leiſe, daß ich mein Gehör anſtrengen mußte, um die Frage zu verſtehen, ob ich noch einige Augenblicke bei ihr verweilen könne. Sie griff nach einigen Blättern beſchriebenen Papiers und las mir ein Gedicht vor, das ſeine Wirkung auf mein Gemüth durch den Anblick der todtenähnlichen Sängerin bis zu jenem Schmerz ſteigerte, der aufhört, ein künſtlicher zu ſein, weil die Täuſchung verſchwindet, oder weil ſie mit der Wirklichkeit gleiche Rechte ausübt. Ich bedaure um ſo mehr mich, keiner Strophe errinnern zu können, da ich das Gedicht noch nirgends gefunden habe und ſchließen muß, es ſei entweder durch fremde Hand verloren, oder von der Dichterin ſelbſt wieder vernichtet worden. Es behandelte im Oſſianiſchen Rhythmus und Ton den Kampf des Sturmes mit dem Felſen um des Daſein eines Monuments, eines einfachen aufgerichteten Steinblocks, in welchen der Name „Sappho" eingegraben war. Die Darſtellung dieſes Streites unter den Elementen war ſchön, wie das Gemälde des Sturmes in Muſäos Hero und Leander, und ſelbſt die ſchlechte Pronunciation der Dichterin vermochte den Eindruck nicht zu ſchwächen. Während des Conflictes der phyſiſchen Kräfte —

lautete der Inhalt weiter — unterrichtet ein Hirt in seiner Hütte am Fuße des Berges sein Kind über die Bedeutung des Monuments. Hier war der Uebergang überraschend, das Denkmal wankt und eine Stimme ruft: „Stürze zusammen, sie lebt!“ und der Stein rollt in die Fluten hinab. — Sollte der Landmann — sprach sie, und legte die Blätter wieder in einander, — sollte der Landmann einst von mir erzählen“ — Da wurde ihre Stimme immer weicher, ich glaubte ihr Auge feucht zu sehen, sie wandte sich und sagte scheinbar gleichgültig: Es ist ein guter Einfall, daß man jenen Felsen die Höltz-Bank genannt hat.

Der Landmann wird von dir erzählen, gute, unglückliche Sängerin, und der Wunderglaube künftiger Geschlechter wird deinen Schatten um Mitternacht am Felsen wandeln sehen, wenn ein halb verwitterter Steinblock kaum noch den Nahmen Louise bewahrt.

Weißenfels. Panse.

Auf einem einzelnen Blättchen, das sich unter den hinterlassenen Papieren meiner verewigten Freundin gefunden, hat sie, — vielleicht kurz erst vor ihrem Tode, — noch folgende Bemerkung über sich selbst und ihre Dichtungen niedergeschrieben: „Mein Herz gleicht einem Gottesacker, wo lauter geliebte Erinnerungen begraben liegen. Alle meine Gedichte sind nichts als Leichensteine, dem Andenken der lieben Verlorenen gesetzt. Diesem ward ein prächtiges Denkmal, Jenem ein

einfaches Lied, je nachdem ſie meinem Herzen näher oder ferner waren. Meine Balladen und Novellen ſind den Grabmälern zu vergleichen, wo die Bildniſſe der ſchönen Ritter und Frauen in Lebensgröße ausgehauen ſind." —

Auch ihr eignes, ſchönſtes und dauerndſtes Monument ſind nun dieſe Dichtungen geworden! Nicht alſo um ihr Gedächtniß, das „durch des Liedes Gewalt" bei ihrem edlen Volke ſo lange als ſeine Sprache und Literatur fortleben wird, unter uns zu erhalten, ſondern um es auch auf dieſe ſchöne und fromme, dem fernſten Alterthum ſchon heilige Weiſe, von uns geehrt zu ſehen; habe ich, verbunden mit ihrem ſchmerzlichſt um ſie trauernden Bruder, den Wunſch ausgeſprochen, ihren jetzt ſchon von hohem Raſen überwachſenen Grabhügel mit einem, zwar nicht prachtvollen, doch des gefeierten Nahmens der Verewigten auch nicht unwürdigen Denkmal ſchmücken zu können. Einfach, wie ſie ſelbſt in ihrem ganzen Leben und Weſen war, ſoll und — muß es ſein, denn es iſt Deutſchland und nicht Britanien, das um ſie, als eine der geliebteſten und geehrteſten ſeiner Töchter trauert. Aber ein Denkmal ſei es zugleich der vaterländiſchen Kunſt, wie es dem Andenken der Muſen-Begünſtigten ziemt. Möchte darum die obige Rede ihres trefflichen Freundes, wie ſie aus ſeinem Herzen gefloſſen, auch zu den Herzen ihrer Leſer und Leſerinnen dringen, auf daß wir uns bald der Erfüllung jenes treuen Wunſches erfreuten. Zur Grabſchrift der Unvergeßlichen, die das Leben ſo wenig für der Güter höchſtes zu erkennen gelernt hatte, daß ſie ſelbſt, als die Grauſamkeit ihres Geſchicks ihr jedes andre geraubt hatte,

ſich zu Tode zu leben nicht vermochte; wüßte ich keine ſprechendere, als ihren eignen Ausſpruch, der uns in acht Worten die ganze Tiefe ihres Unglücks und des Grundes ihres tragiſchen Unterganges zeigt:

„Die Thräne trocknet, aber es bricht das Herz!“

Halle im May 1824.

Schütz.

Druckfehler Anzeige.

Zu den schon im ersten Bande angezeigten Druckfehlern desselben sind noch folgende, auch schon in öffentlichen Blättern bekannt gemachte zu bemerken:

Seite XXIII	Zeile 20.	statt	seiner lies ihrer.
— XLVII	— 6.	—	jeder — jedes.
— LIV	— 4.	—	doch: „würden sie uns an die Ohren schlagen, „ lies: " doch würden sie nur an die Ohren schlagen " — (das hier gemeinte Gedicht Müllners schrieb er auf die Schlacht bei Wagram.)
— LVI	— 13.	—	ist die Stelle aus von Houwalds Bild, die Seite LXXXVII. an ihrem rechten Orte steht, wegzulassen.
— LXIX	— 1.	—	in lies: ein.
— LXXX	— 17.	—	dem lies: dem ihr.
— LXXXVIII	— 5.	—	Ruhestadt lies: Ruhestatt.
— XCV	— 5.	—	Unaussprechliche lies: Unaussprechliche.

Unter den literarischen Notizen über die Werke der Dichterin sind die Romantischen Blätter, die ein, gleich näher zu bezeichnender Recensent, für darin übergangen behauptet hat, bereits als der 2te Band ihrer Romantischen Blüthen, mit aufgeführt. Hinzuzufügen sind aber noch: Haugs Almanach poetischer Spiele, 1816. der hessische Calender 1819. die Abendzeitung 1815, das Morgenblatt 1822. der literarische Merkur 1823. und die Wiener Zeitschrift 1822. und 1823, wozu sie gleichfalls mehrere Gedichte und Erzählungen beigetragen hat.

Das Zueignungssonett des 1ten Bandes dieser Sammlung, hat, wie ich hier zum Bedauern eines abermaligen Fehlschusses des Hrn. Recensenten in Nro. 56 des (Brockhausisch) literarischen Conversationsblatts d. J. melden muß, nicht mich, sondern einen unsrer berühmtesten Dichter zum Verfasser.

Der Herausgeber.

Auserlesene

Dichtungen

von

Louise Brachmann.

Zweiter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LEIPS.

Inhalt.

IV. Epiſche Dichtungen . Seite 1

1) Das Gottesurtheil; Rittergedicht in fünf Geſängen, nebſt einem Nachwort von Müllner. . . . . — 3

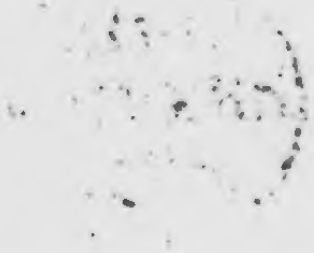
2) Romanzen und Balladen.

Der Troubadour . . — 31
Die nächtliche Harfe . — 37
Altdeutſches Volkslied. . — 42
Der Kampf. . . — 44
Die Gefangene, oder das Räuberſchloß. — 48
Der Befreite. . . — 56
Die Ungeliebte. . . — 59
Knappe und Ritter. . — 62
Der Knappe und die Fürſtin . — 63
Der Wunſch des Liebenden. . — 64
Frühlingsliebe. . . — 66
Die Wahl des Gatten. . — 86
Der dunkle Ritter. . . — 91
Der Zauber. . . — 106
Die Roſen. . . — 108

Agnes Lied an die Rose.	Seite	113
Versöhnung.	—	114
Der Held ohne Liebe.	—	115
König Murat.	—	116
Der Garten des Waldes.	—	118
Die Mühle des Thales.	—	121
Die Nacht in der Mühle.	—	124
Die Gräber.	—	129
Das Erstlingsopfer.	—	132
Kunst und Liebe.	—	133
Klytie.	—	136
Evadne.	—	139
Klotilde.	—	141
Elvira.	—	145
Blanka.	—	146
Helena.	—	153
Elgiva.	—	161
Rinaldo's Braut.	—	164
Percival.	—	167
Balduin.	—	171
Ritter Wilhelm und sein Roß.	—	174
Roccafrieda.	—	177
Der fromme Kaiser.	—	179
Kolumbus.	—	182
Die Entdeckung von Madera.	—	185
Abschied vom Vaterlande.	—	201
Der Abend am Vierwaldstädter See.	—	204
Der Einsame.	—	211

IV.

Epische Dichtungen.



1.

Das Gottesurtheil;

Rittergedicht in fünf Gesängen, nebst einem Nachwort

von

Müllner.

Erster Gesang.

Da wo die schönsten Fluren sich verbreiten,
In Thüringens berühmtem Heldenland,
Sieht man noch jetzt ein Ritterschloß von Weiten,
Das einst als Zier und Schutz der Gegend stand.
In Trümmern liegt die Burg, doch war vor Zeiten
Sie hochberühmt bis an des Meeres Strand.
Die Kefernburg ward ehmals sie geheißen,
Und Grafen herrschten stolz in ihren Kreisen.

Und auf des Harzes Bergen hebt noch immer
Der Regenstein sich muthig himmelan;
Senkrechte Felsen tragen seine Trümmer,
Die einst die Thaten kühn'rer Zeiten sahn;
Im Morgenroth und in des Abends Schimmer,
Ergötzen Weide noch des Wandrers Bahn.
Die Kefernburg beschatten dunkle Buchen;
Den Regenstein darf frei das Auge suchen.

Und ob des Landes mehr als zwanzig Stunden
Sich zwiſchen Beiden ſtrecket, fern und weit,
Hat einſt ein ſeltſam Schickſal ſie verbunden,
Vielmehr ein ſeltſam Haſſen ſie entzweit.
Habt fromm ihr je der Vorwelt nachempfunden,
So hört dies Lied aus guter, alter Zeit!
Wahr iſt ſein Sinn, und wahr, was es verkündet,
Durch der Geſchichte heil'gen Mund begründet.

Zur Kefernburg ſah man im Morgenglanze
Viel Züge wallen, ſchön geſchmückter Fraun;
Und viel der Ritter, leicht mit Schild und Lanze
Nur zum Turnier bewehrt, und hold zu ſchaun;
Zum Rennen ging es, zu Bankett und Tanze,
Und Jeder ſah mit fröhlichem Vertraun
Nur Tagen, voll von Frieb' und Luſt, entgegen;
Zu raſten meinten hier die tapfern Degen.

Denn zu der Tochter frohem Hochzeitfeſte
Der einzigen, der holden Adelgund,
Vereinte hier Graf Kuno edle Gäſte
Als Zeugen für den hochzeitlichen Bund.
In Glanz und Schimmer ſtand die Grafenveſte
Und that die bräutlich frohe Feier kund;
Mit Blumen reich geſchmückt war die Kapelle
Vom Hochaltar bis zu des Eingangs Schwelle.

Ganz einen ebenbürt'gen Gatten wählte
Der Graf von Kefernburg, dem einz'gen Kind,
Dem nichts an Zier der Fürſtenjugend fehlte;
Den jungen Grafenſohn von Orlamünd.
Ein Stamm, den Kuno erſt zu Feinden zählte;
Doch wandelt Menſchenſinn wie Well' und Wind.
Jetzt ſah'n in den vereinten jungen Reben
Die Greiſ' ihr ſchönſtes Hoffen ſich beleben.

Verſammelt war jetzt, an der heil'gen Stätte,
Der Ritter und der Damen hohe Schaar,
Der Biſchof Halberſtadts, im Weihgebete
In eigner Hoheit, ſtand am Brautaltar;
Und jetzt im Blumenſchmuck, der es umwehte,
Zum Altar nahte ſich das junge Paar,
Schon floß der Segensſpruch vom Prieſtermunde,
Vom Himmel Schutz zu fleh'n, dem ſchönen Bunde.

Da horch! mit einem Mal, erſchütternd tönte
Ein grauſend dumpf Getös vom Schloßhof her!
Es donnerte wie Roſſeshufſchlag; dröhnte
Und klirrte, wie der Tritt Geharniſchter!
Wie Geiſter, die kein Segensſpruch verſöhnte,
So näher klangs daher, und ſchrecklicher;
Man ſah ſich an, — doch auf verſchiedne Weiſe;
Und geiſterbleich ward Mancher in dem Kreiſe.

Und wie ein ſchreckenblitzendes Gewitter,
(Vom Eingang wich das Volk beſtürzt zurück.)
Drang jetzt ins Gotteshaus ein hoher Ritter,
Mit Knappen, kühn zu kühnem Wageſtück;
Geſchloſſen war des dunkeln Helmes Gitter,
Doch funkelte hindurch ſein Flammenblick.
Wild flatterte ſein Helmbuſch; Blitzesflammen
Und Stürmen ſchien ſein Weſen zu entflammen.

Ja, wetterleuchtend drang zum Hochaltare
Sein flammend Aug' und ſuchte dort die Braut,
Die, mit dem Myrthenkranz im goldnen Haare,
Nach der Erſcheinung bang zurückgeſchaut. —
Der Ritter ſtürmte hin bis zu dem Paare,
Doch von der Ohnmacht tiefer Nacht umgraut,
Geſunken war das Fräulein; bleich die Glieder;
Da bog der Fremdling ſchnell ſich zu ihr nieder.

„Halt!!“ rief Graf Otto, der betäubt geſtanden,
Der Bräut'gam, — kehrend jetzt zu Kraft und Muth,
„Wer wagt's, die mein gehört mit heil'gen Banden,
Kühn zu berühren? meine Braut! mein Gut!“ —
Und klirrend flog ſein Schwert, — doch mit gewandten
Geübterm Arm, und unbewegtem Muth,
Fing auf den Hieb der Fremd'; und wie ein Wetter
Blitzt' auch ſein Schwert mit tödtlichem Geſchmetter.

Und mächt'ger gab den wilden Hieb er wieder,
Der furchtbar auf das Haupt des Jünglings traf;
In ſeinem Blut ſank, auf den Stufen nieder
Des eignen frohen Brautaltars, der Graf. —
Und blitzſchnell nahm der Fremd', als noch die Glieder
Des Fräuleins feſſelte der ehr'ne Schlaf,
Sie auf den Arm; durch die verſteinte Menge
Bahn mit dem Schwert ſich machend durch's Gedränge.

Ha Frevler! Mörder! — klang's mit wildem Schalle
Ihm nach, — Verruchter Kirchenräuber du!
„Haltet ihn auf!“ ſo ſchrien die Ritter alle,
In Eil ſich rüſtend, ihren Knappen zu.
Doch all die Knappen an des Eingangs Halle
Sie ſtanden wie gebannt in Zauberruh;
„Das war der Regenſteiner!“ lief Geflüſter
Nun durch die Menge, ſchauerlich und düſter.

Raſch ſtürzten nun die Ritter im Vertrauen
Zu fahn den Räuber im gerechten Krieg,
Zum Schloßhof; doch ſie kamen nur zu ſchauen,
Wie er ein ſchneeweiß herrlich Roß beſtieg,
Mit ſeiner Beute, mit der Zier der Frauen,
Und leicht entfliehend wahrte ſeinen Sieg.
Den Berg hinab war, wie der Pfeil vom Bogen,
Das Roß mit ihm den Buchenwald durchflogen.

Wohl warfen, nachzufliehn dem theuern Raube,
So Herrn als Knappen sich zu Pferde schnell,
Und jagten überdeckt mit Schweiß und Staube;
Sie sahn den Feind schon fern am Wiesenquell.
Wie eine lichte, schimmerweiße Taube,
Rein, wie ein weißer Lichtstreif glänzend hell,
Durch's Dunkel flieht, so sahn sie fern mit Beben,
Das Lichtroß durch die dunkle Gegend schweben.

Noch folgten auch des Räubers Kampfgenossen
Dem Furchtbaren auf flücht'gen Rossen nach; —
Als den Verfolgern und den müden Rossen,
Auf halbem Weg' die fern're Kraft gebrach,
Hielt Jenen schon sein Adlerneſt umschlossen
Sammt Abelgunden, unter sicherm Dach.
Der Regenstein, mit seinen Felsenthürmen,
Verhieß die theure Beute gut zu schirmen.

Wohl war's der Herr des Regensteins des kühnen,
Graf Hugo, der die frevle That vollbracht. —
Sein herrlich Roß, so windschnell ihm zu dienen
Hatt' er erbeutet einst nach blut'ger Schlacht,
Am Fuß des Libanon, wo Cedern grünen
Und jüngst aus Palästina mitgebracht.
Es trug ihn oft zur Schlacht und in die Schranken;
Auch seine Rettung mußt er heut ihm danken.

„Ein Zauberbund muß ihm zur Seite stehen!"
So rief erbittert vom vergebnen Ritt
Die Männerschaar; — „doch Freunde laßt uns sehen,
Ob er ihn auch im Schlachtfeld so vertritt?"
„Ja! Waffenmacht soll ihm entgegen gehen!"
So rief Graf Dietrich, der das Schwerste litt.
Denn Otto's Vater war er, jenes jungen
Unsel'gen Bräut'gams, den der Feind bezwungen.

Auch Kefernburg ſchlug ein zum Waffenfeſte,
Wie zu dem Bund, den jener Frevel brach.
Zu Streitern wurden nun die ſchönen Gäſte,
Die ſtattlich zogen unter Kuno's Dach.
Jetzt bot nicht Tanz, nicht Ritterſpiel die Veſte;
Doch gaben gern ſie ihrem Schickſal nach,
Gefahren theilend, die den Freunden drohten. —
Schnell wurden alle Mannen rings entboten.

Der Bräutigam der holden Adelgunde
War zwar ins Leben ſchwach zurückgekehrt,
Doch ſchwer danieder lag er an der Wunde,
Unfähig zu erheben Lanz und Schwert.
Der greiſe Kuno ſchien ſeit jener Stunde
Von einem heimlich finſtern Gram verzehrt;
Doch Dietrich noch in rüſtig muntern Jahren,
Er nahm die Führung der vereinten Schaaren.

Zweiter Gesang.

Von Kefernburg und Orlamünde wallten
Nun die Paniere flatternd in die Luft,
Die Panzer rasselten, die Schilde hallten
Und Schärp' und Helmbusch flog im Morgenduft.
Doch keine frohen Kriegsgesänge schallten,
Stumm ging der Weg, als lenkt' er sich zur Gruft.
Und in den Kefernburger Kriegerschaaren
Schien Mißmuth sich, fast Gram, zu offenbaren.

Des Regensteins und Blankenburgs Gefilde,
Das schöne Thal, das blühend sich erstreckt,
Sie wurden jetzt im Glanz der Helm' und Schilde
Mit Kriegsgeschwadern furchtbar überdeckt.
Hochragend stand gleich einem Wolkenbilde
Der Regenstein, von Stürmen nicht geschreckt;
Jetzt zogen Krieger sich von allen Seiten,
Den Untergang dem Stolzen zu bereiten.

Doch kriegsgeübt, ob auch noch jung an Jahren,
Vertheilte weislich Hugo, und gewandt,
Zur besten Burgvertheid'gung seine Schaaren. —
Von frühster Jugend an im Kriegerstand,
Hatt' er mit Kaiser Friedrich viel erfahren
Auf Waffenzügen im Italierland.
Drum schaut' er kalt von seinem Adlersitze,
Der Feinde Meng' und ihrer Waffen Blitze.

Von allen Seiten ſah er ſich umringen,
Durch Mangel dachte das verbundne Heer
Des ſtolzen Räubers Kräfte zu bezwingen,
Allein die Burg war nicht an Vorrath leer.
Mit Feldherrngeiſt bedacht zu ſolchen Dingen
Hatt' er ſich wohl verſeh'n zur Gegenwehr.
An Wein und Speiſe ließ er es nicht fehlen,
Die Kraft der Kampfgenoſſen zu beſeelen.

Doch waren auch mit Leib und Seel' ergeben
Ihm ſeine Streiter, voll von kühnem Muth,
Sie, die ſchon oft im frühern Waffenleben,
Mit ihm gekämpft, mit ihm vom Streit geruht.
Als Führer wußt' er ihren Muth zu heben,
Als Bruder theilt' er ihnen Hab' und Gut.
Drum ſchwuren ſie den Sieg ihm zu erwerben,
Wo nicht, auf Trümmern ſeiner Burg zu ſterben.

So waren Wochen fruchtlos hingezogen,
Da rüſtet ſich zum Sturm das Rächer-Heer
Mit Mauerbrechern, Leitern, Pfeil und Bogen,
So zog es näher, wie ein brauſend Meer.
Wie eine Klipp' umſtürmen mächt'ge Wogen
So zogen Schrecken um die Burg ſich her.
Doch ruhig ſteht die Klipp' und unerſchüttert,
So ſtand der Regenſtein vom Krieg umwittert.

Denn furchtlos ſteigen ſeine Felſen nieder
Gleich ſtarken Mauern in der Tiefe Schoos;
Und ſeine Mauern, Thürm' und Zinnen wieder
Sie gleichen Felſen, ſtark und rieſengroß,
Auch ſchienen eiſern ſeiner Krieger Glieder
Und ihre Herzen furcht- und ſorgenlos.
Zum Angriff ſchmettern jetzt Trommetentöne,
Zum Angriff ſtürzten ſich die Schlachtenſöhne.

Man warf die Leitern an die ſtarken Wälle
Die Stürmer klimmten muthig dran empor,
Und hinter ihnen flog von feſter Stelle
Der Steine Hagel gegen Wart' und Thor;
Allein dagegen brach mit Wetterſchnelle
Ein Stein- und Pfeilſturm aus der Burg' hervor,
Und Balken rollten ſchwer und lodernd nieder,
Zu Boden raſſelnd ganze Reih'n und Glieder.

Und alſo war, ſo oft der Kampf erneute,
Der unwillkommne, tödtliche Empfang;
Daß, wer auch nicht des Todes Schrecken ſcheute,
Sich nicht zu dem vergebnen Wagſtück drang.
Im Lager und im Hauf der Krieger ſtreute
Ein Lied ſich aus, das man verſtohlen ſang,
Ein Reimlein, das die Krieger ſelbſt gedichtet
Nach ſchlichter Art, auf Hugo's Macht gerichtet:

Zwei Güter ſind ihm eigen,
Die machen ihn ſorgenlos
Sein wildgeflügelt Roß,
Und, nimmer zu erſteigen,
Sein ragend Felſenſchloß.

Daß ſolche Meinung in der Krieger Seelen
Nicht eben Hoffnung gab zu Ruhm und Sieg,
Das konnten ſich die Führer nicht verhehlen,
Vor denen nicht der Ruf dies Lied verſchwieg.
Denn mehr iſt, als ein halbes Heer zu zählen
Des Kriegers Muth und Meinung ſelbſt, im Krieg!
So zogen denn ſie mit den müden Schaaren
Zurück des Wegs, den ſie gekommen waren.

Doch als nun Dietrich in der Heimath Mauern
Zurückkam, in des kranken Sohns Gemach
Und der ihn anſah mit verſchloßnem Trauern
Und mehr als Wort ſein mattes Auge ſprach;
Da trat an's Lager er mit leiſen Schauern,
Indeß ein Blitz vom ſtolzen Aug' ihm brach,
Als er die Kunde, ſtatt von frohen Siegen,
Vom Rückzug bracht' und fruchtlos eiteln Kriegen.

Da wilder loderte des Zorns Gewitter
Bei dem Gedanken, und er rief empört:
„Ha welche Schmach! von ſolchem armen Ritter,
Der nichts beſitzt als Burg und Roß und Schwert,
Das zu erdulden! Traun! die Schmach iſt bitter,"
Rief Otto, „wahrlich nimmer noch erhört!
O wär' ich doch mit Euch zu Roß geſtiegen!
Weit beſſer todt, als ſolchem Feind erliegen!"

„Gemach, mein Sohn!" ſprach Dietrich, „und erreichet
Ihn nicht der Waffen Macht, nicht Schwert, nicht Brand,
So giebt's noch eine Macht, die keiner weichet,
Gerechtigkeit im heil'gen, deutſchen Land!" —
Er rief's, und eh des Tages Strahl erbleichet
Ward Botſchaft an den Rechtshof fern geſandt,
Wo ſelbſt der Kaiſer zu Gericht geſeſſen
Graf Hugo's frevle Unthat zu ermeſſen.

Der Biſchof Halberſtadts, ein naher Vetter
Von Orlamünda's fürſtlichem Geſchlecht,
Erbot dem jungen Otto ſich zum Retter,
Vertheid'gen wollt er vor dem Thron ſein Recht,
Er wußte Herzen wie der Wind die Blätter
Zu regen, durch ſein künſtlich Wortgeflecht.
Drum war er zum Geſandten weiſ' erleſen;
Auch war ſein Werk dies Eheband geweſen.

Und nichts verſäumte geiſtreich der Geſandte
Hell zu beleuchten die verruchte That,
Den Kirchenraub, den Bruch geweihter Bande
Und Alles, was der Frevler niedertrat,
Doch — ſei es nun, daß in Geheim Verwandte
Und Freunde Hugo zählt' im hohen Rath?
Kühn iſt es, ſolche Meinung zu bekennen!
Noch kühner das, was eben folgt, zu nennen:

Ja, ob vielleicht der Kaiſer ſelbſt mit Milde
An manchen frühen Waffendienſt gedacht,
Den Hugo ihm gethan im Schlachtgefilde,
Und früh're Neigung drum für ihn erwacht,
Nicht klar iſt dieß; — vielleicht auch das zum Schilde
Sich mancher gute Rechtsgrund ihm gemacht, —
Gnug, Tag für Tag blieb die Entſcheidung liegen,
Laut rief die Klage, doch die Richter ſchwiegen,

Und während nun, ob ſo getäuſchtem Streben
Ins Herz der Gegner bitt.er Gram ſich goß,
So hieß es, Hugo führ' ein freudig Leben
Auf ſeiner Veſte, frei und wolkenlos.
Das Fräulein, das ſich liebend ihm ergeben,
Leb' als ſein Weib auf ſeinem Felſenſchloß;
Da drangen nagender des Haſſes Schmerzen
In der Beleidigten zerſtörte Herzen.

Dritter Geſang.

Wohl goß vom Aug' der holden Adelgunde
Sich täglich neuer Glanz in Hugo's Sinn,
Sie ruht an ſeiner Bruſt, in ſtiller Stunde;
Und ging er von der theuren Herrſcherin,
So rief ſie ihn zurück mit ſüßem Munde. —
So floſſen ſchmerzlich ſel'ge Tage hin,
Denn die Gefahr, die ihrem Hugo drohte,
Die ſchien auch ihr des eignen Todes Bote.

Verſöhnung hatt' er ſeit den ſtillen Tagen
Mit Adelgundens Vater wohl geſucht;
Und jede Sühnung bittend angetragen,
Auch hätt' ihm nicht der ſchwache Greis geflucht,
Doch Dietrich rief: „Wie darfs der Frevler wagen
Zu flehn, wo er behält des Raubes Frucht?
Er ſpottet unſer in den feſten Mauern;
So müß' auch ewig unſre Feindſchaft dauern!"

So ſchwanden denn der Hoffnung letzte Reſte,
Sich zu verſöhnen ritterlich und recht.
Der fremde Wandrer ſah nach Hugo's Veſte
Und dachte: Nun, hier gilt wohl Macht für Recht!
Der triumphirt in ſeinem Adlerneſte,
Beſchimpfend ſeiner Ahnen fromm Geſchlecht. — —
Dort war für Regenſtein und Adelgunden
Indeß geſichert, mancher Tag verſchwunden.

Doch, konnte nichts ſein ſchnelles Roß erreichen
Und drang zu ihm die Macht der Waffen nicht,
Und wußt' er ſelbſt die Strenge zu erweichen
Der Richter, in dem weltlichen Gericht;
Noch ein Gerichtshof lebt, in dunkeln Reichen,
Den keine Furcht und keine Macht beſticht.
Vor ihm erbebt das Qualgefühl der Sünden;
Und Gott gleich, weiß Verborgnes er zu finden.

Einſt hatte Nacht die finſtern Rabenflügel
Gebreitet über Flur und Hain und Bach,
In tiefem Schweigen lagen Thal und Hügel;
Nur Adelgund und Hugo ſaßen wach
Noch im Geſpräch; geſchloſſen jeder Riegel;
Da hörten ſie im ruhigen Gemach
Drei dumpfe Schläg' ans Thor, die dröhnend ſchallten
Und furchtbar in den Gängen wiederhallten.

Und als im Oſt es kaum begann zu tagen,
Da fand, erbleichend Hugo, an dem Thor
Die fürchterliche Ladung angeſchlagen
Der heil'gen Vehm, die ihn zum Ziel erkor;
Und ihn beſchied, am Kreuzweg nach drei Tagen,
Stumm zu erſcheinen in des Abends Flor,
Von dort aus werd' er vor Gericht gelangen,
Das Urtheil ſeiner Unthat zu empfangen.

Ha! rief der Ritter, und um Adelgunden
Schlang er den Arm, mit ſchmerzlich wildem Blick,
Wie ich dich jetzt mit dieſem Arm umwunden,
So geb' ich auch im Tod dich nicht zurück!
Wer ſind ſie, die im Dunkeln ſich verbunden?
Nicht ihnen unterwarf ich mein Geſchick.
Ich werde nicht auf ihren Ruf erſcheinen;
Sie mögen hier mich ſuchen, bei den Meinen.

Vergebens nun war Adelgundens Flehen,
Zu trotzen nicht der furchtbar dunkeln Macht. — —
Zum drittenmal umhüllte Wald und Höhen
Mit ihrem düstern Trauerflor die Nacht.
Entschlossen war der Ritter, nicht zu gehen;
Doch schlaflos ward die grause Zeit durchwacht;
Und jetzt, als nahe schon der Morgen graute,
Da tönten wieder die Entsetzenslaute.

Die dumpfen, schaudervollen Schlägen klangen
Aufs neue dreimal, mahnend, an das Thor! —
Aus Adelgundens holden Augen drangen
Jetzt Thränen, strömevoll und heiß, hervor;
Auch Hugo war vom innern Schmerz befangen;
Unruhig schnell flog seine Brust empor.
Doch strebt' er, es der Freundin zu verschweigen;
Nicht ganz ihr weiblich furchtsam Herz zu beugen.

Und fest noch wollt' er den Entschluß erfüllen
Sich nicht zu stellen vor der dunkeln Macht.
Noch mehr befestigt er die Burg im Stillen,
Im ärgsten Fall aufs Aeußerste bedacht.
Und seinen Treuen nannt' er seinen Willen;
Und wollt' erwarten die Entscheidungsnacht,
Doch ihn verfolgt ein düstres Vorempfinden,
Als wollt' es Unversehn'es ihm verkünden.

Und bei des nächsten Morgens goldnem Schimmer
Saß Hugo, einsam denkend sein Geschick;
Da trat sein eigner Burgvoigt in das Zimmer
Mit ernstem Anstand; — und vor Hugo's Blick
Stieß in den Tisch, mit tödtlichem Gestimmer,
Er einen Dolch, und trat dann streng zurück.
Und sprach, mit Tönen, die vom Innern kamen:
„Herr Graf, ich komm' in heiliger Freien Namen!"

Ihr wißt es, daß ich ſtets in jeder Fehde
Treu und gewärtig Eurem Willen war,
Jetzt aber iſt vom höhern Recht die Rede!
Und Euch zu warnen ſtell ich hier mich dar.
Die Stunden fliehn mit raſchem Flug, und jede
Verdoppelt Eure tödtliche Gefahr!
Ihr habt im fremden Land nicht ſo vernommen,
Zu welcher Macht die heil'ge Vehm gekommen."

„Die, gleich dem Lichtſtrahl, ins Verborgne dringen,
Und den geheimſten Fehl zur Rechnung ziehn;
Und hättet Ihr des ſtarken Adlers Schwingen,
Ihr würdet nicht den Schrecklichen entfliehn!
Allgegenwärtig ſind ſie; Euch umringen
In Eurer eignen Burg die Rächer kühn!
Noch drei ſind, außer mir, von Euren Kriegern,
Die angehören jenen dunkeln Siegern."

„Drum eilt, das Widerſtreben zu vergüten!
Und ſtellt freiwillig Euch in nächſter Nacht.
Ich ſelbſt will Euch geleiten, Euch behüten,
Bis zu dem Ort, wo Recht im Dunkeln wacht."
Der Graf vernahm des treuen Mann's Erbieten;
Erſchüttert hört' er, was er nie gedacht.
Und ſo ergab er männlich, ſich im Stillen,
Des unabänderlichen Schickſals Willen.

Und gegen Abend rüſteten die Beiden
Sich ſtill zu dem verhängnißvollen Gang;
Doch jetzt — von Adelgunden ſollt' er ſcheiden!
Die zärtlicher und heft'ger ihn umſchlang.
„O könnt' ich mit dir! Unnennbares Leiden;
Erfüllt die Bruſt mir!" rief ſie ahnungsbang.
Wohl klang es wieder auch in ſeinem Herzen,
Doch kämpfend barg er ihr die tiefen Schmerzen.

Aa's Fenſter traten ſie, und ſahn im Weſten
Sich Wolken fahl und glühend düſter ziehn;
Erſchüttert bebten ſchon des Himmels Veſten
Und Wetterwolken ſah man leuchtend ſprühn;
Die Eichen krachten in den ſtarken Aeſten,
Vom Sturm durchraſ't, der ganz entfeſſelt ſchien.
Aufwirbelte der Staub auf allen Wegen,
Und kam dem Abend dunkeltrüb entgegen.

„O, rief ſie, jetzt ſollt' ich dich laſſen können?
In all den Schrecken?" — und ſie ſtanden lang
Noch Aug in Aug und konnten ſich nicht trennen,
Bis auch in Hugo's Blick die Zähre drang,
Die bittre, glüh'nde. — Liebend fühlt' er brennen
Ihr Herz, als er noch einmal ſie umſchlang:
Das gab ihm Kraft zum Unvermeidlichharten
Und muthig ſtürzt' er fort, des Voigts zu warten.

Unmöglich war's, die Zarte mitzunehmen,
— Auch hätt' er's nicht im grauſen Sturm gewollt; —
Er mußte ſich nach dem Gericht bequemen,
Das Keinen nahen ließ, der nicht geſollt.
Sie blieb dann heim in hoffnungsloſem Grämen,
Von fernen Donnern fürchterlich umrollt.
Der Ritter fand den Voigt ſchon an der Pforte,
Und ſprach zu ihm mit ſchmerzbeklommnem Worte:

„Ach! eins nur laßt mich bitten von dem Treuen,
Der einſt als Herrn mir hold gewärtig war,
Die grambewölkte Seele zu erfreuen:
Ob auch ein menſchlich Weſen immerdar
Als fremde Zeugen die Verborgnen ſcheuen;
Nur den Gefährten jeglicher Gefahr,
O, nur mein liebes Roß laßt mich begleiten!
Stets war's mit mir, in gut und böſen Zeiten."

Gerührt, den Herrn so kindlich weich zu sehen,
Dem er mit Lieb' und Ehrfurcht zugethan,
Vermochte nicht der Voigt zu widerstehen;
Zu Roß trat den freiwill'gen Weg man an.
Die Blitze, zuckend aus den Wolkenhöhen,
Erleuchteten mit Grausen ihre Bahn;
Und Donner gingen murrend dumpf mit ihnen
Als wollten sie zum mächt'gen Führer dienen.

Ein Felsendamm, man nennt's die Teufelsmauer,
Zieht sich von Blankenburg bis an den Rand
Des Abgrunds; dies Gestein von ew'ger Dauer
Wölbt sich zu Höhlen in der Felsenwand:
Dort wohnten die geheimnißvollen Schauer,
Der heil'gen Vehm, dort webt' ihr Geisterband,
Und dort, von Nacht und Einsamkeit umgeben,
Entschied sie herrschend über Tod und Leben,

Wie sich ein Vorland streckt im Meereisweiten,
Zieht sich der Felsendamm und endet dort.
Der tiefe Abgrund gähnt zu beiden Seiten
Ganz dicht an dem verhängnißvollen Ort.
So weit die deutschen Gauen sich verbreiten,
Berührt ihn schüchtern nur des Volkes Wort.
Jetzt schmetterten verstärkte Donnerschläge,
Aus dichter, rabenschwarzer Nacht herab.

Erreicht war nun das Ziel vom dunkeln Wege,
Die Felsen starrten lautlos wie das Grab. —
Sie hielten in dem äußern Felsgehege,
Das die geweihte innre Höhl' umgab;
Am Eingang band der Graf sein Roß an Sträuche
Und ging hinein zum dunkeln Schreckenreiche.

Vierter Geſang.

Des Landes Erſte hatten ſich verbunden
Zu hegen hier untadliches Gericht.
Wenn lang vom Himmel ſchon die Sonn' entſchwunden,
Entflammte ſich ihr mitternächt'ges Licht,
Jetzt ſaßen in der ſchaurigſten der Stunden,
Sie ſchweigend mit verhülltem Angeſicht;
Nicht Rang und Stand hier, die verbundnen Rächer
Erharrten treu gemeinſam den Verbrecher.

Und ſieh! ein Jüngling trat in ihre Mitte
Hochſchlanken Wuchſes, herrlich anzuſehn,
Mit unbehelmtem Haupt, nach Ortes Sitte,
Mit glühnder Wang, und dunkler Locken Wehn;
Nicht Stolz, nicht Demuth lag in ſeinem Tritte,
In jedem Zug ſein Antlitz edel, ſchön.
Und Augen hob er, die in tiefer Bläue
Den Himmel malten, Lieb' und Muth und Treue.

So ſieht kein Sünder aus! — Rief Mancher leiſe; —
Er öffnete den anmuthsvollen Mund,
Und ſprach: Ihr ſtrengen Herrn in dieſem Kreiſe!
Ich ſtelle mich vor Euren Richterbund.
Vielleicht wohl fehlt' ich in der Art und Weiſe,
Doch gut und recht iſt meiner Sache Grund.
Aufrichtig will ich Alles euch bekennen,
Was mich verklagt und mich entſchuldigt nennen.

Fünf Jahr' nun sind's, seit ich aus fremden Landen
Mit meinem Kaiser froh zur Heimath kam;
Ich hatte seine Kämpfe treu bestanden
Im Land Italia; doch was ich vernehm,
Was wir auch hier vom Leid der Schwächren fanden,
Erfüllte mein zu fühlend Herz mit Gram;
Und eh' ich ausgeruht von blut'gen Zügen
Flog ich aufs neu, für leidend Recht zu kriegen.

Kuno von Kefernburg war eng verbunden
Mit meinem Vater, der den frühen Tod,
— Ich war noch Kind, — im Feld des Ruhms gefunden,
Gleich meiner Mutter, noch im Morgenroth. —
— Nicht denk' ich meiner Kindheit trüben Stunden! —
Jetzt war der Graf von Feinden hart bedroht:
Die mächt'gen Grafen Orlamünds umzogen
Die Kefernburg, gleich finstern Meereswogen.

Ein wichtig Dorf betrafs auf beider Grenzen,
— Das aber rechtlich Kefernburg gehört; —
Schon wollte Sieg das Haupt der Gegner kränzen,
Vom Sturm war die umschloßne Burg zerstört;
Als meine Reis'gen durch den Thalweg glänzen;
Da ward der Unstern bald in Glück gekehrt,
Wir überflügelten die Ueberreichen
Und brachten sie, trotz ihrer Macht, zum Weichen.

Und zogen nun als Sieger in die Veste. —
Ja, da war Lust und frohes Wiedersehn!
Willkommen waren wir als theure Gäste,
Und durften nicht sobald von dannen gehn.
Der greise Kuno pflegt' uns auf das Beste;
Und drang in mich, ihm offen zu gestehn,
Womit er mir die Rettung möge lohnen?
Nichts sei zu hoch ihm, wärens Reich und Kronen.

Wie hätt' ich Lohn für Rechtthun fordern mögen?
Ich trat erröthend ob dem Wort zurück,
Und bat des Vaters Freund um seinen Seegen,
Als einz'gen Lohn für treues Kämpferstück.
Doch fühlt' ich bald an raschern Herzensschlägen,
Es werde heut' entschieden mein Geschick,
Denn Adelgunde trat mit sanfter Milde
In das Gemach, gleich einem Engelbilde.

Ich blutete aus mancher leichten Wunde;
Das regt' in ihr des Mitleids zarte Huld,
Sie pflegte mich, heilbringend, jede Stunde,
Mit sitt'ger und doch zärtlicher Geduld. —
Erhörung trank ich von dem holden Munde,
Als ich ihr bang gestand die süße Schuld.
Auch sie hatt' ersten Blickes mich erkohren,
In Lieb und Treu; — sie hat mir's oft geschworen.

Jetzt wagt' ich's, des Versprechens zu gedenken,
Womit beim Gruß der Vater mich beehrt,
Ich fleht' ihn, Adelgunden mir zu schenken!
Sei ich nicht reich, sei gut doch Herz und Schwert.
Auch nie befleckt von Schuld und bösen Ränken,
Sei meiner Väter Burg wohl ehrenwerth. —
Da schloß er mich ans Herz mit frohem Regen,
Und führt' als Braut die Tochter mir entgegen.

Hätt' ich gleich da den Hochzeittag erkohren,
Erspart wohl hätt' ich mir viel bittern Schmerz! —
Da drang das Weh der Christen mir zu Ohren,
Vom fernen Orient, drang mir's ins Herz! —
— Oft hab' um Irrthes, Eignes ich verloren;
Doch fern von mir sei deshalb Reu und Schmerz! —
Ich schwur in dem begeistert muth'gen Streben,
Nicht eh der holden Ruh' mich zu ergeben;

Nicht zu entlaſten von dem Stahl die Glieder,
Und zu beſitzen meines Lebens Stern,
Bis ich gekämpft für die bedrängten Brüder,
Bis ich entrichtet meine Schuld dem Herrn.
„Leb wohl, mein Lieb! ich ſeh' dich rühmlich wieder!
Leb wohl, mein Herz! bleib treu mir, nah und fern!
Dir wird, und hemmt auch Tod mein Wiederkehren,
Mein letztes Herzblut ſterbend noch gehören!“

Sie ſank mir an die Bruſt mit' lautem Weinen
Und gab auch mir der ew'gen Treue Schwur; —
Beklommnen Herzens ordnet' ich die Meinen;
Wir zogen von der lieben Heimathflur,
Uns bald dem Kreuzheer muthig zu vereinen,
Das bald darauf das weite Meer befuhr.
Doch als die Kreuzpaniere leuchtend flogen
Ward auch mein Sorgen himmelan gezogen.

Ich kämpfte redlich; feſt in dem Vertrauen
Auf der Geliebten und des Vaters Wort.
Jetzt kehrt' ich wieder zu der Heimath Auen,
Beflügelt eilt' ich nach dem theuren Ort;
Da hört' ich, — weh! mit namenloſem Grauen
Man feire morgen prächt'ge Hochzeit dort;
Mit einem Andern geh' zum Ehebunde
Mein Augenlicht, mein Leben, Adelgunde!

Und mit demſelben, den ich einſt beſtritten,
Zu retten Kefernburg vom Untergang! —
O wär Graf Treuhelm noch in ihrer Mitten!
Der Bruder Kuno's, doch er iſt ſchon lang
Auf fernen Kriegszug; nie hätt' er gelitten,
Daß mein geharrt ſo ſchrecklicher Empfang.
Vertheidigt hatt' er damals Kuno's Veſte
Als wir erſchienen, hoch willkommne Gäſte.

Doch er iſt fern, der Ritterugend Spiegel!
Sonſt ſpräch' er wohl für mich ein zeugend Wort! —
Ich eilte nun, auf wilder Unruh Flügel,
Zu eines Freundes Burg, nicht fern dem Ort.
Ach! Alles gab mir meines Unglücks Siegel,
Und ihrer Untreu! — Wahnſinn riß mich fort.
Schon war ich dran, ſo wilde Pein zu kürzen,
Selbſtmörd'riſch mich ins eigne Schwert zu ſtürzen.

Da kam mir plötzlich eine Himmelskunde,
Und ſchnell war der entflammte Schmerz geheilt;
Von meinen Knappen Einer, war, zur Stunde
Der Nacht, zur nahen Kefernburg geeilt,
Sein Liebchen dort zu ſeh'n, der Adelgunde
Als treuen Dien'rin ihr Vertrau'n getheilt.
Er flog zurück mir freudig zu verkünden,
Was neu das Leben konnt' in mir entzünden.

Als Adelgunde meine Näh' vernommen,
Da war ein neuer milder Hoffnungsſtrahl
In ihrem thränenmatten Aug' entglommen;
Heil mir! die Treue theilte meine Qual!
Und ſie beſchwor mich, auf die Burg zu kommen,
Zu retten ſie, von der verhaßten Wahl!
Kurz ſei die Zeit; und könn' ich nicht ſie retten,
So werde Tod zerſprengen ihre Ketten.

Jetzt war die Seele mir zurückgegeben,
Die ſchon entflohen faſt im mächt'gen Schmerz,
Denn jedem Streich des Schickſals widerſtreben,
Das kann und ſoll ein edelmüth'ges Herz;
Nur wenn in Untreu ſeines Lebens Leben
Sich ihm entriß; wenn Heil'ges ward zum Scherz,
Dann darf man nicht mit dem Zerſtörten rechten! —
Ich kehrte wieder zu des Lebens Mächten.

Graf Kuno's reiche Nachbarfluren hatten
Schon längst gereizt der Orlamünder Blick;
So wollten sie in Adelgundens Gatten
Ihm einen Erben bieten für sein Glück.
Und er, den Jahr' und Krankheitsschwäch' ermatten,
Er wies den Glanz des Antrags nicht zurück.
Zu sichern, meint' er, seiner Grenzen Frieden:
Und so war Eid und Treu dahin geschieden.

Was aber heft'ger meinen Zorn entflammte,
War das, was in der Gegend ich vernahm;
Wenn seinen Eidbruch oft der Greis verdammte,
So sprach man, zu beschwicht'gen seinen Gram:
Kehrt auch zurück der arme Hochentstammte,
Leicht macht man den erzürnten Löwen zahm!
Ein Sämmlein Golds, dem Erbtheil angemessen,
So wird er Braut und Hochzeit bald vergessen!

Sagt, ob dies Alles — ob — o Gott! vor Allen
Nicht Adelgundens heil'ge Thränenflut,
Mir heiß und schwer mußt' auf die Seele fallen?
Nicht reizen mußte meine glüh'nde Wuth?
So wie die Worte mir zu Ohren schallen
Flieg ich zu Roß, mit ungezähmtem Muth;
Ich kam zur Burg mit wildem Herzenspochen,
Eh' noch das Ja, das schreckliche, gesprochen.

Ihr wißt das And're, was sich zugetragen!
Wie ich zur Kirche stürzte rachentbrannt,
Die Knappen Kefernburgs, aus jenen Tagen
Des Kampfs mir noch mit Achtung zugewandt,
Sie schienen selbst im schlichten Sinn zu klagen,
Daß solchen Lohn ein treuer Kämpfer fand.
Unaufgehalten eilt' ich durch die Reihen,
Die Braut, mein Weib, mir siegend zu befreien!

Daß, als ſich Otto mir entgegenſtellte,
Ich in gedrungner Nothwehr mit dem Schwert
An heil'ger Stätte meinen Gegner fällte, —
Ich glaub' es wohl, daß dies die Schuld vermehrt!
Doch ſtets, wie hoch die Flut der Fehler ſchwellte,
Hat Gott die Noth mehr als die Schuld gehört.
Und traun, nicht froh iſt uns die Zeit verſchwunden,
Nicht Herzen ziemend, die ſich neu gefunden!

In unſer Glück war Wermuthsthau gefloſſen,
Und Reinſtein heiß auch drum der Regenſtein!
Denn viele Thränen, die wir dort vergoſſen
Sie wuſchen ſicher von der Schuld uns rein!
— Jetzt hab' ich treu das Herz Euch aufgeſchloſſen;
Und möge Gott mir Zeug' und Richter ſein!"
Er ſchwieg, ſein lichtes Aug' zur Erde ſenkend;
So ſchwiegen auch die Richter, ernſt und denkend.

Fünfter Gesang.

Ob auch mit Schrecken aus den Unterreichen
Bewaffnet war, der strenge Richterbund,
Doch waren Menschen nur die Geistergleichen;
Und ganz untrüglich spricht kein ird'scher Mund;
So mußt' oft Gutes der Verblendung weichen,
Denn Lieb' und Haß beherrscht das Erdenrund.
Und in gerechter Richter besten Willen
Drängt Andrer Gunst und Abgunst sich im Stillen.

So glänzt' in diese nächtlichen Gebiete
Noch selbst der Schimmer ird'scher Macht herein;
Aus Orlamünda's fürstlichem Geblüte
War Mancher in dem richtenden Verein;
Auch Halberstadt, der still nach Rache glühte,
Sann nur, den Feind dem Untergang zu weih'n.
So regt' sich leis' und lauter, neu die Klage
Und Tod und Leben lag auf schwanker Wage.

Da stand aus der Verhüllten ernstem Kreise
Ein Richter auf, von herrlicher Gestalt;
Er sprach: „bedarf es für das Recht Beweise,
So hab' ich sie, in freudiger Gewalt!
Graf Treuhelm bin ich, den von weiter Reise
Gott eben führt zum düstern Aufenthalt.
Als Zeuge tret' ich auf, und so erscheine
Mein Antlitz frei im rächenden Vereine."

Er nahm die Hülle von den edeln Zügen,
Und hoch ſtand Kuno's tapfrer Bruder da;
Der Freude meinte Hugo zu erliegen,
Als er vor ſich den theuren Retter ſah,
„O Gott!“ rief Treuhelm, „laß die Unſchuld ſiegen!
Ich ſah es, was er that und was geſchah!
Wenn ihm Vergangnes nicht das Wort darf führen,
So mag ihr Stimmrecht Menſchlichkeit verlieren!

Er hat, als unſre Kräfte ſchon geſchwunden,
Des Bruders Burg vom Untergang befreit;
Dann, in getreuer Glut für Adelgunden,
Sich dennoch ſtreng des Ritters Pflicht geweiht.
Und welchen Lohn hat er dafür gefunden!
Welch ſchrecklicher Empfang war ihm bereit't!
Entbehrt hatt' er der ſüßen Minne Freuden,
Zu mildern fern bedrängter Brüder Leiden.

Und während dem entreißt man ihm das Leben
In der verſprochnen heißgeliebten Braut!
— Und wenn er nun, in der Verzweiflung Streben,
Nicht auf des Ortes Heiligkeit geſchaut,
Wer wagt ſich drob zum Richter zu erheben?
Das Unrecht, das er litt, ich zeug' es laut,
Gleicht einem Felſenſtück, ſein Fehl dagegen
Iſt klein und leicht und mag kein Sandkorn wägen.

Und alſo möge Gott uns richten, Brüder,
Wie wir jetzt richten über That und Grund!“ —
Der edle Treuhelm ſchwieg; und hin und wieder
Ging Beifallsflüſtern durch den Richterbund.
Doch Rachſucht ſchlug die milde Regung nieder,
Und gab ſich ſiegend durch die Mehrzahl kund;
„Nein! „rief die Menge“, unverſöhnt zu rächen,
So ſchwuren wir, das frevelnde Verbrechen;

Er hat den Tod verdient nach unſern Pflichten;
So treffe ſcharf des Rächers Dolch ſein Herz! —"
Der Ritter ſtand verſteint, in ſeine lichten
Muthvollen Augen drängte ſich der Schmerz.
„Nun dann! ſo mag Gott der Allmächt'ge richten!"
So rief er laut, und blickend himmelwärts,
Floh durch den Kreis er zu des Einganges Schwelle
Wo noch ſein Roß ſtand an der ſichern Stelle;

Und wie ein Blitzſtrahl war er in den Bügel,
Des muth'gen Roſſes, deſſen Kraft ihm kund,
Zur Seit' es werfend mit verhängtem Zügel,
Setzt er hinunter in den tiefen Schlund. —
„O weh ihm! hat er nicht des Adlers Flügel!
Der hat ſich ſelbſt gerichtet!" tönt' es rund.
Dann klimmte man hinab die ſchroffen Steine,
Zu ſuchen des Zerſchmetterten Gebeine.

Doch welch ein Wunder! o allmächt'ge Güte!
— Die Schöffen trauten ihren Augen kaum; —
— So eben roſig, zwiſchen Bergen, glühte
Herauf der Morgen und beſchien den Raum. —
Sie ſah'n den Ritter, welcher betend kniete,
An grünem Moorgrund, wie ein Bild im Traum,
Die Mähne freudig ſchüttelnd ſtand daneben
Sein ſchönes Roß, und grüßt' ihn froh im Leben.

Und Staunen füllte nun der Richter Herzen;
Nein hier hat Gott gerichtet! ſagten ſie;
Kein Sterblicher darf mit der Allmacht ſcherzen,
Die dieſem ſichtbar ihre Kraft verlieh.
— Geendet waren nun der Liebe Schmerzen,
Und Adelgund' und Hugo ſchieden nie.
Denn Gottes Urtheil ſteht, den Kampf zu ſchlichten
Hoch über allen menſchlichen Gerichten.

Nachwort.

A. Müllner an Luiſe Brachmann.

Du willſt mein Urtheil hören vom Gedichte,
Das Quellenklar aus deinen Saiten wallt?
Der alte Wahn, daß Gott durch Wunder richte,
Lebt auf in neuer, freundlicher Geſtalt,
Gerechtigkeit führt trügende Gewichte,
Sie dient dem Staate träg um Jahrgehalt,
Kaum gut genug für Schuldner und für Diebe;
Nicht Richterin der Herzen, nicht der Liebe.

Kann Lieb' ihr Thun je nach den Regeln wägen,
Die man erdacht für irdiſchen Verkehr?
War bei der trocknen Satzung ſie zugegen?
Vergönnte man ihr Rückſicht und Gehör?
Wer iſt befugt, ihr darnach Recht zu pflegen?
Wer leiſtet für ihr Eigenthum Gewähr?
Von ihrem Haupt die Unbill abzuwenden,
Heiſcht ſie, mit Recht, von unſichtbaren Händen.

Den Glauben ſoll die Sängerin verbreiten,
Die ſich zum Mund Urania erkor.
Die Liebenden, die mit dem Schickſal ſtreiten,
Gern neigen ſie der Tröſtenden das Ohr;
Des Herzens Kraft quillt aus Apollo's Saiten,
Des Tones Fittich trägt den Muth empor,
Und Wahrheit werden fabelhafte Sagen,
Wenn mit dem Lied wir in der Bruſt ſie tragen.

2.
Romanzen und Balladen.

Der Troubadour.

Treu der heil'gen Ehre Schwur,
Wie der ſüßen Macht der Lieder,
Kam aus manchem Kampfe wieder
Ritterlich der Troubadour.

„Schöne Herrin, ſei gegrüßt!“
— Sprach er zu der hohen Schönen, —
„Die mit ſeinen wärmſten Tönen,
Einzig mein Geſang umſchließt!

Liebend kehr' ich dir zurück;
Sieh, ſo manche Lorbeerblüthen
Brach ich in der Schlachten Wüthen,
Und dir weih' ich Ruhm und Glück!

Gibſt du doch dies theure Pfand,
Dieſen Ring von klarem Golde,
Endlich langer Treu, du Holde,
Mit der weichen ſanften Hand!“

„Armand, edler Troubadour!“
— Sprach die Dame drauf entgegen, —
„Immer warſt, mit Harf' und Degen, —
Du getreu der Ehre Schwur!

Längs an der Garonne Strand,
Wie an vaterländ'ſcher Rhone,
Nennt man dich der Ritter Krone,
Und der Sänger, weit im Land.

Vieles haſt du ſchon vollbracht;
Doch, das Schönſte zu vollbringen
Iſt für frommer Ritter Klingen
Dort im Sturm der Maurenſchlacht.

Aus caſtilliſchem Geſchlecht
Zähl ich dort noch Anverwandte;
Mauren wüthen jetzt im Lande
Unterjochend Sitt' und Recht;

Armand, edler Frankenheld,
Liebſt du wirklich mich von Herzen,
Lindre dann der Brüder Schmerzen!
Und für Liebe kämpf' im Feld!

Kömmſt du dann vom Sieg zurück,
Dann mein Treuer, winkt zum Solde
Dir der Ring aus klarem Golde,
Und uns winkt der Liebe Glück. —

Da des ſchönen Auges Licht
Schlug der Ritter traurig nieder;
Doch er hob es glänzend wieder,
Sprechend: „Solches ſei mir Pflicht.“

Und es that der Aroubadour
Treu gehorsam dem Befehle;
Denn dem Namen glich die Seele:
Armand, hieß er, Portamour.*)

Zwar mit Trauern zog er fort
Aus der Herrin süßen Blicken,
Doch Gedanken, voll Entzücken
Sandt' er noch zum theuern Ort.

Heiß nun kämpft' er in der Schlacht,
Mit castilischen Geschwadern
Und das Blut aus seinen Adern,
Floß oft, willig dargebracht.

Doch es war der Mauren Wuth
Nun gedämpft, da kehrt' er wieder,
Heimwärts bei dem Klang der Lieder
In der Hoffnung Morgenglut.

Und der schönen Herrin Schloß
Konnt' er schon von Weiten sehen,
In dem Thal der Pyrenäen,
Wo der Adour sich ergoß.

Nur ein dunkler Hain noch war
In dem Grund zurück zu legen;
Trauend seinem tapfern Degen
Dacht' er nimmer an Gefahr.

Da auf einmal stürzt' ein Hauf
Falscher Mauren wie Gewitter
Rachedürstend auf den Ritter,
Die der Schlacht entflohn im Lauf.

*) Altfranzösisches Rittergeschlecht.

Schnell das Schwert im Kampfgewühl
Ließ die tapfre Rechte blinken,
Aber feſt in ſeiner Linken
Hielt er noch das Saitenſpiel.

Doch umſonſt des Helden Muth!
Vor der Ueberlegnen Streichen
Mußten Kraft und Leben weichen
Und entfloß das edle Blut.

Aber als er ſterbend fiel
Fleht' er noch: ſo nehmt mein Leben!
Gold und Rüſtung will ich geben,
Laßt nur, laßt mein Saitenſpiel!

Und der wilden Räuber Herz
Ward von ſeiner holden Stimme
Wunderbar bewegt im Grimme,
Ehrend ſeinen Todesſchmerz.

Nur der ſchönen Rüſtung Werth
Ward der rohen Habſucht Beute,
Doch entweichend, ihm zur Seite,
Ließen ſie noch Harf' und Schwert.

Dankbar drückt' er ſie ans Herz;
„O Ihr lieben, treuen Beiden!"
Rief er, „ſagt Ihr nach dem Scheiden
Nun der Schönſten meinen Schmerz!

Heil! in Gottes Dienſte fand
Und in ihrem ich mein Sterben!
Und ein Grab durft' ich erwerben
Ihr ſo nah auf eignem Land." —

Und er hob ſich blutend auf,
Schlang mit letzter Kraft die Zeugen
Seines Todes zu den Zweigen,
Eines nahen Baum's hinauf.

Heilig Schweigen war im Hain
Wie in eines Tempels Hallen;
Und die frommen Nachtigallen
Wiegten ihren Bruder ein. —

— „Armand! edler Troubadour!“
Rief die Dame vom Balkone,
„Nahſt du nie, der Ritter Krone?
Holder Armand Portamour!?“

Doch ihr Kämpfer hörte nicht;
Nicht mehr war vom Liebesbunde
Jetzt die Red', in ernſter Stunde,
Noch von froher Hochzeit Licht.

Schönſte, haſt ihm wohl zu weit
Ausgeſetzt das Ziel der Liebe!
Für den Krieger ſenkt oft trübe
Schnell ſich Licht in Dunkelheit. —

Und die Kunde ward ihr bald;
Kämpfend iſt dein Held geſunken. —
— Da verloſch ihr Freudenfunken
Und ihr Kleinod ward der Wald.

In geweihtem Boden ruht
Nun der Reiz der ſchönen Glieder;
Und ſie ſinkt oft betend nieder
Bei dem Kämpfer hold und gut.

Und als ſtilles Heiligthum
Ließ ſie rings den Baum begrenzen,
Wo noch Schwert und Harfe glänzen,
Ihres armen Lieblings Ruhm.

Wallte nun die Herrin hier,
Tönt' es aus den Laubgehegen
Ihr noch hold und ſüß entgegen:
„Meine Seele wohnt bei Dir!“

„Treu Dich liebt ich ſicherlich;
Fromm nach deines Worts Befehle,
Gab ich Gott die treue Seele;
Doch ſie lebt im Lied für Dich!“

Mag vom ſchönen Lebensport
Uns der Haß auch wild verdrängen,
Lebt doch in des Liedes Klängen
Noch des Dichters Seele fort.

Die nächtliche Harfe.

Bedrängt vom feindlichen Heere,
Sah der König mit trübem Muth,
Von seiner Burg am Meere
Hinaus auf die schwärzliche Fluth.

„Wann nahn sich meine Retter
Zu wenden der Knechtschaft Tod?
Wann blickt ihr, große Götter,
Herab auf meine Noth?“

Umsonst war all' sein Klagen,
Weit um erschien kein Freund; —
Und näher, das Letzte zu wagen,
Drang stürmisch der mächtige Feind.

Ein Held aus nordischem Lande
Liebte wohl seine Tochter schön;
Er warb zum Liebesbande
Um sie mit heißem Flehn.

Schön war er, seinem Muthe
Konnte nimmer ein Gegner stehn;
Doch entsprossen von feindlichem Blute
Versagt ihm der Vater sein Flehn.

Da entbrannte der Jüngling, mit Kriege
Er überflog das Land,
Zu erringen im stürmischen Siege
Des lieblichen Fräuleins Hand.

Schon war der König geſchlagen,
Verloren die blutige Schlacht,
Und er fürchtet' in wenigen Tagen
Den Untergang ſeiner Macht;

Da hatte ſeine Noth vernommen
Des großen Fingals Sohn;
Er hatte verheißen zu kommen
Am zweiten Tage ſchon.

Nun blickte der König ins Ferne,
Bei Sonn und Mondenlicht;
Es glänzten Mond und Sterne,
Kein Segel glänzte nicht.

Doch plötzlich erſchienen die Retter
Im Morgen, durcheilend das Meer
Und ſtürmten wie ein Wetter
Stracks auf das feindliche Heer.

Wohin Oſſian ſich wandte
Da war Verderben und Tod;
Kühn blitzte ſein Auge, es brannte
Seine Wange wie Morgenroth.

Nicht lang mehr widerſtanden
Die Feinde dem mächtigen Drang,
Ihr Führer ergab ſich den Banden
Als er ſchon verwundet ſank.

Nun zog der junge Sieger
In die Burg des Königs ein;
Es führten ſeine Krieger
Die Gefangnen hinterdrein.

„Willkommen, sprach der König,
Meines Freundes tapfrer Sohn!
Für deine Thaten zu wenig
Ist selbst der köstlichste Lohn.

Doch vergessen und ohne Gabe
Sollst du nicht scheiden von hier:
Das Theuerste, was ich habe,
Meine Tochter geb' ich Dir.

Sie glänzt in Schöne der Jugend;
Ihre Stimm' ist Harfen gleich;
Sie ist an weiblicher Tugend
Und an süßen Gesängen reich."

Er sprachs, und rief die Holde
Aus der stillen Kammer herein;
Umwallt von der Locken Golde,
Erröthend trat sie ein.

Ihre Augen glänzten, wie Sterne
Doch zitterten Thränen darin; —
Alle grüßten schon von ferne
Die schöne Sängerin.

Sie sah Ossian und es engte
Seinen Busen Lieb' und Glück; —
Es jauchzten alle, nur senkte
Der arme Gefangne den Blick. —

In Freude beim festlichen Mahle
Flossen nun die Stunden hin,
Bis mit Ruhe verkündendem Strahle
Der Mond am Himmel erschien.

Nun verließen die Gäste die Halle,
Jeder ſuchte das Lager der Ruh;
Der Schlaf ſchloß die Augen alle,
Nur Oſſians Auge nicht zu.

Er wachte noch, in die Fülle
Seiner liebenden Träume verſenkt;
Auf der Burg lag tiefe Stille,
Der Mond war mit Wolken umhängt.

Und rührende Tön' ergoſſen
Sich plötzlich mit ſüßer Macht;
Von der Harfe begleitet floſſen
Sie durch das Schweigen der Nacht.

Er lauſcht' und lauſchte lange,
Und des Fräuleins Stimm' er vernahm,
Sie ergoß im leiſen Geſange
Ihres Buſens ſtillen Gram:

„In Fingals hohen Hallen
Werd ich künftig traurig gehn;
An fremden Strömen wallen,
Den Geliebten nimmer ſehn!

Verſchwunden, ach verſchwunden!
Iſt meines Lebens Glück!
Ich laſſe bedeckt mit Wunden
Meinen edlen Geliebten zurück!

Ihn drücken ehrne Bande,
Es bricht ſein tapfres Herz,
Indeß mich im fremden Lande
Begleitet mein ewiger Schmerz!"

Nein wahrlich! das soll nimmer,
Rief der Jüngling, nimmer geschehn!
Deiner Augen holder Schimmer
Soll nicht in Thränen vergehn!

Dein Glück ist nicht verschwunden,
Du sollst nicht sterben für Schmerz;
Ich habe Feinde überwunden,
Jetzt überwind' ich mein Herz!"

Er riefs! und stillen Muthes
Harrt' er dem Morgenstrahl,
Dann, würdig Tremnors Blutes,
Eilt' er zum Königssaal.

Lebe wohl, o König der Meere!
Mich ruft das erwachende Licht
Zur Rückfahrt, doch ich begehre
Deine holde Tochter nicht!

Kannst du so treue Liebe verachten?
Mir bieten so theuern Lohn?
Und in Fesseln sollte schmachten
Ein edler Heldensohn?

Stets kam er von Schlachten als Sieger;
Ihm hat sich das Fräulein geweiht;
Vergiß dann endlich, o Krieger,
Den Haß, der die Väter entzweit!"

Und der König gerührt sich wandte
Zu enden der Liebe Schmerz;
Er löste des Helden Bande,
Und führt' ihn der Treuen ans Herz.

Altdeutſches Volkslied.

Es ritt ein junger Herr wohl dreißig Meilen,
Er kam wohl in einer Herberg rein.

Der junge Herr vom Roſſe ſprang.
Das goldne Kettlein um ihn klang.

Er ſah ein Mädchen gar hold und ſchön,
Doch blieb ſie ſittig von fern nur ſtehn.

Er bot der Wirthin des Goldes gar fein,
Zu ſprechen das liebliche Mädchen allein.

Man führte den Herrn in ein ödes Gemach,
Der Schimmer der Kerzen ſo düſter ſich brach.

Doch glänzend die Schönheit des Mädchens war,
Und glänzend des Jünglings Augenpaar.

„Sag an, o Mädchen, ſo hold und fein,
Biſt hier du geboren im wüſten Hain.

„Ach edler Herr ich ſollte wohl fliehn!
Doch fühl' ich es ſeltſam mich zu Euch ziehn.

Nein hier geboren das bin ich nicht,
Mir winkt aus der Kindheit ein ſchönres Licht.

Da wohnt ich im Schloſſe von Marmor und Gold
Mich pflegten die herrlichen Eltern ſo hold.

Da weh uns! wir zogen durch Waldes Gefahr,
Mich raubt' und verbarg hier die Räuberſchaar.

„O laß ſehn mich den Nacken von Locken umwallt!
Ihn zeichnet ein Maal in Apfels Geſtalt.“

Der junge Herr vom Sitz aufſprang,
Das goldne Kettlein um ihn klang.

Er riß das Mädchen wohl in den Arm,
Sie bebte von feurigen Küſſen ſo warm.

Sie wollte der feurigen Liebe entfliehn,
Doch thät er nur feſter ans Herz ſie ziehn.

„Was willſt du? warum die ſchüchterne Flucht,
Ich habe gefunden, was lang ich geſucht.

Geliebte, verlorne Schweſter mein,
Es harren die fürſtlichen Eltern dein.“

Er rief's und ſtieß in das Horn alsbald,
Da ſprengten die ſtattlichen Diener vom Wald.

Sie ſtürmten umringend das räubriſche Haus,
Und führten die Fürſtin, die ſchöne heraus.

Fern zog ſie an liebenden Bruders Hand,
Zum Herzen der Eltern in's Heimathsland.

Der Kampf.

Die Heere ſtehn im Morgenſchein
In funkelnder Waffenpracht,
Bald muß das Loos geworfen ſein,
Entſchieden die grauſende Schlacht,
Der Helme ſtolze Büſche winken,
Die Augen glühn den Tod zu winken.

Der Marſchall hatte ſich abgewandt
Von ſeinem König und Herrn,
Der tapfre, ſonſt im weiten Land,
Dem Ruhm ein leuchtender Stern,
Dem guten, dem edelſten König entgegen,
Zog jetzt er zum Kampf auf blutigen Wegen.

Fern hielt den König ein ſtärkerer Feind,
Hier ſchützten die Treuen ſein Recht,
Entgegen hier ſtand der Freund dem Freund,
Ein brüderlich Heldengeſchlecht.
Doch keiner ſchonte des Blutes Bande,
Das Rechte zu ſchaffen dem Vaterlande.

Und der Marſchall erſchien vor der blinkenden Schaar,
In ſiegender Hoheit Gewalt.
Ihm ſtellt gegenüber ein Jüngling ſich dar,
Ein Engel in Männer Geſtalt.
Er ſchimmert im Schmucke, die Federn winken,
Doch traurig die himmliſchen Augen blinken.

Das Blut der Brüder will ich nicht,
Nahm jetzt der Marschall das Wort.
Der bessern Einsicht heilige Pflicht,
Das Schicksal reißt mich fort.
Doch werde durch Zweikampf der Streit entschieden
Und grausendes Morden der Brüder gemieden.

Wählt einen, den der Kampfruhm ziert
Zum Gegner für mich aus,
Gefiels dem Ritter, der Euch führt — —
Gern wählt ich ihn zum Straus, —
Dem, der dann siegt ob Gegners Leben,
Sei Stadt und Kriegsmacht übergeben.

Da stürmten auf den Jüngling zu,
Die Führer zweifellos,
„Ja, edler Held, kämpfe Du?
An Rang und Tugend so groß.
Dir sei es willig übergeben,
Des Landes Heil, und Tod und Leben.

Und dankbar neigte der Ritter sich
Und zog sein treues Schwert.
„Heil mir! wohl hielt der Himmel mich,
Des größten Kampfes werth, —"
Und muthig nun trafen die Gegner zusammen,
Und weckten des Kampfes vernichtende Flammen.

Des Schwertes Blitze flogen kühn,
Es krachte Helm und Schild,
Die Sonne roth vom Himmel schien
Aufs eiserne Gefild.
Schon blutete der tapfre Ritter
Der Schild des Marschalls flog in Splitter.

Vom Heer ein Angſtruf ward gehört,
Bei ſeines Kämpfers Blut,
Da hob er hoch ſein gutes Schwert,
Mit frommen heil'gen Muth.
In Gegners Herzen dröhnt es wieder
Und ſterbend ſank der Große nieder.

Da ſtürzten auf den Jüngling zu,
Die Brüder hoch entzückt;
„Mit Gott, du Edler, kämpfteſt Du!"
Du haſt dein Volk beglückt;
O blüh dir ſelbſt der ſchönſte Segen,
Von deinem blut'gen Pfad entgegen."

Doch lautlos ſtand der Ritter lang
Und hielt die Hand aufs Herz,
Und in ſein himmliſch Auge drang
Der namenloſe Schmerz.
„Ja Freunde blüh' Euch Heil und Segen
Von Eures Bruders blut'gen Wegen.

Ich that, was heilge Pflicht gebeut
Erwählter des Geſchicks.
Doch wißt, getödtet hab' ich heut,
Den Schutzgeiſt meines Glücks.
Du hehre Vaterlandestreue,
Nimm an das Opfer, das ich weihe!

Des Marſchalls Tochter gut und ſchön
Hält meiner Treue Schwur.
So mußt' ich heut im Kampf beſtehn
Die heilige Natur.
Dem höhern Rechte mußt' ich dienen,
Doch — Leben kann mir nimmer grünen.

Heil mir, es hielt der Himmel mich
Des größten Kampfes werth,
Wie fein Blut doch, so röthe dich
Auch meines, gutes Schwert.“
Er rief's, und tief in seinem Herzen,
Beschloß der Stahl des Kampfes Schmerzen.

Und nieder sank er nun zu ihm
Mit dem ihn Glaub' entzweit,
Der im Entrüstungsungestüm
Ihn selbst zum Kampf geweiht,
Natur, die heil'ge war versöhnt,
Und schön der schwerste Sieg gekrönt.

Die Gefangene, oder das Räuberſchloß.

Der Tag brach an; aus Oſten floß
Ein ſanfter Roſenſchimmer;
Und glänzt im wüſten Räuberſchloß
Wohl in ein traurig Zimmer.
Die Dame lag noch krank und matt
Auf ihrem Bett voll Kummer;
Es wich von ihrer Lagerſtatt
Der tröſtend weiche Schlummer.

„Haſt du dich ganz von mir gewandt,
Du himmliſches Erbarmen?
Streckt keiner ſeine Retterhand,
Ihr Heil'gen, zu mir Armen?
Die Räuber alle ſind nicht hier,
Die mich ſo hart gefangen,
Sie ſind voll heißer Raubbegier
Auf blut'gen Straus gegangen! —

Jetzt wär' es Zeit mich zu befrein,
Ach hätt' ich Arme Flügel!
Dies Schloß iſt wohl von Marmorſtein,
Von hartem Stahl die Riegel.
Und ach ſo ſehr mich auch heraus
Aus dieſer Schmach verlanget,
Mir doch in meines Vaters Haus
Zurück zu kehren banget.

Zur Hochzeit leuchtet dort im Schloß
Verhaßter Fackeln Schimmer,
Es lodert bis zum Thurmgeschoß
Das tödtende Geflimmer.
Hier muß ich vor der Wiederkehr
Erhitzter Räuber beben; —
Vor ihrer wilden Liebe, wer
Ach, wird mir Rettung geben?

Und dort, gezwungen soll ich mich
Zum Hochzeitfeste schmücken!
Unedler Sancho! könnte Dich
Mein Elend wohl beglücken?
Wo flieh ich hin? Wär's auch ins Grab!
Dort wird ja Ruh mir Armen;
O wende, wende nicht dich ab
Du himmlisches Erbarmen!"

Da trat ein junger Räuber vor,
Der heut daheim geblieben,
Die Wach am heimlichsten Thor
Und in der Burg zu üben.
Der Dam', als sie den Wilden sah
Lief Zittern durch die Glieder.
Doch jener trat mit Ehrfurcht nah
Und warf sich vor ihr nieder:

„Laßt edle Dame diesen Schmerz!
Ihr seid nicht ganz vergessen;
Kann anders euer zagend Herz
Zu mir Vertrauen fassen.
Eh' halb die Sonn' ihr Ziel vollbracht
Seid ihr entfernt von hinnen.
Geborgen seht ihr vor der Nacht
Des Heimathschlosses Zinnen!"

Ach iſt es wahr, was ihr da ſagt,
Und darf ich euch vertrauen?
So laßt, wenn euer Muth es wagt,
Mich bald die Freiheit ſchauen!
Doch ach! noch weiß ich nicht wohin
Ich meine Schritte wende!?
Noch nicht, wo ich als Pilgerin
Mein trübes Leben ende!

Denn wie auch ſehnlich mich heraus
Aus dieſer Schmach verlanget;
Mir doch in meines Vaters Haus
Zurück zu kehren banget.
Zur Hochzeit leuchtet dort im Schloß
Verhaßter Fackeln Schimmer,
Es lodert bis zum Thurmgeſchoß
Das tödtende Geflimmer!!

Dem Reichſten bin ich zugeſagt,
Dem Mächtigſten im Lande.
Doch ach, mein armes Herz es zagt
Vor dem verhaßten Bande!
Und wollt ihr daß in größrer Qual
Als Kerkerſchmach ich lebe?
Dem aufgedrungnen Ehgemahl
Don Sancho mich ergebe?"

Nein wahrlich! rief der Jüngling aus,
Ihr habt nicht Scherz verſtanden!
Nach eures ſtrengen Vaters Haus,
Hat nie mein Sinn geſtanden.
Glaubt ihr daß ich um allen Sold,
Um allen Lohn der Erde
Dem theuer mir verdienten Gold,
Euch ſelbſt, entſagen werde?

Ein Thörichter der ſolch ein Gut
Nicht beſſer weiß zu ſchätzen! —
Ja, Schönſte, ja! ich will mein Blut
An deine Freiheit ſetzen!
Ich weiß wenn die Gefährten mich,
Die ſchrecklichen erſpähen,
Durch keines Gottes Macht werd' ich
Dem blut'gen Tod entgehen;

Nicht acht' ich doch, ob Tod und Qual
Mein kühnes Wagſtück ende,
Ob ich den Tod auch tauſendmal
In deiner Rettung fände;
Doch ſelig ſei an deiner Bruſt
Mir auch dafür das Leben!
Errett' ich dich, ſo wirſt du, muſt!
Den ſüßen Preis mir geben!"

Hoch ſchwör' ich es! O haltet ein!
Sprecht ihr von ſolchem Preiſe?
So geht, daß eurer Worte Pein
Nicht mehr mein Herz zerreiße!
Ich floh vom heimiſchen Geſild,
Ich floh vom Brautaltare,
Weil längſt des beſten Mannes Bild
Ich tief im Herzen wahre.

Alonzo heißt der ſüße Laut
Der meine Schmerzen ſtillet,
Der noch, wenn rings mich Nacht umgraut,
Mein Herz mit Wonn' erfüllet.
Der Glückliche! ſagt, lebt er noch?
Erfreut euch noch ſein Lieben?" —
Er iſt nicht mehr, mein Holder, doch
Mein Herz iſt ſein geblieben!

Er wußte nicht wie treu dies Herz,
Wie feſt an ihm gehangen,
Sonſt wär' im eiferſücht'gen Schmerz
Er nicht ſo weit gegangen.
Als kaum die Kunde er vernahm
Von meinem zweiten Bande
Da floh er mit verſchloßnem Gram
Aus unſerm Vaterlande.

Ein einz'ger Diener folgt' ihm nur
Zu jener ſchwarzen Stunde,
Doch kam der heim aus fremder Flur
Und brachte trübe Kunde.
Er brachte mir zum Liebespfand
Die Schärpe meines Treuen
Die er mir ſterbend zugeſandt
Mein' Untreu zu bereuen.

Die Schärpe war von Blute roth
Aus ſeines Buſens Wunden,
Als er den heißgewünſchten Tod
Durch Räuberſchwert gefunden. —
So ſah ich ihn denn nimmer mehr,
Ich konnt' ihn nicht verſöhnen!
Doch ſtets umſchwebt mich mild und hehr
Das Bild des Trauten, Schönen!" —

Der Jüngling trat ans Fenſterlicht,
Mit ihr, die bang erſchrocken;
Und ſtrich vom lieblichen Geſicht
Hinweg die wilden Locken.
„O meine Laura! nicht gar tief
Iſt dir dies Bild geblieben!
Rief denn in meinen Zügen, rief
Dir nichts das Bild des Lieben?

„Alonzo? Du, mein ſüßes Glück?
O darf ich traun den Zügen?
Dein Treuer ließ Dich todt zurück,
Biſt du dem Grab entſtiegen?“
Er ließ mich todt, doch anders war
Mein ſeltſam Loos beſchloſſen.
Die boten ſelbſt mir Rettung dar
Die erſt mein Blut vergoſſen.

Der kalte Muth, mit dem ich ſtritt,
Mit dem ich ſtill die Schmerzen
Des ſchmerzenvollen Todes litt
Gefiel den rauhen Herzen.
Durch ihrer Pfleg' und Sorge Fleiß
Erhielten ſie mein Leben
Doch mußt' ich theuern Löſungspreis
Für meine Rettung geben.

Ach zürne nicht, daß Haß und Schmerz
Ob meiner Tugend ſiegte!
Daß ſich mein Gramzerrißnes Herz
Zu ſchnödem Bunde fügte.
Zerrüttet war und trüb mein Sinn
Seit Deiner Untreu Kunde,
So gab ich mich, verzweifelt, hin
Zum wilden Räuberbunde.

Sie liebten all' und ehrten mich
Und ſchwuren mir zu Füßen
Nach ihres Führers Tode ſich
Kein andres Haupt zu kieſen.
So ward mirs leicht, daß ich den Muth
Der Rohen milder lenkte,
Daß ſeltner nun der Unſchuld Blut
Das Schwert der Sieger tränkte.

Doch meinen Kummer konnte nicht,
Das Kampfgeräuſch beſiegen;
Ich mußt' im bleichen Angeſicht
Nur falſchen Frohſinn lügen.
Bis geſtern, — ſelger Augenblick!
Wir dich im Walde fanden,
Bis meinen Irrthum und mein Glück
Mir jetzt dein Mund geſtanden.

Und nun, die ſchöne Stund' iſt da!
Nun laß uns nicht verweilen!
Die Räuber lagern fern und nah,
O Liebſte! laß uns eilen!"
Der Ritter rieſs, und blitzgeſchwind
Flog er, ſein Roß zu zäumen:
„Mein Renner, flüchtig wie der Wind,
Magſt diesmal nur nicht ſäumen!"

Und kühn im Sturm der Leidenſchaft
Zerſprengt' er Schloß und Riegel,
Die Liebe gab ihm Muth und Kraft
Und ſeinem Roſſe Flügel.
Die Dame ſah ſich froh und bang
So fliegend fortgetragen,
Um den geliebten Räuber ſchlang
Sie ihren Arm mit Zagen.

Doch eh noch ſtill und wolkenlos
Der Tag begann zu ſinken,
Sah ſie von fern ihr Heimathſchloß
Im Abendſchimmer blinken;
Ihr Vater ſchaute hoch herab,
Er ſah vom Thurme nieder
Und ſah, die er verloren gab,
Die theure Tochter wieder.

Und zärtlich drückt' er sie ans Herz
Bewegt von innrer Reue.
Gerührt durch seines Kindes Schmerz
Und ihres Retters Treue.
Bald glänzte nun im Felsenschloß
Der Hochzeitkerzen Flimmer;
Doch aus den lichten Fackeln goß
Sich lebensvoller Schimmer,

Die Dame floh diesmal nicht
Vom frohen Fackelglanze,
Sie bot mit heiterm Angesicht
Das schöne Haupt zum Kranze. —
Der Mädchen Herz kann Stand und Gold
Und Hoheit nicht erfreuen.
Dem Edlen blüht der Minnesold,
Der süße Lohn dem Treuen!

Der Befreite.

Blühend ſtanden die Orangenhaine
In des Königsgarten Luſtgebiet,
Und die Mandeln und die Roſen alle,
Und am Springquell und am Waſſerfalle,
War der ganze Blumenflor entglüht.

Doch was iſt des Lebens höchſte Fülle,
Ohne Freuden ſüßer Harmonie.
Bagdads Herrſcher ſaß im goldnen Saale,
Müßig leer beim üppig reichen Mahle,
Weil ihm nichts des Lebens Geiſt verlieh.

Horch, da klang der Zauber mächt'ger Saiten
Von dem Eingang weckend Muth und Luſt,
Und ein Sänger naht in fremder Hülle
Glanzlos, ſchon ergrauend, doch die Fülle
Süßen Wohllauts wohnt' in ſeiner Bruſt.

Wonne ſtieg in alle Herzen nieder
Bei des Liedes Himmels-Melodie.
„Fordre, ſüßer Sänger!" rief der König,
„Jeder Lohn iſt deiner Kunſt zu wenig, —
Nur — zu ſcheiden — Fremdling denke nie."

Du gebeutſt, o König! ſprach der Sänger,
Wohl ein volles Jahr verweil' ich hier,
Aber jetzt, in deiner Großen Mitte
Schwöre mir Gewährung einer Bitte,
Meine Kunſt dann weih' ich treulich dir.

Und der König ſchwur, von Freude trunken,
Und der Sänger weilt' ein volles Jahr.
Werther ſtets dem König und den Großen,
Aber faſt als nun die Zeit verfloſſen,
Stellt er mahnend ſich um Abſchied dar.

„Wohl, ich weiß den Eid, den ich geſchworen!
Sprach der König. — Nimm dann Gut und Gold,
„Gut und Gold kann deinen Schwur nicht retten,
Doch ein Ritter iſt in deinen Ketten, —
Seine Freiheit ſei der Lieder Sold.

Kennſt du ihn? ſein Gang iſt hoch und edel,
Iſt er gleich des Unglücks armer Sohn.
Seine Wange glich der Roſenblüthe,
Seine Bruſt bewohnte Muth und Güte —
Aber Schmach war ſeiner Wunden Lohn.“

So der Alte; brach des Ritters Bande,
Doch den Dank verſchmäht er ſtolz und hehr,
Eh der Arme Worte noch gefunden
War der edle Retter ſchon verſchwunden,
Und der Freie ſah ihn nimmermehr.

Und der Jüngling ſtürzt aufs Antlitz nieder,
„Dank, o Freund vom Himmel mir geſandt!
Meines Landes Ferne, theure Höhen,
Die Geliebte werd' ich wieder ſehen,
Und den Sohn, der Liebe heilges Pfand!“ —

Ueber Meer und Land und Thal und Hügel
Zog der Ritter zu der Heimath Schoos;
Jetzt erblickt er im bekannten Thale,
Seine Burg im rothen Abendſtrahle,
Trat entzückt in ſeiner Väter Schloß.

Und von aller Reize Macht umgeben,
Schloß die ſchöne Gattin ihn ans Herz,
Führt ihn an des kleinen Schläfers Wiege,
Der Beglückte fand die eignen Züge
Und vergaß der bittern Tage Schmerz.

Glücklich war ihm ſo ſein Loos erſchienen,
Hätt' er nicht der Freundſchaft Wort gehört,
Doch die treuen Freunde ſtreng und bieder,
Schlugen bald den Traum von Wonne nieder
Der ſo ſüß ins treue Herz gekehrt.

„Ha ich Schwacher!" rief empört der Ritter
Als er heim vom Mahl der Freunde kam,
„Schöne Schlange, konnt' ich je dir trauen?
Wär ich nie gekehrt zu Heimaths Auen!
Flieh! und laß mich der Verzweiflung Gram!

Während mich des Elends Bande drückten,
Schweifteſt du mit Buhlern weit und breit,
Höhnteſt ſelbſt den heiligſten der Triebe,
Dachteſt nicht des Kindes unſrer Liebe,
Sprich, wo warſt du in der langen Zeit?"

„O du mein Geliebter, theures Leben,
Du verbannſt von deinem Antlitz mich!
Wohl ich geh! doch nur noch einmal wieder
Senk auf mich die lieben Augen nieder —
Harr' ein Weilchen! Hier begrüß' ich dich."

Sie verſchwand, er blieb, dem Kampf im Buſen,
Sieh! der graue Sänger trat herein,
Riß die Hülle von der Locken Golde,
„Kennſt du mich, mein Liebling? ſprach die Holde,
Und ein Himmel ſchloß die Treuſten ein.

Die Ungeliebte.

Wie ſo ſchnell verrätheriſch wendet
Sich der Menſchen flüchtig Glück!
Eh ich halb die Bahn vollendet
Wirft mein Loos mich ſtreng zurück!

Lebt denn wohl, ihr goldnen Hallen!
Du geſchmückter Fürſtenſaal! —
Der Verbannte, freundlos wallen
Wird er im entfernten Thal! —

Und er floh zu ſtillen Fluren
Wählt' ein niedres Hirtendach;
Doch es folgte ſeinen Spuren
Stets ein guter Engel nach.

Eines Hirtenmädchens Milde
Bot dem Armen Labung an,
Wann am Abend auf's Gefilde
Sanfte Sterne niederſah'n.

Ihres Gärtchens Früchte und Blüthen
Brach ſie ihm mit frohem Blick;
Ihm ſie liebend darzubieten
Schien ihr einzig, höchſtes Glück.

Doch auch hier nicht durft' er weilen;
Ihn verfolgt des Schickſals Zorn;
Trieb ihn raſtlos fortzueilen
Durch der Wüſte Stein und Dorn.

Aber ſtets an ſeiner Seite
Zeigt' ein holder Page ſich,
Gab ihm ſchützend das Geleite,
Wenn des Tages Glanz entwich.

Seidne Ringel-Locken flogen
Um ſein reizend Angeſicht,
Lieblich winkten dunkle Bogen
Um der Holden Augen Licht. — —

Und zu weit entlegnen Auen
Floh der Ritter troſtlos hin,
Stürzte in der Schlachten Grauen
Mit dem hoffnungloſen Sinn.

Aber ewig ihm zur Seite
War der holde Seraphim;
Tief im wuthentflammten Streite
Focht der Zarte männlich kühn. —

Und des Ritters harrten Bande,
Weit entführt im Wogenſturm
Schmachtet' er am Heimathsſtrande
Tief im öden Felſenthurm.

„Iſt's des Kerkermeiſters Holde,
Schöne Tochter, die mir naht?
Lieblich in der Locken Golde
Blaß der Wangen Inkarnat?

O du trägſt verwandte Züge
Meinem treuen Seraphim!
Doch, ich ließ im heilgen Kriege,
Ließ an fremden Küſten ihn!“ —

Und die Gute brachte ihm Seile,
Riebet an der Felsenwand
Zu entfliehn in rascher Eile
Bot sie rettend ihm die Hand.

Band das Seil mit zarten Händen;
Ihn empfing des Thales Schoos;
Und die Wohlthat zu vollenden
Theilte fliehend sie sein Loos.

Doch entkräftet sank sie nieder,
Der gebrochnen Lilje gleich;
Und dem Reiz der holden Glieder
Ruhten Schatten tödtlich bleich.

O wer bist du mein Erretter?
Rief der Ritter, Engel, sprich!
„Segen aller guten Götter,
Heil und Sieg begleite dich!

„Die dein Herz im Glück verschmähte;
Clara ists, geprüft im Schmerz. —
Hier an dieser ernsten Stätte,
Oeffne sterbend sich mein Herz!“

Wohl mir! auf verschwiegnen Auen,
Durft' ich Blumen für dich ziehn!
Kämpfen in der Schlachten Grauen
Als dein treuer Seraphin!

„Bald nun dem vereinigt werden
Soll ich, der mich liebend schuf. —
Dich zu lieben hier auf Erden
War mein seliger Beruf!“

Knappe und Ritter.

Es ſteht mit ſteilen Zinnen
Ein Schloß auf Felſenhöhn,
Ein Mädchen wohnt darinnen
So zart und wunderſchön.

Es ruht der Knapp im Haine
Tief unten in dem Thal
Und ſchaut die holde Eine
In ſüßer Liebesqual.

Er kann zu ihr nicht ſteigen
Sie darf zu ihm nicht gehn.
Drum ruht er dort, mit Schweigen,
Beglückt, ſie nur zu ſehn. —

Der darf ſie nimmer gleichen
Die ich erwählet mir.
Doch ich, in bittern Schweigen
Wie, Knappe, gleich ich dir!

Der Knapp und die Fürstin.

Wunden sind vom scharfen Eisen
Sonst zu fürchten in der Schlacht;
Ich nur dürste nach dem heißen
Treffen, wie nach Schlaf der Nacht!

Denn die Himmlische gesehen,
Hab' ich, meines Fürsten Braut,
Und nun muß ich abwärts gehen,
Ruh' erfleh'n, wo Dunkel graut!

Wenn nur Wunden zu vertheilen
Sonst das kalte Eisen droht,
Meine Wunden wird es heilen
Durch den heiß ersehnten Tod!

Doch, mit Thaten will ich schmücken
Noch im Scheiden meine Bahn!
Sie und unser Land beglücken,
Soll, was sterbend ich gethan!

Dann auf meine Lorbeerkrone
Blickt sie mitleidsvoll und mild;
Ruft zurück zum Thatenlohne
Ihres armen Kriegers Bild.

O dann senkt noch im Entschweben
Sich mein Geist zu ihr herab,
Und im Tode giebt mir Leben,
Was im Leben Tod mir gab!

Der Wunſch des Liebenden.

Wär' ich doch in tiefer Ferne
Dort am blauen Himmelszelt
Jener freundlichſte der Sterne,
Der die dunkle Nacht erhellt!

O dann dräng' ich durch die Blätter
In den Garten grün durchwebt,
Wo im Schutz der Liebesgötter
Jetzt das ſchönſte Mädchen ſchweift.

Wo mit kindlich froher Güte
Sie zu Blumen hold ſich neigt;
Ahnend nicht, was mir die Blüthe
Jugendlichen Lebens beugt.

Aber wär' ich jener Sterne
Freundlichſter in lichter Zahl,
O dann ſenkt' ich aus der Ferne
Kühn zu ihr den Aetherſtrahl.

Dürfte dieſes Haares Wellen
Aufgelöſt nach Tages Glut,
Mit dem Silberlicht erhellen,
Wie der Mond die dunkle Flut!

Dürfte dieſe Wangen küſſen,
Dieſe Arme weiß und rund,
Und, von Sehnſucht hingeriſſen,
Selbſt den ſüßen Purpurmund!

Dann — o dann emporgewendet
Höbe ſie zu mir den Blick
Und was Lieb' an Wonne ſpendet
Blitzt' ich feurig ihr zurück.

Und enteilte ſie in's Zimmer,
In ihr dämmerndes Gemach,
Folgt' ich mit dem leiſen Schimmer
Der Geliebten ſchmeichelnd nach!

Durch die roſigen Gardinen
Glüht' ich den vertrauten Schein;
Und ſo zärtlich ſanft beſchienen
Schlief die Holde lächelnd ein. —

Aber jetzt, — mit bangem Tritte
Nah ich ihrem Zauberkreis;
Schüchtern ſchwebt die Liebesbitte
Auf den Lippen zart und leis;

Ach, doch ohne zu verſtehen
Wendet ſich die Herrſcherin!
Und ich muß in Schmerz vergehen
Weh mir, daß ich Guido bin!

Aber wie, wenn auf den Wangen
Ihr nun höh'res Roth entglüht?
Wenn das ſiegende Verlangen
In den jungen Buſen zieht?

Wenn nach eines Freundes Blicken
Gluth ihr ſchmachtend Auge ſtrebt,
Ihn an's ſanfte Herz zu drücken
Sie die Lilienarm' erhebt;

Wär ich dann in tiefer Ferne
Dort am blauen Himmelszelt
Jener freundlichſte der Sterne
Der die dunkle Nacht erhellt,

Weh dann; wehl verlaſſen blinken
Müßt' ich, fern der Herrſcherin;
Dürfte nicht an's Herz ihr ſinken; —
Wohl mir, daß ich Guido bin!

Frühlingsliebe.

Im rauhen Thal, wo jetzt der Winter hauſte,
Helvetiens Felſen kühn zum Himmel ſtiegen,
Der Stromfall einſam durch die Wildniß brauſte
Und alle Klänge frohern Lebens ſchwiegen;
Umringt vom Gärtchen, das der Sturm durchſauſte,
Sah hier der Blick ein friedlich Obdach liegen;
Ein kleines Eiland ſchien es in der Wüſte,
Die nie des Wandrers ſcheuer Fuß begrüßte.

Hier lebte ſeit der Kindheit erſten Morgen
Die holde Blanka in der Mutter Arm;
Ihr liebſtes Kleinod hatte hier geborgen,
So ſchiens, die Weiſe vor der Feinde Schwarm;
Es wuchs das Kind bei zarter Liebe Sorgen
Gleich einer Pflanz' im Lenzhauch mild und warm.
Und jeder Tugend, jeder Anmuth Blüthe
Erſchloß ſich ſtill im himmliſchen Gemüthe.

Nur eine Dien'rin aus beglückten Tagen,
Einst ihre Amme, war der hohen Frau,
Gefolgt hierher, mit liebendem Entsagen,
War gleich der Pfad, und Luft und Thal so rauh.
Nur ihr vertraut, entschlüpften leise Klagen
Der Bruft zuweilen, floß der Thräne Thau;
Vor Blanka's Augen blieb er zart verborgen,
Zu trüben nicht des Lebens goldnen Morgen.

Doch einsam flohn der Kleinen Kindheitsjahre,
Kein Wesen sah sie je, denn ihren gleich.
Die Mutter nur, die Amm' in greisen Haaren,
Der Heerde Lämmchen, weiß und seidenweich,
Sie waren ihr Gespielen; Unsichtbare
Zwar schwebten um ihr Haupt, aus lichterm Reich;
Doch war wohl selten blumenärm'res Leben
Dem schönsten liebevollsten Kind gegeben.

Und wenn nun still im winterlichen Zimmer
Die Mutter kunstreich an dem Rahmen saß,
Gewebe bildend, und des Glückes Trümmer
Beschworen durch der Arbeit Reiz vergaß;
Wenn Abends bei des trauten Feuers Schimmer
Der Spindeln Fleiß die träge Zeit nur maß,
Da bat das Kind mit lieblich flieh'ndem Munde
Nur um Erzählen froh und trüber Kunde;

Geduldig so entbehrend eigne Freuden,
Wenn Phantasie nur freundlich sie umblüht,
Gleich gern so mögen sich an fremden weiden
Ein dichtrisches und kindliches Gemüth;
Auch hört das Kind, in seinem Wunsch bescheiden,
Gern was zum zehntenmal der Lipp' entflieht;
So ward auch Blanka nimmer müd' zu hören,
Und wußt' oft das Vergangne zu beschwören.

Ja oft zurück zu frühen, schönern Tagen
Verlor sich unvermerkt der Mutter Sinn,
Oft überrascht von kindlich trauten Fragen
Der unbefangnen kleinen Lieblingin;
Mit unwillkührlich ihr entflohnen Klagen,
Wies sie auf beßres Loos der Vorzeit hin,
Sprach von der Zimmer Pracht im Marmorschlosse,
Von goldner Zier der Diener und der Rosse.

Zwar wußte sich nicht ganz dies vorzustellen
Die Kleine, die dergleichen nie gesehn;
Doch ließ, gewiegt auf unbekannten Wellen,
Auch dunkle Bilder sie sich gern umwehn,
Nicht sorglich strebend ganz sie aufzuhellen. —
Nur Eines schien sie fühlend zu verstehn,
Was einst die Mutter sprach von theuren Banden,
Und lieben, heißbeweinten Anverwandten. —

Längst hat dein edler Vater mich verlassen!
So sprach sie, überwältigt durch den Harm,
Er fiel im Kampf; ich konnt' ihn nicht umfassen,
Er fiel für's Recht, von edelm Eifer warm. —
Auch deine Brüder sah ich früh erblassen!
Als Kinder starben sie in meinem Arm. —
— Da fragte warm die Klein' und fragte wieder:
„Wer waren denn, wie sahn denn meine Brüder?"

Die Mutter sagt' ihr drauf mit Schmerzgefühlen:
Sie waren Kinder meiner Blanka gleich.
„Ach Schad' ist dies! die könnten mit mir spielen!"
So rief die Klein', und sah vom Mitleid weich
In Thränen sich der Mutter Auge kühlen.
„Ach Kind, die sind in vielbeglückterm Reich!
Gefährten sind sie jetzt der sel'gen Engel" —
So sprach die Mutter, „frei der Kämpf und Mängel!"

Drauf sagt sie ihr vom Land mit goldnen Hügeln,
Von schönen Engeln in verklärtem Chor,
Mit Strahlenblicken und mit Aetherflügeln,
Begeistert sah das Kind zu ihr empor.
Indeß ihr eigner Schmerz beim Wiederspiegeln
Der Himmelsbilder sich gemach verlor.
— So war der Kindheit stille Zeit verflossen,
Als jetzt die Knospe sich zur Blüth' erschlossen.

Die Sonne warf nun ihre mildern Strahlen,
Den Frühling rufend, auf des Thales Nacht. —
Doch auch wie roth der Gletscher Höhn sich malen,
Im Grund noch herrscht die alte Winternacht,
Und läßt die Welt noch streng Tribut sich zahlen;
Der Sturmwind heult und die Lawine kracht.
Nur langsam schwand jetzt von des Thales Quellen
Des Eises Bann, und zitternd flohn die Wellen.

Und wie das Grün, auf schmalen Mattenstreifen
Hervor kam jetzt auf schroffer Alpen Rand,
Schien ein Gefühl der Jungfrau Brust zu reifen
Wehmüth'ge Sehnsucht, wie sie nie empfand;
Sie ließ die offnen, heitern Blicke schweifen
In holder Unruh jetzt durchs öde Land;
Ein süßes Etwas liebend zu erkennen,
Strebt dieser Blick; sie wußt' es nicht zu nennen.

Zuweilen drang von Lenz und Lustgefilden
In ihre Träum' ein süßes Ahnen ein,
Was nimmer sie gesehn im Thal, im wilden,
Ein prächt'ger Blumenflor in Feld und Hain;
Auch Manches von den himmlischen Gebilden
Von Engeln schien ihr dämmernd nah zu sein,
Das ihrem Sehnen holden Trost gewährte,
Indem es leis die stillen Gluten nährte.

Oft wenn, ermattet ihre zarten Glieder,
Am Bach sie ruht' und sinnend in die Flut
Dann sah, da strahlt' ihr Aug' ihr zärtlich wieder: —
Ihr Antlitz färbte höhre Rosenglut;
Ihr bang Geheimniß legte fromm sie nieder
Ins Herz der Mutter, wie in heil'ge Hut.
„O meine Mutter" rief sie, „blüht denn nimmer
Ein Land für uns, wie in des Traumes Schimmer?

„Wie sehn' ich dorthin mich! O hätt' ich Flügel,
Dort flög' ich hin, wo mildre Lüfte wehn!" —
Drauf malte sie die duftgen Blumenhügel
Und Rosen, nie gesehn auf diesen Höhn.
Und sagt' ihr auch, wie aus des Baches Spiegel
Ihr Bild so traut verwandt sie angesehn,
„Ach theure Mutter! giebt es denn kein Wesen,
Das, ganz mir gleich, dies Bangen könnte lösen?

„Das auf des Herzens tiefste, dunkle Fragen
Gleich Antwort strahlt' aus holdentflammtem Blick?" —
— Die Mutter hielt die schmerzlich bangen Klagen
Bei solchen Reden mühsam nur zurück;
Ihr armes Kind, bestimmt nur zum Entsagen,
Wies sie allein auf höheres Geschick;
Und strebte weis' den Strom von Jugendbildern
In der gefühlvoll weichen Brust zu mildern.

Im sichern Thal, wo sie schon oft geweidet,
Trieb sie auch einst die kleine Heerd' entlang
Des Baches Rand, von dürft'gem Grün bekleidet,
Und hob schwermüthig lieblichen Gesang;
Und — — schmerzlich süß, wie Liebe hoffend scheidet,
So kam ihr Laut zurück vom Felsenhang;
Er schien, verschönt mit wunderbarem Leben,
Der fernen Felsvertiefung zu entschweben.

Die Jugend lebt ja in der Wunder Reichen,
So nahm das holde Wunder sie vertraut;
Und gab zurück ihm höchster Freude Zeichen,
Süß wechselnd floh der zartbeseelte Laut. —
Doch schon begann des Abends Roth zu bleichen,
Es lag die Gegend schweigend und bethaut;
Da trieb sie heimwärts zu der Mutter Hütte,
Mit Müh nur hemmend ihre Flügelschritte.

„O Mutter!“ rief sie freudig, „liebe, süße!
Jetzt ist es mir, als wär' ich nicht allein!
Du weißt, wo unten auf des Thales Wiese
Zum Baches Ausgang sich die Felsen reih'n; —
Wenn ich mein Herz dort in Gesang ergieße,
So kommt mir Antwort aus dem Felsgestein,
Wie ich es lang ersehnt! aus tiefstem Leben
Scheint diese Stimme reizend herzuschweben.“

„Dies ist das Echo, Kind! das Wiederhallen
Der eignen Stimme, täuschend treu und wahr.“
Der Kleinen schien nicht gänzlich zu gefallen
Die Deutung; „seltsam!“ rief sie, „wunderbar!“
Doch weiß ich klar, daß dieser Töne Schallen
Viel lieblicher als meine Stimme war.
Nun wohl, so mag dies Echo, hold erschienen,
Mir stets zur lieblichen Gesellschaft dienen.

Und wieder trieb sie hin, wo in der stillen
Thalecke sich der helle Bach verlor;
Das Echo, das geliebte, zu ereilen,
Hob reizender sich ihr Gesang empor;
Auch schien nicht lang der holde Klang zu weilen,
Süß drang er wieder zwischen Klippen vor,
So lebte sie in glücklichen Gefühlen
Mit ihrem holden, geistigen Gespielen.

Doch ach, die Freude reinſter Unſchuld ſtörte
Der Krankheit feindliche Vernichtungshand,
Die in das Haus der theuren Mutter kehrte,
Und die Geliebte hart ans Lager band,
Und Blanka, die nur Kindesliebe hörte,
War jedem andern Ruf nun abgewandt;
Sie wich nicht Tag und Nacht von ihrer Seite,
Bis der Geneſung Lichtblick ſie erfreute.

Sie hatte bei den kindlich frommen Sorgen
Selbſt des geliebten Echo nicht gedacht;
Erſt jetzt, an einem ſchönen, goldnen Morgen
Ergriff ſie leiſ' der frühen Neigung Macht;
Noch lag in weichem Schlummersarm geborgen
Die Mutter, von der Amme treu bewacht,
Da flog ins Thal ſie, wie vom Wind getragen,
Einmal ihr zweites Leben zu befragen.

Sie ließ die Stimme hell hinüber tönen
Zu rufen den geliebten Wiederhall,
Da blieb er ſtumm. Sie faßt' ein ängſtlich Sehnen.
Wang ſchien und öd' ihr rings des Lebens All;
Sie ſucht' durch weichſtes Flehn ihn zu verſöhnen,
Doch kam kein Laut zurück vom Felſenwall.
„Ach!" rief ſie bang, „ich rufe dich vergebens!
Biſt du verhallt, du Stimme meines Lebens?"

Und mächtig zog es ſie, ihr nachzugehen,
Wo zwiſchen Felſen durch der Thalbach drang;
Nicht ſchreckten ſie die ſchroffen Alpenhöhen,
Der Abgrund nicht, an dem ihr Pfad ſich ſchlang.
Sie ſtrebte nur, ihn liebend zu verſtehen,
Des eignen Weſens theuren Wiederklang,
Und — wie aus Zweifeln ſich erhebt das Hoffen,
Ward zwiſchen Felſen jetzt die Ausſicht offen.

Und sieh! — ein Thal, dem ihren gleich an Wilde,
Doch groß und freier, lag vor ihrem Blick;
Froh überrascht vom unbekannten Bilde
Stand schauernd sie, als ahn' ihr fremdes Glück.
— Hin über diese schweigenden Gefilde
Warf hell ein Fels der Sonne Glanz zurück;
Dort hob sich eines frommen Klausners Zelle
Mit Kirch' und Kreuz in goldner Morgenhelle.

Und niedersteigend von des Felsen Höhen,
Aus frommer Andacht stillem Aufenthalt,
Sah sie ein Wesen, wie sie nie gesehen,
Des schönsten Jünglings reizende Gestalt;
Leicht stieg er nieder, wie des Zephyrs Wehen
Von holder Anmuth Zauberlicht umwallt.
Sie meinte fromm, er steig' aus Himmels Grenzen,
Im dunkeln Erdenlebens Traum zu glänzen.

Er nahte sich, doch als er sie erblickte,
Da blieb er, wie in süßem Schrecken stehn,
Der Rosenflor, der Beider Wangen schmückte,
Schien jetzt in Purpurflammen aufzugehn,
Und wie der Anblick Beider Herz entzückte,
Keins wagte frei zum Andern aufzusehn;
Er schlug die himmelvollen Augen nieder
Und hob sie nur mit süßerm Feuer wieder.

Und sie aus dunkler, seidner Wimpern Schleier
In holder Scheu erhebend kaum den Blick,
Erkannt' in seinem Aug' das Himmelsfeuer,
Das schüchtern sie ersehnt, als höchstes Glück.
Wie aus dem Quell ihr Bild, so strahlt' ein neuer,
Erhöhter Geist ihr aus dem Glanz zurück;
So wie der Wiederhall die eignen Töne,
Gab Eins zurück des Andern Siegerschöne.

Ja Eins im Andern ſchien ſich zu verklären,
So wunderrein wie in dem Licht die Flut;
Aus Beider Aug' entſtürzten freud'ge Zähren,
Erleichternd des beklommnen Buſens Glut. —
Bewundrung, Andacht, Wonn' und Sehnſucht mehren
Sich jeden Augenblick, kühn drängt der Muth
Der Sehnſucht ihn, die Arm' um ſie zu ſchlingen;
Doch zarte Ehrfurcht hemmt das kühne Dringen,

Und ſie von weiblich zartem Trieb gewendet
Zur Flucht, muß doch in Andacht ſchauernd ſtehn;
Von männlich edler Hoheit Glanz geblendet,
Muß ſchüchtern ſie ins Himmelsaug' ihm ſehn. —
„O du! von welcher ſchönern Welt entſendet!" —
So rief er jetzt, „mir tröſtend aufzugehn!
Verwandtes Weſen, das mein Herz erſehnte!
Das ohne dich, verlaſſen, arm ſich wähnte!"

Und muth'ger wandt' er ſeiner Blicke Strahlen
Auf ihre ſanfte liebliche Geſtalt;
„Ja dies die Roſen, — wie ſie Träume malen! —
Auf dieſen Wangen! — Lockennacht umwallt
Die lichte Stirn! So hebt mit reinen Strahlen
Der Morgen ſich aus nächt'gem Aufenthalt. —
Und dieſer Augen hold beſeeltes Leben
Scheint Antwort meinem innern Selbſt zu geben!"

Und wie ſo innig ſeine Blicke drangen,
So wahr und innig ihr in Herz und Blick,
Und wie der Stimme ſüße Laut' erklangen,
Da kam auch ihr Vertraun und Muth zurück;
Sieh ſah ihn an, mit furchtſam holdem Bangen,
Und ſprach: Wag' ich's, zu traun dem hohen Glück?
Stiegſt du, der Geiſt von einem meiner Brüder,
Wohl gar, ein Engel ſelbſt, vom Himmel nieder?"

„Nach einem holden freundlichen Geſpielen
Hab' ich ſchon lang im Leben mich geſehnt! —
Du konnteſt mich verſtehn wohl? mit mir fühlen?
Wie deine Stimme ſchon mir ſüß getönt.“ —
Wie Tropfen Thau's auf durſt'ge Fluren, fielen
Ins Herz die Wechſelreden. — Rings verſchönt
War die Natur; — Es ſank der Abendſchatten,
Eh es die Glücklichen geahnet hatten.

Viel des Geſprächs zwar hatten ſie gepflogen,
Doch war vom Röth'gen wohl nicht viel dabei;
Daß er im einſam wilden Thal erzogen,
So ſagt er ihr, von dieſem Klausner ſei;
Ihn habe nicht der Ahnung Wort betrogen,
Dem er gefolgt, der innern Stimme treu;
Oft hab' er hier auf ihrer Lieder Klänge
Gelauſcht, herſchwebend aus der Felſenenge.

Was ſollt' auch wohl nach ſeiner Heimath Auen
Sie fragen? Nach der Väter Namenszug?
Wann fragt der Liebe kindliches Vertrauen?
Er iſt! er lebt! dies iſt dem Wunſch' genug. —
Sie durft' ihm nur ins Engelsantlitz ſchauen;
Dort las ſie Alles, was ſie bebend frug. —
So trieb ſie ſelig, nach der Mutter Hütte,
Mit Müh nur hemmend ihre Flügelſchritte.

„O Mutter, meine Mutter!“ rief die Frohe,
Und barg ihr Antlitz an der Mutter Bruſt,
„O ſage mir, wer iſt der Reizendhohe,
Der ſo mein Herz erfüllt mit banger Luſt?“
— Die Phantaſie erhob in heller Lohe
Ihr Farbenſpiel — noch ſcheu und unbewußt. —
Und Blanka ſtrebt' in holdverwirrten Bildern
Der Mutter ihr bezaubernd Glück zu ſchildern.

Der Wunſch nach Glück liegt in der Bruſt verborgen,
So ſehr ſie auch ſich zur Entſagung ſtählt;
So drang ins Mutterherz, wie Licht aus Morgen,
Der Freudenblitz, von dem ihr Kind erzählt; —
Doch kehrten bald die tiefgefaßten Sorgen
Und aller Kummer, der ſie lang gequält. —
Denn wen ſo lang des Kummers Nacht umgeben,
Dem wird es ſchwer, zur Hoffnung ſich zu heben.

„Wer weiß, welch neues Unglück nun hienieden
Den Sprößling unglückſel'gen Stamm's bedräut?
Geſtört iſt jetzt der unbefangne Frieden,
Den bang ich ſchützt' in tiefer Einſamkeit!
Doch was mir auch vom Schickſal noch beſchieden,
Bin ich in Demuth zu empfahn bereit;
Nur wird mir Eins mein gutes Kind gewähren;
Nie mehr allein in jenes Thal zu kehren.

„Rings iſt die Jugend von Gefahr umgeben,
Auch da, wo nicht ſie eine finſtre Macht
Zum Unglück weiht, wie unſer armes Leben;
Drum bleib, von reger Muttertreu bewacht!
Sobald die ſchwachen Kräfte ſich erheben,
Sei dir ihr willig Streben dargebracht!
Dann will ich ſelbſt mit dir zum Thale gehen
Mit klarem Blick, mit Rath dir beizuſtehen."

Zwar wurden bleich des Mädchens Roſenwangen
Bie dieſer Worte ſchmerzlichem Gewicht!
Entgegen ihm zog ſehnend das Verlangen,
Doch wich es zart der frommen Kindespflicht.
Ob auch ins Aug' ihr leiſe Zähren drangen,
Doch kränkte ſie die theure Mutter nicht.
Zart ſchonend blieb ſie an der Kranken Seite
In treuer Unſchuld himmliſchem Geleite.

Und lang verzog die Kraft, der Schwachen Glieder
Frisch zu beleben für die schwere Bahn;
Doch fühlte kaum sie mäß'ge Stärke wieder,
So trat mit Blanka sie die Wandrung an;
Längst auf der Hoffnung sonnigem Gefieder
Flog ihr des Mädchens Seele schon voran;
Sie kamen hin bis zu der Thalesenge,
Dem Ort der schmachtend lieblichen Gesänge.

Und bänger leitete der Mutter Tritte
Das Mädchen nun; „Wenn" — rief sie unruhvoll,
„Am Abhang hier, der Fuß der Theuern glitte!"
Indeß dem Aug' die leise Thrän' entquoll.
Und sie beschwor sie auf des Weges Mitte
Zurückzugehn: — Wohl frömmster Liebe Zoll!
Doch Mutterlieb' ertrug Gefahr und Mühen,
Des Kindes Glück nicht länger zu verziehen.

Und jetzt eröffnet lag vor ihren Blicken
Das Thal, wohin sich Blanka's Geist verlor.
Mit dankbarem, begeisterten Entzücken
Hob sich zum Himmel feucht ihr Aug' empor. —
Noch unverändert auf des Berges Rücken
Sah Kirch' und Zell aus dem Gesträuch hervor,
Wie damals schien der Sonne blendend Glänzen
Mit Heil'genschein die Stätte zu umkränzen.

Und immer lauter meinte sie zu hören
Der lieben, wohlbekannten Tritte Nahn.
Die holde Stimme wollte sie beschwören —
Sie stiegen langsam auf die Felsenbahn;
Doch schien Vergangnes nimmer hold zu kehren;
Jetzt kamen auf des Berges Höh' sie an;
Jetzt nahte schüchtern Blanka's Fuß der Zelle;
Doch — leer die Hütt' und einsam die Kapelle!

Und ringsum Spuren, daß ſeit vielen Tagen
Kein menſchlich Weſen hier gehauſ't, gelebt. —
Am Eingang ſchien der Graswuchs leis zu ſagen:
Längſt iſt die Seele dieſes Orts entſchwebt.
Der Aar umflog mit mächt'gem Flügelſchlagen
Den Fels; das Wild, das ſonſt verſchüchtert lebt,
Vertraut, neugierig lauſcht' es aus den Zweigen,
Um hier ſein gültig Erbrecht zu bezeigen.

Da drang hervor der Strom von glüh'nden Zähren,
Den Blanka lang verhielt, doch mühſam nur;
Es ſchien ihr Recht, ihr heilges zu begehren
Die unterdrückte, leidende Natur;
Entſetzlich ſchien's der Liebenden, zu kehren
In die nun ganz erſtorbne Heimathsflur,
Und drang auch Klag' ihr nicht vom ſanften Munde,
Die Mutter fühlt' es tief im Herzensgrunde.

Und alles bot ſie auf, den Schmerz zu heilen,
Der trüb' umflort des theuern Kindes Sinn. —
Von den Verſchwundnen Kundſchaft zu ereilen
War fruchtlos. — Monden ſchlichen traurig hin,
Durch fremdes Leid den eignen Gram zu theilen,
Verſucht' auch wohl die weiſe Tröſterin;
Und ſo enthüllt ſie einſt im Abendlichte
Ihr' eignen Schickſals traurige Geſchichte:

„Dein Vater war der Erſte der Vaſallen,
Im Reich, Manfred, ein Ritter gut und kühn;
An Stand ihm gleich, war mir das Glück gefallen
Für den geliebten Mann als Weib zu blühn.
Wir ſahn die Jahre froh vorüber wallen;
Zwar, all' die holden Kinder uns verliehn,
Sahn in der Wiege ſchon wir wieder ſterben;
Auf dich nur mußt' all unſer Lieben erben.

Doch hätten wir den Elternſchmerz getragen,
Wie gleiche Liebe jedes Schickſal trägt;
Ach war nicht zu verhängnißvollern Tagen
Des Sturmes Flügel wild ſchon aufgeregt?
Noch denk' ich jener Zeit nicht ohne Zagen,
Die noch im Bild mich ſchmerzlich niederſchlägt,
Ach alle Güter, die das Leben zieren,
Glück, Heimath, Hoffnung ſelbſt, mußt' ich verlieren!

Des Reiches König hatt' in ſpätern Jahren
Geknüpft noch einer zweiten Ehe Band;
Der erſten Gattin, hold und liebreich, waren
Im Volk noch alle Herzen zugewandt.
Nicht ſo der zweiten, die im ſonderbaren
Verſtändniß, hieß es, mit den Geiſtern ſtand;
Doch wohnten einzig wohl, wenn ich nicht fehle,
Die böſen Geiſter tief in ihrer Seele.

Denn Stolz und Härt' und Neid, ſie waren ſiegend
Auf ihrem üpp'gen Antlitz ausgedrückt.
Der ſchwache Fürſt, dem ſchnöden Reiz erliegend,
War thöricht nun von ihrer Macht umſtrickt.
Verächtlich ſich nur ihr zu Gunſten fügend,
Frug nicht er, was ſein edles Volk beglückt,
Nur in dem Sohn der holden Ildeflöte
Erſchien dem Volk der Hoffnung Morgenröthe.

Der edle Sohn der Frühverſtorbnen, nährte
Schon zart als Jüngling feſten Männermuth,
Auf Rogers holdem Angeſicht verklärte
Der Mutter Schönheit ſich in Jugendglut,
Und galt es je des Landes Wohl, bewährte
So Geiſt als Herz ſich einſichtsvoll und gut.
Auch ſchon in manchem vaterländ'ſchen Kriege
Bekräftigt' er ſein Heldenrecht zum Siege.

Ob ſolcher Anmuth, ſolcher Tugend Fülle
Auch reichen Lohn durch Lieb' und Freundſchaft fand,
Doch härmt' er oft ſich in verſchwiegner Stille,
Daß ganz des Vaters Herz ihm abgewandt!
Der Haß der Kön'gin nahm jetzt keine Hülle,
Da ihrem Sohn der Held im Wege ſtand;
Der Sohn, den ſie dem Könige geboren,
Er ſchien allein zum Thron ihr auserkoren.

Ob auch, ſo fern der Abend ſteht dem Morgen,
Der rohe Jüngling fern dem Bruder war! —
Des Böſen Keim lag reich in ihm verborgen
Und ſtellt' in manchem Zug ſich widrig dar. —
Des Königs Tod erfüllte jetzt mit Sorgen
Das Reich, und bald erhob ſich die Gefahr;
Des Bürgerkrieges Fackeln ſah man lodern,
Und Recht und Unrecht wild zum Kampf ſich fodern.

Denn einen Anhang wußte zu erheben
Die Königin im Volk für ihren Sohn;
Dem edeln Prinzen wahr und heiß ergeben
Durch Jugendfreundſchaft war mein Gatte ſchon.
Mit ihm die beſſern all, die gern ihr Leben
Einſetzten, zu erkämpfen ihm den Thron;
Zu blut'ger Schlacht mit Brüdern zogen Brüder; —
Dein Vater ſchied; ich ſah ihn nimmer wieder! —

Doch ach! nicht ſelten muß das Recht erliegen
Beglücktem Unwerth! So der Helden Arm,
Trotz ihrem Muth, geübt in manchen Kriegen,
Dem überlegnen feilgeworbnen Schwarm. —
Weh mir! noch ſteht vor mir in blut'gen Zügen
Die Zeit! ach! unvergeßlich meinem Harm!
Statt dem Gemahl, kam mir zu finſtrer Stunde
Des unglückſeligſten Verluſtes Kunde!

Verloren war die Schlacht! zerſtreut, gefallen
Die Helden all! In ungezähmter Wuth
Ließ nun der Feind den wilden Jubel ſchallen;
Stumm lag im Schlachtfeld auf dem Bett' voll Blut
Der edle Prinz mit ſeinen Treuen Allen!
Manfred zunächſt ihm, treu in Todesglut. —
Wir Hinterbliebnen mußten flieh'n vom Lande,
Wo unſre Veſten rings man niederbrannte.

Die Fürſtin, die dem Helden erſt verbunden
Seit Kurzem, ihm durch Seelenreiz verwandt,
In der er ganz der Liebe Ziel gefunden;
Entfliehen mußt' auch ſie; das erſte Pfand
Der Lieb', ein zartes Kind, ans Herz voll Wunden
Gedrückt, entwich ſie aus dem Vaterland,
Und Keines wußte, wo des Andern Tritte
Sich hingelenkt aus der Zerſtörung Mitte.

Denn Nacht ja war vor unſrer Seele Blicken
Seit unſer Liebſtes uns entriſſen war;
Und gleich, wohin uns Zufall möge ſchicken.
Viel lieber hätt' ich auf dem Blutaltar
Geendet mit dem Theuern, voll Entzücken;
Nur meines Kindes tödtliche Gefahr
War ſtark genug, den ſchwachen Muth zu heben;
Für dich allein beſchloß mein Herz zu leben.

So von der treuen Dienerin begleitet,
Floh ich mit dir die ſchöne Heimathsflur,
Durch viele Länder, blühend, reich verbreitet;
Entfernung war mein einzig Sehnen nur.
Ein höh'res Schickſal hat uns hergeleitet
Zum Thal, berührt von keines Menſchen Spur.
Hier durft' ich, ſicher vor der Bosheit Wüthen,
Dein frühverwaiſtes Blumenleben hüten."

Sie sprachs, und die Erinnrung vor'ger Stunden
Erweckt aufs neu ihr alten Schmerzes Glut;
Doch hatte ganz das Mittel sie gefunden
Für ein Gemüth, das großmuthsvoll und gut.
Ihr holdes Kind vergaß der eignen Wunden,
Zu hemmen nur der Mutter Thränenflut.
Sie schlang die Arm' um sie, und schwur zu streben,
Ihr für Erlittnes treu Ersatz zu geben.

Und bei des andern Morgens rothem Strahle
Da, welch ein fremder Schimmer brach herein?
Ein Anblick, nie gesehn in diesem Thale!
Zwei würd'ge Ritter treten grüßend ein.
Die Langverbannte schien mit einem Male
Versetzt ins liebe Heimathland zu sein,
Italier waren es nach Tracht und Mienen,
Die ihrem frohbestürzten Aug' erschienen.

Und, o! die süßen, vaterländ'schen Laute
Jetzt klangen sie melodisch in ihr Ohr!
Doch bei der Botschaft, die der Lipp' entthaute,
Da blickte sie erstaunt, betäubt empor;
Selbst Blanka, vom Gewölk des Kummers schaute
Roth wie Aurora aus der Nacht hervor;
Denn aus dem Land des Wohllauts und der Blüthen
Ließ mild der König holden Gruß entbieten:

Und Blanka bitt' er aus des Thales Wilde,
Wo ihr der Kindheit erster Traum entflohn,
Zu folgen diesen Rittern ins Gefilde,
Die er beherrsch' auf edler Väter Thron. —
So auch gelob' er seines Schutzes Milde
Der Mutter, wie dereinst sein Erb' und Sohn. —
Da drang vom Mund der Mutter Frag' auf Fragen,
Doch Schweigen schien den Rittern aufgetragen.

Und als aufs neu der strengen Vorsicht Zügel
Die Furchtgewohnte bot dem neuen Glück,
Da wiesen durch das königliche Siegel
Die Fremden bald den Widerstand zurück.
Nun auf der Hoffnung lang gehemmtem Flügel
Vertraute sie noch schüchtern dem Geschick.
Und alle schieden aus des Thales Mitte,
Noch dankbar blickend nach der armen Hütte.

Es führt' ihr Weg sie zu des Meeres Strande,
Wo schon bereit ein Schiff vor Anker lag;
Sie schnell zu führen nach der Sehnsucht Lande,
Weit flücht'ger als der Rosse Kraft vermag. —
Die Dien'rin, würdig durch der Treue Bande,
Empfing ihr Theil am neuen Freudentag.
Leicht flog das Schiff dahin auf blauen Wogen,
Von günst'gen Winden schmeichelnd fortgezogen.

Und immer mehr entwichen Furcht und Sorgen,
Jemehr ihr Ziel das stille Heimweh fand;
Und jetzt — an einem dämmernd frühen Morgen,
Jetzt landete das Schiff am Heimathsstrand: —
Noch lag die Flur in bloßem Duft verborgen,
Da wo des Königs Lustschloß herrlich stand;
Nur matt herüber sah'n die prächt'gen Mauern. —
Der Mutter Herz bebt in Erinnrungsschauern.

Und Blanka, die noch keines Lenzes Prangen
In ihrem öden rauhen Thal erblickt,
So warm der Lenz auch blüht' auf ihren Wangen,
So reich er auch ihr liebend Herz geschmückt,
Jetzt stand sie vor dem Schleier scheu befangen,
Von Ahnungsglut, von Wonneschmerz durchzückt.
Der milde Hauch der südlich warmen Lüfte
Trug ihr entgegen schon die Balsamdüfte.

Doch jetzt ergoß die Sonn' ihr Strahlenfeuer
Hellfunkelnd über die entzückte Flur;
Zerriſſen flog der dünne Nebelſchleier;
In vollem Brautſchmuck glänzte die Natur.
Bekränzt erhob ſich Fels und Hain zur Feier,
Und Erd' und Himmel trug die lichte Spur.
In Thaujuwelen blitzten Laub und Blüthen,
Der Strom erglüht' und Lichtkaskaden ſprühten.

Hier Farbenglut der Blumen; dort der Haine
Zartwechſelnd Grün, bewegt in milder Luft; —
Dort edeln Lorbeers Schmuck im Morgenſcheine;
Hier ſüß berauſchender Orangenduft. —
Und Wohllaut rings; aus Buſch und Felsgeſteine
Klang's, wie die Nachtigall den Frühling ruft,
Und Roſen wollten, ſchien's, mit lichtem Glühen
Wetteifernd mit den Himmelsroſen blühen.

Und Blanka zweifelt' ob der Erde Räume
Sie noch umfingen, zauberiſch verſchönt,
Dies waren Hain' und Roſen ihrer Träume,
Der Frühling, den ſie unbewußt erſehnt! —
Doch bei dem Flüſtern leichtdurchwallter Bäume,
Am Quellgeräuſch ward ſtill ihr Blick bethränt;
Ach Alles ſagt ihr mit geheimem Beben:
Noch fehlt die Seele dieſem Frühlingsleben!

„Ach meine Seele fehlt!" So rief beklommen
Ihr tiefſtes Herz. — Je mehr die äußre Welt
An heitrer Schönheit Götterſtrahl entglommen,
Der rückgeſpiegelt in die innre fällt;
Je ſchmerzlicher fühlt da ſich eingenommen
Die Seele, die das Weh der Sehnſucht ſchwellt.
So ſah auch Blanka aus dem reichen Leben
Sich mächt'ger des Verlornen Bild erheben.

Doch ſchien die Himmelsbotſchaft Wort zu halten,
Die Ahnung, die ins Herz des Mädchens drang:
Da wo die Lorbeerzweige flatternd wallten
Vom Luſtſchloß her, am kühnen Felſenhang,
Da nahten drei entzückende Geſtalten,
Bekannt dem Herzen wohl nach Wuchs und Gang.
„O Manfred!“ rief die Mutter, heiß durchdrungen,
Von Wonn' und Schmerz! von ſeinem Arm umſchlungen!

Gerettet waren aus den Todesnächten
Er und Roger, der edle Heldenſohn,
Der lang verbannt, jetzt nach den ew'gen Rechten,
Von Gott gerufen zu der Väter Thron.
Geſchieden wurden ſeit den Mordgefechten
Die Freunde. Manfred war zur Fremd' entflohn;
Des Freundes Sohn erzog er in der Wüſte,
Der jetzt mit Roger hold die Holden grüßte.

Das war der Engel, der in Blanka's Herzen
Das Echo weckt' im ſtillen Schweizerthal.
Er glänzte jetzt in ihre dunkeln Schmerzen,
Er ſelbſt ein ſchöner, junger Morgenſtrahl.
— Auch ſeine Mutter nah't. Und Wonn' und Schmerzen
Vergütete der ſchweren Prüfung Qual.
Die treuen Seelen blieben feſt verbündet;
— Und ſiegend war des Frühlings Reich gegründet.

Die Wahl des Gatten.

An König Arthurs Tafelrunde
Erſchien ein Weib gar hoch und ſchön,
So roſig wie die Morgenſtunde,
Und wie entſchwebt aus Himmeshöhn.

Die ſüße Macht der dunkeln Augen
War wie von Sternenglanz erhellt.
Den holden Schimmer einzuſaugen
Schien Vorgefühl der beſſern Welt.

Auf ihren zarten Wangen brannte
Der Unſchuld himmliſcher Karmin;
Der Mann, den ihre Stimme nannte,
Er wähnt' in Wonne zu vergühn.

Sie flehte Schutz hier bei der Helden
Berühmtem ritterlichen Bund.
Nur ihre Herkunft zu vermeiden
Verweigerte der holde Mund.

Sie bat, daß ſich ein Held entſchließe
Ihr väterliches Erb' und Gut
Zu ſchützen, der ſie dann begrüße
Als Gattin nach erprobtem Muth.

Da drängten ſich der Ritter viele
Im Schmuck der Waffen um ſie her
Und ſchworen, daß zu Ernſt und Spiele
Ihr Herz und Arm geheiligt wär.

Dank! ſprach die Dam', ihr edlen Ritter!
Doch nicht ſo leicht iſt dies Bemühn;
Der Weg iſt lang, die Prüfung bitter
Nur tapfre Treu beſteht ſie kühn.

O riefen alle, ſüßes Streben!
Beſiegt der Tapfre die Gefahr,
So winkt ihm auch ein häuslich Leben
In deinem Reich am Brautaltar.

Doch endlich, Schönſte, brich das Schweigen,
Und nenn' uns deiner Abkunft Glanz!
Die herrlich edeln Mienen zeugen,
Von königlicher Ahnen Kranz.

Da nahm mit Ernſt das Wort die Holde:
Jetzt, edle Ritter, iſt es Pflicht,
Daß von dem hochgeträumten Solde
Mein Mund mit offner Wahrheit ſpricht.

Mein Erb', um deſſen Schutz ich flehte,
Iſt eine Hütte im Nachbarland;
Weg mir der Kindheit Morgenröthe
Im ſtillen Hirtenthal entſchwand.

Doch eines dunkeln Zaubers Walten
Verband mein Glück mit dieſem Gut.
Und dann nur kann ich Ruh' erhalten
Erſiegt es mir des Tapfern Muth.

Ein armer Hirt' mein Vater, lehrte
Nur Künſte frommer Unſchuld mich; —
Wer nun zur Gattin mich begehrte,
Ihr edlen Herrn, er prüfe ſich!

Die Ritter, wechſelnd Bläſſ' und Röthe,
Sie wichen bei dem Wort zurück;
Und keiner mehr der Großen flehte
Nun ihre Hand als höchſtes Glück.

Nur Einer blieb vom weiten Kreiſe
Und blickt' ins Aug' ihr tief und treu;
Nein! wie auch klein dein Erdtheil heiße!
Wie niedern Stands dein Vater ſei!

Die iſt mir Herrin, die die Krone
Der Schönheit und der Tugend trägt,
Dir weih' ich mich! o wenn zum Lohne,
Nur einſt dein Herz mir liebend ſchlägt!

Er rief's, die Schön', errötheud, theilte
Schon die Empfindung ſeiner Bruſt;
Denn auf der edeln Bildung weilte
Ihr ſanftes Aug' mit ſtiller Luſt.

Sie nahm mit Dank den Schutz des kühnen,
Des großmuthsvollen Helden an.
Und als des Morgens Strahl erſchienen
Da fand er Beid' auf ferner Bahn.

Gefahren waren zu beſtehen,
Von dunkeln Zaubers Macht verhängt,
Durch Rieſen, Drachen, Zauberſeen
Ward oft des Tapfern Weg verengt.

Doch ſiegreich über Flur und Hügel
Geleitet er der Holden Bahn;
Die muth'gen Roſſe hatten Flügel,
Ein innres Feuer trieb ſie an.

Und einſt, als ſie im Abendthaue
Sich nach der Herberg' umgeſehn,
Da ſehn ſie aus dem Duft das blaue
Gebirg des Vaterlands erſtehn.

Und ſtand bei der erſten Helle,
Des Morgens an des Felſen Fuß;
Hier, ſprach die Jungfrau, iſt die Stelle!
Ihr nah' ich mit der Ehrfurcht Gruß.

Hier wölbt der Ahorn breiten Schatten,
Wo meiner Väter Erbe ruht.
Hier biet' ich meinem tapfern Gatten
Sein eignes, ſein erſiegtes Gut.

Es ruht tief unter dieſem weißen
Umgrünten Stein', erheb ihn kühn!
Der Ritter that, was ihm geheißen
Und — herrlich lohnte ſein Bemühn!

Er fand verhüllt in Gold und Seide
Die königlichen Zeichen hier.
Der Krone funkelndes Geſchmeide,
Des Zepters und des Schwertes Zier!

Und nun, du Edler, ſprach die Holde,
Wiſſ' endlich, wer ich war und bin!
Die du erwählt vor Rang und Golde,
Ich bin des Landes Königin.

Dem Heldenſtamm bin ich entſproſſen,
Der lang beherrſcht dies ſchöne Land;
Reich hat der Segen ſich ergoſſen
So lang der Thron der Väter ſtand.

Doch als noch ſchön im Schmuck der Jugend
Mein edler Vater ſank ins Grab
Da raubte, fremd der Königstugend
Ein andrer Stamm den Herrſcherſtab.

Ich, die Verwaiſte ward erzogen
In Einſamkeit; als jetzt die Gruft
Dem König winkt', und nun gewogen
Das treue Volk zum Thron mich ruft.

Doch einen Helden ſollt' ich wählen
Der meines Reiches Stütze ſei;
Da ſchwur ich, dem mich zu vermählen,
Den edel ich erprobt und treu.

Sie ſprach's, es ſtrahlt' in ihren Blicken,
Der Wiederſchein von ſel'ger Luſt;
Und — Blitzen gleich durchflammt Entzücken
Jetzt des Geprüften treue Bruſt.

Doch ſchnell, eh' noch die ſüßen Blitze
Gefaßt im Sturm des Augenblicks
Da führt' ihn um des Felſen Spitze
Die holde Göttin ſeines Glücks.

Und ſieh! da lag im Morgengolde
Der Aue ſchönſte wundergrün,
Durchflickt mit Blumen, wo der Holde,
Der ewge Lenz zu thronen ſchien.

Und wie von Feenhand zu ſchauen,
Erglänzt' im Morgenroth ein Schloß,
Her über dieſe bunten Auen
Um das ein Strom wie Silber floß.

Die ſchwanken Brücken flogen nieder;
Es naht des treuen Volkes Zug.
Das ſeine Wonn' im Klang der Lieder
Dem ſchönen Paar entgegen trug.

Die Hohe ſprach: O du im Harme
Mein Troſt, mein Schützer vor dem Feind,
Zur Herrin wähltest du die Arme,
Sei nun mein König, edler Freund!

Der dunkle Ritter.

Allmählich ſenkte ſich der Sonne Schimmer
Und röthete das ſtolze Königsſchloß,
Indeß er deutſam in das goldne Zimmer
Der Königstochter leiſe Strahlen goß.
Elmenda hieß die hohe Schöne; nimmer
Sah noch die Welt ein Weib ſo fehlerlos;
Vollkommne Schönheit, um den Blick zu laben,
Vereinte ſie mit ſchönern Seelengaben.

Der Fürſten viel, aus Norden und aus Süden,
Bewarben ſich um der Geprieſnen Hand;
Doch Keiner drang in ihres Herzens Frieden
Süß ſtörend ein; Sie mied der Liebe Band;
Die holde Blume ſchien nicht für hienieden,
Zu blühen ſchien ſie für ein beſſres Land,
Der Roſe gleich an Anmuth und an Adel,
Der hohen Lil'je, rein und frei von Tadel.

Doch ſie, die ſonſt ſo heiter wie der Morgen,
In düſtres Schweigen ſaß ſie heut verſenkt;
Beſchäftigt war um ſie mit zarten Sorgen
Die Freundin, der ſie höh're Gunſt geſchenkt;
Doch hielt ihr Leid die ſchöne Bruſt verborgen,
Bis ſchon die Sonne ſich zum Meer gelenkt;
Da hörte man Gerüſt vom Schloßhof ſteigen;
Und alſo brach das Fräulein jetzt ihr Schweigen:

„Hörſt du den Laut, den dumpfen, aufwärts ſchweben,
Agathe? Kennſt du ſeine Deutung wohl?
Man baut das Blutgerüſt, wo bald ſein Leben
Der Edelſte der Ritter opfern ſoll.
Er, deſſen Schwert uns oft den Sieg gegeben,
Verdient er wohl ein Loos ſo grauſenvoll?“
Ach, Fräulein, oft, ſprach Jene, naſſen Blickes,
Beklagt' ich ſchon die Härte des Geſchickes!

Ach, wenn ich denke, wie der ſchöne Ritter
Zum erſtenmal an unſerm Hof erſchien!
So manche Dame, ſtill am Fenſtergitter
Sie mußte für den edlen Fremdling glühn.
Leicht im Turnier, im Schlachtfeld ein Gewitter,
Glich er dem Gott der Schlachten, ſtark, und kühn!
Und Euer Vater war ihm hoch gewogen
Und hätt' ihn gern auf immer hergezogen.

Der edle Siegmar! nimmer mit Entzücken
Wird ihn empfangen nun der Eltern Paar
In ferner Heimath! nie mit Ehre ſchmücken
Wird ſeine Tugend ihr ergrautes Haar! — —
Du weinſt, Agathe? ſprach mit wärmern Blicken
Die Fürſtin, bot die Hand ihr liebend dar,
Dank dieſen Thränen! näher meinem Herzen
Bringt dich fortan dies Zeugniß edler Schmerzen.

Wie, meine Fürſtin? rief beſtürzt Agathe,
Gleich Purpur ſeh' ich Eure Wangen glühn?
Weh! wenn ich dieſen Herzensſchlag errathe!
Wärs möglich? das was unerreichbar ſchien
Für Könige, das Glück, dem Keiner nahte,
Wär' dem gemeinen Rittersmann verliehn?
O Gott! und Einen träf' dies Glück vor Allen,
Deß Haupt den Todesgöttern ſchon verfallen?

Doch, o verzeiht den frevelnden Gedanken!
Nur Lieb' und Angſt um Euch erregt' ihn mir;
Wohl trat mein Argwohn aus der Ehrfurcht Schranken.
Doch edellächelnd: Gern verzeih' ich dir!
Verſetzt' Elmonda, frei und ohne Wanken
Bekenn' ich das, was meines Lebens Zier!
O wär' mein Bruder nicht in weiter Ferne,
In ſeinem Schutz erglänzten mildre Sterne! —

Ja, wiſſe! daß den Mann, der morgen blutet,
Zum Herrſcher meines Herzens ich erwählt.
Nicht durch den Sinnenrauſch, der tobt und flutet,
Nein, durch ein höhres Geiſterband beſeelt. —
Gemeines nur wird durch Gefahr entmuthet;
Mein ſtarkes Lieben fühlt ſich neu geſtählt;
Dem Tod entgegen, dem er übergeben,
Geht all mein ſchmerzlich aufgeregtes Streben.

Entſchloſſen bin ich, koſt' es noch ſo theuer,
Zu retten den, der mehr als Leben mir.
Ich bat den Vater mit des Mitleids Feuer
Umſonſt für ihn, der ſonſt der Ritter Zier;
Nun ſteig' ich in der Nacht geweihtem Schleier
In ſeines Kerkers grauſendes Revier.
Nur, Treue, dir darf ich den Plan vertrauen
Und felſenfeſt auf deine Hülfe bauen.

O Fürſtin! rief Agathe, nehmt mein Leben!
Nur ſteht von dieſem kühnen Vorſatz ab!
Ihr werdet nicht den Freund vom Abgrund heben,
Und mit ſich reißen wird er Euch ins Grab!
Doch — o geläng' Euch das verwegne Streben,
Gebrochen wär der greiſen Eltern Stab!
Ihr würdet fliehn, im ſüßen Schutz der Liebe,
Indeß nur Gram das Loos der Aermſten bliebe! —

Nein, wahrlich! rief mit ſtillbewußter Miene
Elmonda, nimmer haſt du mich gekannt!
Wenn ich die Feſſeln des Geliebten löſe,
Sei heil'ge Ehre nie von mir verbannt!
Und ob ich Troſt ins müde Herz ihm flöße,
Doch ahnd' er nicht, wie tief mein Herz entbrannt!
Die Liebe ſelbſt, die ich dem Edlen weihe,
Sie ſtärkt zu Tugend mich und Kindestreue.

Und könnt' ich ruhn, beglückt im Arm der Liebe,
Indeß die Eltern bittrem Gram ſich weihn?
Nein, glücklich zieh' er! und ob nichts mir bliebe,
Vereint werd' ich mit dem Geliebten ſein.
Ich habe durch den heiligſten der Triebe
Errungen ihn, mein iſt er? ewig mein!
So ſprachen ſtill vertraut die holden Beiden,
Und ſahn gefaßt des letzten Tages Scheiden.

Gelaßnen Muths lag unterdeß der Ritter
In ſeines Kerkers ſchwarzer, feuchter Nacht!
Von oben fiel nur ſchwach durchs kleine Gitter
Der letzte Schimmer von der Sonne Pracht.
Ihn hatte nicht der Eitelkeit Geflitter,
Des Hofes Glanz ihm ſelber fremd gemacht;
Einfach beſcheiden einte er biedre Güte
Mit Duldſamkeit noch in der Jahre Blüthe.

Schwer laſtet' auf ihm ſein Vergehn, das Eiſen
Gezückt zu haben gegen Königs-Blut;
Und hatt' ihn auch der Herzog oft durch leiſen
Und ſchweren Unglimpf oft gereizt zur Wuth,
Doch ließ er einſt zu raſch dahin ſich reißen,
Zum Kampf ihn fordernd in der Rache Glut,
Und lohnte ſo des Königs Huld und Milde,
Mit Blut des Retters röthend das Gefilde.

An Schonung war nun fürder nicht zu denken;
Des Königs Zorn zu fürchterlich empört;
Nie ließ er je den harten Sinn ſich lenken,
Kein Vorſpruch ward, kein Flehn von ihm gehört. —
Doch ohn' in feigen Gram ſich zu verſenken,
Ergab ſich Siegmar ernſt und ungeſtört
Für ſein unſterblich Theil den frommen Sorgen,
Und harrte ſtill auf ſeines Todes Morgen.

Zuweilen nur in ſeiner Andacht Sehnen
Drang ſich ein Seufzer ird'ſcher Liebesglut;
Simonda's Bild, ihm Urbild alles Schönen
Es hatte längſt in ſeiner Bruſt geruht;
Wohl fühlt' er, daß geſtimmt zu gleichen Tönen
Ihr Herz mit ſeinem ſei; doch ohne Muth,
Der Sehnſucht ſtille Schmerzen ihr zu klagen,
War ſie ſein Schutzgeiſt nur in Ruhmes Tagen.

Wenn im Turnier, geſchmückt mit Helm und Schilde,
Er ſtrahlend in der Schranken Mitt' erſchien,
Dann blickt' er auf zu ihrem Götterbilde,
Mit ihrem Lächeln kam der Sieg auf ihn.
Umringt' ihn Todesnacht im Schlachtgefilde,
Sie rief er an, die Feinde mußten fliehn.
So war ſie ihm als Talisman gegeben
Sie, ſeines Daſeins innigſt, tiefſtes Leben.

Nicht ſelten dann, wenn ſich zu Tanz und Spiele
Der Hof vereint, gleich einem blüh'nden Strauß,
Sucht' in der Ritter ſchimmerndem Gewühle
Die Fürſtin den verwandten Freund heraus.
Gern tauſchten dann die ähnlichen Gefühle
Im ſittigen Geſpräch die Holden aus;
Doch ſtrengſte Tugend hielt ſie ſtets in Schranken
Und hemmt' im Flug der Liebe Sinngedanken.

Jetzt dacht' er ſeufzend an die ſchönen Stunden,
Die einzig theuer ihm den Hof gemacht. —
Vom Himmel war der Tag nun längſt entſchwunden,
Und auf den ſtillen Thätern lag die Nacht;
Schon kam der Schlaf, des Armen Seelenwunden
Zu ſchließen, und das Aug', das lang gewacht;
Da plötzlich weckt' ein ſanft Geräuſch ihn wieder,
Als ſtieg' es ſeines Kerkers Stufen nieder:

Und horch! es ſprang der dunkeln Pforte Riegel
Und Fackelglanz brach durch die Nacht herein;
Gelöſet dünkt ihm ſchon des Grabes Siegel
In Edens Fluren wähnt' er fromm zu ſein;
Ein Engel hergeſchwebt auf Seraphsflügel,
Stand vor ihm in der Kerze goldnem Schein,
Ein hohes Weib gehüllt in dichte Schleier,
Doch er erkennt der Augen göttlich Feuer:

„O Göttin!" rief er, ſtürzend ihr zu Füßen,
„Seh' ich dich ſelbſt, Elmonda, vor mir ſtehn?
Willſt du des Todes Grauen mir verſüßen?"
„„Gerettet will ich, edler Freund, dich ſehn!"„
So ſprach ſie ſanft, „„den Kerker aufzuſchließen,
Mußt' ich ihn ſelbſt, der Wege kühnſten, gehn.
Den Treuſten nicht durft' ich die That vertrauen,
Auf eignen Muth nur deine Rettung bauen."„

„„Die Wachen ſchlafen jetzt, berauſcht vom Weine,
Agathe wacht allein auf meiner Spur;
Auf eil'. Es liegt das Feld im Mondenſchreine!
Entfliehe weit zu deiner Väter Flur!““
So ſprach, verbergend eignen Schmerz, die Reine
Beſorgt für des Geliebten Schickſal nur,
Mit dem ſie Blut und Leben möchte theilen,
Den trieb ſie ſelbſt, auf immer fortzueilen.

Sie kannt' in dieſen nächtlichen Gebieten
Verborgne Gänge, führend aus dem Schloß;
Sanft leitete, vor Strauchein ihn zu hüten,
Den theuern Freund ſie durch der Tiefe Schoß;
Jetzt kamen ſie ans Freie; ſilbern blühten
Des Mondes Strahlen auf den Auen, floß
Der Schimmer um den Wald; in Sommers Milde
Umwogte ſie das reife Fruchtgefilde.

Und Roſen hauchten ihren Duft, den ſüßen,
Berauſchend um das tiefentflammte Paar;
Berauſchend ſchien die Luft, ſie zu umfließen; —
Doch Eil' gebot die grauſende Gefahr!
Da ſank der Ritter zu des Fräuleins Füßen,
Da bot ſie ſchmerzbeſiegt die Hand ihm dar;
Und Lieb' enthüllt' in letzter Scheideſtunde
Der Herzen lang verhehlte, tiefe Wunde.

„O Himmliſche!“ rief Siegmar, „o verzeihe,
Wenn jetzt erliegt die kämpfende Natur!
Wenn laut ich die verhehlte Glut dir weihe.
Verbannt fortan von deiner lichten Spur. —
Doch deinem Götterbilde ſchwör' ich Treue!
Verſchmäh' ihn nicht, den reinen, heil'gen Schwur!“ —
„„Ja, Treue!““ liſpelte mit tiefem Beben,
Die Jungfrau, „„Treue dir auf Tod und Leben!““

Es trieb die Zeit, den Ritter fortzueilen,
Indeß den Rückweg schnell das Fräulein nahm.
Sie durfte nicht bei ihrem Glück verweilen,
Der Ritter floh', im Herzen Wonn' und Gram;
Er floh durch Wald und Fluren, viele Meilen,
Bis er zur fernen, sichern Heimath kam.
An Golde ließ die Freundin es nicht fehlen,
Um seine Flucht gesichert zu verhehlen.

Doch als er nun mit stiller Wehmuth Harme
Im Abendrothe sah der Väter Schloß,
Als ihn mit Freudenthränen in die Arme
Die Eltern schlossen, jetzt der Sorgen los,
Da fühlt' er, daß sein kindlich Herz erwarmte;
Und bei dem Thau, der ihrem Aug' entfloß,
Schwur er, zu weih'n des starken Herzens Triebe
Der Ritterpflicht, und frommer Kindesliebe.

So floß ein Jahr dahin in stillen Thaten,
Wo er bekämpfte den allmächt'gen Gram,
Doch läßt sich schwer ein krankes Herz berathen;
Und als die Jahreszeit aufs neue kam,
Als golden wogten die gereiften Saaten,
Die Welt der Blumen höhern Purpur nahm,
Da kehrt' ihm neu das schmerzlich heiße Sehnen,
Dem männlich festen Aug' entglühten Thränen.

Er irrte traurig um die Burg; die Aehren
Umrauschten ihn, wie dort, mit goldner Flut;
Neu sah er jene Mondnacht sich verklären,
Süß dufteten ihm Rosen Liebesglut.
Da konnt' er länger nicht der Sehnsucht wehren,
Die nur gewaltsam unterdrückt geruht.
Durch Heldenthaten Ruh' sich zu erstreben,
Trieb ihn in's Weite sein gequältes Leben.

Vergunſt, zu ſcheiden nur auf kurze Weile,
Erfleht' er von den Eltern ehrfurchtsvoll,
Und, ſtürzte dann zu Roß mit Sturmes Eile,
Zu fechten, wo des Krieges Ruf erſcholl. —
Dem Fräulein ward indeß zu gleichem Theile
Der Schmerz, von dem des Freundes Buſen ſchwoll;
Doch heldenfeſt, und ſtärker, als ihr Treuer,
Bekämpfte ſie der Sehnſucht lodernd Feuer.

Der Eltern greiſe Tage nicht zu trüben,
Hielt ſtreng den eignen Schmerz ſie unterdrückt;
Nur der Gedanke freut' ihr trauernd Lieben,
Daß ihrem Muth des Edlen Flucht geglückt.
Verborgen war die kühne That geblieben,
Durch Zauber glaubte man den Held entrückt;
Auch war der Herzog durch der Aerzte Kunde
Geheilt von tödtlich erſt geglaubter Wunde.

So lebt' Elmonda ſtill, der Hochzeit Bande
Verſchmähend, wie der irdſchen Macht Gewinn;
Nur nach dem Lichtbild ihrer Sehnſucht wandte
Sich ihre fromme Liebesandacht hin.
Das Flehen, das ſie heiß zum Himmel ſandte,
Bewegte ſelbſt des Vaters ſtrengen Sinn;
Auch ſchien noch keiner von den Fürſtenſöhnen
Ihm würdig ganz der hochentſtammten Schönen.

Doch lange ſollte nicht die Ruhe dauern,
Die ſo Elmondens edles Herz genoß;
Sie mußte bald ihr gutes Volk betrauern,
Auf das des Krieges Elend ſich ergoß:
Ein finſtrer König herrſcht', in goldnen Mauern
Im Nachbarland, an Macht und Reichthum groß;
Er überzog, um unrecht Gut zu ſtreiten,
Das Land mit Heereskraft von allen Seiten.

Zum Glück war jetzt von fernen Waffenzügen
Der edle Guiomars zurück gekehrt;
Er, stets gewohnt für leidend Recht zu kriegen,
Schwang doppelt freudig hier sein tapfres Schwert.
„So leicht nicht," rief er, „soll ein Volk erliegen,
Das stets als heldenkühn die Welt verehrt!"
Er rief's, und Alle jauchzten seiner Rede,
Und Jeder stürzt' in schöner Glut zur Fehde.

Wie sich am festen Damm die Wogen brechen,
Umsonst empörend ihren weißen Schaum;
So brach der Feinde Wuth auf blut'gen Flächen
An dieser tapfern Schaar. Doch glückt es kaum
Dem einen Heere heut, die Schmach zu rächen,
So faßt' aufs neu das Andre morgen Raum.
Drum sah kein Ende man dem blut'gen Kriege,
Verlängert stets durch Niederlag' und Siege.

Indessen an des Reiches fernen Grenzen
Die Helden kämpfen mit gestähltem Arm
Und Thaten durch die Nacht der Zeiten glänzen,
Erfüllt daheim den König finstrer Harm;
Sein tapfrer Sohn, so reich an Siegeskränzen,
Verschwunden ist er in der Feinde Schwarm.
Nichts konnte Trost der Eltern Schmerz gewähren,
Es strömten heiß Elmondens Schwesterzähren.

Da sieh'! da naht' ein Bote; Siegeszeichen
Hielt er empor, und rief mit lautem Ton:
„Frohlock', o Herr! die Feinde mußten weichen!"
Der Sieg ist unser, und es lebt dein Sohn!
Er war umringt von Feinden ohne Gleichen,
Erliegend sah ich fern den Helden schon,
Doch, der ihn stets umschwebt im Kampfgewitter,
Er nahr' und rettet' ihn, der dunkle Ritter!

Das iſt der Schutzgott unſers Heers. Die Glieder
Des hohen Engels deckt ein dunkler Stahl;
Ihm wallt vom Haupt ein dunkler Helmbuſch nieder,
So ſtrahlt er ſchön und furchtbar allzumal,
Geſchloſſen iſt ſein Helm, doch hin und wieder
Durchblitzt' ihn ſeiner Augen Himmelsſtrahl.
Stets ſah man ihn im tiefſten Schlachtgetümmel
Und wo er kämpfte, gab den Sieg der Himmel.

Doch ſchwieg der Donner, war der Kampf entſchieden,
So ward er nimmer in den Reih'n geſehn,
Stets nach vollbrachter ſchöner That hienieden
Kehrt' er zurück zu ſeines Himmels Höh'n. — —
Entzückt vernahm's der König, goldnen Frieden
Sah bald das Volk aus dieſem Sieg erſtehn,
Der ſtolze Gegner mußte ſchwer empfinden,
Wie Stolz und Macht vor edler Thatluſt ſchwinden.

Noch zu erreichen durch gewandte Güte
Den Vortheil, den nicht rohe Macht erzwang,
Kam ſelbſt zum Hof er, wo die Holde blühte,
Die mühſam nach des Herzens Frieden rang;
Da zählt' im eitlen, herriſchen Gemüthe
Er auf erfreuten, ſchmeichelnden Empfang,
Auf jedes Vortheils freudiges Gewähren,
Werb' er als Werber huldvoll ſich erklären.

Und alſo ſprach er: „Ganz den Haß zu ſühnen,
Biet' Eurer Tochter Thron ihn an, und Hand!
Ihr wißt, wie viel der Länder rings mir dienen!
Es küßt die Woge huld'gend meinen Strand.
So weit ſich Ströme ziehn, und Wälder grünen,
Nennt Größ' und Macht ſich meinem Stamm verwandt.
So darf ich fehllos wohl die Hoffnung wagen,
Euch nicht umſonſt mein Bündniß anzutragen."

Er sprachs. Und seines Antrags stolzes Prangen
Erreicht nicht ohne Reiz des Königs Ohr.
Doch flammt' ein Roth, wie Nordlicht aufgegangen,
Auf Guiomars erhabner Stirn empor,
Indeß auf seiner Schwester sanften Wangen
Noch bleicher ward der zarte Lilienflor;
Heiß schwang zum Thron der Allmacht sich ihr Sehnen,
Ob Rath noch sei für der Verzweiflung Thränen?

„Und haben darum wir den Sieg errungen,
Erkauft durch unsrer treuen Krieger Blut,"
Rief Guiomars, „daß der, den wir bezwungen,
Uns zwäng' aufs neu durch rohen Uebermuth?"
So war's dem hochgesinnten Sohn gelungen,
Im Vater weckt' er edlern Stolzes Glut;
Fest wies man denn zurück des Antrags Glänzen,
Der Werber kehrte stolz zu seinen Grenzen.

Jetzt endlich sah man Ruh' nach Sturmes Wüthen;
Unmerklich schwand die Zeit mit leisem Flug.
Da zog einst zu den fernsten Reichsgebieten
Der König, die der Krieg danieder schlug;
Er strebte, das Erlittne zu vergüten;
Und in des Mitleids göttlich mildem Zug,'
Daß sie, ein Engel, Hülf' und Trost verbreite,
War die geliebte Tochter ihm zur Seite.

Und eines Abends, von des Tages Gluten
Erschöpft, gebot der König kurze Rast
Im frischen Wald; des Mondes Silberfluthen
Durchzitterten der Zweige Laubpallast.
Es rauschte, wo die hohen Fremden ruhten,
Ein Silberquell, von Blumen eingefaßt,
Und Lichter spielten auf dem grünen Grunde,
Wie holde Kinder, Erd' und Licht im Bunde.

Doch während in der ſüßen Zauberfülle
Elmondens Herz mit leiſer Sehnſucht rang,
Da horch! da tönt' es furchtbar durch die Stille
Wie Schwertgeklirr, wie dumpfer Schildeklang.
Entſetzen faßt die Holde; durch die Hülle
Der Büſche ſtürzt' ein Hauf' mit wildem Drang;
Und wild entzündet von der Rachſucht Feuer,
Erſchien auf's neu als Feind Elmondens Freier.

Voll Hinterliſt ausſpähend alle Tritte
Der Gegner, faßt' er ſeinen Vortheil nun,
Nicht achtend heiligen Vertrag und Sitte,
Erſcheint er feindlich, wo ſie friedlich ruhn.
Des Greiſes Flehn, der Jungfrau Schmerzensbitte,
Nichts mag der Wuth der Räuber Einhalt thun,
Der Treuen Schaar vermochte nicht der Menge
Zu widerſtehn im fluthenden Gedränge.

Held Guiswards war fern zu dieſer Stunde;
Froh jagend ahnt' er nicht, was hier geſchah;
Gefeſſelt lag der greiſe Held am Grunde,
Als er umringt die holde Tochter ſah.
Da ſeufzt' er wohl aus tiefer Herzenswunde:
„O wär' ihr jetzt ein tapfrer Gatte nah'!“
Schon eilt ſie der Verhaßte zu umſchlingen,
Sich ſchnell mit ihr auf's flücht'ge Roß zu ſchwingen.

Doch, wie ein Blitz die Wetternacht erhellet,
So hellt' auch hier ein Strahl des Jammers Nacht;
Ein Schwertblitz! Eine Himmelsbildung ſtellet
Sich den Beſtürzten dar in Waffenpracht.
Und, rächend von des Helden Arm gefället,
Erliegt der Feind; beſtürzt iſt ſeine Macht.
Ein Haufen Treuer bricht durchs Laubgegitter,
Und Alles jauchzt: „Heil ihm, dem dunkeln Ritter!“

Jetzt naht auch Guiomars; wie Zwillingsbrüder
Flog Herz an Herz das hohe Kriegerpaar;
Ein neuer Lebensstrom durchdrang die Glieder
Dem matten Greis; „Du Retter aus Gefahr!“
So rief er, gabst vorher den Sohn mir wieder,
Die Tochter jetzt, die schon verloren war,
O sprich, du Edler! sprich, wie soll ich lohnen?
Nichts dünkt zu hoch mir, wärens Reich und Kronen.

Da trat zurück der hehre dunkle Ritter,
Und stand gesenkten Haupts im Mondenlicht,
Und traurig blickte durch des Helmes Gitter
Sein Auge, wie der Mond durch Wolken bricht;
„O laß mich schweigen!“ rief er; „denn zu bitten
Wird mir Entsagen, wenn dein Mund es spricht!
Ein Frevel mag die kühne Bitte scheinen,
Und doch kann sie nur mich dem Glück vereinen!“

Ein banger Blick flog nach der hohen Schönen;
Ein Blick, den ahnend Guiomars verstand;
„O Vater!“ rief er, „solche That zu krönen,
Ist da zu viel wohl einer Fürstin Hand?
O gieb sie ihm! und zwischen deinen Söhnen
Schling' auch Natur ihr heilig Bruderband!
Ich seh' es, auch Eimondens Blicke schweben
Zum schönen Retter mit geheimen Beben.“

„Wohlan, so sei es!“ rief der König, „Ritter!
Du Tapferster, den je die Erde sah!
Nimm diese Hand!“ „„O halt' mein König! bitter
Wohl ist mein Loos; — doch meine Stund' ist da!““
Er öffnete des dunklen Helmes Gitter,
Und keiner wußt' erstaunt, wie ihm geschah,
Als im Gesicht, das Mondesstrahlen schmücken,
Die Ritter Siegmars edle Züg' erblickten.

Der König schwieg, und wollte selbst sich mäßen,
Den Zorn zu wecken ob der alten Schuld;
Den edlen Ritter sah er vor sich knieen,
Sein Urtheil flehn mit rührender Geduld;
Er sah den Sohn an Freundes Herzen glühen,
Mit stürm'schen Bitten fordernd Gnad' und Huld.
Da konnt' er nicht mehr dem vereinten Flehen,
Noch eigner früher Neigung widerstehen.

Jetzt schlug die Wonne ihre Zauberfluthen
Berauschend um Elmondens edle Brust;
Und Aug' in Aug', und Herz an Herzen ruhten
Die Liebenden, sich ihres Glücks bewußt.
Gereift an heil'ger, reinster Liebe Gluten,
Erstand für sie die Himmelssaat der Lust.
Des Vaters Segen ward dem schönen Bunde;
Und Rosen glühten zu der Wonnestunde.

Der Zauber.

Iſt der böſen Geiſter Walten
Noch ſo reg in unſrer Welt,
Daß, was lang ſich ſtark gehalten
Schnell vor ihrem Zauber fällt!

Sah ich nicht im Fürſtenſaale
Ihre himmliſche Geſtalt!
Von der Anmuth Götterſtrahle
Ihrer Hoheit Pracht umwallt.

Sah ſie tanzen, wandeln, ſchweben
Die geliebte Herrſcherin,
Gab ihr ganz mein armes Leben
Ohne Wunſch und Klage hin.

Nimmer regt in meinem Innern
Ein vermeßnes Wünſchen ſich;
Nur am Hoffen und Erinnern
Ihres Anſchauns labt' ich mich.

Einer ſchon von ihren Blicken,
Der mir zarte Huld geſtand,
Konnte ſelig mich entrücken
In der Götter Heimathland.

Sieh, da mußt' in Waldesgründen
Ich, geführt vom Zauberſtern,
Die verirrte Herrin finden,
Vom Gefolg der Jäger fern.

An der Quelle hingesunken
Ruhte sie auf dunklem Grün,
Einzeln nur wie goldne Funken
Brach durch's Laub der Sonne Glühn.

Ach da wars als weht' entgegen
Böse Macht mir überall,
Aus den duft'gen Waldgehegen
Aus der Felsen Wiederhall.

Wünsche, die in Busens Gründen
Rein und heilig, still geruht,
Fühlt' ich stürmisch sich entzünden
An verborgner Zauberglut.

Wahnsinn auf dem glühnden Munde,
Stürzt' ich ihr zu Füßen kühn; —
Als in unsrer Bäume Runde,
Schnell der Jäger Zug erschien. —

Ists nun Zauber nicht zu nennen,
Was mein stilles Paradies
So in wilden Gluten brennen,
Ehr' und Heil mich opfern hieß?

Armer Jüngling! willst du wissen,
Welche Zauberkraft zum Streit
Dich der frommen Ruh entrissen?
Zauber der Gelegenheit!

Die Roſen.

Lied eines alten Minneſängers.

Mit jedes Morgens Grauen
Sieht man durch Thales Grün
Zum Wald' ein' edle Frauen
Gar ſtill vorüber ziehn.

Es zieren goldne Spangen
Ihr Arm' und Buſen fein,
Doch heilt die bleichen Wangen
Nicht Gold noch Edelſtein.

Wenn wild ſich Wolken jagen,
Hemmt Schnee und Eis den Weg,
Wallt immer ſie ohn' Zagen
Den wilden rauhen Steg.

Sie geht hinan die Höhen,
Da tritt vom dunklen Wald,
Gar lieblich anzuſehen,
Eine lächelnde Geſtalt.

Ein zarter, holder Knabe
Mit lichtem Augenpaar,
Der reicht ihr wohl zur Labe
Ein duftend Röslein dar.

Neigt grüßend ihr entgegen
Das lieblich lock'ge Haupt;
Und ſchwind't in Waldgehegen,
Und iſt dem Blick geraubt.

Dann geht zurück die Arme
So still nach ihrer Art,
Und drückt ans Herz, ans warme
Das duft'ge Röslein zart.

Ich trat ihr kühnlich nahe;
Zu wissen mich sehr verlangt,
Was Leids der Holden geschahe
Und wie so still sie krankt.

„Gott grüß euch, edle Frauen!
Was geht ihr so allein?
Wollt freundlich mir vertrauen
Des kranken Herzens Pein!

Eure Kleider seh ich prangen
Mit Gold und Edelstein,
Mit Perl' und köstlichen Spangen;
Eine Fürstin müßt ihr sein!"

„„Ja wohl, was ihr vermeinet
Ist traun kein eitler Wahn,
Eine Fürstin euch erscheinet,
Mit Glanz wohl angethan.

Doch tief in Herzensgrunde
Bewein' ich Glanz und Ehr.
Wollte wünschen, daß ich zur Stunde
Des Volkes Aermste wär.

Der König herrscht im Reiche,
Der strenge Vater mein;
Ob nichts an Macht ihm gleiche,
Muß ich doch elend sein." "

„Was nagt euch so am Herzen,
O edle schöne Frau?
Schafft Lieb' euch diese Schmerzen?
Quillt ihr der Thränenthau?"

„„Ach wohl! an schwerer Wunde
Stirbt langsam hin mein Herz!
Mir wohnt in Herzensgrunde
Ein tiefer Liebesschmerz.

Wohl hatt' ich einen Lieben,
Gar edel, schön und treu,
Sein Bild ist mir geblieben,
Sein Bild, mir ewig neu!

Wohl spielt' am treuen Herzen
Ein holdes Kindlein mir;
Sein Bild mit theuern Schmerzen
Umschwebt mich für und für.

Ich fand des Glückes Fülle
In dem geliebten Band,
Geknüpft in heil'ger Stille
Geheim durch Priesters Hand.

Dem Edelsten auf Erden,
Ihm war dies Herz geweiht.
Ach! schnell getrübt zu werden
Entfloh die goldne Zeit!

Warum? mein Vater haßte,
Sein strenger, stolzer Muth,
Das was mein Herz umfaßte
Mit tiefer, ew'ger Glut!

Den Treuſten deiner Treuen
Du weihteſt ihn dem Grab!
Ach! weil mein Herz den freien,
Den heil'gen Schwur ihm gab! — —

Dort fern am Hügel drüben
Waldein dem Bächlein zu,
Dort iſt die Ruh des Lieben,
Dort meines Guidos Ruh!

Sein Blut, das dort gefloſſen
Birgt nicht des Grabes Schoos,
In Roſen iſt's entſproſſen
Des feuchten Hügels Moos.

Dort wall' ich früh vor Tage
Mit jedem Morgen hin,
Doch ſtill und ohne Klage
Und duld' in frommem Sinn.

Denn wohl iſt mir erſchienen
Ein lieblich Traumgeſicht;
Mit ſeinen ſüßen Mienen
Mein Trauter ſchön und licht.

Er ſprach mir ſanft und leiſe,
Und bot die liebe Hand;
„Nicht freventlich zerreiße
Du ſelbſt des Lebens Band!

Meine Roſen für dich glühen
Ihr Duft mit ſtiller Kraft
Wird dich herüber ziehen
Wenn Gottes Wink es ſchafft.

Ich ſelbſt zwar darf nicht wieder
O Liebſte vor dir ſtehn,
Nicht mehr vom Himmel nieder
Zu irdſchen Freuden gehn.

Doch wird dir dort erſcheinen
Unſer holder Fridolin,
Durch ihn wird uns vereinen
Der zarte Liebesſinn.

Drum tilg' den wilden Kummer,
Und komm im Morgenduft
Noch oft von weichem Schlummer
Zu deines Treuen Gruft!"

Er ſprachs! und ohne Klage
Harrt nun mein treuer Sinn;
Es lächelt mir alle Tage
Mein ſüßer Fridolin.

Das iſt der blonde Knabe;
Er reichet für und für
Von ſeines Vaters Grabe
Ein duftend Röslein mir.

So wird der Schmerz mir linde;
Denn bald nun werd' ich ſein
Vereint dem theuern Kinde
Und dem Geliebten mein!

Ich trink' in meine Wunde
Den ſüßen Roſenduft,
Und harre ſtill der Stunde,
Da mich mein Liebſter ruft.

Agnes Lied, an die Roſe.

Ach Roſe, ſüße Roſe,
Wann blühſt du wieder im Thal?
Wann ſingt im grünen Schooße
Des Hains die Nachtigall?

Wohl blick ich in die Weite,
Herab vom hohen Thurm,
Nur ſchneebedeckte Felder,
Nur öde ſauſende Wälder
Seh' ich, im Winterſturm. — —

Ach Lenz! wo weilſt du ſo lange?
Dich ſucht mein weinender Blick!
Ich harre dein ſo bange!
Du meiner Kindheit Glück!

Wenn ich oft im ſtillen Zimmer
Traurig eingeſchlummert bin,
Wirds um mich wie Mondenſchimmer,
Seh ich Wald und Hügel grün!

Froh durchſäuſeln Melodien
Unſer Gärtchen und das Schloß,
Meines Landes Roſen blühen,
Hier in wüſter Fluren Schooß.

Die Lauben ich finde
In Düften ſie ganz!
Ich hüpfe, ich winde,
Mir Blüthen zum Kranz.

Aber ach ſo plötzlich wieder
Iſt er hin der goldne Traum,
Meine Blüthen ſinken nieder,
Ich erwach' im öden Raum.

Stillt denn nichts mein heißes Sehnen?
Wohnſt du denn ſo fern von hier?
Ach nur eines deiner ſchönen
Holden Kinder ſende mir!

Eine Roſe ſüß und milde,
Wie ſie mich als Kind entzückt,
Daß ſich an der Heimath Bilde
Wohl mein krankend Herz erquickt!

Verſöhnung.

Die gekränkte Liebe
Weint im Kämmerlein,
Sich die Augen trübe,
Schluchzſt in ſich hinein.

Und der wilde Knappe
Pocht an ihre Thür:
„Draußen ſteht mein Rappe,
Reich' die Handſchuh mir!“

Zaudernd mit dem Schritte,
Reicht ſie abgewandt
Handſchuh ihm zum Ritte;
Doch er faßt die Hand.

Zieht die Heißgeliebte
An die Lippen ſchnell,
Küßt ihr das getrübte
Auge wieder hell. — —

Und ſein Rappe ſtampfet
Wohl die ganze Nacht,
Bis der Morgen dampfet,
Und die Aue lacht.

Der Held ohne Liebe.

Heiß war der Sieg erſtritten,
Das Feld war blutig roth,
Der König lag in Mitten
Getroffen auf den Tod.

Die heiße Todeswunde
Wohl fühlt der alte Aar,
Und ſprach mit bleichem Munde
Zu der getreuen Schaar:

Geliebet hab' ich nimmer,
Der Kampf war meine Braut,
In hellem Waffenſchimmer
Mir glänzend angetraut.

Drum grabt an öder Stätte
Nur einſam mir das Grab;
Und ſenkt ins Hochzeitbette
Mein treues Schwert hinab.

Und mögt um den nicht weinen,
Der nimmer hier geliebt. —
Es thaten ſo die Seinen
Im Herzen tief betrübt.

König Murat.

Zum Tode ging der hohe, ſchöne Ritter
Den die Natur zum König herrſchend ſchuf,
Der ſich zum Thron, durch manches Kampfgewitter
Empor ſchwang, König bei der Schlachten Ruf.

Doch wechſelnd iſt die Gunſt des Augenblickes;
Der Herrſcher war durch Hoheit der Geſtalt,
Und Geiſt und Muth, allein dem Haß des Glückes
Zu widerſtehn verließ ihn die Gewalt.

Ob auch der Ehrſucht Geiſter ihn betrogen
Und ihn verführt, vom Guten abgewandt?
Ob ſchuldlos ihn umrauſcht des Unglücks Wogen?
Er ging zu Schmach und Tod im eignen Land.

Und wo das Glück ſich einmal abgewendet
Da kehrt die feile Meng' auch ſchnell ſich ab;
Die erſt der Schimmer ſeiner Macht geblendet
Sie drängten jetzt ihn in ein ſchmachvoll Grab.

Entkleidet alles Schmuckes, alles Schönen
Der kriegriſchen und königlichen Macht,
Unwürdig den Geſtürzten zu verhöhnen
War auch das Volk in roher Wuth bedacht.

So ging zum Tod' er auf umgrauten Wegen
Von keines Troſtes Himmelſtrahl erhellt;
Da ſieh! welch holdes Bild tritt ihm entgegen?
Gleich einem Lichtſtrahl aus der ſchönern Welt!

Ein Mädchen; ihrer Wangen Roſenblüthe
War zwar von Todesbläſſe kalt bedeckt;
Doch die Begeiſtrung, die im Aug' ihr glühte,
Ward nicht vom Graun, das ihn umgab, geſchreckt.

O du! ſo rief ſie, den im prächt'gen Leben
Nur demuthsvoll mein glühend Herz verehrt';
Du Herrlichſter! dem Tod jetzt übergeben,
Jetzt hat des Ranges Trennung aufgehört!

Jetzt wiſſ' es: Liebend werd' ich mit dir ſterben! —
„O ſchöne Blum' auf meines Todes Pfad!"
Rief weich der Held; — „Laß ab dich zu verderben!
Du ankerſt an ein furchtbares Geſtad!"

So willſt du jetzt noch Königswillen üben?
Willſt da gebieten, wo mein Herz gebeut?
So rief ſie, Freiheit hab' ich dich zu lieben!
Und jenes Thor, durch das du gehſt, iſt weit!

Sie rief's, und leblos ſank ſie vor ihm nieder,
Eh noch der Schergen Macht hinweg ſie riß. —
Ihm aber fiel ins Herz noch einmal wieder
Ein Sonnenſtrahl durch Todes Finſterniß.

So kann wohl Hoheit, Macht und ſelbſt das Leben
Das Schickſal rauben unſerm nichtgen Wahn;
Doch was Natur dem Glücklichen gegeben
Macht noch im Tod ihm Herzen unterthan.

Der Garten des Waldes.

„Was eilt ihr ins Zimmer ſchon, edle Frau?
Im Garten ja iſts noch ſo ſchön!
Es ſchimmern die Blumen im Abendthau,
Die Bäume, die duftiger wehn!“ —

„„Entfernt iſt der Gebieter mein;
Mein edler, mein treuer Gemahl.
Drum ſchließe das ſtille Gemach mich ein,
Von zärtlichem Mondenſtrahl.““

Sie ging ins Zimmer mit ſtillem Gemüth;
Ihr folgten die Frauen getreu;
Sie ehrten die Blume, die einſam blüht,
In ſittſamer, lieblicher Scheu.

Wo iſt Nemours? Wo mag er jetzt
Der ſchöne Herzog, ſein?
Er mocht', im Herzen tief verletzt
Nur ihres Blicks ſich freun.

Der Held von Muth, des Ruhmes Sohn,
Er gab beſiegt ſich hin.
„Ach Monden, Jahre dien' ich ſchon
Der ſchönen Herrſcherin!

Doch ſie iſt kalt! ihr ernſter Blick
Verſchmäht mein ſtummes Flehn!
Iſt dem ihr Herz, den nur ſein Glück
Ihr zum Gemahl erſehn?

Sie liebt ihn nicht! der Eltern Wahl
Nur gab dem Glücklichen sie! — —
Jetzt ist er fern im Königssaal! —
Jetzt gilt es oder nie!

Schon seh ich die Gegend von einsamer Höh;
Wohl auf jetzt, mein Renner in Eil!
Der Garten des Waldes zu Coulomiers
Ist günstig zu nächtlicher Weil!

Der Ritter sprachs, es flog das Roß;
Schon war der Garten ereilt;
Schon stand er am Fenster, am Gartenschloß
Von Hoffnung und Sorge getheilt.

Er wagt' es, er wandte den bebenden Blick
Hinein in den reizenden Saal.
Hell flammte die Kerze; sein liebliches Glück,
Sie sah er beim freundlichen Strahl.

Holdglänzend im weißen Schimmergewand,
Erschien sie ein himmlisches Bild,
Hernieder aus schöneren Sphären gesandt
Zu trauriger Erde Gefild.

Ein Stern durchbrach mit lichtem Gold,
Der dunkeln Locken Nacht;
Und, ach, ein Band umschloß sie hold,
Von — Nemours Farbentracht.

Der Saal aber trug ganz des Ritterthums Spur,
An den Wänden sah man die Helden des Siegs;
Hier prangt auch der edle, der schöne Nemours
Im stolzen Geschmeide des Kriegs.

Sie nahm die Kerze und nahete leis,
Dem hehren Bildniß ſich,
Und eine Thräne ſtill und heiß
Dem ſchönen Aug' entſchlich.

In ſeliges Vergeſſen ſchien
Ihr ganzes Sein getaucht;
Von ſanfter Abendröthe Glühn
Die zarte Wang' umhaucht.

„Wärs möglich? Mein, der Engel? mein?
Sie liebt mich! Heilge! mich?"
Er rief's, halb ſinnlos ſtürzt' er ein,
Stürzt' ihr zu Füßen ſich!

Doch wie ein Stern in Nacht entweicht,
So ſchwand die Lichtgeſtalt;
Entwand dem kühnen Arm ſich leicht
Geſtärkt von Himmelsgewalt.

Und ſchmerzlich wandte ſie ſcheidend noch,
Auf ihn durch Thränen den Blick;
„Warum, Geliebter, zerſtörſt du doch,
Du ſelbſt, mein Leben und Glück?"

Es ſchwieg ihr Mund, doch mächtiger ſprach
Ihr himmliſches Auge voll Gram;
Er ſah ſie nimmer, doch ewig nach
Ertönend im Herzen, das Wort er vernahm.

Wohl manche Blum' in tiefer Bruſt
Blüht ſtill an himmliſchem Licht;
Doch rührſt du die zarte mit kühner Luſt,
So ſenkt ſie ſich ſterbend und bricht.

Die Mühle des Thals.

Siehſt du im bunten Thale
Die Mühle klein und traut,
Im ſanften Abendſtrahle,
So ſtill am Fels erbaut?
Ums Fenſter ziehn ſich Reben,
Die Linde kränzt ihr Dach;
Ein Gärtchen grünt daneben
Mit ſtiller Laub' am Bach.

Siehſt du am Strom dort oben
Das Schloß von Marmelſtein,
Auf ſtolzem Fels erhoben,
Im goldnen Abendſchein?
Das Dach, von ihm beſchienen,
Blinkt wie geſchliffner Stahl,
Die Fenſter gleich Rubinen
Vom glühnden Sonnenſtrahl.

Der ſchöne Wilhelm, ſinnend,
Ging dort dem Bach entlang,
Die Thräne ſank verrinnend,
Die heiß ins Aug' ihm drang.
Wenn müd' die Räder ruhten,
Dann folgt' er ſeinem Bach,
Und hing an ſtillen Fluten
Den ſtillen Träumen nach.

Doch wie der Räder Toben,
So ward in heißer Bruſt
Auch bald ſein Schmerz erhoben
Nach kurzer Raſt und Luſt.
Des ſtrengen Vaters Willen,
Er folgt ihm kindlich nach,
Indeß, gequält im Stillen,
Das edle Herz ihm brach.

Der ſchönen Augen Feuer
Verloſch in Thränenglut,
Wie leiſ' ein Wolkenſchleier
Auf lichten Sternen ruht.
In Bläſſe tauchte nieder
Der Wangen Blutkarmin,
Der Reiz der edlen Glieder,
Zum Grabe welkt' er hin.

„Ach hier im dunkeln Grunde,
Soll hier mein Leben fliehn?
An ewig offner Wunde
Mein blutend Herz verglühn?
Ach hätt' ich nie gehoben
Den Blick zum Felſenſchloß!
Zum Lichtſtrahl, der von oben
Die Qual ins Herz mir goß.

Wo muthig Schwerter klingen,
Wo Heere ziehn zur Schlacht,
Dort nur iſt zu erringen,
Was hier dich elend macht.
Ich haſſ' ein ſchmachvoll Leben!
Hinaus zu fremden Höh'n,
Dich ſiegend zu erheben,
Beſiegt ins Grab zu gehn.“

Er ging dem Ruf entgegen,
Den tief sein Herz empfand;
Ihm folgte Maters Segen
In fernes fremdes Land. —
Die Mühle ging nun traurig,
Der schöne Knapp' war fern;
Die Linde rauschte schaurig,
Durchblickt vom Abendstern.

Das schöne Fräulein sinnend
Sah oft vom Schloß ins Thal;
Die Thräne sank verrinnend,
Die sich vom Auge stahl.
Sie sah die Mühl' im Thale
Gehüllt in Abendduft;
Ein Stern mit sanftem Strahle
Durchschimmerte die Luft.

Wohl Jahre flohn vorüber,
Der Freier kamen viel,
Die Holde wählte lieber
Das Kloster sich zum Ziel.
Sie sah die Mühl' im Thale,
Und stiller ward ihr Herz;
Gar wunderbar im Strahle
Des Sternes schwieg ihr Schmerz.

Es stieg des Morgens Schimmer,
Es kam der Abend her:
Zur Heimath kehrte nimmer
Der schöne Wilhelm mehr.
Welch Land ihn wohl geborgen
Auf freundlichem Gebiet?
Wo wohl der rothe Morgen
Auf seinen Hügel sieht?

Des Kloſters Mauern heben
Sich hell aus dunkelm Grün;
Hier ſah ihr ſchönes Leben
Die Holde ſtill verblühn.
Die liebe Mühl' im Thale,
Sie glänzt' ihr noch von fern,
Und — mit gebrochnem Strahle
Ihr goldner Abendſtern.

Die Nacht in der Mühle.

Wohl auf, wohl ab, durch Berg und Thal
Zog Ritter Willibald
Im Morgenroth, im Abendſtrahl
Durch Buſch und Flur und Wald.

Das Auge trüb, das Herz in Glut
Zog ihn die Liebe fort;
Er ſuchte ſein verlornes Gut
Er fands an keinem Ort.

Verſchwunden die Geliebte war,
Wohin? er nicht vernahm,
Als er zurück, nach Tag und Jahr,
Vom Krieg aus Welſchland kam.

Nichts blieb ihm übrig als ihr Bild,
Das trug er auf der Bruſt,
Das ſtrahlt ihm aus dem Auge mild
Noch einzig Troſt und Luſt.

So irrt' er ſonder Ruh noch Raſt,
Die Seele bang und ſchwer;
So irrt' er dreißig Monden faſt
Nach ihr durch Land und Meer.

Und eines Abends, als er lang
Im Wald geritten war,
Da rauſcht es ihm wie Wellenklang
Zum Ohr ſo wunderbar.

Er kam heraus, und glänzend wand
Ein Strom am Fels ſich hin,
Und eine Mühle lag am Strand
Gar ſtill im dunkeln Grün.

Fünf braune Tannen rauſchten hoch
Am Felſen um ihr Dach;
An ihren Wänden ſcheidend noch
Der Abendſtrahl ſich brach.

Der Ritter hielt; gefeſſelt war
Sein überraſchter Blick;
Ihm war als hielte unſichtbar
Ein Geiſt ihn hier zurück.

Die Mühle lag ſo friedlich da
Und lud zur Herberg ein,
Sein Roß war matt, die Nacht war nah
Und rings nur Fels und Stein.

Zwar brauſte dumpf der Strom und ſchwoll
Doch ſetzt' er durch mit Muth,
Und kam zur Mühle jenſeits wohl
Durchs Schaumgetöſ' der Fluth.

Er traf hier gute Herberg an;
Ein Stall ward für das Roß,
Für ihn ein Stübchen aufgethan
Im oberſten Geſchoß.

Indeß begrüßten ſchon das Thal
Die Sterne nach und nach;
Und freundlich fiel der Mondenſtrahl
In Willibalds Gemach.

Er trat ans Fenſter hin; die Nacht
War ſchimmervoll und mild;
Am Berge ſtand in ſtiller Pracht
Des Mondes lichter Schild.

Und unten, dicht am Fenſter ſchlang
Der Strom ſich durch das Thal;
Dem Ritter ward es wohl und bang
Beim dumpfen Fluthenſchall.

Er zog ihr holdes Bild hervor
Und küßt' es tauſendmal,
Hing's hoch dann an der Wand empor
Im bleichen Mondenſtrahl.

Drauf warf er müd aufs Lager ſich
Doch ruhlos wacht' er lang;
Und außen, horch! ſo ſchauerlich
Kams her wie Geiſtergang.

Und eine dämmernde Geſtalt
Trat leiſ' zur Thür herein;
Dem Ritter lief es heiß und kalt
Durch Adern und Gebein.

Es ſchlug ſein Herz, ſein Odem ſtand,
Ein Schauer weht' ihn an,
Als jetzt das Bildniß an der Wand
Mit leiſem Laut begann:

„Gott grüß dich, ſchönes junges Blut!
Wie? ſind' ich ſo dich hier?
Ich komme aus der tiefen Fluth
Vom Stromgebrauſ' zu dir!

Vergönnt ward mir noch dieſe Nacht
Einmal herauf zu gehn.
Dann ſcheid' ich, wenn der Hahn erwacht
Zum Nimmerwiederſehn!"

„„Aus tiefer Fluth? vom Stromgebraus?
O ſag' Geliebte mein!
Wie, ruhſt du dort im feuchten Haus?
Wie kamſt du da hinein?""

„Ach lang ſchon iſts, manch Jahr verſchwand,
Da reiſte wohl mit mir
Mein Vater hier durch dieſes Land,
Wir hielten Mittag hier.

Es ruhten alle, Mann und Roß
Nur ich mit ſtillem Sinn,
Ging dort im Thale ſorgenlos
Am Ufer her und hin.

Und ſieh! da hob vom Stromgeroll
Die Nixe ſich empor,
Ihr Lied ſo ſüß und ſehnſuchtsvoll
Drang lockend mir ins Ohr.

Mir ward ſo wohl, und ach ſo weh,
So wunderbar zu Sinn;
Da reichte ſie mir weiß wie Schnee
Drei helle Lilien hin.

Und Roſen, roth wie Abendglut:
Ich Arme griff danach,
Und plötzlich, ach! in tiefer Fluth
In ihrem Arm ich lag!

Sie trug hierher durchs Waſſer mich
In ihrer Schweſtern Saal;
Tief unterm Strome wölbt' er ſich
Mit Wänden von Criſtall.

Da biſt nun unſer, hub ſie an,
Mein Zauber ſchließt dich ein!
Nur von dem ſtarken Bande kann
Die Liebe dich befrei'n.

Bewähret noch im ſechſten Jahr
Sich deines Liebſten Treu,
So rein und heilig als ſie war:
Dann geh, dann biſt du frei!

So ſprach ſie, und in Thränen ſchwer
Floß nun mein Leben hin.
Ich ſahe nie den Himmel mehr
Und nie des Waldes Grün.

Mein Kummer zehrte ſtill mich auf,
Und faſt das Herz mir brach,
Ich ſeufzte nach der Zeit Verlauf,
Von der ihr Zauber ſprach.

Nun iſt die Zeit, nun wär ich frei
Von ihres Mannes Gewalt.
Ich liebte mich ſo heiß und treu
Noch jetzt mein Willibald!“

„„Ich liebe dich! ich faſſe dich!““
Viel jetzt der Ritter ein,
„„Dein Zauber iſt gelöſt durch mich,
Du biſt auf ewig mein!““

Die Brüder.

Es zog in fremdes Land
Ein junger tapfrer Ritter,
Seine Schweſter wohl am Gitter
Gar ſchmerzvoll trauernd ſtand.

„O liebſter Bruder mein!
Auch du willſt mich verlaſſen?
Willſt ziehn zu fremden Straßen,
Und ich ſoll einſam ſein?“

Leb wohl, mein liebſtes Kind!
Deine Lieb' hat dich betrogen;
Doch bleibt mir Sieg gewogen
So kehr' ich heim geſchwind.

„Hat Geron ſich von mir
Mit falſchem Sinn gewendet,
Biſt du zum Troſt geſendet,
O weiche nicht von hier!“

Vergiß den jungen Schmerz
Ich kehre bald dir wieder,
Laß ruhn die zarten Glieder!
Leb wohl, mein liebſtes Herz!

Der Ritter zog dahin;
Ihm glüht' im edeln Herzen
Der Schweſter Schmach und Schmerzen;
Zur Rache trieb es ihn.

Im ſtillen Abendlicht
Am Fenſter ſtand die Arme
Wohl oft in ſtillem Harme,
Ihr Bruder kehrte nicht! —

Da wählt' ein rauh Gewand,
Mit Pilgerhut und Stabe
Das Fräulein ſich zur Habe;
Und wallte ſtill ins Land.

Und fern im fremden Thal,
Nach manches Tages Schwüle
Erſah ſie in der Kühle
Zwei Stein' im Mondenſtrahl.

„In dieſer Felſen Schooß,"
So gaben Schäfer Kunde,
„umfing zu dunkler Stunde
Zwei Feind' ihr Todesloos.

Der Eine trug im Schild
Drei Roſen ſchön gemalet,
Der Andre, lichtumſtrahlet
Drei Sternlein hehr und mild.

Und beiden gab der Stahl,
Zugleich die Todeswunde, —
Wir hob'ten dann zur Stunde
Ein einfach Todtenmal.

Und als der Zweite sank,
Umringt von Todesschmerzen,
Da löst' er noch vom Herzen
Dies Kettlein reich und blank.

Und winkt' uns still herbei,
Und gab es unsern Händen:
„Meiner Schwester mögt ihr's senden
Zum Pfand der Brudertreu." —

O tiefer, ew'ger Schmerz!
So hat mich Lieb' betrogen?
Und Treu' ist fern gezogen?
Leb wohl, mein liebstes Herz!

Das Fräulein nahm das Pfand
Und barg es tief am Herzen,
Und bald den heißen Schmerzen
Die linde Kühlung fand. —

Im stillen Abendlicht
Erglühn des Schlosses Zinnen,
Doch sehn die Strahlen drinnen
Das holde Fräulein nicht. —

Es zogen durch das Land
Noch manches Pilgers Schritte,
Und in der Gräber Mitte
Er wohl ein drittes fand. —

Das Erſtlingsopfer.

Von Weihrauch duftend, ſteigt das Opferfeuer,
Geſchmückt mit Blumen iſt der Feſtaltar;
Mit leichterm Tritt, das Auge hell und freier,
Naht ein Hellene mit bekränztem Haar,
Ein Glücklicher, er bringt mit froher Feier
Den Göttern ſeines Dankes Opfer dar;
Von dem, was ihm die höh're Macht gegeben,
Weiht er den Erſtlingszoll mit frommem Streben.

Die Aernte fiel mit reichem goldnen Segen,
Und hochbegabt eilt Hellas frommer Sohn,
Der blonden Ceres opfernd darzulegen
Mit frohem Dank des Fleißes erſten Lohn.
Hier bringt ein Hirt ſein ſchönſtes Lamm entgegen;
Dort ſchallt Geſang zu Dionyſos Thron;
Ein Feſt erfüllt mit Jubel die Gemächer:
Den Göttern gilt des Mahles erſter Becher.

O fromme Sitte! zarter Sinn der Alten! —
Die Götter ſchaun nicht mehr der Opfer Duft,
Doch hat in uns die Stimme ſich erhalten,
Die zu der Andacht ſchönſter Pflicht uns ruft.
Der Chriſten Gott, mit unſichtbarem Walten,
Sein Sonnenauge lächelt durch die Luft!
Nicht Blut der Opfer mag ihm wohlgefallen,
Nicht Weihrauchwolken, die zum Aether wallen.

O fühlt du es nicht tief in Busens Gründen
Das Opfer, das dem Heil'gen wohlgefällt?
Der Liebe Band soll seine Welt verbinden,
Die Menschheit mit der sel'gen Geisterwelt;
Der Bruder soll den Segen mit empfinden,
Der dem Beglückten mild vom Himmel fällt.
O laßt, indem die Brüder wir erfreuen,
Den Göttern uns das Erstlingsopfer weihen!

Kunst und Liebe.

„Weder Gold noch Heldenehre,
Tochter, leitet meine Wahl;
Nur ein Sohn der Kunst, ich schwöre
Dir's beim Zeus, wird dein Gemahl!
Denn wenn alle Menschen starben,
Trotzt der Künstler noch der Zeit;
In den Werken seiner Farben
Schafft er sich Unsterblichkeit.

Zum bestimmten Tag erscheine
Wer nach deiner Liebe ringt,
Und dann sei nur er der deine,
Der das schönste Bild mir bringt!"
So Admet zu seiner schönen
Tochter Juno; weit umher
War im Lande der Hellenen
Keiner höhern Sinn's als er.

Bei des Vaters Worten trübten
Thränenſtröme Ino's Blick,
Denn ſie dachte den Geliebten
Und ihr trauriges Geſchick.
In der Blüthe ſchöner Jugend
Raubt ein Sparter ihre Gunſt,
Reich an jeder Männertugend,
Aber fremd des Hinſels Kunſt.

Gelten ſah ſie ihn, doch immer
War ſein Bild in ihrer Bruſt,
Schwebt' um ſie im öden Zimmer,
War in Träumen ihre Luſt.
Und auf ewig nun entſagen
Ihrer ſtillen Seligkeit?
Ach, wie ſoll ſie Arme tragen,
Was die ehrne Pflicht gebeut!

Ihre Wünſche — ach! gebunden
Sind ſie von des Vaters Schwur.
Niemand hat für ihre Wunden
Einen Tropfen Balſam nur.
Ihr Geliebter wurde nimmer
In Athen ſeitdem geſehn.
Ach! der Hoffnung letzten Schimmer
Sah mit ihm ſie untergehn.

Traurig flehn ihn nun die Tage;
Durchgewacht und durchgeweint
Schwand die Nacht in leiſer Klage,
Bis der bängſte Tag erſcheint.
Vom Gebiete der Athener
Gilt der jungen Künſtler Schaar
Nun zum Haus: ein Saal voll ſchöner
Meiſterwerke ſtellt ſich dar.

Die Entſcheidung wankte lange,
Weß der Preis der Liebe ſei;
Da mit edlem Blick und Gange
Eilt ein Fremdling ſtill herbei.
In den Kreis voll Schilderungen
Stellt er Juno's Bildniß hin,
Und von Lieb' und Angſt durchdrungen
Sah man ſeine Wange glühn.

Einen Blüthenkranz im Haare
Kniete ſie mit ſanfter Scheu
An der Grazien Altare,
Schweſter ſelbſt, der holden Drei;
Sanft in Glut die ſchönen Wangen,
Und ſich ſelber unbewußt; —
Zarte Blumenketten ſchlangen
Lieblich ſich um Arm und Bruſt.

Auf das Zauberbild gewendet
Blinzt entzückt des Vaters Blick:
„Hat ein Gott dies Werk vollendet?
Dies, des Pinſels Meiſterſtück?
Komm an meine Bruſt! ich grüße
Dich mit Stolz als meinen Sohn!
Zwar mir unbekannt, genieße,
Doch der Liebe ſchönſten Lohn!“

„Und daß ſie den Bund beſiegelt
Eilt zu meiner Tochter hin!“ —
Schnell von Todesangſt beflügelt,
Kam die holde Siegerin.
Längſt ſchon hätt ſie den verloren,
Den ſie glücklich jetzt erblickt,
Zum Gemahl ihr auserkoren,
An des Vaters Bruſt gedrückt.

„Wie Geliebter? du? zum Siege
Bist du mir zurückgekehrt?
Sprich, wer hat des Pinsels Züge,
Welch ein Gott sie dir gelehrt?“ —
„„Welch ein Gott? In meinem Busen
Ward das Zauberwerk vollbracht;
Mich beseelten nicht die Musen,
Mich erhob der Liebe Macht.““

Klytie.

Fliehe von des Ufers Hügeln,
Flieh' doch endlich, finstre Nacht!
Daß mit ihren Strahlenflügeln
Seiner Rosse Kraft erwacht.

Aus des Meeres düstern Wogen
Komm, du leuchtendes Gespann! —
Ach, er weilt! die Schimmer flogen
Nur verloren, blaß, heran!

Bin ich nicht beglückt zu nennen?
Ueber Wolken wohnt mein Blick;
Meiner Liebe Seufzer brennen
Für das höchste, schönste Glück!

Und er ist mein eigen wieder!
Und die Feindin ist besiegt!
Doch, was ist's, daß auf und nieder
Wo mein Busen ängstlich fliegt?

Weichet, ihr furchtbaren, rächenden Götter!
Weichet und naht euch der Glücklichen nicht! —
Stolze Leukothoe! — — Rauschten die Blätter?
War es ein nächtliches Schreckensgesicht? —

Nein, wen das fluchliche Dunkel umfangen,
Windet sich nimmer zum Leben herauf! —
Könnte dein Schatten noch Rache verlangen,
Daß ich dir hemmte den freudigen Lauf?

Ja, ich entdeckte dem Vater der Sonnen,
Helios heimlichen Liebesverein,
Sterbend nun mußte die That sie versöhnen;
Schatten des Grabes, ihr schlanget sie ein!

Ha, jetzt glühn des Morgens Thore,
Und der schöne Gott erwacht! —
Flieh' mit deinem Geisterchore,
Flieh' zum Orkus, finstre Nacht!

Schon naht er! ich sehe die leuchtenden Rosse!
Mein himmlischer Liebling, er nahet, er glänzt!
Schon sendet er Pfeile vom Flammengeschosse,
Schon seh ich die Locken mit Strahlen bekränzt!

Aber wie? der Augen Schimmer
Thaut nicht mehr auf mich herab,
Immer fliehend mich, und immer
Suchend der Verhaßten Grab!

Ach weh' mir! es schwindet der täuschende Schleier!
Unselig Bethörte, was hast du gethan?
Im Grabe noch sucht sie sein heiliges Feuer,
Und wendet mir ewig die leuchtende Bahn.

Verbergt mich, ihr tiefſten, ihr nächtlichen Schatten,
O laßt mich im Dunkel des Grabes vergehn!
Ich fühle vom Jammer das Herz mir ermatten —
O Phöbus! wie biſt du im Haſſe noch ſchön!

O erbarmt Euch, heil'ge Mächte!
Ob ihr ſtreng mir Richter ſeid;
Auch das Leid hat theure Rechte,
Und unnennbar iſt mein Leid!

Laßt im Tod mich Ruh' erwerben, —
Milde Götter, hört mein Flehn! —
Aber laßt, o laßt im Sterben
Noch ſein himmliſch Bild mich ſehn!

Dank euch, Dank, ihr ſel'gen Retter!
Schon erſtarrt des Blutes Lauf,
Und es ſchließen luft'ge Blätter
Rings umher ſich grünend auf.

Wohl mir, wohl! mein Jammer endet!
Mild zur Blume ſchafft ihr mich;
Doch mein Haupt noch ewig wendet
Zur geliebten Sonne ſich!

Evadne.

Geht ins Thal, ihr Schweſtern! junge Roſen
Blühen dort an klarer Bäche Rand.
Wo die kleinen Wellen murmelnd koſen,
Schützen Lauben vor der Sonne Brand.

Gleich den Roſen blühen auf den Fluren
Jünglinge voll heitrer Jugendluſt,
Friedlich folgend ihrer Heerden Spuren,
Holden Frieden auch in froher Bruſt.

Wählt Euch dort den Liebling! unter Hirten
Dort nur blüht der Ehe ſüßes Glück.
Wo ſich Lorbeern gatten mit den Myrthen,
Bricht in Thränen bald der Wonneblick.

Kommt der Abend dort nach ſchwülem Tage,
Kehrt der Liebling auch zum ſtillen Dach;
Bei der Nachtigallen Zauberſchlage
Blickt der Vollmond traulich ins Gemach.

Und ſo fließen Eure ſanften Stunden,
Von der Kinder holdem Kreis umblüht,
Was im Leben Schönes ihr gefunden,
Bleibt Euch feſt und einfach im Gemüth.

Die den Krieger wählte, wild beſtürmen
Bald die Liebende Gefahr und Noth!
Thebe ſteigt mit ihren ſieben Thürmen,
Ach, zu ihren Mauern winkt der Tod!

Mein Kapaneus kämpfet dort; es fallen
Helden dort wie herbſtlich welkes Laub;
Ach, umſonſt, daß unſre Klagen ſchallen!
Das Geſchick iſt für den Jammer taub.

Fühllos reißt der Krieger ſich vom Herzen
Der Getreuen, wenn die Ehre ruft;
Ihrem Erſtgebornen zeigt mit Schmerzen
Oft ſie nur des edeln Vaters Gruft!

Ach, das weichſte, beſte Herz verkehret
Oft zu Stein des Ruhmes Zauberwort!
Mein Kapaneus, hold und treu bewähret,
Riß auch dich der wilde Zauber fort?

Doch was klag' ich? dir, Evadne, fühlte
Nicht auch dir ein höhrer Sinn die Bruſt?
Die Beglückte, die den Helden wählte,
Wählt' auch hohen Schmerz mit hoher Luſt!

Mag es Roſen ohne Dornen geben?
Heil'ge Lorbeern ſprießen nur aus Blut;
Höhre Wonn', als ſonſt ein langes Leben,
Giebt ein Augenblick ſo ſel'ger Glut!

Und iſt nicht der Eingang zu den Todten
Breit genug für zwei hindurch zu gehn? —
Ahnend Herz, du haſt voraus entboten
Kunde mir vom ſichern Wiederſehn!

Ja, ich ſeh' im Geiſt: dein Holzſtoß lodert!
Liebend ſtürz' ich in die Glut hinab!
Mein Kapaneus, deine Gattin fodert
Heil'ger Liebe Recht, mit dir ein Grab!

Klotilde.

„Es glühn der Mädchen Wangen,
Die Liebsten kehren zurück!
Nur er ist hingegangen,
Wo nimmer ihn findet mein Blick.

Ich blick' am Auge nieder,
Da ist kein Robert mehr,
Es strahlt mir nimmer wieder,
Sein Auge, licht und hehr.

Und wach ich? ist's kein Wähnen?
Weh! nimmer seh' ich ihn,
Warum in glüh'nden Thränen,
Kann nicht mein Geist entfliehn!

Ich seit mir gekommen die Kunde,
Da schwand mir der Sonne Licht,
Da harrt' ich noch ängstlich der Stunde,
Als traut' ich dem Schrecklichsten nicht.

Nun ist sie gekommen, es haben
Die Brüder gesprochen mein Loos,
Nun weiß ich, wo fern er begraben,
Mir schlummert im nächtlichen Schooß. —

Herüber die Hütte, die Wogen,
Wie rauschen sie düster hinab!
Sie wühlen, zur Tiefe gezogen,
Ein stilles umschattendes Grab."

So ſprach die treue Klotilde,
Indeß der jauchzende Zug
Vorüber im ſchmerzlichen Bilde
Verlornes Entzücken ihr trug.

Da nahte Verzweiflung der Armen:
Was willſt du im Leben allein?
Was willſt du Geſtorb'ne beim warmen
Entzückenden Frühlingsſchein?

Nur höhnend jetzt blicket das Leben
Mit frohen Geſtalten auf dich! —
Die dunkeln Wogen — wie weben
Zum friedlichen Lager ſie ſich!

Und Sehnſucht haucht ihr mit ſüßen,
Süß ſchmerzlichen Tönen in's Herz:
Iſt auch von der Liebe verwieſen,
Entwichen vom Leben der Scherz;

Doch reizend noch iſt es, zu nahen,
Im Tode noch reizend und ſüß,
Den himmliſchen Freund zu umfahen,
Der traurig die Erde verließ;

Und mit ihm im öden Gefilde
Zu ſchlummern den ewigen Schlaf! —
Dort ende dein Leiden, Klotilde,
Wo blutig ſein Schickſal ihn traf! —

So regt allmächt'ges Sehnen
Verzweiflung ihr das Herz,
So kämpft im irren Wähnen
Der thränenloſe Schmerz.

Es dünkt ihr nichts geblieben
In weiter Erde Land,
Was ihr verwaistes Lieben
Noch an das Leben band. —

Wer wankt dort an der Hütte?
Wer ist der edle Greis?
Mit gramgebeugtem Schritte,
Mit Locken, silberweiß!

„Mein Vater!“ — rief die Arme,
Und Thränen, kaum bewußt,
Entstürzten ihrem Harme
Dem Felsgewicht der Brust.

Mein Vater! Ja ich fühle
Die heilige Natur!
— Leb' wohl, mein Herzgespiele!
Geliebte Todesflur!

Erst durch ein strenges Leben
Führt mich der Weg zu dir; —
Ich will die Liebe geben
Dem armen Vater hier!“ —

Und zärtlich schlang die Arme
Sie um des Theuern Brust,
Und trotzte stark dem Harme
Mit himmlisch-frommer Lust.

Sanft flohn des Greises Stunden,
Und Woch' und Mond verfloß,
In dem die tiefen Wunden
Ihr reines Herz verschloß.

Doch einſt, als Abendröthe
Dem Mondesſilber wich,
Der Weſt durch Blüten wehte,
Da ſtahl zum Hain ſie ſich.

Sie kam zur Stäte wieder,
Wo Robert Lieb' ihr ſchwur,
Und betend ſank ſie nieder
Auf der geweihten Flur.

„O Geiſt der ew'gen Liebe!“
So rief ſie, „ſchau mein Herz!
Ich gab dem frommen Triebe
Mein Höchſtes, meinen Schmerz!“

Und wie aus ſel'gen Landen
Ton's ihr im innern Sinn:
Du haſt den Kampf beſtanden,
Du fromme Siegerin!

Du gabſt dem Kindestriebe
Dein Höchſtes, deinen Schmerz;
So wird der ſel'gen Liebe
Erſt werth ein edles Herz.

— Da rauſcht' in Blütenzweigen
Ein nahend leiſer Schritt
Durch heil'ger Mondnacht Schweigen,
Ach, wie einſt Roberts Tritt!

Sie bebt' empor; da ſtrahlte,
Vom Mondenlicht umwallt,
Schön, wie ihn Sehnſucht malte,
Des Liebſten Huldgeſtalt.

Sie wähnt' im Traum zu ſchweben,
Doch ſelig ſchwand der Schmerz,
Es ſchloß im glüh'nden Leben
Ihr Robert ſie ans Herz.

Elvire.

„Was willſt du, ſüßes Kind, mit goldnen Locken,
Mit lichten ſternengleichen Augen, ſprich,
In dieſem armen Hüttchen? Ich erſchrocken
Und ungewohnt des Anblicks ſind' ich dich.“

„„Ich bin das Glück; und will dir Freude bringen,
Du armes Herz, nach langer Leidensnacht.
Der Morgen kömmt! hörſt du die Lerchen ſingen?
Nach langem Dunkel iſt das Licht erwacht.

So wird auch dir ein neuer Morgen glänzen;
Ich bringe Freud' und Luſt und Liebe dir!
Bald werden Roſen deine Stirn umkränzen,
Und zarte Myrthen, froher Bräute Zier.“ „

„Ach ſüßes Kind, erloſchen iſt von Thränen
Elvirens Aug', ich kenne dich nicht mehr!
Erſtorben iſt das feurig rege Sehnen
Nach deinem Gruß, mein Herz iſt hoffnungsleer.

Ich kann nicht mehr die holden Worte faſſen,
Die Zephirleicht dem ſüßen Mund entfliehn;
Zum Glücklichſein hat mich die Kraft verlaſſen,
Was einmal ſtarb, kann nie zum Leben blühn.“

„O wiederkehren wird der Sonnenſchimmer,
Auf dieſes holde Jugendangeſicht.
Zu früh vom Gram gebleicht, doch nicht auf immer; —
Vertrau' auf mich, und fürchte und zweifle nicht!“

„Und kannſt du öffnen dann des Grabes Riegel?
Und rufen, was den Schoos der Erde füllt?
Und löſen das verhängnißvolle Siegel,
Das meiner Vorzeit lichten Raum verhüllt?

Nein, laß mich einſam durch das öde Leben,
Mit meinem Schmerz, mit dem geliebten, gehn!
In jenem Lande, wo ſich Palmen heben —
Du ſüßes Kind, — leb wohl auf Wiederſehn!“

Blanka.

(Kein bloßes Produkt der Dichtkunſt; ſondern ganz der Wahrheit gemäß, wie ſich dieſe Geſchichte in der Wirklichkeit ereignet hat, einige unbedeutende Nebenumſtände ausgenommen, hier erzählt, nur daß die Wendung des Schickſals dieſes unglücklichen Schwärmers am Schluß weniger glücklich war, als in meiner Erzählung.)

Vor des Königsſchloſſes Thoren
Hielt in ſtiller Sommernacht,
Bis zum Ruf der Morgenhoren
Franz, ein junger Krieger Wacht.

Sinnend ging er hin und wieder;
Heimlich wunderbar bewegt
Wallt ſein Buſen auf und nieder
Und er weiß nicht, was ihn regt.

Ahndung ungefühlter Schmerzen,
War's, was mit geheimer Macht
Zitternd rief in seinem Herzen:
„Dies die letzte stille Nacht!“

Jetzt begann der junge Morgen
Roth im Ost herauf zu ziehn,
Noch in Nacht lag's Thal verborgen,
Nur des Schlosses Wände glühn.

Einen Frendan zu sehen
Wähnt er in der goldnen Pracht;
Seiner Kindheit Träume gehen
Still und dämmernd aus der Nacht.

Horch, da klingt ein Fenster oben
Und die Königstochter steht
Hell im Morgenglanz, erhoben
Händ' und Antlitz zum Gebet.

Wie zu neuem Licht geboren
In dem Himmelsanblick starrt
Er hinauf, entzückt, verloren
In die heil'ge Gegenwart.

Ach ein tödtendes Entzücken
Trinkt er in sich! jeder Strahl
Aus des Mädchens lichten Blicken
Bringt dem Armen Todesqual.

Zwar noch fühlt er wonnetrunken
Nicht der tiefen Wunde Schmerz,
Er empfängt den schönen Funken
Ahndungslos ins offne Herz.

Hingebannt vor ihre Schwelle
Steht er in der Zauberluft,
Bis von seiner süßen Stelle
Ihn die Pflicht gebietrisch ruft.

Er entfernt sich, und im Scheiden
Trifft ihn noch ihr holder Blick.
Läßt ihm tief zu künft'gen Leiden
Den verborgnen Keim zurück.

Ach er wächst mit jedem male,
Als er sie von neuem sieht!
Jener Funke wird zum Strahle,
Der die arme Brust durchglüht.

Hoffnung, Schaam, Verzweiflung, rangen
Schwer im Kampfe um sein Herz;
Kaum noch reißt ihn das Verlangen,
Süß berauschend, Himmelwärts.

Naht er sich dem goldnen Ziele,
Ach so stürzt im Augenblick
Er vernichtet zum Gefühle
Seiner Niedrigkeit zurück!

Während so den wilden Schmerzen
Er sich ganz zum Opfer giebt,
War in Blanka's reinem Herzen
Auch die heitre Ruh getrübt.

Auch des Mädchens Seele hatten
Jene Mächte leis' berührt.
In ein Land voll Träum' und Schatten
Sie der Wirklichkeit entführt.

Oft mit ſchüchternem Vergnügen
Von der Unſchuld Reiz erhöht;
Hängt ſie an den edlen Zügen
Wenn am Thor er wachend ſteht.

Glich wohl je, ſo liſpelt leiſe
Eine Stimm' im Buſen ihr,
Glich wohl in der Männer Kreiſe
Je ein Antlitz dieſem hier?

Trägt dies Aug' im tiefen Spiegel
Nicht der edlen Seele Spur?
Trägt ſein Alles nicht das Siegel
Schöner göttlicher Natur?

Welches Herz ſein Stand verhehle
Zeigt mir alles ſichtbarlich;
O gewiß! die ſchönſte Seele
Birgt in dieſem Körper ſich!

So vertieft ſie ſich im Stillen
In des Schauens reiner Luſt;
Neigung und Bewundrung füllen
Unvermerkt die weiche Bruſt.

Abgeſchieden oft von allen
Weilt ans Fenſter ſie gebannt; —
Und das zarte Wohlgefallen
Bleibt ihr ſelbſt doch unbekannt!

Bis die lange Reih' von Wochen,
Wo ſie nicht mehr ihn geſehn,
Jetzt ſie zwingt, das leiſe Pochen
Ihres Buſens zu verſtehn.

Nun auf einmal aufgegangen,
Was ſie dunkel nur empfand!
Zitternd fühlt ſie ſich befangen
In ein Schmachbedeckend Band!

Sieht, wie Rieſen ſich, die Schranken
Ehr und Standes um ſie ziehn; — —
Auch dem leiſeſten Gedanken
Strebt ſie kämpfend zu entfliehn.

Doch ſein Bild kehrt immer wieder,
Iſt ihr wach und träumend nah;
Wie ſie oft vom Fenſter nieder
Ihn in tiefer Schwermuth ſah.

Wie ſo oft ein ſtilles Sehnen
Ihre Blicke zu ihm trug,
Hocherröthend er die ſchönen,
Süßen Augen niederſchlug. —

Und ſie wagts, nach ihm zu fragen:
Er iſt krank! verſetzt man; mehr
Weiß man nicht von ihm zu ſagen;
Wahnſinn treibt ihn irr' umher!

Es war Nacht. Die Wipfel ruhten;
In des Vollmonds Zauberſchein
Schwamm das Thal; die lichten Fluthen
Brachen zitternd durch den Hain.

Durch den ganzen Garten ſchwebten
Zarte Nebel mondlich licht;
Duftge Blüthenzweige webten
Sich zu Lauben traut und dicht.

In den dunkeln Bogengängen
Klagte süß die Nachtigall,
Und es goß von Felsenhängen
Rauschend sich der Wasserfall.

Einsam in den schönen Thalen
Irrte Franz hier, den ein Zug
In des Wahnsinns raschen Qualen
Zu dem Königsgarten trug.

Alle Zweige hauchten Düfte;
Um sein glühendes Gesicht
Spielten lindernd Abendlüfte;
Ach der Arme fühl' es nicht!

Rastlos irrt' er, von der herben
Qual getrieben, stundenlang,
Bis erschöpft, und nach dem Sterben
Er im Grase niedersank.

Aus dem wunden Busen drangen
Schwere Seufzer tief hervor;
Und des Jammers Töne rangen
Matt, gebrochen, sich empor.

„Welk im heißen Sonnenscheine
Wohl ein armes Veilchen stand! — —
Mir ist heiß! — — o weine, weine! —
Meine Thränen sind verbrannt.

Krank? warum so krank, du Armer?
Tanzt doch, tanzt die Hochzeitreihn! — —
Fliehst du, himmlischer Erbarmer?
Tod, ach Tod! gedenke mein!

Blanka! — Göttin! — Ich Erhabne
Durft' ich nicht zu deiner Höh?
Es iſt hin, mein junges Leben!
O verzeih!" — ade, ade!" —

„Ich verzeihn? du Armer, Lieber!"
Tönt es ſüß ihm wie Muſik
Aus der Geiſterwelt herüber.
Er erhebt den matten Blick.

Und ihm naht im Mondenſchimmer
Eine himmliſche Geſtalt! —
Iſt des Sterbenden Gewimmer
Zu den Engeln ſelbſt gehallt?

Und er ſieht, er ſieht ſie ſtrahlen,
Eilt zu ihren Füßen ſich.
„Göttin, ende meine Qualen!
Süß iſt der Tod durch dich!

Tödte mich! und — ach verzeihe!
Ich verzeih! ich büßte ſchwer!" — —
„Mein Geliebter! — Gott! — o freue
Dich! o bange nicht ſo ſehr!"

Und mit zärtlichem Erbarmen
Beugt ſie ſich auf ihn herab:
Nein du lebſt in meinen Armen!
Such an meiner Bruſt dein Grab!

Heilig ſind der Liebe Rechte!
Trifft ihr Himmelsſtrahl das Herz;
Schüchtern weichen irdſche Mächte
Höchſter Lieb', und höchſtem Schmerz.

Ja! mein Kampf iſt ausgerungen!
Mein der Sieg! wie ſchön! wie reich!
Alle Feſſeln ſind geſprungen! —
Engel! ja wir ſind uns gleich!“

Und verſtummt an ihrem Herzen
Hebt er ſcheu den matten Blick.
Und im Sturm von Wonn' und Schmerzen
Kehrt das Leben ihm zurück.

Helena.

Hoch herab vom Fenſter ihres ſtillen
Schlafgemaches blickte ſchon, wenn kaum
Sich das Thal begann in Nacht zu hüllen,
Helena im ſüßen Liebestraum.

Harrend des Geliebten, der im Strahle
Jeder Abendröthe zu ihr flog,
Und ſchon trunken aus der Liebe Schaale
Neue Wonn' aus ihrem Anſchaun ſog.

Bald umtobt vom Sturme wilder Schmerzen,
Bald gewiegt in holde Schwärmerein,
Nährte wohl kein Mann im tiefen Herzen
Eine Glut ſo edel und ſo rein.

Wie ein Weſen aus des Himmels Grenzen,
Sieht er ihre göttliche Geſtalt
Mild herab vom hohen Fenſter glänzen,
Wie von heil'gem Aetherlicht umwallt.

Wochen, Monden ſind dahin geſchwunden
So dem edlen Paar, im ſchönſten Bund,
Und noch hat ſie nie ſein Arm umwunden,
Nie ſein Kuß berührt den Roſenmund.

Einſt erſcheint ſie, und in ihren Thränen
Spiegelt ſich des Mondes leichter Strahl:
„Lebe wohl, Geliebter! Auf der ſchönen
Erde ſeh' ich dich zum letzten Mal.

Mit dem ſtolzen Robert mich vermählen
Will mein Vater, fühllos für mein Flehn.
Auf! verſuche deine Bruſt zu ſtählen,
Wenn mich nimmer deine Blicke ſehn!

Doch zum Troſt, Geliebter, wiſſe: nimmer
Werd' ich einem andern Mann vermählt!
Zum Gemahl den Tod, zum Hochzeitzimmer
Hab' ich mir die finſtre Gruft erwählt."

So das Mädchen, und mit tauſend Flammen
Wühlt der Schmerz in Raimonds edler Bruſt.
Doch er ruft die letzte Kraft zuſammen,
Kaum im Kampf ſich ſeiner noch bewußt;

„Wie, ich nähme ſolch ein Opfer? nimmer!
Ich der einzig deine Ruh getrübt?
Nein, ſei glücklich! und vergiß auf immer
Den Verlornen, der dich ewig liebt!

Lebe wohl! ich eil' ins Schlachtgefilde,
Wo mich Ruhm und Tod gerufen hat!
Doch ein einz'ger Kuß von dir, o Milde,
Folge mir zur düſtern Lagerſtatt."

Zitternd winkt sie, und die dunkeln Stiegen
Eilt der Jüngling unbemerkt hinauf;
Die das Unglück jetzt vereint, sie fliegen
Sich ans Herz, ein Himmel thut sich auf.

Und sie fühlt es in der großen Stunde,
Daß ihr Leben an dem seinen hängt;
Und sie fühlt es, daß zum kühnen Bunde
Sie der Schutzgeist ihres Daseins drängt.

Bang und feiernd war der Tag entflossen,
Und als still die ernste Nacht ergraut,
Ist er fertig mit zwei schnellen Rossen
Zu entführen die geliebte Braut.

Ach er harrt umsonst! In seinen schönen
Locken wühlt der rauhe Hauch der Nacht,
Seine Rosse mit den seidnen Mähnen
Stampfen wiehernd, bis der Tag erwacht.

Traurig will er schon sie heimwärts wenden
Als der Bruder der Geliebten ihn
Ueberrascht. „Dein Leben soll er enden
Dieser Stahl!“ so ruft er wild und kühn.

„Wie? vergißt du so der Freundschaft Bande?
Der mich liebte, wird er jetzt mein Feind?“
„Ha Verräther! wer als du entwandte
Meiner Schwester Herz dem bessern Freund?

Ohne dich würd' unter Ruh und Freude
Unermeßner Reichthum ihr zu Theil. — —
Doch was zaudern wir? das Schwert entscheide,
Wenn der Himmel Leben giebt und Heil!“

Jetzt im Strahl der Morgenröthe blinken
Furchtbar ihre Schwerter; Raimond zwar
Kämpft aus Zwang; er sieht ihn blutend sinken,
Der so nah doch seinem Herzen war.

Ach ein Sieg, den er mit eignem Blute
Gern bezahlt, vermöcht' er ungeschehn
Ihn zu machen; mit gebrochnem Muthe
Trennt er sich von den geliebten Höhn.

Von der Grabstatt seines Glücks, ins wilde
Schlachtgetümmel stürzt er sich mit Lust,
Und es wohnt mit der Geliebten Bilde
Auch des Todes Bild in seiner Brust. —

Helena indeß im öden Zimmer
Rings von hundert Augen streng bewacht,
Sehend wie der Hoffnung letzter Schimmer
Untergeht, durchweint die lange Nacht.

Es wird Tag und neue Stürm' erheben
Sich mit ihm und neue Todespein;
Mit der Furcht für ihres Bruders Leben
Stürmt auch Raimonds Schicksal auf sie ein.

Doch sie hält den innern Gram verborgen;
Und obgleich von eignen Wunden matt,
Stellt sie männlich sich, mit zarten Sorgen
Weicht sie nicht von Guido's Lagerstatt.

Er genes't; doch nicht die tiefe Wunde
Ihres Busens, ach ihr Maß wird voll,
Als sie jetzt sich zur Vermählungsstunde,
Binnen Tagesfrist bereiten soll.

Ach wer wird dem Abgrund sie entrißen?
Ihre sanfte Mutter ist nicht mehr,
Ihres Vaters Wille fest wie Eisen,
Und ihr Bruder streng und liebeleer. —

Welch ein Kampf! ein Kampf gewalt'ger Triebe!
Bis die Nacht sie wach in Thränen fand,
Und die Himmelsflamme reiner Liebe
Jede Furcht allmächtig überwand.

Ruhig, zwar mit einem leisen Zagen,
Als eröffne sich vor ihr das Grab,
Doch entschlossen selbst den Tod zu wagen,
Läßt sie leis' zum Fenster sich hinab.

Doch wohin nun deine Schritte wenden,
Unglückseel'ge? Wo des Weges Ziel?
Nirgends winkt ihr, ihre Qual zu enden
Eines Freundes zartes Mitgefühl.

So gequält von innerlichen Sorgen,
Irrt sie pfadlos durch Gebirg und Flur.
Es vergeht die Nacht, vergeht der Morgen
Und noch nirgend einer Wohnung Spur.

Endlich in der Sonne letztem Strahle
Dämmert wie das Heiligthum der Ruh
Ein umbuschtes Dorf im Felsenthale;
Und sie eilt dem stillen Hafen zu.

Gastfrei beut ein edler Greis der Müden
Seine Hütte nach des Tages Glut;
Ihr beklommner Busen athmet Frieden
Bei ihm ein, und leichter wallt ihr Blut.

Wie von einem überird'ſchen Feuer
Scheint des Greiſes ſtiller Blick beſeelt;
Sie enthüllt vor ihm den düſtern Schleier,
Der ihr trauriges Geſchick verhehlt.

„O vermöcht' ich deinen Schmerz zu mildern!“
Ruft er aus, mit einer Thrän' im Blick,
„Kehrte doch mit ihren Roſenbildern
Die verlorne Ruhe dir zurück!

Wiſſe, auf des Lebens regen Wogen
Traf auch mich ſo manches Sturmes Wuth;
Was ich liebte, ward hinabgezogen
In die tiefe ſchauervolle Fluth.

Doch wer muthig kämpft, erringt den Frieden
Und der Tugend göttliches Gefühl.
Wär' auch dir ihr ſchöner Kranz beſchieden,
Nach der Leidenſchaften wildem Spiel!

O und könnt' ich deinen Gram zu heilen
Mit der Freundſchaft tröſtend leiſer Hand,
Länger nur in dieſem Thal verweilen,
Wo auch ich nach Stürmen Ruhe fand.

Doch vergebens iſt mein Wunſch! Zum Heere
Muß ich, eh' drei Tage noch vergehn;
Ueber mich gebieten Pflicht und Ehre
Und des Krieges blut'ge Fahnen wehn.

Dieſes Gütchen, meiner Väter Erbe,
Immer theuer war's im Leben mir,
Sei, wenn ich vielleicht im Kampfe ſterbe,
Ein Geſchenk des todten Freundes dir.“

Er verläßt ſie nach drei ſchönen Tagen,
Manche Thräne folgt ihm: milder nur
Stimmen ſich allmählig ihre Klagen,
Sie geneſt im Arme der Natur.

Ihres Freundes Worte beben immer
Ruhe liſpelnd in ihr ſtilles Ohr,
Und allmählig bricht mit leiſem Schimmer
Auch die Hoffnung durch der Schwermuth Flor.

Näher ziehn indeß des Krieges Schrecken,
Auf der nahen Ebne tobt, ergimmt,
Jetzt der Kampf, bis Leichen ſie bedecken
Und das Glück den theuern Sieg beſtimmt.

Krieger kehren in des Dorfes Schatten,
Bringend manchen ſchmerzlichen Bericht;
Auch zu ihr, der Armen, Kämpfematten
Naht des Jammers laſtendes Gewicht.

Auch die letzte Stütze ſollt' ihr ſinken
Jener Greis vom Himmel ihr geſandt;
Furchtbar ſieht ſie ihr Verhängniß winken,
Da der Sonne letzter Strahl entſchwand.

Noch einmal den väterlichen, treuen
Freund zu ſehen, ach ihr einzig Gut,
Ihm der Liebe letzten Zoll zu weihen,
Ihrer Thränen kindlich reine Fluth.

Geht ſie einſam aus der öden Hütte,
In der Stunde mondlich ſtiller Nacht;
Jungfräulich verzagt mit ſcheuem Schritte
Eilt ſie hin in's blut'ge Feld der Schlacht.

Dämmernd ſchwebte vor des Mondes Strahle
Weißer Wolken leichter Nebelflor,
Aber jetzt verklärt mit einem Male
Tritt er licht aus ſeiner Wolke vor.

Hell wird nun das öde Feld der Leichen;
Eines jungen Kriegers Leichnam ruht
Dicht vor ihrem Fuß geſtreckt, mit bleichen
Wangen, und mit Locken voll von Blut.

Welch Gefühl, als ſie den Blick zum Boden
Niederſenkt, in ihrer Seel' entbrennt!
Als ſie ſchaudernd im Geſicht des Todten
Des Geliebten edle Züg' erkennt.

Zwar verändert iſt er, ſeine lichten
Augen hat des Todes Nacht umwallt,
Doch nicht ganz den holden Reiz vernichten
Konnt' er ſeiner himmliſchen Geſtalt.

An dem theuern Herzen ſinkt ſie nieder,
Wo noch ſchwach das Blut der Wund' entquillt.
„Wie? Geliebter! find' ich ſo dich wieder?
Hat ſich ſo der Traum der Lieb' erfüllt?

Ach und ſoll die düſtre Gruft uns ſcheiden?
Iſt zu ihr der Eingang mir verwehrt? —
Ha was blinkt hier? — ende du mein Leiden,
O du Lichtſtrahl, meines Raimonds Schwert!

Ja es ſei! Ich bin allein auf Erden,
Einſam ſteh' ich jetzt im All der Welt;
Mög' in jenem Land mir Liebe werden,
Das mein Kleinod ſchon geborgen hält!

Dort ſoll nichts von deiner Bruſt mich reißen,
Mein Geliebter, ſieh, ich folge dir!“
Ruft ſie aus, und ſtürzt ſich in das Eiſen,
„Ha willkommen ſüßer Tod auch mir!“

Elgiwa und der Ritter Rohrſcheid.

Am Strand der Oſtſee hoch und hehr
Stand einſt ein altes Schloß;
Dort einſam hauſ'r am düſtern Meer
Ein Ritter und ſein Roß.

Er zog nicht mehr zu Schlachten aus,
Ob jung er war und kühn,
Ihn hielt ein finſtrer Gram zu Haus
Und bannt' ans Lager ihn.

Es wich vom edeln Angeſicht
Der Jugend Roſenpracht;
Der ſchwarzen Augen ſüßes Licht
Verloſch in Thränennacht.

Ihm hatte ſein geliebtes Glück
Sich ewig abgewandt,
Die ſchöne Bertha, ſtolz von Blick
Erwählt' ein andres Band.

„Ach eines Andern glücklich Haus
Erhellt ihr Augenlicht!
Indeß allein in Nacht und Graus,
Mein liebend Auge bricht!“

Da hört' er leiſen Harfenklang,
Der ſich in Nacht ergoß,
Der lindernd ſeinen Gram vertraut,
Durchs öde Zimmer floß.

Und mondlich wie durch Nebelflor
Erglänzt' ein Zauberlicht;
Ein Geiſter-Mädchen trat hervor
Mit holdem Angeſicht.

„Iſt dir der Liebe Glück entflohn?
So tönt' ihr ſüßer Laut,
Vernimm der Freundin ſanften Ton,
Die iſt dem Schmerz vertraut.

Elgiwa bin ich, und mich grüßt
Der Elfen mächtig Reich.
Mein Wandel, wenn ſich Nacht ergießt,
Iſt Mondesſtrahlen gleich.

Der Elfen und der Sylphen Heer
Umſchwebt wohl zärtlich mich,
Doch ſuch' ich hier am düſtern Meer
Allein dich Holder, dich.

Der Elfen und der Sylphen ſind
Wohl manche hold und ſchön,
Dich ſuch' ich, den, noch halb ein Kind
Mein liebend Aug' geſehn.

Gedenkſt du noch der finſtern Nacht?
Die Mutter hielt wohl ſtreng
Im ſchönen Lichtſchloß mich bewacht
Vor lautem Weltgedräng.

Nur diesmal hatte kühn hervor
Die Kleine sich gewagt;
Es zogen Stürme schwarz empor, . . .
Ich irrte bang verzagt.

Gedenkst du noch der finstern Nacht?
Wie durch des Regens Graus
Du mich zur Heimath treu gebracht
Zum schönen Aetherhaus?

Von dorther folgt dein Bild mir nach;
Ich seh den holden Blick;
Dein weißer Helmbusch glänzte hoch
Mir scheidend noch zurück. —

Und wie vergeß' ich jener Nacht. —
Du wirst genest erstehn;
Noch oft wird in des Ruhmes Schlacht
Dein siegend Panner wehn.

Doch fern und nah und wo es sei
Der stillen Brust vertraut;
Wird dich begleiten sanft und treu
Mein leiser Harfenlaut."

Rinaldo's Braut.

„Die Sonne ſchläft, der Mond erwacht;
Wo find' ich Raſt und Ruh?
Ein Lichtſtrahl glänzt mir durch die Nacht;
Dein Bild, Geliebter, du.

Wo weilt er jetzt im Mondenſtrahl,
Den meine Seele liebt?
Wo rauſcht der Hain, wo blüht das Thal,
Das ſeinen Pfad umgiebt?

Ach aber brauſt der Sturm der Schlacht
Vielleicht wohl jetzt um ihn?
O könnt' ich durch die Lanzennacht
Zu ihm hinüber fliehn!"

So ſang zum leiſen Zitherſpiel
Rinaldo's holde Braut;
Wann ſtill der Thau des Abends fiel
Ward ſtets ihr Jammer laut.

Verſenkt in ihre Fantaſein
Auf monderhellter Spur,
Durchirrte ſie Gefild und Hain,
Sein Bild vor Augen nur.

Und tief im öden Wald verlor
Ihr Pfad allmählig ſich,
Die Fichten ſtiegen ſchwarz empor
Und rauſchten ſchauerlich.

Stumm war die Gegend wie ein Grab;
Sie irrte trüb und bang;
Als plötzlich ferner Rosse Trab
Am Felsen wiederklang.

Das Herz so seltsam bang ihr schlug,
Sie konnte nicht entfliehn;
Und näher kam's; ein Heereszug
Von Reisigen erschien.

Ein hoher Ritter stieg vom Roß
Und nahte sittsam ihr;
„So spät bei Nacht, beschützungslos
Im Wald ein Mädchen hier?

Vertraut euch uns, wir schützen euch,
Wenn euch der Muth verließ!"
Er hob sie auf sein Roß sogleich,
Das sanfter gehn er hieß.

Das Fräulein sprach: Wo kommt ihr her?
Und senkte scheu den Blick;
„Ich kehre über Land und Meer
Vom heil'gen Grab zurück."

Vom heil'gen Grab? o sagt mir dann,
Vernahmt ihr nicht ein Wort
Vom Ritter Reinald? wann, o wann
Kehrt er zurück von dort?"

Wohl nimmer kehrt euch der zurück!
Zeitlebens fest gebannt,
Hält ihn der Liebe süßes Glück
Im Sarazenenland.

Des Waffa ſchöne Tochter iſt
Ein Weib mit holdem Sinn;
In Luſt und Scherz und Jubel fließt
Das Leben ihm dahin.

„O wehe mir! und mich vergaß
Sein ungetreues Herz?
Umſonſt mein junges Leben floß
Für ihn der tiefſt Schmerz?“

Hemmt, Fräulein, hemmt der Zähren Lauf,
Und grämt euch nicht ſo ſehr!
Ein Stern verliſcht, ein Stern geht auf,
Giebts nicht der Männer mehr?

Seit ich euch fand, die Ruhe mein
Gar ſeltſam ſich verlor; — —
Kommt, zieht mit mir! es ſteigt am Rhein
Mein ſchönes Schloß empor.

Nehmt meine Hand! ihr ſeid ja frei! —
„Ach, mehrt mein Leiden nicht!
Glaubt ihr, daß zarte Weibertreu
Wie Männer Schwüre bricht?

„Und lacht er auch der treue Schwur,
Und ſterb' ich auch für Schmerz,
So ſchlägt doch ſelbſt im Tode nur
Für Reinald dieſes Herz.“

Jetzt kamen ſie aufs Feld hervor,
Die Fichtennacht verſchwand;
Umwebt von leiſem Silberflor
Lag Buſch und Aehrenland.

Sie ſah dem Ritter ins Geſicht,
Vor Schmerz ſich unbewußt; — —
Der Mond umwallt's mit ſeinem Licht, — —
Sie lag an Reinalds Bruſt.

Perceval.

Von Perceval dem Knappen
Vernehmt das ſchöne Lied!
Wie er mit Schild und Wappen
Vom Land der Heimath ſchied;
Er, ſchon berühmt in Kampf und Strauß,
Zog nun zu neuen Thaten aus,
Und fand das edle Ziel.

Er kam zum hellen Schloſſe
Am grünen Stromgeſtad;
Er zog auf hohem Roſſe
Den bunten Blumenpfad;
Hier wohnt ein fürſtlich Fräulein ſchön,
Wie Stern' in Wolken anzuſehn;
Denn traurig war ihr Sinn.

Ihr Vater ward getödtet
Durch Feindes Mörderhand;
Nun lag das Land verödet,
Bis ſich ein Rächer fand.
Der Knappe kam, wie Tannen ſchlank,
Mit Schild und Helmzier ſilberblank,
Gar adlig von Geſtalt.

Als nun im gelben Zimmer
Der ſchlanke Held erſchien,
Da wandte ſie den Schimmer
Der Augen hold auf ihn,
Und ſprach, im Ton der Nachtigall:
„Herr Ritter, wenn des Gegners Fall
Verherrlicht Euren Speer,

So iſt der Eid geſchworen:
Wer ſiegt ob unſerm Feind,
Iſt zum Gemal erkoren,
Als König mir und Freund.“
Da ſenkte ſtill den lichten Blick
Der Held, und gab das Wort zurück,
Das ihm wohl ſüß erklang:

„Du Reizendſte verzeihe,
Was dir bekennt mein Mund;
Ich gab den Schwur der Treue
Schon einem frühern Bund.“
Ein leiſer Seufzer flog empor,
Doch dacht' er dein, Condwiramor,
Die längſt ſein Herz erwählt.

Jetzt kam zum Hof ein Ritter,
Percivals Herzensfreund,
Held Gavin, ein Gewitter
Selbſt ſieggewohntem Feind.
Er bot dem Fräulein beſſern Kauf;
Treu nahm er bald ihr Bildniß auf
In heißer, tiefer Bruſt.

Er ſchwur und ließ verkünden
Dem ſtolzen Gramoflanz,
Zu Kampf werd' er ihn finden
Im nächſten Morgenglanz.
Doch wie ſo bleich, mein edler Held?
Hold, wie der Mond im Himmelszelt,
Doch dämmernd iſt dein Blick.

Von Wunden, jüngſt empfangen,
Wohl matt noch war der Held;
Doch brannt er vor Verlangen,
Vor ſie zu ſteh'n im Feld;
Drum hehlt' er Schwäch' und leiſen Schmerz
Und zeigte nur das muth'ge Herz
Der ſchönen Herrſcherin.

Und kaum erſchien die Sonne,
So ſtieg er hoch zu Roß,
Und nahm, das Herz voll Wonne,
Zum Kampf den Weg vom Schloß.
Da naht' ein Haufen Volks in Eil,
Und jubelnd thun' es „Heil uns! Heil!
Herr Gawin hat geſiegt!“

„Wie? Gawin?“ — rief betroffen
Der Ritter, „welcher Wahn!
Den Sieg mag' ich zu hoffen,
Doch iſt's noch nicht gethan.“
Und ſchneller um des Felſen Hang
Hinbog er, als im Volkesdrang
Ein herrlich Bild erſchien.

Es blitzten goldne Spangen;
Ein Ritter, nächſt im Glanz,
Und neben ihm gefangen
Der König Gramoflanz.
Herr Gavin hielt mit trübem Blick
Ob eines Andern Siegesglück,
Das er ſo heiß erſehnt.

Und näher zog der ſchöne,
Hochſchlanke Sieger her;
Ihn trugen Freudentöne,
Hell flammte Helm und Speer;
Der Helmbuſch flog im Morgenwind;
Er ſchien ein leuchtend Götterkind,
Doch menſchlich ſanft und mild.

Geſchloſſen war das Gitter
Am Helm dem Heldenſohn;
Er nahte ſich dem Ritter
Und ſprach mit ſanftem Ton:
„Kannſt du verzeih'n die raſche That?
Du warſt durch reiche Wundenſaat
Nicht gleich zum Kampfgericht;

Ich kam zuvor, ich weihe
Dir deines Gegners Fall;
Mein Bruder! — o verzeihe
Nun deinem Percival!
Ich durfte nicht ihr Kämpfer ſein,
Doch dich der Hand der Schönſten weih'n;
Dich ſchmückt ihr ſelig Band!“

Er hob des Helmes Gitter;
Da ſtürzten Bruſt an Bruſt
Die edeln, hohen Ritter,
In heil'ger Freundſchaftsluſt.
Der gute, ſchöne Gavin fand
Sein Heil durch der Geliebten Hand,
Die Lieb' ihm reich vergalt.

Doch Percival, er wandte
Vom Dank ſich edel ab,"
Und zog vom ſchönen Lande,
Dem er den Frieden gab. —
Getheilt in Schmerz und ſtilles Glück,
Verfolgt' ihn der Vermählten Blick,
Im goldnen Morgenſtrahl.

Baldwin.

„Ach Baldwin, mein Liebſter, ach Baldwin du Treuer!
Wann kehrſt du mir wieder vom Syriſchen Strand?"
Auf Klippen erloſchen die leuchtenden Feuer,
Und Baldwin kam nimmer ins heimiſche Land.

Wohl hatt' er, bevor er von dannen gezogen,
Ein Blümlein gegeben der Liebſten zum Pfand;
Er hatte ſich ſelber das Blümlein erzogen,
Es ſelber gewartet mit liebender Hand.

Sie pflegt es nun treulich aus zärtlichem Herzen
Und wähnte dem fernen Geliebten ſich nah.
Als einſt ſie am Stengel mit ahndenden Schmerzen
Es bleich, und erſtorben, das Liebliche ſah.

Da bluteten ſtärker die heimlichen Wunden,
Da irrte ſie jammernd zum Ufer hinab;
Die Sonne war lange vom Himmel entſchwunden,
Schon blickten die Sterne durch Wolken herab.

Still war es, nur gaben die felſigten Wände
Das leiſe Gemurmel der Wellen zurück.
Da rang ſie die weichen, die zärtlichen Hände
Und wandte zum Himmel den weinenden Blick.

„O Balduin, o Liebſter! ſo biſt du auf immer
Du Treuer, du Schöner auf ewig dahin?
Ach weh mir! ach ließ ich Bethörte doch nimmer
Zu fernem verderblichen Kriege dich ziehn!

Zum Streite für Zions geheiligte Rechte
Zum blutigen Streite verſucht' ihn der Muth.
Ach könnt ihr nun tröſten ihr himmliſchen Mächte
Und wieder mir geben mein einziges Gut?"

So klagte ſie lange; die trauernden Sterne
Verbargen in Wolken ihr trübes Geſicht.
Da plötzlich ergoß ſich aus dämmernder Ferne
Die Fluthen herüber ein ſchmelzendes Licht.

Die Wogen begannen ſich zitternd zu hellen;
Es wandelt' ein glänzender Jüngling heran.
Mit luftigen Ferſen berührt' er die Wellen
Und wandelte ruhig auf ſchwindender Bahn.

Es wallten die Locken im ſchimmernden Kranze,
Die Waffen erglänzten von himmliſchem Licht; —
Und näher nun trat er im leuchtenden Glanze; —
Sie kannt' es das bleiche, das holde Geſicht!

„Mein Balduin! Liebſter! ſo ſeh ich dich wieder?
So kehrſt du als Sieger vom heiligen Grab?
Doch wie ſo erblaſſet? es rinnt dir die Glieder
Ein purpurnes Bächlein vom Buſen herab.

Wie kehrſt du ſo blaß mir, ſo blutig zurücke?" —
Da floß ihm ein Lächeln ins bleiche Geſicht;
Er zeigt' ihr die Wunde mit freundlichem Blicke
Der Strahlen entſandte von himmliſchem Licht.

„Du trauerſt, Geliebte?" ſo tönt' ihm vom Munde
Die Rede wie Liſpeln der Harfe ſo ſüß;
„Du klagſt, daß dein Krieger zu ſeliger Stunde
Die Schatten der traurigen Erde verließ?

Von wannen die Strahlen, die hell mich umgeben?
Von wannen dies heilig verklärende Licht?
Entſtrömet der Wunde des Todes das Leben,
Entſtrömt ihr die ſelige Herrlichkeit nicht?

Der liebend für uns ſich dem Tode geweihet,
Ihm hab' ich bezahlet die blutige Schuld,
Er iſts, der den ſiegenden Glanz mir verleihet,
Der ewig mir lohnet mit himmliſcher Huld.

Was zagſt du im eitel verlangenden Herzen?'
Und wähnſt es um Lieb' und Entzücken geſchehn?
Beſiege, Geliebte, die irdiſchen Schmerzen,
So wirſt du die Liebe, die ewige ſehn!"

Ritter Wilhelm und ſein Roß.

„O mein treues Roß, erliegen
Sollteſt du der Noth?
Treuer Freund auf allen Zügen;
Gäb' ich dir den Tod?

Nein, du lieheſt ſonſt mir Flügel;
Deine Stärke brach;
Wohl ſo leit' ich dich am Zügel
Still den Brüdern nach!"

Wilhelm ſprachs, die weiche Seele
In der tapfern Bruſt;
Seines innern Sinns Befehle
Folgt' er unbewußt.

Als im Land der Sarazenen
Viel das Heer erlitt,
Mit des Krieges tapfern Söhnen
Bleich der Hunger ſtritt;

Und ein jeder nun im Heere
Gab ſein mattes Roß,
Daß ſein Tod dem Elend wehre
Hart ſein Blut vergoß;

Da nur ſchont' im Heer ein Reiter
Seines Roſſes Blut;
Gab den treuen Kampfbegleiter
Nicht des Hungers Wuth.

Still mit langſam feſtem Schritte
Folgt' im Zug er nach.
Leitend ſeines Roſſes Tritte,
Deſſen Stärke brach.

Und die Feinde ſehn von Weiten
Ihn getrennt, allein;
Den Verlaßnen zu beſtreiten
Stürmten wild ſie ein.

Ein verdunkelndes Gewitter
Schwirrten Pfeil um ihn;
Doch, die Feigen ſahn den Ritter
Ruhig weiter ziehn.

Endlich aus der wilden Menge
Drang ſich einer vor,
Riß vom funkelnden Gehänge
Auch das Schwert empor.

Aber kühn, gewandt im Streite
Bog im Augenblick
Sich der Ritter leicht zur Seite,
Wer dem Streich zurück.

Blitzſchnell dann das Schwert gezogen,
Während jener ſich
Wild zum Hiebe vorgebogen,
Der vorüberſtrich.

So mit einem mächt'gen Zuge,
Dem die Funken ſprühn,
Spaltet er im raſchen Fluge
Bis zum Sattel ihn.

Und die Feinde ſehn von Weiten
Starr die That mit an;
Dem, mit dem die Geiſter ſtreiten
Mögen ſie nicht nahn.

Sie entflohn; gelaſſen weiter
Zog der Held durchs Land;
Bis in Thälern grün und heiter
Er die Brüder fand.

In Thoniums Luſtgefilden
Ruhte Friedrichs Heer,
In der Bäume Schooß, von milden,
Süßen Früchten ſchwer.

„Gott! ſo bald haſt du geendet
Unſre höchſte Noth!“
Rief der Ritter, fromm gewendet
Nach dem Abendroth.

Jede Spur von bitterm Leide,
Jede Spur verfloß;
Und du lebſt noch, mir zur Freude,
O mein treues Roß!“

Roccafrieda.

(Geſchichtlich.)

Um die ſchöne Roccafrieda
Warben viel der ſchönen Ritter;
Um ſie Grafen, ſchön und ſtattlich,
Warben ſieben an der Zahl.

Doch es wies beſcheiden, ſittig
All' ſie ab, die edle Dame;
Was verlangſt du ſchöne Herrin?
Sind ſie ſtattlich nicht und ſchön?

Willſt du Gold? in goldner Rüſtung
Schimmert der! Ihm prangen Schlöſſer; —
Zarteſte Jugend; Roſenblüthe
Schmückt des Zweiten Angeſicht.

Willſt du Schönheit? Himmelsſtrahlen
Brechen aus des Dritten Augen.
So, was Keinem fehlt, vereinet
Einer ſtets im höchſten Maß.

Um die ſchöne Roccafrieda
Warben ſelbſt der Fürſten Söhne:
Willſt du Hoheit, ſchöne Herrin?
Drei Herzoge lieben dich! —

Doch auch ſie mit zarter Demuth
Wies zurück die edle Dame;
— Nun, was will du, ſtolze Jungfrau?
Wen noch ſucht dein hoher Sinn?

Doch der edle Monteſinos*),
Durandarte's tapfrer Vetter,
Der ihn ſterbend noch umfaßte,
Als er fiel bei Roncevalz;

Er nur herrſcht' im reinen Herzen. —
War er ſchöner? holder? — Wiſſet:
Einer, den ſie nie geſehen,
War der Abgott ihrer Bruſt.

Hold und ſchön war Monteſinos;
Doch ſie hatt' ihn nie geſehen:
Nur der Ruf der ſchönſten Thaten
Drang zum Ohr der ſchönſten Frau.

Und mit Himmelsſtrahlen ſchmückten
Sie ſein Bild im Aug' der Hohen;
Eh' ſie ſah die edeln Züge
Ruht' er in der zarten Bruſt.

„Eins nur iſt des Lebens Zierde,"
Sprach ſie: „ewig ſchöne Tugend!
Sie nur darf der zarten Liebe
Schweſter und Gefährtin ſein.

Und verſchmäht der Männer Erſter
Auch des treuſten Herzens Liebe;
Keinem ſei dies Herz ergeben,
Wird der Edelſte nicht mein."

---

*) Durandarte, berühmt durch ſeine ſiebenjährige unbelohnte Treue gegen Belerma, und Monteſinos, beide Ritter Carls des Großen.

Der fromme Kaiſer.

(Geſchichtlich.)

Viel ſendeſt du, Kaiſer! der Schiffe nach Rom
Mit Laſten von nährendem Korn;
Dein Wohlthun iſt ein umfangender Strom,
Dein Herz der milde Born.

„Und kann ich Minderes thun? Es bringt
Herüber der jammernde Laut;
Vom bleichen Hunger iſt ſie umringt,
Die Stadt, vom Ruhm' gebaut!"

Zu große Milde wohl thuſt du kund,
Scheel ſieht das Volk dazu;
Du richteſt, o Kaiſer! den Schatz zu Grund,
Und raubſt dir ſelbſt die Ruh.

„Der ſammelt Schätz' im Himmel ſich,
Der Armen Labung beut!
Mein ſtarker Gott, ich trau' auf dich
Mit feſter Freudigkeit!"

Er ſprach's, der Herrſcher von Griechenland,
Im Wohlthun nimmer matt;
Die Schiffe wurden nach Rom geſandt,
Und brachten Nahrung der Stadt.

Ihm aber, wie feſt er ſich auch bewußt,
Das Rechte nur hab' er verhängt,
Bewegten doch Sorgen die fühlende Bruſt,
Vom Murren des Volkes bedrängt.

Wie Morgen- und Abendland ewig im Streit,
So neidete, was hier geſchah,
Das Volk den Entfernten mit Bitterkeit;
— Dem Guten ſind Leidende nah! —

Wie Sterne weit vom Himmel ſehn,
Und leuchten unſrer Nacht;
So kann auch fernes Leid erſpähn
Des Mitleids Göttermacht.

Die Sterne wandeln hold und mild
Und dennoch ewig feſt
Die Bahn durchs blaue Luftgefild,
Die nie ihr Glanz verläßt.

Wie ſie, war feſt und ewig gleich,
Dem Guten zugewandt
Der milde Herr im Griechenreich,
Und doch vom Wahn verkannt.

„O du, mein Volk! war Vatermild
Nicht immer dir mein Herz?
Wie ſtürmt dein Vorwurf jetzt ſo wild?“
So ſprach ſein innrer Schmerz.

— Es wandelt er einſt durch ein wölbend Gemach
Und ſenkte beklommen den Blick;
Da ſieh! wo der Schimmer der Sonne ſich brach,
Erblickt' er ein künſtliches Stück.

Ein Kreuz ihm zu Füßen, gehauen in Stein;
Und wie des Bekümmerten Herz
Gedrückt auch mochte von Sorgen ſein,
Doch füllt' ihn der Anblick mit Schmerz.

Wie? rief er, was hoch in den Wolken verehrt
Des Chriſten feuriger Gruß,
Des Herzens Kleinod, des Glaubens Werth
Hier tritt dich am Boden der Fuß?

Man richte die Tafel vom Grund' empor!
Die heil'ges Sinnbild ziert.
Er rief's, die Diener traten vor,
Gern ward ſein Wink vollführt.

Man hob aus dem Grunde des Steines Gewicht,
Und — wie der belebende Strahl
Des Morgens durch nächtliches Dunkel bricht,
So ſchwanden die Sorgen zumal.

So brach aus dem Dunkel ein glänzender Schein,
Verblendend den ſtaunenden Blick,
Von Gold und von blitzendem Edelgeſtein;
Und wandte den Kummer in Glück.

Ein Schatz war, hier ruhend, von Keinem gewußt,
Dem Retter der Armen geſchenkt. —
Nun hob ſich erleichtert die fühlende Bruſt,
Die bitter das Leben gekränkt.

Der Herrſcher, zu dem er ſein Herz gekehrt,
Stand höher als weltliche Macht;
Der Gott, den er fromm in den Wolken verehrt,
Rief Hülf' ihm aus irdiſcher Nacht.

Kolumbus.

„Was willſt du Fernando, ſo trüb' und bleich?
Du bringſt mir traurige Mähr!"
„„Ach edler Feldherr bereitet Euch!
Nicht länger bezähm' ich das Heer!
Wenn jetzt nicht die Küſte ſich zeigen will,
So ſeid ihr ein Opfer der Wuth;
Sie fordern laut wie Sturmgebrüll
Des Feldherrn heil'ges Blut." "

Und eh' noch dem Ritter das Wort entflohn,
Da drängte die Menge ſich nach,
Da ſtürmten die Krieger, die Wüthenden ſchon
Gleich Wogen ins ſtille Gemach.
Verzweiflung im wilden, verlöſchenden Blick,
Auf bleichen Geſichtern der Tod. —
„Verräther! wo iſt nun dein gleißendes Glück?
Jetzt rett' uns vom Gipfel der Noth!

„Du giebſt uns nicht Speiſe, ſo gieb uns dann Blut!"
Blut! rief das entzügelte Heer. —
Sanft ſtellte der Große den Felſenmuth
Entgegen dem ſtürmenden Meer.
„Befriedigt mein Blut euch, ſo nehmt es und lebt!
Doch bis noch ein einziges mal
Die Sonne den feurigen Oſten entſchwebt,
Vergönnt mir den ſegnenden Strahl.

Beleuchtet der Morgen kein rettend Geſtad,
So biet' ich dem Tode mich gern,
Bis dahin verfolgt noch den muthigen Pfad,
Und trauet der Hülfe des Herrn!"
Die Würde des Helden, ſein ruhiger Blick,
Beſiegte noch einmal die Wuth.
Sie wichen vom Haupte des Führers zurück
Und ſchonten ſein heiliges Blut.

„Wohlan dann! es ſei noch! doch hebt ſich der Strahl
Und zeigt uns kein rettendes Land,
So ſiehſt du die Sonne zum letztenmal!
So zittre der ſtrafenden Hand!"
Geſchloſſen war alſo der eiſerne Bund
Die Schrecklichen kehrten zurück. — —
Es thue der leuchtende Morgen nun kund
Des duldenden Helden Geſchick!

Die Sonne ſank, der Tag entwich;
Des Helden Bruſt ward ſchwer;
Der Kiel durchrauſchte ſchauerlich
Das weite wüſte Meer.
Die Sterne zogen ſtill herauf,
Doch ach, kein Hoffnungsſtern!
Und von des Schiffes ödem Lauf
Blieb Land und Rettung fern.

Vom Troſt des ſüßen Schlafs verbannt,
Die Bruſt voll Gram, durchwacht,
Nach Weſten blickend unverwandt,
Der Held die düſtre Nacht.
„Nach Weſten, o nach Weſten hin
Beflügle dich mein Kiel!
Dich grüßt noch ſterbend Herz und Sinn,
Du meiner Sehnſucht Ziel!

Doch mild, o Gott, von Himmelshöhn,
Blick auf mein Volk herab!
Laß nicht ſie troſtlos untergehn
Im wüſten Fluthengrab!“
Es ſprach's der Held, von Mitleid weich; — —
Da horch! welch eiliger Tritt?
Noch einmal Fernando, ſo trüb' und bleich?
Was bringt dein bebender Schritt?

„Ach edler Feldherr, es iſt geſchehn!
Jetzt hebt ſich der öſtliche Strahl.“
„Sei ruhig, mein Lieber, von himmliſchen Höhn
Entwand ſich der leuchtende Strahl.
Es waltet die Allmacht von Pol zu Pol;
Mir lenkt ſie zum Tode die Bahn.“
„Leb wohl dann, mein Feldherr! leb ewig wohl!
Ich höre die Schrecklichen nahn!“

Und eh' noch dem Ritter das Wort entflohn,
Da drängte die Menge ſich nach;
Da ſtürmten die Krieger, die wüthenden, ſchon,
Gleich Wogen ins ſtille Gemach.
„Ich weiß, was ihr fordert, und bin bereit;
Ja werft mich ins ſchäumende Meer;
Doch wiſſet, das rettende Ziel iſt nicht weit;
Gott ſchütze dich, irrendes Heer!“

Dumpf klirrten die Schwerter, ein wüſtes Geſchrei
Erfüllte mit Grauſen die Luft;
Der Edle bereitete ſich ſtill und frei
Zum Weg' in die fluthende Gruft.
Zerriſſen war jedes geheiligte Band;
Schon ſah ſich zum ſchwindelnden Rand
Der treffliche Führer geriſſen; — — Und: Land!
Land! rief es, und donnert' es, Land!!

Ein glänzender Streifen, mit Purpur gemahlt,
Erſchien dem beflügelten Blick;
Vom Golde der ſteigenden Sonne beſtrahlt
Erhob ſich das winkende Glück,
Was kaum noch geahndet der zagende Sinn,
Was muthvoll der Große gedacht; — —
Sie ſtürzten zu Füßen des Herrlichen hin, —
Und prieſen die göttliche Macht.

Die Entdeckung von Madera.

In Liedern und Balladen.

I.

Wer iſt der edle Ritter
In nächtlich trübem Schweigen?
Im öden Felſenthurm?
Die ſchwarzen Eiſengitter
Sie mögen nicht ihn zeigen;
Auch hüllt der Sterne Reigen
Ein Wolkendüſtrer Winterſturm.

Doch wißt! der Geiſt der Lieder,
Er dringt durch Schloß und Mauern
Und ſieht, was dort geſchieht;
Und treu ſagt er Euch wieder,
Wer hier mit ſtummem Trauern,
Bei öder Wildniß Schauern
In tiefſtem Liebe-Schmerz verglüht.

Ein Opfer treuſter Liebe,
Der Ritter Zier und Blume
Harrt Robert hier allein;
Er warb mit reinem Triebe
Umglänzt von edlem Ruhme,
Um ſie, der Mädchen Blume. —
Längſt war das Herz der Holden ſein.

Doch, ſchmückt auch Tugendſchöne
Und Anmuth reich den Kühnen,
Ihm fehlte Gold und Gut,
(Oft loos der Heldenſöhne;)
Nun konnte nicht ihm dienen
Sein Name ruhmbeſchienen
Bei der Verwandten ſtolzem Muth.

Von König Eduards Händen
Erlangten für den Ritter
Sie grauſamen Beſcheid,
Zu Haft in Kerkerwänden,
Bei ſchwarzem Eiſengitter —
Du edler, armer Ritter!
Wie lohnt für Liebe bittres Leid!

II.

Winterſtürme toben
Ueber Berg und Flur;
Kalte Flocken ſtoben,
Deckend jede Spur.

Mit des Ritters Herzen
Stimmt der wilde Sturm;
Er allein mit Schmerzen,
Noch im Felſenthurm.

Lange Nächte gleichen
Seines Kummers Nacht;
Die kein Troſtes-Zeichen,
Die kein Stern bewacht.

Doch als bei Geſängen
Schmilzt der Quellen Eis;
Will die Bruſt ihm ſprengen
Lieb' und Sehnſucht heiß.

Endlich bricht die Bande
Siegend jetzt das Recht;
— Unbefleckt im Lande
Stets war ſein Geſchlecht. —

Vögel flattern ſingend
Ihrer Liebe zu;
Fändeſt du erringend
Auch des Zieles Ruh!

III.

Er war nun frei der ſchöne Ritter
Und eilt im Flug
Wohin ihn von des Kerkers Gitter
Die Sehnſucht trug.

Doch welche Kunde mußt' ihm werden
Nach langer Qual!
Sein einzig liebſtes Gut auf Erden
Verſchwand zumal.

Wie Wetterſchlag im Hochgewitter
Den Baum entſeelt,
So traf das Schreckenswort den Ritter:
Sie iſt vermählt. —

Gezwungen ward dem Ungeliebten
Sie angetraut;
Doch wo? das nannte dem Betrübten
Kein milder Laut.

Doch von dem tiefen Niederſchlagen
Erhob ſein Muth
Sich Göttern gleich zu kühnem Wagen
Um höchſtes Gut.

„O iſt die Treu nur nicht geſtorben,
So rief ſein Herz,
Dann iſt noch mein, was ich erworben
Durch Todesſchmerz!“

Und raſtlos' muſt' er nun ſie ſuchen
Durch Wald und Flur;
O zeigt ihr Eichen, zeigt ihr Buchen,
Der Theuren Spur!

So irrt' er, nur vom Muth geleitet,
Ach ohne Pfad,
Und kam durch Fluren reich verbreitet
Zum Meergeſtad.

IV.

Glänzend hob mit ſtolzen Zinnen
Sich ein Schloß im Morgengold,
Und es wohnte ſtill darinnen
Eine Herrin gut und hold.

Alle mochten gern ihr dienen,
Denn der ſanften Augen Macht
Und der Reiz der holden Mienen
Hellte jedes Kummers Nacht.

Und von Gaben ihrer Milde
Ward des Mangels Gram verbannt,
Alle wähnten vom Gefilde,
Sel'ger Geiſter ſie geſandt.

Doch ſie ſelbſt, ſie ſchien befangen
Von des Kummers dunklem Reich;
Roſen ihrer Jugendwangen
Wurden zarten Lilien gleich.

Nebeln gleich umhüllten Thränen
Ihrer Augen Mondenlicht,
Und das hoffnungsloſe Sehnen
Ihres Buſens ruhte nicht.

Kennt ihr ſie, die edle Dame,
Die hier welkt, von Liebe fern?
Anna Dorſet iſt ihr Name!
Sie, des treuſten Ritters Stern.

V.

Sie ſtrebte zu bergen die heimliche Qual,
Zu lächeln dem rauhen verhaßten Gemahl.

Da meldeten Diener: Ein Fremder ſei hier
Zu dienen dem Grafen in Ehr' und in Zier.

Sie nannten ihn ſtattlich, gebildet und fein;
Stallmeiſter der Herrin, das wünſcht er zu ſein.

Da ward ihm die Aufſicht der Roſſe vertraut
Noch eh ihn die Herrin von Antlitz geſchaut.

Er ſollte beſchützender Diener ihr ſein,
Zu Roß ſie begleiten durch Fluren und Hain.

Wohl ſtrebt' er getreu zu erfüllen die Pflicht;
Die trauernde Herrin beachtet' ihn nicht.

VI.

So einſt ritten ſie zuſammen
Abwärts von dem düſtern Haus.
Als der Morgen lichte Flammen
Streut' aufs Grün der Landſchaft aus.

Und es hauchten ſüße Düfte
Bunte Blumen durch das Land;
Und es wehten milde Lüfte
Säuſelnd her vom Meeresſtrand.

Spiegelwogen und Geſtade
Lagen prächtig feierlich;
Aus dem kühlen Wellenbade
Hob die Sonne ſchöner ſich.

Und gerührt von all der Schöne
Sprach zu ihrem Diener, mild,
Die Gebeugte: Sieh die Scene!
Wohl des ew'gen Morgens Bild!

Und mit gütiger Geberde
Blickte ſie nach ihm zurück;
Und — o! — Himmel, Sonn' und Erde
Sah ſie klar in ſeinem Blick!

Und auf einmal war die Wonne
Ihres ganzen Seins erwacht;
Ihres Lebens theure Sonne
Hob ſich glänzend aus der Nacht.

„O mein Robert! Ritter lieber!“
Rief ſie, „wo mir hergeſandt?
Längſt ſchon glaubt' ich dich hinüber
In das dunkle Geiſterland.“ —

Und er ſtürzt in Freudengluten
Ihr entgegen; Herz an Herz
Goß ſich aus in Thränenfluthen,
Schmerzensluſt und Wonneſchmerz.

Alles mußt' er ihr verkünden,
Was er litt in treuer Glut,
Bis das ſel'ge Wiederfinden
Nun erſiegt ſein kühner Muth.

Und in höhern, heißern Flammen
Schlug die Liebe, lang getrennt,
Nun zu einer Glut zuſammen,
Glut, die heilig weihend brennt.

VII.

Doch ach von kurzer Dauer
Iſt ſolch ein blendend Glück!
Mit ahnungsvollem Schauer
Kam bald der Gram zurück;
Er hatt' um ſie den Tod gewagt,
Und als ſein Morgen kaum getagt
Von Felſen düſtrer Trauer
Sahn ſie ſich ganz umragt.

„Ach bin ich nicht gebunden,
Du ſüßer Liebling mein?
So hätt' ich dich gefunden
Um ſchon getrennt zu ſein?
Doch bindet Ehre mich und Pflicht!"
„Wie? iſt es Anna, die dies ſpricht?
Das Band, das dich umwunden
Iſt ja nur Zwang! — Wie? — oder nicht?" —

Unruhig brachen Strahlen
Von eiferſücht'ger Glut,
Ihm aus dem Aug', und Qualen,
Die eben kaum geruht.
Hegt Lieb' ein treuer Männerſinn,
So keimt auch Zweifel leicht darin
Beſiegt zu hundert malen
Giebt er doch neu ſich hin.

„O könnten Zweifel ſteigen
In deiner edlen Bruſt?
Dir, dir nur bin ich eigen,
Mein Leben! meine Luſt!
Nein! nimmer, nimmer laß ich dich!!"
„Nun dann, Geliebte, trau auf mich!
Wohl Treu und Liebe zeigen
Das Rechte ſicherlich!"

„Doch bräch' ich auch die Bande,
Selbſt den gezwungnen Schwur,
Ach wo im Vaterlande
Ein ſchützend Obdach nur?"
„O Liebſte, laß die Hoffnung nicht!
Wenn nicht die Heimath Schutz verſpricht,
Wer folgt zu fremdem Strande
Uns auf der Wogenſpur?"

VIII.

Des Adlers mächt'ge Schwinge bricht,
Des Sturmes Flügel ruht,
Doch wankt im ſtarken Herzen nicht
Des Mannes kühner Muth.

Bald lag bemannt zu raſcher Flucht
Ein ſchnelles Schiff am Strand,
Verborgen in umlaubter Bucht,
Im Schutz der Felſenwand.

Nur kämpf' in Annen noch die Pflicht,
Ob auch erpreßt ihr Schwur;
Doch ſchiens als zünd' ein rettend Licht
Die Lieb' und die Natur.

Und gern verließ ſie nun die Pracht
In ihrem düſtern Schloß,
Wo oft ſich in verſchwiegner Nacht
Ihr Thränenſtrom ergoß.

Nur Gottes mildem Schutz vertraut,
Und ihres Treuen Muth,
Erreicht, von tiefer Nacht umgraut,
Sie bald den Strand der Flut.

IX.

Wie ſpiegelnd ausgebreitet
Du grenzlos weites Meer!
Ach, zieht auch das Verlangen
Hinaus, mit leiſem Bangen,
Hebt doch das Herz ſich ſchwer.

Ihr wunderbaren Weiten,
Was bergt ihr für Geſchick?
Vielleicht beſonnte Küſten
In weiten Waſſerwüſten
Verheißen Ruh und Glück.

Doch regt' ein dumpfes Brauſen
Sich unten für und für;
Die Wogen, wie ſie ſchlagen,
Sie ſcheinen hohl zu ſagen:
Auch Tod verbergen wir.

Im Wehn der Morgenlüfte
Flog leicht das Schiff daher,
Auf feuchtem Meeresſpiegel
Der Heimath ſanfte Hügel
Verſchwanden mehr und mehr.

Doch in den Duft der Ferne
Schwand nicht die Heimath ſo
In Anna's treuem Herzen;
Sie kämpft' in leiſen Schmerzen,
Wie trüb' ihr Lenz auch floh.

Nur an dem Licht der Liebe
Erſtärkte ſich ihr Herz;
Aus des Geliebten Blicken,
Trank Muth ſie und Entzücken,
Und Kraft für jeden Schmerz.

„O Seele meines Lebens!
Du meines Herzens Licht!
Wirſt du mir nur nicht fehlen,
So ſoll kein Harm mich quälen!
So fürcht' und zag' ich nicht.

X.

Der Abend ſank, der Morgen ſtieg
Da ſchwärzte ſich die Luft;
In dumpfer Schwüle harrend ſchwieg
Das Meer in trübem Duft,

Nur einſam See-Gevögel ſtrich
Die Waſſerfläch' entlang,
Mit niederm Flug; dumpf regte ſich
Der hohle Wogenklang;

Und ferne Donner murren ſchon
Im gelbgeſtreiften Weſt;
Sturm ſchien das Weltall rings zu drohn;
O Hoffnung, halte feſt!

XI.

Nun ſchauert die Stille
Vor ſchrecklichem Nahn;
Trüb wälzt ſich die Fülle
Der Wolken heran;

Gewaltige Flügel
Nun ſchüttelt der Sturm;
Kein rettender Hügel!
Kein leuchtender Thurm!

Die Donner, ſie brüllen
Und krachen herab;
Die Wogen umhüllen
Ein ſchwindelndes Grab.

Wie Berge ſo thürmen
Sie wild ſich im Rund,
Und brauſen und ſtürmen
Dann nieder zum Grund.

Nur Blitze durchlodern
Die ſchreckliche Nacht,
Ihr Opfer zu fodern
Der tödtenden Macht.

Wer wird dich erretten,
Unſeliges Schiff?
Wirſt tief du dich betten,
Zerſchmettert am Riff?

XII.

„O Anna, ſüße, zarte Blume!
Biſt du vor Schrecken bleich?
Wie riß ich dich vom Heiligthume
Der Ruh in Sturmes Reich!“

So rief der Ritter; doch ergebend
In jedes Mißgeſchick
Umſchlang ihn Anna feſt; erhebend
Zu ihm den holden Blick;

„O Robert, mein geliebtes Leben!“
Rief ſie, „wie klagt' ich doch?
Dich hat mir Gottes Huld gegeben;
Ihn preiſ' ich ſterbend noch!

Und ſei auch länger nicht als heute
Mit dir das Leben mein;
So wird, Geliebter, dir zur Seite
Noch ſüß der Tod mir ſein!“

Und tauſend Engel ſiegen nieder
Bei ihrem Engelblick,
Und brachten mit dem Lichtgefieder
Ihm Ruh ins Herz zurück.

XIII.

In unbekannte Zonen riß
Des wilden Sturmes Graus
Das Schiff in öder Finſterniß
Weit, weit ins' Meer hinaus;

Doch matter ward der Blitze Schein,
Die Donner ſchliefen müd'
Auf ihren ſchwarzen Wolken ein;
Der Wogen Laut verſchied.

Nur daß in fernes Weltmeer ſich
Das Schiff verſchlagen ſah,
Wo alles Landens Hoffnung wich;
Nur Wogen fern und nah.

Trüb war ſchon ſeit des Sturmes Wuth
Manch öder Tag erwacht;
Und — lang einſt auf der dunkeln Fluth
Lag tief und ſchwer die Nacht. —

XIV.

Endlich ſah man Strahlen brechen
Aus des Oſten goldnem Aher,
Blitzend auf den Wellenflächen
Durch des Duftes Roſenflor.

Und — o himmliſches Entzücken!
Mit der Morgenpracht zugleich,
Lag vor dem erſtaunten Blicken,
Eines Eilands Blüthenreich!

Winkten Haine, winkten Büſche
Von dem Ufer grüßend her,
In der heitern Morgenfriſche,
Ueber das kriſtallne Meer.

Süße Wohlgerüche ſchwammen
Um das neue, ſchöne Land,
Das in lichten Sonnenflammen
Wie in Andacht feiernd ſtand.

Auf den bunten Blumenfeldern
Wiegte ſäuſelnd ſich die Luft,
Von den fremden Schattenwäldern
Wehte Kühlung her und Duft.

XV.

„O Anna! ſüße Blume!“
Rief Robert, meine Luſt!
Und ſchloß im Heiligthume
Sie ſelig an die Bruſt.

„Mein Robert! theures Leben!“
Gab's Anna mild zurück;
Doch ſchien ſich matt zu heben
Ihr ſanfter Engelsblick. —

— Der Vögel Jubellieder,
Doch keines Menſchen Laut
Begrüßten immer wieder
Den Liebling und die Braut.

Vom erſten Schöpfungsmorgen
Lag unentdeckt dies Land,
Im Weltmeer ſtill verborgen
Bis Lieb' in Noth es fand. —

XVI.

Laß nun dunkle Schleier wallen,
Lieb! Dein Glänzen birg in Nacht!
Lieb und Hoffnung ſind verfallen
An des dunkeln Schickſals Macht!

Hob ſich auch die Morgenſonne
Aus der Flut belebend ſchön,
Sah doch Robert Licht und Wonne
Ewig für ſich untergehn.

Oft geheim im innern Leben
Bricht die weiblich zarte Kraft,
Bei der wilden Kämpfe Streben
Blumen gleich, vom Sturm entrafft.

So auch Anna, ſtill gebrochen
Ihre Kraft im finſtern Streit,
Leis nur ſagt des Herzens Pochen
Ihre tiefe Zärtlichkeit.

Matt ſich an den Theuren ſchmiegend
Sank ſie bleich im Morgenſtrahl,
Hob den treuen Blick, erliegend,
Noch auf ihn, — zum letztenmal.

— Und er hielt ſie ohne Thränen
Lautlos feſt an ſeiner Bruſt;
Ohne Hoffnung, ohne Sehnen,
Eignen Daſeins kaum bewußt:

Endlich kam die Seel' ihm wieder;
Doch verloren blieb ſein Gut;
In die bleichen, zarten Glieder
Haucht umſonſt er Lebensglut.

Da, mit ſeinem edlen Schwerte,
Grub er mühvoll ſtill ein Grab,
Und vertraute die der Erde,
Die allein ihm Leben gab.

— Wie er nun im fremden Lande
Ganz allein und freundlos ſteht!
— Denn ein Windſtoß hatt' am Strande
Weit ſein Schiff ins Meer verweht. —

Tod nun wiegte voll Erbarmen
Neben ihr den Müden ein.
Das vereinte Grab der Armen
Zeigt dem Schiffer noch ein Stein.

Laß die dunkeln Schleier wallen,
Lieb! Dein Glänzen ſank in Nacht!
Lieb' und Hoffnung ſind verfallen
An des dunkeln Schickſals Macht.

Abſchied vom Vaterlande.

Ach noch einmal hellt der Mond die Gänge
Durch der Buchen dunkles Labyrinth!
Strahlt auf jenen Weiher, und in's enge
Thal, und auf den Moor, von Schilf umgrünt:

Gießt noch einmal ſeine bleichen Schimmer
Dämmernd auf die Gegend fern und nah,
Auf den Hain dort um des Kloſters Trümmer,
Den er mich ſo oft durchwandeln ſah.

Ja, dort irrt' ich oft im Abendſcheine
An der Liebe Hand durchs ſchöne Thal. —
Ich Beglückte! war nicht Er der Meine?
War der Edelſte nicht mein Gemahl?

Hohes Schloß, du Wohnplatz ſel'ger Tage —
Dort vom Felſen blickt's im Mondenlicht
Scheiden noch herüber, und ich wage
Hin den Blick, der matt in Thränen bricht.

Sanft beſcheint der Mond die weißen Mauern,
Und die Fenſter blinken licht herab;
Ach, es glänzt in meiner Seele Trauern,
Wie ein Denkmal auf geliebtem Grab!

Dort, dort führte mich die reinſte Liebe
In den Wohnſitz hoher Ahnen ein;
Freundlich hellend meines Schickſals Trübe,
Führt er mich vom fernen Vaterhain.

Wo kein Vater mehr mit treuen Sorgen
Mich Verwaiſte ſchloß an's warme Herz,
Wo der Mutter Tod am Kindheitsmorgen
Schon umwölkte mein Gemüth mit Schmerz.

Und die Fremd' empfing am Hochaltare
Ihres edlen, ſchönen Retters Hand —
Süßer Wonnetraum vom ſchönſten Jahre,
Weh' mir, daß dein Glück ſo bald entſchwand!

Zwar ich bot mit aller Kraft des Lebens
Meinem großmuthsvollen Schützer Dank;
Doch mein liebend Ringen hielt vergebens
Ihn zurück, als früh zur Gruft er ſank.

O mein Guido! ach, die holden Glieder
Wiegt ſtatt meines Arms, der kalte Stein;
Und nun zogen ſeine ſtolzen Brüder
In verlorner Wonnen Schauplatz ein.

Nicht erkannte unſre heil'gen Bande
Ihr von Herrſchſucht zugeſchloßnes Herz;
Kehren ſoll ich nun zu fernem Lande,
Einſam hingegeben meinem Schmerz.

Und das Schiff, es harret ſchon an den Küſten,
Das mich führen ſoll zum Heimathſtrand,
Schutzlos durch die weiten Waſſerwüſten —
Und was nennt ein Weib ihr Vaterland?

Wo iſt Heimath dem getheilten Herzen,
Wo, ach wo, als an des Liebſten Bruſt?
Da iſt Freiſtatt vor den herbſten Schmerzen,
Da iſt ſel'ge Heimath ihrer Luſt!

Ward es nicht auch mir zum Vaterlande,
Dieſes Land, wo ſeine Sprache klang?
Hier, wo tauſend zarte, ſüße Bande
Seine Liebe um mein Daſein ſchlang?

Wo erſt meines Lebens ſchwache Pflanze
Wurzel ſchlug; mit eignen Herzens Kraft
Nährt er ſie am warmen Sonnenglanze,
Ach, die jetzt der Sturm hinweggerafft!

Eine Sprache möcht' ich neu erfinden,
Auszudrücken all das tiefe Weh',
Das ſich regt in meines Herzens Gründen,
Wenn ich vor und wenn ich rückwärts ſeh'!

Was die kränkt, die von der Heimath ſcheiden,
Fühl' ich doppelt mit geſchärfter Qual;
Den Geliebten und des Daſeins Freuden,
Ich verlier' ſie heut' zum zweiten Mal.

Doch Geſetz iſt, mir der Hohen Wille,
Die Natur mit Guido eng' verband;
Opfer ihm iſt meiner Demuth Stille,
Mein Gehorſam tiefſter Liebe Pfand.

Ha! ſchon ſeh' ich bleiche Schimmer rinnen,
Bleich und röthlich aus des Oſten Thor;
Matt ſchon röthen ſich des Schloſſes Zinnen,
Und es weicht des Mondes Silberflor,

Und des Schiffes Segel weh'n im Schimmer
Das mich trägt, zu welchem fernen Pol? —
O mein Vaterland, leb wohl auf immer!
Land der Lieb' und Sehnſucht, lebe wohl!

Der Abend am Vierwaldſtädter See.

In zwei Idyllen.

I.

Der Gemſenjäger.

Spiegelnd ergießt ſich der herrliche See, der Thalen berühmte
Vierwaldſtädter, und licht funkelt die Sonne darauf;
Zwiſchen den Felſen hindurch und zwiſchen den ragenden Tannen
Wirft ſie den Abſchiedsblick noch im Erblichen ſo mild!

Die Schifferin.

Wenn ſich der Morgen erhebt rothwangigt in duftiger Frühe,
Scheid' ich auf immer von dir, heimiſcher, freundlicher See!
Dir dann folg' ich, Geliebter, zur Felſenhütte, du Bergjohn!
Alles was lieb mir bisher, muß ich vergeſſen um dich!

Der Gemſenjäger.

Nicht vergeſſen, Geliebte! du weißt: feſt nennt man die Felſen,
Wer ſie umwohnet er darf wahren ein treues Gemüth;
Denke noch freundlich des Sees! und öfter auch kehren wir wieder,
Was dir verwandt, o wie gern brächt' ich es immer dir nah!

Die Schifferin.

Dank dir Geliebter! und zürne mir nicht, daß drau' an der Hochzeit
Feſtlichem Tage mich noch ſehnende Trauer beſchleicht!
Laß uns noch ruhen am Ufer, am blumigten! laß mich der Kühle
Kühle noch trinken, eh fern noch wandelt mein ſcheidender Fuß.

Der Gemsenjäger.

Innig wahret der Schweizer dem Vaterland heilige Treue,
Und das Stückchen des Lands ehret er, das ihn gebar;
Allenthalben iſt heilig der Grund helveriſcher Alpen,
Deine Heimath ſie glänzt, dennoch vor Allen berühmt.

Die Schifferin.

Ja, das Heiligthum iſt ſie, das innerſte Herz des geliebten
Landes, von welchem des Lichts früheſter Schimmer ſich hob.
Heimath! warſt du nicht auch der Freiheit ſelige Heimath?
Schloß nicht am Ufer zuerſt hier ſich der heilige Bund?

Der Gemsenjäger.

Wie mich dein edles Erglühen entzückt! des Vaterlands edle
Tochter! Die Liebe, ſie wird ſchön erſt durch hohes Gemüth.
Feſt auch ſind, und getreu die Söhne des felſigten Gotthardt,
Haben mit ehernem Muth Schlachten der Väter gekämpft.

Die Schifferin.

Treue Schweizer! auch dir, Hochherziger, bliſt ja das Auge,
Wie du den Rütli erblickſt, der ſich dort glänzend erhebt.
Ueber ihm ſtarret der Fels, und unter ihm ſenkt er zur Flut ſich;
Aber die Matte ſie prangt ewig in ſchmelzendem Grün.

Der Gemsenjäger.

Ja, mir iſt es als ſäh' ich ſie klar, die Helden der Vorzeit!
Jene herrlichen Drei! dich unvergeßlicher Tell!
Kühn, großherzigen Muths, da, als in der vollſten Stärke
Rieſig der Gegner ſich hob, fordernd zum Kampfe die Macht.

Die Schifferin.

Rettend dort wagte mein See zum Ufer den kühnen Befreier,
Mitten durch Sturmes Gebraus, mild nur dem herrlichen Tell.

Der Gemſenjäger.

Aber bewährte der Fels nicht treu auch und mild ſich dem Helden?
Als er vom Rachen ſich ſchwang, bot er ihm rettenden Grund.

Die Schifferin.

Ja es verbinden ſich Felſen und Flut in dem Lande der Freiheit;
Wie ſich die Schifferin, dir, Jäger der Alpen vertraut.

Der Gemſenjäger.

Holde Geliebte, nicht ſoll dich gereuen das ſchöne Vertrauen!
Gut iſt zu wohnen es auch dort auf befreundeten Höh'n.

Die Schifferin.

Kühner Jäger, dich muß mein ſchüchternes Auge bewundern!
Wie du befreundet es nennſt, jenes gefahrvolle Reich!
Unter den Schrecken der wilden Natur, hoch herrſchend gebrauſt Dir,
Faßteſt dich heimiſch, wo todbrohender Schwindel uns faßt.
Wo dumpf donnernd der Stromfall brauſt, kühn drüber der Fels ſtarrt,
Gletſcher aus ewigem Eis wölben die ſchaurige Gruft. —
Gleitet denn nie dir der Fuß? — Wie ſeid ihr den Adlern vergleichbar!
Göttlich in menſchlicher Kraft ſteigt Ihr zum Himmel wie ſie. —
— Aber mein herrlicher Aar, nie ſinke dein muthiger Flügel!
Aber, mein herrlicher Aar, nie auch entflattre mir leicht!

Der Gemſenjäger.

Vor dem Sinken beſchütze mich mild, ſtark waltende Allmacht!
Vor dem Entflattern bewahrt Treu' in der liebenden Bruſt.

II.

Die Schifferin.

Völlig geſunken iſt nun die Sonne; der heilige Mond ſteigt
Zwiſchen den Felſen herauf, ſtrahlend, ein freudiger Held.

Der Gemſenjäger.

Und die Purpurſchleier, die vorhin der Abend am Felſen
Flattern ließ und Gehölz, werden zu ſilbernem Flor.

Die Schifferin.

Laß uns noch wallen, mein Freund! Sanft wehen die Lüftchen vom See her.

Der Gemſenjäger.

Gern, o Geliebter! vertraut flüſtert zur Seite der Wald.

Die Schifferin.

Und es wallet mein freundlicher See wie geſchmolzenes Silber.

Der Gemſenjäger.

Und der umwaldete Fels ſteigt im verklärenden Licht.

Die Schifferin.

Laß mit Geſang uns grüßen die Mondnacht! Rühmliche Heimath,
Deiner haben zuerſt fromm wir als Kinder gedacht.
Aber laß uns nun auch der Tage gedenken der Liebe!
Da wo zuerſt ſich der Blick fand und das ahnende Herz.

Der Gemſenjäger.

Ach, unvergeßliche Zeit! So bricht wohl die Sonne durch Wolken
Wie durch die Nacht der Gefahr dort uns die Liebe geſtrahlt.

Die Schifferin.

Wunderbar weiß das Geſchick gleichfühlende Herzen zu binden,
Ja, durch die Nacht der Gefahr ſchien uns die Sonne des Glücks!
Mit dem Bruder durchwandert ich einſt des felſigten Gotthards
Wolkenbenachbart Gebiet, laſſend der Niederung Grün;
Als wir, verſtiegen, uns einſt tiefſchaudernd von Schrecken umringt ſah'n;
Nirgend ein rettender Pfad, nirgend ein tröſtender Laut!
Ueber uns ragte die Felswand ſteil; ſchwarz gähnte der Abgrund;
Und das verworrne Geklüft brüllte der Ströme heraus;
Sich zu ſtreiten ſo ſchienen ſie unten; zu kämpfen mit wilden
Klippen, dann Wege ſich kühn bahnend durchs harte Geſtein,
Ach wir konnten uns ſo nicht Wege bahnen! Der Fuß glitt,
Wo ſich der felſigte Grund ſpiegelnd im Eiſe verlor.
Tief ſchon wölbte ſich unter uns der verrätheriſche Gletſcher,
Bauend den Eispalaſt ſchimmernd in hellem Kriſtall. —
Ja, mit der Flut wohl verſteht mein rüſtiger Bruder zu kämpfen;
Kühnſter der Schiffer! ſo grüßt rings ihn das heimiſche Thal!
Aber ein Andres doch iſt's, wenn nun ſie zu trüg'riſchem Eis wird,
Schlöſſer baut, und hinab lockt zu zerſchmetterndem Fall!
Düſter blickte mein Bruder umher, ſtill weint' ich zum Himmel, —
Als uns — ein Engel des Lichts — wähnten wir, — rettend erſchien!
Ja, ein Engel ſchien mir der ſchlanke Jäger, der abwärts
Klimmte mit ſchwebendem Fuß von der entſetzlichen Höh'.
Roth von der Bergluft waren die Wangen ihm; — wohl auch vom Streben,
Uns zu retten! — Es flog hell uns entgegen ſein Blick.
Muth und Güte, ſie glänzten zugleich in dem ſonnigten Auge, —
— Wie er die Hand uns bot, ſtützend auf ſchwindelndem Pfad,

Dann uns geleitete bis zu ſeiner umſchatteten Wohnung —
Lieber, du kennſt ihn ja wohl, der mir das Leben erhielt?
Soll ich die Gab' ihm verdanken? Was hilft ohne Herz mir das Leben?
Leben zwar rettet' er mir, ach! doch entwandte mein Herz!

Der Gemſenjäger.

Undankbare! dir bot treuherzig der Jäger ſein Obdach,
Und zum Lohne dafür ließeſt du arm ihn zurück!
Ja mir ſchien nun verödet mein ſonſt ſo freundliches Berghaus;
Seit Ihr verlieſet mein Dach, mit Euch verließ mich die Ruh;
Floh mein Lager der Schlaf; trüb' irrt' ich in Klüften des Hochwalds,
Und die entflammende Jagd reizte nicht Blick mir und Sinn;
Spottend hüpften die Gemſen dem treffenden Auge vorüber,
Von dem beflügelten Fuß nicht mehr, des Jägers, ereilt;
Ach, ihm brannte ja ſelbſt im verwundeten Buſen der Pfeilſchmerz!
Kraft aufzehrend und Muth, hemmend den wagenden Lauf,
Darum entſchloß ich mich kühn, da ſelbſt zu erflehen die Heilung,
Wo mir gekommen das Weh, ach von dem lieblichſten Blick!
Lautlos klimmt' ich hernieder die Felshöhe, weil nun das Heil mir
Nicht die Höhe, weil nur einzig das Thal ſie verhieß.
Bald erreicht' ich den See, den herrlichen, thatenberühmten
Vierwaldſtädter; verklärt lag er am Abend vor mir;
Und ich vertraute den Wellen mich an. — Doch — ſchwärzende Wolken
Stiegen im flammenden Weſt, wälzten ſich düſter heran;
Hochaufbrauſte der See, aus der grundlos gähnenden Tiefe;
Meinen Nachen umgab raſender Wogen Geſtürm; —
Ja, wo der jugendlich muthige Fuß auf die Stärke vertrau'n darf,
In ihm wohnend, da leicht ſchwebt er auf Felſen und Eis;
Doch bei entfeſſelter Wuth blindſtürmender, heulender Wogen,

Tief in den Nachen gebannt, einzig dem Ruder vertraut;
Da wohl konnt' auch erliegen ein Stärkerer! — lodernde Blitze
Zuckten nieder, und dumpf miſchten ſich Donner und Sturm;
Und ſchon ſah ich den Tod, herangetragen auf ſchwarzen
Wogen, ins ſchreckliche Aug', ſtählt' ich mich, feſt ihn zu ſchau'n; —
Da — ſtatt ſeiner — o Wonn'! erſchien mir ein freundliches Fahrzeug!
Theilend die Wogen, und leicht kämpfend mit ſtürmender Flut.
Einen Schiffer erblickt' ich darin, der mit nervigtem Arme
Führte das Ruder, ein Spiel ſchien ihm der wüthende Kampf.
Und kaum traut' ich dem Blick! — ein liebliches Bild ihm zur Seite!
Ja, ein Mädchen! — Im Wind flattert' ihr leichtes Gewand;
Aber ſie ſelbſt mit gröbteſter Hand auch hob ſie das Ruder,
Half dem Gefährten, die Flut freudig bekämpfend, wie er.
Hülfe bringend, erreichten ſie mich, als eben im Schwanken
Schon mein Nachen die Flut ſchöpfte, zur Seite geneigt,
In dem rettenden Kahn empfingen mich Beid'. — O Entzücken!
Als ich erkannte die zwei, welche mein Sehnen geſucht!
Ja das Geſchwiſterpaar! Ihr waret es, du und dein wackrer,
Muthiger Bruder! Nun ward doppelt das Leben mir werth.
Alſo erſcheinen im Sturm die Zwillingsſterne dem Schiffer
Licht mit dem himmliſchen Strahl wendend die Todesgefahr.

Die Schifferin.

O glückſeliges Loos! wir durften ſo ſchnell dir vergelten,
Edler, den muthigen Schutz, den du uns Irrenden gabſt.

Der Gemſenjäger.

Wie Ihr zur Hütte mich führtet, und wie nun der Sturm mir gegeben
Dich, o mein liebliches Glück! das ich in Frieden geſucht!

Die Schifferin.

— Sieh, wie über dem See und wolkenlos glänzend der Mond steht!
Und die Sterne! Wie schön spiegelt sie alle die Flut!

Der Gemsenjäger.

Also des Weibes Gemüth; in dem sanften, beweglichen Spiegel
Malen sich wie in dem See, Bilder des Himmels verklärt;
Aber es ruhet die weiche, die wallende Flut in der Felsen
Treuen Umschirmung, und blickt heiter vertrauend empor;
Also das zärtliche Weib in des Mann's tiefmächtiger Liebe;
Fest wie die Felsen und treu schützt sie der liebende Muth.

Der Einsame.*)

Um mich stürmten schwere Unglücks-Wogen,
Wild umdrängte mich die schwarze Flut!
Finstern Kummers Nachtgewölke zogen
Rings um mich, und hemmten Kraft und Muth.

Zu den Freunden, sprach ich, will ich gehen!
Welchen ich des Strebens Kraft geweiht;
Mir im Sturm des Unglücks beizustehen
Sind gewiß mit Feuer sie bereit.

---

*) Anmerkung. Dieses Gedicht übersandte die Verewigte noch kurz vor ihrem Tode unserm trefflichen Dichter, Hrn. Hofrath Kind, mit der ausdrücklichen Bestimmung, es in den Jahrgang 1824. des Taschenbuches zum geselligen Vergnügen, aufzunehmen, wo es sich auch S. 175. abgedruckt befindet. Es scheint also, sowohl diesem Umstande, als seinem ganzen Inhalte nach, schon im Vorgefühl ihres tragischen Endes, von ihr gedichtet worden zu sein.

Der Herausgeber.

Und ich klopft' an einem heitern Schloſſe,
Schön im reizenden Gefild erbaut,
Das mit hohem prangenden Geſchoſſe
Und mit blanken Fenſtern um ſich ſchaut.

Hier ja wohnt, ſo ſprach ich unter Beben,
Die mein Wunſch geſucht, die heitre Luſt;
Sicher ſchützt ſie nun mein armes Leben,
Zieht den Pfeil mir aus der wunden Bruſt!

Und ſie ſah von ihrem bunten Zimmer,
Lacht' und ſprach: „Welch klägliches Geſicht!
Kannſt du deinem Schickſal nicht entrinnen,
Nun ſo ſtöre hier die Freude nicht!“

Traurig wandt' ich mich von ihrem Thale,
Wo ich nun verwelkt die Blumen ſah; —
Ha! da winkt' im goldnen Morgenſtrahle
Mir die Höh' des Ruhmes tröſtend nah.

O! er weiß auf ſeinem Sonnenhügel,
Rief ich, wie ich treu mich ihm ergab; —
Weh, da floh er hin, auf ſtolzem Flügel!
Sah nur fremd auf meinen Schmerz herab.

Bald war er dem dunklen Blick entſchwunden,
In die Wolken lenkend ſeinen Flug;
Tiefer fühlt' ich da des Herzens Wunden,
Das nun bänger und verlaßner ſchlug.

Und die Lieb'? ach zarte, ſüße Liebe!
Wirſt auch du mich fliehn, den andern gleich?
Oft ja ſchwur ich, daß, ob nichts mir bliebe,
Hielt ich dich nur, blieb ich groß und reich!

Und ich eilte sehnend, sie zu suchen,
Irrt' im schwärmerischen Vollmondschein
Durch die Eichen, durch die trauten Buchen,
Zu dem mild durchstrahlten Myrten-Hain.

Du allein, du wirst mich nicht vergessen!"
Rief ich. — Aber Dunkel sank herab;
An die Myrten reihten sich Cypressen,
Und ich fand, — ich fand der Liebe Grab!

Ach da rannen tödtlich kalte Schauer
Mir auch durch das schwer getroffne Herz!
Selbst der Schlaf entfloh vor meiner Trauer,
Ließ mich hart allein mit meinem Schmerz! —

Da ward in des Herzens tiefsten Gründen
Eine himmelsüße Stimme laut:
„Einen Freund noch, sprach sie, wirst du finden —
Selig, selig wer auf ihn vertraut!

Einen, dessen Pforten offen stehen
Ewig Allen, die ihm suchend nah'n;
Ob sie auch in Freudensturmes Wehen
Nicht gefragt nach seiner Liebe Plan.

Und den Mächt'gen konntest du vergessen?
Ihn, den König, dessen hohes Haus
Sterne schmücken! — Sonnenweiten messen
Seines Reiches Gränzen nimmer aus!

Donnerwolken sind sein Vortrab; Blitze
Sein Gespann! Und dennoch — vaterlind
Blickt er nieder von dem Sternensitze
Auf sein wiederkehrend, leidend Kind."

Verzeichniß der neueſten Verlagsbücher der Weygandſchen Buchhandlung in Leipzig.

Blumauer, Karl, Medaillons oder Gemälde aus der Gallerie des Lebens im verjüngten Maßſtabe. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Göthe, v., Die Leiden des jungen Werther. Neue Ausgabe, von dem Dichter ſelbſt eingeleitet. In 2 Abtheilungen mit Göthes Bildniß. In 16.

Ausgabe auf Berliner Velinpapier, elegant cartonirt. 1 Rthlr. 12 gr.

Ausgabe auf ſchönem Druckpapier in 16. mit Göthes Bildniß, elegant brochirt. 16 gr.

Hierſche, C., Oberlehrer am Schullehrer-Seminar zu Weißenfels, Ideen zu Stylübungen mit Andeutungen zum Gebrauch derſelben beim Unterricht in obern Mädchenklaſſen der Bürgerſchulen, nebſt beigefügten Stylübungen. 1e und 2e Sammlung. Jede Sammlung 16 gr.

Deſſen Mitgabe an junge Chriſtinnen bei ihrem Eintritt in das bürgerliche Leben. 8. brochirt. 12 gr.

Miller, D. Joh. Peter, Erzählungen der vornehmſten bibliſchen Geſchichten zur Erweckung eines lebendigen Glaubens und der wahren Gottſeligkeit in der Jugend. Durchgeſehen, verbeſſert und vermehrt von M. H. G. Kreußler, Archidiaconus in Wurzen 14te Auflage. 8. 8 gr.

Mittheilungen an Prediger und Schullehrer aus dem Gebiete der Theologie und des Bibelstudiums, berechnet für Kirche, Schule und Studirstube. Herausgegeben von M. J. B. Hildebrand, Archidiaconus in Zwickau. Neue Folge 1r und 2r Band. Jeder Band in vier Heften gr. 8. das Heft 8 gr. Beide Bände 2 Rthlr. 16 gr.

Solbrigs Vademecum für Declamation. Enthält eine Auswahl religiöser, ernster, humoristischer und burlesker Dichtungen, Anecdoten, Epigrammen und dramatischen Scenen, nach den Regeln der Redekunst bearbeitet. 8. brochirt, 1 Rthlr. 12 gr.

Auserlesene

Dichtungen

von

Louise Brachmann.

Herausgegeben

von

K. L. Methusalem Müller.

Dritter Band.

Leipzig,
in der Weygand'schen Buchhandlung.

1825.

Auserlesene

Erzählungen und Novellen

von

Louise Brachmann.

Herausgegeben

von

H. L. Methusalem Müller.

Erster Band.

Leipzig,
in der Weygand'schen Buchhandlung.

1825.

VIA LIBRI
LIPS.

Vorwort.

Da der Herausgeber der beiden ersten Theile der Schriften der Louise Brachmann die Herausgabe der folgenden Theile aufgegeben hat, so habe ich dem Antrage und Verlangen der Verlagshandlung, die fernere Herausgabe dieser Schriften zu besorgen, in so fern und in dem Maße nachgegeben, daß ich die Durchsicht und Auswahl des zum Druck zu Befördernden übernommen und besorgt habe und fernerhin besorgen werde. Ich beschränke mich jedoch allein auf das Geschäft der Durchsicht und Anordnung des mir in obiger Absicht Anvertrauten. Das Verdienst der leider zu früh und so unglücklich aus dem Leben geschiedenen Dichterin aufrichtig ehrend, und ihr im Le-

ben befreundet durch das Band, welches Liebe für Kunſt und Wiſſenſchaft knüpft, habe ich geglaubt, nur das Gediegenere aus ihren zahlreichen Werken auswählen zu müſſen, indem ſich unter dieſen ſo manches findet, was ſie ſelbſt, hätte ſie dieſe Ausgabe ihrer Schriften ordnen und leiten können, gewiß nicht aufgenommen haben würde. So denke ich, ſollen dieſe Schriften ein würdiges Denkmal eines Geiſtes ſeyn, der, ſo lange er hinieden wallte, den Vollkommenern raſtlos nachſtrebte, und ſeine Zeitgenoſſen durch die edelſten Früchte ſeiner Thätigkeit zu erfreuen ſuchte.

Leipzig im Auguſt 1825.

K. L. Methuſ. Müller.

I.

Xavier.

Ein Familienbild.

Es thut dem Herzen wohl, wenn man zuweilen beim Anblick seelenvoller Bilder vernimmt, daß es Portraits, und nicht bloß Schöpfungen der Künstlerseele sind. Eine Geschichte aus nicht allzulang vergangner Zeit sprach mich vor Kurzem rührend an; ich nahm mir vor, das edle Bild auch meinen Freunden mitzutheilen. Einige selbstverlebte schöne Tage mögen ihm gleichsam zum heitern Landschaftsgrunde dienen.

Schon seit lang war ich auf das Schloß einer befreundeten Familie eingeladen gewesen. Nur geistig hatten wir bisher in Verbindung gestanden, allein auch ungesehen eine lebhafte, gegenseitige Freundschaft gefaßt. Ich freute mich, als ich endlich einmal die Reise dahin unternehmen konnte, und am Abend eines schönen Juniustages den Wohnsitz meiner Freunde begrüßte.

Herr und Frau von ** empfingen mich mit wahrhaft herzlichem Ausdruck von Freude. Beide, aus alten rühmlichen Rittergeschlechtern entsprossen, vereinen die Biederkeit der frühern Zeit mit lebhafter Empfänglichkeit für Kunst und alles Schöne, alles Große, was die neuere bietet. Es war schon dunkel, als ich ankam; man führte mich in einen mit Kerzen erhellten Saal im untern Stockwerk, wo unsrer die Abendmahlzeit harrte. Wir gingen erst spät auseinander;

meine freundliche Wirthin führte mich selbst die Treppe hinauf nach dem für mich bestimmten Zimmer. Es war ein einfach ausgeziertes hohes Zimmer mit einem daran stoßenden freundlichen Schlafgemach; ich sah mich wohlgefällig in dem stillen Besitzthum; allein jetzt öffnete Frau von ** eine hohe Glasthür, welche von innen durch seidne, bis zum Boden herabwallende Gardinen verborgen gewesen war; wir traten heraus auf einen Balkon — und hier — mit einem Male lag eine Landschaft vor mir, schön, in einem ganz ungewöhnlichen Charakter schön, und von dem zaubrischen Licht des vollen Monds beleuchtet. Der weite, laubenvolle Blumengarten, der sich bis unter den Balkon hinzog, die Baumgruppen, die Haine rings um ihn her, nur hier und da von Wiesengrund durchbrochen, Alles wurde durch einen Halbkreis romantischer Felsen eingeschlossen, die, sich von einer Seite zur andern ziehend, ein stilles Friedensthal zu bilden schienen, in dessen Schooße Schloß und Garten wie in einer Wiege ruhten. Es machte einen eignen Eindruck von Ruhe, von sanftem Schwindel, möcht' ich fast sagen, wenn man auf die ganz gleichen Steinschichten der glatten, niedersteigenden Felsenwände sah, so daß mich das Ganze beinahe wie eine Traumlandschaft zu umdämmern schien.

Gerade eine solche Stimmung gehörte dazu, um mich so aufmerksam auf die an sich einfachen Worte zu machen, die eben Frau von ** zu mir sagte, als sie sich wegbegeben wollte: „Ruhen Sie sanft, meine Freundin! Sie wohnen, wo ehemals ein guter Mensch gewohnt hat!"

Ich glaubte einen eignen bewegten Ausdruck in ihrer

Stimme zu bemerken. — „Und wer, wenn ich fragen darf?" — versetzte ich theilnehmend.

„Mein längst verstorbener Oheim, ein Ordensritter" — erwiederte sie, mit dem vorigen Tone, drückte mir herzlich die Hand, und entfernte sich.

Diese wenigen Worte, mit einer Art wehmüthiger Bedeutung ausgesprochen, beschäftigten mich. Eine Menge dunkler Ideen schienen sich schon mit dem Worte Ordensritter, für mich zu verbinden, das ich nie mit Kälte nennen hören werde. Diese stille, ätherisch mich umschwimmende Landschaft, fast war es mir, als ob sie zusammenflösse mit den Gedanken an den edeln, unglücklichen Bewohner dieser Zimmer!

Daß er edel gewesen war, konnte ich nicht bezweifeln; hatte ihn nicht Frau von ** mit einem so bestimmten Accent einen guten Menschen genannt? sie, welche die Bescheidenheit selbst, nie etwas Vortheilhaftes von sich oder den ihr Angehörigen zu sagen wagte, wenn es nicht in noch dreimal höherm Grade zu verbürgen stand! Daß er nicht glücklich war, dieß glaubte ich aus der Art schließen zu können, mit der sie von ihm gesprochen hatte. — So wurde mir diese Stelle, die er vor mir bewohnt hatte, gleichsam zum stillen Heiligthum, und wie im Schutze eines guten Geistes schlief ich ein.

Ein himmlischer Morgen erweckte mich; die Gegend prangte nun mit verändertem Reiz in ihrer malerischen Farbenfrische, wo goldne Sonnenlichter über Felsen und Bäume spielten, die Wipfel von Gesang ertönten, und Bienen munter über die Blumenfelder unter meinem Balkon hinsummten. Erfreut nahm ich den Vorschlag meiner liebenswürdigen Gast-

freunde zu einem ländlichen Spaziergange an. Wir wählten die entgegengeſetzte Richtung von der Ausſicht, die ich aus meinem Zimmer hatte, und auch hier fand ich die anmuthreichſte Landſchaft. Felder in ſchwellendem Wuchs; Pflanzungen trefflicher Fruchtbäume, und helle, freundliche Dörfer ſchienen vom blühendſten Wohlſtand zu zeugen.

Wir ſahen jetzt eine grünfunkelnde Wieſe vor uns liegen, um die ſich herrliche Baumgänge zogen, die Wege von einem Ort zum andern mit wohlthätigem Schatten deckend. Einer von dichten Buchen, einer von Linden, und wir ſtanden eben unter einem Pappelgange, der trotz ſeiner hochſtrebenden, luftig flatternden Zweige, ſich doch zu einer dichten Säulenhalle bildete. Frau von ** blieb einen Augenblick ſtehen, und ſah empor zu dem hohen, flüſternden Laubdach; dann ſagte ſie halbleiſe: „Dieſe Schattengänge hat mein guter Oheim, der Ordensritter, auch angelegt.“

Mir war, als ob ich dieß ſchon geahnet hätte; doch höchſt erfreut, dieſen Gegenſtand endlich berührt zu ſehen, ſuchte ich eifrig ihn feſtzuhalten. „Wie?“ rief ich mit theilnehmender Aufmerkſamkeit und einem Blick auf beide, der mehr von dieſen herzlichen Aeußerungen zu bitten ſchien. „O ja!“ nahm Herr von ** das Wort, „den größen Theil des Wohlſtands dieſer Fluren verdanken wir dieſem vortrefflichen Verwandten, der ehmals der Beſitzer dieſes Gutes war. — Dort, ſehen Sie jenes Dörfchen durch die Bäume blinken? Jene größtentheils neuen, reinlichen Häuſer hat er den armen Einwohnern nach einem großen Brande wieder aufgebaut.“

„Dort jene Kirche,“ ſagte Frau von **, nach einem andern, größern Dorfe zeigend, die lange halb verfallen ſtand,

hat er wieder zum Gottesdienſte eingerichtet — und ſehen Sie — dort kommen die lebendigen Zeugen ſeiner Wohlthätigkeit.“

Ein Zug fröhlicher, blühend geſunder Kinder kam eben aus einem weißen, anſehnlich gebauten Hauſe nicht fern von der erwähnten Kirche, und ging nach dem umbüſchten Dörfchen zu. — „Dieß iſt das Haus des Lehrers,“ fuhr Herr von ** fort, „zu der Schule, die er geſtiftet hat, für die Kinder ſeiner ärmern Unterthanen; denn nicht bloß Felder wollte er verbeſſern, und Bäume pflanzen, auch das Gute hat er eifrig gepflegt in Seelen, welche Gott ihm anvertraute.“

Die Kinder gingen jetzt zutraulich grüßend an uns vorüber; Herr und Frau von ** unterhielten ſich theilnehmend mit ihnen, forſchten nach den Fortſchritten ihres Fleißes, theilten kleine, ermunternde Gaben aus; beſtellten manche, deren Aeltern krank waren, nach dem Schloſſe. O wie gut muß der geweſen ſeyn, ſagte ich zu mir ſelbſt, den dieſe, ſchon ſelbſt ſo guten Menſchen, mit dieſer feurigen Bewundrung loben!

Indeſſen hatte die Dazwiſchenkunft der Kinder dem Geſpräch eine andre Richtung gegeben. Unſre Wandrung, die einen Zirkel beſchrieben hatte, neigte ſich zu ihrem Ende, und das Schloß lag ſchon nah und ſchimmernd vor uns, als wär' es der Juwel in dieſem ſchönen Ringe. Mit ſtiller Achtung ſchloß ich das Intereſſe, das nun ſo ſchön gerechtfertigt war, in mein Gemüth; allein in einer ungeſtörten Nachmittagsſtunde, wo eben Frau von ** bei mir in jenem, ſo bedeutend gewordenen Zimmer war, benuzte ich den Augenblick,

und ſagte, ihre Hand ergreifend, mit nicht mehr verhehlter Wärme: „O halten Sie es nicht für Neugier, wenn ich ein inniges Verlangen hege, etwas mehr von dem Schickſal jenes edlen Todten zu wiſſen, der mich nach alle dem, was ich von ihm höre, ſehr lebhaft intereſſirt; und von dem mir ein innres Gefühl zu ſagen ſcheint — — daß er ſelbſt nicht ſo glücklich war, als er andre machte.“ „Wie könnte ich den Ausdruck wahren Antheils verkennen?“ erwiederte meine Freundin, „und gegen wen könnte ich daher lieber von ihm ſprechen, als gegen Sie? Ja, Ihr Gefühl hat Sie nicht betrogen; er war nicht glücklich! Er, der rings um ſich Segen zu verbreiten ſtrebte, mußte ſelbſt darben an den liebſten Wünſchen ſeines Herzens. Dieſe Stätte, dieſe einſamen Gemächer ſind wohl öfter Zeugen der ſtillen Kämpfe ſeines edeln, glückloſen Herzens geweſen.

„Die Geſchichte ſeines Schickſals iſt einfach, vielleicht nicht ungewöhnlich; allein die Art, wie er ſein Schickſal ertragen, beſiegt hat, mag nicht ganz gewöhnlich ſeyn. Von der frühſten Kindheit an hat mich eine innige Theilnahme zu dieſem guten Oheim gezogen, und das, was er meiner Mutter einſt ausführlich vertraut, habe ich von dieſer wieder erhalten, und unauslöſchlich feſt meinem Gedächtniß eingeprägt.“

„Xavier von M . . — dieß war ſein Name, — der einzige Sohn meiner Großmutter mütterlicher Seite, war, nach dem frühen Tode ſeines Vaters, der letzte Sproſſe eines angeſehenen Geſchlechts. Der Reichthum ſeines Erbes ſetzte ſeine Mutter und ſeine Vormünder in den Stand, ihm die vollkommenſte Erziehung geben zu laſſen, und ſo vereinte er mit der Empfindſamkeit des beſten Herzens einen ſehr aufge-

klärten, durch Wissenschaft geschmückten Geist. Reisen vollendeten, was er auf mehrern Akademien mit gründlichem Streben eingesammelt hatte, und gaben zugleich seinem Aeussern jene anmuthige Gewandtheit, welche eine vortheilhafte Gestalt erst hervorhebt.

„Aber" — unterbrach sich Frau von **, „Sie müssen verzeihen, wenn ich vielleicht zu warm zu seinem Lobe hingerissen werde, müssen vergessen, daß ich von einem Verwandten spreche! — — und ist er denn nicht jetzt ein längst verklärtes Wesen? — Der Tod hebt ja über alle irdische Bande hinaus!"

„Er war zur diplomatischen Laufbahn bestimmt, und schon hatte er an unserm Hofe einige Jahre mit Beifall und Ehre gedient, und das nach rühmlicher Auszeichnung dürstende Gemüth seiner Mutter mit frohem Stolze erfüllt, als ihn eine Reise in Geschäften des Staats in ein entferntes Fürstenthum führte. Er eilte auf das Schloß seiner Mutter, um dieser und seiner kleinen Schwester noch vorher Lebewohl zu sagen."

„Seine Mutter, eine geborne Gräfin von S . . , eine würdige Frau, aber mit etwas strengem, fast männlichem Geiste begabt, ertrug die Trennung von dem theuern Sohne mit Standhaftigkeit; doch hielt sie es für angemessen, ihm, welchen ihr die letzten Jahre fast aus dem Gesicht gerückt, noch vor dem Scheiden die Wünsche und Hoffnungen ihres Lebens ans Herz zu legen. Sie, welche des Vaterlosen frühere Erziehung fast allein und mit geistvoller Kraft geleitet hatte, stand in einem fast überirdischen Ansehn bei ihrem Sohne, und jedes ihrer Worte war ihm bisher Befehl gewesen, je-

der Blick ihrer feuervollen Augen gleichſam ein lohnender oder ſtrafender Urtheilsſpruch."

„Xavier — fing ſie mit einem halb gütigen, halb vorwurfsvollen Lächeln an, als die Stunde des Abſchieds nahte — iſt dir deine Mutter ſo fremd geworden, daß du mir nichts von dem zu ſagen weißt, was einem Menſchen in deinen Jahren immer das Wichtigſte iſt?"

„Was meinen Sie, theure Mutter?" fragte Xavier beinah beſtürzt.

„Ich meine die Angelegenheiten deines Herzens!" lächelte dieſe. — „Welche von den ſchönen Fräuleins der Reſidenz, Gräfinnen oder wohl gar Prinzeſſinnen hat denn den Preis bei dir davon getragen? und will ſich künftig herablaſſen, den Namen derer von M.. zu tragen?"

„Aengſtlich hatte Xavier umher geſonnen, wodurch er ſich wohl einen Vorwurf von der verehrten Mutter könne zugezogen haben. Jetzt athmete er wieder leicht, und blickte ſie mit freien treuherzigen Augen an. „Beſte Mutter," rief er fröhlich, „wenn Sie mich in dieſem Verdacht gehabt haben, ſo darf ich Ihnen auf mein Ehrenwort verſichern, daß Sie mir Unrecht thaten! Bisher hat nur der Wunſch meine Seele beſchäftigt, meine Stelle im Staate rühmlich zu erfüllen, was doch wohl des Mannes erſtes und edelſtes Ziel ſeyn ſoll. — — Noch fand ich kein Weib, — und aufrichtig geſagt, — achtete auch auf keins, — das mir hätte gefallen können!"

„Deſto ſchlimmer!" rief die Mutter, „deſto ſchlimmer, mein Freund! Du ſtehſt in deinem ſechs und zwanzigſten Jahre; und haſt du nie daran gedacht, ob das Geſchlecht deiner

edeln Ahnen fortblühen möge, oder untergehen? Dieß Geſchlecht, das glorreiche Helden in ſeiner Reihe zählt? Iſt dir es gleichgültig, ob der Name der M.. fortan auf Erden genannt werde, oder nicht?"

„Dieſe Worte überraſchten Xavier. In dieſem Augenblicke fuhr ſein Reiſewagen vor. — „Geh, mein guter Sohn!" ſagte die Mutter weicher, als gewöhnlich, und mit Thränen im Auge. — „Vielleicht, daß du in jenen fernen Gegenden findeſt, was uns beide beglücken kann! O daß mir Gott die Freude ſchenkte, noch Enkel an mein Herz zu drükken!"

„Erröthend und in höchſter Beklommenheit umarmte Xavier ſeine Mutter, verſprach ihr in ehrerbietigen, aber flüchtigen Worten, immer, ſo viel es ihm nur möglich ſey, ihren Wünſchen gemäß zu handeln, küßte noch ſeine kleine Schweſter, und warf ſich dann ſchnell in den Wagen."

„Er hatte unterweges Zeit genug, Betrachtungen nachzuhängen, die ſich je mehr und mehr zur Schwermuth neigten. Es lag wohl etwas Wahres, Gerechtes in den letzten, ſo bewegt ausgeſprochnen Worten ſeiner Mutter; auch war es ſein ganzes Leben durch ſein Ziel geweſen, die Wünſche dieſer hochverehrten Mutter zu erfüllen, und nun auf einmal ſah er ſich an dunkler Grenze ſeiner Macht, ja beinahe ſeines Willens! Denn wenn auch tauſend zarte Bande von liebender Gefälligkeit die Welt gegenſeitig verknüpfen, bei dieſem Gegenſtand allein iſt ein edles Gemüth ewig frei, und wird durch keine Feſſel, wär's auch die zarteſte, beſchränkt. Entſagen kann ein hoher Menſch aus Rückſicht gegen Andre dem Kleinod, das er liebt, doch nimmer aus derſelben Rück-

ſicht ſich dem ergeben, was ihm nicht durch Liebe geheiligt iſt.

Je inniger Xavier gewünſcht hätte, ſeiner Mutter auch hierein willfahren zu können, je mehr ſah er ſich in der Folge in Widerſpruch mit den höhern Forderungen ſeines Herzens. Er kam an dem Hofe an, für welchen ſeine Anträge beſtimmt waren, und ward, als der Geſchäftsträger eines angeſehenen Fürſtenhauſes, mit größter Auszeichnung empfangen. Sein vortheilhaftes Aeußeres, wahrſcheinlich aber noch mehr der Ruf ſeines bedeutenden Vermögens, lenkten bald die Augen aller Damen der Reſidenz und der Umgegend auf ihn; allein nicht Eine fand er, die ſeinem dunkeln, aber heilig gehaltenen Ideal von Liebe ſich nur von fern genähert hätte. Und zog ihn auch wohl hin und wieder ein liebenswürdiger äußerer Schein von Seele an, ſo mußte er ihn immer nur zu bald für Schein erkennen."

„Einſt ward er mit mehrern Großen der Hauptſtadt auf das Schloß eines benachbarten, ſehr reichen Edeln geladen, der die Vermählung einer ſeiner Töchter durch achttägige Feſte feierte. In ſchimmerndem Gemiſch war hier die ſchöne Welt von nah und fern verſammelt; ſchwarze Augen funkelten neben ſchmachtenden blauen, und gingen ſieggewohnt zu offner Fehde aus, während jene gleichſam nur durch verdeckten Angriff in die Herzen zu dringen ſuchten. Bei Hebe's Jugendblüthe prangte dort junoniſcher Wuchs, und Alles in der Glorie des höchſten Schmucks, der größten Pracht in den Gewändern und in der ſchimmernden Verklärung der Juwelen. Nur ein Gemüth, wie Xaviers, konnte hier ungeblendet und ungefeſſelt bleiben."

„Ihm ward bald dieſes leere, luſtſüchtige Geräuſch zum Ueberdruß, und er ſtahl ſich nicht ſelten von der Geſellſchaft hinweg, um einen einſamen Spaziergang in die umliegende Gegend, vorzüglich in den nahen Wald zu machen.“

„In einer ſchwülen Nachmittagsſtunde ſuchte er auch nach aufgehobner Tafel die Schatten des Waldes auf, deſſen naheliegender Theil durch mancherlei engliſche Partien verſchönert war. Langſam wandelte er durch die grünen Irrgänge, und kam jetzt an ein recht ſtilles, heimliches Plätzchen, zu einer Moosbank, rings von blühendem Geſträuch umgeben, und von ſchattenden Bäumen im Kreiſe eingeſchloſſen. Er warf ſich auf dieſen gleichſam der Ruhe geweihten Sitz, und fing ſchon an, bei dem leis flüſternden Geräuſch der Blätter ſich einem leichten Schlummer hinzugeben, als er nicht fern von ſich etwas Farbiges aus dem Graſe blicken ſah. Er hob es auf; es war eine kleine Brieftaſche von rothem Marokin. Flüchtig durchblätterte er ſeinen Fund, nur um vielleicht den Eigenthümer dadurch zu erkennen. Doch unwillkürlich ward er durch den Inhalt angezogen, und zu Uebertretung ſeiner ſonſt gewöhnlichen Discretion verleitet. Es waren Denkſprüche von einer zierlichen weiblichen Hand geſchrieben, hingeworfene Gedanken und Empfindungen, deren einige aus vorzüglichen Schriftſtellern entlehnt, andre aus der eignen Tiefe eines reichen Gemüths hervorgegangen ſchienen. An manchen ſah man es deutlich, wie ſie in bekümmerter Stimmung niedergeſchrieben waren, wie ſich das beklommne Herz durch ſie hatte Troſt zuſprechen wollen. Unter andern ſprachen ihn ein paar Strophen rührend an, die auch mir im Gedächtniß geblieben ſind:“

„Wer schon seit der Kindheit Tagen
Glücklich darf durch's Leben geh'n,
O er mag durch kühnes Wagen
Seinen Muth unsterblich seh'n!

Doch dem Armen, dem im Leben
Nie gelacht des Glückes Huld,
Stärke du sein mühvoll Streben,
Heldin, himmlische Geduld!"

Ein lebhaftes Interesse war nun für Xavier in dieses leere, müßige Geräusch gekommen, das er vorher geflohen hatte; denn er konnte nicht zweifeln, daß eine von den Damen der Gesellschaft die Schreiberin dieser Sinnsprüche sey. Denn benutzten doch auch die übrigen Theilnehmer an dem Feste zum öftern dieß ländliche Recht des freien Umherstreifens in der Gegend! mit Unruhe wartete er auf den Abend, wo sich die Gäste sämmtlich im großen Saale zu versammeln pflegten, und er im vielseitigen Gespräch die Unbekannte sicher zu erforschen hoffte."

„Der Abend kam; Wirth und Gäste versammelten sich; allein Xaviers Hoffnungen wollten sich nicht erfüllen. Schon der Character stiller Traurigkeit, duldender Ergebung, welche die Verfasserin dieser Aufsätze zu bezeichnen schien und sie seinem großmüthigen Herzen nur unendlich werther machte, konnte ihm ein leiser Fingerzeig bei seinen Nachforschungen seyn; doch diese Damen schienen alle glücklich, fast bis zum Uebermuthe. Durch tausend zarte, geistreiche Wendungen suchte er den Geist der Damen zu erforschen; schlug alle Saiten jener in den Inschriften geäußerten Ideen und Gefühle an, ohne daß ihm auch nur ein einziger antwortender Ton

gekommen wäre. Endlich ſchlug er ſogar ein Spiel vor, worin Jeder eigenhändig einen Gedanken niederſchreiben mußte; aber auch nicht eine einzige Handſchrift glich jenem eigengefälligen Schriftzügen. Ihm blieb nun nichts, als den lieben Fund zu bewahren, da er ihn nicht gegen eine noch liebere Entdekkung hatte vertauſchen können."

„Indeſſen, eine Art von Unruhe, von Unbehaglichkeit hatte ſich ſeines ganzen Weſens bemächtigt, die er vorher nie gekannt; ſchlaflos warf er ſich einige Stunden der Nacht auf ſeinem Lager, und ſprang endlich auf, um, wie er ſich ſelbſt überredete, den Aufgang der Sonne einmal auf dem nahen Berge zu betrachten. Im Grunde hätte er aber wohl gewünſcht, eine andre Sonne am Himmel ſeines Lebens aufgehen zu ſehen."

„Im Schloſſe lag noch alles im tiefen Schlafe; leiſe ging Xavier aus ſeinem Zimmer durch einen Seitengang deſſelben Flügels nach dem Garten; denn mild und ſchonend, wie er ſtets gegen Andre war, hatte er niemand wecken wollen, ſelbſt ſeinen Diener nicht. Er öffnete die Seitenthür, und trat hinaus in den Garten, der ſich in blühenden Terraſſen hinter dem Schloſſe hinzog, und dann durch den anſtoßenden Park ins Freie führte. Jetzt lag noch Dunkel auf dem Luſtgebiete; nur noch in unbeſtimmten Formen und Farben ſchwankten die hohen Blumen ihm entgegen, und thaten nur durch reiche Düfte, die ihm Sehnſucht weckend entgegen wogten, ihren Blumenadel kund."

Stille wandelte er an der langen Seitenwand des Schloſſes hin, da ſah er aus einem Fenſter in dem unterirdiſchen Geſchoſſe, in dem die Küche lag, ſchon ſo früh den

Schein eines Lichtes blinken. Er trat hinzu, und sah, daß es aus einem wirthschaftlichen Gemach neben der Küche kam; das Fenster ragte halb über dem Grund empor, und so ward es ihm leicht, das zu beobachten, was da unten vorging."

„An einem reinlich weißen Tische sah er ein junges Mädchen emsig beschäftigt, allerlei Gartengemüß für den nächsten Mittag zu zubereiten und zu ordnen. Sie schien so still, so fromm, einzig mit ihrer Arbeit beschäftigt; er meinte, lang nicht ein so liebliches und zugleich so unschuldig sanftes Gesichtchen gesehen zu haben."

„Mein Gott! sagte er gerührt zu sich selbst, wie hart ist doch das Loos der dienenden Menschenklasse! Während im Schloß die Herren und Damen sich noch stundenlang auf ihren seidnen Lagern wiegen, muß dieß arme Geschöpf dem Tage voraneilen, und hier beim matten Lichtschein für unsern flüchtigen Genuß arbeiten!"

„Zögernd verließ er diese Stelle, und ging durch die dämmernden Fluren seinem sich vorgesetzten Ziele zu. Der majestätische Anblick des Sonnenaufgangs erhob ihn wohl auf Augenblicke, doch ganz konnte er ihn nicht zerstreuen. Als er zurück kam, sah er im Vorbeigehen an der Küche jenes anmuthige Geschöpf schon nebst andern Arbeiterinnen bei dem hochlodernden Feuer beschäftigt, und ein leiser Seufzer stieg in ihm empor."

„Drückend war ihm der Zwang, womit er der Gesellschaft seinen Trübsinn verbergen mußte, um so mehr, als am vorigen Abend seine lebhafte Fröhlichkeit eine ungewohnte Erscheinung dargeboten hatte. Sobald der Anstand es er-

laubte, eilte er, nach aufgehobener Tafel, wieder zu einem einſamen Spaziergange.“

„Er folgte heut einem ſchmalen Fußpfade, der zwiſchen Hügeln hinlief, und kam jetzt in ein kleines, abgeſchiedenes Thal, das eine anziehende Landſchaft darbot. Auf einer Seite Berge, auf der andern der maleriſche Wald, und im Hintergrunde eine Halmenhütte, die ſeine Blicke bald ausſchließend an ſich zog, denn er bemerkte eine Dame von der anmuthigſten Geſtalt mit flüchtigen Schritten auf die Hütte zu eilend, einen einfachen kleinen Strohhut auf dem Haupte, und ein Körbchen am linken Arme. Im Näherkommen ſah er, daß ſie dieß in den Schoos einer Bäuerin leerte, die neben einem ſilberhaarigen Greiſe auf der Bank vor dem Hauſe ſaß.“

„Unwillkürlich beflügelte auch Xavier ſeine Schritte, allein eh' er ſie noch erreichen konnte, gab ſie den Landleuten die Hand, küßte ein Kind, das neben beiden auf dem Boden ſpielte, und verfolgte dann eilig ihren Weg.“

„Wer war dieß?“ fragte Xavier den Greis im Vorübergehen.

„Ach, gnädiger Herr,“ verſetzte dieſer mit naſſen Augen, „dieß was das gute Fräulein, das uns durch ihre Wohlthaten noch das Leben erhalten hat. — Mein einziger Sohn iſt in der Schlacht geblieben; ſein Weib, hier dieſe junge Frau, fiel aus Kummer in eine tödtliche Krankheit; — Sie ſehen, wie ſie noch ſo blaß ausſieht! — Xavier ſah wirklich das todtenbleiche Geſicht der jungen Frau, die eben erſt das Bett verlaſſen hatte, und ſich ein wenig im Sonnenſchein erquicken wollte.“

„Nur die Liebe zu ihrem Kinde, fuhr der Alte fort, „zu unſrer armen kleinen Magdalis hier," er zeigte auf das Kind, das unbefangen auf der Erde ſpielte, „konnte ihr das Leben noch wünſchenswerth machen; ich" — —

„Xavier reichte ſchnell dem Alten eine reiche Gabe; nur dießmal fühlte ſich ſein Herz nicht zu mitleidiger Aufmerkſamkeit geſtimmt — „Und wer iſt eigentlich die Dame?" fragte er ungeduldig.

„Ach, ſie iſt eigentlich ſo in der Stille die Wohlthäterin von allen Armen im ganzen Dörfchen," verſetzte der Greis. — „Wir nennen ſie nur" — —

„Gern hätte Xavier jetzt noch etwas mehr gehört, allein er ſah eben die Fremde in einen Gang des Waldes einlenken, und mußte fürchten, ſie ganz aus dem Geſichte zu verlieren. Mit magnetiſcher Kraft zog es ihn ihr nach. Er konnte ſich einer verwunderten Bemerkung über ſich ſelbſt nicht enthalten, als er ſo die verſchlungenen Wege des Waldes nach einem unbeſtimmten Ziel verfolgte. Seltſam! dachte er, ſonſt war mir das andre Geſchlecht ſo gleichgültig, als ob es gar nicht da ſey, und jetzt haben in vier und zwanzig Stunden mich drei verſchiedne Gegenſtände in eine ſo lebhafte Unruhe bringen können?"

„Ach, er wußte noch nicht, daß dieß die einmal aufgeregte Sehnſucht war! Das menſchliche Herz gleicht einem ſchlummernden Kinde. Wenn es einmal aus ſeinem Schlummer aufgeweckt iſt, ſo quält und jammert es ſo lang, bis man ihm Nahrung reicht, oder auch wohl — bis es der Tod wieder in Schlummer wiegt!"

„Der Pfad, den Xavier, der Dame folgend, einſchlug,

führte ohne Abwege in den Park; und jetzt erblickte er die Fremde wieder, und zwar gerade an der Stelle, wo er die Brieftasche gefunden hatte, und, wie es schien, bemüht, etwas Verlornes aufzufinden. — Ein reizender Gedanke flog durch seine Seele. Er nahte sich mit froher Schnelle; allein — — betroffen bebte er zurück; denn unter ihrem beschattenden Halmenhute erkannte er das liebliche Gesicht der kleinen Köchin dieses Morgens!"

„Einen so angenehmen Eindruck auch diese Physiognomie auf ihn gemacht hatte, so überraschte ihn doch eben jetzt ihr Erkennen höchst unerwünscht, jetzt, wo sie seiner Erwartung von der idealisirten Unbekannten in den Weg trat, von der hohen Dame, der das elegante Portefeuille gehörte, und vorzüglich der Schreiberin so seelenvoller Aufsätze."

„Es war, als ob das Mädchen den Ausdruck fast an Unmuth gränzender Ueberraschung an ihm bemerkte, und mit einer schüchternen Verneigung wollte sie an ihm vorübergehen; doch schnell sich bemeisternd, fragte er sanft: „Haben Sie vielleicht hier etwas verloren?"

„O nur eine Kleinigkeit," versetzte sie erröthend, — „Etwas, das wohl außer mir für niemand einigen Werth haben kann."

„Wär' es möglich? flüsterte eine Stimme in seinem Innern, und auch er erröthete vor dem entzückenden Gedanken! Schon der Ton ihrer Stimme, ihr ganzes Wesen, so wie er sie genauer betrachtete, verrieth eine gebildete Erziehung. Sie trug ein einfach weißes Kleid, das, so häuslich es war, doch durch die natürliche Anmuth ihrer Bewegungen zum idyllischen Gewand erhoben ward; die seidnen braunen Locken

fielen in weichen Wellen um das Oval ihres Gesichts, und standen höchst lieblich gegen die sanften, ein wenig blassen Rosen ihrer Wangen."

„Xavier forschte jetzt mit aller der Vorsicht, die er sich vorgesetzt hatte, nach ihrem Verlust; und — o Wonne! deutlich und zweifellos erkannte er in ihr die so ersehnte Schreiberin jener Aufsätze, und fühlte nun mit Entzücken, daß ihn doch jene drei verschiednen Eindrücke nur zu einem und demselben würdigen Gegenstand seiner Verehrung geführt hatten."

„Aber — o mein Gott, Fräulein!" rief er, „wie ist es möglich, daß so viele Vollkommenheiten in dieser gänzlichen Verborgenheit begraben bleiben konnten?"

„Eine Thräne trat bei diesen Worten in ihre Augen, die sie aber schnell zu verbergen strebte. — „Die überhäuften Geschäfte im Haus meiner Anverwandten," sagte sie schonend, „wollen es jetzt nicht wohl erlauben, daß auch ich mit an der Gesellschaft Antheil nehme."

„Ihrer Anverwandten?" wiederholte Xavier, „o nennen sie mir Ihren Namen! sagen Sie mir etwas von Ihrem Schicksal! Gott ist Zeuge, daß Sie mit einem Freunde sprechen!"

„Dank dieser Güte!" erwiederte das Mädchen mit einem beseelten Blicke — „Mein Name ist Otilie von R.. — Seit dem Tode meines guten, aber armen Vaters, den ich vor drei Jahren verlor, genieße ich den Schutz meiner Verwandten, in deren Hause Sie, wie ich vermuthe, jetzt Gastfreund sind."

„Wie?" rief Xavier, dem in dem Augenblicke ein krän-

kender Zuſammenhang aufdämmerte, „ſo lange habe ich mit Ihnen unter einem Dache geathmet, ohne noch je das Glück gehabt zu haben, Sie zu ſehen?“

„Herr und Frau von R.. haben mir ihre Wirthſchaft anvertraut,“ erwiederte Otilie — „Und ſo — ruft mich auch jetzt die Pflicht wieder nach Hauſe. — Haben Sie Dank für die Wiedergabe meines kleinen Verluſtes — und noch mehr für dieſe freundliche Theilnahme!“ — ſetzte ſie mit höchſt einnehmender Verbindlichkeit hinzu, verneigte ſich achtungsvoll, und ſchlug unverzüglich den Rückweg ein.

„Xavier ſtand etwas überraſcht von dieſer Gegenwart des Geiſtes, ſo ſehr ſie mit Beſcheidenheit, mit Demuth faſt, verbunden war; doch im Gefühl ſeiner treuen Geſinnungen, eilte er ihr einige Schritte nach und ſagte: „Fräulein, ich muß ſie ehren, dieſe Gewiſſenhaftigkeit gegen einmal übernommene Pflichten, allein — bei Allem, was heilig iſt! entfernen Sie ſich nicht ſo von mir! Sagen Sie mir, wann und wo ich ſie wiederſehen darf?“

„Otilie blieb ſtehen, ſchwankend zwiſchen dem eignen Wunſche für das, was er als Gunſt erbat, und der Schwierigkeit, ihn unter ihren Verhältniſſen zu erfüllen. Sie errathend, ſuchte ihr Xavier zu Hülfe zu kommen. „Sie ſcheinen dieſen Spaziergang zu lieben, mein Fräulein,“ — ſagte er — „werden Sie ihn nicht morgen um dieſe Stunde wieder beſuchen?“

„Dieſe Worte ſchienen Otilien einen Augenblick zu überraſchen; ſie ſah den Fragenden an, allein der ſprechende Ausdruck von Achtung, von Innigkeit und Wahrheit in ſeinem

Ton und seinen Mienen, besiegte den Zweifel; erröthend neigte sie das Haupt zum Zeichen der Bejahung."

„Gewiß!" rief Xavier entzückt.

„Mit einer sprechenden Bewegung legte sie die kleine Hand betheuernd auf das Herz, und entfernte sich dann ohne Aufenthalt. Xavier, voll zarter Schonung, versagte sich den Wunsch, sie zu begleiten."

„Noch eine lange Zeit verweilte er auf der Stelle, wo er ganz neue Gefühle und ein Glück hatte kennen lernen, das wie ein Traum um seine Sinne florte. Wunderbar kam ihm diese ganze Erscheinung vor! Er dachte an das Mährchen von Cendrillon, das ihn in seinen Kinderjahren so sehr ergötzt hatte; ganz diesem ähnlich dünkte ihm diese Begebenheit; und doch war Alles wieder so wahr, so einfach!"

„Als er zurück ins Schloß kam, wagte er nur sehr leise die Seite zu berühren, von der sein ganzes Inneres wiedertönte, wohl fühlend, daß die Lage des Mädchens in diesem Hause die höchste Vorsicht fordere; nur leise und unvermerkt leitete er das Gespräch gegen die Hausfrau auf diesen Gegenstand, und hörte mit der innigsten Bewegung Alles, was sein Gefühl gegen Otilien nur vor ihm selbst noch mehr rechtfertigen, aber auch seine Vermuthung über ihr unwürdiges Verhältniß außer allen Zweifel setzen mußte."

„Gluth der Entrüstung flammte über Xaviers Gesicht bei dem Tone, in dem man von ihr sprach, gleich wie von der geringsten Dienerin; und er sah nun deutlich, daß die arme Otilie in der That ganz das Schicksal jener liebenswürdigen Mährchenheldin theilte, und gleich dieser, um der

neidiſchen, gefallſüchtigen Töchter der Hausfrau willen, mit der grauſamſten Zurückſetzung behandelt wurde."

„Wie gern hätte der hochherzige Jüngling hier gleich ſeine Geſinnungen über einen ſo unedlen Mißbrauch äußrer Glückegüter ausgeſprochen; indeß er hielt ſich noch zurück, bis er Otilien noch einmal ſelbſt geſehen. Allein beſtätigt waren ſeine Gefühle, erhöht zu einem Grade, deſſen nur ein ſo ſtark und feurig fühlendes Herz, als das ſeinige, fähig iſt. Selbſt der Umſtand von Otiliens Geburt, den er im Anfang nicht beachtet hatte, erſchien ihm bei reiferer Ueberlegung als dankenswerth gegen das Schickſal. Denn wenn auch ſeine eigene Denkungsart etwas Süßes darin fand, ein edles Weſen von geringerer Stufe zu der verdienten Höhe zu erheben, ſo war es doch gewiß ſeinen Verwandten nicht gleichgültig, daß Otilie einem edlen, alten Geſchlechte angehörte."

„Auch Otilien ſagte jener heilige Inſtinkt, der unerfahrne reine Herzen unterrichtet, daß Worte über einen theuern Gegenſtand, gegen unwürdige Hörer ausgeſprochen, immer Entweihung ſind, und ſo verſchloß ſie das, was ihr begegnet war, tief in die jungfräuliche Bruſt. Allein das Bild des edlen Fremdlings ſtand ohne Unterlaß vor ihrer Seele, und bot ihr ſeine reizende Geſellſchaft an. Und wohl mochte mein Oheim nicht unfähig ſeyn, das Herz und die Einbildungskraft eines fühlenden Mädchens zu beſchäftigen. Ich kann mich ſeiner noch wohl aus meinen Kinderjahren mit innigem Wohlgefallen erinnern. Seine ſchlanke Geſtalt war voll Anſtand und männlichedel, ſo wie die Züge ſeines regelmäßigen Geſichts. Der Ernſt, die feſte Beſtimmtheit, welche vorzüglich ſeinen Charakter bezeichneten, wurden durch einen

Ausdruck von großmuthvoller Güte gemildert, der ſich wie in ſeinen Handlungen, ſo in ſeinem ganzen Weſen ausſprach; vorzüglich in den ſanften dunkeln Augen, deren Blicken faſt nicht zu widerſtehen war."

„So, und noch einnehmender wohl, von blühender Anmuth des erſten männlichen Alters geſchmückt, ſchwebte ſein Bild vor Otiliens Augen, und der Ausdruck von Adel, der ſich in ſeinem ganzen Weſen zeigte, beruhigte ſie über die Vorwürfe, welche doch hin und wieder in ihrem Innern rege wurden, daß ſie einem Manne ſo leicht eine zweite Zuſammenkunft zugeſtanden, und noch obendrein Einem, deſſen Namen ſie nicht einmal erfragt hatte."

„Des Vormittags ging die verſammelte Geſellſchaft zu einer Morgenwallfahrt über den Hof; ganz gleich ihrer Schickſalsſchweſter im Mährchen, wenn ſie die goldnen Sporen ihres Lieblings über den Schloßhof klirren hörte, drängte ſich Otilie an das eiſenvergitterte Küchenfenſter, und forſchte in der übrigen glänzenden Geſellſchaft den Gegenſtand ihrer ſtillen Gedanken aus. Gleich jener wußte ſie unbefangen ſeinen Namen zu erfragen, und — mit Entzücken hörte ſie, daß es derjenige ſey, von welchem ſie, ſchon vor der Ankunft der Gäſte, wo ſie noch am Tiſch ihrer Verwandten ſpeiſte, ſo viel Vortheilhaftes hatte ſprechen hören. War ſchon die Kenntniß ſeines bedeutenden Ranges dem mädchenhaften Sinne nicht ganz gleichgültig, ſo erhob ſie zugleich das Bewußtſeyn, ſich nicht in ihren Gefühlen, in ihrer ihm unwillkürlich zugeflogenen Neigung getäuſcht zu haben, gleichſam über ſich ſelbſt, und ohne Wanken ward nun der verſprochene Gang feſtgeſetzt."

„Und ſo, als zur beſtimmten Stunde Xavier eiligen Schrittes durch die Blätter rauſchte, und ſich mit hochklopfendem Herzen auf die vertraute Moosbank warf, noch zweifelnd, ob ſie kommen werde oder nicht? flüſterten auch nach kurzer Weile die Büſche wieder leiſe, und hold erröthend trat Otilie in den geweihten Kreis.“

„O Dank! Dank!“ rief Xavier im leuchtenden Ausdruck der Freude, indem er aufſprang und der ihm hold Vertrauenden entgegeneilte; aber Worte konnte er nicht gleich mehr finden. Zärtlich und ehrerbietig führte er ſie zur Bank und nöthigte ſie neben ihm Platz zu nehmen. Beide ſchwiegen eine Zeitlang, und blickten ſich halb ſchüchtern abwechſelnd an, gleichſam als wären ſie ſelbſt erſtaunt über den Rieſenſchritt, den die Liebe mit ihnen gethan hatte. Endlich fing Xavier mit jener Schüchternheit an, die immer der wahren, und vorzüglich der erſten Liebe eigen iſt: „Jetzt, theures Fräulein, nicht wahr, jetzt darf ich hoffen, etwas von Ihren näheren Verhältniſſen zu hören?“

„Und wie könnte ich wohl,“ verſetzte ſie gefaßter, „dieſe großmüthige Theilnahme anders vergelten, als durch das unbeſchränkteſte Vertrauen? Gern will ich Ihnen Alles mittheilen, was ich ſelbſt über meine Verhältniſſe weiß.“

„Mein Vater, Maximilian von R.., war Lieutenant in einem öſtreichiſchen Huſarenregimente; allein ſtammte er ſchon von einer angeſehenen Familie, ſo war doch drückende Dürftigkeit ſein Loos. Er hatte den Muth gehabt, ſich, trotz des Zornes ſeiner Verwandten, mit einem armen und bürgerlichen Mädchen zu verbinden, der er im Feuer jugendlicher Leidenſchaft Treue geſchworen hatte. Mein Großvater,

deſſen Vermögen in unabhängigen Beſitzungen beſtand, hatte ihn enterbt, und da er frühzeitig durch Wunden zum Dienſte unfähig geworden war, ſo führte er mit meiner Mutter und mir ein ſehr beſchränktes Leben. An Verbeſſerung ſeiner Lage war nicht zu denken; denn ſein Vater hatte, durch einen ſchnellen Tod abgerufen, ſeinen Zorn mit ins Grab genommen, ehe Verſöhnung möglich war."

„In meiner Kindheit ſah ich manchen ſtürmiſchen Auftritt mit an; mein Vater war von Natur etwas heftiger Gemüthsart. Weit rührender doch erſchien er mir, als ſich ſein Schmerz allmählig in tiefe Niedergeſchlagenheit auflöſte. Sein größter Kummer war der, daß er jetzt meiner Mutter, ſtatt all des Glücks, das er ihr einſt mit ſeiner Hand verſprochen hatte, nur Dürftigkeit und Elend bieten konnte. Auch unterlag ihre ſchwache Geſundheit bald ſo vielen Leiden, und ſie ließ ihn allein in dieſem öden, freudenloſen Leben. Nur ich war das einzige Erbe, was ihm von der theuern Verſtorbenen blieb; und auf meine Erziehung wandte er alle Sorgfalt, alle Treue ſeines liebenden Herzens. Vermöge ſeiner Herkunft hatte er eine vielſeitige Bildung, welche er in den unbeſchäftigten Jahren, wo er von ſeinem kleinen Jahrgehalte lebte, aus eigner Neigung erweitert hatte. Er ſuchte mit der liebendſten Aufmerkſamkeit meinen Geiſt auszubilden, und noch in den letzten Tagen ſeines Lebens gab er mir, nicht ohne Anſtrengung, Unterricht in einigen vorzüglichen Wiſſenſchaften. — Und — o wie undenkbar hätte ich ſeyn müſſen, wenn ich dieß heilige Vermächtniß der Liebe meines guten unglücklichen Vaters nicht hätte hochhalten, mich nicht ſelbſt, unter zuweilen — ungünſtigen Verhältniſſen, hätte fortbilden wollen."

„Sie blickte bei dieſer Stelle ihrer Erzählung wehmü-
g vor ſich hin. „Himmliſches Mädchen!“ rief Xavier hin-
iſſen. „Ja, dieß war es, was mich beim Leſen dieſer
lenvollen Aufſätze ſo entzückte!“

„Aber Otilie hörte nicht auf ſein begeiſtertes Lob; das
denken an die letzten Tage ihres Vaters war mit über-
ältigenden Gefühlen in ihrer Seele wach geworden. Sie
tte ſich weggewendet, und leiſe Thränen ſtrömten über ihre
lüthenwangen.“

„In heftiger Bewegung ſah Xavier ihren Schmerz; ſo
haft fühlte er ihn, als ob er ihm die eigne Bruſt zer-
ſe. „Arme, theure Otilie!“ rief er im innigſten Ton,
dem er, entſchuldigt durch die Macht eines ſolchen Augen-
icks, theilnehmend tröſtend ihre Hände faßte und innig an
e Bruſt drückte. Seine lichtvollen Augen drangen bittend
die ihrigen, als wollten ſie den aufgeregten Schmerz be-
ſchwören. Und nicht vergebens; denn iſt es nicht die Wun-
rmacht geliebter Augen, daß ſie, den Dioskuren gleich,
ſänftigend in jeden Sturm der Seele leuchten?“

„Otilie faßte ſich, und ihre Hände ſanft aus den ſei-
en windend, ſagte ſie: „Verzeihen Sie, wenn die Erinne-
ung der Vergangenheit mich zu ſchmerzlich ergriff. Zu tief
at ſich das Bild des armen Vaters in meine Seele geprägt.
ch, hatte er früher auch, übereilt von jugendlicher Hitze,
anches gethan oder geſprochen, was nicht ganz recht zu nen-
en war; durch ſeine Treue gegen mich, durch ſein Betra-
en gegen Alle, mit denen er etwa noch in Beziehung kam,
it einem Wort, durch ſeine heiße Sehnſucht, Vergangenes
ieder gut zu machen, hat er gewiß jeden kleinen Fehler verlöſcht.

Allein zu leiden ſchien er in Geheim an Schmerzen der Erinnerung. Die Entfremdung von ſeiner ganzen Familie nagte ſichtlich an ſeinem Leben, und darum freute es ihn auch wohl ſo ſehr, als ihn der Zufall wieder in eine Art Verbindung mit Einem ſeiner Vettern, mit eben dieſem Herrn von R. brachte, in deſſen Hauſe ich jetzt lebe. Es war nicht lange vor ſeinem Tode; unendlich ſchien es ihn zu beruhigen und ſelbſt ſeinem verletzten Ehrgefühle wohlzuthun, daß er ſeine Tochter im Schutze ſeiner Familie zurücklaſſen konnte. O mit welchen rührenden Worten empfahl er mich auf ſeinem Sterbelager ſeinen Verwandten!"

„Und — o Gott! — dachte Xavier bei ſich ſelbſt — nie hat man dieſes rührende Zutrauen vergolten!"

„Mir," fuhr Otilie unter wieder aufquellenden Thränen fort, „mir prägte er mit herzeindringenden Worten, Treu und Gehorſam gegen meine Verwandten ein; denn immer, Otilie, — ſagte er, ſtrafen ſich Vergehungen gegen ehrwürdige Bande des Bluts!"

„So bindet mich denn Gehorſam gegen ſeine letzten Befehle, und ſelbſt Dankbarkeit, daß ſie noch einen Schimmer von Freude für ihn veranlaßten, unauflöslich an meine jetzigen Beſchützer. — Es war natürlich, daß ich ſuchen mußte, mich auch dem Hauſe nützlich zu machen, deſſen Wohlthaten ich genoß; in den erſten Kenntniſſen des Hausweſens war ich ſchon unterrichtet, und eine würdige, bejahrte Frau, die damalige Wirthſchafterin, zu der man mich geſellte, unterwies mich noch mehr darin, ſo daß man mir, nach ihrem Tode — — ihre Stelle völlig vertraut hat."

„Otilie endigte hier ihre Erzählung. Sie hatte die letz-

ten Worte mit etwas leiſerer, kämpfender Stimme ausgeſprochen, aber ihre Thränen waren vertrocknet, und der Charakter duldender Ergebung war wieder auf das ſanfte, holde Geſicht gekehrt, wie ſie ſo ſchweigend vor ſich niederſah.“

„Auch Xavier ſchwieg eine Weile und betrachtete ſie mit einem unbeſchreiblichen Blicke, dann ſagte er feſt:“

„Fräulein, der Morgen Ihres Lebens iſt ſehr trübe geweſen; würden Sie wohl ein künftiges, heiteres Loos von der Hand der treuſten, der zärtlichſten Liebe nicht verſchmähen? — — Otilie! — würden Sie meiner Liebe begegnen können?“

„Er war bei dieſen Worten aufgeſtanden und blieb fragend, in ehrerbietiger, erwartender Stellung, vor ihr ſtehen. Sie ſah an ihm empor, und ein Glutſtrom ſchoß über ihr Geſicht. Die Wünſche, die ſie ſich in ihrer anſpruchloſen Demuth nie zu geſtehen gewagt hatte, die tiefe Neigung, die ſie zu ihm zog, Alles ward auf einmal in Ihrem Innern wach; das Blut in ihren Adern jagte in ſchnellen Pulsſchlägen nach dem beſtürmten Herzen; ſie antwortete nicht, allein ihr glühendes Erröthen ſagte ihm mehr, als die beredetſte der Sprachen. „Otilie!“ flüſterte er im Hauch der tiefſten Liebe — und beugte ſich zu ihr herab, — und — der entſcheidende Augenblick vereinte ſie in einem heiligen Kuſſe.“

„Eine Reihe glücklicher Tage, vielleicht die einzig wahrhaft glücklichen in ſeinem Leben, begannen für Xavier. Entſchloſſen in ſeinen Handlungen, war er unerſchütterlich treu in ſeinen Gefühlen. Eine ſelige Empfindung von Sicherheit, von Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt, zog ſeit dem Augenblick in ſeinen Buſen ein; er hatte klar und ohne Wanken dem Götterſpruch in ſeinem Innern gefolgt, und wenn das

Schickſal ſeinem Glück auch keine lange Dauer geben wollte, ſo durfte es doch wenigſtens kein leiſer Vorwurf trüben!“

„Der folgende Tag war zur Abreiſe der Neuvermählten und der übrigen Gäſte feſtgeſetzt. Xavier bat um Vergunſt, noch einen Tag länger bleiben zu dürfen. Man konnte dieß von einem Manne in Xaviers Verhältniſſen nicht anders als verbindlich aufnehmen. Als nun die geräuſchvollen Scenen des Abſchiednehmens vorüber waren, als die ſehr klein gewordene Hausgenoſſenſchaft ſich zum Mittagsmahl geſetzt hatte, — wobei jedoch Otilie abermals nicht erſchien, — begann Xavier einen feſten Blick auf den Herrn des Hauſes richtend: „Herr von R.. Sie haben noch ein Fräulein, eine Tochter des Lieutenants R.. in ihrem Hauſe?“

„Dieſe Frage ſchien ſehr zu überraſchen. Herr von R. blickte vom Teller auf zu ſeiner Gattin hinüber, und ſagte dann, ſeine Verlegenheit unter ein höfliches Lächeln bergend: — „In der That, unſer lieber Gaſt ſcheint ſchon ſehr unterrichtet von den Familienverhältniſſen in unſerm Lande.“ — „Allerdings,“ fuhr er nach einer Weile fort — „hat dieſer R.. unſrer Familie einen kleinen Flecken gegeben; indeſſen was kann man für ſeine Verwandten? und wo iſt ein gutes Haus, dem nicht etwas Aehnliches begegnet wäre? Uebrigens iſt das Mädchen gut, und warum ſollte man ihr einigen Schutz verſagen?“

„Ein leichtes Stechen zuckte durch Xaviers Bruſt bei der Art, wie ſeiner Geliebten und ihrer Herkunft Erwähnung geſchah; doch ſchnell darüber ſich erhebend, ſprach er mit Adel: „Nicht allein billigen muß ich den Schutz, den Sie dem Fräulein von R.. haben angedeihen laſſen, ſon-

dern ich bitte Sie selbst darum, und in noch näherer Beziehung.“

Er erzählte hierauf, wie er Otilien habe kennen lernen und fügte hinzu, „daß er es nun für Pflicht halte, ihre Anverwandten von seinen Gesinnungen und Absichten gegen sie zu unterrichten.“

„Diese Worte erregten ein grenzenloses Erstaunen. Alles, was seinen Entschluß vielleicht hätte wankend machen können, glitt an diesem festen Herzen ab, und so gewann die Lage der armen Otilie in diesem Hause mit einem Male eine zauberhafte Umwandlung. Ihr Geliebter mußte zwar des andern Morgens nach der Residenz zurück, allein, so oft ihm seine Geschäfte einige Tage Freiheit gönnten, wandte er sie zu Besuchen bei der Erwählten an. Und immer theurer wurden sich Beiden, je näher sie sich kennen lernten; immer mehr fühlten sie die schnelle, aber sichre Wahl des entscheidenden Augenblicks gerechtfertigt. Oft nutzte Xavier selbst einige Nächte zur Hin- und Wiederreise, um dadurch einen Tag an ihrer Seite zu erkaufen.“

„Er wollte ihr Anfangs den Aufenthalt in irgend einem andern anständigen Hause verschaffen, bis er im Stande seyn würde, sie in das seinige zu führen; allein Otilie, voll zarter und gewissenhafter Ehrfurcht gegen alles das, was der letzte Wille ihres unglücklichen Vaters nur im Entferntesten in sich schloß, wünschte den Zufluchtsort, den er ihr angewiesen, vor jener Zeit nicht zu verlassen; und da man jetzt die Braut eines bedeutend angesehenen Mannes nicht mehr behandelte, wie die arme Verwaiste, so fand auch Xavier keine Ursache, bestimmt auf eine Aenderung zu dringen.“

Sobald das Wichtigste von seinen Staatsaufträgen beendigt, und ihm eine bedeutende Entfernung gestattet war, säumte er nicht, die Reise in sein Vaterland zu unternehmen, um seiner Mutter die getroffne Wahl mündlich vorzutragen, und ihre Einwilligung zu erbitten, die dem trefflichen Sohne allein zu seinem Glück noch nöthig schien. Absichtlich hatte er ihr nichts davon geschrieben; zu wohl kannte er den etwas unbiegsamen Geist der sonst sehr achtungswürdigen Frau, und zu zart, zu bedenklich kam ihm die Lage der Sache vor, als daß er sie dem ungewissen Eindruck eines Briefs hätte anvertrauen sollen. Daß sie vorzeitig davon erfahren haben sollte, fürchtete er nicht; es war zu viel Anlage von Größe in ihrem Charakter, die ihr nicht gestattete, durch kleinliche Nachforschungen, wie viele ihres Geschlechts, den Tritten ihrer Entfernten zu folgen.

Zärtlich, leidenschaftlich, doch nicht muthlos, sagte Xavier seiner Geliebten Lebewohl; aber mit heftigen Thränengüssen hing Otilie an seinem Halse; gleich als wollte sie die Gegenwart, die theure, vor unwiederbringlichem Verschwinden zurückhalten. —

Beinahe hätte ihr Zagen auch den hoffnungsvollen Muth ihres Freundes erschüttert, und die düstern, herbstlichtraurigen Gegenden, durch die er reiste, waren nicht geeignet, ihn aufzuheitern. Nach mehrern Tagen der Reise kam er einst gegen Abend auf dem Landgute seiner Mutter an. Er stieg am Eingange des Dorfes aus, und ging allein durch den Gang von italienischen Pappeln, der das Hölzchen vom Garten trennte, um ungestört die wohlbekannten, vertrauten Gegenstände zu begrüßen. Wehmüthig sah' er in dem Halb-

dunkel, das schon hier herrschte, wie der Herbst rings Alles verödet hatte; der Kanal, der sich längs den Pappeln hinzog, war mit gefallnen gelben Blättern dicht überdeckt, und schauerlich rauschte bei jedem seiner Tritte das welke Laub vor seinen Füßen auf. „Herbst?" — fragte er leise, in sich zusammenschauernd — „sollte es denn schon Herbst auch für mein Leben seyn?"

Als er über den Hof ging, erkannten ihn trotz der Dämmerung einige begegnende Dienstleute, und grüßten ihn mit heller Freude; denn alle liebten ihren guten Herrn bis zur Anbetung.

„Was macht meine Mutter?" fragte er sie mit Hast.

„Die gnädige Frau ist wohl!" war die Antwort und leichter athmend eilte er nun nach dem Schlosse zu, in dessen Fenstern noch kein Licht brannte, ausgenommen in einem kleinen Kabinet, das seine Mutter zu bewohnen pflegte.

Alles ward nun rege, ihn zu empfangen; selbst die Doggen, welche den Hof bewachten, erkannten ihn wieder, und sprangen freudig ungestüm an ihm empor. Doch ehe noch jemand der Gebieterin seine Ankunft melden konnte, war er die Treppe schon hinauf geflogen, und eilte durch Saal und Zimmer zu dem bekannten Kabinet.

Dort saß denn die verehrte Mutter, als er die Thür gehalten öffnete, auf ihrem kleinen Sopha, und hatte auf dem Tischchen vor sich, beim grünbeschirmten Kerzenschein eine Menge der neusten Schriften liegen, womit die geistreiche Frau ihre einsamen Stunden auszufüllen pflegte. Sie hatte bei dem Geräusch im Hof und Vorsaal aufgehorcht, und jetzt beim Anblick des eintretenden geliebten Jünglings

hob ſie ſich mit einem Ausruf der Freude von ihrem Sitz empor, und ſchloß den ihr Entgegenſtürzenden mit Heftigkeit an ihre Bruſt. —

Der Ausbrüche der Freude, der Liebe, nach einer Trennung von zwei Jahren, war es kein Ende. Auch ſeine Schweſter — meine Mutter — damals ein vierzehnjähriges Mädchen, eilte noch mit der alten kindlichen Herzlichkeit herbei, und überhäufte ihn mit tauſend Liebkoſungen. Nichts ward verſäumt, ihm zärtliche Aufmerkſamkeit zu zeigen. Die Mutter ließ ein freundliches Kaminfeuer anzünden, das mit den heitern Flammen bald alle Gegenſtände hell beleuchtete; ſie beſtellte wärmenden Thee — der zu jener Zeit noch nicht ſo in die Ordnung des Tages gehörte — um nach der kalten Herbſtluft dem lang entbehrten Lieblinge recht wohlzuthun. Auch die kleine geſchäftige Hauswirthin Camilla, ſeine Schweſter, war nicht langſam, die trockne Geiſtesſpeiſe, die Bücher, auf die Seite zu räumen, ſtatt deren ſie das ſchöne, weiße Porzellaingeſchirr vor ihrem Bruder aufſtellte. Bald rauchte und duftete eine Taſſe des köſtlichſten Getränks vor ihm, von der kleinen Hebe eingegoſſen.“

Es hätte all dieſer liebenden Bemühungen, ihn zu erwärmen, nicht bedurft, ſein Herz ſchlug warm gegen die jugendliche Bruſt, und gab ſich mit aufwallender Rührung allen Eindrücken alter, heimiſcher Gewohnheit und nie erſetzbarer Verwandtenliebe hin.

„Während des erſten fröhlich abgebrochenen Hin- und Wiederſprechens hafteten die Augen der frohen Mutter unverwandt auf den lieben, lang nicht geſehnen Zügen, und bald hatte ſie mit weiblichem, mit mütterlichem Scharfblick die

Veränderung errathen, die unter dieſer Zeit in ſeinem Herzen vorgegangen war. Ein leichter Vorwand mußte Camillen entfernen; „und nun" — — ſagte die Mutter gütig — „nun wird mir mein Xavier ein Geſtändniß nicht länger vorenthalten, wonach ich mich ſo lang geſehnt habe; — nicht wahr? — ich leſe es in deinen Augen — du haſt gewählt?"

„Ja theure Mutter!" rief Xavier, mit überraſchter tiefſter Weichheit des Gefühls, „ja, ich habe gewählt, und nur Ihres Segens bedarf ich noch, um innig und unausſprechlich glücklich zu ſeyn!"

Er hatte, ſich vor ihr niederbeugend, ihre beiden Hände gefaßt, ſie mit heißen Küſſen bedeckt, und hielt ſie nun feſt zwiſchen die ſeinigen gepreßt, indem er ihr mit flehendem Blick ins Auge ſah.

Die Mutter ſah ihn faſt betroffen an; einen ſo leidenſchaftlichen Ausbruch hatte ſie nicht erwartet, und es war faſt, als ob er ihr etwas Ungleiches verkündigen ſolle. „Nun, lieber Xavier?" ſagte ſie langſam, und die vorige Freundlichkeit zurückrufend, „und wer iſt denn deine Geliebte?"

„Sie heißt Otilie von R.." verſetzte Xavier.

„Nun dann!" ſagte die Mutter mit merklicher Heiterkeit, „ſo iſt ſie ja von recht gutem Geſchlecht! — Und wer ſind, oder waren ihre Aeltern?"

„Ihr Vater" — erwiederte Xavier, jetzt etwas ſtockend — „Maximilian von R.., war Huſarenofficier in öſtreichiſchen Dienſten" —

„Wie?" rief die Mutter ſich beſinnend, und Schrekken, Mißbilligung, Strenge und Unmuth malten ſich ſchnellwechſelnd auf ihrem Geſicht, „wie? eine Tochter jenes Lieu-

tenants R.., der den Fluch seines Vaters erhalten, und durch den Kummer, den er ihm verursacht, Schuld an dessen frühzeitigem Tode ist? dieser ganz abgestorbene Zweig an einem edeln Stamme! — Und die Tochter eines verächtlichen, eines verabscheuungswürdigen Menschen hast du erwählt?"

Sie hatte diese Worte mit aller ihrer natürlichen Heftigkeit gesprochen. Xavier stand schweigend, der warme Blutstrom, der in froher Wallung nach seinem Herzen getrieben und seine Wangen hochgeröthet hatte, stockte jetzt auf einmal in allen seinen Pulsen, und er wandte sich traurig, aber stolz, in sich zurück.

„Denn nicht allein," fuhr sie erläuternd fort, „daß er durch seine Mißheirath, die an sich doch immer die ehrwürdige Ordnung einer untadelhaften Stammfolge verletzt, den Vortheil, von einer Reihe geachteter, edler Vorältern abzustammen, gleichsam verachtend von sich gestoßen hat, auch die ersten und heiligsten Gesetze der Natur hat er durch seinen Trotz, durch seine Uebereilungen gegen seinen Vater, freventlich übertreten, und so mit Recht die Geringschätzung seiner ganzen Familie, ja aller andern guten Menschen, auf sich geladen."

„Xavier wagte nun, ihr vorzustellen, wie doch die gute, fromme Otilie ganz unschuldig an den Vergehungen ihres sehr hart bestraften Vaters sey, und wie selbst er durch tiefe Reue die Fehler einer zu brausenden Jugend auf eine rührende Weise ausgelöscht habe; doch immer kam sie darauf zurück, daß die Stimme der Ehre, die unbestechliche, gegen

ihn ſey, und daß, wer ſelbſt Ehre liebe, ſich nicht mit dem, was ihm angehöre, verbinden könne."

Ein Bedienter meldete eben, daß die Abendmahlzeit aufgetragen ſey, und Xavier, aufs neue empfindlich in ſeinem Innerſten verletzt, folgte ſeiner Mutter in das Speiſezimmer, wo die Gegenwart der übrigen Hausgenoſſen jede Fortſetzung dieſes Geſprächs unmöglich machte, und nun eine höchſt ſchmerzliche Spannung an die Stelle jener erſten entzückten Mittheilungen trat.

Nach dem Abendeſſen wollte Xavier ſeiner Mutter in ihr Zimmer folgen. „Laß das, Xavier," ſagte ſie gemildert, „ich weiß ſelbſt, ich bin lebhaft; ich könnte vielleicht ein zu hartes Wort ausſprechen; darum will ich erſt beſſern Rathſchluß abwarten. Lege dich nieder, mein Sohn! du wirſt ermüdet ſeyn."

Gehorchend küßte Xavier ihre Hand, und ging traurig nach dem für ihn bereiteten Zimmer. Indeſſen ſtahl ſich doch die Hoffnung in ſein Herz, das mütterliche Herz werde den vorgeſtellten Gründen nachgeben.

Des andern Morgens in aller Frühe eilte ein reitender Bote, mit einigen Zeilen der Mutter, nach dem Schloſſe des Grafen, ihres Bruders, worin ſie ihn beſchwor, auf kurze Zeit zu ihr zu kommen, um einer wichtigen Angelegenheit willen. Der Graf kam, und mit ihm noch ein älterer Verwandter, der eben bei ihm zu Beſuch geweſen war. Mit ihrem Bruder, mit ihm, von deſſen Geiſt und Einſicht ſie eine ausſchließend hohe Meinung hatte, ging ſie nun zu Rathe über das Schickſal des armen Xavier, und freilich mußte ein Mann kalt und ſtolz von Natur, in ſeinem funfzigſten

Jahre anders fühlen, als der, der eben sieben und zwanzig zählte. Auch der Vetter stimmte ihm bei, und das entscheidende Betragen der Mutter ward völlig gerechtfertigt und bestätigt.

Vor dieses Gericht nun ward Xavier gerufen; der Oheim trug einige an sich ziemlich richtige Gründe für die Rechtmäßigkeit des Ahnenstolzes mit Würde vor, und fügte diesen noch mehrere philosophische Scheingründe bei. Doch, wie erstaunte er, als sein Neffe gefaßt erklärte, daß er alle diese Gründe, die wahren und die scheinbaren, wohl kenne; daß aber die seinigen jene bei weitem überwögen.

Der Unwille der Mutter ward aufs neue rege; der Vetter wußte noch viele nachtheilige Züge von Otiliens Vater zu erzählen; der Oheim aber suchte dem Jünglinge durch geringschätzigen, stolzen Spott zu imponiren. Doch dieß war nicht der Weg zu Xaviers Herzen. Mit Ehrerbietung, aber zugleich mit Festigkeit, erklärte er, daß sein Entschluß gefaßt sey, und daß ihn nichts zum Gegentheil bewegen werde.

Er verbeugte sich ehrfurchtsvoll, und verließ schnell das Zimmer, die Brust bis zum Zerspringen voll; er hoffte sich durch einen Gang ins Freie Luft zu machen, und eilte in den Garten, in das anstoßende Hölzchen, durchschweifte Wies' und Flur, ohne daß er sich doch ganz selbst wiederfinden konnte. Es mußte ihn freuen, sich so behauptet zu haben, und gleichwohl war sein Herz doch so beklommen.

Es zog ihn bald wieder ins Schloß. Als er zurück kam, hörte er, daß der Oheim nicht lange nach seinem Weggehen nach dem Wagen gerufen habe, und mit dem Vetter fortgefahren sey. Er eilte in das Zimmer seiner Mutter;

allein betroffen bebte er einen Augenblick zurück, als er sie auf dem Sopha liegend erblickte, und sie die Augen bei seinem Nahen unwillig schloß, als ob sie nicht gestört seyn wolle.

Bestürzt ging Xavier nach dem Fenster, schonenden Tritts, nahm einen Stuhl, und setzte sich, den Kopf in die Hand gestützt. Die fröhliche Camilla trat jetzt ein, hüpfte, ohne die Mutter zu bemerken, nach dem Fortepiano, und spielte einige rasche Tänze. Indem ward sie die Liegende gewahr, welche mit kranken Augen zu ihr hinsah; im Augenblick, mitten im Takte, sprang die Kleine empor, flog ängstlich zu der Mutter hin, und rief mit dem kindlich zärtlichsten Tone: „Was fehlt dir, meine Mutter? Hast du Kopfschmerz? — O Gott, ich habe dir wohl mit meinem raschen Spiele weh gethan? — Nein, da will ich in vierzehn Tagen nicht wieder spielen!

„Willst du?" sagte die Mutter, die Hand ihr reichend, mit einem Tone, der Xavier durch die Seele schnitt — „du also willst mir deine Freude aufopfern, du gutes Kind? Dir ist es nicht gleichgültig, ob deine Mutter vor Gram und Kummer stirbt. Nun, so hat mich doch Gott noch nicht ganz sinken lassen!"

Diese Sprache konnte Xavier nicht ertragen; mit solchen Waffen durfte sie ihren unglücklichen Sohn nicht angreifen, wenn sie nicht wollte, daß er geschloßnen Auges jedem ihrer Befehle folgen sollte, und gält' es auch sein ganzes Lebensglück. Er sprang auf, eilte auf sie zu, und sich vor ihrem Lager niederstürzend, wollte er ihre Hand ergreifen, indeß Thränen aus seinen männlichen Augen brachen;

allein sie richtete sich halb empor und sagte: Was ist das, Herr von M.?" Und Xavier sah, wie eine fieberhafte Röthe ihr Gesicht überzog — „Sie sind ja längst mündig! Sie haben nicht nöthig, bei Ihrer Wahl auf irgend jemand Rücksicht zu nehmen! Was kümmert Sie es, ob eine Mutter" — —

„O um Gotteswillen! meine Mutter, nicht diese Sprache!" rief Xavier; „womit verdien' ich sie? Hab ich Sie durch Ungehorsam beleidigt?"

„Auch hätt' ich wahrlich nicht gedacht, daß du mich je so bitter kränken würdest, als du es heut gethan hast!" fuhr sie etwas gemilderter fort, als sie seine Thränen auf ihren Händen brennen fühlte.

„Nein, Xavier, wer einen ehrwürdigen Oheim so beleidigen konnte! und gleichsam unsre ganze Familie! — denn Alle werden dagegen seyn, nach dem, was ich noch darüber gehört habe" —

„O meine Mutter!" unterbrach sie Xavier, „hören Sie mich!"

„Ich will nichts mehr darüber hören!" versetzte sie mit wiederkehrender Heftigkeit. „Entweder du entsagst dieser Verbindung, oder, ich fühl' es, — der Kummer über deinen Undank wird mich tödten! — Xavier!" sagte sie, und Thränen drangen auch aus ihren Augen, — „ich habe dich immer so gränzenlos geliebt; und nun solltest du deinem Wunsche das Leben deiner Mutter opfern?"

„Wohlan, meine Mutter!" sagte jetzt Xavier, indem er sich empor richtete, und wie ein siegender Engel ihr ge-

genüber ſtand, — „mein Kampf iſt ausgekämpft; leben Sie heiter! Ich werde mich nicht mit Otilien verbinden.“

„Iſt das dein Ernſt?“ fragte die Mutter wie neu belebt; „Xavier! verſprichſt du mir das?“

„Ich ſchwöre, daß ich mich nie gegen Ihren Willen vermählen werde!“ ſagte Xavier, und legte ſeine Hand aufs Herz; „allein auch nie, meine Mutter, verlangen Sie, daß ich mich mit einer Andern verbinde!“

Seit dieſem Augenblicke war ihm zu Muthe, wie einem Helden, der zwar einen herrlichen Sieg errang, allein alle die Theuern, die er liebte, auf dem öden blutigen Schlachtfelde zurückließ.“

Er wünſchte nun, wenigſtens ſeine Geliebte perſönlich von dem ſchweren Opfer unterrichten zu können, das er der kindlichen Pflicht gebracht hatte; allein dem Grafen, ſeinem Oheim, war es leicht geworden, durch ſeinen bedeutenden Einfluß zu vermitteln, daß man ihn nicht an jenes entfernte Fürſtenhaus zurück ſandte, ſondern am vaterländiſchen Hofe ſo überhäuft beſchäftigte, daß ihm jede entferntere Reiſe unmöglich ward. Und ſo blieb ihm nichts, als ihr ſchriftlich die überſtrömenden Gefühle des geopferten Herzens auszuſprechen.

Er ſchrieb ihr unter andern: „Den Muth deines Vaters, theure Otilie, hab' ich nicht. Oder vielmehr, in meiner Lage würde er ihn auch nicht gehabt haben. Der Willkür ſtolzer untheilnehmender Verwandten iſt man fähig zu widerſtehen; allein den Bitten, den Vorwürfen einer unvergleichlichen Mutter? ihr, für welche mir die Liebe, die Ver-

ehrung von Kindheit auf wie zur zweiten Natur geworden, gleichsam mit den Fibern meines Herzens verwachsen ist! — Und was sag' ich? ihren Bitten? — nein, ihren Thränen! O Otilie, — dir darf ich es nicht sagen, du fühlst ja auch, wie ich! — die Thränen einer Mutter, sie fallen brennend auf das Herz, und wehe dem Unglückseligen, welcher sie fließen sieht, und nicht eilt, sie zu trocknen! — und wär' es auch — mit Aufopferung seines ganzen Glücks!

„Seines ganzen Glücks? — Ja himmlische Geliebte, daß ich dieß aufopferte, als ich deinem Besitz entsagte, das fühl' ich wohl in allen Tiefen meines Lebens! und wenn meine Liebe für dich nicht stärker war, als mein Gefühl für Pflicht und Tugend; so ist sie mindestens stärker, als jede Möglichkeit von irdischem Glück. Ja, nimm den Schwur, theures geliebtes Mädchen, daß nie ein andres Weib — ach, du kennst mich zu gut, um das zu fürchten! — aber daß nie ein Traum von Glück in die Seele deines unglücklichen Freundes kommen wird, wenn es nicht der Gedanke ist, dir, auch getrennt, noch ewig zu gehören. —

Still lebte er seit dieser Zeit in rastloser Thätigkeit seinen Geschäften als Staatsmann; keine Klage, nicht der leiseste Vorwurf, kränkte seine Mutter; allein unerschütterlich stand auch sein Entschluß, nie eine andre Verbindung einzugehen. Die Mutter und ihre stolzen Verwandten sahen nun wohl, daß nichts so leicht die Festigkeit dieses Gemüths brechen werde, und die Furcht, einen so edeln Stamm aussterben zu sehen, bewegte sie endlich, in die Wahl seines Herzens einzuwilligen.

Mit welchem Entzücken Xavier dieſe Einwilligung auf-
n, und wie ſehr er eilte, der Geliebten, nach nun beſieg-
Schwierigkeiten, ſelbſt ihr vereintes Glück anzukündigen,
rf keiner Worte. In ſeiner Stimmung, und in der
ten Jahreszeit, — es war eben, wie jetzt im Juni —
te er dießmal die Reiſe zu Pferde machen, bloß von ei-
Bedienten begleitet, den er liebte.

Die Gegenden, die ihm bei ſeiner Heimreiſe in ihren dü-
Herbſtnebeln ſo traurig vorgekommen waren, ſchienen ihm
nicht mehr dieſelben, da alle Wieſen und Felder mit ih-
ſchönen farbigen Johannisblumen, die Hecken mit wil-
Roſen, und die Wälder mit ihrem friſcheſten, vollgrünen
e prangten. Die ſchönſten Farbenlichter aber goß Phan-
und Hoffnung dem Liebenden über die ganze Schöpfung
Jetzt endlich durfte er ſich frei der reinen Neigung ſei-
Herzens überlaſſen, jetzt, wo ſeine Standhaftigkeit und
end alle Schwierigkeiten überwunden hatte, und nun der
der ſchönſten Kämpfe ſeiner harrte.

Der Weg war ohne Aufenthalt zurückgelegt worden,
die letzte Nacht wandte er noch zur Reiſe an, da es herrli-
Mondſchein war, um des andern Morgens bei guter
im Schloß der Liebe anzulangen. Er ritt, von ſeinem
en Diener begleitet, über thauige Wieſengründe, am
htflimmernden Erlenbüſchen hin. Zuweilen blickten ma-
che Höhen, bald Weinberge, bald romantiſche Felſen, mit
dbeglänzten Zinnen über die Erlenhaine. Xavier dachte
unwillkürlich an die alte, ſchöne Romanze, vom ſchlanken
unat:

Thauig in des Mondscheins Mantel
Ruht die stille Sommernacht;
Und ein Ritter reitet singend
Wiesenthal und Wald entlang.

Munter zu, mein gutes Pferdchen!
Sagt er, klopft ihm sanft den Hals;
Weißt du nicht daß wartend Lilla
An dem offnen Fenster wacht? u. s. w.

So theilte sich die Poesie seines Herzens auch allen äußern Gegenständen mit; die Fluren wurden ihm zu Paradiesen. „David!" sagte er freundlich zu seinem Diener, „du sangst vorhin leise für dich eine recht hübsche Melodie; was war dieß für ein Lied?"

„Ach, gnädiger Herr," erwiederte Jener, „es ist ein schönes Lied! Ich hörte es gestern Abend, und weil es mir so gefiel, so hab' ich es auswendig gelernt."

„So sing es doch einmal!" sagte Xavier äußerst froh.

„Aber lieber, gnädiger Herr," erwiederte der Jüngling, „es paßt sich eigentlich jetzt nicht für Sie; es ist ein wenig traurig."

„Sing' es nur, guter Junge!" rief Xavier, und David faßte Muth und versuchte leise den Ton.

Die Gegend hatte sich indeß verändert; das Thal war auseinander getreten; dunkelblaue Wälder dämmerten auf beiden Seiten über den Feldern drüben, und stiegen langsam die lehnigten Höhen hinan; ganz einsam, einsam war es hier und schweigend; nur ein breiter Feldbach ging neben ihnen

durch die Aehrenflur, als wolle er ihr Führer seyn, und mischte sein schwermüthiges Geflüster in die ringsum waltende Stille.

Jetzt hatte David die Melodie gefunden und sang das nachfolgende Lied eines unsrer vorzüglichsten Dichter:

Knapp, mein Knapp, was für ein Läuten
Hör' ich, wo die Linde steht? —
„Herr, die Heerde wird's bedeuten,
Die am grünen Berge geht."

Aber, Knapp, was für ein Singen
Tönet traurig immer fort? —
„Herr, im Dorf die Leute bringen
Eine Braut zur Kirche dort."

Aber, Knapp, was seh' ich schweben
Für ein weißes Fähnlein hier?
„Fragt nicht weiter! Sie erheben
Es der Braut zu Ehr' und Zier."

Aber sieh, was steht geschrieben
Nah dabei am Marmorstein?
„Herr, es ist der Schwur der Lieben,
Treu bis in den Tod zu seyn."

Wie? mein Knapp, der Liebsten Name?
Geh, und frage, was es giebt! —
„Nun so wißt: — Vor bitterm Grame
Starb, die ihr daheim geliebt."

Knapp, was sagst du? — Fern geblieben
Härmte sie sich todt um mich?

Bertha todt? — „So steht geschrieben.“
Bertha! nun so sterb' auch ich!

Ein solches Lied hatte Xavier freilich nicht erwartet. Unwillkürlich drangen die Schauer der Einsamkeit auf ihn ein, und ernster ritt er weiter.

Doch ehe sich der Mond noch senkte, ging schon die Sonne am andern Ende des Himmels auf, und zerstreute mit ihrer heitern Pracht alle nächtlich schwermüthige Gedanken, so wie sie eine veränderte, anmuthig blühende Landschaft beschien. Dörfchen blickten nun wieder aus buschigen Vertiefungen, Kirchthürme hoben sich aus dem Nebel vor, und ihre goldnen Fähnchen blitzten im Sonnenstrahl, als wären es Sterne, die heut vergessen hätten unterzugehen. Und alle Sterne der Hoffnung gingen wieder in Xaviers glücklichem Herzen auf.

Nicht lange, so hob die Sonne die Zinnen des ersehnten, theuern Schlosses, funkelnd wie Stahl auf klarem Himmelblau, hervor; und jetzt, jetzt bewillkommte er die Gegenden aufs neue, die ihm so lieb geworden waren.

Er ritt ins Thor des Schlosses ein, da stand der Hausherr schon im Eingange des Hauptgebäudes, doch, wie es schien, empfing er ihn mehr überrascht und verlegen, als erfreut. Er führte den Ankommenden in das Zimmer seiner Frau, wo dieser, nach den ersten Begrüßungen der Höflichkeit, ohne Weiteres nach Otilien fragte, und die Ursache seiner Anwesenheit erklärte.

Eine tödtliche Verlegenheit malte sich bei diesen Worten

auf den Geſichtern; und — nach mancherlei marternden Umſchweifen erfuhr Xavier, daß — Otilie vor drei Tagen geſtorben ſey.

Wer je ſein Herz mit allen Kräften ſeines Lebens an irgend einen theuern Gegenſtand gehängt hat; wer je nach qualvollen Hinderniſſen nun endlich auf dem höchſten Gipfel ſchwindelnder Hoffnung ſtand, und nun mit einemmal in einen bodenloſen Abgrund ſtürzte, der vermag das Gefühl zu faſſen, das mit dieſen ſchrecklichen Worten in Xaviers Seele drang. Er forderte den Leichnam ſeiner Geliebten zu ſehen; man mußte den Sarg öffnen, wo ſie in ſchlichtem weißen Kleide lag, — ach, das Brautkleid der armen Otilie! Keinen Schmuck hatten ihr die ſtrengen Verwandten gegeben; allein ſeltſam war es, Tod und Verweſung ſchienen, mitleidiger als die Menſchen, gezögert zu haben, all dieſe Anmuth zu zerſtören, um der unglücklichen, verzweiflungsvollen Liebe noch einen Augenblick der Wonne zu gewähren!

Xavier ſtürzte ſinnlos auf die geliebte Leiche; ſein Leben ſchien ſich an dem kalten Marmor auszuhauchen, worein der Tod dieſe ſanfte Geſtalt verwandelt hatte. — Eine ſchwere Krankheit nahm ihn von Stund an in ihre tiefbetäubende Gewalt.

Das weiche Herz Otiliens hatte die letzte Wendung des Schickſals nicht mit dem Muthe ertragen können, den ihr Freund von ihr forderte. So lang ihr Leben einförmig ſtill und freudlos hingefloſſen war, ihr das Glück nie trügeriſch gelächelt und vor allem der Zauberſtrahl der Liebe die Veſten ihres Weſens noch nicht erſchüttert hatte, war ſie wohl fä-

hig geweſen, ihr Herz mit Himmelsworten der Geduld in Ruhe zu wiegen; allein jetzt, da ſie die Seligkeit des Daſeyns erſt hatte kennen lernen, jetzt dieſen ſchnellen Wechſel, vom höchſten, nie geträumten Glück zur gänzlichen Vernichtung aller Hoffnungen, wie ſelten erträgt ihn ein menſchliches Gemüth! Zwar hatte Xavier eben ſo großmüthig, als zart, für die Sicherung ihrer äußern Lage geſorgt; allein die immerwährenden kränkenden Bemerkungen ihrer Verwandten, über Demüthigung zu hochfliegenden Stolzes, über Leichtgläubigkeit der Mädchen und Unbeſtand der Männer, welchen ein Vorwand für ihren eignen Ueberdruß nur zu willkommen ſey, und alles was Neid und Alltäglichkeit gegen ſeltnere Liebe zu ſagen pflegt, verbitterten ihr das, was die zärtlichſte Vorſorge für ſie gethan hatte, und weckten quälende Zweifel in ihrem Innern auf. Selbſt der Nachtheil, den dieſe Auflöſung eines bekannten Verhältniſſes in den Augen der Welt auf ſie warf, — ihr Herz war nicht ſtark genug, dieß Alles zu ertragen, und unter vergeblichen Kämpfen gegen ihr Schickſal und verzehrender Sehnſucht nach dem unvergeßlich Geliebten hauchte ſie ihre ſanfte Seele aus.

Alles dieß, was er theils erfuhr, theils ahnen konnte, drängte ſich wechſelnd in fieberhafter Schnelle durch Xaviers Sinn; er ſagte ſich, wie ſeine Liebe, ſtatt ſie zu beglücken, ſie frühzeitig und qualvoll ins Grab geſtürzt habe; Verzweiflung, ja ſelbſt Wahnſinn, ſchlugen ſchon ihre dunkeln Flügel verlangend nach ihm auf. Allein die ewige Vorſicht ließ ihnen nicht ein ſo edles Opfer; nach drei Monaten

ſchweren Leidens ſiegte die Kraft der Jugend; er konnte ſein Lager verlaſſen, und das Bewußtſeyn kehrte wieder; aber Worte über den Zuſtand ſeines Gemüths kamen nicht über ſeine Lippen. — — Als er zum erſtenmal wieder ausfahren durfte, befahl er ſeinem Kutſcher, nach einem nah gelegnen Orte zu fahren, wo eine Commende der Malther war. In Kurzem trug er das weiße Kreuz, das ihn auf immer vom bräutlichen Altare ſchied.

Er machte, nachdem er ſeine Würde im Staate niedergelegt hatte, eine Reiſe nach Maltha, und in einem Zuge gegen die Algierer ſuchte er die erſten glühenden Schmerzen ſeiner Seele zu löſchen. Dann aber, als der Tod ihn hier vermieden hatte, hob er ſich groß über ſich und den Schmerz empor! Er kam zurück in ſeine Heimath; und durch reiche Saaten des Wohlthuns wußte er das Geſchick zu beſiegen, und ihm für Andere wenigſtens das Glück abzuringen, das es ihm ſelbſt grauſam verſagte. Eben ſo viele Thränen hat er getrocknet, als er ſelbſt in heiß und ſchwer durchkämpften Stunden vergoſſen hat. — — Der Stamm der M. iſt ausgeſtorben, allein das Andenken an den edeln Xavier wird fortleben, ſo lange noch ein Enkel der jetzigen Bewohner dieſer Gegend lebt.

Dies Gut, das er zuletzt bewohnte, iſt das einzige, was nicht, wie die andern, als Mannlehn, an ſeine weitläuftigen Lehnsvettern gefallen iſt. Hier hat er mich als Kind oft auf den Knieen gewiegt; oft habe ich, von einer ſtillen Neigung angezogen, in ſein ſeelenvolles Geſicht geblickt, und oft mit dem hellen Kreuz auf ſeiner Bruſt geſpielt,

deſſen dunkle, ernſte Bedeutung ich nicht ahnete! — — „Laſſen Sie mich nichts hinzuſetzen,“ beſchloß Frau von ** unter hervorquellenden Thränen, — „dieſes Zimmer hat er bewohnt, und hier iſt auch die Seele des beſten Menſchen zu ihrem himmliſchen Urquell zurückgekehrt.“

II.

Macdonald und Viloci.

Novelle.

Ich fühle mich heut ſtärker, meine Tochter, — ſagte Lady Johanna Macdonald, — laß uns an dieſem ſchönen, milden Tage einen Gang in den Garten thun.

O meine Mutter! erwiederte die holde Anna, mit dieſen Worten kömmt für mich erſt neues Leben in die erwachende Natur! Ich habe bisher das Aufblühen des Frühlings nur ſtumm und traurig angeſehen; in meinem Herzen war es Herbſt, ſo lang ich die geliebte Mutter leidend wußte.

Ein ſanftes halbleidendes Lächeln in dem Geſicht der kranken Lady war die Antwort darauf. Langſam, auf den Arm der zärtlichen Anna geſtützt, lenkte ſie ihre ſchwachen Schritte nach dem Garten.

Es war erſt in der Hälfte des Aprilmonats, aber die Sonne ſchien ſo warm und freundlich wie im Mai. Auf den Blumenfeldern ſtanden die Aurikeln und die zarten Hyazinthen ſchon in vollem Flor, obgleich noch in den ſchattigſten Gängen der Schnee nicht ganz geſchmolzen war. Dieſe Tage haben einen eignen Reiz für das Gemüth; es iſt gleichſam die Geneſung der Natur nach einer langen ſchweren Krankheit, der ſiegende Kampf des Lebens gegen den ſtarrenden Tod.

O ſieh, meine Mutter, rief das Mädchen, wie ſich hier

alles ſeit wenigen Tagen verändert hat! Die Blätterknospen an den Bäumen beginnen allenthalben aufzubrechen, und die Birken dort im Park erglänzen ſchon in ihrem lichten Grün. Nur wenig Wochen noch, ſo wird das ſchöne Greenhill in vollem Glanze ſtehen.

Nur wenig Wochen noch, verſetzte Lady Johanna, ſo wirſt du Greenhill in ſeinem ſchönſten Glanze ſehen, meine geliebte Anna — aber ich werde dann nicht mehr ſeyn. Ich fühle es, das Ende meines Lebens naht mit ſtarken Schritten heran, der heutige Tag iſt gleichſam das letzte Auflodern einer erlöſchenden Kerze.

O meine Mutter! meine Mutter! ſchluchzte Anna und warf ſich in die Arme der geliebten Kranken.

Nicht alſo, meine Tochter! ſagte die edle Lady, laß uns dieſe heitern ſchmerzfreien Augenblicke genießen, die mir der Himmel noch auf Erden ſchenkt, und ſtöre ſie nicht durch die Heftigkeit deiner Klagen! Es ziemt ſich nicht für ein edles Herz, ſo troſtlos über den Verluſt eines Gutes zu klagen, das doch nur Unterpfand eines viel höhern, eines ewigen Gutes iſt. Wenn ich todt bin, dann magſt du meinem Andenken Thränen ſchenken, die meine mütterliche Zärtlichkeit vielleicht um dich verdiente; aber, willſt du mich ſtandhaft bis ans Grab begleiten? Willſt du es, meine Anna?

Ich will alles, erwiederte das Mädchen und drängte gewaltſam ihre Thränen zurück, alles was meine theure Mutter will!

Nun wohl, ſagte Johanna und drückte ſie zärtlich an ihr Herz: du biſt mein edles Mädchen! Laß uns nun noch das Stückchen bis an die Akazie gehen, die meine weiße Ruhe-

bank beſchattet; es iſt mir doch in meinem ſelbſt angelegten Park ganz anders zu Muthe, als in dieſen Ueberbleibſeln ausländiſcher Gartenkunſt, die mich nur die Liebe zu meinem Macdonald verſchonen ließ.

Sie langten bei der Akazie an, die ſich noch unbelaubt über die Bank von weißer Birkenrinde bog. Die ſchönſte Ausſicht öffnete ſich hier ins Thal, und die Sonnenſtrahlen ſchienen auf dieſer Stätte noch freundlicher zu weilen.

Lady Johanna ließ ſich auf der Ruhebank nieder, und weidete ſich an dem ſo lang entbehrten Anblick.

Hier, rief ſie nach einem gerührten Schweigen, hier träumt' ich mich oft ſelbſt, an der Seite Macdonalds, nach den grünen Hügeln meines Vaterlands hin — du weißt, ich bin eine Brittin von Geburt — bis mir der Tod das Vaterland des Geliebten beinah noch theurer machte als das meinige. So iſt der Menſch! Irland war mir gleichgültig, ſo lang er lebte; es iſt mir werth, ſeit es ſein Grab umſchließt. — Doch ich erweiche mich zu ſehr durch Erinnerungen vergangener Jahre! Dir bin ich dieſe Augenblicke ſchuldig, da ich nicht ſo glücklich bin, auch meinen Sohn in dieſen Tagen zu umarmen.

Ach Robert! ſeufzte das Mädchen, ach wär' er hier!

Sein Schickſal, ſeine Pflicht hält ihn noch entfernt, erwiederte Johanna, und ich murre nicht wider die Fügungen des Himmels. Ueberbringe du ihm meinen Segen, wenn er wiederkehrt, und die letzten Grüße ſeiner ſterbenden Mutter.

Einige Minuten gehörten dazu, um die Faſſung dieſer ſtarken Seele wieder herzuſtellen, die in dieſem Augenblicke

alle Regungen mütterlicher Zärtlichkeit beſtürmten und ihre Augen unwillkürlich mit Thränen füllten.

In dir, meine Anna, nahm die edle Lady von neuem das Wort, hat mir der Himmel die zärtlichſte Tochter geſchenkt, und ich würde ungerecht ſeyn, wenn ich dich nicht ſo liebte, ob uns gleich, wie du weißt, die Natur nicht mit einander verbunden hat. Theures, geliebtes Unterpfand unglücklicher Freundſchaft! Du haſt mich niemals gekränkt, haſt alle meine Wünſche mit liebevoller Zärtlichkeit erfüllt. Roberts Herz iſt gut, aber ſeine ſtürmiſche Heftigkeit und ſein Trotz haben mir manche traurige Stunde gemacht. So giebt dir Lieb' und Dankbarkeit die Rechte, die er von der Natur erhielt, und ſo theil' ich mein Vermögen unter euch.

Wie? meine Mutter! fiel ihr Anna ins Wort, Robert ſollte durch mich — — —

Ich weiß, er liebt dich, fuhr Johanna fort; ſchon in früher Kindheit vermochte Niemand mehr über den wilden Robert, als die ſanfte Anna, die er für ſeine Schweſter hielt; ſeine Erziehung entfernte ihn von dir; der Seedienſt, dem er ſich weihte, bald darauf noch mehr: aber als er vor zwei Jahren aus Indien zurück kam, als er ſtatt einer lieben Schweſter ein fremderes und doch verwandtes Weſen fand, da nahm die heiße, frühgenährte Bruderliebe einen noch höhern, zärtlichen Charakter an. Auch du ſchienſt ihn zu lieben, meine Anna. Vielleicht wenn Ihr Euch wieder ſehet, wenn Ihr Euch treu geblieben ſeyd, vielleicht ſchließt dann der Himmel das ſchönſte Bündniß, das eine Mutter wünſchen kann; aber abhängig ſollſt du nicht von ihm ſeyn! Er könnte aufgehört haben, dich zu lieben, oder du

könntest einen Andern finden, der deiner Zärtlichkeit würdiger schiene; auf diesen Fall sollst du Gebieterin deines eignen Vermögens seyn.

O dieser Fall, meine Mutter, brach Anna, von ihren Gefühlen überrascht, aus, kann nie eintreten! Ich könnte ewig, ewig keinen Andern — — —

Schwöre nicht, meine Tochter! sagte Johanna ernst, das menschliche Herz kennt sich oft selbst nicht; nur das Einzige gelobe mir: wenn du meinem Robert einmal Liebe versprichst, dann bleibe ihm treu; er hat ein sehr tiefes Herz, das sich ganz an die Gegenstände hängt, die er liebt; er würde ohne Grenzen unglücklich werden, wenn du ihn dann verlassen könntest. Dann denke an die letzten Tage seiner Mutter!

Thränen erstickten Annens Stimme bei diesen Worten ihrer großmüthigen Wohlthäterin; sie beugte sich über ihre Hände und bedeckte sie mit heißen Küssen.

Ich hätte dir, fing Lady Macdonald von neuem an, nachdem sie einige Augenblicke wieder Kraft zum Sprechen geschöpft hatte, ich hätte dir gern noch etwas Näheres über die Geschichte deiner eigentlichen Herkunft entdeckt, allein die Augenblicke fliehn. Was würde dir es auch helfen? Es sey dir genug zu wissen, daß du die Tochter einer meiner liebsten Freundinnen bist, die ich auf meinen Reisen kennen gelernt hatte, und die nun einige Jahre darauf Zuflucht in meinen Armen suchte.

Dich hatte sie als ein zartes Kind noch aus der Wiege mit sich geflüchtet; dich, die dein verblendeter Vater als unächt verläugnete! Unter einem erborgten Namen lebte sie eine kurze Zeit bei mir; ich suchte alles hervor, die tiefgeschla-

genen Wunden ihres Herzens zu heilen; aber ach, ſie — waren zu tief! Ungerecht gekränktes Ehrgefühl, undankbar belohnte Liebe, hatten ihr Leben in den Wurzeln zernagt; ſie ſtarb, und überließ mir in dir das einzige theure Andenken ihrer Freundſchaft. Ich erzog dich, und ließ dir den falſchen Namen, den dir die zärtliche Aengſtlichkeit deiner Mutter gegeben hatte; ich nannte dich Anna, dich, die ich zuerſt unter dem Namen Angelika an meinen Buſen drückte. —

Die Kräfte der edlen Macdonald waren erſchöpft; ihre lebhafte Seele hatte ſelbſt im Feuer des Sprechens nicht bemerkt, wie ſchnell ſich eine Verſtellung an die andre knüpfte; die Frauen der Lady, die ihr in einiger Entfernung gefolgt waren, fanden ihre theure Gebieterin ſchwächer als vorher, und eilten, ſie in ihr Gemach zu bringen. Es war der letzte heitre Tag der edeln Macdonald geweſen; die kommenden Tage waren traurig und wechſelten mit ſchlummerloſen Nächten ab.

Nach wenig Wochen ſtand das ſchöne Greenhill in vollem Glanze; der Frühling hatte allen ſeinen Schmuck entfaltet, aber Lady Johanna ſah ihn nicht; ſie ſchlief da ſchon unter den ſäuſelnden Birken ihres väterlichen Parks.

An der Nordſeite des Gartens zog ſich eine lachende Wieſe hin; grünende Matten, mit buntem Blumenſchmelz geſchickt, wechſelten mit Gruppen anmuthiger Bäume. Voll zarter Deutſamkeit hatte Lady Macdonald dieſe Landſchaft das Land der Jugend genannt. Die Bäume wurden von dieſer Gegend an immer dichter, die Baumarten immer dunkler, bis ſich der Wanderer in einen finſtern Tannenhain ver-

lor. Ein ſchwarzer Waldbach ſtürzte ſich hier über Felſenſtücke und eine ſchroffe Felſenwand beſchränkte auf der andern Seite den Pfad. Düſtre Cypreſſen rauſchten an der Felſenwand, und einige Thränenweiden ſenkten ſich in die Wellen. Der beſtürzte Wanderer ſah Anfangs keinen Ausweg, bis eine Tafel an der Felswand ihm die Worte zeigte: „Durchs Thal des Todes geht der Weg zum Leben.“ — Ein ſchmaler Pfad wand ſich hier um den Felſen, und ſieh, nach Oſten zu wölbte ſich eine kühne Brücke mit hohem Bogen eine ſonnichte Anhöhe hinan, deren Gipfel lichte Birken, Myrthen, rothe und weiße Roſen krönten, und wo die reizendſte Ausſicht der ganzen Gegend das Auge feſſelte. Am Fuße des Berges war es, da, wo zwei freundſchaftliche Birken ihre Zweige in einander ſchränken, wo Lady Macdonald ihr Grab beſtellt hatte; dort war es, wohin ſich nunmehr alle Tage die Schritte Annens lenkten, um auf dem Grabe der geliebten Mutter ihr unglückliches Schickſal zu beweinen.

Wohl hatte ſie Urſach', über den Verluſt ihrer Wohlthäterin, ihrer einzigen Stütze zu trauern, denn ganz verlaſſen und einſam ſtand ſie jetzt in der Welt. Ein Strahl von Hoffnung hing zwar noch an der Rückkehr ihres Geliebten; aber wenn durfte ſie auf dieſe Rückkehr rechnen? Wußte ſie, in welchen Regionen der Weltumſegler ſchwebte? Er war dem großen Cook auf ſeiner zweiten Entdeckungsreiſe gefolgt, und die Meere des Südpols hielten ihn vielleicht in dieſem Augenblicke mit ihren Eisfelſen umſchloſſen, wo das Herz der armen Anna dem Jammer unterlag. In der Nachbarſchaft ſprach man bedauernd davon, wenn ſie das ſchöne Schloß würde verlaſſen müſſen, und fragte ſich, wohin ſie dann ihre

Zuflucht nehmen würde. Welches Erſtaunen erregte alſo die Eröffnung des Teſtaments der verſtorbenen Lady, worin die großmüthige Johanna ihr Vermögen zwiſchen ihre beiden Kinder gleich getheilt, worin ſie ſelbſt ihre Tochter Anna ausſchließend zur Erbin von Greenhill erklärt hatte. „Ich wünſche," ſagte die edle Verſtorbene in einem rührenden Briefe an ihren Sohn, der ſich bei dem Teſtamente befand, „ich wünſche, daß das theure anvertraute Pfand unglücklicher Freundſchaft, daß die mir, dem Herzen nach, verwandte Tochter nicht unſtät und heimathlos in der Welt ſey; ich wünſche, daß die ſtille Wohnung, wo ich meine letzten Tage, von ihrer Liebe gepflegt, verlebte, auch ihre Freiſtatt ſey. Du biſt verſorgt, mein Sohn; ſie aber wird hülflos ſeyn. Ich beſchwöre dich bei meiner Liebe, und bei dem Segen, den ich dir im Tode gebe, ehre den letzten Willen deiner Mutter."

Das Teſtament ward beſtätigt und Anna feierlich zur Erbin des ſchönen Greenhill erklärt; allein das, was ſie auf der einen Seite zum höchſten Danke gegen die Verklärte hinriß, koſtete auf der andern ihrem zärtlichen Herzen Thränen.

O Robert! rief ſie, als ſie ſich am erſten Tage nach Eröffnung des Teſtamens allein in ihrem Zimmer ſah, als ſie in die Vertiefung eines Fenſters trat, und hinab blickte in das ſchöne blühende Thal: was wirſt du von mir denken, mein Geliebter? In welchem Lichte werde ich deinem edlen Herzen erſcheinen? Ach alles das, dieß ganze Paradies, würde ich von deiner Liebe erhalten haben! Denn daß du mich noch liebſt, o dafür bürgt mir mein Herz! Entweder habe ich dich nie gekannt, oder Robert kann das nicht vergeſſen, was er ein Mal liebte! — O wärſt du hier, mein lieber, edler

Freund! könnt ich zu deinen Füßen ſinken, und dich um Verzeihung flehen, daß meinetwegen die beſte Mutter dir ein kleines Unrecht that!

Dieß waren ihre täglichen Gedanken; die Sehnſucht nach dem entfernten Geliebten wuchs mit jedem Tage, und nahm endlich den Charakter einer romantiſchen Schwermuth an. Es vergingen Wochen, es vergingen Monden, und Robert kam noch immer nicht zurück. Ihre geängſtigte Phantaſie malte ihr alle die Gefahren, denen er ausgeſetzt war, mit ſchauderhafter Wahrheit aus; ſie ſah ihn bald in den Schrecknissen eines wüthenden Sturms, bald umringt von unmenſchlichen, grauſamen Inſulanern, die ihn zu ermorden drohten.

In dieſen Zeiten war Oſſian ihr liebſter Geſellſchafter, weil ſeine zärtliche Schwermuth ſo ſehr mit ihrem Herzen harmonirte.

Die Helden, die Wogenbeſchiffer, die er ſo rührend ſchilderte, trugen ſo ganz die Züge ihres edeln Roberts, daß ſie ſich oft ſelbſt in den Klagen Malvinens oder Vragelens vergaß. Oft ſaß ſie in der Dämmerung ihres einſamen Gemachs und ſang zur Harfe das Lied von Orla's trauernder Geliebten, mit dem ſie gern den Liebling ihres Herzens verglich. Oft ſuchte ſich ihre ſtille Sehnſucht auch in eignen Tönen auszuſprechen, und Lieder, wie das nachfolgende, klangen oft in einſamen Stunden aus ihrer beklommnen Bruſt:

Wo weilt er, den mein Herz erkohr?
Wo hält ihn fern das Meer?
Ihr Wogen ſchwellt und ſteigt empor —
O tragt ihn zu mir her!

Ergötzt dich fremder Wälder Nacht
An Seelands Felsgestein?
Hält dich Tahiti's grüne Pracht
In seinem Palmenhain?

Ach! oder wo des Südmeers Eis
Ihm wild entgegen schlägt,
Ist dort das Schiff der Wogen Preis
Das meinen Liebling trägt?

O du, dem ganz dies Herz gehört,
Wann kehrst du mir zurück?
O komm', eh mich mein Gram verzehrt,
Geliebtes, süßes Glück!!

Ihre Klagen konnten nicht die Wogen hinüber gedrungen seyn, nicht einmal die Kunde von dem Tode der geliebten Mutter; dennoch fühlte sich Macdonald in weiter Entfernung von derselben schmerzlichen Sehnsucht verzehrt. Sein Schicksal führte ihn endlich nach London zurück, wo er die Briefe von dem Tode seiner Mutter fand. Ein Charakter, wie der seinige, mußte eine solche Nachricht doppelt schmerzhaft empfinden; heftig hatte er seine Mutter geliebt, und heftig war seine Trauer über sie. Er eilte ohne Verzug nach Irland; die Nachricht von dem ungerechten Testament seiner Mutter kam ihm schon entgegen, ehe er Greenhill erreichte; man wünschte hin und wieder, ihn gegen die begünstigte Anna aufzubringen; aber wäre je sein großmüthiges Herz zum Eigennutze fähig gewesen, in dieser Stimmung wäre derselbe gewiß verstummt. Von ganzem Herzen bestätigte er das Testament, und eilte nach Greenhill.

Eine traurige, schmerzvolle Zusammenkunft zweier Lie-

benden! Thränen waren die Grüſſe, die ſie einander boten. In weiter Entfernung von den Geliebten ſchließt ſich das Herz gewöhnlich noch zärtlicher in Liebe gegen ſie auf, man fühlt alle ihre Vorzüge doppelt, und jeder Fehler, deſſen man ſich gegen ſie ſchuldig machte, fällt dann mit Zentnerſchwere auf die Bruſt. So hatte ſich Macdonald, ſeit er entfernt von der Mutter war, die er zärtlicher liebte, als ſie ſelbſt es glaubte, ſo manche Vergehung gegen ſie vorgeworfen. Sein unbiegſamer Stolz hatte ſie oft gekränkt; die Heftigkeit, mit der ſie an ihrem Geburtslande, er hingegen an dem Lande ſeiner väterlichen Ahnen hing, war oft der Gegenſtand bittern Streites zwiſchen ihnen geweſen, den ein wenig kindliche Nachgiebigkeit leicht hätte vermeiden können. Dieſe und hundert ähnliche Vergehungen kamen ihm ſchmerzlich ins Gedächtniß, als Meere zwiſchen ihm und der guten ſo oft beleidigten Mutter lagen; er ſehnte ſich zu ihr zurück; das Herz ſchlug ihm, als ſein Schiff endlich die vaterländiſchen Gewäſſer wieder grüßte; er wollte zu ihr fliegen, wollte zu ihren Füßen um ihre Verzeihung, um ihren Segen flehen, — und er fand ſie im Grabe!

Es bedurfte der zärtlichen Hand der ſanften Anna, um die Wunden eines guten, tief und gewaltſam fühlenden Herzens zu lindern, wenn auch nicht ganz zu heilen. Sie wußte ſo leiſe, ſo unmerklich ſeinen Wunden Balſam beizubringen, daß er allmählig wieder einige Heiterkeit gewann. Aber wie unendlich theuer wurde er ihr in dieſen Tagen! Schon ſein Aeußeres hatte durch die Jahre ſehr viel gewonnen. Selbſt der Sonnenbrand der heißen Zonen, und die Spuren überſtandener Mühſeligkeiten hatten ſein intereſſan-

tes Geſicht nur noch anziehender gemacht. Der ſchlanke Heldenwuchs, das tiefe Feuer ſeiner Augen, und vor allem dieſe Trauer, dieſer aufrichtige, ſich ſelbſt vergeſſende Schmerz, alles, alles trug dazu bei, ihn ihrem Herzen unvergeßlich zu machen!

Ach Robert, ſagte Anna eines Tages, als ſie nach einer ſeelenvollen Unterhaltung am Fenſter ſtanden, ſiehſt du dort unten den Bach, der jetzt ſo ſtill in ſeinen Ufern fließt? Erinnerſt du dich noch, wie wir uns einſt als Kinder über ſeinen ſeichten Grund gewagt hatten, um gegenüber, dort im Walde, Blumen zu ſuchen? Ein Gewitterregen überraſchte uns im Walde, der Bach war unterdeſſen heftig angeſchwollen, du trugſt mich auf deinen Armen durch den reißenden Strom.

Ach, wenn ich jener Zeiten denke, erwiederte Macdonald bewegt! Theure Anna, weißt du noch, wie oft du mich durch dein unwiderſtehliches Bitten von den Strafen befreiteſt, die mir beſtimmt waren?

Und wie oft du die Strafen mit mir theilteſt, fiel ihm Anna ins Wort, wenn du ſie nicht durch Selbſtanklage ganz allein auf dich nehmen konnteſt. Wie oft haſt du, eh ich es ſelbſt erfuhr, lächelnd Schmerzen für mich gelitten! O Robert, edler Robert! wenn ich dir das je vergeſſen könnte!

Sie fielen einander in die Arme und beide fühlten lebhafter als je, wie unentbehrlich ſie einander waren. Hätte Anna wohl in dieſem Augenblicke an ein Ereigniß geglaubt, das ihrem Herzen nur in wenig Tagen bevorſtand? — —

Ich muß dich, meine Anna, fing Macdonald nach einigen Stunden an, auf den Beſuch eines Freundes vorbereiten,

den ich in dieſen Tagen erwarte, und den ich unbeſchreiblich liebe. Es iſt ein Maltheſer-Ritter, ein Corſicaner von Geburt, und heißt Vilori. Durch eine ſeltſame Verkettung von Umſtänden lernte ich ihn bei unſerm letzten Aufenthalte in Fayal kennen. Du wirſt fragen, wie ein Maltheſer auf die abgelegenen einſiedleriſchen Azoren komme? Allein der Zufall, der ihn dahin brachte, war ſehr natürlich. Ein vermögender Anverwandter zu Fayal, der kinderlos war, verlangte ſeinen Beſuch, und Vilori erhielt um ſo leichter Erlaubniß zu dieſer Reiſe von ſeinem Orden, da er ohnlängſt in einem Zuge wider die Algierer am rechten Arme ſchwer verwundet worden war. Das Glück, das mir ſeine Bekanntſchaft verſchaffte, gab mir zugleich Gelegenheit, ihm bei unſerm erſten Sehen einen weſentlichen Dienſt zu erzeigen.

Es war am zweiten Tage nach unſrer Landung in Fayal, als ich einen Streifzug in die umliegende Gegend gemacht hatte. Die Dämmerung war ſchon eingebrochen, ich lenkte eben in einen Fußweg zwiſchen zwei Mauern, womit in dieſem Lande nicht bloß die Gärten, ſondern größtentheils auch die Felder eingeſchloſſen ſind, als ich das Geräuſch eines Streits vernahm, und einen Jüngling gewahr ward, der, mit dem Rücken wider eine Mauer gelehnt, verzweifelt, doch nur mit der linken Hand wider zwei Meuchelmörder kämpfte, die ihn eben angefallen hatten. Dieſer all mein Gefühl empörende Anblick muß meine Stimme und meinen Arm furchtbar gemacht haben, denn die Elenden bebten zurück, als ich mich zwiſchen ſie ſtürzte, und es ward mir nicht ſchwer, ſie nach einem kurzen Widerſtande in die Flucht zu ſchlagen.

Doch verfehlten ſie nicht, mich vor ihrem Entfliehen an einigen Stellen zu verwunden.

Sey es nun, daß ſich eine portugieſiſche Dame zu Faval, die, wie ich nachher erfuhr, eine heftige Leidenſchaft für Vilori gefaßt hatte; und die der edle, ſeinem Gelübde treue Ritter nicht erwiederte, auf dieſe Art an ihm rächen wollte, (denn die Liebe der Südländerin, meine Anna, iſt zuweilen rachſüchtiger, als es deinem ſanften Geſchlechte ziemt) oder ſey es, was Vilori glaubte, daß einige weitläuftige Verwandte ſeines Vetters ſich ſo am kürzeſten eines läſtigen Nebenbuhlers entledigen wollten: mich beglückte der Gedanke, das Leben eines unedel Verfolgten gerettet zu haben.

Ich und der fremde Ritter nannten uns unſre Namen, und Vilori begleitete mich nach den aufrichtigſten Aeußerungen des Dankes in meine Wohnung. Hier, bei dem Scheine des Lichts in meinem Zimmer ward er erſt das Blut gewahr, das aus meinen in der That gar nicht bedeutenden Wunden über meine Kleider floß, und dieſer Anblick brachte ſeine Rührung und Dankbarkeit für mich aufs Höchſte. Er ſtürzte zum zweiten Male in meine Arme, und von dieſem Tage an war unſer Bund geſchloſſen. Wir waren bis zur Abfahrt meines Schiffes unzertrennlich. Vilori war im Begriff, mit dem erſten Schiffe, das nach irgend einem mittelländiſchen Hafen ginge, abzureiſen; er verſprach mir, mich, ſobald er zurück ſeyn würde, in Irland zu beſuchen, und einige glückliche Monate in meinem Vaterlande zuzubringen. Damals glaubte ich meine Mutter noch Beſitzerin von Greenhill! Du, meine Anna, wirſt ihm hoffentlich auch eine freundliche Aufnahme nicht verſagen.

Der Blick des armen Macdonald trübte sich von neuem bei dieser letzten Erinnerung, wo sich gewöhnlich seine Gespräche am Ende wieder hinverirrten. Anna versprach ihm die freundlichste Aufnahme für seinen Freund, und lenkte geschwind wieder auf die Erzählung seiner Reisen ein; denn dieß war immer ihr sicherstes Mittel, ihn von so traurigen Gedanken abzuziehen. Sie hing mit Aufmerksamkeit an seinen Lippen, wenn er den labyrinthischen Lauf seines Schiffes beschrieb; sie freuete sich, wenn eins der blühenden Paradiese aus den Wellen stieg, die unter dem Namen der geselligen und freundschaftlichen Inseln so bekannt sind, und zitterte, wenn sie sich mit ihm in die öden Eisfelder am Südpol versetzte, und oft den Liebling ihres Herzens von Allem, von den gemeinsten Wohlthaten der Natur entblößt, zum tiefsten Elende herabgesunken sah. Dann richtete sie ihr Auge zärtlicher auf den, der so vieles erduldet hatte, und dankbar blickte sie zum Himmel auf.

Allmählig begann jetzt Macdonald wieder für das Glück empfänglich zu werden, das ihm die tägliche Gesellschaft seiner Einziggeliebten, seiner Jugendfreundin gewährte, als er unvermuthet Befehl erhielt, sich in einer Dienstangelegenheit nach London zu begeben. Die Gewißheit seiner baldigen Zurückkunft beruhigte die trauernde Anna während seiner Abwesenheit. Die Einsamkeit dünkte ihr jetzt weniger drückend, als vor seiner Ankunft; sie hatte ihn ja wieder, hatte ihn treu und edel wieder. Eine Fülle liebender Träume erfüllte ihre einsamen Stunden, doch stieg zuweilen, mitten unter diesen heitern Träumen, eine dunkle Ahnung in ihrer Seele empor, vor der sie erzitterte.

Als die Zeit kam, wo ſie ihren Macdonald zurück erwarten konnte, o mit welcher zärtlichen Ungeduld ſah ſie ihm entgegen! Die Tage, nach welchen er verſprochen hatte, wieder zurück zu ſeyn, waren verfloſſen, und ſie hoffte mit jeder Minute auf ſeine Erſcheinung.

Eines Abends ſtand ſie am Fenſter ihres Zimmers und blickte hinab in das ſchweigende Thal; es war eine ſchöne ſchwärmeriſche Mondnacht. Der Hügel, auf dem das Schloß lag, zog ſich mit ſeinen ſchattigen Gewinden, mit ſeinen Lauben und Baumarkaden, hinunter in das Thal, und konnte wohl mit Recht den Namen Greenhill führen. An ſeinem Fuße dicht am Abhange, wand ſich der Strom, von überhangendem Gezweig beſchattet. Seine flimmernden Wellen brachen ſich im Mondlicht und zitterten in hellen Streifen weiter. Den Mond umlagerten gebrochene lichtdurchſtrahlte Wolkengruppen, die hin und wieder ſeinen Glanz in holde Dämmerung milderten, während ſich an andern Stellen das dunkle Azurblau der Nacht vertiefte. Annens Auge hing wechſelnd bald an dieſen lichten Wolkengruppen, bald ſenkte es ſich wieder auf den mondbeglänzten Thalweg, den kommenden Geliebten zu erſpähen. Sie horchte ſorgſam auf das leiſeſte Geräuſch; doch nur das ferne Rauſchen des Waldes kam zu ihr herüber. Ein tiefes Schweigen herrſchte ringsumher, und auf dem Thurme des Schloſſes ſchlug es ſchon neun Uhr. — Jetzt war es, als ob die düſtre Ahnung, die ſie bisher verlaſſen hatte, wie ein Schatten wieder in ihrer Seele aufſtiege, — — und fern aus dem Thale herauf tönte es wie Roſſes Hufſchlag! Sie blickte hin und erkannte jetzt im Mondlicht einen Reiter, von einem einzigen Bedienten begleitet,

wie Macdonald gewöhnlich zu reiſen pflegte! Er iſt es, rief ſie bey ſich ſelbſt, und flatternd ließ ſie ihr weißes Schnupftuch an dem Fenſter wehen, ihn zu begrüßen; allein er erwiederte den Gruß der Liebe nicht, und ſchien ihn ſelbſt nicht zu bemerken.

Der Weg führte ihn von einer andern Seite zum Schloſſe herauf, und die Ecke des Hügels entzog ihn bald ihren Blicken. Halbträumend blieb ſie noch einige Minuten am Fenſter ſtehen; ſie wollte ihrem Macdonald entgegen gehen, aber ſie wußte ſelbſt nicht, was ſie im Zimmer zurück hielt, als ein Bedienter eintrat, und ihr die Ankunft eines Fremden meldete, der Sir Robert Macdonald hier zu finden glaubte.

Und wie iſt ſein Name? fragte ſie, beſtürzt, ſich ſo in ihrer Hoffnung getäuſcht zu ſehen.

Francesco de Vilori, ſprach der Bediente.

Der Freund meines Roberts! ſeufzte Anna für ſich, und nicht er ſelbſt! Guter Himmel, was muß ihm begegnet ſeyn, daß er noch nicht zurück kömmt?

Es iſt ſpät, Milady, fing der Bediente wieder an, wir können den Fremden doch nicht weiter reiſen laſſen, ohne ihm ein Nachtquartier anzubieten?

Bewahre der Himmel! rief Anna, weiſet ihm das beſte Zimmer an! Bewirthet ihn aufs Beſte! Er iſt ein Freund Sir Macdonalds!

Der Bediente entfernte ſich, und man that, wie ſie befohlen hatte. Am andern Morgen, nach einer traurig zugebrachten Nacht, kleidete ſie ſich früher an, um den Fremden ſelbſt willkommen zu heißen, und ihm alle Achtung zu erzeigen, die ſie dem Freunde ihres Geliebten ſchuldig zu ſeyn glaubte.

Der Fremde trat ein, und ſie erkannte ſchon an ſeinem

Aeußern, das mit Roberts Beſchreibung übereintraf, ſo wie an ſeinem Ordenszeichen, daß er derjenige ſey, von dem er mit ihr geſprochen hatte. Er entſchuldigte ſich bei Anna, wegen ſeines kühnen Eintritts in dieſes Schloß, weil er gewiß geglaubt habe, ſeinen Freund hier zu finden. Sie verſicherte ihn hierauf, daß Macdonald mit jeder Stunde zurück erwartet würde, und lud ihn ein, das Schloß nicht eher zu verlaſſen, als nach ſeiner Zurückkunft. Kaum konnte ſie ſich bei dieſer Unterredung eines ängſtlichen Gefühls erwehren, und auch er ſchien eine gleiche Verlegenheit zu fühlen und entfernte ſich bald.

Was ſie ſo ängſtlich machte, konnte ſie ſich ſelbſt nicht erklären. Ein gewiſſes Etwas in den Zügen des Fremden, das ſie anzog, ſchien die Urſache davon zu ſeyn. Sie ſehnte ſich jetzt lebhafter nach Roberts Rückkehr, und er kam immer nicht zurück. Zwei Tage vergingen ihr unter peinigender Unruh; die Geſpräche, die ſie während der Zeit mit dem Malteſer gehabt hatte, gaben ihr Gelegenheit, ſie von der Vortrefflichkeit ſeines Geiſtes und ſeines Herzens zu überzeugen. Was aber ihr bängliches Weſen vermehrte, war das ſeltſame Betragen des Ritters, wenn er ſich in ihrer Geſellſchaft befand, das ihr eine dunkle Ahnung von dem gab, was jetzt in ſeinem Innern vorging.

Auch er fühlte ſich nicht allein durch ein eben ſo unwiderſtehliches Gefühl zu der holden Anna gezogen, als ſie für ihn empfand; ſondern ihm war auch der Eindruck nicht entgangen, den er auf die Liebenswürdige gemacht hatte, und dieſe Entdeckung übte ihren gewöhnlichen Zauber über ſein gefühlvolles Herz. Zwar ahnete er etwas von dem Verhältniß ſeines Freundes zu Anna; allein hier täuſchte ihn jene verrätheriſche

Genügſamkeit, welche ſo oft die Sehnſucht unmöglicher Liebe täuſcht — und nährt. — Und iſt ſie auch die Braut meines Freundes — ſagte er beſchwichtigend zu ſich ſelbſt — und hält mich auch ſchon mein Gelübde von ihr zurück, dies edle, ſchöne, freyerwählte Gelübde, das ja immer mein Glück ausmachte, — was hindert mich, nach ihrer Freundſchaft, nach ihrer zarten Achtung zu ſtreben, und das Glück ihres Umgangs zu genießen?

Wenn er aber dieſem Vorſatz auch in ſeinen Worten treu blieb; ſeine Augen verriethen oft, wenn die Empfindung ſeinen Willen überraſchte, eine ſo lebhafte, ſo zärtliche Theilnahme an dem Mädchen, daß ſie ihr Bewußtſeyn aufs neue verſtörten, indeß ihr Herz ihm unwillkührlich antworten mußte. — „O Gott, rief ſie oft aus der Tiefe ihres beängſteten Gemüths, — wenn ihr ſelbſt in die Stille ihres einſamen Gemachs das herzgewinnende Bild des Ritters folgte — was iſt es nur, was mich ſo mächtig zu dieſem wunderbaren Fremdling zieht? — O Robert! beſtes, treuſtes Herz auf der Welt! kehre zurück, und gieb erſt meinen Gefühlen die Richtung die ſie gegen deinen Freund nehmen dürfen.“

Doch Robert kehrte noch immer nicht zurück; und immerfort währte das gefährliche Verhältniß, ja es ward noch gefährlicher durch die Vorzüge, welche Beide ſtündlich mehr an einander kennen lernten. Selbſt das Beſtreben des edeln Ritters, ſeine Gefühle zu bekämpfen, machte ihn Annen nur noch theurer; es giebt ſchwerlich einen unwiderſtehlicheren Reiz für das weibliche Herz als dieſen.

Welcher Weg aus dieſem Labyrinth führen ſollte, war nicht abzuſehn. Die täglich erwartete Rückkehr hatte des Ritters Herzen einen Vorwand gegeben, ſein Verweilen an

dem ſo theuren Orte zu entſchuldigen. Was müßte mein Freund denken — ſagte er zu ſich ſelbſt, — wenn ich durch ein ſo ungeduldiges Hinwegeilen, den Entzweck meiner langen Reiſe, die Freude unſres Wiederſehens auch nur um eine Stunde verzögerte?

Indeſſen als nun ſo einige Tage eines ruheloſen, peinlichen Glücks verfloſſen waren, ermannte er ſich doch zu dem Entſchluß, ſich loszureißen, und bis zu Roberts Rückkehr eine Reiſe in die nahliegende Gegend zu machen.

Auch Anna mußte in ihrem Innern die Nothwendigkeit ſeiner Entfernung fühlen; und ohne zu ahnen, daß er ihr ſchon darin zuvorgekommen, und ſeine Abreiſe auf den nächſten Morgen feſtgeſetzt habe, beſchloß ſie — nicht ohne Ueberwindung — ihm einen Vorſchlag deshalb zu thun; und beide trafen, gleichſam wie nach einer ſchweigenden Uebereinkunft, noch einmal gegen Abend im Garten zuſammen.

Doch der gefaßte Entſchluß, der vorgefühlte Schmerz der Trennung, hatte die Empfindungen Beider zu einer Höhe der Schwärmerei geſtimmt, die wehmuthsvoll und glühend nach einem Ausbruch rang. — Schweigend gingen beide eine Weile neben einander hin, durch den herrlichen, blühenden, prangenden Park; — beide in dem ſtillen Bewußtſeyn, daß es zum letztenmal ſey. Die Düfte der Blumen wogten ihnen von allen Seiten entgegen; und der ſehnſüchtige Ruf der Nachtigall füllte die beklommenen Herzen nur mit noch größerer Beängſtigung.

Endlich ermuthigte ſich Anna, das Zauberband gewaltſam zu zerſprengen, das ihre Bruſt umfing. O daß doch Robert hier wäre! rief ſie, um all das Schöne mit uns zu

genießen! — Sein Ausbleiben beginnt mich auf das Höchste zu beängſtigen. — Wie wär' es, — Ritter — ſetzte ſie mit etwas ſchwankender Stimme hinzu — wenn Ihr Euch morgen ſelbſt aufmachtet — Euren Freund aufzuſuchen? —

Ernſt und feſt hatte der Ritter ſein Scheiden beſchloſſen; allein daß Anna ſelbſt es über ihn ausſprach, dieß durchzuckte doch ſein Inneres mit einem unnennbaren Weh. Das Blut entwich aus ſeinen Wangen, und in der erſten ſchmerzlichen Aufregung ſeines Gefühls entgegnete er:

Daß es nicht möglich iſt, ihn aufzuſuchen, dieß Milady, habt Ihr mir ſelbſt bei meiner Ankunft ſchon geſagt, da Ihr nicht wißt, in welchem Hafen Englands oder Irlands ihn ſeine Dienſtgeſchäfte halten; indeß wißt, daß meine Entfernung ſchon beſchloſſen war, und jetzt in dieſer Stunde noch ſey mein Entſchluß vollführt! — Ich ſtehe einmal allein in der Welt! lebt wohl, Milady! Ich verbanne mich ſelbſt auf immer von dem Orte, der mir — ich fühl' es wohl — ſchon zu theuer geworden war. —

Anna ſah ſein Erbleichen; ihr eigenes, nur zu ſchonendes und zartes Gefühl für Andre hatte es ihr ohnehin ſchwer gemacht, die Forderung auszuſprechen, die ſie gleichwohl für unerläßlich hielt, und von der ſie ihn nun ſo empfindlich verletzt ſah. — Ehe ſie aber noch ein angemeßnes mildernde Wort finden konnte, hatte er ſich, nach einer ehrerbietigen Verbeugung, ſchnell von ihr gewandt und mit eilgen Schritten entfernt. — Unwillkürlich machte ſie eine Bewegung, als wolle ſie ihn zurückhalten; vor der ſie gleichwohl in demſelben Augenblicke wieder zurückbebte, und ſtumm und regungslos ſtehen blieb.

Der Ausdruck des Schmerzes hatte seinen edlen einnehmenden Zügen noch einen eignen rührenderen Reiz gegeben; und als sie ihm nun so mit unsicher raschen, sichtlich durch innere, gekränkte Aufregung beflügelten Schritten von sich eilen sah, da ergriff sie ein Gefühl unbeschreiblicher, weicher Zärtlichkeit; ein unvergleichbares Gefühl, dem ähnlich, das der Klang des Alpenreigens in Schweizerbusen weckt, — dem ähnlich, das ein Kind am Grabe niegekannter, früh verlorner Eltern fühlt.

Erliegend dem anstrengenden Kampfe mit so unerklärbaren Gefühlen, sank Anna, selbst erbleichend und an allen Kräften erschöpft, auf eine Rasenbank zurück, und Thränen quollen unter den geschloßnen langen Augenwimpern hervor.

Der Ritter dagegen hatte sich kaum auf geringe Weite von Ihr entfernt, für die ihn ein so überraschendes Gefühl hingerissen hatte, als er zu sich selbst kommend die Uebereilung fühlte, die weder seiner ihm eigentlich natürlichen Sanftheit und Stärke des Gemüths, noch des dankfordernden Verhältnisses zu seinen Gastfreunden würdig war. Er flog zurück, um seinen Fehler möglichst wieder gut zu machen; doch Annen nahend erbebte er, als er sie bleich und mit geschloßnen Augen hingesunken, das liebliche Haupt auf die Lehne des Rasensitzes zurückgebeugt sah. Ein forschender Blick auf sie sagte ihm bald, daß es nicht Ohnmacht, daß es nur Ermatten der zarten Kräfte und, wie selbst die schmerzliche Bewegung ihrer Mienen — ja selbst die thränenbenetzten Wangen zeigten — ein Ermatten des Schmerzes war. —

Außer sich über den Anblick, wagte er doch gleichwohl nicht, sie zu stören aus der freiwilligen Versunkenheit in sich selbst; sie hatte seine leichten, schonend nahenden Tritte nicht gehört. Leise

kniete er neben ihr nieder, und flüſterte nur mit zagender, bittender Stimme: O Gott, theure Lady! was iſt Euch?

Erſchrocken hob Anna das Haupt, und ſchlug die holden Augen auf; und — den, den ſie ſo eben ganz von ſich geſchieden glaubte, den edeln, theuern Jüngling ſah ſie zu ihren Füßen liegen, den Ausdruck innigſten, theilnehmendſten Gefühls in ſeinen Zügen, und die ſchönen beſeelten Augen flehend zu ihr emporgehoben.

Beſtürzt, verwirrt durch die ſeltſame Ueberraſchung, beugte ſich Anna vor, den Ritter aufzuheben, der keines Worts mächtig war. Beider Blicke berührten ſich näher in feuchtem ſehnſuchtsvollem Glanze, und Annens Zähren drohten ſchon verrätheriſch wieder hervorzubrechen; — da — in dem Augenblicke fiel ein Gemälde, das Anna gewohnt war auf ihrer Bruſt zu tragen, und deſſen Band ſich vorhin durch das raſche Zurück- und Vorwärtsbeugen ihres Hauptes aufgelöſt hatte, aus dem es ſonſt verdeckenden Gewand gleitend herab, und auf des Ritters bittend zu Annen empor gehobne Hände. —

Betroffen durch den an ſich ſo kleinen Vorfall, der gleichwohl hier mit der Ahnung einer ſchützenden Geiſternähe durchſchauerte, wandte der Ritter den Blick auf das Bild, — und — plötzlich ſchien ein heller Lichtblitz in ihm aufzugehen. — „Um aller Heiligen willen, rief er, indem er aufſprang — Signora, wie kommt Ihr zu dieſem Bilde?“ —

„Es iſt das Bild meiner in früher Kindheit verlornen Mutter!“ erwiederte Anna.

„Das Bild Eurer Mutter?“ rief er mit Heftigkeit. „Und wie iſt Euer Name? Seyd Ihr keine Brittin von Geburt?“

„Nein, das bin ich nicht!“ verſetzte Anna voll Ver-

wunderung über das Erſtaunen und die Fragen des Ritters. „Ich bin die Tochter einer unglücklichen Freundin der Lady Johanna, und unſer Vaterland war das ſchöne Italien.“

„Gott, wär' es möglich?“ rief der Ritter. „Und Euer Name? Euer Name?“

„Den eigentlichen Familien-Namen meines Vaters kenne ich nicht!“ erwiederte Anna; „auf der Rückſeite des Gemähldes ſteht blos: Donna Maria, Graf Paolo's Gemahlin; mein wahrer Name iſt Angelika.“ — „Angelika?“ rief der Ritter mit freudigem Ungeſtüm; „Wärs möglich? hätte ich dich gefunden, theure, geliebte Schweſter.

Anna war wie betäubt; eine Felſenlaſt ſchien von ihrer Bruſt zu ſinken bei dem Gedanken in dem Fremden, der ihr ſo theuer geworden war, einen Bruder zu finden, und ein für ſtrafbar gehaltenes Gefühl in das unſchuldigſte verwandelt zu ſehen; doch wagte ſie noch nicht, dem ſeligen Gedanken zu vertrauen.

„Du zweifelſt noch, geliebte Schweſter?„ ſprach Vilori ruhiger. „Willſt du mich noch nicht für deinen Bruder erkennen? Nun wohlan! ſo will ich dir den unwiderlegbarſten Beweis geben. Befindet ſich nicht innerhalb des Medaillons, der dieſes Bild umſchließt, die Hälfte eines zerbrochenen Ringes? Nimm ihn heraus!“ — Anna zog den Ring hervor und erſtaunte.

„Sieh hier die zweite Hälfte!“ ſagte der Ritter und mit dieſen Worten zog er eine goldene Capſel hervor, die er, an einer ſeidenen Schnur befeſtiget, auf der Bruſt trug, öffnete ſie und rief: „Sieh hier neben dieſer weichen Locke die andre Hälfte des zerbrochnen Ringes, die mit jener genau zuſammenpaßt. Die gute Mutter,“ fuhr er mit bewegter

Stimme fort, „hatte in einem Vorgefühl unſerer Trennung auf ein Mittel gedacht, uns unſer Wiederfinden zu erleichtern. Sie zerbrach dieſen Ring, und theilte ihn zwiſchen uns zum Zeichen unſerer Wiedererkennung. Dir, die zu klein war, um ſie zu verſtehen, hing ſie die eine Hälfte, unter ihrem Bilde verborgen, um den Hals: mir aber, dem Aelteſten, erklärte ſie die Wichtigkeit dieſes Kleinods, das ich auch ſeit jenem Augenblick beſtändig auf der Bruſt getragen habe. O nie, nie werde ich dieſe Scene vergeſſen! nie die Thränen, die aus den himmliſch ſanften Augen der beſten Mutter floſſen!“

Viloris eigne Thränen drangen bei dieſen Worten in ſeine ſeelenvollen Augen; die tiefgerührte Anna widerſtand nicht länger; mit überwallender Rührung ſank ſie dem geliebten Bruder an das Herz.

Das Weſen Beider war in Harmonie übergegangen, und der Schlüſſel zu dem Heiligthum ihres Glücks gefunden, der noch vor wenig Stunden unwiederbringlich verloren ſchien. Sie kannten nun den magiſchen, geheimnißvollen Zug, der ſie zuſammengeführt hatte.

Und giebt es wohl ein edleres, ein himmliſch reineres Gefühl auf Erden, als das, uneigennütziger, treuer Geſchwiſterliebe? Selbſt die brennenden Farben der Leidenſchaft werden erſt dann ſchön, wenn ſie von jenen ſanften Halbtinten gemildert werden. Ein Bruder ſollte eigentlich in einem zarten Herzen immer ein unſchuldig Geliebter, und ein Geliebter ein vergötterter Bruder ſeyn. Iſt dieß nicht das treuſte Bild von jener Engelsſeligkeit der erſten Menſchen im Paradieſeshayn, am Sonnenglanz des erſten Schöpfungsmorgens?

dort waren jene himmliſchen Gefühle noch vereinigt; ſie trennten ſich nur, als die Unſchuld von der Erde floh.

„Aber, mein Bruder," fing die glückliche Angelika an, als die erſten erſtaunten und entzückten Aeußerungen des neuen ſeligen Gefühls vorüber waren, — „ich brenne vor Verlangen, durch dich etwas von dem früheren Schickſal unſrer geliebten, unglücklichen Mutter zu erfahren, das wahrſcheinlich die Urſache iſt, warum ſie uns der Tod ſo bald entriß.

„Ach, theure Schweſter, antwortete Vilori, mit einem tiefen Seufzer, und ſeine lichten Augen trübten ſich aufs neue, „warum muß dieſe ſchmerzliche Erinnerung die Stunde unſres Wiederfindens trüben? — Doch könnten wir wohl dieſe Stunde ſchöner feiern, als durch das Andenken an die theure Verklärte, der wir nicht allein das Leben, ſondern durch ihre zärtliche Vorſorge auch das Glück unſrer Wiedervereinigung danken. Gern will ich dir Alles darüber mittheilen, was ich ſelbſt weiß und woran dein Herz gleichen Antheil mit dem meinigen hat.

Die beiden liebenden Geſchwiſter nahmen mit verſchlungnen Händen auf dem anmuthig umſchatteten Sitze Platz. Das Abendroth brach durch die blühenden Zweige, und ſchien in das ſchöne Geſicht des Ritters; Angelika hing ſtill beglückt an den theuren Zügen, in denen ſie jetzt klar die unverkennbare Aehnlichkeit mit jenem Bilde ihrer Mutter fand.

„Erſt in ſpäterer Zeit, meine Angelika," begann der Ritter, „habe ich den Zuſammenhang von den Begebenheiten erfahren, deren manche mir noch aus der Dämmerung der Kindheit herüberſchwebt. Ich ſagte dir ſchon, daß der Grund zu dem Unglück unſrer Mutter in einer eiferſüchtigen Stim-

mung unſres Vaters gelegen habe; aber unbegreiflich würde dir dieſe Eiferſucht ſcheinen, wenn du Don Paolo jemals ſelbſt geſehen hätteſt, vorzüglich in der Blüthe ſeiner Jugend. Er, einer der ſchönſten Männer ſeiner Zeit, war auch zugleich einer der anziehendſten und geiſtreichſten, und würde auch ein weniger treues weibliches Herz als das unſrer Mutter zu feſſeln gewußt haben. Vielleicht aber waren es eben dieſe glänzenden Vorzüge, die der edeln Maria viele Neiderinnen zuzogen. Man wußte den Argwohn Don Paolo's zu erregen, und ein unglückliches Zuſammentreffen der Umſtände warf in der That einſt einen Schein auf ſie, deſſen Nichtigkeit erſt ſpät durch die Zeit aufgeklärt ward, und unſerm unglücklichen Vater unendliche Schmerzen der Reue bereitet hat, als das Grab ſchon zwiſchen ihm und der verkannten Gattin lag.

Ein unſeliges Zuſammentreffen der Umſtände machte damals jede Aufklärung unmöglich; und das Dazwiſchentreten Feindlichgeſinnter verhinderte ſelbſt jede Näherung der entzweiten gleich leidenden Gemüther. Immer noch edel in ſeinem Zorn, doch deſto vernichtender für das Herz, das ſich von ihm losreißen ſollte, kündigte Don Paolo unſrer Mutter ewige Trennung an.

Ich war, — meines kindlichen Alters wegen nicht beachtet — Zeuge der erſchütternden Scene, die ſich, obwohl ich ſie noch nicht verſtand, doch unauslöſchlich tief in meine Bruſt gegraben hat. Ich ſah die Todtenbläſſe auf dem ſchönen Geſicht unſres Vaters, das nicht den Ausdruck des Zorns, ſondern nur den einer bittern herzzerreißenden Kränkung trug — ſah den ſchmerzlichen aber ſtolzen Blick, mit dem der Hohe auf ſie niederſah. —

Das Herz und die überwältigte Liebe hätte ſie wohl hingeriſſen, ſich zu ſeinen Füßen zu ſtürzen; allein die Gegenwart einiger jener Freunde, deren geheim feindſelige Geſinnungen ſie kannte, hielt einen ſolchen Ausbruch zurück; auch mußte wohl ihr Stolz erwachen, in dem Bewußtſeyn des erlittenen Unrechts. Gewaltſam drängte ſie ihre Thränen zurück — und ſagte mit erſtickter Stimme, dem zürnenden Geliebten die Hand reichend: leb' wohl denn, Paolo! — du willſt es; — lebe wohl! — nie werd' ich dich vergeſſen!

Nie werd' ich dich vergeſſen, Maria! — ſagte auch Paolo mit brechender Stimme, ſo als ob jedes von ihnen vom eignen Leben ſcheide.

Erſt als ich, der ich von dem Fortreiſen der Mutter und meinem Zurückbleiben gehört hatte, ihr nacheilte und ſchluchzend mich in ihre Arme warf, brachen auch ihre Thränen mit heftiger Gewalt hervor; ſie weinte lang, mich an ihrem Herzen haltend; dann kniete ſie zwiſchen mich und meine kleinere Schweſter, — dich, meine Angelika — nieder, jedes von uns mit einem Arm umſchlingend; betend für uns gab ſie uns ihren Segen, und theilte dann jenes bedeutende Unterpfand, den köſtlichen Ring, zwiſchen uns, dem wir jetzt unſer Wiederfinden danken.

Angelikas mitfühlende Thränen ſtrömten reich dem theuren Andenken. „Und unſer armer Vater?" ſagte ſie.

„Er lebt noch in der fernen Heimath," erwiederte Vilori, „er hatte nichts mehr auf der Welt als mich; und alle Zeit, welche mir die Geſchäfte meines Ordens übrig ließen, brachte ich bei ihm zu; ſchmerzlich wird er jetzt meinem Wie-

derſehen entgegen harren; und, o Gott, wie würd' ihn das deinige beglücken."

O ja, ja, laß mich zu ihm eilen!" erwiederte Angelika mit Feuer, „laß uns meinen Robert zur Mitreiſe, zum baldigen, zum ſchnellen Aufbruch auffordern!"

„Deinen Robert? — wiederholte der Ritter — So trog mich meine Ahnung nicht?"

Offen entdeckte Angelika dem liebenden Bruder das heilige Verhältniß, das ſie ſchon früh an ſeinen Freund gebunden hatte, an ihn, gegen den er ſo nah geweſen war, einen wiſſenloſen Verrath zu begehen. Mit Schauer blickte der edle Ritter noch einmal auf den zwiefachen Abgrund zurück, von welchem ihn die Huld der Vorſicht errettet hatte.

Beide kehrten nun mit verdoppelter Liebe gegen den Entfernten nach dem Schloſſe zurück, wo ſie ihn unterdeß gewiß endlich wieder angekommen glaubten. Allein ſie fanden ihn nicht, den ſie ſo ſehnlich erwarteten; ein ſeltſamer verhängnißvoller Zufall hatte ſich zwiſchen das Glück dieſer drei ſo wahrhaft und innig liebenden Menſchen gedrängt. So nah am Ziel glichen ſie den Schiffenden, die eben an einem blühenden Eiland Anker zu werfen denken, und die ein finſteres Ungewitter mit einemmal aufs neu in das grenzenloſe Meer hinauswirft; oft naht man im Leben ſich einander, nur um ſich deſto weiter zu entfernen.

Macdonald war zurückgekehrt, und eben in der Stunde, in der die zärtlichen Geſchwiſter ihre Wiedervereinigung feierten. Dienſtgeſchäfte hatten ihn einige Tage länger, als er geglaubt, in England aufgehalten; nach Vollendung derſelben eilte er auf Flügeln der Liebe zurück. Er hatte ſich vorge-

nommen, ſeine geliebte Anna zu überraſchen, und ſtieg daher im Dorfe ab, um durch den Park verſtohlen nach dem Schloſſe zu gelangen. Im Dorfe kam man ihm mit der Nachricht entgegen, daß ſich ſeit einigen Tagen ein junger Herr auf dem Schloſſe befinde, den man einen Maltheſer-Ritter nenne. „Deſto beſſer!“ rief der gute Macdonald entzückt: ſo wird die Ueberraſchung und Freude verdoppelt. O wie wird mein Herz ſo vieles Entzücken faſſen können!“

Er befahl jetzt ſeinem Reitknecht, in dem Dorfe zu warten, bis er ihn rufen laſſe, und durchwandelte den Park zwar leiſe, aber ſchnellen Schrittes. Kein Argwohn ſtieg in der redlich treuen Bruſt empor, in der die Liebe ihre Rechte gleich mit einer edeln ſelbſtvergeßnen Freundſchaft theilte. Nur derjenige, welcher eben ſo nach einem Freunde ſchmachtet, als nach einer Geliebten, verdient beide, (ſagt ein erhabener Dichter) — allein auch nur ein ſolcher kann begreifen, wie ſehr das Herz des tieffühlenden Macdonald durch einen Anblick zerriſſen werden mußte, wie er in wenig Augenblicken ihn erwartete.

Mitleidig ſchienen ſich die Zweige auf ihn herab zu neigen; zur Seite ſeines Pfades klagte wehmüthig eine Turteltaube um den geraubten Gatten. —

Ein dunkler Hain empfing ihn jetzt in ſeine grüne wallende Nacht; und jetzt vernahm er die geliebten Stimmen. Mit Freude klopfendem Herzen eilte er darauf zu; — doch welch ein Augenblick ſollte der treuſten Liebe lohnen! Er hörte, ohne die Worte zu verſtehen, den Laut der innigſten Zärtlichkeit — gegen einen Andern aus dem Munde der wandellos und einzig Geliebten! und dieſer Andere — war ſein

Freund! — Er ſah, wie eben Beide einander innig in die Arme ſchloſſen — und dunkel ward es vor ſeinen Augen — und er ſank in ſein umhüllendes Gebüſch zurück.

In einer unwillkürlichen Bewegung hatte er die Hand an das Schwert gelegt; — doch ſchnell behielt ein edleres Gefühl die Oberhand. „Iſt das die Treue der Erde?“ rief er ſchmerzlich, dumpf in ſich hinein und eine bittre kalte Thräne drang in ſein männlich feſtes Auge. — „Nein! ſo will ich mich nicht rächen! ich will der Treuloſen und dem Verräther zeigen, welch ein Herz ſie gebrochen haben!“

Mit wankenden, oft unterbrochenen, doch heftig ſchnellen Schritten verließ er ſeinen väterlichen Park und kam in das Dorf zurück, wo der treue Diener ſeiner Befehle harrte. Kommt Ihr ſelbſt, mich zu rufen, beſter Sir? rief ihm der alte treue Freund entgegen, ſoll ich nun kommen mit den Pferden?

Ja, zäume die Pferde, guter Toms! erwiederte ſein Herr, mit einem faſt wilden fieberhaften Händedrucke, — doch nicht nach dem Schloſſe, aus dieſem Lande ſollſt du mich begleiten. Doch vorher geh und hohle mir Papier und Dinte! Und dann auf ewig fort, noch ehe der Abend ſinkt!

Mit äußerſter Beſtürzung eilte der gute Toms, die Befehle ſeines Herrn zu erfüllen. Eine Anwandlung von wilder Heftigkeit, die ſowohl ſeinem Charakter als ſeinem Stande natürlich war, kämpfte in Macdonalds Gemüth mit ſeinem Edelmuth einen ungleichen Kampf. Der letzte ſiegte. Toms brachte erwartungsvoll das Verlangte, und Macdonald ſchrieb einen Brief, den er erſt nach ſeiner Abreiſe auf das Schloß zu tragen befahl. Darauf beſtieg er, von Toms begleitet, ſein gutes Pferd, und eilte nach dem nächſtgelegenen Hafen zu.

Als jetzt Vilori und Angelika im Schloſſe angelangt waren — mit welcher Ueberraſchung empfingen ſie dieſen verhängnißvollen Brief, auf welchem ſie ſogleich die Handſchrift erkannten; mit welchem Gefühle aber laſen ſie nachfolgende entſetzliche Worte:

„Empfangt mit dieſen Zeilen mein Lebewohl und meine Verzeihung zugleich! Wißt Anna und Vilori, ich war Zeuge eurer verrätheriſchen Umarmung im Park. Möchte ich doch auf immer das vergeſſen können, was meine Sinne zu verwirren drohte! Ich könnte dir entgegen ſtehn, Vilori, ich könnte mich in deinem Blute baden — und wohl möchte es ſüß ſeyn für den Augenblick! — Doch ich verzeihe dir! Seyd glücklich, wenn Euch anders das Bewußtſeyn, die treuſte Liebe durch Verrath belohnt zu haben, das jemals vergönnt. Du kannſt vielleicht noch Loszählung von deinem Gelübde erhalten, dann ſuche Annen das zu ſeyn, was ich ihr einſt — ach ſeliger Traum! — zu werden hoffte! — dann wende alle Kräfte deines Herzens an, ſie ſo heiß, ſo unausſprechlich zu lieben, wie ich ſie liebte. — Von mir befürchtet nie eine Störung eures Glücks, denn mich ſehet ihr nie wieder. Lebt wohl! lebt wohl auf ewig!"

Macdonald.

Wer vermöchte nicht ſich die Empfindungen zu denken, welche Macdonalds edelmüthiger Brief in den Herzen ſeiner Freunde hervorbrachte! Ohne ein Wort mit Angelika darüber zu wechſeln, gleichſam in ſtillſchweigender Uebereinkunft mit ihr, ſtürzte Vilori nach dem Stalle, ließ ſein Pferd ſatteln und befand ſich nach wenigen Minuten ſchon auf dem Wege, den Macdonald, wie er durch Nachforſchung im Dorfe erfuhr, auf

ſeiner großmüthigen Flucht genommen hatte. Der Mond erhellte ſeinen Pfad, und ſein feuriges Roß ſchien die Ungeduld ſeines Herrn zu theilen, ſo ſehr beflügelte es freiwillig ſeinen Lauf.

Angelika befand ſich indeß in einer Art von Berauſchung auf ihrem Zimmer. Die Vorgänge des heutigen Tages waren zu ſchnell, zu überraſchend auf einander gefolgt, als daß ſie ſich auf einmal hätte faſſen können. Die Unruhe, ob ihr Bruder den geliebten Flüchtling auch ſicher treffen werde, wechſelte in ihrer Seele mit den frohen Empfindungen alles deſſen, was ſie an dieſem Tage erfahren hatte. Sie hatte an dieſem merkwürdigen Tage einen zärtlichen Bruder gefunden; ſie hatte das große Herz ihres edlen Geliebten von der vollkommenſten Seite kennen gelernt. O glückliche, glückliche Angelika! ſprach ſie zu ſich ſelbſt: zwei ſolche Engel nennſt du dein! Dich theurer, theurer Bruder! und dich Robert, himmliſcher Geliebter! dich ſchöne große Seele! O wie wirſt du dich freuen, wenn du ſie ſchuldlos findeſt, denen du ſo großmüthig verzeiheſt! wenn du den Bruder wirklich in dem Freunde ſiehſt, den du mit Brudertreue liebſt!

Der Schlaf floh dieſe Nacht von ihren Augen. Vor Tagesanbruch ſchon erhob ſie ſich von ihrem Lager und trat ans Fenſter. Die Sterne glommen einzeln noch am Himmel, und Nebel ruhte auf dem ſtillen Thale. Allmählig erhoben ſich die Wipfel der Wälder aus dem weißen Nebelmeere, und nach und nach ſchienen ſich die Berge mit friſcherem Grün zu ſchmücken. Angelika zog jetzt Macdonalds Brief hervor, um ihn bei der erſten dämmernden Helle nochmals zu leſen. Darauf ſchweifte ihr Auge wieder über die Gegend hin, und ſiehe! ihr gegen-

über ſtand ſchon der Horizont in vollem Feuer. Funken blitzten hervor, und Roſen blühten ruhig zwiſchen den lodernden Flammen. In dieſem Augenblick ſtieg die Sonne prangend auf, und, welch' unnennbares Entzücken für Angelika! — die erſten Strahlen des holden Geſtirns beleuchteten ein ſchönes Reiterpaar, das eben brüderlich aus dem Thale heraufzog, und in welchem Angelika bald diejenigen erkannte, welche ihre Sehnſucht erwartet hatte. Sie flog die Treppe hinab, und eilte den Kommenden entgegen. In wenig Augenblicken lag ſie in ihren Armen, und nie hat wohl die Morgenſonne einen glücklichern Verein geſehen.

Jetzt durch doppelte Bande war das ſchöne Kleeblatt vereiniget, und jedes von ihnen nannte zwei Herzen von gleicher Inbrunſt ſein.

Der edle Bruder traf ſelbſt die Anſtalten zu der Vermählung der Schweſter und des geliebten Freundes, dann eilten Alle den trauernden Vater aufzuſuchen, der in der liebenden Kinder Wiedervereinigung, noch die einzige Linderung fand für die nie ganz geheilte Wunde. Alle trafen in der Folge, ſo oft es Viloris und Roberts hohe Berufsgeſchäfte vergönnten, bald auf Corſica, bald auf Irland zuſammen. — Im Thale von Greenhill aber, auf der Stelle, wo ſich die drei Liebenden an jenem Morgen fanden, ließ Robert zum Gedächtniß die Namen in ein Felsſtück graben:

Angelika, Macdonald und Vilori.

III.

Verschwiegne Treue.

Eine Sage vom Ufer der Maas.

Hell ſchimmerten die Kerzen im prächtig erleuchteten Ritterſchloſſe; die Hörner und die Saiten jubelten, und die feſtlich geſchmückten Herren und Damen ſtellten ſich fröhlich in die Reihen des Tanzes.

Es war das Hochzeitfeſt des Grafen Childerich von Noirmont. An ſeiner Hand führte die ſchöne Braut den Reigen an, beide von Glück und Freude ganz umſtrahlt, die ſich auch allen ihren Gäſten mittheilte. — Nur ein Trauriger war im ganzen Kreiſe, nur Lionar, ein junger Ritter, welcher, weil er ſehr arm war, im Sold des Grafen Waffendienſte that. Ihm ſchnitt die laute Freude durch das Herz; und ſtatt ſich in die Reihe der Tanzenden zu miſchen, entwich er aus dem hellen Saale, und ſchlich ſich durch die weiten ſchönen Gärten, die abwärts nach dem Fluß hinunter lagen. Es war die reichſtrömende Maas, da wo ſie nicht fern dem Ardennerwalde das Gebiet waffenberühmter Franken durchſtrömt.

Hier irrte Lionar am einſamen Geſtade; allein auch hierher folgte ihm der laute Jubelſchall, und die Lichter des Schloſſes ſchwammen wie goldne Funken auf der zitternden Fluth. Tiefe Seufzer drangen aus ſeiner Bruſt, und er rief ſchmerzlich aus der wunden Seele: O Gott, warum bin

ich doch ſo unglücklich, während ſich Alles freut! Wär' es Neid? Heiliger Gott! könnte der ein redliches Herz beflecken? Nein! o du ſiehſt, gern gönnt' ich Allen das glänzendſte Glück — und doch — drängt ſich mir immer der Gedanke auf: Ach alle dieſe ſtattlichen Ritter beſitzen ihre feſten Burgen, ſehen eine holde Gattin, oder doch ſonſt ein liebliches Herzgeſpiel heut Abend an ihrer Seite! — nur mir bleibt nichts von allen dieſen Gütern, und giebt es einen edleren Ritterſtamm als den meinen? Haben nicht meine Väter ſo gut als Childerichs für unſer Land, unter den Heeren Carls, ihr kühnes Banner in den Streit geführt? Und gleichwohl als er auftrat, der mächtige Bewerber, gleich waren Fredegundens Blicke allein auf ihn gerichtet! — Jetzt ſchwebt ſie als beglückte Braut an ſeiner Seite, — indeß der arme Lionar vergeſſen, unbemerkt in ſeinem Schmerz vergeht.

Graf Childerich hatte einſt dem Vater Fredegundens ein Fähnlein Hülfsvölker geſandt, die ihn aus einer dringenden Gefahr befreit hatten. Als nach erfochtnem Siege die fremden Krieger in die Burg einzogen, die ſie vor fremdem Eindrang beſchützt hatten, da ſtand das Fräulein dankend auf dem Balcon, und unter allen blühenden Geſtalten fiel ihr am meiſten die eines der Anführer in die Augen, eben des edeln Lionar, welcher in dieſem Zug aufs neue ſeine Tapferkeit bewährt hatte. Sie blickte lang dem ſchlanken Krieger nach, der ſein glänzendes Schwert und ſein noch glänzenderes Auge ſo anmuthsvoll beſcheiden geſenkt hatte. Und als am Abend der erfreute Burgherr den Freunden ein fröhliches Mahl mit Tanz begleitet gab, ſo zog ſie ihn vor allen

Andern vor, und ſprach ſo hold mit ihm, daß ſich wohl eine ſüße Hoffnung zu ſeiner aufglühenden Liebe geſellen durfte.

Sobald aber Graf Childerich ſelbſt erſchien, und ſie vernahm, daß der Krieger, der ihr gefallen hatte, nichts beſitze als eine uralte, zerſtörte Burg, und ein Schwert, welches er nur im fremden Solde ziehe, da ward es ihr nicht ſchwer, dem Wunſche ihres Vaters zu gehorchen, und dem reichen und mächtigen Bewerber ihre Hand zu geben. — Sie ſtrahlte jetzt als Childerichs Weib im Hochzeitſaale, während der arme Lionar in Gram verging.

Doch ſeltſam war es, die Wellen ſchienen ſeine Klagen zu verſtehen, ſie ſelbſt flüſterten heut ſo klagend; und wenn er ſeufzte, ſeufzten ſie ſympathetiſch mit. „Milder, theilnehmender Fluß!“ ſagte der Ritter, und blickte ſehnſuchtsvoll in ſeine Tiefen, „und winkte mir, der ich keine Heimath habe, vielleicht eine Heimath da unten?“

Sein frommer Muth verwarf doch bald dieſen Gedanken wieder; ſchwer wandte er ſein Auge weg, und richtete es in die Ferne. Da war es, als ſäh' er in der dämmernd duftigen Nacht fernab am Fluſſe eine ſchlanke weibliche Geſtalt ſich zu ihm herbewegen. Es iſt die ſchlanke, weißſtämmige Birke, ſagte der Ritter zu ſich ſelbſt, die dort am Ufer ſteht.

Allein es war als mache ſich es aus dem Dufte des Ufers los, und ſchwebe näher und näher; und deutlich erkannte jetzt der Ritter eine weibliche, hellumſchleierte Geſtalt, ſo zart und duftig wie aus Mondesnebel gebildet, und ihre Stimme, wenn ſie ſprach, war ſanft wie das Flüſtern der Wellen.

Sie blieb vor dem erſtaunten Ritter ſtehen, und er ſah gleichwie von mildem, mondlichen Licht erhellt die holdſeligſten Züge.

„Edler Lionar“ ſagte ſie ſanft, „warum ſo traurig, hier wo Alles ſo fröhlich iſt?“

„Ach hohe Herrin!“ verſetzte der Ritter und ſenkte ehrerbietig das Knie vor ihr, „da Ihr meinen Namen ſo wohl kennt, ſo werdet Ihr ja wohl auch wiſſen, wie arm ich, und verlaſſen bin.“

„Ihr arm?“ erwiederte die hohe Fremde „beſitzt Ihr nicht die erſten Güter? ein tapfrer Arm, ein edles Herz ſind Euer — und“ — —

„Ach Gott!“ rief Lionar ſchmerzlich, „wer achtet auf mein Herz?“ —

„Und eine Bildung“ fuhr die Fremde fort „worin dieß Herz ſich wiederſpiegelt, und welche wohl den Frauen minniglich erſcheinen mag.“

„Wie ſchöne Herrin?“ rief der Jüngling mit gekränktem Gefühl — „könntet Ihr meiner ſpotten? iſt es nicht blos der Gram verſchmähter Liebe, der mich in die einſame Nacht heraustreibt?“

„Armer Lionar!“ ſagte die Herrin im Ton der weichſten Zärtlichkeit, — und wie, wenn ein treueres Herz ſich innig ſehnte, Euch über jenes eitle zu tröſten? — Lionar, könntet Ihr nie mehr lieben?“

Sie ſagte das ſo mild und innig, daß er es wagte, zu ihr aufzublicken, und als er in den tiefen Himmelsglanz ihrer Augen ſchaute, da war es ihm, als ob er ganz darin verſinke, und als ob alles ſein ganzes voriges Leid ſich leicht

von ſeinem Buſen löſe, indeſſen eine Seligkeit, wie er ſie nie gekannt, ſein ganzes Weſen wunderbar umfange.

Auch das demuthvollſte, männliche Herz findet für ſo allgewaltige Liebe, als ſich des Ritters jetzt bemächtigte, den Ausdruck bald, vorzüglich wenn ihm wie dieſem, ſo ſelige Erwiederung verheißen iſt. Das ſchönſte Bündniß war geſchloſſen, ohne daß Lionar nur den kühnen Gedanken gefaßt hätte, zu fragen, wer die wunderbare Herrin ſey? Wie Augenblicke flogen die Stunden der Nacht dahin, von tauſend Liebkoſungen und ſüßen Liebesreden ausgefüllt, worin ſo manches erhebende Wort von höherer Abkunft gemiſcht war.

Jetzt dämmerte der Morgen auf; die Lichter im Schloſſe hatten trüber und einzeln gebrannt; ſie verloſchen nun gänzlich, ſo wie des Himmels Sterne; und ſchon begannen die Wellen der Maas im Vorübereilen der Morgenröthe flüchtige Spiegel vorzuhalten. Da ſchien die fremde Herrin mit einiger Scheu um ſich zu blicken, und ſagte dann mild, aber feſt: Jetzt muß ich von dir ſcheiden, holder Freund! Ich habe dich ganz ſo gefunden, wie du mir ſchienſt, wenn ich dich zuweilen, am Ufer des Stromes, im ritterlichen Spiel mit andern Waffenbrüdern ſah, oder auch wohl allein und ſinnig wandelnd. Ich ſah da wohl, dein Arm iſt ſtark wie die Kraft jener Wogen; dein Muth feſt wie Felſen des Geſtades. Jetzt weiß ich auch, daß dein Herz rein iſt, wie die kryſtallne Fluth der edlen Maas, und nun auf ewig wendet ſich dir meine Liebe zu. Wen aber Eine der Unſern liebt, dem wird es auch an irdiſchem Glück nicht fehlen. Jede Nacht, während im Schloſſe dort jubelnde Freude herrſcht, — denn Childerichs Hochzeitfeſt ſoll acht Tage und acht Nächte gefeiert werden; — jede Nacht

harre mein an dieſer Stätte! wenn du mich liebſt, ſo wirſt du dann ja wohl Erſaz für jene Freuden finden. —

Lionar ſank vor ihr auf die Knie, und wiederholte ſeine heiſſen Schwüre der Lieb' und der Treue bis in den Tod.

„Du wirſt verlangen meinen Namen zu wiſſen," ſagte die Dame mild, „nenne mich Maaſilia. — Doch — ſey verſchwiegen, wenn wir uns nicht auf immer trennen ſollen. Sie legte dabei den Finger, bedeutend auf den Mund, ging nach dem Fluß hinunter, indeß ſie ihm mit ſtillem Ernſt zurück zu bleiben winkte, und war in den Morgennebeln verſchwunden, eh der Ritter noch ſelbſt wußte, wie ihm geſchah.

Ein ſeliger Traum erſcheint ein hohes, unvermuthetes Liebesglück faſt immer, im Augenblick, wo es das erſtemal, ob auch auf Wiederſehen ſcheidet, allein im Herzen ſpricht doch eine Stimme laut und gewaltig von der Wahrheit ihres Daſeyns. Die Nüchternheit nach einer durchwachten Nacht erhielt noch in der Seele des Ritters die holden Traumnebel, die ihn umfangen hatten. Er eilte ans Geſtade des Stromes, er breitete die Arme in Liebesſehnſucht nach den feuchten Waſſernebeln aus, und leiſe und lieblich ſchienen ihm die Wellen zuzurufen: Ja, du biſt glücklich!

Und freudig, als die Sonne ſchon auf den ſtahlblanken Gewäſſern blizte, und das Schloß glänzend aus den Blumenfeldern vorragte, kehrte er zu den Uebrigen zurück; die aber nach durchſchwärmter Nacht ſich alle erſt der Ruhe überlaſſen hatten, und noch ſchweigend und feſt, tief in den Banden des Schlummers lagen. Auch Lionar warf ſich für kurze Zeit auf ſein Lager, wo ihn die lieblichſten Träume empfingen, und das Erlebte wiederholten. Auch die Blumen

als er zwiſchen ihnen hindurch wandelte, hatten ihm den Gruß der Wellen zugerufen.

Der Tag ſchien ihm unerträglich lang; er ſtahl ſich, ſo oft er nur konnte, hinweg aus dem Getümmel in die vertraute Einſamkeit; hundert mal wandte er den ſchlanken Nakken, und blickte ungeduldig nach dem Stande der Sonne, gleich als ob er ihren Lauf beflügeln wolle, eilte er dann raſchen Schrittes durch Feld und Hain, und ſang halbleiſe vor ſich hin:

Wie ſo träg verhaßte Sonne?
Wie ſo träg im müden Lauf?
Ach erſcheine, meine Wonne!
Geh, mein ſüßer Stern mir auf!

Und die Sonne ging unter; der Abendſtern ging auf. Im Schloſſe wurden die Kerzen wieder entzündet, und Tanz und Jubel hob vom Neuen an. Der arme überſehene Lionar aber eilte zu der Geliebten hoffend und zagend, ob ihm auch ſein Glück wieder erſcheinen werde.

Und von den Nebeln des Geſtades, wo er noch immer die weißſtämmige Birke zu ſehen meinte, wand ſich die zartduftige Bildung los, und wandelte zu ihm heran. —

Noch himmliſcher war dieſe Nacht als die vergangne, noch höher ward ihm Herz und Sinn gehoben von der Liebe der hohen Schönen, und den begeiſterten Worten, die ſie in ihre holden Liebesreden miſchte. Von nur noch kühnerer Thatenluſt fühlte er ſein ganzes Weſen durchglüht und gleichſam geheiligt.

Auch ſeine Tage waren nun beruhigter, da er ſeines

Glücks gewiß ſein durfte. Bei den Turnieren, welche der Lauf des Feſtes in ſich ſchloß, und andern Heldenſpielen, trug er ſo manchen Preis davon, weil ihm das Bild der unſichtbaren, theuren Herrin doch immer vor den Augen des Geiſtes ſchwebte, und ihm zum Siege Kraft verlieh. Die Blicke der Damen des Feſtes richteten ſich jetzt aufmerkſamer auf den jungen, anmuthigen Ritter, den ſie vorher in ſeiner ſtillen, zurückgezognen Traurigkeit überſehen hatten.

Allein die letzte Nacht kam jetzt heran, mit der das Feſt zu Ende gehend, auch die Dame ihr Scheiden angeſagt hatte. Die heilige Nacht erſchien ernſter, wehmüthiger und zugleich feierlicher.

Die Zeit des Halbmondes war indeß gekommen; er ſtand jetzt hoch am Himmel, und goß ſeine bleichen Schimmer auf die Gegend aus, allein theilnehmend hüllte er ſich in leichte Trauerſchleier, als ſich Maaſilia von dem Geſtad herauf bewegte, gleich war ihr ganzes holdſeliges Weſen umflort vom Schleier leiſer Wehmuth ob der bevorſtehenden bittern Trennung, und feierliche Hoheit miſchte ſich darein.

Ihr Ritter flog ihr, glühend von Schmerz und Liebe heut entgegen, und ſchien in der noch einmal gewährten berauſchenden Gegenwart Vergeſſen der nahen Trennung trinken zu wollen; doch ernſteren Tones redete ſie ihn an, nach den erſten Begrüßungen der Zärtlichkeit. Wir ſcheiden heut auf lang, mein Freund, ſprach ſie, ſo wollen es die Mächte des Geſchicks, und vieles Wichtige haben wir dieſe Nacht noch zu ſprechen.

Du weißt, mein Lionar, fuhr ſie fort, ich habe dir meine höchſte, innigſte Liebe zugewandt; deine Beſcheidenheit hat nie

gewagt nach meiner Herkunft zu forſchen. Wiſſe, ich bin die mächtige Nymphe der Maas, und der Mann, den ich liebe, darf nicht im Dunkel bleiben. Iſt nicht dein tapfrer Ahnherr Ivalthier ſo gut als Childerichs mit Roland in den Streit gezogen? Er fiel bei Ronceval; und ſollte darum nur ſein edles Blut gefloſſen ſeyn, daß du ſein Enkelſohn im Solde deines Gleichen dienen ſollſt?

Glut der Beſchämung flog dem Ritter brennendheiß über Stirn und Wangen; ſchmerzhaft klopfte das Blut in ſeinem Herzen, und jagte ſtürmiſch heiß durch die Adern, und wie er anfangs die Augen auf den Boden ſenkte, da ſtürzten ein Paar ſchwere, heiße Thränen zwiſchen den langen dunkeln Wimpern nieder; dann aber ſchlug er ſein ſchönes, himmelreines Auge, im Gefühl unverdienter Kränkung wieder auf, und rief: O Gott des Himmels! Sprache gibſt du, und ſolche Sprache, dem quälenden Gefühl in meiner Bruſt, ach, das ſchon lang mein Leben drückte! — — Vollende nur, ſchöne tödtende Herrin! Aber ſage dann auch, wie ich mein Schickſal hätte wenden können? Arm, der letzte verlaßne Sproß eines beſiegten, untergegangnen Heldenſtammes! —

Armer Liebling! ſagte die Hohe, voll mitleidsvoller Zärtlichkeit; an meinen Ufern liegen die Trümmer deiner Stammburg; durch dich ſoll ſie mit neuem Glanz erſtehen, durch meinen Beiſtand. Für jetzt ziehe nach Nancy! dort rüſtet ſich der tapfre Herzog der Loraine, Gottfried von Bouillon, zu einem glorreichen und ſegensvollen Kriege; ſtelle dich unter ſeine Fahnen, damit auch edler Ruhm die Fahnen meines Lieblings ſchmücke! An Mitteln ſoll es dir nicht fehlen, dich ſchön und würdig auszurüſten.

Sie trat bei dieſen Worten ans Ufer des nah vorüberwallenden Stroms, tauchte den ſchwanenweißen Arm in die bewegte Flut, und brachte eine Hand voll köſtlicher Perlen herauf, deren Eine ſchon hinreichend geweſen wäre, einen Ritter mit Roß und Waffen auszurüſten.

Nimm! ſagte ſie, und mit dem erſten Morgenſtrahl, eh ſich noch das Getümmel der Gäſte von der Burg entfernt, begib dich unbemerkt auf deinen Weg nach Nancy; kaufe dir ein ſtattliches Roß und eine glänzende Rüſtung. Auf deinen Schild laß eine ſilberne Waſſerlilie bilden, damit du deiner Fernen dich erinnerſt. Ziehe darauf zu herrlichen Thaten aus, und komm mir treu und liebend wieder.

Lionar war aufs Knie vor ihr geſunken, und nahm die Perlen an wie eine Himmelsgabe. Die überirdiſche Schöne hatte den rechten Weg gewählt, den allzugroßen weichen Schmerz der Trennung abzuſtumpfen, indem ſie ſeine Ehrliebe und ſeinen Thatendurſt entflammte. Aber als er auf die köſtlichen Perlen blickte, ſagte er wehmüthig: Befehle ſind die Worte, die aus dem Munde meiner ſchönen Gebieterin kommen, allein wenn ich bedenke, daß ich dieſe ſchönen zartweißen Perlen, die dir an mildem Schimmer gleichen, daß ich ſie hingeben ſoll im Handel gleich Geld und Gut! ſie die das Einzige ſind, was ich aus deiner theuern Hand empfing, ſo fehlt es mir an Muth, dir zu gehorchen!

Verwende ſie nur, wie ich dir hieß, erwiederte die Herrin mit einem dankbaren Lächeln, und nimm hier eine andere Gabe, die du mir zum Andenken bewahren magſt!

Bei dieſen Worten zog ſie eine Schnur noch weit ſchö-

nerer Perlen aus dem Gewande ihres Buſens, die dicht auf der zarten, ſchneeweißen Bruſt geruht hatten, und reichte ſie ihm.

Trag' es fortan auf deiner edeln Bruſt; fügte ſie hinzu, ein Sinnbild des innigen geiſtigen Bandes, das unſer Weſen an einander knüpft. —

Mit namenloſem, obwohl ſchmerzlichem Entzücken, erfüllte die überſchwengliche Zärtlichkeit der Herrlichen den Ritter. — Halbträumend kam er zurück nach dem Schloſſe; ihm war, als fühlte er die zarten Perlen erwärmt vom heiligen Lebenshauche der Geliebten.

Er that, wie ſie geboten hatte; ehe noch das Getümmel der Gäſte das Scheiden eines Einzelnen bemerken ließ, trat er den Weg nach Nancy an, den er in thatbegieriger Eile zurücklegte.

Er kaufte ſich eine prächtige Rüſtung von blauem Stahl, und ſo wie ihm Maaſilia geboten hatte, mit einer ſilbernen Waſſerlilie geziert; dazu ein herrliches Roß. Dann ſtellte er ſich dem edeln Herzog der Loraine vor, der mit Freuden den ſtattlichen Krieger unter ſeine Fahnen aufnahm.

Als er aber nun ſeinen feurigſten Wunſch erfüllt ſah; als er Zeit hatte, ruhig um ſich zu blicken, das Heer aber noch einige Monden lang in der Gegend von Nancy raſten mußte, ſo fiel ihm der Gedanke ſchwer aufs Herz, daß er das Haus ſeines bisherigen Dienſtherrn, ſo heimlich einem Verbrecher gleich, verlaſſen habe. Und da ihm nun Maaſilia nicht mit ausdrücklichen Worten verboten hatte, ihn vor dem Aufbruch noch zu ſehen, ſo beſchloß er, dieſe unthätige Zeit zu benutzen, um ſich rechtlich von ihm zu beurlauben. — Es mochte wohl auch der geheime Wunſch, vielleicht auf dieſe Art auch die Geliebte nochmals zu erblicken, im Hintergrunde ſeines Herzens liegen, und ihn zu ihrer Gegend zurückziehen.

Er bat Vergunſt zu einer kurzen Entfernung, und eilte nach dem Schloſſe Noirmont zurück. Allein Graf Childerich hatte ſchon mit aufloderndem Zorn Lionars willkürliche Entfernung aufgenommen; und als er ihn jetzt in ſo herrlich glänzender Ausrüſtung erblickte, da regte ſich der Neid in ſeinem ſtolzen und ſelbſtſüchtigen Herzen, daß der, welchen er ſeinen Untergebenen nannte, weit ſchöner und herrlicher erſchien als er.

Mit einem finſtern Blick ſah er auf den, der ihm ehrerbietig und bittend nahte. Er hörte nicht auf die treuherzige Entſchuldigung des Ritters, ſondern unterbrach ihn mit einem heftigen und verachtenden Vorwurf ſeiner pflichtvergeßnen Entweichung, und fragte dann gebieteriſch, woher der arme Söldner auf einmal jetzt die fürſtlich prächtige Rüſtung habe.

Lionar neigte ſich ehrfurchtsvoll und ſchwieg auf die Frage. —

Noch herriſcher wiederholte ſie der Graf. Verzeiht, mein hoher Herr, antwortete Lionar, wenn ich Euch alle, nur dieſe einzige Frage nicht beantworte, weil ich es nicht kann. Es ſey Euch genug, zu wiſſen, daß ich auf rechtmäßige Art zu ihrem Beſitz gelangte.

Wie? rief Graf Childerich aufgebracht, mir wagt Ihr eine Frage zu verweigern?

Und wie derjenige, der ſelbſt nicht edel iſt, auch Andern leicht Unedles zutraut, ſo ſtieg in ſeiner Seele auch der Gedanke auf, Lionar könne nur durch unrechtmäßige Wege zu dem ſo köſtlichen Rüſtzeug gekommen ſeyn, und müſſe ſich nothwendig auf ſeine Unkoſten bereichert haben.

Wie aber ſchon des Ritters ſtandhafte Weigerung ſeinen Stolz empört hatte, ſo gab der Gedanke eines Verbrechens nun dem erbitterten Stolz und dem heimlichen Neid

einen erwünſchten Vorwand. Immer aufgebrachter drang Childerich auf ein ausführliches Geſtändniß; allein immer gleich feſt verweigerte es der unerſchrockene Lionar.

Nun dann! — rief Childerich, und Gluthen des Zornes flammten wild über ſein Geſicht, und entſtellt zuckten alle Züge. — Nun dann! noch ſtehſt du in meiner Gewalt, und ich will ſehen, ob ich mir nicht Gehorſam erzwingen kann.

Er rief ſeine Leute; der Ritter ward umringt, und er, der ſich mit gewiſſenhafter Redlichkeit in die Gewalt des Tyrannen geliefert hatte, mußte jetzt, ungeachtet ſeines muthvollen Widerſtandes, der Uebermacht erliegen. Mit Feſſeln wurden die edeln Glieder belaſtet, und man brachte den Unglücklichen in einen düſtern, feſtgewölbten Saal, wo der grauſame Childerich befahl, ihm durch die Folter das Geſtändniß ſeines Verbrechens, oder zum mindeſten desjenigen zu erpreſſen, von dem er ſeinen unbegreiflichen Reichthum empfangen habe.

Lionar konnte unmöglich einen Urſprung ſeines Vermögens angeben, deſſen Ungrund nicht ſogleich durch Childerichs Nachforſchungen entdeckt worden wäre; und ſo wäre es eben ſo unnütz als erniedrigend für ihn geweſen, ſich zu einer Lüge herabzulaſſen. Wie aber hätte er den Namen derjenigen verrathen ſollen, der er ſo heilige Verſchwiegenheit gelobt hatte. Standhaft, mit feſtgeſchloßnen Lippen duldete er die Martern, die der unmenſchliche Gewalthaber noch immer zu verſtärken gebot. Das Auge brach für Schmerz, aber nicht ſein Muth und ſeine edle Treue. Und wenn auch mein Herz brechen ſoll! dachte er bei ſich — — als eben Childerich einen neuen Grad der Folter bereiten ließ. — Da rauſchten die Flügel der Thüre auf, und eine ſchöne Dame trat herein, in waſſer-

blauem seidnen Kleide, mit Perlen reich durchstickt; um ihren schlanken Hals und ihre weißen Arme schlangen sich zwischen Gold dämmernd schimmernde Perlenschnuren, und ein köstlicher zarter Schleier floß über ihre langen blonden Locken. Sie schlug ihn auf, und jeder Andre als der fühllose Childerich wäre von ihrer rührenden Schönheit entwaffnet worden. Eilig nahte sie sich der Stelle, wo der unglückliche Lionar zwischen seinen grausamen Quälern lag.

Wie sie durch den Saal eilte, war es, als ob die Falten ihres Gewandes wie leichte Wellen um sie schlügen. Sie blieb vor Lionar stehen, faltete ihre beiden Hände empor, und rief mit herzdurchdringendem Ton: Er ist unschuldig! Was thut Ihr Grausame? Und Thränen stürzten stromweis aus ihren schönen Augen auf den Boden nieder, auf den schon Lionars Blut geflossen war. Spottend sah Childerich, wie sich die hellen Thränen mit dem purpurnen Blute mischten und rief: Ein Jeder thue, wozu er berufen ist! Vergießt Ihr Thränen! ich vergieße Blut meines rebellischen Dienstmannes!

Da warf die Dame einen vernichtenden Blick auf ihn. Sie beugte sich über den Sterbenden, küßte seine Wunden, und schloß ihn mit unaussprechlich inniger und mitleidsvoller Zärtlichkeit in ihre Arme, und sagte, als sie ihn an den himmlischen Busen drückte: Mein edler, armer Liebling, du hast treue Verschwiegenheit bewährt; lebe und sey dafür auch tausendfach beglückt.

Und es war als ob ein wunderbarer Balsam mit der Berührung ihrer himmlischen Lippen in das Blut des Gequälten dringe: denn er schlug seine holden, schmerzmatten Augen

erquickt auf, und richtete ſich bald empor. Sie ſchlug darauf ihren Schleier um ihn, und führte ihn mit ſich aus dem Saale, ohne daß Einer ſich ihr zu widerſetzen wagte. Im Fortgehen wandte ſie ſich aber noch mit zornigem Blicke zu dem unmenſchlichen Gebieter und ſagte: Ja, ich habe hier Thränen vergeſſen, doch meine Thränen werden fürchterlich um deine Wohnung brauſen!

Bei dieſen Worten war ſie mit dem Ritter verſchwunden, die Flügelthüren ſchlugen krachend zu, es war als ob ein Sturmwind durch die ganze Veſte brauſte.

Es ward früher Nacht als gewöhnlich, finſtre Sturmwolken ſtiegen auf; zu Nacht brauſte und heulte der Sturm fürchterlich, wie er noch nie gethan. Erſchrocken ſprangen alle Bewohner auf, und eilten vor die Burg, da ſiehe, wälzte ſich der Strom wie ein ſchwarzer mächtiger Geiſt aus ſeinem Ufer auf die Veſte zu. — Da war kein Widerſtand; wer mag den Elementen widerſtehen? Wie zürnende Heerſchaaren ſtürmten die Wogen aus ihren Ufern tretend gegen die Veſte heran. Es wühlte, es donnerte, es krachte dumpf, und nieder ſtürzten die trotzigen Mauern, die ſchon ſo manche blut'ge Frevelthat, und auch die heutige geſehen hatten.

Als der Morgen mit trüber Röthe die überſchwemmte Gegend beleuchtete, da waren nur Trümmer und Steine von der zerſtörten Burg umherliegend zu ſehen; das Geſchlecht ſeiner ſchuldvollen Beſitzer aber war in den rächenden Fluthen untergegangen.

Der Strom war indeß wieder in ſein ruhiges Bett zurückgekehrt, und floß dumpfmurrend weiter, als könne er den heftigen Zorn noch nicht vergeſſen.

Die Nymphe aber hatte ihren ſtandhaften Liebling in eine der ſchönſten Grotten geführt und auf ein ſanft ſchwellendes duftiges Lager, wo ſie ſeine Wunden mit einem himmliſchen wunderbaren Balſam bethaute, ſo daß mit einemmal aller Schmerz verſchwunden war, und ſie wie durch Zaubermacht im Augenblick heilten. Ein neuer kräftiger Lebensſtrom floß erquickend durch ſeine Glieder.

Sie pflegte ſeiner noch eine ſelige Zeit, bis zum Aufbruch des Heers, und als er wieder roſig aufgeblüht war, in voller friſcher Jugendſchöne, da zog er mit dem edeln Gottfried zu herrlichen Thaten aus, Jeruſalem zu befreien, und das Joch der leidenden Glaubensbrüder zu brechen. Es war als ob in den furchtbaren Schlachten, die in jenen Tagen gekämpft wurden, eine unſichtbare himmliſche Macht ihn ſchirme; daß er aus allen glücklich und ſiegreich hervorging. Es war als fühle er die geiſtige Nähe der Geliebten, deren Bild ihm begeiſternd vorſchwebte.

Als aber nun das fromme tapfre Heer zur Heimath kehrte, und Lionar zu der geliebten Heimath ſeines Herzens flog, da ward ihm ſchon hienieden ein Theil der Seligkeit zum Lohne, die jene Helden ſich erkämpft hatten. Die holde überirdiſche Gattin war durch das zarte Band, das ſie mit ihm verſchlang, wie mehrere Weſen ihres Geſchlechts zu ſchöner Menſchlichkeit übergegangen. Er lebte lang beglückt mit ihr, und das Schloß Noirmont ſtieg herrlicher durch ihn aus ſeinen Trümmern auf, und trägt noch heut nach einem ſeiner Söhne den Namen: Charlesmont.

IV.

Der Maurenritter.

Schwermüthig, beklommen saß die reizende Zoraide in ihrem schönen Lustschlosse unweit Granada. Obgleich sich eins der goldverzierten, anmuthigen Zimmer in geräumiger Pracht an das andre reihete, so kam es ihr doch eng und bänglich darin vor; denn ihr Bruder, der stolze Emir Osman, hatte ihr, als er einen Zug in das maurische Mutterland Afrika that, streng geboten, die Einsamkeit ihrer Mauern mit keinem Schritt zu übertreten, bis er heimkehren werde; und Zwang ist immer eine herbe Frucht für ein edles Gemüth.

Was ihn aber am herbsten für die gefühlvolle Zoraide machte, das war der Grund, warum er ihr aufgelegt worden. Ihr Bruder hatte ihre Hand dem mächtigen Abdul versprochen, einem Türkenfürsten und seinem Freunde. So sehr aber der herrische Bruder über die jüngere Schwester, die, noch halb Kind, verwaist seinem Schutze anheim gefallen war, ein strenges Ansehen übte, und so entschieden er für diese Verbindung stimmte, so wandte sich doch das Herz Zoraidens unbezwinglich von dem ihr nur flüchtig bekannten Freier ab, der alle die üppige Pracht seines Orients in seinem Wesen, und auch alle gebieterische Rohheit seines Volkes in seiner Liebe zeigte. Bei dem Gedanken: *seine* Sklavin zu werden, empörte sich das Gefühl der edlen Jungfrau auch ohne

das Bild eines Andern, der jetzt geheim, aber mächtig in ihrer Seele herrſchte.

Nun blühten zwar die Myrthen- und Orangenhaine ihres Gartens mit berauſchendem Duft; Oleander und feurig glühende Granaten und tauſend andere herrliche Blumen durchleuchteten das Grün, und Lauben von Jasmin und Roſen luden ſie in ihren dämmernden Schoos; auch konnte ſie das Thal in zauberiſcher Schönheit von ihren Fenſtern überſchauen; das Alles aber reichte nicht hin, die Sehnſucht ihres Herzens zu beſchwichtigen. Vorzüglich ward dieſe unruhige Sehnſucht wohl durch die ſüßen Lautenklänge wach, die, wenn die Nacht heraufgezogen war, wenn Mondesnebel ſich über das reizende Thal gelagert hatten, aus dem blühenden Gebüſche herauf zu ihrem Fenſter ſchwebten.

„War das nicht wieder der ſchöne Selim?“ fragte die ſchlaue Suleima, die Vertraute Zoraidens, mit einem ſchelmiſchen Seitenblick auf die Sinnende, als die Töne verhallt waren; — „der wunderbare Ritter, „fuhr ſie fort: „der, einzig durch das Geheimnißvolle ſeines Weſens meiner ſchönen Gebieterin oft ſo tiefes Nachdenken verurſacht; denn ſo etwas wünſcht doch ein forſchender Geiſt zu ergründen.“

„O ſey ſtill!“ rief Zoraide aufſtehend, indem ſie ſich bemühte, eine zürnende Miene anzunehmen; allein wie ſtreifendes Sonnenlicht durch die Wolkenſchatten brach ein Lächeln heimlichen Wohlgefallens durch den Schatten des Unmuths auf den reizenden Zügen; Aufmunterung genug für die ſchlaue Vertraute, noch eine Zeitlang in demſelben Tone fortzufahren, nachdem auf ihre bittenden Blicke die Schöne wieder Platz genommen hatte.

„Daß er," fuhr Suleima nach einer Weile fort:" daß er, ein Unbekannter, bei den Kampfſpielen von Granada ſich in die Schaar unſerer Abenceragen-Ritter miſchte; daß ſeine glänzende Tapferkeit bald Aller Augen auf ſich zog, und daß er den zweiten Kampfpreis aus den Händen der Königin empfing: ein Damascenerſchwert mit goldnem Griff, das ſind Thatſachen, welche allgemein von ihm bekannt ſind; daß er beim Empfange des Preiſes nicht auf die glänzenden Augen der Königin, nicht auf die funkelnden Demanten am Griff des Schwerts ſah, ſondern einzig auf die liebliche Zoraide, die an der Seite der hohen Preisvertheilerin herrlicher ſtrahlte, als alle Edelſteine des Königsſchmuckes von Granada, auch dieß blieb nicht verborgen."

„O nun hör' auf!" rief Zoraide von neuem, ſich loszureißen verſuchend von dem nur allzufeſſelnden Geſpräch, während dem ſich ihre zarten Wangen mit immer höher glühendem Incarnat überzogen hatten.

„O laß mich nur dieſen Satz vollenden, holde Gebieterin," ſchmeichelte Suleima: „Ich wollte ſagen, dieß Alles ſind bekannte Dinge. — Daß der Ritter ſeitdem in ſtillen Nächten um das Luſtſchloß der ſchönen Zoraide irrt; daß ſeine ſüßen Lautenklänge wetteifern mit den Nachtigallen unſers Thals, dieß iſt ſchon weniger bekannt; wer er ſelbſt aber iſt, aus welchem Lande und von welchem Stamme, dieß war und bleibt ein undurchdringliches Geheimniß!"

„Ach! haſt du, Schwätzerin, mich doch endlich zum Eingehen in dein Geſpräch gebracht!" ſagte Zoraide mit einem Seufzer, „und wohl zum recht theilnehmenden Eingehen. Ja, ich kann es dir nicht länger verbergen, wie es mich be-

unruhigt, ſo gar nichts von ſeiner Abkunft, von ſeinem ganzen frühern Seyn und Weſen zu wiſſen. Er zeigte bey dem Kampfſpiel einen Siegelring des großen Achmet, des tapfern Statthalters von Cordova vor, zum Zeichen, daß er eng in Freundſchaft mit dieſem verbunden, und man ließ dieſes Unterpfand ſeiner Würdigkeit gelten, um ihm den Einlaß in die Schranken zu gewähren. Seine in der That nicht gewöhnliche Tapferkeit beſtach die Kampfrichter zu ſeinem Vortheil, ſo, daß man nicht ſo ſtreng auf der Nennung ſeines Namens und ſeines Stammes beſtand."

„Seine Tapferkeit beſtach die rauhen Männer," fiel Suleima ein: „war es denn ein Wunder, wenn ſie auch die gefühlvolle Zoraide in ſo weit blendete, daß ſie die reizende Geſtalt des fremden Kriegers wirklich für reizend anſah? —"

„Ach, ſpotte wie du willſt!" rief Zoraide: „ich konnte nicht ganz unempfindlich für ſeine Vorzüge bleiben. Allein warum verbarg er ſich ſo ſcheu? — Er ſchickte mir des andern Morgens einen Selam, in welchem Roſen und die hochrothen Balſaminen von feuriger Liebe ſprachen, ein Zweig Corallen Verſchwiegenheit verhieß; aber auch ein kleines Reis der dunkeln Cypreſſe hinzugefügt war, die Trauer unglücklicher Liebe anzudeuten. — Und — rührender ſprach dieß Symbol zu meinem Herzen, als alle Zeichen kühner Zärtlichkeit."

Unter ſolchen Erinnerungen hatte ſich Zoraide in ihr ſittſames Schlafgemach zurückgezogen, das der Mond mit ſeinem ſchwärmeriſchen Schimmer erhellte. Er fiel durch die niederwallenden Gardinen herein, die, wie zartduftiges Gewölk, vor

den kryſtallnen Fenſtern ſchwebten, und ſchmückte die vergoldeten Wände noch reicher mit ſeinen goldenen Blumen. Die Jungfrau ſchlug zuweilen die holden Augenlieder wieder auf, nach ihm hinüber zu blicken; denn der Schlaf zögerte, ſie zu beſuchen, ſo ſorgfältig ſie ſich auch in die ſeidenen Decken ihres Lagers hüllte. Die ſchwermüthigen Klagen der Nachtigall ſchallten aus dem ſtillen Gehölz herüber. Jetzt aber miſchten ſich darein noch ſüßere Klänge, die Lautentöne des geliebten Ritters erhoben ſich wieder ganz nah' ihrem Fenſter; leiſe, aber herzdurchdringend und deutlich vernehmbar, tönte das nachfolgende Lied zu ihr empor:

Stille ruht ſchon auf den Auen,
Wiegt in Schlummertraum die Welt;
Und des Mondes Schimmer thauen
Lind herab vom azurblauen,
Leichtbewölkten Himmelszelt.

Und das Lied der Nachtigallen
Hebt ſich ſchmachtend, ſehnſuchtsvoll
In des Haines Blüthenhallen;
Die beſeelten Töne wallen
Mit des leiſen Bachs Geroll.

Schon wohl ſchlummert meine Holde!
Hört ſie nicht die Nachtigall?
Säng'rin in der Liebe Solde
Spricht ihr nicht im Mondesgolde
Leiſer Klagen Wiederhall?

Aber mög' ein Traum ihr mahlen
Das bezaubernde Gefild,

Quell und Lied, und Mondesſtrahlen!
Ach, und wohl von meinen Qualen
Auch ein deutſam rührend Bild!

Mondesſtrahlen gleicht ihr Saiten;
Grüßt ihr ſchönes Schloß im Thal!
Könnt' ich leiſ' ins Inn're gleiten,
Zart und rein, wie Klang der Saiten,
Zärtlich, wie der Mondenſtrahl.

Seufzend lehnte ſich Zoraide auf den ſchwellenden Pfü zurück, als der Geſang verhallte. Sie hätte ſich gern lei von ihrem Lager erhoben, und durch das Fenſter nach de Sänger gelauſcht; allein ſie fürchtete den Spott Sule ma's, die in dem Nebengemach ſchlief, und durch die offe ſtehende Thüre ihre Bewegungen ſehen konnte. Die Sch miſche nahm zwar den Schein des tiefen Schlafs an; alle ſie hatte jedes Wort, ſo gut als die Gebieterin ſelbſt, ve nommen.

Die arme Zoraide wendete ſich von einer Seite auf d andere; doch nur flüchtig, nur unterbrochen kam der Schlum mer zu ihr herab, und nur um ihr im Traum das Bild d ſchönen Ritters zu zeigen, der wachend ihre Gedanken b ſchäftigte. Sie ſah ihn bald im Kampfſpiel, mit dem hoc ragenden, prächtigen Reigerbuſche auf dem lichtblauen Tu ban, den ein funkelnder Edelſtein zuſammenhielt; ſah n ſein leichtgeſchwungener Wurfſpeer nimmer des Ziels verfehlt bald wieder wie der ſtolze Held, in ritterlich anmuthiger G lanterie, ſich ehrerbietig vor der Königin, — und vor d neben ihr ſitzenden Zoraide neigte; wie ſeine blitzenden Auge noch ſiegender als ſeine Waffen, in die ihren drangen. So u

ter immer wechselndem Erscheinen und Verschwinden des theuern Bildes kam der Morgen heran, und als Suleima an das Lager ihrer fürstlichen Freundin trat, sah sie an den heißen Wangen der Schönen, an dem sanften Schmachten und der reizenden Mattigkeit in den sonst so glanzvollen Augen, deutlich die Spuren der schlaflosen Nacht, und der lieblichen Unruhen, welche die Stelle des Schlummers eingenommen hatten. Die schwarzen, seidenen Locken rieselten aufgelößt zur Seite über die blendend weiße Stirn, und flossen um den alabasternen Hals, die schöne, unruhig wogende Brust bedeckend.

Die muthwillige Suleima stellte sich, als bemerke sie gar nichts von der Befangenheit der Heimlichliebenden, und freute sich, wie den Tag über mit jeder Stunde die bange Unruhe Zoraidens stieg, wie sie, als der Abend herannahte, immer öfter von der kunstreichen Arbeit aufsah, mit der ihre zarten Finger am Webstuhl beschäftigt waren; wie sie dann immer öfter nach dem Fenster hinlauschte.

Gleichwie nur nachlässig hingeworfen, sagte die Muthwillige: „Die sinnreiche Zoraide sollte doch einem so liebenswürdigen Bewerber wieder die Gunst eines Selams zugesendet haben."

„Und was," sagte nachdenkend die holde Zoraide: „was meinst du wohl, was ich ihm hätte senden können?"

„Zum Beispiel," erwiederte Suleima: „zum Beispiel — Birnenblüthe. —"

„Welchen Sinn hat diese doch gleich?" fragte Zoraide herumsinnend, und sagte dann mit unschuldigem Lächeln zu Suleima: „Ich kann mich wahrlich in diesem Augenblicke

nicht darauf besinnen! Sage, Suleima, was räthst du mir, durch die Birnenblüthe auszudrücken?"

„Ihr Sinnspruch heißt —" versetzte die Leichtfertige zögernd, und mit verstellter Schüchternheit:

„Daß ich's länger nicht verhehle:
Dein Serail sucht meine Seele!"

„O Suleima!" rief Zoraide überrascht, mit edlem Unwillen, und eine hohe Röthe überflog ihr schönes Antlitz: „wie darfst du wagen, in das Heiligthum meiner Gefühle so kühn entweihend einzudringen?"

„Verzeihung! flehte die Listige: „ich wußte nicht, daß meine schöne Gebieterin so bedenklich wäre, die Neigung für einen nicht minder schönen Freier zu gestehen. Allein, ihm zu antworten, wenn er wieder seinen herzschmelzenden Gesang erhebt, dieß scheint mir doch selbst die edle Sitte zu verlangen: und eben heute ginge das vorzüglich leicht, da der mürrische Hassan, den Osman zur Aufsicht des Hauses, und gleichsam unser Aller, hier gelassen hat, eben verreist ist.

„Ach, wer weiß, ob er eben heute wieder erscheinen wird!" seufzte Zoraide, deren Unwille bei dem Gedanken, daß der Ersehnte eben heute, an dem unbewachteren Tage, nicht kommen werde, längst wieder in Milde geschmolzen war.

Da erklangen in diesem Augenblicke, früher als gewöhnlich und ganz nahe, die geliebten Melodien.

„O jetzt muß der liebliche Sänger Antwort erhalten, wenn er seinen Gesang beendigt hat!" rief Suleima: „Heute kann die Stimme Zoraidens in unbewachter Abendstille zu dem Sänger dringen; und die silberbesaitete Laute hängt so lang unberührt, traurig schmachtend dort an der Wand."

Zoraide ſeufzte, und wagte es, ſich leiſe den goldnen Gittern des Fenſters zu nahen; Suleima ihr zur Seite.

„Wie Schade!“ flüſterte dieſe, „daß die Pfirſiche und Orangenzweige unter dem Fenſter den ſchönen Sänger halb bedecken! Doch, ſingt nicht auch die Nachtigall unter grüner Umhüllung?“

„O ſey doch ſtill!“ bat Zoraide; denn eben erhob, nach einem einleitenden Vorſpiel, der Ritter den Geſang:

Nach Granada, nach Granada
Zog mich aus der weiten Ferne
Schüchtern glühendes Verlangen
Nach dem lieblichſten der Sterne.

Zoraide! Zoraide!
Schönſte Blume dieſer Fluren!
Zürnſt du, wenn der treu'ſte Ritter
Sehnend folget deinen Spuren?

Senke deine Strahlen nieder,
Heller Stern vom Lichtgeſtade!
Laß der Blätter Purpur ſchimmern,
Süße Roſ', um meine Pfade!

Zoraide! Zoraide!
Blum' und Stern in gleicher Schöne,
Blicke freundlich zu mir nieder,
Höre mild des Sängers Töne!

„Nun jetzt! jetzt!“ flehte Suleima, und Zoraide nahm bebend, und mit hohem Purpur auf dem reizenden Antlitz, die Laute, die ihr Jene entgegen hielt; und ſie mit den nied-

lichen Fingern belebend, ſang ſie dazu die nachfolgenden antwortenden Strophen:

Wär' ich Stern, und wär' ich Blume,
Wie ſo holde Lieder melden,
Strebt' ich wohl nach größerm Ruhme,
Als zu freu'n ſolch edlen Helden?

Doch mir ward kein Sternenfunkeln,
Keine Pracht der ſüßen Roſe;
Einſam leb' ich nur im Dunkeln,
Wie das Veilchen blüht im Mooſe.

Und mich bannt an ſtilles Zimmer
Bruders Will' und ſtrenge Sitte;
Nur des Mondes ſanfter Schimmer
Kömmt herein mit leiſem Tritte.

Zarter Sänger! edler Ritter!
Wollt ihr Pfand der Huld mir geben,
Schont die hinter frommem Gitter
Still verhaucht ihr ſanftes Leben.

Zoraide wich ſchüchtern nach geendigtem Geſange in das Innere ihres Zimmers zurück; allein der Ritter griff ermuthigter in die Saiten, und ſang dazu:

Welcher Zwang wohl könnte binden
Edlen Geiſt und ſtarken Willen?
Winke, Herrin! und verſchwinden
Müſſen all' die ſtrengen Hüllen;

Niederfallen dieſe Gitter,
Die mich grauſam von dir trennen!

O vergönne, deinen Ritter
Kühn mich vor der Welt zu nennen!

Von den ſtrengen Höhen nieder
Steige mild, mir Troſt zu geben!
Gib, was ich verlor, mir wieder!
Glück und Ruh, geliebtes Leben!

„Ja, ſteige hinab, holde Gebieterin," rief Suleima, „ſteige hinab in das duftige Paradies des Gartens, wo dein die Liebe harrt! Faſſe den Augenblick, der vielleicht nie ſo günſtig wiederkehrt!"

„Was ſagſt du, Tollkühne!" rief Zoraide, auf ihren eigenen heimlichen Wünſchen überraſcht.

„Die Abendröthe weilt jetzt noch im Myrthenwäldchen am hintern Ende des Gartens:" fuhr die Schlauüberredende fort. „Ich laſſe ihn durch das Pförtchen ein, das von dort aus ins Freie führt. Zoraide harrt ſeiner im Wäldchen, und — der Glückliche liegt zu den Füßen meiner ſchönen Gebieterin. —"

Zoraide wußte zu wohl, daß die fröhliche Suleima, ihres Muthwillens ungeachtet, mit treuer Liebe an ihr hing, um ihr zu mißtrauen. Von ihr überredet, noch mehr vom eignen Herzen, folgte ſie ihr hinab in den Garten, nachdem Suleima dem Ritter vom Fenſter aus ein Zeichen gegeben hatte, an der Gartenpforte zu harren.

Die leichtfüßige Botin flog voran, und als die Schüchternliebende eben erſt mit bebendem Schritte den Eingang des Wäldchens erreicht hatte, durch das die Abendröthe ſchimmerte, da ſah ſie ſchon den Ritter ihr entgegeneilen. — Seine Wan-

gen glühten noch höher, als die Abendröthe, und seine Augen blitzten von schönerem Feuer, als der Stern der Liebe, der in dem rosigen Aethermeere schwamm, und durch die dunkeln Myrthenzweige strahlte.

Ja, Liebe und Entzücken war der Ausdruck seiner Blicke, als er sich zu den Füßen der angebeteten Zoraide warf; und fast wohl dieselbe Sprache kam ihm aus den Augen der Zärtlichliebenden zurück. — Es währte eine Zeitlang, eh' auch die Lippen Beider Worte fanden für das unendliche Gefühl in ihrer Brust; und die glückliche Stunde war verschwunden, ehe sich Beide nur den tausendsten Theil von dem gesagt hatten, wovon ihre Herzen voll waren; denn wer hat Maß für die geflügelt enteilende Zeit der Wonne? Wann kann die Liebe je das Ende gegenseitigen Wechseltausches finden? und wann, nach tagelanger Mittheilung, hat sie nicht etwas noch, oft eben das Wichtigste, nachzuholen?

An die Frage nach der Abkunft und der Heimath des unbekannten Ritters war nicht gedacht worden; auch hatte Zoraidens Zartgefühl sie nicht so unvorbereitet wagen wollen. Ihr gnügte es, sein Selbst, das edle, liebenswerthe Selbst ihres Geliebten nur immer deutlicher und unzweifelhafter erkannt zu haben.

Nur Eines wird bei der reichen Fülle der liebenden Gespräche nicht leicht vergessen, die Verabredung fortgesetzter Zusammenkünfte.

Dieß hatten auch Suleima und Zoraide nicht versäumt. Welcher Zwang wäre so bindend, daß er Mädchenlist zwingen sollte; vorzüglich unter jener heißen Sonne, und unter dem widerstanderregenden Scepter muselmannischer Strenge? Was

auch die ſchüchtern, aber glühend liebende Zoraide nicht zu erdenken wagte, das half die ſchlaue, fröhliche Suleima ſchnell erfinden und ausführen zugleich. Der alte Haſſan ward leicht überliſtet, die übrigen Dienſtleute gewonnen, und die Rückkehr des gefürchteten Bruders und des noch fürchterlichern Bräutigams, an den zu denken Zoraide ſcheute, war noch entfernt.

Stunden der reinſten und zärtlichſten Liebe ſah der Myrthenhain noch oft in ſeinem verſchwiegenen Schatten, indeß Suleima in beſcheidener Entfernung die Sicherheit ihrer theuern Gebieterin bewachte. — Wenn aber jetzt auch Zoraide öfter mit ſchonender Hand verſuchte, die Hülle wegzuziehen, die ihren geheimnißvollen Liebling vor ihr verbarg, ſo wußte er doch ſtets gewandt ihr auszuweichen, und nur ſich ſelbſt ihrem Herzen immer theurer zu machen. Sie fühlte ſich mit jedem Tage unwiderſtehlicher an ihn gezogen, obgleich das unheimliche Dunkel, das ihn umgab, ſie immer ängſtlicher bekommen machte.

So ſaß ſie auch einſt gegen Abend, als die gewöhnlich Stunde des Wiederſehens nahte, in ſchwermüthiges Sinnen verloren. — Da ergriff Suleima die Laute, und ſang nach ihrer eigenthümlichen Weiſe die folgende Romanze:

Auf dem Schloß, am Meergeſtade,
Saß die ſchöne Königin;
Zu dem kühlen Wellenbade
Lenkte ſchon ſich Phöbus hin.

Senkſt du, ſchöner Gott, dich nieder?
Haſt du deinen Lauf vollbracht?

So auch kehrt mein Held mir wieder
Bei dem Nah'n der holden Nacht.

Wirst du, Göttin, ihn empfangen,
Wie der Liebe Gunst es will?
Kühlst du ihm die Gluth der Wangen,
Machst du heiße Sehnsucht still?

Siegend kehrt mein Liebling wieder
Wohl aus Heldenkampf und Schlacht;
Sinke Licht des Tages nieder!
Mir wird licht die holde Nacht.

Suleima legte die Laute weg, und sah ihre Gebieterin scherzend, fragend an.

„Ach, Suleima!" sagte Zoraide mit schmerzlichem Ernst: „wie soll ich dir das wunderbare, räthselhafte Gewirre von Ideen und Gefühlen in meinem Innern erklären? wie soll ich mir es selbst erklären, was mich oft so widersprechend bewegt?"

„Du fürchtest," — sagte Suleima: „daß deines Bruders Meinung über den Ritter nicht mit der deinen übereinstimmen werde. Allein kann wohl die Herrschaft eines Bruders so weit gehen, daß er einer edlen, selbst schon an Geist gereiften Schwester zumuthen dürfte, einen gewaltthätig rohen Gebieter, wie Abdul, dem liebenswürdigsten der Männer vorzuziehen?"

„Ich fühle," erwiederte Zoraide, sich mit edlem Bewußtseyn emporrichtend: „daß keine äußere Gewalt Macht hat über das Heiligste in unserm Innern. Zu diesem Bewußtseyn meiner selbst hat mich Selims Bekanntschaft geführt."

„Nun dann," rief Suleima mit Zufriedenheit. —

„Allein auch ohne Abduls zu gedenken," fuhr Zoraide fort: „über Selim ſelbſt hab' ich wohl Urſache traurig zu ſeyn, ſieh, ich ängſtige mich über das Ungewiſſe, Geheimnißvolle ſeines Weſens — und dennoch — wenn ich mir — dennoch bebe ich bei dem Gedanken — ihn, wenn nun der geheimnißvolle Schleier ſinken ſollte, ihn ſelbſt, den Liebenswürdigen — als den gebietenden Herrn eines Harems zu erblicken!"

„Nun! — und möchteſt du das nicht?" fragte Suleima verwundert.

Zoraide ſchwieg einige Augenblicke, als kämpfte ſie, ihren Gefühlen Klarheit und Ausdruck zu geben.

„Sollte dir es unangenehm ſeyn," fuhr Suleima theilnehmend forſchend fort: „die Gunſt des Geliebten mit andern Frauen zu theilen? Wenn du die auserwählte Lieblingin ſeines Herzens biſt, ſo ſtehſt du ja als die Gebieterin der Andern, und ſie ſind gleichſam nur die verzierenden Edelſteine um den koſtbaren, auserwählten Diamant."

„Du biſt freilich," verſetzte Zoraide, „in den Sitten des Orients aufgewachſen, und kannſt noch weniger, als wir in unſerm ritterlichen Maurenlande, von der Gerechtſame der Liebe wiſſen. Ich aber will dir aufrichtig entdecken, was ich darüber denke und empfinde. Ich kenne deine warme, treue Liebe für mich; — du weißt, daß meine erſte Erzieherin eine Chriſtin war, die das Geſchick des Krieges zur Sklavin der Unſern gemacht hatte; aus ihren Erzählungen und Geſprächen nahm meine Seele ſchon frühzeitig Bilder auf von einer Liebe, wie ſie die glücklichen Frauen der Chriſten beſeligt, wo

die Rechte liebender Herzen vollkommen gleich ſind, ſo wie ihre edlen Freuden. Denn wohl iſt es empörend, mit Andern die Liebe, ja nur die leichteſte Gunſt des Mannes theilen zu müſſen, der unerbittlich ſtreng die zarteſte Treue von uns verlangt! Was hälfe es mir, die unglückliche Gebieterin noch unglücklicherer Mitſchweſtern zu ſeyn, wenn ich, wie ſie, nur Sklavin bin? — Dort" — fuhr ſie begeiſtert fort, indeß ihre Wangen von innerer, höherer Röthe flammten, und ihre ſchönen Augen freudig glänzten: — „dort iſt Eins das heilige Eigenthum des Andern; ohne allen drückenden Zwang, da wahre Liebe ewig Freiheit, und Freiheit einzig wahre Liebe ſchafft. — Das Weib des Spaniers, wenn ihr Krieger zur Ferne zieht, darf — —"

Jetzt erklangen die geliebten Töne wieder, welche das Zeichen zu der jetzt ſchon gewohnten Zuſammenkunft gaben; aber ſie dießmal inniger, dringend ſehnender zu erflehen ſchienen. Thränen ſtürzten aus Zoraidens Augen bei ihrem ſehnſüchtigen Rufen; ihr Herz war eben nur erſt ſchmerzlich aufgeregt worden von den Betrachtungen, die ſie von dem geliebten Bekenner Mahomets entfernten, und jetzt bey ſeinen Tönen fühlte ſie wieder alle die zauberiſche Macht, die ſie unwiderſtehlich an ihn zog.

Suleima hatte voll Erſtaunen die ſeltſam kühnen Reden ihrer Gebieterin angehört, und trotz der ſonſtigen Gewandtheit ihrer Zunge, wußte ſie doch nicht, was ſie auf ſo Unerhörtes antworten ſollte. Sie war froh, daß die Töne an ihrer Statt entgegneten, und wagte nicht, die Herrin zu ſtören, die ernſt und in großer Bewegung darauf lauſchte. Die

Stimme Selims fiel in die Lautenklänge ein, und ſang mit tiefem Ausdruck die nachfolgenden Worte:

An des Himmels blauen Bogen
Stand die Sonn' in heitrer Pracht,
Doch, verhängnißvoll gezogen,
Senkt ſie ſchon ſich bald in Nacht.

Und wie dauernd Glück und Wonne
Nie in flücht'ger Zeit beſtehn,
Wird auch meines Lebens Sonne
Bald in Trennungs-Nacht vergehn.

Steig noch einmal zu mir nieder,
Schönſte, du mein Sonnenſtrahl!
Höre freundlich meine Lieder!
Ach, vielleicht zum letztenmal!

Ein neuer bis dahin noch ungeahneter Schmerz durchdrang bei dieſen Worten Zoraidens Herz. Wenn Liebe ſich in der Sicherheit der geliebten Gegenwart gewiegt hat, ſo ſchreckt ſie der Gedanke nahe bevorſtehender Trennung, gleich einem Donnerſchlag, aus dem ruhigen Schlummer, und lehrt ſie erſt, ſich ſelbſt in ihrer vollen Stärke kennen.

Verſchwunden war jetzt aus der Seele des Mädchens Alles, was ſie nur eben erſt von dem Geliebten entfernt hatte, nur ein Gefühl: nur der Ahnungsſchauer der Trennung erfüllte ihre Bruſt, und trieb ſie in bebender Eile dem Myrthenwäldchen zu, wo ihr Selim ſchon durch die wankenden Schatten entgegen eilte.

Wunderbar verſchönert erſchien er ihr heute durch den Gedanken ſchmerzenvoller Trennung, und durch den Schmerz

ſelbſt, der ſich unverkennbar in ſeinen Zügen mahlte. Heftig bewegt warf er ſich zu den Füßen der Geliebten; ſein ſchönes Auge blickte flehend zu ihr auf, indeß eine tödtliche Bläſſe das edle, männliche Antlitz überflog. — „Zum letztenmal vielleicht auf lange Zeit!“ — rief er aus der beklommenen Bruſt herauf.

„So wär' es wahr, was die Worte des Liedes von naher Trennung ſprachen?“ lispelte Zoraide, in tiefer Rührung ſich zu ihm niederbeugend.

„Wahr!“ rief der Ritter mit der Heftigkeit des Schmerzes: „Befehle, die ich dieſen Morgen empfing, rufen mich auf die Stelle meiner Pflicht, weit, weit von dieſen ſeligen Gebieten; allein nicht ſcheiden kann ich, angebetete Geliebte, ohne dir ein Geſtändniß abgelegt zu haben, das ſchwer auf meinem Herzen laſtet! — Wirſt du verzeihen können, daß mich der Wunſch, von dir geliebt zu ſeyn, zu einer Täuſchung hinriß; zum mindeſten zur Verheimlichung meines wahren Seyns?“ —

Mit Schauer fühlte jetzt Zoraide den Augenblick nahen, wo der geheimnißvolle Schleier fallen ſollte.

„Ich wünſchte,“ fuhr der Ritter fort: „erſt deine Liebe feſt und ſicher zu gewinnen, ehe ich dir ſagte, daß nicht Selim mein Name iſt, daß eine weite, eine ungeheure Kluft zwiſchen uns liegt, die nur wahre — nur heldenmüthige Liebe überfliegen kann.“

In dieſem Augenblicke eilte Suleima heran, und meldete, daß Muzza, ein treuer Diener Selims, an der Pforte ſey, mit der Kunde: Ein Ritter von dem Heere Selims ſey eben

in deſſen Wohnung angekommen, mit eiligen Befehlen ſeines Feldherrn, und habe ihn hier ſelbſt aufſuchen wollen.

Beſtürzt eilte Selim dem zuvorzukommen, und nahm nur noch im Scheiden von der Geliebten das Verſprechen, ihm eine nochmalige Zuſammenkunft zu bewilligen vor ſeiner Abreiſe des nächſten Morgens, wenn er ſo ſchnell als möglich ſich von dem unwillkommenen Beſuche werde hinwegſtehlen, und ihr das Zeichen davon mit ſeiner Laute geben können.

In tiefer Erſchütterung ſagte es ihm Zoraide zu, und blieb, als der Ritter verſchwand, und Suleima ihm folgte, um die Pforte wieder zu verſchließen, betäubt, halb träumend auf der Stätte ſtehen, welche die höchſte Wonne und den tiefſten Schmerz ihres Lebens geſehen hatte. Bewußtlos hafteten die dunkeln Blicke auf dem Boden. Da ward ſie in der immer tiefer einbrechenden Abenddämmerung ein weiſes Blatt, zwiſchen den Stauden im Graſe, gewahr, das ihr Liebhaber unfehlbar verloren haben mußte. Sie hob es auf; es war ein zuſammengeſchlagener Brief, und — aus den Schatten des Hains heraustretend auf das freie Blumenſtück, erkannte ſie noch bei dem letzten, ſchwachen Abendſcheine, daß er in caſtilianiſcher Sprache überſchrieben war, welche ſie durch ihre Erzieherin hatte verſtehen lernen.

Von wunderbaren Gefühlen durchdrungen, verſchloß ſie ſich in ihr Gemach, und las, beim Schein einer Kerze, die Aufſchrift:

„An den Ritter Don Fernando de Luna.“

Der Brief war von dem ſpaniſchen Feldherrn, Don Juan de Leon, und enthielt in kurzen Ausdrücken den dringenden

Befehl, ſich alſobald zu ſeinem Heer zu begeben, bei nahe bevorſtehendem Wiederausbruch des Krieges.

Mit namenloſen Empfindungen las Zoraide, und las immer wieder die Züge, die ihr ein Glück zu verheißen ſchienen, von dem ſie nur noch eben kurz vorher mit Begeiſterung geſprochen hatte, das Glück: die freie, edel gehaltene Gattin eines großmüthigen Chriſtenritters zu werden.

Entzücken überwallte ſie bei dem Gedanken, und dennoch mußte er ihr zugleich fürchterlich ſeyn, da er ihr entweder Verluſt des Einziggeliebten, oder Trennung von Allem, was ihr bisher theuer geweſen war, von Bruder, Vaterland und Allem früher Angehörigen drohte.

Sie durchwachte die Nacht mit der theilnehmenden Suleima, unruhig auf das Zeichen zum letzten Wiederſehen des Geliebten wartend. Allein ſo aufrichtig ſie auch der bewährten Vertrauten ihre eigenen Geſinnungen eröffnet hatte, ſo feſt verſchwieg ſie ihr doch das, was ſie als das Geheimniß des Freundes ahnen mußte, und harrte nun mit hochklopfendem Herzen des Augenblicks, wo ſie von ihm ſelbſt die gänzliche Enthüllung des wunderbaren Räthſels erhalten würde. Unzweifelhaft war es daſſelbe Geſtändniß, das er ihr hatte thun wollen, als ihn die Ankunft ſeines Dieners unterbrach.

Allein die Stunden der Nacht ſchlichen langſam, qualvoll den Harrenden dahin! das falbe Weiß des anbrechenden Tages ſtreifte ſchon fern den Oſten, bald in glühendes Roſenroth übergehend, und den empor zuckenden Flammen folgte jetzt ſchon die Sonne in majeſtätiſcher Pracht; nur Zoraidens Sonne zögerte noch immer zu erſcheinen.

Jetzt endlich tönte das erſehnte Zeichen, und leichter als

der West über die Blumen ſtreift, flog ſie mit ſchwebenden Füßen über das feuchte Gras, von dem die Sonne noch die Thränen der Nacht nicht weggeküßt hatte.

Sie ſah den harrenden Geliebten, herrlich umleuchtet von der Morgenſonne, in aller ſeiner herzgewinnenden Schöne. „Ich komme ſpät, geliebte Zoraide," rief er nach den erſten ſchmerzlich ſeligen Begrüßungen. — „Spät konnt' ich mich der Pflicht der Gaſtfreundſchaft gegen den an mich geſandten Ritter entziehen, und als ich vor Tagesanbruch auf dem Wege zu dir war, hielt mich noch eine Ritterpflicht auf. Ich ſah, als ich durch das nahe Gehölz trabte, zwei Muſelmänner, in geringer Entfernung von mir, geſellig neben einander reiten, wovon der Eine plötzlich den Andern meuchelmörderiſch anfiel; worauf drei ſeiner Leute mit den Waffen in der Hand aus dem Gebüſch ſtürzten, den Unglücklichen übermannend. Ich flog hinzu, dem Bedrängten zu Hülfe gegen ſeinen Widerſacher, deſſen Art des Angriffs mir ſchon genugſam die Schlechtheit ſeiner Sache bewies.

Wir kämpften verzweifelt gegen die Ueberzahl, bis das Gefolge des angegriffenen Ritters hinzu kam. Die Meuchelmörder nahmen die Flucht, und ich konnte den Schwerverwundeten in der Pflege ſeiner Leute zurücklaſſen, um zu dir, Geliebte, zu eilen; denn die Augenblicke ſind gezählt, die ich noch hier zu verleben habe!"

„So iſt es wahr?" rief Zoraide, und ſank unter hervorſtürzenden Thränen an ſeine Bruſt.

„Wahr! angebetete Geliebte," entgegnete der Ritter, alle Faſſung zuſammennehmend; „der Waffenfreund harrt meiner, und die Roſſe ſind zum Abzuge gerüſtet. Von dem

Geſtändniß, das ich dir zu thun habe, hängt es ab, ob ich jetzt auf immer von dir, der Wonne meines Herzens, ſcheiden oder ob deine heldenmüthige Liebe meine Seligkeit zu der höchſten Stufe heben ſoll? Ob du den Muth haſt, den Vorurtheilen deines Volks zu entſagen, und mir zu folgen, wenn du erfährſt, daß — daß ich —"

„Daß du ein Spanier biſt," rief Zoraide mit flammenden Wangen, ſich von ihm abbeugend, und die leuchtenden Augen erwartungsvoll auf die ſeinen gerichtet.

„So iſt der Brief ſchon zum Verräther an mir geworden — den ich auf dem Wege verloren zu haben glaubte;" entgegnete der Ritter nicht ohne Beſtürzung. „Wohl, du ſprichſt es aus! Ja, himmliſche Geliebte, ich bin von den Feinden deines Volks und deines Glaubens, und — Don Fernando de Luna iſt mein Name. —"

„Doch du wirſt bleich, Geliebte;" unterbrach er ſich erſchrocken, „hab' ich das Loſungswort der Trennung ausgeſprochen?".

„Nimm die Antwort darauf aus dieſen Herzensſchlägen!" verſetzte Zoraide, und lehnte ſich erſchöpft an ſeine Bruſt. „Aber laß mich jetzt Faſſung ſammeln," fügte ſie hinzu: den Flug ſeines entzückten Hoffens hemmend, — „für das, was mir zwar ſchon dieſer gefundene Brief verrathen konnte, und was nun doch — klar ausgeſprochen — zu mächtig alle meine Kraft zu überwältigen droht. Erzähle mir, wie das Unglaubliche wirklich geſchehen konnte? Wie du es wagen durfteſt, dich in die Mitte unſerer Ritter zum Kampfſpiel einzudrängen?"

„Ein toller Einfall des Muthwillens!“ erwiederte der Ritter: „in der müßigen Laune des Waffenstillstandes erzeugt. Achmet, der wackre Statthalter von Cordova — aus dem Stamme der Abencerragen — hatte mit mir den Freundschaftsbund errichtet, als ich ihm, nach dem Treffen bey Almeria, eine ehrliche Waffenpflicht erzeigt; — denn nie hab' ich mich ungroßmüthigen Hasses gegen die Deinigen schuldig gemacht. — Durch das Ansehn, das mir der Siegelring, das Freundschaftspfand des tapfern Achmet, unter seinen Stammesverwandten gab, erleichterten mir diese den Einlaß, dessen ich mich würdig zu zeigen suchte. — Dennoch ward meine Kühnheit nur zu hart gestraft, als ich dich erblickte, und alle Qualen hoffnungsloser Liebe dulden mußte, bis ich den kühnen Entschluß faßte, unerkannt um dein Herz zu werben. Entscheide denn jetzt über mein Geschick! — Ich bin nicht der Letzte von den Rittern des castilianischen Heers, und meine Burgen liegen fest und schön an den Ufern des edlen Tajo.“

Erwartend blieb der Ritter vor der geliebten Jungfrau stehen, die sinnend eine Zeit lang schwieg; dann sagte sie mit ruhiger Fassung: „Ich habe es wohl in meinem Innern erwogen, was Pflicht und auch was Liebe von mir fordern können. Mein Bruder hat sorglos den Freuden seines Harems gelebt, ohne sich um das Herz seiner Schwester zu kümmern. Unerbittlich blieb er bei meinen Thränen, als ich ihn auf den Knieen beschwor, mich nicht dem unedlen Abdul aufzuopfern, von dem sich meine ganze Seele in Abscheu und Empörung wandte. Ihm hat er mich unwiderruflich zugesagt, und in wenigen Wochen muß ich der Ankunft des Verhaßten entgegen zittern, wenn es mir nicht gelingt, der Herrschaft

eines Bruders zu entgehen, der nur die Strenge, nicht die Liebe der frühverstorbenen Aeltern für mich geerbt hat."

„O meine arme, holde Zoraide!" rief der Ritter, bei dem das Mitleid noch die Begeisterung der Liebe erhöhte. „O könnte meine heiße Zärtlichkeit dir doch alle frühern Wunden vergessen machen! — Aber," setzte er zögernd hinzu — „hast du auch wohl bedacht, ob du fähig wärst, den frühangenommenen Glauben deiner Väter mit der Lehre des Kreuzes zu vertauschen, wodurch die Gattin eines Christenritters doch einzig das heilige Recht der Ehe mit ihm theilen kann?"

„Höre mich aus!" versetzte Zoraide fest; und mit wenigen, dem Herzen feurig entströmenden Worten, enthüllte sie ihm die Meinung, die sie schon früh zu den Sitten, zu dem ganzen Wesen der Christen hingezogen habe, und gestand ihm, wie sie bereits durch ihre erste Erzieherin eine Ahnung des Lichts empfangen habe, das den Bekennern eines göttlichen, am Kreuz geopferten Erlösers zu Theil werde.

Mit welcher Seligkeit jetzt erst der fromme Christenritter die ihm vom Himmel selbst nun zugesagte Braut in seine Arme schloß, bedarf keiner Worte. Er sagte ihr in feuriger Eile, wie Alles auf den Fall ihrer Einwilligung schon zu ihrer Mitreise vorbereitet sey. Er beschwor sie, ihm auf der Stelle zu folgen, mit Zurücklassung aller ihrer Kostbarkeiten, deren er nicht bedürfe; er werde sie, bis zu seiner Rückkehr aus dem Kriege, unter den Schutz seiner Königin bringen.

Betäubt von der Eile, mit welcher sie auf diese Weise über die noch umwölkte Schwelle ihrer Zukunft treten sollte, stand noch die holde Liebende, da rauschte es in dem Gebü-

ſche, und ähnlich einem wuthſchnaubenden Tieger, mit zornfunkelnden Augen, ſtürzte der verhaßte Abdul hervor.

So prächtig war ſeine Umhüllung, wie die jenes blutdürſtigen Raubthiers, und eben ſo drückten alle ſeine Züge Bosheit und Tücke aus.

„Beym Mahomet!“ brüllte er, „Verruchter! meine Verlobte in deinen Armen?“ Und ſeine Hand lag an dem juwelenbeſetzten Griffe ſeines Schwertes.

Ein Blick auf die ſchöne, zitternde Geſtalt, die zur Seite ſtand, beſänftigte ein wenig ſeine Wuth. „Zoraide!“ rief er ihr zu: „ich kam, dich eilig von hier fortzuführen, wie mir dein Bruder aufgetragen; — doch vorher muß der Schädel dieſes Verräthers geſpalten werden.“ Und in dem Augenblick blitzte ſein prächtiger Säbel über dem Haupte des edlen Caſtilianers, deſſen Damascenerklinge in gleichem Nu der ſeinen entgegen klirrte. Der kriegsgewandte Don Fernando de Luna bewies, daß er das ſichelförmige Schwert nicht minder gut zu ſchwingen wußte, als das gerade, fränkiſche Ritterſchwert. Beide fochten eine Weile mit heftiger Erbitterung. — Da hörte man durch das Getöſe des Kampfs den dröhnenden Hufſchlag zahlreicher Roſſe, und eine mauriſche Reiterſchaar hielt an der Hinterpforte des Gartens, ihren ſchwer verwundeten Führer in der Mitte.

Eben war der Kampf beendigt; denn ein kräftiger Hieb Fernando's hatte den rechten Arm des Muſelmanns gelähmt; mit einem brüllenden Fluch ließ Abdul den reichen Säbel fallen.

Jetzt trugen die mauriſchen Krieger den Verwundeten heran; — und — mit Entſetzen erkannte die ſchon von dem

Grauſen des Kampfs halbohnmächtige Zoraide in ihm ihren Bruder, den Emir Osman.

„Gelobt ſey Allah! daß ich dich erreiche!“ rief er, ihr matt die Hand entgegen ſtreckend, während ſie ſich in Jammer zu ihm beugte. — Jetzt aber fiel ſein Blick auf Abdul. „Ha, Verräther!“ rief er mit angeſtrengter Kraft. — Dieſer hatte ihn ebenfalls alsbald erkannt, und ſich erbleichend abwendend, ſäumte er nicht, ſprang ſchnell nach der Pforte, warf ſich auf ſein leicht geſchenkeltes, arabiſches Roß, und floh pfeilſchnell dahin, von ſeinen Dienern gefolgt, die er dort hatte warten laſſen, und die ihm auf das Schwertgeklirr zu ſpät zu Hülfe geeilt waren.

Niemand dachte daran, ihn zu verfolgen; denn alle waren mit dem todtmatten Emir beſchäftigt, den dieſe Aufwallung von Ueberraſchung und Zorn gänzlich erſchöpft zu haben ſchien; auch waren alle dieſe Begebenheiten einander mit ſolcher Blitzesſchnelle gefolgt, daß die Anweſenden alle noch in gänzlicher Verwirrung waren. Zoraide lag weinend auf den Knieen neben ihrem verwundeten Bruder, deſſen Tragbahre man niedergeſetzt hatte. Wenn ſie vorher durch die Erinnerung an ſeine Strenge, an ſeine Unempfindlichkeit für die Gefühle ihres Herzens gegen ihn entrüſtet geweſen war, ſo regte dagegen der Anblick ſeiner Gefahr, ſeiner Leiden alle Innigkeit ihrer früheren Liebe für ihn auf. Sie küßte ſeine erkaltenden Hände, und ihre Seele war jetzt nur mit ihm beſchäftigt, indeß ſeine Krieger und die herzugekommenen Dienſtleute, welche die erſchrockne Suleima ſchon bei dem erſten Beginn des Kampfs zuſammengerufen hatte, wetteiferten, ihm Hülfe zu

ſchaffen. Fernando aber ſtand regungslos, verſunken in den rührend ſchönen Anblick; ſey es nun, daß unwillkürlich ſein reines Bewußtſeyn, ſey es, daß nur der angeborne Muth ihn ſo ſorglos die rings umgebende Gefahr vergeſſen ließ.'

Auf ihn fiel jetzt der wieder auflebende Blick des Emirs. „O mein Retter!" rief Osman, und Freude ſchien ſeine Lebenskraft zurückzurufen. „Wie wunderbar ſcheint Allah dich auch jetzt zum Schutz der Schweſter herbeigeführt zu haben, wie du den Bruder vorhin vor dem mörderiſchen Anfall des tückiſchen, verrätheriſchen Abdul ſchütztest!"

Fernando hatte in dem Verwundeten den ſtattlichen Muſelmann nicht verkennen können, dem er im Haine gegen den meuchelmörderiſchen Angriff zu Hülfe geeilt war; — und — wunderbar mußte wohl er, und mußte Zoraide in der Fülle des Herzens die Fügung nennen, womit die göttliche Vorſicht Feindſchaft in ſegenbringende Freundſchaft umgewandelt hatte.

Der Emir gebot, ihn nach den Zimmern ſeiner Schweſter zu bringen, wohin ihm Zoraide, und auf ſeinen Wink, auch der Ritter folgte. Hier, nachdem er einige Faſſung geſammelt hatte, richtete er ſich empor mit einer ſo milden Heiterkeit, als ſeine Umgebenden nie an ihm gewohnt geweſen waren. Es ſchien, als habe das Herannahen des Todes ſeine ſonſt etwas rauhen und herriſchen Züge ſo wunderlich rührend gemildert. „Schweſter," ſagte er, „vergönne mir in deiner ſtillen Wohnung die letzten Stunden meines Lebens hinzubringen."

„O Allah! Wie!" rief Zoraide, aufs neue in Jammer ausbrechend.

Ein Achſelzucken des dabei ſtehenden Arztes beſtätigte ihr die Vermuthung des Kranken.

„Es iſt zu weit, mich zu meinem Harem in Granada bringen zu laſſen, — "fuhr Osman fort: — „und zu dir zieht mich das Herz; ich habe Unrecht gegen dich zu vergüten, gute, ſanfte Schweſter! Unerbittlich hatte ich dich dem abſcheulichen Abdul zugeſagt, deſſen Verworfenheit ich jetzt mit Verluſt meines Lebens kennen lernte. Ohne Vorſatz hatte ich den Tückiſchen beleidigt, und meuchelmörderiſch war ſeine Rache."

„Wär's möglich?" rief Zoraide.

„Rache," fuhr Osman fort, „und ohne Zweifel Neid zugleich, weil ich ihm bei Bewerbung um die Statthalterſchaft von Almeria vorgezogen wurde. Hätte nicht der große Prophet hier dieſen ſeinen Auserwählten geſandt, ich würde unter den Streichen des Verräthers geendet haben; und ohne Zweifel wäre ihm die Frevelthat gelungen, die ich aus allen Umſtänden vermuthen muß. Er würde dich deiner ſtillen Freiſtätte entriſſen haben, ehe du das Schickſals deines Bruders erfahren hätteſt."

Schaudernd ſtand Zoraide, ſchaudernd über ſo tiefe Verworfenheit des Mannes, dem ſie zum Eigenthum beſtimmt geweſen war; wie man vom Rande eines Abgrundes, in dem man eben im Begriff geweſen war, zu ſtürzen, hinab in ſeine ſchaudervolle Tiefe ſieht. Empört hatte der edle Ferdinand die Erzählung gehört, und zugleich mit tiefem Schmerz, daß ihm das Schickſal nicht vergönnt hatte, das Leben eines

wackern Mannes, des Bruders ſeiner Geliebten, zu retten. — Das herannahende Scheiden dieſes theuern Verwandten war das Einzige, was das Glück der nun vereinten Liebenden trübte; denn ſichtlich ſchwebte der dunkelſchattende Flügel des Todes über ihm.

Da richtete er ſich noch einmal auf, und ſprach mit friſchem, freudigem Lächeln: „Ich fühle es, die goldnen Pforten vom Paradies der Seligen werden ſich bald vor mir aufthun; zwar hätt' ich wohl gewünſcht, vom rühmlichen Felde der Schlacht dahin überzugehen, und nicht in ſchnödem Hinterhalt gemordet. Doch hat mein Arm oft Tod unter den Reihen der Spanier verbreitet, und wohl als Helden werden mich die ſchönen Houris aufnehmen. — Alle mir Angehörige ſind verſorgt; nur für dich, arme Schweſter, blieb mir noch ein Wunſch hienieden," ſetzte er hinzu: „der Wunſch, daß du in dieſem tapfern Ritter auch einen Schützer für dein ganzes Leben finden möchteſt."

Unvermerkt miſchte ſich in die treue Vorſorge des biedern Muſelmannes auch hier noch ein Zug ſeiner Neigung, über das Schickſal ſeiner Schweſter zu beſtimmen.

Dankend hob Zoraide ihr ſchönes Auge, durch Thränen glänzend, zum Himmel auf, und ließ es dann dem naſſen Blicke des Geliebten begegnen.

In tiefer Rührung ſanken beide an dem Lager des Sterbenden nieder, und Fernando ſchwur ihm mit heiligem Eide, der treue, lebenslängliche Beſchützer ſeiner Schweſter zu ſeyn. Welche Schwierigkeit ſich wohl dem Wunſche des wackern,

ſtrenggläubigen Osman entgegen geſetzt haben würde, durften die ſchonenden Geſchwiſter ihm verſchweigen; denn der Tod, der ſich bald mit ſanftem Gruße zu ihm niederſenkte, erſparte ihm den Schmerz, in Fernando den eignen Freund und den Feind ſeines Volks und ſeines Glaubens trennen zu müſſen.

V.

Die Erdbeeren

oder

das wandelnde Geschenk.

Endlich, rief Alexowitz, endlich habe ich das Mittel gefunden, die reizende Kathinka zur Annahme eines Geschenks zu bewegen! eines Geschenks, das trotz seines hohen Preises ihre stolze Zartheit nicht beleidigen wird. Der Genius der Liebe selbst hat mich in diese Gegenden geführt, wo ihre Lieblingsfrüchte, die purpurnen Erdbeeren in der Mitte des Eismonds reiften. Edelsteine könnte man mir bieten, statt dieser köstlichen Früchte! Jene würde sie verschmähen, wie sie sie oft aus meiner Hand verschmäht hat; diese werden berührt von ihrem Mund, dem Purpur ihrer süßen Lippen weichen müssen! — O glücklicher Alexowitz, und glückliche, glückliche Früchte!

Es war auf einem der kaiserlichen Lustschlösser in der Nähe von St. Petersburg, wo der Anbeter der schönen Kathinka diese glückliche Entdeckung machte. Von der künstlichen Hand des Gärtners gepflegt, waren hier wirklich mitten unter den Frösten jenes eisigen Himmelsstrichs, mitten in den rauhesten Wintertagen, eine Anzahl Erdbeeren gereift, die dem Frühling ihren Duft und ihren Purpur abgestohlen zu haben schienen. Edelsteinen hatte sie der begeisterte Liebhaber an Köstlichkeit verglichen, aber auch köstlich war der Preis, den der zauberhafte Gartenkünstler für seine Wunderfrüchte

forderte; und daß die achtzig Rubel, die er für ein kleines Maß davon verlangte, ohne Widerrede gezahlt wurden, das wird jeder glauben, der das Ritual der Liebe nur ein wenig kennt. Fein fühlend von Natur, schon erfahren in der Kunst, sich in Damenherzen einzustehlen, war Alexowitz weit entfernt, sein Verdienst auf eine unzarte Weise geltend zu machen; allein der Gartenbursche, der zur Ueberbringung des köstlichen Geschenks ausgewählt wurde, schien von der Liebe selbst zu ihrem dienstbaren Genius geschaffen, so geschickt wußte er nicht nur den Namen des Gebers, sondern auch den Preis der köstlichen Gabe durch den Schleier der Delikatesse blicken zu lassen.

Das, was Alexowitz von dem Fräulein gesagt hatte, war nicht ungegründet; ein edler Stolz hielt sie zurück, je ein Geschenk von ihren zahlreichen Verehrern anzunehmen, obgleich ihr Vermögen ihrer Geburt nicht glich. Der erste Eindruck, den das zarterfundene — zartgebotene Geschenk des großmüthigen Alexowitz auf sie machte, konnte nicht anders als süß und schmeichelnd für ihr Herz seyn; allein nach einem kleinen Nachdenken drängte sich ihr unwillkürlich die Bemerkung auf, wie eine so beträchtliche Summe da um ein Nichts verschwendet sey; und seufzend sah sie die schönen Erdbeeren an, ohne sie zu berühren.

Die Mutter des Fräuleins, durch ihre Lage noch mehr, als sie, zu Sorg' und Sparsamkeit gewöhnt, errieth, was in ihrem Innern vorging, und säumte nicht, ihren Betrachtungen Worte zu geben; sie stellte der armen Kathinka vor, wie sie für diese ganz unnütz verschwendete Summe so manchen kleinen schwer entbehrten Putz für sich, so manche kleine

ſchwer entbehrte Bequemlichkeit für ſie beide hätte haben können, bis endlich einmüthig beſchloſſen ward, das koſtbare, ihnen überflüſſige Geſchenk, in aller Stille wieder zu verkaufen. Das Kammermädchen, vorſichtig unterrichtet, eilte eine ihrer Freundinnen aufzuſuchen, die ſich mit dieſer Art von Handel beſchäftigte, und dieſe gab die beſten Hoffnungen zu einem vortheilhaften Verkauf.

Mutter und Tochter waren noch im Geſpräch über dieſen, ihr innerſtes Gefühl doch ein wenig verletzenden Anſchlag, als Koſſinski bei den Damen eintrat, ein junger galliziſcher Edelmann, der Einzige unter Kathinka's Verehrern, der ſie vielleicht am innigſten liebte, aber der minder reich und prächtig als Alexowitz, ihr noch nie ein ſo glänzendes Geſchenk hatte bieten können. Auch das Herz des Fräuleins ſchien ſich zu dem ſchlanken Koſſinski zu neigen; allein ob dieſes Herz nicht zu eitel war, um jenem äußern Glanz allen Einfluß zu verſagen, ob die Kälte, womit der edle Pohle heute von ihr empfangen ward, nicht von dem Vortheile ſeines glücklichen Nebenbuhlers herrührte, dieß läßt ſich ſchwerlich beſtimmen. Wer kennt die Labyrinthe eines Mädchenherzens? Vielleicht war es auch Unmuth, dem Wenigergeliebten wider Willen einen kleinen Vorzug zugeſtehen zu müſſen.

Vergebens ſuchte der bekümmerte Liebhaber zwanzig Gegenſtände der Unterhaltung auf: keiner darunter fand vor der übeln Laune ſeiner Gebieterin Gnade. Unruhig warf er zuweilen den krauſen Lockenkopf zurück, die dunkeln Augen, die dunkeln Wangen glühten noch ſtärker im Feuer ſeiner peinlichen Verlegenheit, bis endlich doch ein Geſpräch auf die Bahn

kam, das Eingang bei der ſchönen Stolzen fand: die Jahreszeiten nämlich.

Daß es vom Winter auf den Sommer, vom Sommer auf das Frühjahr, vom Frühjahr auf die Erdbeeren kam, war ganz natürlich; und die Schöne ſprach mit ſolchem Enthuſiasmus von Erdbeeren, daß es ſchien, als wolle ſie vor Sehnſucht ſterben, dergleichen zu beſitzen. Und dennoch, fiel Koſſinski ein — weil er nicht gleich wußte, was er ſagen ſollte — und dennoch, ſelbſt wenn es möglich wäre, mitten im Winter dieſe lieblichen Früchte zu finden, die ſchöne Kathinka würde ſie doch aus der Hand der Liebe verſchmähen!

O ein ſolches Geſchenk, erwiederte Kathinka mit einem kalten Blicke, ein ſolches, gleichſam der Zauberei entriſſenes Geſchenk, würde ſich ſelbſt die höchſte Fürſtin nicht zu empfangen ſchämen.

Die Worte der ſchönen Kathinka, die Art, mit der ſie ſprach, und vor allem die augenſcheinliche Unmöglichkeit, ihren Wunſch zu erfüllen, waren Dinge, die die gutmüthige Seele ihres Liebhabers ſchmerzlich kränkten. Mit tief glühendem verſchloſſenem Unmuthe verließ er das Fräulein, und durchſtrich in der ſcharfen Eisluft die Straßen der prachtvollen Kaiſerſtadt. Unmöglich ſchien es ihm, jene Frühlingskinder unter dieſem Klima anders als durch Zauberei zu erlangen, und er glaubte ſelbſt bezaubert zu ſeyn, als er auf einmal, ganz nahe bei ſich, und ganz laut und deutlich von Erdbeeren ſprechen hörte! Es war die Verkäuferin der bewußten Erdbeeren, die eben mit dem Haushofmeiſter eines ausländiſchen Prinzen in Unterhandlung war; der Prinz wollte des andern Tages ein glänzendes Diner geben, wo dieſe Selten-

heit wohl an ihrem Platze gewesen wäre; blos um einige Louisd'or war man noch uneins.

Ohne sich einen Augenblick zu bedenken, mischte sich Kossinski in die Unterhandlung: er versprach jeden Preis zu bezahlen, und drang so beweglich in den Haushofmeister, ihm die Früchte zu überlassen, daß dieser bald merkte, mit was für einer Art von Kranken er es zu thun hatte, und ihm aus wahrer Menschenliebe das Feld überließ. Kossinski schloß den Handel, allein fremd in der kostbaren Residenz, in einem abgeschiednen Lande, und nicht von ausgezeichnetem Vermögen, fielen ihm wohl die geforderten fünf und zwanzig Louisd'or ein wenig schwerer, als seinem reichen, prächtigen Nebenbuhler jene achtzig Rubel. — Doch sie wurden ausgezahlt, und entzückt eilte die treue Iris des Fräuleins, ihr die gewonnene Summe zu überbringen.

Die Größe des Betrags überwog im ersten Augenblicke einen aufsteigenden Trübsinn im Herzen der stolzfühlenden Kathinka, der wohl aus einer Regung von Beschämung kommen mochte; allein noch schmerzlicher ward ihr Gefühl erregt, als sie den Namen des Käufers erfuhr, und als vollends das Mädchen ihr die Vermuthung mittheilte, wie Kossinski morgen ein Abendessen zu Ehren einer kürzlich angekommenen schönen Landsmännin geben werde. Sie belegte diese Vermuthung mit Aufzählung verschiedener kleiner, ziemlich beweisender Umstände — und Kathinka mußte sich heute wider ihren Willen überzeugen, wie werth Kossinski ihrem Herzen eigentlich sey. Also dieß war die Ursache seines gestrigen zerstreuten Wesens, seines schnellen Aufbruchs? Also eine Andere hatte er in Gedanken? und ich selbst muß ihm

das Geſchenk verſchaffen, mit dem er eine Andere überraſchen will!

So beſprach ſie ſich mit ſich ſelbſt, und daß es eben nicht wohlgethan ſey, einen ſo geſtimmten Liebhaber noch obendrein mit übler Laune zu verſcheuchen, mochte ihr wohl ihr Bewußtſeyn ſagen. Noch war ſie mit dieſen traurigen Gedanken beſchäftigt, als der Bediente des Verlorengeglaubten eintrat, und ihr — o Freude! — die purpurfarbnen Erdbeeren, die ihr ſo viel Unruhe gemacht hatten, zum zweiten Mal in die Augen glänzten.

Weniger erfinderiſch in kunſtreichen Wendungen der Galanterie als Alexowitz, hatte der treuherzige Koſſinski kein Bedenken getragen, das Geſchenk geradehin zu überſenden; allein zärtlich hatte er mit eigner Hand das Körbchen, worin die Früchte lagen, mit Blumen und mit farbigen Schleifen geſchmückt.

Nie hat wohl ein Geſchenk eine ſo freudige Ueberraſchung in dem Herzen eines Mädchens erregt, als dieſe verhängnißvollen Erdbeeren, deren Begebenheiten übrigens noch lange nicht zu Ende waren. Die Mutter des Fräuleins, entzückt über den ſeltſamen Zufall, der ſie ihr zum zweiten Mal in die Hände gab, ſah ſie als ein glückliches Mittel an, ſich einer laſtenden Verbindlichkeit mit Feinheit zu entledigen. Sie war den Bemühungen eines der vornehmſten Rechtsgelehrten in einer ſtreitigen Sache ſehr verſchuldet, ſie glaubte ihm ihre Dankbarkeit nicht anſtändiger und feiner ausdrücken zu können, als durch dieſe unbedeutende, aber koſtbare Seltenheit, und ſo wurde das Körbchen mit allem ſeinen zärtlichen Bänder- und Blumenſchmuck zu ſeiner nützlichen Be-

ſtimmung geſandt. Kathinka war zu ſehr entzückt über den Empfang der Gabe, als daß ſie ihrer Mutter die Anwendung derſelben im geringſten hätte beſtreiten ſollen.

Daß die Erdbeeren auch bei ihrem neuen Beſitzer Vergnügen erregten, war natürlich, war dies Vergnügen gleich von minder empfindſamer Art; ſie kamen ihm erwünſcht, denn er hatte ſchon lange auf eine Erfindung gedacht, dem . . . ſchen Geſandten, der ihm gefällig geweſen war, eine kleine Artigkeit zu beweiſen, und an dieſen wurden alſo die kleinen Wanderer ohne Aufſchub überſandt, was auch die Dame vom Hauſe, die lieber ihre Freunde damit bewirthet hätte, dagegen einwenden mochte.

Auf dem Spiegeltiſche des Geſandten alſo — des ſchönen jungen, für galant erklärten Geſandten — war es, wo die kleinen Unheilſtifter verrätheriſch zwiſchen ihren Bändern und Blumen hervorlächelten und glühten, als — wie von einem böſen Genius geführt — Koſſinski angemeldet wurde, der etwas bei dem Geſandten zu ſuchen hatte. Er hatte etwas ſuchen wollen; was dieſes aber war? das wußte er wenige Minuten nach ſeinem Eintritte ſelbſt nicht mehr, als ſeine Augen auf das nur allzuwohl bekannte Körbchen fielen, und es war ein wahres Glück für ihn, daß in dem Augenblicke auch Alexowitz, ein vertrauter Freund des Geſandten, eintrat. Auch er erkannte ſein Geſchenk, und die liebenswürdige Heiterkeit, die ihn ſonſt auszeichnete, ward augenblicklich getrübt; auch er überzeugte ſich, ſo wie Koſſinski, daß der Geſandte dies Geſchenk aus den Händen der treuloſen Kathinka, als ihr Begünſtigter, empfangen habe; indeß mehr fein als tieffühlend, mehr geiſtreich als leidenſchaftlich,

empfand er den Eindruck dieſer Ueberzeugung nicht ſo fürchterlich als jener. Er war zu ſchön, zu glücklich im Laufe ſeines ſiegreichen Lebens geweſen, um über die Treuloſigkeit einer einzigen kleinen Undankbaren allen Muth zu verlieren. Mit einer liebenswürdigen Genialität wußte er ſeine beleidigte Eigenliebe zu übertäuben, und ſich blos das Originelle, das Seltſame in dieſem Zuſammentreffen mit ſeinem Freunde vorzuſtellen.

Vorwürfe wollte er der ſchönen Undankbaren nicht machen, indeſſen ſie ein wenig fühlen zu laſſen, wie unzart, wie entgegen der Würde ihres Geſchlechtes es ſey, einem Manne ſolche zuvorkommende Geſchenke zu machen, — dies, meinte er, ſey eine ſehr erlaubte Rache. Die Gegenwart eines Dritten hinderte ihn, mit ſeinem Freunde frei zu ſprechen; er verließ daher den Geſandten, um bei Kathinka ſelbſt nach einem nähern Aufſchluß zu forſchen.

Koſſinski hatte, während die Freunde einige Worte wechſelten, mit funkelnden Augen an dem Körbchen gehangen, und Gluth und Bläſſe hatten wechſelnd ſein Geſicht überzogen. Er ſah hier vor ſeinen Augen die Früchte, die er nicht ohne Aufopferung erkaufte, dieſe Bänder, dieſe Blumen, die Unterpfänder ſeiner Zärtlichkeit, an einen Nebenbuhler hingegeben, und ſich ſelbſt als das Opfer des ſchwärzeſten, des ſchimpflichſten Verraths. Noch war er unſchlüſſig, ob er vorher von Kathinka ſelbſt Rechenſchaft über dieſen Vorfall, oder ſogleich auf der Stelle blutige Genugthuung von ſeinem Nebenbuhler fordern ſolle? als ihn die Dazwiſchenkunft mehrerer Fremden zu dem erſtern beſtimmte.

Mit wenigen verworrenen Worten ſagte er dem Ge-

ſandten ſeinen Wunſch, eilte dann ſchnell hinweg, und ſtürzte, Wuth und Tod im Herzen, in das Zimmer der erſchrocknen Kathinka, bei der auch Alexowitz vor wenig Augenblicken eingetreten war.

Koſſinski bebte zurück, als er Alexowitz hier ſah. Die Gegenwart beider erbitterter Liebhaber ſchützte vielleicht das Fräulein vor einer unangenehmen Scene, zu der Jeder von ihnen aufgelegt war.

Der Geſandte dachte indeß über die beſte Anwendung der eben erhaltenen Wunderfrüchte nach; er dachte viel zu äſthetiſch, als daß er ſie nicht lieber von irgend einem ſchönen Munde verzehrt wiſſen ſollte, als von ſeinem eigenen. Sorgfältig ging er die Liſte der Schönheiten durch, denen er eben damals den Hof machte, und ſeine Wahl fiel auf Kathinka, die, abgerechnet ihre ſeltne Schönheit, noch einen großen Vorzug vor den Andern hatte: ſie war nämlich die neueſte ſeiner Bekanntſchaften! Erſt auf dem letzten Balle hatte er ſie kennen lernen.

Es war die höchſte Zeit, daß ſolch ein glücklicher Einfall der bedrängten Unſchuld zu Hülfe kam, um ſie ans Licht zu ziehen. Alexowitz hatte es ſchon eine geraume Zeit mit verdeckten Vorwürfen geſpielt; bald konnte Koſſinski ſeine offnen nicht mehr hervorzubrechen hindern. Die geängſtigte Kathinka befand ſich in einer peinlichen Lage, — als noch einmal die Thüre aufging, und ihr das wandernde Geſchenk zum dritten und zum letzten Male in die Augen fiel! —

Erwieſen war es nunmehr, wenigſtens aus den Worten, die ihr der Geſandte dabei ſagen ließ, daß nicht durch ſie das

bedenkliche Geſchenk in ſeine Hände gekommen war. Man erklärte ſich wechſelſeitig, und die Mutter, um allen Verdacht auszutilgen, erzählte offenherzig die ganze Geſchichte. Koſſinski und Kathinka hatten durch dieſen Vorfall erſt in ihren eigenen Herzen geleſen, und. Alexowitz, der eine gewiſſe Scheu vor allzuernſten Liebeshändeln hatte, ſtand herzlich gern ſeinem unendlich ernſthaftern Nebenbuhler nach.

So war denn alles in Einklang aufgelöſt, und die Erdbeeren fanden noch am nämlichen Tage ihr Ziel und ihre Ruhe, in einer fröhlichen Abendmahlzeit. —

VI.

Selbstvergessen.

Mit Belegen aus der Geschichte der Fürsten.

(Noch ungedruckt!)

Selten iſt es, daß ein Herrſcher, er, welchem das Glück Tauſender anvertraut iſt, auch die ſüßen Bande menſchlicher Glückſeligkeit knüpfen darf.

Ein Beiſpiel davon giebt jener berühmte unglückliche König Jacob der Erſte von Schottland. Seltnes Unglück war ſein Loos; doch dieſer Lichtſtrahl ſollte die Nacht ſeines Elends erhellen. Er, geſchmückt mit der höchſten Liebenswürdigkeit, mit Tugenden, Talenten und allen Eigenſchaften eines edeln Ritters, ward durch einen gewaltthätigen König von England, Heinrich den Vierten, in achtzehnjähriger Gefangenſchaft gehalten, und mußte die Jahre der beſten Kraft und des erſten feurigen jugendlichen Aufſtrebens in qualenvoller Unthätigkeit hinbringen. Das erſte Erwachen des Frühlings ſeines Herzens fühlte er zwiſchen Kerkermauern, und Schmerz ward die Sehnſucht, womit er ſich das Bild eines ihm verwandten, ihm angehörenden Weſens ausmahlte. Er ſtand am Fenſter des Thurms, in welchem er in feſter, doch anſtändiger Gefangenſchaft gehalten ward *); der Frühling ſchüt-

*) Man muß König Heinrich dem IV. wenigſtens die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er die trefflichſte Ausbildung des gefangenen Prinzen beförderte.

tete eben ſeinen reichſten Blumen- und Blüthenſchmuck über das kleine Gärtchen aus, welches von hohen Mauern umgeben, doch anmuthig mit Hecken und Lauben verziert an den Thurm ſtieß. Die Nachtigall ſang ſüß ſchmerzliche Liebeslieder aus tiefer ſehnſuchtsbanger Bruſt; Turteltauben girrten im zarten Laube und Alles regte ſich und athmete Leben und Liebe.

Das Herz ſchlug dem armen jugendlichen Gefangnen, als wolle es die Bruſt zerſprengen, und er mußte ſich immer und immer die Frage wiederholen, warum, da Alles im Weltall Freiheit und Liebe fühle, warum nur er ausgeſchloſſen ſey von der großen Weſenkette? da trat eine Jungfrau in den anmuthigen Raum des Gärtchens, deren ſanfte Schönheit, deren Blick und jede ihrer Geberden ganz das Ideal ſeiner ſtill ſchwärmeriſchen Träume darſtellte. Es war Lady Jane, Tochter des Lord von Sommerſet und eine Verwandte Heinrichs des IVten. Je mehr Jacob ſie ſah, und je öfter, je inniger fühlte er ſich von ihr angezogen; ſie ward fortan die Herrin ſeiner liebenden Gedanken, und der Gegenſtand mancher zarten Dichtung, wozu der liebenswürdige Gefangne vorzügliche Anlage hatte.

Er ſtand in ſeinem 29ſten Jahre, als König Heinrich ihm endlich die ſo lang widerrechtlich geraubte Freiheit zurückgab. Und jetzt wollte es eine wunderbare Fügung des Himmels, daß es der König aus politiſchen Rückſichten für gut fand — um den Freigewordenen durch unauflöslichere Bande an ſein Haus zu feſſeln — ihn mit eben jener Verwandtin, der liebenswürdigen Lady Jane, zu vermählen, die lang der Gegenſtand ſeiner feurigſten Leidenſchaft geweſen war.

Eine Zeit höchsten irdischen Glücks, im Besitz seines väterlichen Thrones, im Besitz seiner angebeteten Gemahlin, schien jetzt die lange Reihe seiner leidensvollen Jahre vergüten zu wollen, denn die holdselige Königin liebte ihn nicht minder, als sie von ihm geliebt ward. Und selbst als der, dem Unglück einmal Geweihte, bestimmt war, unverdient von aufrührerischer Mörderhand zu fallen, da ward sein Tod noch durch den höchsten Beweis zärtlicher Liebe versüßt, denn die liebende Gemahlin, sich vor ihn werfend, empfing in ihrer treuen Brust einige von den mörderischen Streichen, durch welche ihr Geliebter fiel.

Selten ist solch ein Glück; und möchte ein warmes Bild davon ganz die Größe der Selbstüberwindung zeigen, welche die heiligste der Pflichten gleichwohl von denen fordert, die auf die Höhen der Menschheit gestellt sind.

Eine Sage aus der altsächsischen Geschichte gehört in dies Gebiet *), und der darin eingewebte Brief einer hochherzigen Geliebten könnte vielleicht den Standpunkt klar bezeichnen, von welchem Herrscher über Tausende ihr Glück und ihre Pflichten zu betrachten haben.

Ein junger Prinz von Sachsen hatte auf seinen Reisen durch Italien zu Rom ein Mädchen kennen lernen, welche nicht allein durch ungewöhnliche, anziehende Talente für die

*) Ausführlicher hat die Verfasserin diese Sage behandelt in dem Rautenkranz. s. Romantische Blüthen I. B. 1817 Wien. Gerold.

A. d. H.

Kunſt ausgezeichnet war, ſondern auch durch eine ſeltne Hoheit der Geſinnung. Unter dem angenommenen Namen eines gewöhnlichen Ritters erwarb der liebenswürdige Prinz ihre Liebe; und ſie, welche bisher in ſtolzer Unabhängigkeit von den Feſſeln der Liebe ihr Leben nur der Kunſt gewidmet hatte, ihn liebte ſie feurig und grenzenlos, und weihte ihm ihr ganzes Daſeyn.

Er aber, unauflöslich von ihr angezogen, blieb ſchwankend in einem peinlichen Kampfe. Er konnte nicht daran denken, ein andres als ein rechtmäßiges Band der edeln Angelika zu bieten, und gleichwohl wußte er, daß ein ſolches von den Verhältniſſen ſeiner Geburt, und den Rückſichten einer unerläßlichen Staatskunſt undenkbar gemacht ward. Er verzögerte alſo ſeine Rückkehr nach Deutſchland von einem Tage zum andern, ob ihn gleich dringende Regentenpflichten in die Heimath zurückriefen.

Man erfährt an ſeinem väterlichen Hofe die Urſache ſeines immer verlängerten Aufenthalts in Rom; und hochſinnig beſchließt man, ſich ſelbſt an die unſchuldige Armida zu wenden, die ſelbſt nicht ahnet, in welchem unheilbringenden Zauber ſie ihren Geliebten hält. Von ihr ſelbſt begehrt man die Löſung deſſelben. Ein furchtbarer Kampf entſteht in ihrem Innern, daß ſie derjenige getäuſcht hat, den ſie unendlich liebt, aber — getäuſcht aus Liebe. — Sie fühlt die Macht, ihn feſt zu halten auf immer; — allein ein höheres Gefühl ſiegt. — Sie ſendet den nachfolgenden Brief an ihn, nachdem ſie ſchon ihren heldenmüthigen Entſchluß ausgeführt hat.

Empfange, o du, den einzig meine Seele wählte, em-

pfange mit dieſen Zeilen den letzten Beweis einer edeln, aber bittern Liebe! denn bitter ſind die Thränen, die um dich aus meinen Augen fließen.“

„Ich weiß das Geheimniß deines Standes, weiß, daß du mich hintergangen haſt! — allein ſey ruhig! ich weiß auch, daß nur Liebe, nur die reinſte Liebe dich zu dieſem Schritte bewog, und nimm von mir das Geſtändniß an: wie die arme Angelika es wagt, den auf dem Throne noch zu lieben, der einſt im ſchlichten Ritterkleid der Abgott ihrer Seele war. Doch dieß Bewußtſeyn, o mein Freund, es iſt der einzige Antheil vom Glück, der fortan unſrer Liebe zugemeſſen iſt. Glück und Genuß des Lebens iſt, ach! größtentheils nur Erbtheil derer, die in dem friedlichen Schatten der geringern Stände wohnen! Wer, wie mein Freund, geboren ward, in den Sonnenſtrahlen edler Herrſcherhoheit zu wandeln, dem ziemt ein großmüthiges Vergeſſen ſeiner Selbſt. Dem ſeligen Geiſte gleich, deſſen Stelle er auf dieſer Welt vertreten ſoll, muß er nur wirken, und ſchaffen für das Wohl ſeines ihm anvertrauten Volkes. — O mein Friedrich! dein Herz ſo heiß, ſo empfänglich für alles Große, ſollte es für dieſen Edelmuth verſchloſſen ſeyn? Dein treues Volk ruft dich zurück, die liebenden Eltern fordern den Sohn, ach und ich ſelbſt muß dich ihnen zurückgeben!“

Hartes Schickſal, o du tiefe Liebe,
Tiefer, ſtärker als des Lebens Trieb!
Bietend mit dem ſelbſt vergeßnen Triebe
Was ihr einzig liebſtes Kleinod blieb!

Untergehn will ich auf dunkle Zeiten
In der Bruſt, die einſt mein Himmel war!

Liebe ſoll den Opferdienſt bereiten
Auf der Tugend heiligem Altar.

Ja, vergiß mich, Seele meines Lebens!
Daß der Aufruhr deiner Wünſche ſchweigt,
Bis am Ziele deines Heldenſtrebens
Sich die Palme dir entgegen neigt.

„Trage, mein edler Freund, die Liebe, die du einſt der glücklichen Angelika ſchenkteſt, — — ach ich bin noch zu ſchwach, um ſagen zu können: trage ſie über auf deine fürſtliche beſtimmte Braut! — Das aber darf ich mindeſtens flehen: Laß ſie übergehen auf dein treues Volk! Laß in ſegensreichen Thaten die Erinnerung unſers Glückes blühen! Untergehn mag dieſe hohe Liebe, und ein ſchöner Phönix ſteige aus ihrer Aſche empor!“

„Suche nicht den Entſchluß deiner Treuen zu erſchüttern; o mein Friedrich, wenn dieß letzte Lebewohl zu deinen Ohren dringt, dann iſt mein ſchweres Opfer ſchon vollbracht; die Aebtiſſin eines nahen Kloſters wird ohne Probejahr meinen Eid empfangen, und Gott geweihte Mauern ſcheiden mich dann für dieſe Welt vom Leben und von dir.“

„So leb' denn wohl, Geliebter! und lebt wohl, Ihr Sachſen! die arme Angelika, — ſtolzer Gedanke! — macht Euch ein Geſchenk mit — — ihrem ganzen Glück!“

Und nicht vergebens blieb das hochſinnige Opfer; ſie hatte ihn ſich ſelbſt und ſeinen erhabenen Pflichten zurück gegeben.

Von dieſem Geſichtspunkte aus betrachtet, wie ſehr verſchiedene Gemälde bietet das Leben zweier Könige dar,

die beide die Geſchichte aufgezeichnet hat. Der eine iſt, Don Pedro, Infant von Portugal, der Geliebte jener liebenswürdigen und unglücklichen Ines de Caſtro, beſungen von den Dichtern alter und neuer Zeit.

Ausgeſchmückt mit allen Eigenſchaften eines trefflichen Ritters, doch ſchon vermählt mit einer Gattin, die man ihm ohne Neigung des Herzens nur aus Rückſichten der Staatskunſt gegeben hatte, lernte Don Pedro einſt auf der Jagd die holde Ines kennen, die, obwohl aus einem ſehr edeln Rittergeſchlecht entſproſſen, dennoch ſeiner königlichen Abkunft nicht ebenbürtig war. Der ſchöne, feurige Jüngling machte einen nicht minder tiefen Eindruck auf das Herz des gefühlvollen Mädchens als ſie auf ihn, allein die Schwierigkeiten ſeiner Lage kennend bemächtigten ſich alle Qualen einer hoffnungsloſen Leidenſchaft ſeiner Seele. Eine alte Romanze ſagt von ihm:

Entfernt von ihr tönt ſeine Klage,
Fühlt er der Schwermuth ganze Macht;
Sie iſt ſein einz'ger Wunſch am Tage,
Sie iſt ſein ſüßer Traum bei Nacht.

Indeß offen und bieder, wie er es in allen ſeinen Handlungen war, konnte er es nicht über ſich gewinnen, ſie einen Augenblick über ſeine wahren unglücklichen Verhältniſſe zu täuſchen; und Ines nur Liebe, und ſanfte, ſelbſtvergeßne Zärtlichkeit, willigt ein, die Gattin ſeines Herzens zu ſeyn, ohne Anſpruch ſeine königliche Gemahlin zu heißen. Sie bringt ihm das ſchwere Opfer ihres bis dahin tadelloſen Rufs; und ihr verführtes Herz beſchwichtigt ihr Gewiſſen mit dem Gedanken, wie ſie auch nicht den klein-

ſten Theil von dem verlange, was ſeine fürſtliche Gemahlin bisher beſeſſen habe; wie ſie ihr Ehre, Wohlleben und Glanz des Hofes gern überlaſſe, um nur in wenigen abgemüßigten Stunden ſein liebendes Weib ſeyn, und ihn von überſtandnen Mühſeligkeiten erquicken zu können.

Und ſo fand Don Pedro eine Zeit lang den ganzen Himmel ehelicher Seligkeit; wenn er nach manchem ſchweren Tage in die ſtille waldumgebne Wohnung eilte und in den Armen ſeiner geliebten Ines und zweier lieblichen Kinder ausruhen konnte.

Allein trotz der gänzlichen tiefen und demuthsvollen Zurückgezogenheit, in welcher Ines lebte, konnte ſie doch dem Zorne des ſtolzen und ſtrengen Königs, des Vaters ihres Geliebten, nicht entgehen. Auch ſeine Staatsräthe ſtimmten ihm bei, theils vielleicht aus beleidigtem Stolz, ihren künftigen Beherrſcher in ungleichem Bündniß zu ſehen; theils aus natürlichem Gefühl des Unrechts, welches er ſeiner rechtmäßigen Gemahlin that. Vielleicht auch wohl, daß in der Bruſt der hochherzigen Portugieſin eine Ahnung von jener hohen, edelſten, erhabenſten Pflicht eines Regenten aufſtieg; zumal da der Hof, von welchem die verſchmähte Gemahlin abſtammte, ſich über die erlittene Beleidigung zu regen begann. Vergebens aber waren alle Vorſtellungen der ſtaatskundigen Männer gegen den glühend-leidenſchaftlich liebenden Prinzen; und im offnen Kampfe den jungen Löwen ſein Theuerſtes entreißen zu wollen, dies ſchien ein eben ſo gefahrvolles als vergebliches Unternehmen.

Immer höher ſteigt ſo die Erbitterung der beleidigten Großen und des aufgebrachten Vaters, und ſo wird endlich

Unrecht durch noch weit größeres Unrecht durch die grausamste und empörendste Gewaltthat gerochen. Man benutzt Pedro's Abwesenheit, die unglückliche Ines zum Opfer für die Staatskunst weihend, bringt in den abgeschiednen Aufenthalt, und ungerührt von ihrer sanften Schönheit, und ihrem und ihrer unschuldigen Kinder Flehn, durchbohren die Klingen ihrer grausamen Richter das Herz, das noch im Tode für den Unaussprechlichgeliebten schlägt.

Pedro kehrt zurück; die Wonne seines Herzens wähnt er zu finden, und findet die Leiche der über Alles, der einzig Geliebten. Ja, einem Löwen gleicht er in seiner verzweifelten schmerzvollen Wuth! Friede bitten die noch im Tode holdseligen Züge des bleichen Angesichts; aber Rache scheinen die blutenden Wunden zu fordern. Rache! wiederholt es in allen Tiefen seines Wesens. Doch darf er diese nicht an dem Vater, nicht an den hochverehrten Räthen, den Stützen seines Thrones üben; so schwört er der ganzen Menschheit Rache.

Und er hielt seinen Eidschwur, als er einige Jahre später den Thron seiner Väter bestieg, so daß ihn die Geschichte noch bis heute Peter den Grausamen benannt hat. Er that kein Unrecht, allein mit unerbittlicher Strenge führte er die eisernen Zügel der Regierung, und schien jedes Mitleid aus seinem Herzen verdrängen zu wollen, gegen Menschen, die ihn, wie er meinte, aus ihrer Mitte gestoßen hatten. Und war es', sagte er, war es denn Unrecht, Ehemann zu seyn, und der zärtlichste, treuste, den je die Erde sah! War ich denn allein ausgeschlossen von einem Glück, das die Natur auch dem Geringsten meiner Unterthanen gewährt hat?

Es scheint Wahrheit in diesem Grunde seiner Gesinnun-

gen zu liegen, und die empfindſame Nachwelt hat das Recht größtentheils auf ſeine Seite gelegt; allein es iſt ein Scheingrund. Don Pedro, offen, tapfer und gut, bewies, daß er ein trefflicher Privatmann geworden wäre, allein daß er ſich doch nicht zu der Größe emporſchwingen konnte, welche eines Völkerbeherrſchers würdig iſt. Wohl muß dieſer des großen Ganzen wegen oft einem Glück entſagen, das dem Geringſten ſeiner Unterthanen zugemeſſen iſt; allein nicht rechten ſoll er deshalb mit ihnen, ſondern ſich höher, göttlicher über ſie hinauf ſtellen, durch edle, anbetungswürdige Selbſtvergeſſenheit.

Durch einen glücklicheren Impuls, man möchte es: Genie der Herrſcher-Tugend nennen, war der große Guſtav Adolph von Schweden, er, deſſen ſeltne Eigenſchaften ihm ſchon die allgemeine Bewunderung geſichert haben, ganz auf die entgegengeſetzte Richtung geleitet. Auf ähnliche, obwohl minder barbariſche, doch eben ſo ſchmerzvolle Weiſe hatte man auch ihm die angebetete Geliebte ſeiner Jugend geraubt. Ebba von Brahe, die Tochter ſeines würdigen Vormundes, wurde von ihm mit aller Stärke, mit allem Feuer der erſten Liebe angebetet; und ihre Vorzüge des Körpers und der Seele rechtfertigten vollkommen eine ſo ausſchließende Leidenſchaft; allein erſt als er ſeinen erſten Waffenzug auf der Inſel Oeland gegen die Dänen that; als er ihr am Abend vor dem Aufbruch Lebewohl ſagte, und nun der Schmerz des Abſchiedes beider Herzen noch weicher und hingebender machte, geſtand er ihr das ehrerbietige, doch glühende Gefühl, und erhielt das ſchüchterne Geſtändniß ihrer zärtlichſten Gegenliebe. Jetzt ſtand ſein Entſchluß feſt, die tugendhafte und ihn ſo

zärtlich liebende Ebba mit sich auf den Thron zu erheben. Von ihrem Bilde begleitet eilte er in den Krieg und kehrte ruhmvoll daraus wieder.

Eine glückselige Zeit begann jetzt für die beiden Liebenden, wo er Ebba fast täglich im Schlosse ihres Vaters sah; wo er in dem Bewußtseyn rühmlicher Thaten sich seiner Liebe überlassen durfte; wo sie den Werth des Geliebten, den ihr Herz immer geahnet hatte, nun auch in der Wirklichkeit bestätigt sah, und höchste Achtung zu der feurigsten Liebe gesellen konnte. Gustav hatte nicht gezögert, nicht nur der Geliebten, sondern auch ihrem Vater den Vorsatz der Ehre zu erklären, seiner geliebten Ebba vor dem Altar die Hand zu reichen; und der edelstolze Graf von Brahe fand nichts Beispielloses darin, daß die Tochter eines so edlen Geschlechts selbst die Hand ihres Königs empfangen sollte.

Allein die Königin, Gustavs Mutter (— entfernt von ihm in Stockholm lebend —) obwohl sie an der frühverwaisten Ebba, ihr von ihrer sterbenden Mutter, einer Freundin der Königin, anvertraut, gewissenhaft Mutterstelle vertreten hatte, erbebte bei dem Gedanken, daß eine Unterthanin den altberühmten Thron der Wasa's theilen, und die Gattin ihres herrlichen Sohnes seyn solle. Ihr Stolz überwog ihre Mutterliebe; und ohne Rücksicht auf das Herzensglück ihres Sohnes sann sie Tag und Nacht darauf, wie sie seinen Vorsatz vereiteln wolle.

Nur fernes Wetterleuchten durch die Stille benachrichtigte damals den arglosen jungen Helden von dem Sturme, welcher dem ganzen Glück seines Lebens drohte, und er wollte eben mit der Geliebten und ihrem Vater zu Rathe gehen,

wie es bald gänzlich ſicher zu ſtellen ſey; als ihn, mitten in der liebend traulichen Unterredung mit Ebba ein Bote vom Heer überraſchte, der ihn zu neuen Kämpfen forderte. Eilt, mein König! — rief ihm der abgeſandte Officier zu, — „die Dänen ſind gelandet! Die Danebrogsfahne weht ſchon in Schwediſcher Luft!"

Und ohne Wanken riß ſich der edle König aus den Armen der Liebe, und flog dahin, wohin die Pflicht ihn rief; und nicht einen Augenblick verlor er, den er zur Sicherung ſeines eignen Wohls dem allgemeinen Wohl entzogen hätte.

Und welcher Lohn ward ihm indeß bereitet für ſeine großmüthige Selbſtverläugnung. Die Königin benutzte eben dieſe Abweſenheit, um ihn durch unüberſteigliche Schranken von derjenigen zu trennen, von der keine Gewalt der Erde ſein ſtarkes, feſtes Herz würde haben losreißen können.

Der Graf de la Gardie kam um dieſe Zeit nach Schweden zurück, und ſeine äußere männliche Schönheit, ſo wie die Vorzüge ſeines Geiſtes und Herzens, ließen die Königin ſchnell einen tauglichen Gegenſtand für ihre Plane finden; ſie hoffte ſich zugleich durch ihn mit ihrem Herzen verſöhnen zu können, das Ebba immer geliebt hatte und ihr jedes Glück gern gegönnt haben würde, das einzige ausgenommen, das auf dem Thron von Schweden winkte. Als die Gattin eines ſo edeln und liebenswürdigen Mannes als La Gardie konnte ſie ihr theures Pflegkind nicht anders als glücklich denken, und glaubte ſich ſo mit dem Schatten ihrer Mutter abgefunden zu haben.

Sie wußte den Grafen auf eine Weiſe mit der reizenden Ebba bekannt zu machen, die in ihm eine lebhafte, doch

hoffnungslose Leidenschaft erregte; dann schlug die Königin ihm in einer vertrauten Audienz ganz unumwunden vor, sich um die Hand der schönen Ebba zu bewerben. Erschrocken versetzte der Graf, daß er es nie wagen werde, seine Gedanken zu der Auserwählten seines Herrn zu erheben. Allein darauf setzte ihm die Königin auf das Bündigste aus einander, wie sie als Mutter bestimmt wisse, daß die Neigung ihres Sohnes nur ein vorübergehender flüchtiger Rausch sey, wie oft bei jungen Herren seines Standes; und wie es selbst eine Wohlthat für die arme Ebba sey, wenn sie durch die Hand eines biedern Gatten vor später Reue geschützt würde.

So fand die Leidenschaft des Grafen selbst einen Vorwand in seiner Großmuth und Herzensgüte, und so berauscht von seinen Gefühlen, willigte er in Alles, was die Königin für gut hielt. Diese bewies ihm, wie nur die äußerste Schnelligkeit die vorgesetzte Verbindung sichern könne, denn so wie Gustav zurückkomme, werde er schon aus jugendlichem Herrschereigensinn Alles thun, sie zu zernichten. Der Graf, der den König kannte, sah dies ein; den letzten Einwand aber, den La Gardie's ankämpfendes Zartgefühl machte, daß er, so sehr er Ebba liebe, doch nimmer ungeliebt von ihr sich mit ihr verbinden könne, entkräftete die Königin durch die Versicherung, daß sie schon sichere Zeichen der Neigung für ihn bei ihrer Pflegetochter bemerkt habe, und daß die Schwärmerei von Treue gewiß bei der Behandlung eines so edeln Gemahls bald schwinden werde. — Und so wagte der Liebende zu hoffen, daß er durch sein schonend zartes Betragen auch ihre Liebe wohl gewinnen werde. Selbst Ebba's Vater hatte die Königin für sich zu stimmen gewußt, durch Vorstellung

der bürgerlichen Unruhen, die dieser ungewöhnliche Schritt leicht nach sich ziehen könne. Ihm selbst schien es gerathener, sein Kind dem Schutze eines so trefflichen Gatten zurücklassen zu können, als sie vielleicht nach seinem Tode mancherlei Anfechtungen ausgesetzt zu sehen. Und so bestürmt von allen Seiten mußte die arme Edda einem Bunde entgegen gehen, den man ihr als höchste Tugend, ja selbst als unerläßliche Pflicht darstellte. Von ihrem Geliebten hatte sie lange jeder Nachricht entbehrt, durch die Vorfälle des Kriegs abgeschnitten; zu der Entscheidung des Geliebten, sonst dem Orakel der Liebenden, konnte sich also ihre bestürmte Seele nicht flüchten.

Gustav indeß kämpfte heldenmüthig in seinen Heeren gegen die mächtig-vordringenden muthigen Feinde; als ihn ein treuer Freund aus Stockholm die Nachricht zuzubringen wußte, welcher entsetzliche Verlust ihm unterdeß drohe.

Zum Tode verwundet durch diese Nachricht benutzte der verrathne Held einige Tage des Waffenstillstandes, und eilte Tag und Nacht der Hauptstadt zu, um noch wo möglich dem fürchterlichen Schlage zuvorzukommen. Tausend Qualen der Angst, des Zweifels, ob es noch Zeit seyn werde, zerrissen seine Seele. Er kömmt an, — und o! Wunder!! — in derselben Stunde, wo das bräutliche Paar zum Altar geht. Bebend für Hast stürzt er nach der Kirche. — Halt! ruft seine donnernde Heldenstimme zwischen die verhaßte Feierlichkeit — doch weh! es ist zu spät! nur einen Augenblick zuvor ist das entsetzliche verhängnißvolle Ja von den Lippen der Neuvermählten geflohen, und die schöne bebende Braut wankt einer bleichen Lilie gleich zurück in die Arme ihrer Begleiterinnen.

Auch auf des Königs Antlitz malt ſich die Todtenblaſſe des Entſetzens, des namenloſen Schmerzes, um wenige Augenblicke zu ſpät gekommen zu ſeyn, der verzweiflungsvollen Wuth. Er will das Band wieder zerreißen, das man verrätheriſch in ſeiner Abweſenheit geknüpft hatte; allein die Reichsräthe ſtellen ihm vor, wie ein ſolches gewaltthätiges Ueberſchreiten der eingeführten Landesgeſetze, und um eignen Vortheils willen, eines Königs nicht würdig ſey, und welche unheilbringende Folgen dieſe Handlung für das Volk haben könne; — und — gewaltſam drängt der edle König den Schmerz des Menſchen in die blutende Bruſt zurück. — Sein hoher Geiſt überblickte ſchnell, daß nur Irrthum, nicht unedle Geſinnung den ſelbſt troſtloſen Grafen de la Gardie zu ſeinem Gegner gemacht hatte. Er ſelbſt ſuchte Edda, die in Thränen zerfloß über ihr Schickſal, an der Seite eines biedern, ſie liebenden Gatten zu beruhigen. — Dann drückte er noch einen Kuß auf die Stirn der holden verlornen Geliebten und eilte in den ehrenvollen Kampf zurück.

VII.

Irrwege.

Psychologische Gemälde

aus der weiblichen Welt.

In einem Kloſter am Fuße der Alpen, da, wo das reizende Italien mit dem erhabenen Schweizerlande grenzt, trafen zwei Frauen höheren Standes zuſammen, beide entſchloſſen, ihre einſamen Tage da zu verleben: Donna Fiora von Villa bella, welche die Jahre ihres Witwenſtandes hier am anſtändigſten hinzuträumen glaubte, und Gräfin Paola von Gheradeſcha, unvermählt, die einzige verwaiſte Erbin eines angeſehenen Grafenhauſes. — Beide ſchienen zwar noch kaum die Mittagshöhe des Lebens erreicht zu haben, allein die Spuren tiefen Grams zeichneten ſich auf beider Angeſichtern unverkennbar, ſo ſehr ſie beide auch von der Natur zu reichen Anſprüchen an das Leben berechtigt ſchienen; Donna Paola, von mehr einnehmenden und intereſſanten, als regelmäßig ſchönen Zügen, ward vorzüglich durch einen edlen Ausdruck hervorgehoben, welcher in ihren Mienen, in jeder ihrer Bewegungen lag; Donna Fiora war noch mit Reſten einer außerordentlichen Schönheit geſchmückt, die nicht durch die Zeit, ſondern durch einen verheerenden Gram verblichen ſchien; und wie ihr Name ſagt, ſo glich ſie einer ſchönen Blume, die aber früh der Sturm verwüſtet hat. — Fiora war aus der Schweiz, Paola aus den heißern Gegenden Italiens in das Kloſter gekommen; gleichwohl trug die Erſtere ganz das Ge-

er eines ſüdlichen Himmelsſtrichs in ihren funkelnden tiefſchwarzen Augen, in ihren reizend lebhaften Bewegungen, in jedem Zuge ihres guten, aber höchſt leidenſchaftlichen Gemüths. Paola ſchien dagegen alle die Sanftmuth, alle die idealiſche Reinheit in ſich zu vereinigen, welche man mehr den Frauen des Nordens zuſchreibt; das Räthſel dieſes geiſtigen Wunders ſchien ſich dadurch zu löſen, daß Fiora, obgleich in der Schweiz erzogen, doch Italienerin war; Paola dagegen, obwohl ihre Eltern in Italien heimiſch waren, von ſchweizeriſchen Vorfahren ſtammte. Ein Zuſammentreffen, welches die Freundſchaft zwiſchen beiden noch lebhafter, noch ſchwärmeriſcher machte. Fiora dachte, wenn ſie die urſprüngliche Helvetierin in ihre Arme ſchloß, ihrer friedlichverlebten Kindheit in den heiligen Schweizerthälern; Paola erinnerte ſich bei Fiorens Anblick wehmüthig ſüß ihrer vergangenen italiſchen Seligkeit. — —

Die Frau von Villa bella hatte ſchon ſeit einem Jahre den Schleier genommen, als Paola in dem Kloſter ankam, und ſie in der liebenswürdigen Trauten eine intereſſante Leidensgefährtin fand, da die Einförmigkeit der übrigen Ordensſchweſtern bisher ihrem lebhaften Gemüth nur eine öde Leere gelaſſen hatte. In Paola's ſanfter, aber tieffühlender Seele, fand ſie ganz die lindernde Theilnahme, deren ihr Herz, in welchem der Sturm noch nicht beſchworen war, ſo ſehr bedurfte; und wieder Paola fand in Fiorens leidenſchaftlicher Zärtlichkeit Nahrung für eine ſchwermuthsvolle, umſonſt bekämpfte Sehnſucht nach einem einſt beſeſſenen, jetzt hoffnungslos verlornen Glück.

So entſtand ſchnell eine begeiſterte Freundſchaft zwiſchen

ihnen. Beide faßten jede Stunde, wo ſie allein zuſammen ſeyn konnten, verlangend auf. Oft, wenn die Schweſtern alle ſchon ſich längſt zur Ruhe begeben hatten, blickten die beiden noch in freundlichem Geſpräch aus dem kleinen Fenſter in der Zelle Fioras hinaus in die milde Nacht jener Gegenden, wo das Flüſtern der einſamen Pappeln, die ſich davor im Winde wiegten, und das gleichförmige Waſſergeräuſch der Ciſterne im benachbarten Kloſterhofe ihre Worte melancholiſch zu begleiten ſchien; oder ergötzten ſich an der reizenden Ausſicht aus Paola's heiteren Zimmern, die dieſe nur als Koſtgängerin bewohnte. Wenn dann die Landſchaft in weißem, zart duftigem Mondnebel lag, ſo pflegte Pacia wohl ſchmerzlich zu ſagen: Ach, ſo unendlich dämmernd liegt auch das zauberiſche Land meiner Vergangenheit!

Aus Rückſicht gegen das Anſehen und das Vermögen der Gräfin, die man ebenfalls gern für das Kloſter gewonnen hätte, geſtattete man auch ihrer Freundin Fiora (die hier Schweſter Eliſabeth hieß) mehrere Freiheit; ſie durften oft auch in ſolchen Stunden in dem anmuthigen Kloſtergarten wandeln, in denen ſich die übrigen Schweſtern daraus zurückziehen mußten. Und in einer ſolchen ſtillen Stunde war es, wo einſt beide ihre Herzen in wechſelſeitiger Vertraulichkeit über die Schickſale ihres Lebens aufſchloſſen, da ſie vorher immer zu fürchten geſchienen hatten, die Schmerzensquellen zu eröffnen, die doch, nur mühſam verhalten, in ihren Buſen ruhten. Sie wandelten eines Abends zwiſchen würzig duftenden Nelkenbeeten des Gartens, die ſich in tiefer Farbengluth als lange Streifen den Garten hinabzogen; die Sonne war im Untergehen, und goß noch wallendrothe Schim-

mer über die Blumenflur, und hob vor allen die Gipfel der fernen Gebirge deutlicher hervor, die man über die Mauern des Gartens hinweg in weiter, duftiger Ferne steigen sah. O, sieh! sagte die lebhafte Fiora, die ihrer aufwallenden Bewegung nicht länger mächtig war, indem sie nach Norden zeigte, und Thränen heiß aus ihren Augen stürzten: Sieh, wie dort die ehrwürdigen Alpen der Schweiz zu mir herüberſehen! das heilige, mir ewig theure Land! — Gleichſam als ob ſie zu mir ſagen wollten: Warum, Unſelige! verbannteſt du dich ſelbſt aus unſerm Friedensſchooße? Aus dem für dich beſtimmten Paradieſe?

Ach Gott! ſeufzte die ſanfte Paola, und Zähren drangen auch in ihre ſeelenvollen Augen; und ſiehſt du dort, nach Süden hin, die herrliche Gebirgskette? Das ſind die Apenninen! Sie ziehen ſich bis an jenes Land, in dem mir einſt ſo himmelvolle Tage verfloſſen! — Erinnerung verlorner Seligkeit, warum verweilſt du doch ſo grauſam feſt bei denen, für die nur linderndes Vergeſſen heilſam wäre!

Und wollen wir denn nicht endlich, rief Fiora, die Erzählungen unſerer Schickſale gegen einander austauſchen?

O, längſt verlangte ich darnach! — erwiederte Paola innig. Ich wagte nur nicht, deinen Schmerz zu wecken; — — der nun — — ich fürchte, doch in aller ſeiner Heftigkeit erwacht iſt, — ſetzte ſie mit beſorgt theilnehmendem Blick hinzu. —

Fiora bog ſich auf ihre Schulter und weinte reichliche Thränen am Buſen der treuen Freundin. —

Sanft unterſtützte Paola die Erſchütterte; ſie zog ſie neben ſich auf einen Raſenſitz und bat ſie, jetzt ihren Ge-

fühlen Worte zu geben. Hier, ſagte ſie, zwiſchen den himmelanſtrebenden Zeugen unſerer Vergangenheit, die Alpen rechts, und links die Apenninen in nebeliger Ferne, hier laß uns die Erzählung unſerer unglücklichen Schickſale austauſchen!

Ach Gott! ſeufzte Fiora, unglücklich ſeyn, es fällt wohl immer hart; doch, wenn es uns der Himmel ſchickt, ſo iſt noch Troſt bei unſern Leiden. Nur da, wo wir es ſelbſt verſchuldeten, ſey es auch nur durch Irrthum, ach da iſt es ſo ſchwer, ſo unausſprechlich ſchwer zu tragen!

Unſelig Loos der armen Menſchheit! Düſter
Liegt Nebel oft auf unſrer Zukunft Bahn,
Und reger Stimmen täuſchendes Geflüſter
Verlockt uns oft zu trügriſch irrem Wahn;

Und ſo wie wir den einen Pfad erwählten,
So bricht ein blendend Sonnenlicht hervor
Und hellt den rechten Weg, den wir verfehlten,
Und zeigt ein Glück, das unſer Wahn verlor.

Ach, grauſam mahnend ſchmückt der helle Schimmer
Nun vor der hoffnungsloſen Sehnſucht Blick
Mit Strahlen das verlorne Gut; und nimmer,
Ach, nimmer! dorthin führt ein Weg zurück!!

Ja, höre die Geſchichte meines Lebens, theure Gefährtin! fuhr Schweſter Eliſabeth (Fiora) fort, ſie wird dir die Wahrheit jener dichteriſchen Worte lebhaft vor Augen ſtellen.

In einem der friedlichen ſchönen Schweizerthäler wuchs meine ungetrübte Kindheit auf. Geboren bin ich auf toskaniſchem Gebiet, und aus einem alten Geſchlechte dieſes Landes; doch nach dem frühen Tode meiner Eltern, die mich oh-

ne Vermögen, als ein hülfloſes Kind zurückließen, nahm mich ein Jugendfreund meines Vaters, ein biederer Helvetier, Herman von Erlach, in ſein Haus.

Er lebte mit ſeiner frommen Hausfrau auf einem alten, ritterlichen Schloſſe, das ſich mit ſeinen ſtattlichen Thürmen am Abhang eines Berges erhob und ein freundlich grünendes Thal beherrſchte. Hier floſſen meine Kindheitstage hin, wie die Wellen des klaren Bachs, der ruhig in gemächlichen Ufern das Thal bewäſſerte.

Vom Kind zur Jungfrau aufgewachſen, ging noch die einfache Eintheilung meiner Stunden fort. Wir gaben und empfingen nur ſelten Beſuche aus der Nachbarſchaft. Ein Nonnenkloſter, in der Entfernung einer halben Stunde von unſerm Schloſſe war das gewöhnliche Ziel meines Ausgehens. Meine Pflegeeltern hatten mich von den dortigen Nonnen in manchen kunſtreichen, weiblichen Arbeiten unterrichten laſſen, und noch immer ſahen ſie es gern, wenn ich meine Freundinnen, deren ich dort mehrere unter den Kloſterjungfrauen hatte, zuweilen heimſuchte, und den jugendlichen Drang nach Mittheilung und Geſelligkeit in ſo guter Geſellſchaft zu befriedigen ſuchte. Einigemal in jeder Woche wallfahrtete ich dahin; die beinah patriarchaliſche Sitteneinfalt, welche in unſerer Gegend herrſchte, und worin die Bewohner der Ritterburg, mit denen der ländlichen Hütten, vollkommen übereinſtimmten, machte mir jede ſchützende Begleitung überflüſſig: und mir war es willkommen, allein und ungebunden die reizende Landſchaft zu durchwandeln, und mich ungeſtört meinen kindlichen, von einer roſigen Zukunft träumenden Phantaſieen überlaſſen zu können. Nur Hirten, die ihre Heerden

heimwärts trieben, oder bekannte Landleute mit ihrem Ackergeräth hatten grüßend der harmlos Wandelnden begegnet, als eines Tages doch eine ungewöhnliche Erſcheinung meine einförmige Sicherheit unterbrach.

Ich hatte mich einſt früher, wie gewöhnlich, von meinen Freundinnen im Kloſter getrennt, da ich bei den kürzer werdenden herbſtlichen Tagen fürchtete, vielleicht vom Abenddunkel überraſcht zu werden, und meinen guten Pflegeeltern um keinen Preis hätte Unruhe verurſachen mögen.

Die weißen Nebel ſtiegen aus den Wieſen auf, und die Sonne neigte ſich zu ihrem Untergange, als mir das heimathliche Schloß am andern Ende des Thales winkte; da ſah ich vom Bach herauf zwiſchen den umſchattenden Bäumen, die ſchon der Herbſt anfing allmählig braun zu färben, einen Mann von intereſſantem Anſehen, mir entgegen wandeln. Er grüßte mich ehrerbietig und ſchlug dann einen Weg ein, welcher, den meinigen durchkreuzend, in ein anderes Thal führte.

Ich durchwandelte das unſere; bei guter Zeit kam ich im Schloſſe an, und, offen, wie ich immer war, erzählte ich meinen Eltern, daß mir ein Fremder heut begegnet ſey; doch ohne daß es bei ihnen oder auch bei mir beſonderen Antheil erregte. Die Mutter meinte, daß er wahrſcheinlich ein Ausländer geweſen ſey, deren mehrere die Schweiz durchreiſen, und der ſich vielleicht, wider Gewohnheit, in unſer abgelegenes Thal verirrt habe; und es geſchah des Vorfalls weiter keine Erwähnung.

Mehrere Tage waren hingegangen, wo ich mein Wallfahrten nicht hatte unternehmen können, theils durch üble

Witterung, theils durch häusliche Geschäfte verhindert. Jetzt endlich, an einem schönen Octobermorgen, zog mich die Sehnsucht nach meinen Freundinnen in aller Frühe hinaus. Der Himmel lachte blau und heiter, und das Grün der Bäume und der Sträuche war unterdeß in mannigfache bunte Farbenmischung übergegangen. Gleich Blumengewinden hingen die gelb, roth und braunen Büsche um die felsigen Berge; und die Natur glich einer Liebenden, die sich zum Abschied noch recht lieblich schmückt, um ihr Bild noch holder und sehnsuchtregender in dem Herzen des Scheidenden zurückzulassen.

Fröhlich eilte ich meinem Ziele zu; allein der bisherige Regen hatte die Pfade schlüpfrig gemacht; und als ich in der Mitte des Wegs einen Bergabhang hinunter zu gehen hatte, bereuete ich fast, nicht jemand zur Begleitung mit mir genommen zu haben; — als ich, indem ich aufblickte — wie durch Zauber herbeigerufen, den Unbekannten an meiner Seite sah, der besorgt meine unsichern Tritte zu beobachten schien, und mir mit schonender Ehrerbietung die Hand bot, um mich den unwegsamen Hang hinab zu leiten, was ich mit der kunstlosen Einfalt eines Landmädchens, dankbar annahm. — Und so allein, mein Fräulein, sagte er, als er nach überstandener Schwierigkeit noch auf demselben Wege neben mir hinwandelte, so einsam legen Sie ihren Weg zurück?

Heut hätt' ich freilich jemand mit mir nehmen sollen, versetzte ich, da der Weg so schlecht ist. —

Und wenn auch dies nicht wäre, fuhr er fort, — fürchten Sie sich denn gar nicht?

O nein! versetzte ich mit aller meiner natürlichen Unbefangenheit. — Ich würde für Räuber eine schlechte Beute

ſeyn, denn ich nehme weder Geld noch Schmuck mit mir. Selbſt meine gewöhnliche goldne Kette hat meine Mutter aufgehoben.

Er lächelte, und, wie es mir ſchien, wohlgefällig über meine unſchuldigen Anſichten.

Und überdem, — fuhr ich zu ſprechen fort, wie ein zutrauliches Kind, überdem ſind Räuber in unſerm biedern Schweizerlande etwas ſo Seltenes, als Schnee in Afrika!

Wirklich? — ſagte er, wie zweifelnd. —

Gewiß und wahrhaftig! rief ich mit Feuer; — Sie ſind wahrſcheinlich fremd in dieſem Lande? ſonſt kennten Sie dies herrliche Volk ſo gut, als ich, das Biederſinn, Treue und Tapferkeit, mit einem Worte, alle Tugenden in ſich vereint. — Auch ich bin eine Fremde, die hier nur Gaſtfreundſchaft und Schutz gefunden hat; allein ich liebe dies mein neues Vaterland, wie man nur eine theure Heimath lieben kann!

Ein ſonderbares Feuer glänzte in ſeinen Augen, während ich auf dieſe Weiſe redete. Er wollte ſprechen; allein wir wurden gewahr, daß wir, im Eifer des Geſprächs, eben das Kloſter erreicht hatten; ich trennte mich von ihm mit einer leichten, freundlichen Verneigung und eilte, meine lang nicht geſehenen Freundinnen zu begrüßen.

Im Laufe unſrer Unterhaltung erzählte ich ihnen auch von meinem Zuſammentreffen mit dem Fremden; auch ſie wußten ſich nicht zu erklären, wer er ſeyn müſſe? und unſere Geſpräche wechſelten zu lebhaft, als daß ſich meine Gedanken lange bei ihm hätten verweilen ſollen.

Allein, als ich des Nachmittags, auf die gewohnte Weiſe, meinen Heimweg antrat, — wen ſah ich, als ich mich nur

wenige Schritte vom Kloſter entfernt hatte? — wieder den Unbekannten! — Er ſchien mich erwartet zu haben, und bat mich um die Erlaubniß, mich nach meiner Wohnung begleiten zu dürfen, die ich ihm auch nicht zu verweigern wußte. Zu ſehr, ſagte er, hat mich unſer voriges Geſpräch entzückt, als daß ich nicht ſeine Fortſetzung wünſchen ſollte.

Und ich glaubte beinah, verſetzte ich, Sie, als einen Fremden, beleidigt zu haben, indem ich die Schweizer allzueifrig über andere Völker erhob.

Beleidigt, Fräulein? rief er. Im Gegentheil muß ich geſtehen, daß der Antheil, den ich, vom erſten Augenblick, an Ihnen nahm, noch tauſendmal erhöht worden iſt durch die ſchöne Wärme, womit Sie meiner geliebten Heimath gedachten.

Sie ſind ein Schweizer? rief ich freudig.

Ich bin es. Ja, mein Fräulein, ich habe das Glück, dieſem edlen Volke anzugehören, das auch in fernen Ländern ſich die Achtung der Beſſeren zu erhalten gewußt hat.

Er erzählte mir darauf, wie er frühzeitig alle ſeine Verwandten verloren habe, dann, nach der Sitte ſeines Volks, in fremde Kriegsdienſte gegangen ſey, und jetzt zurückkehre, um, nach dem Tode des bisherigen Beſitzers, ſeine angeſtammten Güter in dieſen Gegenden in Beſitz zu nehmen. — In jenem Thale, wohin ich ihn hatte gehen ſehen, liege ſein Wohnſitz. —

Ich erzählte ihm dagegen meine ganzen Verhältniſſe, nannte ihm den Namen meiner lieben Pflegeeltern, und zeigte ihm ihr Schloß, das eben vor uns lag. —

Ich hätte gewünſcht, daß er mit mir zu meinen Eltern hineingekommen wäre; allein er entſchuldigte ſich damit, daß

es heut zu spät sey, und versicherte, daß er nächstens dem edeln Herrn von Erlach seinen Besuch machen werde. —

Beim Abschied hielt ich es doch für gut, ihn auch nach seinem Namen zu fragen. — Mein Name — erwiederte er, — ist: Walter von Müllinen. — Er grüßte mich noch einmal und entfernte sich. —

Als ich in das Schloß kam, war mein Pflegevater noch nicht von der Jagd zurück, die Mutter, wegen einer landwirthschaftlichen Anordnung, entfernt; so ging ich, sie zu erwarten, in den Saal, wo wir gewöhnlich zusammen zu kommen pflegten, und wo, die herbstliche Abendkühle zu erwärmen, ein freundliches Kaminfeuer angezündet war. Die Dämmerung war schon eingebrochen, allein der Schein des Feuers zerstreute sie wohlthuend und hob die Ahnenbilder hell hervor, die rings die Wände des Saals verzierten. Mir kam es vor, als blickten die ehrwürdigen Schweizerhelden bedeutsam, ja, fast wehmüthig auf mich nieder. — Ich setzte mich vor den Kamin; und wie ich in die spielenden Flammen blickte, regten sich mancherlei Gedanken und Phantasieen in meinem Innern; die Ahnung eines Glücks, das noch den Umgang mit meinen Freundinnen, das fromme, kindliche Verhältniß mit meinen Wohlthätern überträfe, hatte mir schon seit einiger Zeit vorgeschwebt; jetzt trat sie mit dem Bilde meines freundlichen Begleiters zusammen; ich konnte mir nicht verhehlen, daß er eine Art der Theilnahme für mich gezeigt hatte, wie niemand noch vorher; es that mir wohl, und ich fühlte vielleicht zum erstenmal meine jugendliche Eitelkeit erweckt und geschmeichelt.

Die Eltern kamen zurück, und ich erzählte ihnen treulich

den ganzen Hergang meiner heutigen Begebenheit. Die beiden einfachen Alten kamen jetzt wohl darauf, daß ſich die einſamen Wallfahrten des halbkindlichen Mädchens nicht mehr ganz für die herangewachſene Jungfrau ziemen möchten. — Als ich indeß in pünktlicher Folge meiner Erzählung am Ende den Namen des Fremden nannte, da heiterte ſich plötzlich das etwas verdüſterte Antlitz des biedern Erlach auf, und er ſagte: Wenn er das iſt, ſo gehört er zu einem der edelſten Rittergeſchlechter unſerer Vorfahren; kein edleres giebt es in der Schweiz! — Ich weiß, daß ſeit einigen Wochen ein Herr von Müllinen in unſre Gegend gekommen iſt, um ſeine erblichen Beſitzungen zu übernehmen, welche nicht unbedeutend ſind.

Höchſt angenehm klang mir dieſe Anerkennung meines neuen Bekannten; und ich wünſchte nur, daß er ſie auch bald durch ſeinen Beſuch rechtfertigen möchte. Wie freute ich mich, als nun wenige Tage nachher ein Diener den Herrn von Müllinen bei meinen Wohlthätern anmeldete.

Er ward freundlich empfangen, und es erwies ſich, daß er derſelbe war, von welchem mein Vater geſprochen hatte. Man freute ſich gegenſeitig der künftigen nahen Nachbarſchaft, und Walter ward eingeladen, recht oft unſer Haus zu beſuchen. Er erzählte meinen Eltern, wie er mir begegnet ſey, und wir konnten unbefangen unſere Bekanntſchaft erneuern.

Walter benutzte die gegebene Erlaubniß; er kam oft, und ward den folgenden Winter über ein beinah unentbehrlicher Geſellſchafter für die einſamen Stunden. Die Männer gefielen ſich immer beſſer zuſammen; denn, obwohl Erlach nah am Greiſenalter, Müllinen noch auf der Grenze

zwiſchen den Jünglingsjahren und dem reiferen Mannesalter ſtand, ſo ſchienen ihm doch manche härtere Erfahrungen, ſelbſt Leiden, einen Ausdruck von Ernſt gegeben zu haben, der über ſeine Jahre, und mit einem höchſt anziehenden Zuge von Schwermuth gemiſcht war. Der Ausdruck unendlicher Güte war übrigens der herrſchende in ſeinen Zügen, die, ſo wie ſeine Geſtalt, edel und männlich waren, ohne auffallend zu ſeyn. Auch meine Mutter ſah ihn gern; ſein einfaches Betragen hatte zugleich etwas ſehr Sanftes, welches den Frauen gefällt, und was auch die bejahrte, würdige Hausfrau für ihn einnahm; ſie hörte ihn gern von manchen ſeiner Erfahrungen in der Fremde erzählen. Mit Erlach ging er zuweilen auf die Jagd, doch ſelten, da beide dieſe Beluſtigung nicht vorzüglich zu lieben ſchienen; deſto öfter ſaßen ſie bei dem ſinnigen Schachſpiel, das Walter leidenſchaftlich liebte. Gegen mich ſchien ſeine Neigung mit jedem Tage zu wachſen. Er gab mir tauſend zarte Beweiſe einer innigen, reinen Zärtlichkeit; und meine Wohlthäter faßten die froheſten Hoffnungen für mich, die mir nicht ganz entgehen konnten. Mit Wohlgefallen ſprach oft mein guter Vater von dem ſchönen Schloß im benachbarten Thale und andern vorzüglichen Beſitzungen ſeines Freundes Müllinen. — Allein es war, als ob ſich Walter nur mit zarter Scheu der heiligen Flamme nahe, als ob er fürchte, das Geſtändniß auszuſprechen, an welches ein ſo tiefes Gemüth, als das ſeinige, das ganze Glück des Lebens bindet. — Auch ich empfand herzliche Neigung für ihn: doch blieb ſie ruhig, und ich konnte ihn eben ſo unbefangen gehen, als erſcheinen ſehen.

Jetzt kam der Frühling, und mit ſeinem erwachenden

Leben rings um mich her fühlte ich auch mein Inneres von einer wunderbaren, unruhigen Sehnſucht bewegt, welche durch nichts, was mich umgab, Befriedigung fand. Ach! es war, als ob Walters Ernſt, ſeine zarte Zurückgezogenheit meinem lebhaften Streben nicht genüge. Wenn er tiefſinnig mit dem Vater am Schachbret ſaß, oder die Landcharte aufgeſchlagen, die beiden ehrwürdigen Alten, ſanft hingebend, durch ſeine Erfahrungen zu unterhalten ſuchte, hätte ich lieber geſehen, daß er mit mir durch Garten und Wieſe geſchwärmt wäre. Und ſo ging ich eines Tages allein hinaus in die liebliche, von einem zartgrünen, duftigen Schleier überzogene Landſchaft. Ich ging nach dem Bache hinab, um nach den Geweben ſelbſtgeſponnener Leinwand zu ſehen, die dort auf der Bleiche lagen. Alles lag in fröhlicher Feier; die Blüten brachen auf und ſchienen, gleich blendendem Schnee, an die Hänge der Berge geweht, und die goldenen Sonnenſtrahlen ſpielten um die grüne und weiße Flur. Unwillkürlich wiederholte ich mir im Gehen leiſe die Worte eines Liedes, deſſen Stimmung der meinen angemeſſen war: —

Von neuem Leben ſchwellen
Die Pulſe der Natur!
Es flüſtern zarte Quellen
Durch die erwachte Flur.

Und Nachtigallen ſchlagen
Im zartbegrünten Hain
Und hauchen ſüße Klagen
Im holden Dämmerſchein.

Du fühlſt dich leiſ' ermatten
Von unbekanntem Weh,

Und fliehſt zum Roſenſchatten
Zum duft'gen Blütenſchnee.

O, fühlſt du nicht das Wehen
Der unbekannten Macht,
Die ſtill und ungeſehen
In allen Zweigen wacht? —

Wie der vom Eis entfeſſelte Bach jetzt wieder freudig durch das Thal irrte und im Schimmer der warmen Mittagsſonne blitzte! wie die Aue, gleich grünem weichem Sammt, ſich vor mir ausbreitete! Ich war ziemlich weit ab vom Schloßbach hinunter gegangen, bis auf eine ſehr anmuthige Raſenſtelle, die wilde Roſenhecken rings umzogen, indeſſen auf der andern Seite der ſilberhelle Bach vertraulich plätſcherte; die Roſen waren noch nicht aufgeblüht, allein ihre Blätter bildeten ein dichtes Gehege. Mir war es wohl in dieſem kleinen, verſchwiegnen Heiligthum, und ich ließ mich auf den ſchwellenden Raſen nieder.

Da ward ich auf einmal in meinen unbeſtimmten Träumen durch ein Geräuſch erweckt, das ſich zu nähern ſchien; ich hörte Roſſeshufſchlag; der Weg führte ganz dicht an meiner Hecke vorüber; ich bog die Zweige aus einander und ſah eine Erſcheinung, die etwas Blendendes hatte, und die bei meiner augenblicklichen Stimmung mir beinah zauberartig vorkam. Auf hohem, ſtattlich ſchönem Roß erblickte ich einen Jüngling, der ganz das Idealiſche hatte, das meinen unruhigen Träumen vorſchwebte. Mit allen Reizen jugendlicher Schönheit geſchmückt, ſtralte er in meine geblendeten Augen.

Er war in kriegeriſcher Kleidung, von einem Diener, ebenfalls zu Pferde, begleitet. —

Wie ward mir aber, als er im langſamen Vorüberreiten, mit einer Stimme, ach ſo zauberiſch und ſüß! wie ich noch nie gehört hatte, ein Lied anſtimmte, deſſen Worte ich damals nicht gänzlich verſtand, die aber doch, mit ihrer herzberauſchenden Weiſe, hinlänglich waren, mir eine reizende Bedeutung zu enthüllen. Er ſang:

Gemſen fliehn in dieſem Lande,
Windgeflügelt, gleich dem Aar;
Flieht man auch der Liebe Bande
Hier ſo ſcheu und wunderbar?

Aber ſchöner blüht die Roſe
An der ſchroffen Alpenwand;
Sittſam eingehüllt im Mooſe;
Doch dem Blick nicht abgewandt.

Wer aus Südens Blumengründen
Sich zum Land der Gletſcher kehrt,
Eine Roſe hier zu finden,
Wär' ja wohl der Kühne werth!

Auch in wilder Felſen Schooße
Fänd' er dann ſein holdes Glück; —
Eilig dann, geliebte Roſe,
Zeig', o zeige dich dem Blick!

Die Roſen waren noch nicht aufgeblüht an meiner Hecke; allein meine Wangen mochten wohl noch höher glühen, als die Roſen, wie ich ſo durch die grünen Blätter lauſchte, ganz verloren in die reizenden Töne. Ein Glück, daß der

Sänger keinen Blick auf die Hecke warf, sondern ahnungslos seinen Weg verfolgte.

Ich sah ihn, der Heerstraße folgend, um die Ecke des Berges lenken, auf welchem unser Schloß lag. Halb träumend blickt' ich ihm nach; ich sah die hellen Farben verschwinden, hörte die reizenden Klänge verschweben; — mir war es, als ob sie mich zu einem unbekannten Paradiese lockten, und mir dahin voranschwebten. —

Ich ging dann langsam auf das Schloß zurück. Beim Eintritt bemerkte ich sogleich eine ungewohnte Bewegung unter den Dienstleuten, und die Dienerinnen kamen mir mit der Nachricht entgegen, daß unterdeß ein wunderschöner, vornehmer Fremder angekommen sey, zu dessen freundlichster Bewirthung die Hausfrau alle Anstalten getroffen hatte.

Ein süßer, ahnender Schrecken durchbebte mich bei dieser Nachricht, und meine erste Bewegung war, mich zu verbergen; allein meine Pflegmutter, die herzu kam, führte mich sogleich in den Saal und stellte mich mit einem mütterlichen Wohlgefallen dem Fremden vor, den ich hier im Gespräch mit dem Herrn des Hauses und Walter von Müllinen sah.

Wohl erkannte ich ersten Blickes in ihm jene bezaubernde Gestalt, die ich im Thale schon erblickt hatte. Hinter der Ecke des Berges, um welche sich die Heerstraße bog, schlängelte sich auch der Burgweg hinauf, den er, wider mein Erwarten, eingeschlagen war. Die Mutter sagte mir, daß es ein Ritter aus Italien sey, welcher an ihren Gemahl Empfehlungen habe, und nannte ihn Rosario von Villa bella. Ach, Zauber tönte schon für mich aus seinem Namen!

Mit hochklopfendem Herzen, mit hochglühenden Wan-

gen trat ich in den Saal; er verbeugte ſich nur leicht gegen mich, ſagte mir einige verbindliche Worte, und wandte ſich wieder zu dem Geſpräch der Männer; aber einige ſeiner Blicke waren ſchon zu mir herüber geflogen, die ſiegend ſein Reich in meinem Herzen gründeten. Zum erſtenmal in meinem Leben kam mir mein ländlicher Anzug zu gering vor, ſo reinlich, ja ſelbſt zierlich er auch war, und ich benutzte den erſten freien Augenblick, um mich in mein Gemach zu ſtehlen, das Möglichſte von meinem kleinen, kunſtloſen Putz zuſammen zu ſuchen. Ich nahm mit Eifer den Spiegel zu Hülfe, ich rollte die natürlichen Ringel meiner Locken noch ſorgſamer, und als ich nun an der Abendtafel dem ſchönen Fremdling gegenüber zu ſitzen kam, ſo hätt' ich gleichwohl einen Schleier über mich werfen mögen. —

Ich war in meinem ganzen Weſen zu kunſtlos, zu fremd jeder Verſtellung, als daß dieß kinderhafte Beſtreben, mich zu verſchönern, hätte unbemerkt bleiben ſollen; es entging weder dem ſiegegübten Roſario, noch dem beſcheidenen, tieffühlenden Walter.

Mir ſelbſt unbewußt, wuchs mit jedem Tage, an welchem der Fremde ſeinen Aufenthalt bei uns verlängerte, der Eindruck, welchen er auf mich gemacht hatte. Einen Hauptvorzug vor dem edlen Müllinen gab ihm in meinen Augen ſeine reizende Gabe der Tonkunſt: eine Eigenſchaft, die ich immer an jenem vermißt hatte. Statt daß der ernſte Walter oft Stundenlang mit meinem Pflegevater bei dem tiefſinnigen Schachſpiel ſaß und den biedern Alten dadurch zu ergötzen ſuchte, bezauberte Roſario durch ſeine Klänge das ganze Haus.

Es war, als ob ein neuer italiſcher Frühling in unſer ſtilles Schweizerthal gezogen ſey.

Roſario verſäumte nicht, den Vortheil geltend zu machen, den er über mich gewonnen hatte; auch er ſchien von flammender Leidenſchaft für mich ergriffen; ich ſchildere nicht alle die ſchnellen, berauſchenden Uebergänge, durch die ſich unſer Gefühl gegenſeitig erklärte, und bald zur vollkommenſten Uebereinſtimmung kam.

Dem Auge der wahren, treuen Liebe, dem Auge Walters, konnte dies Alles nicht entgehen. Mit tiefem Schmerz hatte er es bemerkt; aber als auch meine treuherzigen Pflegeltern davon unterrichtet wurden, als ſie mir Vorwürfe machten, daß ich ein ſchon erprobtes, werthvolles Gut ſo leicht einem neuen, blendenden Schimmer aufopfere, da war er es, der mit großmüthiger Selbſtverläugnung die Vertheidigung meiner neuen Liebe übernahm, und dem ungeduldig dringenden Roſario die Einwilligung meiner Eltern erleichterte.

O Gott! konnte dies hochherzige Betragen nicht einen Stral in mein verblendetes Herz werfen? Ach, vergeſſen war das gute Land, das ich vor Kurzem noch in ſchwärmeriſcher Dankbarkeit ſo hoch erhoben hatte, aufgeopfert ſein edler Sohn! — —

So willſt du uns denn verlaſſen? ſagte meine Pflegmutter unter hervordringenden Zähren. — Ach, Fiora! gebe nur Gott, daß die Flamme kein Irrlicht ſey, der du den milden, treuen Stern aufopferſt, der dein Leben erleuchtet haben würde. — —

Aber Roſario drang mit ſeiner unwiderſtehlichen Lebhaftigkeit auf ſchnelle Vollziehung unſeres Bundes, um mich

ſogleich als ſeine Gattin mit nach Italien führen zu können; — wir wurden vermählt — und reiſten des nächſten Morgens nach der Heimath meines Gemahls.

Ich hatte nun das Ziel meiner Wünſche erreicht. Doch wie ſo anders erſcheint uns oft ein unerreichtes, durch Schwierigkeiten von uns getrenntes Gut, als wenn wir es erſtrebt, und in der Nähe mit unbeſtochnem Blick betrachten! Als unſer glänzender Reiſewagen durch die bekannten Gegenden leichteilend hinflog, als ich nun den geliebten, erſehnten Mann an meiner Seite ſah, mit aller ſeiner Anmuth, mit ſeinem ganzen, verführeriſchen Reiz, warum ſchlug dennoch mein Herz ſo beklemmt? nicht blos der Abſchied von meinen ehrwürdigen Wohlthätern laſtete darauf; auch eine düſtere Ahnung ſchien mir zu ſagen, als ich von dieſen guten, ſchützenden Bergen, dieſen freundlichen Thälern, der Wiege meiner Kindheit, ſchied, daß ich zugleich von Glück und Ruh auf immer ſcheide.

O, wie ſo wenig doch an körperlicher Gegenwart gelegen iſt! wie man ſich oft nah, und doch, dem Herzen nach, ſo weit entfernt iſt, und wieder oft, durch weiteſte Fernen, Gedanken der verwandten Seelen ſchnell, wie der Lichtſtrahl, zu einander eilen und ſich vereinigen! Roſario war an meiner Seite; allein nur zu bald wurden mir Spuren eines Charakters ſichtbar, welcher vorher, im blendenden Glanze der Liebe, mir entgangen war. Nur zu bald ward ich gewahr, daß der innere Gehalt ſeines Weſens der ſchimmernden Außenſeite nicht gleich kam, daß weder ſeltene Ausbildung des Geiſtes, noch Reichthum der Gefühle mich beglücken werde, und daß dagegen das Bewußtſeyn ſeiner

Schönheit und aller ſeiner äußern Vorzüge ihm einen Grad von Selbſtſucht gegeben hatte, deren oft harte Aeußerungen mir um ſo empfindlicher ſeyn mußten, da ich bisher nur an Beweiſe der uneigennützigſten Zärtlichkeit von dem Manne gewöhnt war, den ich dem glänzenden Roſario aufgeopfert hatte.

Ich übergehe alle die Vorfälle, die ein lebendiges Licht über ſeine Gemüthsart werfen konnten: denn Schonung verdient auch der tadelnswertheſte Mann, mit dem wir einmal Liebe theilten; erwähnen mußt' ich ihrer nur in ſofern, als ſie die Grundfarben zu der Geſchichte meines Unglücks geben. —

Indeſſen, ich hatte einmal gewählt; und Weisheit hätte mir gerathen, nun durch Geduld und Sanftmuth die Härte meines Schickſals zu entwaffnen. Allein mein lebhaft-leidenſchaftliches Gemüth hatte die Schwierigkeiten des Lebens nie gekannt; gleich wie ein junges, des Zügels nie gewohntes Roß, das bisher nur auf Blumenwieſen ſpielte, jetzt an einen jähen, mit Felſenzacken ihm entgegenſtarrenden Abhang kommt, unaufgehalten ſeinen Weg verfolgen will, und — — ſich zerſchmetternd in die Tiefe ſtürzt!

Ich verbarg ihm nicht, wie ſchmerzlich mir meine Entdeckungen waren; ſelbſt Reue über meine Wahl blickte vielleicht nicht undeutlich hervor; unweiſe ſtets in ſolchem Falle, da ſie den Verlornen nicht wiederbringt und den Gewählten nur erbittern muß!

Wir kamen in Turin, der Vaterſtadt meines Geliebten an; und hier erfuhr ich, daß er auch über den Zuſtand ſeiner äußern Vermögensumſtände mich völlig getäuſcht, daß er

das an ſich mäßige Erbe ſeiner Väter durch ſein früheres zerſtreutes Leben zerrüttet hatte und jetzt beinah zur Dürftigkeit herabgebracht war.

Doch dieß war Nahrung für meine zum Romantiſchen geneigte Phantaſie; ich triumphirte in den Aufopferungen, die ich der Liebe bringen konnte; und die blinde Leidenſchaft, womit ich den reichherzigen Walter ſo rückſichtslos dem blendenden Roſario geopfert hatte, erſchien mir jetzt zum Theil geadelt, da ich ihm auch die reichen Burgen Müllinens opfern konnte.

Mein energiſches Gefühl fand jetzt einen Gegenſtand; ich malte mir die Scenen aus, wie Roſario meine Entſagungen erkennen, wie uns ein ſtillhäusliches Idyllenleben beglücken werde! — Ach, ich hatte nur das flatterhafte Herz meines Erwählten nicht mit in Erwägung gezogen!

Wir waren nicht lange in Turin angekommen, als eine neue Operntänzerin die ganze Aufmerkſamkeit meines Gemahls erregte. Ich hatte anfangs keine Vorſtellung davon, wie ein Mann, der vor wenig Monden noch aus Leidenſchaft für mich zu ſterben geſchworen hatte, ſo ſchnell zu einer Anderen übergehen könne, denn mir waren die Huldigungen Anderer nur darum ſüß, weil ich ſie ihm, dem einzigen Ideale meiner Zärtlichkeit, aufopfern konnte. — Doch nur zu bald erfuhr ich mit Gewißheit, daß er alle Abende, wo er ſich frühzeitig von mir entfernte, mit jener Unwürdigen zubringe.

Schrecken, Entrüſtung und glühende Eiferſucht erwachten bei dieſer Nachricht in meinem Herzen; war er mir ehmals ſchön und liebenswerth erſchienen, ſo erſchien er mir es jetzt doppelt, da ich ihm einer Andern überlaſſen ſollte. —

O, hätte ich nur damals den rechten Weg erwählt, es wäre mir vielleicht gelungen, ihn durch Sanftmuth, durch heldenmüthige Selbstüberwindung zu mir zurückzubringen! hätte ich, meinen Schmerz bekämpfend, die Liebenswürdigkeiten hervorzurufen gesucht, die ihn an mich gefesselt hatten, und wäre gleichsam mit jener in die Schranken getreten! Das einzige Mittel, das einem Weibe in meiner Lage übrig bleibt. — —

Doch mein leidenschaftliches Gemüth ließ mich das Entgegengesetzte wählen. Ich hatte mich selbst von der Wahrheit jenes Verdachtes überzeugt, hatte mich herabgelassen, in Mantel und Schleier gehüllt, ihm selbst durch das nebelige Mondgedämmer eines kalten, regnerichen Winterabends, bis an jenes Haus zu folgen. Wüthende Qualen der Eifersucht rissen mich fort. — Ich hatte Gewißheit, und in dem verzweifelnden Schmerz darüber, mischte sich noch heimliche Unzufriedenheit mit mir selbst, und — statt den Kampf der Liebenswürdigkeit um Geliebtes zu beginnen — that ich den letzten Schritt, es gänzlich zu verlieren.

Nach einer fürchterlichen, durchwachten und durchweinten Nacht, bleich, mit zerstörten Haaren, trat ich in das Zimmer, wo ich mit meinem Gatten zu frühstücken pflegte. Er war bestürzt; ich brach aufs neue in heftige Thränen aus, in welche sich die heftigsten und unvorsichtigsten Vorwürfe mischten; ich sagte ihm nicht nur, wie ich seine ganze strafbare Verirrung wisse, sondern auch, wie er mir selbst Geringschätzung errege, da er mich einer Unwürdigen, einer Verachtungswerthen, aufopfern könne.

Abwechselnd erröthend und erbleichend stand er vor mir.

— O Gott, ich hatte ihn beſchämt! und einen Mann beſchämen — hütet Euch, Frauen, die Ihr liebt, es je zu thun!

Auch ſein Stolz erwachte, er antwortete mit Bitterkeit, Worte begegneten Worten, die nur zu oft, gleich tödtenden Pfeilen, treffen! Das Band unſerer Liebe war auf immer zerriſſen. — —

In wenig Tagen hatte er mit jener Tänzerin die Stadt verlaſſen. — Ich blieb zurück, fremd — ohne Freunde — ohne Mittel, mein glückloſes Leben zu friſten! Ich nahm das Wenige, was mir blieb, zuſammen, und mein Entſchluß war ſchnell gefaßt, in das gute Land zurückzukehren, das ich mit ſo ſchwerem Herzen verlaſſen hatte.

Es war beinah dieſelbe Jahreszeit wieder, als ich einſt, gegen Abend, das ſtille Schweizerthal, die Heimath meiner Kinderjahre, erreichte. Die Sonne war geſunken, und warf nur noch einige röthliche Streiflichter über das lange Thal. Alles lag ſchweigend in der milden, ſanften Abenddämmerung; zur Seite aber glänzte mir das bekannte liebe Schloß von ſeinem Bergabhang das Thal herüber, und erhob ſeine Zinnen und Thürme in alterthümlicher, ritterlicher Pracht. —

Ich mußte weinen bei dem Anblick all der theuern Gegenſtände. — Da ſah ich — als ich unverwandten Blicks dem Schloſſe nahte, — o, mein Gott im Himmel! da ſah ich Trauerflöre von den Zinnen wehen! — Von Angſt beflügelt, naht' ich dem Thor, — es that ſich auf, ein Leichenzug ſchwebte daraus hervor, — und von der Kirche her begann der feierliche Klageruf der Glocken. —

Ich wußte ſchon, daß in unſerer Gegend das Wehen

des Trauerflors von dem Thurme den Tod des Beſitzers bedeutet; ich erfuhr es auch aus dem Munde des jammernden Gefolges, daß der wohlthätigſte der Menſchen, daß mein zweiter Vater zur Gruft getragen ward. — Seine fromme Gemahlin war ihm ſchon ſeit einigen Monden vorangegangen. —

So kamen denn die Thränen meiner Liebe und meiner Reue zu ſpät! — Wie vieles hatte ſich in der Zeit eines Jahres verändert! Auch der edle Walter von Müllinen, an deſſen Großmuth ich ohnehin mich nimmer würde haben wenden wollen, — war fern von ſeinem Vaterlande. Er hatte nicht lange nach meiner Abreiſe fremde Kriegsdienſte genommen, — und — nur die Kunde ſeines Todes war in ſein Land zurückgekommen. —

So war auch dieſes gute, ſchöne Herz dahin, das einſt für mich geſchlagen hatte! Was blieb mir nun noch übrig in der weiten, freundloſen Welt, als dieſer ſtille Zufluchtsort in gottgeweihten Mauern? Und die Annahme des Schleiers war ja wohl die einzige, ehrfurchtsvolle Huldigung, die ich den theuern Todten bringen konnte? —

Der Hall der Glocken rief jetzt die Freundinnen zum Gottesdienſt. Sprachlos umarmte Paola die erſchütterte Fiora, und verſprach Erwiederung, wenn ſie ſich ſpät am Abend in ihrer Zelle wiederfinden würden. Beide eilten dann nach der Kirche; und ſpät in einſamer Zelle begann auch Paola die Erzählung ihrer Geſchichte. Die Kerze brannte düſter nieder bei der traurigen Unterhaltung, und der ſchwermüthige Mondſtrahl blickte theilnehmend durch das kleine Fenſter, als ſey er der rechte Begleiter dieſes Geſprächs.

Die Geſchichten unſers Lebens ſind verſchieden, begann Paola. Beide könnten ein Warnungsſpiegel für unſer Geſchlecht genannt werden; wenn du vielleicht zu eigenſinnig feſt auf der Wahl deiner Leidenſchaft beſtandeſt, ſo ſank ich durch ſtrafbare Schwäche zu der nämlichen Verirrung.

Aus einem der angeſehenſten Geſchlechter Toskana's ſtammend, hatte von früher Jugend an mich eine unwiderſtehliche Neigung zur Kunſt gezogen, und vorzüglich zu der edlen Kunſt, die, durch den Zauber der Farben, die Ideale auf die Erde herabruft. Mein höchſter Wunſch wäre geweſen, mich ihr ausſchließend weihen zu dürfen, und, entſagend allen Anſprüchen einer vortheilhaften Vermählung, vielleicht einmal als eine zweite Roſalba Carriera wirken zu können. Mein Vater, ob er gleich die Kunſt achtete, theilte doch dieſe Anſichten nicht für ſein einziges Kind. — Nur einige geringere Anlagen für Muſik erlaubte er mir auszubilden. —

— Und doch ſo, daß du jetzt die Hauptzierde unſers Chors ausmachſt, fiel ihr Fiora ein.

Mit einem dankbar beſcheidenen Blicke überging Paola dieſen Lobſpruch, und fuhr fort: Die Malerei blieb aber immer meine herrſchende Neigung, und oft ergötzt' ich mich, einſam die Marmorſäle unſers Schloſſes durchwandelnd, an den Meiſterwerken der Bildhauer- und Malerkunſt, die ſie beſeelend ſchmückten. O, wie ſehnlich wünſcht' ich dann oft, nur Einen jener edlen Meiſter von Angeſicht zu ſehen, welche der Himmel ſelbſt durch heilige Begeiſterung weihete.

Mein Wunſch ward nicht erfüllt. Zwar fehlte es unſerm ländlichen Aufenthalte nicht an Umgang mit dem benachbarten Adel, noch an Beſuchen aus der Stadt: doch ei-

nen Sohn der Kunſt ſah ich nie. Ich wuchs heran; mehrere Vorſchläge zu angemeßner Vermählung zeigten ſich; ich lernte Jünglinge von mannigfachen Vorzügen kennen; mein Herz blieb kalt, und in meiner Seele wuchs der geheime Wunſch, ſtets unvermählt zu bleiben.

Einſt wurden wir auf ein entfernteres Schloß geladen; wir trafen ein, als ſchon eine zahlreiche Geſellſchaft verſammlet war. Unter einer Gruppe von Männern, die in lebhaftem Geſpräch begriffen ſchienen, fiel mir eine jugendliche Männergeſtalt auf, bedeutend, wie mir nie eine erſchienen war, und die mir doch, wie bekannt, wie gleichſam ſchon geheim erwartet vorkam.

Es war eine edle, ſchlanke Geſtalt; ohne eine außergewöhnliche Größe machte es mehr der Ausdruck ſeltner Hoheit, der ihn über die übrigen Männer hervorragen ließ. Es lag etwas Idealiſches in ſeinem Weſen; ſein ſchönes Auge flammte im Feuer des Geſprächs, das einen ihm theuren Gegenſtand zu betreffen ſchien. Ich hätte ſagen mögen, wie die Muſe:

Und du dort, Jüngling, der den Blick erhebt,
Den Blick, in dem des Himmels Glanz ſich ſpiegelt,
Beflammt die Wange, leicht der Erd' entſchwebt,
Wer hat zu meinen Lichthöh'n dich beflügelt?

Als ich mit einigen Damen nah an der Gruppe vorüberging und noch einmal meine Augen bewundernd auf den hohen Jüngling richtete, da traf auch mich ſein Feuerblick nur im Vorüberſtreifen; allein mit einem Ausdruck ſo voll Seele, daß er bis auf den Grund der Meinen drang, und

unauslöſchlich feſt darin blieb. Ich hörte zugleich, daß, wie ich geahnet hatte, das Geſpräch die Kunſt betraf.

Ohne daran Theil nehmen zu dürfen, ſah ich, im Kreis der Damen gefeſſelt, zuweilen noch von fern die idealiſche Geſtalt aus den Uebrigen hervorglänzen; ein Halbgott ſchien er mir in ſeiner erhabenen Begeiſterung.

Mit welchem Gefühl hört' ich, im Laufe der Unterhaltung, von der Hausfrau, daß eben er Einer von jenem, von mir ſo ſchwärmeriſch verehrten Stande, daß er ein Maler aus Rom ſey, den ihr Gemahl über einige Gemälde befragen wolle.

Seine nähere Bekanntſchaft war mir nicht vergönnt. Dennoch, als ich mit meinem Vater in tiefdunkler Nacht zurückfuhr, ſo kam mir der Weg durch die waldigen Felſenthäler nicht lang und dunkel vor, denn das Licht einer ſchönen, freundlichen Erinnerung erhellte meinen Geiſt. Es war kein ſchnellzündender Blitz der Leidenſchaft; wie eine wohlbekannte, holdſelige Himmelserſcheinung lebte das edle Bild in meiner Seele. Keine ſtürmiſche Sehnſucht nach Wiederſehen, kein verwirrender Schmerz, ihn verlaſſen zu müſſen! nur klarer und freudiger in allen meinen Pflichten machte mich dies Begegnen. Ich wachte mit noch zärterer Sorgfalt über die kleinſten Wünſche meines Vaters. Dank ſey Gott, ich darf mir dies ſagen, jetzt, wo ihn mir der Tod ſchon ſeit einigen Jahren entriſſen hat.

Mein Schmerz um ihn war tief und innig. Als die erſte Zeit der Trauer vorüber war, und nun keine theure Pflicht mehr meinem Leben ſein Ziel anwies, da fühlte ich, mit doppelter Stärke, die frühere Neigung für die Kunſt

wieder erwachen; ich ging nach Rom, wo der ganze Reichthum der Ton- und Farbenwelt vor mir aufgeſchloſſen lag, und wo ich mein eignes Geſchick, meine Schmerzen und Sorgen über den reinen Genuß vergaß.

Beinahe alle Kunſtſchätze der großen Römerſtadt hatte ich jetzt geſehen, nur die bedeutenden der Villa Borgheſe noch nicht. Eine Freundin ſagte mir, daß ein junger Künſtler von ihrer Bekanntſchaft uns beiden zum Führer dienen ſollte in den Labyrinthen des Schönen. — Wir kamen an. Von einer wunderbaren Ahnung bewegt ſchlug mein Herz, als ich unter den Säulengängen vor dem Palaſte eine ſchlanke Engelsgeſtalt uns entgegenwandeln ſah. — Ich weiß nicht warum mir, ſo oft ich daran denke, immer in wehmüthiger Beziehung die Stelle einfällt:

— Und durch blüh'nde Myrthengänge
Mein geliebter Guido kam. —

— Ja, er war es, deſſen Bild ſchon lange in ſtiller Herrlichkeit in meiner Bruſt gewohnt hatte; und Guido war auch ſein Name; unter einem andern wag' ich ſeiner nicht zu erwähnen. Ehrfurcht gegen den verehrten Künſtlernamen, unter dem er jetzt der Welt bekannt iſt, gebietet mir, ihn zu verſchweigen. — Er ward unſer Führer in jenen Gebieten, in denen er einheimiſch war. Er machte uns mit Zartheit auf die mannigfachen Schönheiten aufmerkſam; — und ihn ſah ich erſt hier in ſeiner ganzen wahren Sphäre; ich ſah ihn unter ſeinen Kunſtgenoſſen, deren hier mehrere zugegen waren; ich hörte, wie ſie mit Feuer über Gegenſtände ihrer Wiſſenſchaft ſprachen; bald übereinſtimmend, bald ſich wider-

legend. Sein Flammenauge heftete ſich oft mit jenem durch dringenden Blick, welcher den Malern eigen iſt, auf die be ſprochenen Meiſterwerke. Meine Achtung für ihn ſtieg — denn weibliche Achtung wird unerläßlich erſt dadurch ganz ge feſſelt, wenn derjenige, der uns wichtig ward, auch das iſt wofür er ſich darſtellt. Und lebhafter wird dies Gefühl in Große geſteigert, wenn wir ihn in der Mehrzahl ſeiner Stan desgenoſſen erblicken. Wo erſcheint wohl der Krieger herr licher, als vor der Kampfordnung, in der Mitte ſeiner Waf fenbrüder? — So erſchien mir auch Guido erſt ganz e ſelbſt in dieſem künſtleriſchen Vereln.

Oft traf mein Urtheil über die Meiſterwerke mit den ſeinigen überraſchend zuſammen; eine freudige Röthe ſtreift über ſeine Wangen; ein zartes Band knüpfte ſich zwiſchen uns an. Er bat mich um Erlaubniß, mich zuweilen in mei ner Wohnung ſehen zu dürfen.

Eine ſchöne Zeit begann von dort an für mich; ein geiſtige Wechſelwirkung zweier verwandter, für die Kunſt be geiſterter Seelen. Unſere Ideen und Gefühle trafen oft blitz ſchnell zuſammen, gleich als hätten wir ſie Eines aus des Andern Innern geleſen. Die zarteſte Freundſchaft entſtand zwiſchen uns; allein nur Freundſchaft im eigentlichen Sinne. Unſere Verbindung war

Nicht durch den Sinnenbrand, der tobt und fluthet,
Rein, durch ein höh'res Geiſterband beſeelt. — —

— Nicht die leiſeſte Einmiſchung eines andern Gefühls oder einer nähernden Ausſicht für die Zukunft! Wir ſprachen oft ganz unbefangen darüber, wie wir wünſchten, unſer

äußeren Verhältniſſe, ſo lang als möglich, vollkommen frei zu erhalten, um deſto ungehinderter dem Ziel der Kunſt nachſtreben zu können. Die Tonkunſt, die ich nach dem Wunſche meines Vaters erwählt hatte, und in der ich ſeinen Willen noch im Tode ehrte, erhielt durch Guido's Theilnahme an mir einen erhöheten Reiz für mich. — Kinder waren wir der Kunſt, und wie unſchuldige Kinder durften wir unter den Blumen des Parnaſſes ſpielen!

Nein, nie kann man ein edleres, ein reineres Verhältniß denken! — Wenn er ſo, nach rühmlich vollendetem Tagewerk, gegen die Abendſtunde zu mir kam, ſich bei mir zu erholen — — Fiora, es war eine ſchöne Zeit! — ach, die ich ewig nicht vergeſſen werde!

Eben damals kam ein Bruder meines Vaters, der mehrere Jahre mit ſeiner Gemahlin auf Reiſen geweſen war, in ſeine Vaterſtadt Florenz zurück, und drückte mir den Wunſch aus, mich bald auf einige Zeit in ſeinem Hauſe zu ſehen. Auch ich ſehnte mich, den nächſten Verwandten des geliebten Verſtorbenen bald zu ſehen; — die Bande der Blutsverwandtſchaft behaupten immer eine eigne Macht. Nur dieſe heilige Stimme, nicht das glänzende Leben im Hauſe meines Oheims, war es, was mich aus meinem ſtillen, künſtleriſchen Kreiſe hinwegrief.

Zwar ſchankt' ich eine Zeitlang zwiſchen dem ungeduldigen Verlangen nach dem Wiederſehen der Verwandten, und zwiſchen Rückſicht gegen meinen edlen, ſeelenverwandten Freund: denn ich wußte, daß Guido eben zu jenem Zeitpunkte meiner Gegenwart, meiner ſchweſterlichen Theilnahme mehr als jemals, bedurfte. Er, der ohne alle Bande lie-

bender Verwandtſchaft auf weiter Erde, nur nach dem Kampfe mit einem harten Schickſal eine ehrenvolle Stufe der Kunſt erſtiegen hatte; er meinte, in mir den einzigen Erſatz für entbehrtes Verwandtſchaftsglück gefunden zu haben. Mir öffnete er ohne Rückhalt ſein Gemüth, machte mich oft zur Entſcheiderin ſeiner Handlungen; mir ſchloß er ſelbſt die Quellen mancher Schmerzen in ſeinem tiefen Innern auf, und ließ die Wunden ungehindert vor mir bluten, die ihn ein edler Stolz vor fremden Augen zu verbergen zwang. Auch wußt' ich wohl ſo ehrendes Vertrauen zu ſchätzen. Die Kraft, womit er ſich aus der Dunkelheit emporgeſchwungen, bewährte den Flug ſeines Genius, und das — was er im Leben ſchon gelitten hatte, forderte die Freundſchaft zur liebendſten Vergütung auf.

Jetzt eben war er in einer Lage, die ihm das Mitgefühl, den Rath eines verwandten Weſens nothwendiger, als jemals, machte, — als ich nochmals einen Brief meines Oheims erhielt, der mich zu unverzögerter Abreiſe ermahnte. — Ich habe in der Folge erfahren, daß nur ſeiner ihn leitenden Gemahlin mein ſpäterer Beſuch minder bequem geweſen wäre. Damals glaubt' ich einen wichtigen Grund darunter, der meinen ſchwankenden Entſchluß entſcheiden ſolle.

Den folgenden Tag ſollt' ich meinen Freund von der ſo überraſchend nahen Abreiſe benachrichtigen. Ach, unvergeßlicher Tag! Er hatte mich um Erlaubniß gebeten, den ſpätern Theil des Nachmittags bei mir zubringen zu dürfen — denn ohne dieſe beſtimmte Erlaubniß wagte er nie zu kommen; — alle die ehrerbietigen Pflichten der Ritter gegen unſer Geſchlecht, ſie lehrte ihn ſein natürlich richtiges Gefühl

Er erfüllte alle zarte Aufmerkſamkeiten der Liebe, ohne von ihr zu ſprechen, oder eine ihrer kühnen Forderungen zu machen.

Ich wußte nicht, daß er mir dieſen Tag eine reizende Landbeluſtigung aufopferte, zu der er eingeladen war. Nichts Ungewöhnliches war dies von ihm: doch heute doppelt rührend, da es ihm ſo vergolten werden ſollte. Wir hatten die Stunde nicht verabredet; allein es war, als ob die wunderbare Sympathie, die zwiſchen uns herrſchte, an dieſem Tage ihre äußerſte Höhe erreicht hätte. Auch ich war für kurze Zeit aus geweſen, und in demſelben Augenblicke, wo er in mein Vorzimmer getreten war, kehrte auch ich zurück. Ich ſah, wie ſich ein Schatten von getäuſchter Hoffnung über ſein Antlitz zog, als ihm ein Diener ſagte, daß ich abweſend ſey. Doch jetzt erblickte er mich; und, o welche Freude blitzte da in ſeinen ſchönen, ſeelenvollen Augen auf! Ach, immer wird der Blick vor meiner Seele ſchweben! Wie Sterne durch die Wolken funkeln, ſo wunderbar, ſüß und mächtig drang oft der Lichtblitz ſeiner Augen in mein dämmerndes Seyn. —

O warum weck' ich jene Bilder in aller ihrer brennenden Farbenfriſche wieder auf? unterbrach ſich hier Paola ſchmerzlich; — oder warum, wenn ſie auch nie entſchliefen, geb' ich ihnen gleichſam ein neues Leben, indem ich ihnen Worte leihe? — Und doch — was reißt uns zuweilen ſo übermächtig hin, uns in die ganze Fülle qualvoll ſeliger Erinnerungen zu verſenken?

Es iſt die Sehnſucht nach Mitgefühl, theure Paola, was uns zu ſprechen drängt, erwiederte Fiora, ſie umſchlin-

gend; und möchte doch mein inniges deinem verwundeten Herzen wohlthun können!

Paola blickte mit dem Ausdruck wehmüthiger Ergebung vor sich hin; wohl, sagte sie, mag es Linderung gewähren, das kranke Herz einmal so ganz zu öffnen vor dem theilnehmenden Auge der Freundschaft! — O damals, wo er noch so ganz mein gehörte, wo jeder Gedanke, jede leiseste Empfindung uns vereinigte, — damals war es nicht, als ob eine warnende Ahnung mir die Lippen schlösse, so oft ich das Wort der Trennung aussprechen und dadurch sein argloses Herz verwunden wollte, das sich mir eben in aller seiner reichen Schönheit aufschloß. — Einige Stunden flogen so dahin; endlich siegte doch die Ueberzeugung meiner vermeinten Pflicht, und ich sagte ihm entschieden, daß ich des andern Tages nach Florenz abreisen werde.

Noch seh' ich die tödtliche Blässe, welche bei diesen Worten den Purpur seiner Wangen verscheuchte — dann kehrte Hoffnung bei ihm wieder, als hab' ich nur mit seiner schwärmerischen Anhänglichkeit gescherzt; er sah mich zweifelndhoffend an; — doch ernsthaft mußte ich ihm den Ernst meiner Worte wiederholen.

— und ist es denn — sagte er nach langem Schweigen, tief Athem schöpfend — ist es denn unabänderlich? In wenig Monaten werde auch ich nach Florenz reisen müssen, und, o wie schön wär' es, wenn — — Jetzt halten mich unvermeidbare Geschäfte hier. — Und muß es denn wirklich schon morgen seyn??

O Gott! wie unaussprechlich zart ist doch der Faden, der uns mit irdischem Glück zusammenhält! Ach, oft ein

Wort, ein einziger Laut iſt fähig, uns auf immer davon zu trennen! An dieſem: Ja, das ich ſo eben ausſprechen wollte, hing das ganze Glück meines Lebens. — Unglückliche, warum verhärtete ich mein Herz gegen dieſen Blick, der aus ſeinen Augen, kämpfend mit Angſt und Zärtlichkeit, ſo bittend, fragend in die meinen drang! Ach war es denn nicht meine eigne Seele, die mir aus ſeinem Aug' ſo innig wiederſtralte?

Allein ich glaubte es ausſprechen zu müſſen, dieſes verhängnißvolle Ja, und mit ihm einige Worte über die Nothwendigkeit meiner Reiſe. —

So wie ſie ausgeſprochen waren, änderte ſich Guido's ganzes Betragen, ſeine Miene, der Ton ſeiner Stimme; mit aller der edlen Gewalt, die er über ſich hatte, drängte er ſeine Empfindungen zurück und redete mir ſelbſt zu, die jetzt ſich vortheilhaft bietende Reiſe nicht zu verſäumen.

Seine Standhaftigkeit überraſchte, ja beleidigte mich. Durfte ich nicht glauben, daß ihm unſre gegenſeitige Mittheilung zu einem theuren Bedürfniß geworden ſey? — und nun — ſo leicht konnte er ihr entſagen?

Ich hatte ihm vielleicht etwas von meiner Befremdung nicht bergen können, da ſagte er mit aller ſeiner herzdurchdringenden Innigkeit: — Theure Signora, darf ich es erſt verſichern, daß ich mich nur in dieſer Gegenwart glücklich fühle? — und dabei brach ein Strom von liebewarmen Stralen aus den herrlichen, dunkeln Augen — aber, fügte er hinzu, müßte ich nicht der Verachtenswertheſte der Menſchen ſeyn, wenn ich hier nur an meinen Vortheil denken wollte?

Er hatte ſich dabei wieder in ſeiner ſiegenden Kraft emporgerichtet; ein höheres Weſen erſchien er mir in dieſen Augenblicken, und doch zugleich ſo menſchlich gefühlvoll, ſo männlich reizend! — Jetzt in wehmüthiger Bewegung, wandte er ſich ab, und hielt die Hand vor die Stirn; nahm darauf meine Laute, die auch er ſehr anmuthig rührte, und ſang:

Nie wird mir dein ſüßes Lächeln lohnen,
Nie dein Auge ſonnenklar,
Doch dein Bild wird mir im Herzen wohnen,
Und die Zeit, in der ich ſelig war! —

Er brach dann ſchnell ab, ſagte, ein Lächeln hervorrufend, daß wir uns ja bald wieder ſehen würden — und eilte dann ſchnell hinweg.

Noch hatt' ich zwar die äußere Freiheit *nicht* zu reiſen, allein die *innere* war ſchon gehemmt. An jenes einzige, entſchieden ausgeſprochene Ja reihte ſich nun die ganze Kettenfolge kleiner und doch gebietender Nothwendigkeiten. — Jetzt geſellte ſich zu meiner frühern Ueberzeugung von Pflicht noch ein weibliches, wohl nicht zu tadelndes Ehrgefühl; und ſollte *er* ſtärker erſcheinen, als *ich*? Ich bebte bei dem leiſen Gedanken, vielleicht ſelbſt in ſeiner Achtung zu verlieren, wenn ich *jetzt* noch bliebe; — und — ich reiſte.

Doch mit einem dunkeln Gefühl des Unwiederbringlichen. Vergebens mocht' ich mir ſagen, daß ich ja wiederkehre, daß ich dem Freund hier noch oft begegnen werde; ach, alle *äußern* Gegenſtände, Wohnung, Geräthſchaften können

ser Umgebung wieder sehen — und dennoch schloß sich hinter uns das unsichtbare Thor des Paradieses! — —

Unter unaufhörlichem Zurückdenken an ihn, den theuren Verlassenen, legte ich die Reise zurück; immer war es mir, als müßten die muthigen Rosse umkehren in ihrem Laufe; doch ach, sie flogen unaufhaltsam mit mir der trennenden Ferne zu! — Unendlich einsam und verlassen fühlt' ich mich in den weiten, fremden Gegenden, die ich durchreiste. Die Sehnsucht ließ mir dann oft aus einem Busch, aus einem Nebelstreifen die liebe Gestalt meines Freundes, meines Beschützers entgegentreten, und doppelt schmerzlich sah ich mich dann getäuscht.

Ich kam in Florenz an. Schon das Wiedersehen der schönen Vaterstadt, deren Zinnen und Thürme in duftiger Dämmerung vor mir lagen, der günstige Empfang im Hause meiner Verwandten, vorzüglich aber der Anblick des verehrten Oheims selbst, der eine auffallende Aehnlichkeit mit meinem geliebten, verstorbenen Vater hatte, dies alles zerstreute meinen Trübsinn. Ich beugte mich in tiefer Rührung auf die Hand meines Oheims, in dem ich oft nachher den Verklärten selbst zu sehen glaubte.

Die Aufnahme, die ich in den gesellschaftlichen Kreisen fand, war glänzend zu nennen; man hatte ein so günstiges Vorurtheil für mich gefaßt, daß ich noch jetzt nicht ohne warme Dankbarkeit an jene heitern Stunden, an jene liebenswerthen Menschen denken kann. Einige ehrenvolle Bewerbungen um meine Hand wies ich schon, doch entschieden zurück. Unmerklich hatte jenes zarte, [illegible] Verhältniß wie

Seiner hatte ich nie vergeſſen in allen mich umringenden, heitern Zerſtreuungen. Er hatte jetzt ſeine Reiſe nach Florenz beſchleunigt, und folgte mir dahin. Ein Sonnenblick war ſeine Ankunft meinem Herzen, der nur zu bald in Wolkendunkel ſchwinden ſollte.

Mit aller Unſchuld meines Bewußtſeyns ſuchte ich für ihn das Wohlwollen meines Oheims zu gewinnen, deſſen bedeutender Einfluß ſeinem Streben Erleichterung verſchaffen konnte; und ohne Zweifel würde Guido's Trefflichkeit ihren Eindruck auf das unbeſtochene Herz meines Oheims nicht verfehlt haben, hätte ich nicht das Unglück gehabt, derjenigen zu mißfallen, der mein verwaiſtes Herz ſich mit vertrauensvoller Liebe hingegeben hatte, der jungen, nicht anſpruchsloſen Gemahlin meines Oheims, Donna Griſelda. Ein Unglück darf ich dies Mißfallen nennen, bei der Gewalt, welche ſie über meinen Oheim beſaß, und bei der wunderbaren Macht, welche dieſer durch jene ehrwürdige Aehnlichkeit mit meinem Vater über mein ſchwaches, nur allzulenkſames Herz, hatte.

Ueber die Gründe, warum Donna Griſelda meinem Verhältniß mit Guido ſo eifrig entgegen war, habe ich ſpäterhin manchen Aufſchluß erhalten, denen ich nicht weiter nachzuforſchen wage; damals glaubt' ich den Tadel, die Geringſchätzung, womit ſie meinen Freund behandelte, aus ihrer vollen Ueberzeugung entſprungen, und ward lebhaft dadurch beunruhigt. Vorzüglich kränkte mich das düſtre, unmuthige Schweigen meines Oheims über dieſen Gegenſtand. Er ver-

ſeine Gemahlin hatte ihm ihre Anſichten mitgetheilt, und — nur nach dieſen, ohne ſelbſt zu prüfen, verwarf er.

An ein freundliches, unbefangenes Sehen war nun nicht zwiſchen mir und Guido zu denken. Ich hatte mich ſo kindlich darauf gefreut, ihm die ſchönen Ausſichten meiner Heimath zu zeigen: doch nur ein einziges Mal begegnete ich, mit einer Freundin auf einer reizenden Terraſſe am Ufer des Arno wandelnd, dem einſamen Guido. Dies einzige Mal konnte ich mit ihm zugleich in die heimiſche Gegend hinausblicken; und es war, als ob mir die herrliche Morgenlandſchaft noch tauſendmal verſchönert erſchiene, als ob das Gefühl der Heimath in ſeiner Nähe erſt lebhaft werde.

Höchſt ſelten ſahen wir uns: allein welches Entzücken, wenn er mich einmal ſah; auf welche rührende Weiſe gab er mir ſeine innige Anhänglichkeit kund. — — Eine treffliche, erfahrne Freundin, die ihn auch kannte, ergötzte ſich oft an dem Ausdruck ſeiner ſchönen Neigung, die rein und wahr nur in ſich ſelbſt beſtand. Sie theilte mir oft ihre Beobachtungen mit, und beſchwor mich, ein ſo werthvolles Weſen, nicht um äußerer Rückſichten willen von mir zu entfernen.

Wenn ich ihr dann in meiner unſchuldig idealiſchen Sicherheit wiederholte, wie keine Ahnung eines nähern, im gewöhnlichen Sinn liebend genannten Verhältniſſes zwiſchen uns Statt finde, und wie weh es mir thun werde, wenn man mir etwas Aehnliches zutrauen könne; dann lächelte ſie und ſagte liebevoll: Nach *meinen* Beobachtungen über ihn mag es wohl ſo ſeyn, obgleich vielleicht er, vielleicht ſelbſt meine Nähe dies Gefühl [illegible] — Ihre [illegible]

es nun wäre? — ist nicht Italien stets das Land gewesen, wo edle Künstler anerkannt worden sind?

O, hätte ich ihrer Worte geachtet! hätte ich mein Glück zu fühlen gewußt, da, wo er, der edelste und liebenswürdigste der Männer, so ganz und innig mein gehörte! O mein Guido! wie anwendbar auf dich und mich ist jene schöne Stelle:

Frische Rose! frische Rose!
Liebehauchend, kräftig, schön!
Als ich dich besaß, Geliebter,
Kannt' ich nicht mein Glück verstehn!
Jetzt, wo besser ichs verstände,
Werd' ich nie im Arm dich sehn!

Mit tausend, tausend Thränen hab' ich meinen unglücklichen Irrthum gebüßt! — Aber die Grenzlinie zwischen Tugend und Fehlern ist so unendlich zart! Die beste Eigenschaft, sobald sie diese Grenze überschreitet, wird tadelnswerth. Meine Sanftheit ging in Schwäche, meine Bescheidenheit in Mißtrauen gegen mich selbst und das, was mir theuer war, über.

Nachdem man Alles gethan hatte, um durch geringschätzige Aeußerungen meinen Glauben an Guido's Adel zu erschüttern, regte man in mir ein ängstliches Ehrgefühl auf, durch die Beschuldigung einer zu großen Neigung für ihn, ach, die doch seine Trefflichkeit nur zu wohl gerechtfertigt hätte! —

Durch jene Vermuthungen war erst in mir und ihm

der männlichstolze Widerstand aufgefordert worden, gegen den Zwang, der ihm das Gefühl für mich untersagen wollte. Auch in mir war ein näheres, ein beunruhigendes Gefühl für ihn erweckt worden; allein es ist eine Eigenheit des weiblichen Gemüths, daß wir dem entgegen kämpfen, dessen siegende Obergewalt wir zu ahnen beginnen. Ich fühlte, wie theuer, — sogar wie süß mir Guido's Nähe war — und ich mißtraute meinen Empfindungen für ihn. Ja, selbst jenes ängstliche Ehrgefühl nahm den Charakter des Stolzes an; ich schien ihm Bekannte höheren Standes vorzuziehen, — ach, eben weil ich fühlte, daß er mir höher als Alle galt.

Ihn aber mußte dies Zurücksetzen um so schmerzlicher verwunden, als er stets mit dem Unglück gekämpft, sich nur mit Schwierigkeit über das Dunkel einer geringen Herkunft emporgerungen hatte.

Lang hing er noch mit schöner Treue an unserm Verhältniß; ahnete nicht, daß ihm so tiefe Kränkung von dem Herzen kommen könne, das er mit dem seinen fest vereint geglaubt hatte. Erst, als die Beweise jener Zurücksetzung, worin ich mit meinen Verwandten zu wetteifern schien, zu auffallend wurden, zog er sich, tief verletzt, zerstört in seinen heiligsten Empfindungen, in sein Inneres zurück.

Den letzten Beweis seiner großmüthigen, selbstvergessenen Nachgiebigkeit gegen meine Wünsche erhielt ich noch in dieser Zeit von ihm. Ich verlangte, daß er, um meiner Ruhe willen, Florenz verlassen sollte, wo ihn doch jetzt bedeutende Vortheile zurückhielten. Er that es; er brachte mich

Ohne Weigerung, ohne Vorwurf hatte er es gethan: allein dies letzte Zeichen meiner scheinbaren Liebloſigkeit, wie hatte es ſein tiefführendes Herz verwunden müſſen! In meiner Seele dagegen dämmerte, ſo wie er fern war, das Bewußtſeyn meines Irrthums auf. — Ich ſah, daß ich den Schutz da nicht fand, wo ich ihn ſo vertrauensvoll gehofft hatte; und mein Herz war es wohl zufrieden, daß mich mein Schickſal jetzt nach Rom zurückrief.

Dort angekommen, hörte ich, daß Guido auf einige Tage verreiſt ſey. Welch hoher Künſtler er aber war, erfuhr ich erſt jetzt; ich ſah eine Gallerie, die er gemalt hatte, und die meine tiefſte, entzückte Bewunderung hervorrief. Jetzt ſehnte ich mich ſeinem Wiederſehen entgegen. —

Er kam zurück; — doch, ach! es war jetzt anders zwiſchen uns geworden. Sein einſames, von mir ſo grauſam zurückgeſtoßenes Herz hatte ſich jetzt widerſtandloſer in die Kreiſe einer gefährlichen Dame ziehen laſſen, die zwar von hohem Range, doch von ſehr gewöhnlichen Geſinnungen war. Indem er mich in der Gegenwart meiner vornehmen, ihm vorgezogenen Bekannten glaubte, ſtrebte er, Erſatz ſuchend, ſich dort anzuſchließen. Und was der männliche Stolz will, meint er oft nur zu leicht erreicht zu haben.

Vielleicht, wenn ich ihm noch mit der vollen, innigen Wärme meiner Reue, mit dem Erkennen ſeines Werthes und meines Unrechts entgegen gekommen wäre: vielleicht daß unſre tiefverwandten Gemüther, beim erſten Sehen, einander wieder verſtanden hätten! — Allein zum Unglück drängte man ſich, mich von jenem neu ihn bindenden Verhältniß zu [illegible]

Ein nie gekanntes Gefühl erwachte jetzt in mir; nie hatte er mir die leiseste Veranlassung gegeben, eine Andre mir vorgezogen, mir gleichgestellt zu glauben; und jetzt hörte ich dies mit klaren Worten! Ich fühlte die Heiligkeit unseres zarten, geistigen Bundes, fühlte, wie manches sich bietende, irdische Glück ich ihm aufgeopfert hatte; mein Herz klagte ihn an: — doch ich bedachte nicht, daß ihn Jene erst dann gefunden, als ich ihn verloren hatte.

So sahen wir uns wieder; beide verändert, beide in schmerzlicher Spannung gegen einander. Zwar rief die wahre Sympathie unsrer Wesen wieder den Reiz der Mittheilung zwischen uns hervor; allein Jedes glaubte von dem Andern große Vergütung fordern zu dürfen. Jedes war dem Mißtrauen empfänglich, ohne dies zu gestehen. Auf mir lastete bei dem leichtesten Anschein der Gedanke, mich einer minder Würdigen nachgesetzt zu sehen; und gleichwohl war ich zu stolz, ihm je durch den leisesten Vorwurf eine eifersüchtige Regung zu verrathen.

So ging eine qualvolle Zeit für mich dahin, gegen die ich bei niemandem Linderung suchen konnte. Sonst fand ich Trost über jede Kränkung in seinem Umgange, jetzt gegen wen sollt' ich über ihn, über mich selbst klagen?

Mit dir entzweit, du Seele meiner Seele,
Schein' ich mir mit dem bessern Selbst entzweit!
Mir ist, als ob die Luft zum Athmen fehle,
Und rings um mich nur düstre Einsamkeit.

Nicht mehr, wie sonst, erw[illegible] Morgen

Ach, ringsum zeigt er mir nur trübe Sorgen,
Und der belastenden Erinnrung Schmerz!

Zwar blieb das Recht mir; doch ich kann genießen
Des Sieges Frucht allein nicht, ohne dich!
Dein Blick muß erst die Wonne mir versüßen!
Die Freude selbst umfängt wie Trauer mich.

Gern will ich Unrecht haben, will verschmerzen
Mein Recht, sey nur versöhnt, geliebter Feind!
Ach, der bestochne Richter mir im Herzen
Ist ewig doch nur deiner Sache Freund.

Er forscht so lang, bis er den kleinsten Tadel,
Die kleinste Schuld in meinem Handeln fand,
Und triumphirt in deines Werthes Adel. —
— O, dann zum Frieden reich die liebe Hand!

So überwog nicht selten das Gefühl für ihn jede bittere Aufwallung. Zuweilen wiegt' ich mich in den seligen Traum, als sey noch Alles, wie es gewesen. —

Wenn ich dann eben ein recht herrliches Werk seines Genius gesehen hatte — und nun er selbst, der Hohe, so idealisch vor mir stand, dann war es mir oft, als müßt' ich vor ihm niedersinken! — dann — ach glückselige Schwärmerei! — ließ ich mich wohl neben dem Kamin, neben welchem er stand, auf die Kniee nieder, scheinbar beschäftigt, das Feuer anzuschüren; — doch ach! — nur um vor ihm zu knieen. — Wenn dann die Gluth mein zu ihm aufgewandtes Antlitz überstrahlte, so ahnete er wohl nicht, daß Andacht und Begeisterung für ihn meine Wangen röthete. —

Meine Schwärmerei für ihn war jetzt höher gestiegen als je; erregt durch die unvorsichtige Vermuthung einer irdischern, nähern Zärtlichkeit zwischen uns, und durch die von jetzt an immerwährende Furcht, ihn zu verlieren, im höchsten Reiz erhalten:

Nicht als Einen von der Erde Söhnen,
Nein, als Ersten von der Engel Chor,
Als das Urbild des Unendlichschönen
Stellte dich die Phantasie mir vor!

Süßes Lächeln, daß der Sieg nicht fehle,
Milderte des Glanzes Flammenspiel,
Der bezaubernd mir in Aug' und Seele,
Wie ein Tag des Paradieses fiel.

Hätte ich mich immer auf dieser Höhe der Empfindung erhalten können! Allein der allgemeine Hang der Menschen, das Edelverbundene zu entzweien, drängte sich in die einmal aufgerissene Spalte zwischen unsern Herzen. Man wußte durch so täuschende Umstände mich in die Sphäre des irdischen Verdachts herabzuziehen; das Gift, das ich aus den so oft wiederholten Reden in Florenz eingesogen hatte, wirkte jetzt nach, und vereinte sich mit jenem trügerischen Anschein. — Fiora, laß mich die einzelnen Umstände übergehen, die unsre gänzliche Trennung herbeiführten! Einer entsprang aus dem andern, — ach! und der schöne Ankergrund der Freundschaft und alles liebenden Glücks, das heilige Vertrauen zwischen uns, war untergraben. Auch in Guido erwachte, bei meiner Verstimmung das Andenken an mein früheres, kränkendes Verhältniß. — Wir [illegible]

ſchütterndſten Entzweiung; — und — wir haben uns nie wieder geſehen! — O Fiora, Fiora! —

Paola beugte ſich erſchöpft auf die Schulter ihrer Freundin; und noch einmal bei dieſer Stelle von aller Gewalt ihres Schmerzes ergriffen, machte ſie ſich durch einen Strom von Thränen Luft.

— Zu ſpät erfuhr ich — nahm ſie nach einer Weile wieder das Wort — wie Unrecht ihm mein Verdacht gethan; zu ſpät! Guido hatte Rom verlaſſen, und weite Fernen lagen bald trennend zwiſchen uns. — —

Vergebens rang meine reuevolle Sehnſucht, ihn wieder zu erreichen, als nun das volle Licht der Wahrheit über ſeine Tadelloſigkeit hereinbrach; — doch, es iſt eine ſchreckliche Erfahrung, daß wir ein Gut, welches wir blind von uns ſtießen, faſt nie wieder erreichen. — Und gleichwohl fühlt' ich jetzt erſt ganz, was er mir geweſen und wie ſehr er mir angehört hatte. Gott! mit verzweiflungsvollem Schmerz empfand ich es.

Nicht zu gewinnen ein Herz, das uns wohl reizte, wir tragens;
Das zu verlieren, was wir reizten und liebten, das ſchmerzt!

Ein wüſtes Meer lag nun das ganze, weite Leben um mich her; und wie ein ſchönes, blühendes Eiland ragte meine Vergangenheit daraus empor. Ein Anflug von Poeſie ſchien mir damals gleichſam vom Himmel geſandt zu werden, die Schärfe meines Leids zu mildern; in jener Zeit dichtete ich das nachfolgende Lied, als ich, nicht mit Erbitterung,

aber mit bitterm Schmerz, an diejenigen dachte, die meinen unſchuldigen Traum von Glück zerſtört hatten.

Was zart und heilig im Verborgnen blühte,
O, warum rißt Ihr grauſam es ans Licht?
Und dieſes Herz, das rein und edel glühte,
Warum denn wollt Ihr, daß es blutend bricht?

Warum zerſtörtet ihr den tiefen Frieden,
In dem ein himmliſch hehres Bild gewohnt?
War mir des Kummers nicht ſchon g'nug beſchieden?
Ward ſo manch edler, ſchwerer Kampf belohnt?

War's nicht genug, uns aus des Lebens Fülle
Zu drängen in des Ideales Reich?
So trübt Ihr auch die innre, fromme Stille?
Ein ſchuldlos Glück erbebt als Schuld vor Euch!

Und Schrecklichſtes! wenn, beim Verluſt des Lieben,
Das bange Herz noch mit ſich ſelbſt zerfällt!
Wenn ſchwach, von fremder Willkür fortgetrieben,
Selbſtvorwurf ſich zum heißen Schmerz geſellt.

Grauſame! habt Ihr Alles dann genommen,
Ein theures Gut, und des Bewußtſeyns Ruh?
Der Sonnenſtrahl, der kaum mir aufgeglommen,
Erlöſchend ſenkt er ſchon der Nacht ſich zu!

Doch immer kann der wilde Sturm nicht währen
In einer Bruſt, die treu das Gute wählt!
Und ſchwand das Glück, wird doch der Friede kehren,
Wo nur der Wahn, wo nicht das Herz gefehlt.

Und mindeſtens eine Vorbotin des Friedens, die ſanftere Wehmuth, kam in mein zerriſſenes Herz. — Ich konnte in der Länge das Leben in der Welt nicht ertragen, wo ich ehemals mit ihm gelebt [illegible] und zog mich in dieſe enge

geweiheten Mauern zurück. — Hier iſt es ſtiller in mir geworden; und dich, meine theilnehmende Freundin, habe ich hier gefunden. Du, die mir noch den letzten Theil meines kampfvollen Pfades erleichtert. —

Gott hat mir noch die Gnade gethan, daß ich Guido's Spuren, in weiter Ferne, aufgefunden habe; daß ich wie ſein ſchützender Geiſt ihn unſichtbar habe umſchweben, in Stunden der Leiden ihm unerkannt Troſt und Hülfe habe ſenden können! — Und — ich fühle es, — bald vielleicht — wird der Friede Gottes ganz zu mir niederſteigen! — und dort, in jenem Lande, wo Alles Klarheit iſt, dort werden die getrennten Verwandten einander verſöhnt, — ſelig wieder erkennen.

Paola ſchien in einer ſtillen, ahnenden Vorempfindung geſprochen zu haben; ihr tieffühlendes Herz war durch den tiefen Schmerz zernagt. Nur kurze Zeit nach dieſer deutungsvollen Nacht kniete Fiora an dem Sterbelager der armen Paola, die bleich, einer gebrochnen Lilie glich, doch lächelnd ihrer Verklärung entgegen harrte.

In ſtiller Entzückung ſchien ihr Geiſt zuweilen voran hinüber zu dringen in die Gefilde des Lichts und das Wiederſehn mit dem himmliſchen Geliebten zu feiern. Wie ſollten jetzt erſt die Worte der ſterbenden Aebtiſſin durch beider gleiches Schickſal treffend werden:

— — — — —
— Neue, himmliſche Geſänge
Mein entzücktes Ohr vernahm;
Und durch blüh'nde Myrthengänge
Mein geliebter Guido kam. — —

— Ihr ſtilles Grab umſchloſſen die Mauern des Kloſters, das ihr im Leben eine Freiſtatt gegeben hatte.

Flora war nun einſam. In ſtiller, ernſter Trauer feierte ſie das Andenken ihrer vorangegangenen Freundin; und ihr Sinn machte ſich in dem Prüfungskampfe immer mehr los von dem Reiz, den das Leben ſtets für ihr lebhaftes Gemüth gehabt hatte. — Da ward ſie in einer ſo ſtillen Stunde einſt in das Sprachzimmer gefordert. Ein Fremder wünſchte ſie zu ſprechen. — Es war — Müllinen, — der aus dem Kriege kehrte, — und, von dem Unglück der Nievergeſſenen hörend, eilte, ſie aufzuſuchen.

Zwar ſagte er ihr nicht, daß er gekommen war, ihr ſeine Hand zu bieten, eh' er ihr unauflösliches Gelübde vernahm; allein nur zu wohl ſagte ihr dies ihr Herz; ihre Prüfung war nicht geendigt; ſie mußte fühlen, welch ſeliges Loos ſie an der Seite dieſes Mannes gehabt haben würde, deſſen edle Treue Alles zu übertreffen ſchien. Er blieb fortan in ihrer Nähe und ſtrebte, mindeſtens durch ſeine zarte Freundſchaft ihr verfehltes Leben zu erheitern.

Kurze Zeit nach ſeiner Ankunft ſagte der großmüthige Walter von Müllinen zu Flora, daß er ihr einen eben angekommenen Freund vorſtellen werde, mit welchem er auf ſeinen Reiſen einen innigen Freundſchaftsbund errichtet habe. Der Fremde trat ein; und ein ahnendes Gefühl ließ Floren bald in dieſer edlen Geſtalt, in dieſen herzgewinnenden Zügen den Freund ihrer verklärten Paola erkennen. Er war es wirklich; die Zeit hatte bei ihm die Sache Paola's geführt. Er war von dem edlen Antheil unterrichtet worden.

womit sie in Stunden schwerer Leiden unerkannt ihm Beistand gesendet hatte, und mit offnen Vertrauen wandte er sich an sie. In Euch, ehrwürdige Frau, sagte er, darf ich wohl hoffen, eine Vermittlerin meines Irrthums zu finden. Schon in Rom vernahm ich von Eurer nahen Verbindung mit der edlen Paola, mit dieser Herrlichsten und Gefühlvollsten ihres Geschlechts, die ich Unglücklicher eine Zeit lang verkannte. Zu meinem Glück hat sie, wie ich zugleich erfuhr, den Schleier noch nicht genommen, ist noch nicht durch ein unauflösliches Gelübde an diese Mauern gebunden. —

Fiora schwieg; sie kämpfte mit sich, wie sie dem Mitleidswerthen die vernichtende Kunde geben solle; doch ihre hervorbrechenden Thränen verriethen nur zu bald die Wahrheit.

Erbleichend drang Guido mehr durch seine angstvollen Blicke, als durch Worte, auf nähere Erklärung. Ja, sagte sie endlich, sie ist dahin gegangen, wo ihr weit festere Mauern, als die unsers Klosters, die Rückkehr in die Welt verwehren, doch wo sie ein weit stilleres Friedensland umfängt.

— Erst spät erholte sich Guido von dem erschütternden Schmerze. Sein Genius nahm, von dort an, einen trauervollen, doch einen nur höheren Flug. Um Paola's Grab schwebte sein Geist, und mit den herrlichsten Werken seiner Kunst hat er die Kirche geschmückt, welche die Asche seiner unglücklichen Freundin umschließt.

VIII.

Die wandernden Verse.

Die Brunnenzeit hatte viel schöne Welt in dem romantischen Badeorte versammelt, der, in steigender Aufnahme, der Gäste jährlich immer mehr anzog. Eine der lieblichsten Blumen im Kranze der Damen war Eugenie von B., eine junge Wittwe von ansehnlichem Vermögen; noch reicher aber an Liebenswürdigkeit, an Talenten und geistreicher Anmuth.

Sie hatte sich ein kleines Haus, von einem lieblichen Gärtchen umgeben, ganz allein gemiethet, und lebte da so eingezogen, als es der gesellschaftliche Geist des Ortes nur gestatten wollte. Im gegenüberliegenden größern Hause dagegen wohnten nicht weniger als drei Liebhaber von ihr auf einmal beisammen. Der eine davon hieß Baron von Wahl, der andere Baron von Flachingen; und der dritte, Julius mit Namen, war ein kleiner blonder Lockenkopf, mit großen, freundlichen himmelblauen Augen, der dreijährige Sohn der Wirthsleute, der die fremde schöne Dame so lieb gewonnen hatte, daß er alle Tage wenigstens zwanzigmal zu ihr herüberlief, und sich in der holdseligen Freundlichkeit, womit sie ihn liebkoste, so glücklich fühlte, daß er Vater und Mutter, ja oft selbst Essen und Trinken darüber vergaß. Man hätte glauben können, das schöne Kind sei der personificirte

Liebesgott, der unzertrennlich bei den beiden feurig liebenden Anbetern wohne. Diese Beiden hatten übrigens, außer dem gleichen Gegenstande ihrer Liebe, nichts Gleiches mit einander, als daß sie in gleicher Etage wohnten; — in Eugeniens Herzen dagegen standen sie keineswegs mit einander auf einer Höhe; denn der fade Flachingen war ihr eben so sehr zuwider, als sie sich unwiderstehlich von der interessanten Wahl angezogen fühlte. Ihrem ersten Gemahl war sie, noch halb ein Kind, ganz ohne Wahl und Neigung, nur nach Familienrücksichten übergeben worden, und hatte daher — wenn auch nicht unglücklich — doch auch nicht glücklich mit ihm gelebt. — Ihr jetzt erst erwachendes Herz fühlte nun das Verlangen zu lieben, und einem geliebten und liebenden Manne anzugehören; sie sehnte sich nach einer eignen Wahl, und kein Wunder wäre es gewesen, wenn der deutungsvolle Name des Barons ihre Vorliebe geweckt hätte.

Sie hatte diese Nacht unruhig geschlafen. Mancherlei Träume, bunt durch einander schwirrend, hatten ihre Seele beschäftigt; allein in allen war das liebenswürdige Bild Ferdinand's — dies war der Vorname des Freiherrn von Wahl, welchen Eugenie zufällig, ohne daß er es selbst wußte, erfahren hatte, vorherrschend gewesen. Er hatte sie am vorigen Abend aus dem Salon nach ihrer Wohnung begleitet. Wie sie nun beide so unter dem funkelnden Sternenhimmel gewandelt waren, da hatte sie am Arm des hohen schützenden Führers ein wunderbar wohlthuendes Gefühl von Sicherheit empfunden, und oft deutlich an seiner bewegten Stimme zu bemerken geglaubt, wie auch ihm ein höheres Gefühl für sie die Brust beklemme. — eine selige Ahnung, zu welcher

ſie ſchon oft ſeine Blicke, ſein ganzes Betragen berechtigt hatten.

Mit rothen, durch den unruhigen Schlaf erhitzten, Wangen trat ſie in den duftenden Garten heraus, ähnlich dem Morgen ſelbſt, der die thaufunkelnden Blumen und Blüthen mit friſcheren Farben ſchmückte. Sie hatte heute nicht nach dem Brunnen gehen wollen; ſie fühlte ſich zu angegriffen nach der ruheloſen Nacht, um dem wahrſcheinlichen Begegnen des Heimlichgeliebten ſo früh ſchon entgegenzugehen, ehe ſie Zeit gehabt, einige Faſſung zu ſammeln. Sie ging nach der anmuthigen rundgewölbten Laube, wo ſie zu frühſtücken, und ſich dabei ihrer Lieblingsbeſchäftigung, des Leſens oder Schreibens, zu überlaſſen pflegte. Die Morgenluft ſpielte, als ſie ſo zwiſchen den blühenden Stauden dahinging, mit ihrem einfach weißen, doch eleganten Morgenanzuge, und mit den finſtern, heut nur nachläſſig aufgeſchürzten Locken.

Schwermüthig ſetzte ſie ſich in der Laube auf einen überblühten Sitz, und ſtützte das liebliche Haupt in die Hand. Der aromatiſche Geruch des Kaffee's, der ſelbſt den Jasmin und Jelängerjelieber der Laube überduftete, und den ſie ſonſt ſehr liebte, war heut nicht im Stande, ſie aus ihren tiefſinnigen Träumereien zu wecken. Sie dachte ſich nämlich die Möglichkeit, doch wohl zu irren! — von ihm, von dem einnehmendſten der Männer doch wohl überſehen zu ſeyn; — denn wann iſt wahre Liebe ganz von Zweifeln frei?

Leiſe Thränen rannen bei dieſen Betrachtungen über die zarten Wangen; ſie zog ihr Taſchentuch hervor, um ſie zu trocknen, und ließ es dann, nachläſſig in den Händen haltend,

in den Schoos sinken. Während nun ihre Blicke so verloren auf dem feinen Tuche ruhten, — da bemerkte die weibliche Ordnungsliebe (die sich oft selbst mitten durch die Zerstreuung der Leidenschaft geltend macht) — daß dies Tuch nicht das ihrige sey.

Und dies verhielt sich nämlich so: Eugenie und Baron Wahl hatten, als sie gestern Abend im Salon neben einander saßen, und allzusehr vertieft in das wechselseitige Gespräch waren, beide ihre Taschentücher auf den Sitzen liegen lassen; der dienstfertige flinke Marqueur hatte sie ihnen zwar gleich nachgetragen, und noch am Ausgange überreicht, aber nicht, wie er meinte, Jedem das seine, sondern Jedem das des Heimlichgeliebten. —

Eugenie sah, ahnend den Zusammenhang, auf die Ecke des Tuchs und fand ein W. darin gezeichnet. — Seltsamer Zufall! rief sie aus, indem ein leichtes Erröthen ihr liebliches Gesicht überflog, muß mich denn heut Alles an ihn erinnern? an ihn, den ich vielleicht lieber vergessen sollte! —

Doch trocknete sie, — in Gedanken, — gleich noch einmal die schönen Augen mit dem Tuche des gefährlichen Freundes; — und drückte es, — ebenfalls in der Zerstreuung, — mit einer leisen Bewegung — an die zarte aufwallende Brust.

Da sprang plötzlich der kleine blauäugige Amor in die Laube, ein weißes halbbeschriebenes Blatt in der Hand, das er wie triumphirend in die Höhe hielt, und dabei rief: Da bring ich dir wieder etwas, liebe Dame!

Er pflegte nämlich Alles, was ihm nur in den Weg kam und irgend hübsch dünkte, zu Hause fortzutragen und zu

Eugenien zu bringen, die nur immer zu thun hatte, diese gar nicht abzuwendenden Zeichen seiner Liebe wieder hinüber zu schicken.

Dießmal war sie nicht so ehrlicher Gesinnung; denn als sie kaum einige Zeilen von den Versen gelesen hatte, die auf dem Blatte standen, und die: An Eugenien überschrieben, keinen Zweifel über die Eigenthümerin ließen, als sie den Inhalt zu anziehend fand, um ihn zurückgeben zu wollen; so nahm sie, im Gegentheil, den kleinen Entwender auf ihren Schoos, drückte das Lockenköpfchen und das rosige Aepfelgesichtchen an die Brust, und überhäufte den erfreuten Liebling mit Küssen und Liebkosungen. Wenn jetzt ein Maler in die Laube geblickt hätte, er müßte ein treffliches Modell für die Göttin von Paphos und ihren schönen Sohn, in diesen Beiden gefunden haben.

O Gott! rief jetzt Eugenie, als ihre freudige Ueberraschung endlich Worte gefunden hatte, — ich Glückliche! Ja, es ist kein Zweifel, es ist von ihm, dies zarte, seelenvolle Gedicht, obgleich sein Name nicht unterzeichnet ist, — ganz trägt es seinen Charakter! — Nicht wahr, mein Julius? wandte sie sich wieder liebkosend zu dem Kleinen, du bringst mir das von dem Baron?

Ja, von dem Baron, — wiederholte das Kind, und sah sie dabei mit den großen blauen Augen so treuherzig an, daß es ihr war, als versichere sie der Mund der Unschuld ihres Glücks. — Vorsichts halber fing sie aber doch an, ihn um die näheren Umstände zu befragen, und der kleine Getreue berichtete nun, in seiner gebrochenen Mundart, wie der fremde Herr vorhin unter der Acacie im Hofe geschrie-

ben habe, dann Beſuch gekommen ſey, und, während er dieſem entgegengegangen, und mit ihm geſprochen habe, das Blatt vom Winde weggeführt worden ſey; er, Julius, habe es aufgefangen, und ſey geſchwind damit herübergelaufen.

Und der Baron hat es wirklich geſchrieben? fragte Eugenie nochmals.

Ja, ja, der Herr Baron! verſicherte der Kleine wieder, und nickte dabei bekräftigend mit dem lockigen Köpfchen.

Nun entſtand freilich die bedenkliche Streitfrage: Welcher von den beiden Baronen? da es der unangenehme Flachingen nicht minder war, als der anziehende Wahl, und beide nur unter dieſer Benennung dem Kinde bekannt waren. — „Nicht wahr, der mit der ſchwarzen Kleidung?“ fragte Eugenie.

Ja, ja! antwortete Julius freudig, gerade der!

Mit den braunen Haaren? fuhr die tiefdenkende Inquiſitorin fort. —

„Ja! rief der Befragte immer eifriger — der Große, Schöne — er hat — wart, ich will ihn gleich noch einmal anſehen!

Damit ſprang der kleine unſtäte Liebesgott hinweg, und wieder nach ſeinem älterlichen Hauſe hinüber, um treuherzig die gewünſchten Merkzeichen einzuſammeln; ehe ſich die zerſtreute Liebende nur beſann, ihn zurückzurufen, war er ſchon außerhalb der Gränzen ihres Gebiets; zum Glück hatte ſie ſeine letzten Worte nicht gehört, ſonſt hätte ſie wohl ſein Beobachtungsplan ſehr geängſtigt; und zum Glück traf er auch keinen der zu beobachtenden Herren mehr zu Hauſe.

Als ſich Eugenie aber recht beſann, fiel es ihr ein,

wie sie doch eigentlich den Kleinen um gar nichts recht Bezeichnendes gefragt hatte; denn schwarz gekleidet gingen zuweilen beide; hatten auch beide braune Haare, und waren groß von Wuchs, und ob der Schönheitsgeschmack ihres kleinen Lieblings gerade mit dem ihrigen übereinstimme, das war doch auch nicht eben ausgemacht; vielleicht hielt er den faden Flachingen für schön, und er war der Schreiber gewesen! — „Doch nein! nein, das ist nicht möglich!" rief sie aus. Es muß von ihm, von ihm seyn, das zartsinnige, herzvolle Gedicht, zu wahr spricht sich sein ganzes Wesen in jeder Strophe aus! — Und — so entschieden erklärt er mir die zärtlichste Liebe in dem Gedicht? — Nein, undankbar wär' ich gegen das Schicksal, und gegen ihn, wenn ich die Hand eines solchen Mannes ausschlagen wollte! — Nein, wahrlich, hat der Liebesgott dein Herz getroffen — fügte sie lächelnd hinzu, das Gedicht wieder überblickend — so traf er auch das meine! — Bei Gott! ich glaube, mich selbst ergreift die poetische Laune! Laß sehen, Eugenie! auch dir waren ja sonst die Musen zuweilen hold; ob dir nicht eine Antwort auf die lieblichen Verse glücken sollte. Sie dichtete, und las die Verse halblaut, sich selbst oft mit Ausrufungen unterbrechend. —

Eugenie glaubte, wie es sich versteht, allein zu seyn, als sie diesen vielhaltigen Monolog aussprach; allein den einen ihrer Anbeter hatte die Ungeduld, die schöne Nachbarin zu sehen, nicht allein schon aus seinem Hause, sondern herüber auf ihr Gebiet geführt. Und da man, um in ihre kleine Wohnung zu gelangen, durch den Garten gehen mußte, so trat er in dies morgentlich blühende Heilig-

thum, und nahte ſich der Laube, als er etwas von Eugenien's weißem Gewand daraus hervorſchimmern ſah; als er aber ihre begeiſterten Ausrufungen über das Gedicht hörte, ſo blieb er unwillkürlich in freudiger Ueberraſchung ſtehen, und hörte mit verzeihlicher Neugier Alles an, was ſie darüber ſagte, und was ſein Herz mit doppeltem Entzücken füllen mußte, denn giebt es wohl einen glücklicheren Zuſtand, als wenn der Sieg des Dichters zugleich den Sieg des Liebhabers entſcheidet? Der Hörende glaubte in dieſem Falle zu ſeyn.

Es war aber — — nicht der erwählte Wahl, ſondern — der gute, für ſo flach gehaltene Flachingen! — In ihm erhob ſich jetzt, mit dreiſter Zurechnung, der Stolz des Dichters, mit der Beſeligung des Liebhabers zugleich; o Macht der Dichtkunſt! rief er für ſich aus; wie ſchnell weißt du doch die Gefühle eines verſtellten Weiberherzens zur Sprache zu bringen! Wie ſtellte ſie ſich immer gleichgültig und abgemeſſen; und jetzt mit einem Mal das völlige Geſtändniß? Glücklicher Einfall, daß ich verſuchte, ihr mein Herz in Verſen zu offenbaren!

Als ſie aber die Feder niederlegte, und nun das feine weiße Blättchen mit ziemlicher dichteriſcher Zufriedenheit durchlief, — das ſo zart war, als ihre Empfindungen; — da trat der glückliche Dichter ſelbſt hervor, mit freudeglänzendem Geſicht — und fragte, wie ſie geſchlafen? und — nicht ohne Bedeutung — wie ſie den Morgen hingebracht? — Ihr mit klaren Worten merken zu laſſen, daß er ihr Geſtändniß gehört, erlaubte ihm die Artigkeit nicht.

Die holde Dichterin blickte aber höchſt unangenehm überraſcht auf, bei der liebreichen Begrüßung ihres Kunſtver-

wandten, und rief unmuthig bei Seite: O fatal! muß der mich eben ſtören!

Ihm aber antwortete ſie ſehr kalt, daß ſie gut geſchlafen, und ſich ſo eben in der Einſamkeit recht wohl befunden habe. —

O das glaub' ich, flüſterte der Dichter für ſich. — Aber ſie iſt ſichtbar betroffen, in dieſer Stimmung überraſcht zu werden. — Und wie, meine Gnädige — Verzeihung meiner Theilnahme! — haben Sie ſich denn dieſen Morgen über beſchäftigt? —

Das — das, erwiederte Eugenie — zerſtreut vor ſich niederblickend, — kann ich ſo eben nicht ſagen. —

O die liebliche Schüchternheit! rief Flachingen für ſich; — ſie ſchämt ſich ihrer holden, zärtlichen Regungen. — Vielleicht, meine gnädige Frau — fragte er mit ſchlauem Lächeln, vielleicht mit Poeſie? — ſie ſcheint großen Reiz für Sie zu haben. —

Ja! ja mit Poeſie! rief Eugenie ärgerlich ausbrechend — und Reiz, den hat ſie auch für mich! denn ein geiſtreiches Gedicht von wenigen Strophen iſt mir zehnmal lieber, als ein ſtundenlanges fades Geſchwätz!

O glücklicher Flachingen, jauchzte der Dichter in ſeinem Innern; und laut ſprach er, ſich mit galanter Kühnheit der Dame nähernd: Nun dann, meine ſchönſte gnädige Frau! ſo hören Sie denn, was ich längſt habe ſagen wollen! — ſo laſſen Sie die Poeſie — —

In Wirklichkeit übergehen! — hatte er eigentlich ſagen wollen; allein die Kunſtfreundin wandte ſich ſo ungeduldig von ihm ab, daß ihm das Wort im Munde ſtockte; „nein,

ich kann den unerträglichen Menſchen jetzt nicht länger dulden," rief ſie bei ſich, „jetzt gerade, in dieſer ſchönen heiligen Stimmung!" —

Und als nun Flachingen, mit immer ſteigender Kühnheit, ihre ergriffene Hand feſthielt, und ſo überzärtlich küßte, da hielt ſie ſich nicht länger; heftig riß ſie ſich los, und, unter der Verſicherung, daß ſie heftigen Kopfſchmerz habe, und heut Niemand ſprechen könne, eilte ſie in das Haus, die Thür hinter ſich ſchließend.

Da flieht das holde verſchämte Kind! lächelte Flachingen, ihr nachblickend. — O wie doch Sittſamkeit das weibliche Geſchlecht verſchönert!

Aber ſo entrüſtet hatte Eugenie'n Flachingen's Kühnheit, daß ſie bei der Eile ihrer Flucht ſelbſt das köſtliche Blatt zurückgelaſſen hatte; den unwiderlegbaren Zeugen ihrer Gefühle für den Dichter, für den ſie freilich den heimlichgeliebten Wahl hielt. Denn Flachingen dafür zu halten, war ihr auch nicht im Traume eingefallen; weßhalb ſie auch ſeine Anſpielungen ſo gar nicht verſtanden hatte. Dieſes Kleinod fiel nun unmittelbar in die Hände ihres entzückten Anbeters. Von der Fliehenden fielen ſeine Augen ſogleich auf dieſe Trophäe ſeines Siegs; er las: An F. — — Flachingen! ergänzte der Entzückte, nach aller Wahrſcheinlichkeit; die Schreiberin hatte freilich eigentlich: An Ferdinand damit gemeint, und in dem Sinn zarter Liebe, ſelbſt der lebloſen Feder nicht einmal den geliebten Namen ganz anzuvertrauen gewagt.

Flachingen las weiter, und fand ganz die treue Beantwortung ſeines Gedichts in den nachfolgenden Strophen:

„Hat der Gluthpfeil dich getroffen,"
(Flachingen hatte diese Idee in seinen Versen geäußert.) —

„O er traf auch mich zugleich!
Laß denn, laß vereint uns hoffen
Eines milden Gottes Reich!"

Wenn dies nicht bestimmt gesprochen hieß, so war es nichts in der Welt, und man durfte nicht weniger eigenliebig seyn, als es der gute Flachingen im Grunde war, um seine ausgesprochenen Wünsche für völlig erwiedert zu halten.

Sorgfältig barg der Glückliche das theure Blatt in seinem Portefeuille, und wandelte in dem behaglichen Gefühle seines ganz gesicherten Besitzthumes vor der Wohnung der Erwählten hin und wieder! als auch sein Nebenbuhler mit der unruhigen Eile der Liebe in den Garten trat, und auf die Wohnung zuging. —

Allein Flachingen trat ihm in den Weg, und fragte mit entschiedenem Tone: Wohin so eilig, Baron Wahl?

Zu Frau von Berg, Baron Flachingen, erwiederte jener eben so bestimmt.

Ist nicht zu sprechen, erklärte Flachingen im vorigen Tone.

So? haben Sie vielleicht schon diese Erfahrung gemacht? frug Wahl mit einem, beinahe etwas spottenden Lächeln.

Ich nicht, rief der gereizte Flachingen, ich habe sie so eben gesprochen.

Und darf ich dann fragen, sagte Wahl, ebenfalls scharf, welches Recht Sie haben, mir das Glück ihres Anblickes so ganz abzusprechen?

Welches Recht? Es giebt Rechte in der Welt, lieber Wahl, — sagte nun Flachingen geheimnißvoll, die mehr noch, als durch persönliche Vorzüge, wie Liebenswürdigkeit, äußeres Ansehen u. s. w., durch Talente schnell hervorgebracht werden. So darf ich sagen, daß ich nie bei Damen unglücklich gewesen bin, indem ich — —

O der entsetzliche Narr! — rief Wahl ungeduldig für sich, — daß er mich eben jetzt mit seinem Geschwätz aufhält! — Recht gut, lieber Flachingen! setzte er laut hinzu, sprechen wir ein andres Mal davon! jetzt muß ich eilig zu Frau von Berg.

Mit diesen Worten wollte er in Eugenens Wohnung; allein Flachingen vertrat ihm förmlich den Weg, und rief mit Autorität: Ich habe Ihnen gesagt: das können, das dürfen Sie jetzt nicht!

Das geht zu weit! rief Wahl; noch einmal jetzt im Ernst! welches Recht haben Sie in diesem Tone zu sprechen?

Ich habe nur das kleine Recht, erwiederte Flachingen langsam und betonend — daß Eugenie seit einer halben Stunde als meine Braut zu betrachten ist. —

Ist das zum Lachen, oder zum Rasendwerden? rief Wahl halblaut für sich. —

Der arme Mensch, er könnte es sich wirklich zu Kopfe ziehen, sagte Flachingen für sich; ich will ihm nur lieber Alles deutlich eröffnen. — Hören sie doch, Lieber, Bester; — ich habe Frau von Berg meine Liebe in einem Gedichte ausgedrückt.

In einem Gedichte, Sie? — frug Wahl, in dem für

dieſen Augenblick das Lachen die Oberhand über den Aerger zu gewinnen ſchien.

Ja doch, Lieber! — fuhr Flachingen fort, Sie entſinnen ſich vielleicht der Stelle aus einem älteren Dichter:

„In Verſen, mein Ismen, in Verſen ſchreib' an ſie!
Siegſt Du durch Verſe nicht, Ismen, ſo ſiegſt Du nie!“

Aber bemerken Sie auch, ſagte Wahl, daß der geiſt- und witzreiche Gellert dieß nur im Scherz geſagt hat; und erinnern Sie ſich auch der Antwort, die der dichtende Ismen erhalten hat? *)

Auf mein Gedicht, erwiederte der Erzähler, ohne ſich an Wahl's Beleſenheit zu kehren, hab' ich die ſchmeichelhafteſte Antwort erhalten. Ganz unverhehlt hat mir die ſchöne Frau die allerzärtlichſten Regungen für mich eingeſtanden; ſie —

Tod und Teufel! brach hier Wahl aus, bei dem der Ernſt wieder furchtbar die Oberhand gewann, — was ſprechen Sie da für unſinniges Zeug? von einer Dame — die — ich ehre.

Beſter Baron, faſſen Sie ſich doch, bat Flachingen — Mein Glück — mein Gedicht — —

O ich will auch dichten! unterbrach Wahl ihn wild — Auf: Wahl reimt: Stahl!

Was wollen Sie damit ſagen? frug der glückliche Liebhaber ganz betroffen — — —

---

*) Dieſe Antwort lautet in dem Gellertſchen Gedicht wörtlich: Mein Herr, Sie ſind nicht klug.

Nun wenn das noch nicht deutlich genug gesprochen ist! rief der ergrimmte Wahl! — das will ich damit sagen, daß Sie sich mit mir schlagen müssen!

Aber, mein Gott! rief Flachingen ängstlich, was kann ich denn dafür, wenn ich es nun aus ihrem eigenen Munde gehört, ja von ihrer eigenen Hand geschrieben bei mir habe? —

Er langte bei diesen Worten schon nach dem sorgfältig verwahrten Blatte.

Von ihrer Hand? Geschrieben? tobte Wahl, und riß dem bestürzten Flachingen das Blatt aus der etwas bebenden Hand, das dieser nun aus seinen Hüllen herausgewickelt hatte.

Aber Todesblässe bestreifte das Gesicht des Lesenden, als er nun wirklich Eugenien's Handschrift erkannte, die er schon bei einer zufälligen Gelegenheit gesehen, und mit der Gedächtnißtreue der Liebe sich eingeprägt hatte. —

Es ist wohl besser, den Ungestümen jetzt allein zu lassen, sagte Flachingen für sich; denn in der Leidenschaft kennt sich der Mensch selbst nicht. —

Er entfernte sich bei diesen Betrachtungen behutsam aus dem Garten.

Seine Leidenschaft für Eugenien nämlich war nicht so stark, daß er sein Leben, — welches er überhaupt in ziemlich hohem Grade liebte, — deßwegen hätte in Gefahr setzen sollen; ihrer persönlichen Annehmlichkeiten sowohl, als ihres Vermögens wegen, schien sie ihm eine vortheilhafte Parthie. Vorzüglich aber spornte ihn seine Eitelkeit zu der Bewerbung; denn da er sich bei Damen überhaupt für unwiderstehlich

hielt, so war es ihm jetzt darum zu thun, bei der für so geistvoll bekannten Eugenie einmal eine recht glänzende Eroberung zu machen, — und ihres Geistes wegen war er auch auf den Einfall gekommen, sich in der Dichtkunst zu versuchen, und so gleichsam durch die Defileen des Geistes die Festung ihres Herzens zu überraschen.

Jetzt, als er sich von dem schlaglustigen Wahl entfernt, dachte er darauf, lieber zu einem Rechtsgelehrten zu gehen, und mit diesem zu überlegen, was etwa in der Sache zu thun sey? der gefälligen Feder mehr vertrauend, als dem starren, unbiegsamen Degen; auch beiläufig das Ohrgefähre des Ehecontracts zu besprechen.

Wahl indeß blieb, alle Furien der gekränkten, der verzweifelnden Liebe in der Brust, auf der Stätte zurück, wo er den Todesstreich aller seiner Hoffnungen empfangen hatte. Zehnmal durchlas er das verhängnißvolle Blatt, und mußte sich immer von neuem überzeugen, daß die verhaßte Nachricht kein Traum sey. — „Nein, ist es möglich?" rief er — kämpfend zwischen Schmerz und Erstaunen, — „ist es möglich, daß diese so geistreiche, so gefühlvolle Frau den faden, eingebildeten Geck lieben kann? — Und wie er zu einem so guten, ihr Herz gewinnenden Gedicht gekommen seyn soll? begreif' ich auch nicht! — O Gott, Eugenie!" brach er dann wieder in rührender Wehmuth aus, — „ich liebte dich so aufrichtig und wahr! und du hast so grausam gespielt mit meinem Herzen? Warum erwecktest du fruchtlose Hoffnungen in mir? — O Gott, wie schwärmte ich noch vor einer Stunde für dich! — Dies theure Pfand, dies Tuch" — er zog dabei Eugeniens Taschentuch aus dem Busen,

wo er es nahe, dem für sie glühenden Herzen bewahrt hatte. — Auch ihm war diesen Morgen die Verwechselung bemerkbar geworden, doch nur an der in die Augen fallenden Stikkerei. — „Ich kann", fuhr er fort, „nicht, um es dir zurückzugeben, — nein, um es als unschätzbares Geschenk von dir zu erbitten! — Jetzt geh' nur hin, leichtes Gespinnst! so leicht als der Sinn deiner Besitzerin!"

Er ließ bei diesen Worten, mit einem Rückfall von Wuth, das Tuch aus einander flattern, es nur noch an einem Ende festhaltend; die Luft entfaltete es, und — heraus flog ein beschriebenes Blatt.

Schnell beugte sich der Liebende darnach, und mit ängstlicher Hast überflog sein Auge das Blatt; doch ehe er noch Geduld gewann, die darauf stehenden Verse zu lesen, war schon die Ueber- und Unterschrift hinreichend, ihn — furchtbar zu beschäftigen. An Eugenien lautete die Ueberschrift, und mit einem zierlichen: „von Ftachingen" war es förmlich unterzeichnet. —

Also," — rief Wahl — „so theuer sind ihr seine Zeilen, daß sie sie unzertrennlich in ihrem Taschentuche verborgen mit sich herumträgt. — Nun, so laß doch sehen, worin der Zauber dieser Verse liegt!" — Und mit vorsätzlicher Geduld las er die ganzen vier Strophen des Gedichts. — „Nun, bei Gott!" rief er dann, und lachte bitter auf, — „wenn solche Poesie dein Herz gewinnen kann, Eugenie, so hätt' ich es wohl auch wagen können, dir meinen unbedeutenden Versuch zu überreichen; er schien mir zu schlecht, doch solchen Wettstreit hätte er allenfalls bestehen können." —

Während sich der unglückliche Liebhaber so mannichfach

abmühte und quälte, war Eugenie in der Haft ihres Zimmers durch die Nähe des so verhaßten Flachingen, gleichsam wie in einer eingeschlossenen Burg gehalten worden; als sie, durch die Gardinen lauschend, gewahr ward, daß sich die handelnden Personen auf dem blühenden Schauplatz verändert hatten, und statt jenes abstoßenden, ein anziehender Gegenstand aufgetreten war; da war der Kopfschmerz gleich so artig sich zu empfehlen; sie warf ihren leichten Morgenshawl recht malerisch um sich, und erwartete Wahl's Eintritt jede Minute. —

Als er aber nicht kam, als sie, wieder durch's Fenster blickend, ihn in so sichtbar unruhiger Bewegung sah, da überwand die wahre Neigung, die sie für ihn hatte, jede weiblich-furchtsame Bedenklichkeit, und sie eilte hinab, ihm theilnehmend Beruhigung zu bringen.

Allein ganz verwundert war sie, als sie im Nahekommen sah, daß sich diese leidenschaftlich-unmuthige Stimmung gegen sie kehrte. Mit auffallender Kälte grüßte er sie, und bat um Verzeihung, daß er sie in ihren — wahrscheinlich dichterischen Morgenbetrachtungen störe, da sie, wie er unläugbare Beweise habe, die Dichtkunst sehr liebe. —

O ja, die Dichtkunst lieb' ich allerdings, lächelte Eugenie, ganz befremdet über den sonderbaren Eingang.

O der glückliche Dichter! rief Wahl, dem es vergönnt ist, seinem Gefühl auf diese Art wirksamern Ausdruck zu geben!

Wohl! versetzte Eugenie, mit einem leichten Erröthen, — ist dies nicht die zarteste Sprache für tiefe, heilig bewahrte Gefühle?

O herrlich!! rief der Verzweifelte mit seinem bittern, beinahe wilden Auflachen, — und der zugleich die edle Dreistigkeit besitzt, sein schönes Machwerk der Gefeierten zu überreichen! —

Immer verwunderter über die seltsamen Reden, blickte Eugenie den Sprechenden an; mancherlei Möglichkeiten durchkreuzten sich in ihren Gedanken. Sollte ihr Blatt in seine Hände gefallen seyn und ihm den Besitz des seinen verrathen haben? — Allein wie könnte er deßhalb so böse seyn? — Die Sorge um dies vorhin in der Eil vergessene Blatt hatte sie schon oben beschäftigt, und gleichwohl traute sie sich jetzt nicht, von Wahl zu gehen und es zu holen. — Auf jeden Fall machte die Furcht, ihm wehe zu thun, daß sie halbschüchtern sagte: Zuweilen führt auch die Luft des bescheidensten Dichters Werk in die Hände der Freundin. —

Die Luft! die Luft! lachte Wahl noch wilder, — und die Luft birgt es auch wohl sorgfältig-zärtlich in die battistnen Taschentücher?

Nein, ist er denn ganz wahnsinnig geworden? dachte Eugenie für sich; gleichwohl der sichtliche Anblick, wie sehr er litt, wie die tödtliche Blässe des zerreißendsten Schmerzes immer einmal über das andere sein Gesicht überzog, hielt jeden Ausbruch von Empfindlichkeit in ihr zurück, und sie sagte mit der mildesten, gefühlvollsten Stimme: Lieber Baron, — um alles in der Welt —? —

„O nicht diese Sanftheit, gnädige Frau!" — unterbrach sie Wahl mit nicht mehr zurückzuhaltender Heftigkeit, sprechen Sie unverstellt mit dem Manne, dem Sie das Herz zerrissen haben, den Sie mit [illegible] falschen einfa-

chelnden Sirenentönen zu Hoffnungen erweckt hatten, die Sie nun schonungslos einem Elenden, einem Ihrer ganz unwürdigen Thoren zum Opfer bringen! —

Nein, das ist zu arg! rief Eugeniens Ehrgefühl bei allen diesen beleidigenden Worten. — Waren, sagte sie mit Würde, — auf solche Sprache hab' ich keine Antwort; — und zugleich wandte sie sich ernst von ihm hinweg, zu gehen.

Nun hier — rief er — doch etwas bestürzt durch ihr beleidigtes Abwenden — hier ist ja das flugwürdige Zeugniß meines Unglücks!

Er reicht ihr dabei das Blatt hin: allein Eugenie wollte nicht darauf achten, sondern verfolgte ihren abgewandten Weg. O Gott, Eugenie, rief er nun, überwältigt, mit dem hinreißenden Tone der wahrsten, tiefsten Leidenschaft — wende Dich nicht so von mir, Weib, um das ich mein Herzblut hingegeben hätte! und verzeih', wenn der Schmerz, mich von Dir verstoßen, verrathen zu sehen, meine Ausdrücke minder schonend machte!

Diese Worte, diese Stimme wirkten auf das Herz der Beleidigten. Sie warf die Augen auf das Blatt, von dem sie Aufschluß erwartete; sein Inhalt zog sie an; unwillkürlich spielte eine Anwandlung von Lachen um den reizenden Mund, als sie es durchlas; allein schnell durchdrang ihr weiblicher Scharfsinn den ganzen Zusammenhang; Flachingen hatte nämlich, nach seiner Meinung sehr sinnreich, den Abend vorher im Salon sein Geistesproduckt in Eugeniens Ta-

Wort davon erfuhr, durch die Verwechslung des Marqueurs in Wahl's Hände gekommen.

Und nun, da ihr wieder leicht um das Herz war, ſann ſie auf eine ſchelmiſche Strafe für den eiferſüchtigen Liebling, der ſich in ſeinem übereilten Argwohn ein ſo ungerechtes, ſo beleidigendes Betragen gegen ſie erlaubt hatte.

„Ei, ſeht, das wußt' ich nicht, Sie haben heißes Blut!“ ſagte ſie leiſe für ſich, — und das muß anders werden. — Er hatte ihr aber auch zugleich in dieſer Aufregung das förmlichſte, bündigſte Liebesgeſtändniß gethan, das ihre heimliche Sehnſucht bisher nur hatte wünſchen können, und dies milderte ſeine Strafe in Etwas.

Alles Lachen ſchnell unterdrückend, ſagt ſie, das Blatt ſorgfältig zuſammenlegend: Ja, ich läugne nicht, daß dies Gedicht außerordentlichen Eindruck auf mich gemacht hat; allein auch außerdem würde Baron Flachingen ohne Zweifel mein Herz gewonnen haben. —

Wie? wirklich? — O ich Unglücklicher! brach Wahl wieder aus.

Wollen Sie mich ruhig anhören, Baron? oder ſoll ich mich entfernen? fragte Eugenie wieder mit imponirendem Ernſt — und der zerknirſchte Wahl ſchwieg ehrerbietig.

Baron Flachingen, fuhr ſie fort, beſitzt ſolche Eigenſchaften, wie ſie zu dem Glück einer Gattin erforderlich ſind: Er iſt ſanftmüthig —

Wahl ſeufzte betroffen.

Er iſt von keiner tollen Eiferſucht geplagt; von keiner übereilten Hitze, — denn glauben ſie wohl, Baron, daß ein

Betragen, wie das Ihrige vorhin, geeignet ſey, ein fein fühlendes, wohlerzogenes Weib glücklich zu machen?

Wahl, die Wahrheit des Vorwurfs fühlend, erröthete jetzt eben ſo ſehr, als er vorhin vor Zorn und Schmerz erblaßt war.

Hören Sie jetzt ſein inhaltvolles Gedicht! beſchloß Eugenie — dieß hatte die Schelmiſche noch als härteſten Strafpunkt für ihn aufgeſpart und als Büßungsprobe für ſeine reumüthige Geduld.

Sie las mit Pathos und verſtelltem Wohlgefallen Flachingen's Gedicht:

Es iſt nicht gut, mein ſchönes Kind,
Daß ſo allein du lebſt.
Drum rieth ich dir, daß du geſchwind
Mir's liebe Händchen gäbſt.

Dich aus dem traurig leb'gen Stand
Zu führen; glücklich dich
Zu machen; mit dem Roſenband
Zu feſſeln, ſchickte mich

Hierher der Liebesgott nach Brauch;
Geworfen ſein Geſchoß
Hat er auf mich; auf dich doch auch?
Das iſt des Schickſals Loos.

Und daß du ſieh'ſt, ich ſpreche wahr
Vom ſüßen Eheband;
So ſtell ich von Perſon mich dar,
Und bitt' um deine Hand.

Wahl's richtiges äſthetiſches Gefühl litt beinah eben ſo viel bei dieſem Vortrag, wie ſein Herz, doch heldenmüthig beſtand er die Probe der Büßung. — Eugenie, davon gerührt, und den größten Beweis wahrer Liebe in ſeiner Selbſtverläugnung erkennend, ſagte nun milder: Und glauben Sie wohl, lieber Wahl, daß Flachingen in wüthender Eiferſucht entbrennen würde, wenn ich z. B. ein anderes Gedicht empfangen und dieß poetiſch beantwortet hätte?

Sie ging bei dieſen Worten ſchnell in die Laube, — der ſie ſich im Sprechen genähert hatten — um ihr Blatt zu holen, — und das ſeinige hervorzuziehen, denn ſie hatte dies, nicht minder zärtlich ſchwärmend als ihr Liebhaber, nahe dem Herzen geborgen; daß ſie das ihrige nicht fand, ſtörte ſie in dieſen erhabenen Augenblicken nicht, ſie wußte es auswendig, oder beſſer, nach franzöſiſcher Mundart zu reden: par coeur. —

Sie hielt den Ueberraſchten ſein Blatt vor die Augen, das die folgenden Strophen enthielt:

Iſt die Freiheit mir entrungen?
Sie, des Mannes Ruhm und Heil?
Ach ich fühl's! er iſt gedrungen,
Tief ins innre Herz, der Pfeil!

Und ich kann nicht mehr geſunden. —
Doch, ſind Ruh' und Freiheit hin,
Fänd' ich lindernd meine Wunden,
Eine milde Herrſcherin!

Auf dieß Gedicht paßte nun unſtreitig noch weit mehr als auf jenes, Eugeniens Antwort:

Hat der Gluthpfeil dich getroffen,
O er traf auch mich zugleich!
Laß dann, laß vereint uns hoffen
Eines milden Gottes Reich!

Wenn ich nun, ſagte Eugenie lächelnd, während ſich des Erſtaunten Blicke auf ſeine Handſchrift hefteten, auf dieß Gedicht antworte:

Hat der Gluthpfeil dich getroffen?
O er traf auch mich zugleich.

Wie ein Nebel ſchien es jetzt von den Augen des Verblendeten niederzufallen, und der Blick innigſter Liebe, den Eugenie auf ihm ruhen ließ, vollendeten ſeine Enttäuſchung. Er ſtürzte ihr zu Füßen, und Entzücken, Reue und Beſchämung ſprachen wechſelnd aus ihm; als ſich, doch nur halblaut und ſchüchtern, noch der einzige Zweifel erhob: Wie doch ihr Gedicht ganz deutlich mit einem F., folglich Flachingen, überſchrieben geweſen ſey.

O Ferdinand! rief Eugenie mit dem Accent der tiefſten, ſeelenvollſten Zärtlichkeit; wie ſeyd ihr Männer doch ſo ganz unfähig, ein liebendes weibliches Herz zu verſtehen!

Der glückliche Bund war geſchloſſen. Das Erſtaunen des mit ſich ſelbſt ſo ſehr zufriedenen Flachingen bedarf keiner Schilderung; doch tröſtete ihn bald eine andere, wenn auch nicht geiſtreiche, doch reiche Verbindung. Der kleine Liebesgott und Liebesbote aber zog mit dem liebenswürdigen Ehepaare, damit da, wo Hymen Herrſcher ward, auch Amor nicht fehle.

Aber noch lange nachher ſagte Eugenie zu ihren glücklichen Gemahl: Nein, Ferdinand, Beſcheidenheit iſt eine ſchöne Tugend, nur muß ſie nicht zu einer ſo verblendeten Eiferſucht führen, die dich ſogar verleiten konnte, mir einen ſo entſetzlich ſchlechten Geſchmack in der Dichtkunſt zuzutrauen.

IX.

Das Militär.

Nach einer ſtürmevollen Jugend kehrte der Freiherr Maximilian von Eſchingen zu ſeinen friedlichen Beſitzungen zurück. — Er hatte ſchon einen weiten Weg hinter ſich und ſah ſich dennoch immer noch in beträchtlicher Entfernung von dem Ziel ſeiner Reiſe; als er ſich einſt bei einbrechendem Abend von einer heftigen Unpäßlichkeit überraſcht fühlte, die ihm das Weiterreiſen höchſt beſchwerlich machte. Die Stadt, die er hatte vor Nacht erreichen wollen, lag noch entfernt, ſelbſt ſeinen Diener hatte er um einiger Beſorgungen willen im letzten Orte zurückgelaſſen, und ſo befand er ſich mit dem unbeholfnen Poſtillon allein in einer weiten baum- und dorfloſen Feldgegend. Höchſterfreulich war es ihm daher, als er im Abendroth, gegen das ſie fuhren, einen ländlichen Kirchthurm emporſteigen, und bald darauf ein freundliches umbüſchtes Dörfchen im ebnen Felde liegen ſah.

Er beſchloß hier zu übernachten. Sie kamen an; es war ein armes proteſtantiſches Dörfchen; und die Herberge darin ſo abſchreckend ſchlecht, daß er ſich hier geringe Bequemlichkeit verſprechen durfte. Er beſann ſich nicht lange, ſondern aus mancher Lage ſeines frühern Lebens bereits daran gewöhnt, aus der Noth eine Tugend zu machen, gebot er dem Poſtillon

kurz, nach dem Pfarrhauſe zu fahren und dort für einen Reiſenden um eine Nachtherberge zu bitten.

Er hatte dabei ſeinen Familienamen genannt. Der Geiſtliche, ein ſchon bejahrter gutmüthiger Mann, hätte auch wohl einem namenloſen Fremden die Pflichten der Gaſtfreundſchaft nicht verſagt, allein da er noch aus den Jahren ſeines Hofmeiſterſtandes eine beſondre Hochachtung gegen adelige Namen hegte, ſo war ihm die Nennung eines ſo bekannten, ſehr angeſehnen Geſchlechts doch doppelter Beweggrund zu der beſten Aufnahme des Fremden. Er ging ſogleich ſelbſt an den Wagen, den Herrn Baron willkommen zu heißen und in ſein Haus zu führen. Darauf bat er ihn, nur eine kleine Weile in ſeinem Wohnſtübchen zu verziehen, während Martha, die alte Köchin und Wirthſchaftsregentin, die kleine wenig beſuchte Oberſtube in beſten Bewirthungsſtand ſetzen mußte.

Alle mögliche Bequemlichkeit, Pflege, und was nur das Haus zu ſeiner Bewirthung vermochte, ward dem Erkrankten zu Theil, ſo daß er ſchon des nächſten Morgens, als ihn ſein Wirth beim Frühſtück beſuchte, wieder außer dem Bett ſeyn, und ſich mit dieſem über mancherlei Gegenſtände heiter unterhalten konnte. Er zeigte ſeinem Pfleger die lebhafteſte Dankbarkeit, der, durch den gutmüthigen Frohſinn, durch eine gewiſſe biedre Offenheit und Entfernung alles Stolzes in dem Weſen ſeines vornehmen Gaſtes ganz für ihn eingenommen ward.

Der Paſtor hatte ſich dieſen Morgen ganz amtsmäßig gekleidet und entſchuldigte ſich bei dem Freiherrn, daß er ihn geſtern ſo in ſeinem nachläſſigen Hausanzuge habe bewillkom-

men müſſen, worüber ihn Maximilian auf des Leutſeligſte beruhigte. Es erwies ſich darauf auch im Laufe des Geſprächs, daß der Pfarrer ehemals in dem Hauſe einer Verwandten des Freiherrn längere Zeit als Erzieher gelebt, und dort einer ſehr guten Behandlung genoſſen hatte. Alles vereinigte ſich, den erfreuten Alten nur noch in ſeinem Wohlwollen gegen den liebenswürdigen Fremdling zu beſtärken; dazu kam, daß Maximilian, obgleich noch in das Jünglingsalter zu rechnen, doch ſo geſetzt, ſo herzlich von dem Glück des ſtillen häuslichen Lebens ſprach. Die Augen wurden dem guten Paſtor feucht, denn er dachte dabei an ſeine verſtorbene Gattin.

Nur dort, fuhr der Freiherr mit Wärme fort, nur in den ehrwürdigen Mauern meines väterlichen Wohnſitzes, die nie durch Unrecht oder Bedrückungen entweiht worden ſind, — nur in dem Glück meiner Unterthanen, und — — vielleicht in der Liebe eines treuen Weibes, — wünſchte ich auszuruhen von Manchem, was ich erfahren, von Manchem, was ich überſtanden und gelitten habe! — Der erſte Theil von dem, was ich nannte, kann mir vielleicht gewährt werden; mein Stammgut liegt in einer der ſchönſten, geſegnetſten Gegenden am Ufer des Neckar und meine Unterthanen ſoll man die glücklichſten im ganzen Umkreis nennen, eher will ich nicht ruhen und raſten! — — Aber ein liebendes, und meiner vollen Liebe werthes Weib! — ich wünſche es zu finden, — allein ob ich es finden werde?

Der Herr Baron ſcherzen! ſagte der Paſtor ehrerbietig, — wen das Glück ſo begünſtigt, — und wem — ohne Schmeichelei zu ſagen — auch die Natur ſo hold geweſen

iſt — er warf dabey einen verbindlichen Blick auf das männlichſchöne Geſicht des Freiherrn, den dieſer mit einem dankbaren Lächeln erwiederte, — der darf ja wohl nur unter den ſchönen und reichen Fräuleins wählen, deren es jetzt ſo viele giebt, da der leidige Krieg die mehrſten jungen Männer hinweg gerafft hat.

Lieber Herr Paſtor, erwiederte Maximilian, ich muß Ihnen nun offenherzig ſagen, ich bin ein ganz wunderlicher Menſch; zu ſehr habe ich in meinem Leben mit angeſehen, wie ſelten ein Mann ganz um ſeiner ſelbſt willen geliebt wird, und da hab' ich mir nun die Grille in den Kopf geſetzt, lieber nie zu heirathen, wenn ich nicht ein Mädchen finde, von dem ich gewiß überzeugt ſeyn kann, daß ich allein, ich ſelbſt geliebt werde.

Auf ſolche Weiſe ſchloſſen ſich die Herzen immer mehr gegen einander auf, und als nun Maximilian davon ſprach, daß er gegen Mittag abzureiſen gedenke, da drang der Pfarrer auf das Inſtändigſte in ihn, doch ja ſeinem Hauſe noch einige Tage den Vorzug ſeiner Gegenwart zu ſchenken! Und da der Freiherr im eigentlichen Sinne frei und ſein eigner Herr war, ſo willigte er gern in den Vorſchlag, bis zu ſeiner völligen Herſtellung unter dieſem freundlichen Dache zu verweilen. Er war ſich bewußt, durch ſein Vermögen die hier empfangne Güte auf eine zarte Weiſe vergelten zu können. — Es iſt mir — ſagte er, indem er dem Pfarrer treuherzig die Hand drückte, es iſt mir, als ob ich einen alten Freund in Ihnen ſähe.

Der gute Pfarrer fand ſich nicht allein durch das ganze einnehmende Betragen ſeines Gaſtes geſchmeichelt und ge-

ehrt, ſondern Maximilians Munterkeit unterbrach auch an ſich auf eine dankenswerthe Weiſe den ſonſt im Hauſe gewöhnlich herrſchenden einförmig düſtern Ernſt; denn das Dörfchen lag in der weiten Feldebene, beinah gleich einer Oaſe in der afrikaniſchen Wüſte.

Auch Martha, die alte treue Dienerin, achtete ihrer vermehrten Arbeit nicht, ſondern hatte ſelbſt ihre anſpruchloſe Freude an dem muntern ſchönen Freiherrn, der ihr immer ſo freundlich begegnete. Auch freute ſie ſich, daß er, der erſt mit bleichen Wangen, mit ſchmerzverdüſterten Zügen auf ihrem Gebiet angekommen war, nun unter ihrer Pflege wieder aufzublühen begann gleich einer thauerquickten Roſe.

An dem Geiſtlichen aber bemerkte Maximilian, der bei aller ſeiner Fröhlichkeit ſehr fein und theilnehmend für Andere fühlte, daß wohl den alten Mann ein innrer Kummer drücken müſſe; und als ſie das nächſten Abends beiſammen ſaßen, wußte er auf gute Weiſe ihn zur Mittheilung aufzufordern.

Ach, lieber Herr Baron, erwiederte der gute Alte, dem es willkommen war, ſich einmal recht von Herzensgrund ausſprechen zu können: Sie haben wohl nicht mit Unrecht bemerkt, daß ſchwerer Kummer auf mir laſtet — und ſeine Urſach iſt: — — — das Militär.

Das Militär? rief Maximilian verwundert aus, ich ſollte doch meinen, Sie hätten in Ihrer Gegend gerade am wenigſten von den Kriegslaſten gelitten? Nicht einmal Durchzüge haben Sie gehabt?

Das wohl! das wohl! erwiederte der Pfarrer, — und dennoch —

Und dennoch? frug Maximilian mit einem theilnehmenden Blick. —

Ach lieber Herr Baron, ſagte der ehrliche Pfarrer, ich ſehe wohl, ich werde Ihnen die ganze Geſchichte erzählen müſſen! — — Wenn es nehmlich Denſelben nicht unangenehm iſt. —

Der Freiherr verſicherte ihm lebhaft das Gegentheil, und der alte Mann rückte ſeinen Stuhl behaglich an den Tiſch, und begann:

Lieber Herr Baron, wenn ich Ihnen den ganzen Verlauf meiner Unfälle mittheilen ſoll, ſo werden Sie ſelbſt ſehen, wie mich einzig das Militär beinah um alle die vorzüglichſten Güter meines Lebens gebracht hat!

Es ſind bereits funfzehn Jahr, meine ſelige Dorothea lebte noch, und wir hatten ſchon in mehrjähriger gottgefälliger Ehe mit einander verharrt, immer in dieſem unſern ſtillen Dörfchen, wo wir unſer hinlängliches Auskommen hatten; — denn der Weiſe ſtrebt nicht nach hohen Dingen — als der Krieg, der leider ſeit der Rebellion in Frankreich, durch ganz Europa, und auch durch unſer deutſches Vaterland gewüthet hat, ſelbſt in unſre friedlich geſinnte Gegend eine beträchtliche Truppenabtheilung auf dem Durchzug führte. In unſer Dorf nun gerade kam Mannſchaft eines Huſarenregiments. — Nun werden mir der Herr Baron Recht geben, daß man von allen Gattungen des Militärs immer dieſe gerade für eine der ausgelaſſenſten und zu muthwilligen Streichen bereiteſten gehalten hat. Und denken Sie! ich armer Mann, der ich doch meines Amtes wegen billiger Wei-

ſe von aller Einquartierung frei bin, ich bekam einen Offizier und zehn Gemeine auf meinen Pfarrhof angewieſen.

Wir waren Alle in der äußerſten Beſtürzung, ich, meine Dorothea, das Geſinde, — die beiden Kinder waren noch klein; — nur mein Julian, der Aelteſte von beiden, bezeigte eine unverſtändige Freude über die ungewohnte Erſcheinung; — wie das gewöhnlich die Knaben bei der drückenden Einquartierung thun. — Er lief ihnen vor das Hofthor entgegen, als wir das Pferdegetrappel vernahmen, obgleich die Mutter ihre beiden Kinder gern bei ſich behalten hätte, und ihm vergebens nachrief; allein er ſah und hörte nicht; er war um die Huſaren herum, als ob ſie die erfreulichſten Gäſte wären, half ihnen die Pferde einziehen, trug ihnen das Gepäck, und was dergleichen Thorheiten mehr waren. — Auch ſie ſchienen Gefallen an dem zehnjährigen Krauskopf zu finden, der mit den blizzend ſchwarzen Augen ſo muthig und zutraulich in die Welt hinein ſchaute, als ob ſie ſein gehörte. Die Herrn Mavorsſöhne lachten ihn an, führten ihn an der Hand und ergötzten ſich an ſeinen muntern Geſprächen.

Ich hatte während dem in der Eil die nöthigſten Anſtalten zu Bewirthung der Mächtigen getroffen, — denn mit dem Starken kann ſich der Friedfertige nicht meſſen. — Zugleich aber bereitete ich mich ohne Weiteres, zu dem Befehlshaber der Krieger in den benachbarten Ort zu gehen, und von ihm durch zweckmäßige Vorſtellungen Befreiung von den läſtigen Gäſten zu erhalten, die Morgen einen Raſttag bei uns haben ſollten.

Doch konnte ich mich nicht ohne Beſorgniß von meinem Hauſe entfernen; meine Dorothea war noch in mun-

tern Jahren, und von Anſehn ſehr wohlgebildet, dieſe ſollte ich nun ohne Beſchützer unter dieſem jungen muthwilligen Kriegsvolk laſſen. Der Offizier, ein aufgeſchoßner junger Menſch von etwa ſechzehn oder ſiebzehn Jahren, ſchien ein Ausbund von Leichtfertigkeit und Muthwillen; er trieb ſich lieber mit meinem Julian herum, als daß er ſich mit einem geſetzten Manne wie ich in Unterhaltung eingelaſſen hätte.

Nun befindet ſich aber in meiner Wohnung ein kleines Kämmerchen, das einen unbemerkten Eingang hinter der Treppe hat, und auch nur ein einziges kleines Fenſter auf den Hof; auch zu dieſem kann man nicht leicht gelangen, weil ſich ein kleiner Teich, — hier nur mit ländlichem Ausdruck: die Entenpfütze genannt — bis beinah dicht an die Mauer darunter zieht; ich bat meine Gattin da hinein zu treten, bis zu meiner Rückkehr; — was ſie auch ohne Weigerung that; — denn ſie war überhaupt ein muſterhaftes Weib.

Die kleine Mariane, unſer jüngſtes Kind, ging mit ihr in die Freiſtatt der Tugend. Dieß war ein gutes frommes Kind, ganz das Gegentheil ihres leichtfertigen Bruders, ob ſich gleich beide ſehr liebten, und ſie ihm auch ſehr ähnlich ſah, nur daß ihre ſchönen, ſchwarzen Augen etwas Sanftes, beinahe Schwärmeriſches hatten, ihre kaſtanienbraunen Haare waren nicht ſo kraus, wie die ihres Bruders, ſondern floſſen in ſeidenweichen Wellen um ihren Hals, dabei war ſie weiß und zart wie ein Lämmchen im Frühling. — Doch verzeihen der Herr Baron, daß ich ſo ausführlich von meinen Kindern ſpreche! allein gewiß halten Sie es einem armen Vater zu gut, wenn er noch gern von ſeinen Kindern ſpricht, die ſeine ganze Freude waren.

Waren? und nicht mehr ſind? frug Maximilian erſchrocken und theilnehmend —

Leider muß ich ſo ſagen! erwiederte der Erzähler, ohne ſich unterbrechen zu laſſen.

Ich wollte noch hinzufügen — ſo nahm er genau wieder den Faden der Erzählung auf, — während Julian den wilden Kriegern entgegen lief, blieb das liebe Kind, ſeine Schweſter, bei mir, ſchmiegte ſich ängſtlich und liebkoſend an die Mutter, und Thränen hingen in ihren großen, dunkeln Augen. Aus Liebe für den Bruder eilte ſie ihm zwar einige Schritte nach und ſuchte ihn bittend zurückzurufen; als ſie aber unter den Thorweg kam und die nahenden Reiter erblickte, floh ſie erſchrocken zurück und verbarg ſich an der Seite der Mutter.

Dieſe beide theuren Güter nun verwahrte ich in dem gedachten Kämmerchen, und trat, anſtändig gekleidet, meinen ſchweren Gang an. Mit dem Wildfang, dem Julian, war einmal nichts anzufangen, ich ſah ihn, als ich mit Sorgen belaſtet meinen Weg ging, mit den Huſaren luſtig nach dem Fluſſe reiten, um Pferde zu ſchwemmen. Ohne Sattel und Zeug ſaß er kerzengerad und feſt auf den wilden, pohlniſchen Pferden. Faſt ſo wie ich mich erinnre, auf Schulen in dem großen Geſchichtſchreiber Livius geleſen zu haben von einer wilden Nation, Numidier genannt. — Mit einem ſtillen Gebet ging ich weiter.

Der Himmel gab auch meinen Worten Kraft, daß ſie Eingang fanden in das Herz des Gewaltigen und ich meinen billigen Zweck erreichte.

Welche Kränkungen waren mir aber unterdeß in mei-

nem Hauſe bereitet worden! Sey es nun, daß das Kriegsvolk ſelbſt in einer müßigen Laune den Aufenthalt der verſchloßnen Treue ausgeſpürt, ſey es, daß vielleicht gar der kleine Taugenichts, der Julian, ihn dem Feinde verrathen hatte; genug der Herr Cornet ſchwur hoch und theuer, daß hier eine gefangne Prinzeſſin aus der fabelhaften Ritterzeit aufbehalten werde, die er ſchlechterdings befreien, oder — zum mindeſten betrachten müſſe.

Da nun die Thür feſt von mir verſchloſſen worden war, ſo ward auf das kleine Gitterfenſter aller Angriff gerichtet; — zu bemerken iſt auch, daß der Cornet keinen Einzigen von ſeinen Leuten dazu genommen hat, ſondern daß blos Julian als ſein treuer Gehülfe ihm allenthalben dabei an die Hand gegangen iſt. —

Nun ſtößt wie geſagt, die erwähnte Pfütze bis beinah an die Mauer des Hauſes, ſo daß ein ſchmaler Raum dazwiſchen bleibt. Dahin kletterten nun beide, zwiſchen Waſſer und Mauer hin, um in das Fenſter zu ſehen, allein ſo lang der Herr Cornet auch aufgeſchoſſen war, ſo fehlte doch ein gutes Stück, eh' er hinauf reichen konnte, weil von der Hausflur auf, mehrere Stufen in die Kammer führen. Da nun nicht gleich Holz oder Steine zum Unterlegen da ſind, auf was fallen die beiden gottloſen Vögel? In mein kleines Studirzimmer gerathen ſie, das unten gleich neben der Hausthür hinein geht, hohlen mir nicht nur einige Kirchenväter in Folio heraus und legen ſie als Grundſteine unter das Fenſter, ſondern, da dieſe noch nicht reichen wollen, ſo vergreifen ſie ſich auch an ein Paar Heften, die ich gewohnt war, als meine beſte Habſeligkeit zu betrachten.

Ich hatte mir nämlich den flüchtigen Geiſt der Gelehrſamkeit feſt zu machen geſucht; alle Predigten, die ich als Student und ſpäterhin als Hauslehrer gehalten, und wobei ich mich doch auf das Beſte anzugreifen geſucht, hatte ich mir ſorgfältig aufbewahrt, um gleichſam einen Anhalt für die ſpätern Jahre zu haben, — denn — der größte Geiſt erſchöpft ſich am Ende. — Mit einem Wort, dieſe Blätter hatt' ich nun alle einzeln und wohlgeordnet in Pergamentmappen gelegt; dieſe nun faſſen die beiden Unheilſtifter, tragen ſie auf die Foliobände und wie ſie das Gerüſt nun hoch genug glauben, ſo ſteigt der ſaubre Herr Offizier, — fürwahr ein ſchönes Beiſpiel für die ihm untergeordnete Mannſchaft! — darauf, und will nun, wie er ſagt, nach Herzensluſt mit der gefangnen Prinzeſſin converſiren.

Aber, o Himmel! die glatten Pergamentbände weichen und gleiten ihm unter den Füßen hinweg, und Alles ſtürzt rücklings zuſammen! Er ſelbſt fällt bis an die Knie in die unreine Pfütze — was wohl als eine gerechte und beſſernde Strafe für ſolchen Muthwillen anzuſehen ſeyn möchte; — aber ach! auch meine theuer verwahrten Blätter flattern aus einander und werden auf dem ſchmählichen Pfuhl zerſtreut!

Während nun der Cornet beſchäftigt geweſen war, ſich anders anzukleiden, Julian ſich nach Knabenart verſteckt hatte, der wohlverdienten Strafe auszuweichen, ſtatt ſeinen Fehler wieder gut zu machen, niemand aber außerdem den Verluſt gewahr worden, waren die hehrgehaltnen Blätter ſchmählich zerweicht, ja ſelbſt die Enten waren darüber hergefallen, und hatten noch größere Zerſtörung darunter angerichtet. —

Als ich nun nach wohlausgerichtetem Geſchäft vergnügt in meine Behauſung trat, — welcher Anblick ſtand mir bevor! — Herr Baron, der Stand des Gelehrten iſt nicht leicht! mit mancher ſchweren Kopfanſtrengung iſt er verbunden; — und wenn man nun ſeine mühſam geſammelten Kenntniße ſo —

In der Entenpfütze verſinken ſehen muß! — ſetzte der Freiherr mit einer nicht länger zurück zu haltenden Anwandlung von Lachen hinzu, das dem Erzähler jetzt bei ſeiner traurigen Erinnerung ſehr nachtheilig überraſchend kam. Doch ſuchte es der gutmüthige Maximilian bald wieder auszugleichen, indem er mit erneuerter Theilnahme um Fortſetzung der Erzählung bat, die endlich der verletzte Paſtor wieder aufnahm, wie folgt:

Ich übergehe die weitern Umſtände dieſer Begebenheit, da ſich der Herr Baron nicht ganz in meine Empfindung verſetzen zu können ſcheinen. — Genug der Herr Offizier ward ausquartiert — der — ganz aufrichtig zu ſprechen, — mehr einen unſchicklichen Knabenſtreich, als eine Heldenthat ausgeführt hatte! — —

Ich ſuchte ihn und den ganzen Vorfall ſo gut als möglich zu vergeſſen; — indeſſen war doch dies der erſte kränkende Verluſt, den mir das Militär verurſacht hatte. — Ich ſollte bald deren noch mehrern erfahren!

Der Himmel ließ mir viel Freude an meinen Kindern erleben, die ſich mit jedem Tage meiner Liebe würdiger zeigten; denn auch Julian war ungeachtet ſeiner Theilnahme an

dem erwähnten Frevelſtreiche, was er mir unter tauſend Thränen abgebeten hat ein ſeelenguter Junge; eben ſo viele Geiſtesgaben als Herzensgüte; ihm flogen die Wiſſenſchaften nur ſo in den Kopf, weßwegen ich ihn auch natürlich zum Studiren beſtimmte. — Ich widmete ihn der Gottesgelahrtheit; und ſowohl von Schulen als nachher von der Academie hörte ich die allererfreulichſten Zeugniſſe von ſeinem Fleiß, von ſeiner guten, unbeſcholtnen Aufführung, und von den ausgezeichnetſten Fortſchritten, die er in den gelehrten Wiſſenſchaften mache. Sein Lieblingsſtudium war die Mathematik; mir ſchien nun dies gerade zu ſeiner geiſtlichen Beſtimmung nicht das Nöthigſte; da er mir aber bewies, daß dieſe Wiſſenſchaft für alle Stände heilſam ſey, er auch darüber die Hauptſachen nicht verſäumte, ſo wehrte ich ihm nicht; als mir auf einmal ein grauſames Schickſal alle auf ihn geſetzte Hoffnungen zerſtörte.

Im Laufe des verabſcheuungswerthen Krieges, welcher die erſten Jahre unſres Jahrhunderts mit Blut befleckt hat, zog ein ſiegendes Heer durch die academiſche Stadt, in der mein damals hoffnungsvoller Sohn lebte. Der Glanz, die Pracht dieſes eiteln, unglückbringenden Standes mochte ihn geblendet, und ſeine alte, thörichte Neigung dafür erweckt haben; genug ich erhielt die Nachricht, daß er — wie ein guter Schriftſteller ſagt — ſtatt den canoniſchen Büchern — den Kanonen gefolgt war.

Denken Sie ſich den Schmerz eines rechtſchaffnen Vaters bei dieſer Nachricht! Was mich dabei noch am mehrſten niederbeugte, war die Parthei, die er ergriffen hatte. Wenn

er noch gegen die allgemeinen Feinde der Ordnung und Religion, gegen die Königsmörder, die Franzoſen, die Waffen genommen hätte, wie dies wohl jetzt in unſern Tagen geſchehen, ſo möchte es noch gehen; allein es war zu der Zeit, wo noch Alles für den Weltunterdrücker ſtritt, und ſo mußt' ich den Kummer haben, daß auch mein Sohn in einem ihm verbündeten Herre ſtand. — Aber das galt ihm Alles gleich, nach ſeiner überſpannten Denkungsart. Derjenige, ſchrieb er mir einſt, den äußrer oder innrer Beruf in die Todesreihen dränge, ſey ein Werkzeug in Gottes Hand ꝛc und was der überſpannten ſchwärmeriſchen Dinge mehr waren. Um meine Verzeihung bat er mich freilich auf das Flehentlichſte. — Er ſey ſeiner frühern unwiderſtehlichen Neigung gefolgt und ſtehe nun auf ſeiner rechten Stelle. — — Ach, lieber Gott, verzeihen muß das Vaterherz ja wohl! aber froh werden wird es ſo leicht nicht wieder!

Er wiſchte ſich die Augen; der Kummer des alten Mannes that dem tieffühlenden Maximilian innig weh, er reichte ihm die Hand, und wollte ihm einige Worte des Troſtes ſagen; allein Jener fuhr in der Aufwallung ſeines Schmerzes fort:

Ich war noch froh, daß dieſer Schlag mich nur allein traf, daß meine gute Dorothea ihn nicht erlebt hatte! Dieſe ſchlief damals ſchon in Frieden unter der großen Linde des Kirchhofs. — Ich hörte mehrere Jahre nichts von ihm, weil die Briefe verloren gingen, und ich ihn längſt in den mörderiſchen Schlachten geblieben glaubte. Er hatte gleich anfangs, aus Furcht vor meiner Unzufriedenheit, einen andern

Namen angenommen, und diente als Unteroffizier in der Reiterei. — Freilich ein großer Abstand! alle seine Vorfahren, väterlicher und mütterlicher Seits haben in ansehnlichen geistlichen Würden gestanden! — Ein gutdenkender Offizier hat ihm späterhin eine Offizierstelle in der französischen Artillerie verschafft, die ihre Vorzüge haben soll, — denn auch den Feinden muß man Gerechtigkeit widerfahren lassen — und wo mein Julian um seiner guten mathematischen Kenntnisse willen an seiner rechten Stelle seyn soll. —

Dies, lieber Herr Baron, setzte er seufzend hinzu, war der zweite Verlust, den mir das Militär verursacht hat! — Das einzige Gut, das mir noch blieb, war meine Tochter, meine gute wohlgezogne Tochter! — Sie war die Liebe, der Gehorsam selbst! nie hat sie mich und ihre selige Mutter durch eine Miene gekränkt; sie lernte still und fleißig die Geschäfte der Hauswirthschaft, so daß sie bald der Mutter darin an die Hand gehen konnte. Indessen merkte man wohl, daß ihre hauptsächlichste Neigung vielmehr auf Bücher und Musik, und andre dergleichen Dinge ging, wozu sie immer jeden freien Augenblick begierig anwandte. Die Mutter war nicht wohl damit zufrieden; sie fürchtete, daß sie eine Gelehrte werden möchte; da sie indessen doch auch die Geschäfte einer Hauswirthin nicht verabsäumte, so hatte ich meine Freude daran, wie sie sich immer mehr ausbildete.

Im Stillen aber wuchs jener Hang zur Schwärmerei, den sie von Kindheit auf gehabt hatte, und durch den Tod ihrer theuern Mutter, durch die Sorge um den unbeschreiblich geliebten Bruder, erhielt diese noch eine Mischung von

Schwermuth, die ſie mit Mühe gegen mich zu unterdrücken ſtrebte. Ich mußte oft mit Kummer ſehen, wie ſie in Geheim ganze Ströme von Thränen vergoß; ihre größte Wonne war immer, wenn ſie auf der Harfe ſpielen konnte, die ihr Lieblingsinſtrument war. Dies that ſie mit ſo viel Gefühl in Spiel und Stimme, daß Alle, die es hörten, davon gerührt wurden; ihr dunkles Auge und ihr ganzes Weſen hatte dann einen Ausdruck, der ſie faſt einer Kloſterheiligen, — wie manche ſagten, der heiligen Cäcilia ähnlich machte. —

Und dieſe — rief Maximilian mit ſteigendem Antheil — und dieſe haben Sie auch verloren?

Leider! erwiederte der Geiſtliche — leider kann ich ſo ſagen! — das unglückliche Militär!

O Himmel wie? was ſagen Sie, frug Maximilian erſchrocken.

Hören Sie weiter, lieber Herr Baron, — fuhr Jener fort. — Meine tröſtendſte Hoffnung war, dies liebe Kind bald durch eine glückliche Heirath verſorgt zu ſehen; denn ſie ſchutzlos zurückzulaſſen auf der Welt, dies würde meinen Tod — der vielleicht nicht gar fern mehr iſt, — ſehr erſchweren. — Es fand ſich auch bald eine recht anſtändige Gelegenheit; ein Amtsbruder von mir, Paſtor in einem nahgelegenen Dorfe, ein Witwer, noch in ſeinen beſten Jahren, der eine Hausfrau nöthig hat, meldet ſich bei mir um ihre Hand. Es iſt ein Mann von blühender Geſundheit, gutem Auskommen, mit einem Wort — er wird mich morgen beſuchen, da können ihn der Herr Baron ſelbſt beurtheilen. —

Ich glaubte, daß Mariane das Glück ſelbſt einſehen wür-

de, das ihr in dieser Verbindung winkte; doch weit gefehlt! sie schien auch nicht das mindeste Gefallen an dieser Werbung oder an dem Freier zu finden, und äußerte vielmehr ganz offen gegen mich, daß sie es für weit glücklicher halte, gar nicht, zu heirathen, wenn man nicht einen Mann fände, der ganz — wie sie sich ausdrückte, — den Forderungen seines höhern Bewußtseyns entspräche. —

Bei Gott! kein gewöhnliches Mädchen! rief Maximilian, indem er aufsprang, und unruhig einige Schritte im Zimmer hin und wieder ging. — Und wie um Gotteswillen? — —

Ach hören Sie nur! versetzte der Vater. Hierbei hab' ich mir die größten Vorwürfe zu machen, daß ich dem höhern Rathschluß vorgreifen wollte! — doch ich fahre in der Geschichte fort! — Ich brachte meinem Herrn Amtsbruder so schonend als möglich Marianens Antwort vor; er gab aber deshalb seine Hoffnung nicht auf, sondern meinte, daß dies blos mädchenhafte Schüchternheit wäre; auch ich faßte daher neue Hoffnung. —

Zu unserm Unglück kam damals die Nachricht, daß wir starke Durchzüge von der erwähnten — — schönen Parthei! haben würden; daß die Weltbesieger gänzlich geschlagen seyen, und daß sie in reißender Flucht Alles verwüsteten, was sich ihrem verderblichen Strome entgegen setze. Nun ist es unter andern schönen Tugenden der Frankenhelden bekannt, daß sie auch mit Falkenblicken nach den Mädchen spähen; und ist es wohl dem Vater einer liebenswürdigen Tochter zu verdenken, wenn er das einzige Kind vor solchen Raubvögeln zu sichern sucht? Ich beschloß sie ungesäumt zu einer angesehnen

Verwandten zu ſenden, die zehn Meilen von hier in einer feſten Stadt lebt. — —

Doch, ach! wie kurzſichtig iſt die menſchliche Weisheit! während ich mein theuerſtes Kleinod dort zu bergen glaubte, kommt hierher nicht Ein Mann, und dorthin, eben über jene Stadt, zieht ſich die ganze unglückſelige Flucht! — — und wie ich gefürchtet — —

Und? — und? rief Maximilian kaum Athem holend.

In das Haus meiner Verwandten, — fuhr der Paſtor abgemeſſen fort, — wird ein Schwerverwundeter einquartiert, der einige Wochen dort bleibt. — Für dieſen nun faßt Mariane eine ſo heftige Leidenſchaft, daß ſie, tief wie das Mädchen fühlt, gewiß zeitlebens ihr nicht wird aus dem Sinne zu bringen ſeyn.

Der Glückliche! — rief Maximilian unwillkürlich, indem er ſich düſter die Stirne rieb, — — und iſt ſie ihm in ſein Vaterland gefolgt und hat ſich dort mit ihm verbunden? —

Er iſt noch ſehr krank aus der Stadt weiter gebracht worden, verſetzte der Alte, Mariane glaubt ihn todt, und ihr Gebet und ihre heimlichen Thränen gelten ihm. Dies ſey das Bild, hat ſie mir eingeſtanden, das ihr von jeher dunkel vorgeſchwebt habe, und dem zu Liebe ſie nun gern unvermählt ſterben wolle. — Es iſt nun faſt ein Jahr her, und immer bleibt ſie feſt bei ihrem Vorſatz. — Sie zwingt ſich zwar aus Liebe für mich heiter zu ſcheinen, allein ich ſehe nur zu wohl, wie der verſchloßne Kummer an ihrem Le-

den nagt. Um sie ein wenig zu zerstreuen, hab' ich sie auf einige Wochen zu einer benachbarten Freundin reisen lassen, von wo ich sie nun täglich zurück erwarte. —

Hab' ich nun wohl Unrecht, beschloß er seine Erzählung, wenn ich das Militär als die Ursache meines größten Unglücks anklage? und ist nicht dieser letzte Kummer, welchen es mir verursacht hat, groß und bedeutend zu nennen? Ach wohl! ach wohl! rief Maximilian mit einem so innigen Tone aus tiefster Brust herauf, daß der Alte, der schon vorher sein unruhiges Aufstehn mit wohlgefälliger Verwunderung bemerkt, einen tröstenden Beweis seiner Theilnahme darin erkannte.

Ich sehe, sagte er, der Herr Baron beehren mein Unglück mit einem größern Antheil, als ich vorhin bei Gelegenheit meiner verschwommnen Manuscripte zu bemerken glaubte. —

Trotz seiner Düsternheit mußte Maximilian doch unwillkürlich wieder lächeln.

Der wiederholte Ruf des Wächters erinnerte den Pfarrer, daß längst die Zeit zum Schlafengehen vorüber sey. Er entschuldigte sich bei dem Freiherrn, ihn so lange von der Ruhe abgehalten zu haben, und eilte nach seinem Schlafgemach.

Allein die Ruhe blieb heut noch lang entfernt von dem bewegten Maximilian; Alles was er von diesem Mädchen gehört hatte, dies kunstlose, oft mehr dem Tadel gleichende Lob des Vaters, Alles hatte ein Ganzes zusammengestellt, das ihn lebhaft beschäftigte und ihn noch lange wach erhielt, in wehmüthige Betrachtungen verloren.

Großer Gott! sprach er zu sich selbst, eben ein Herz wie dies, hätte das meine so unendlich beglücken können. Ein Weib, welches wie sie, das bequeme Loos der Häuslichkeit verschmäht, weil sie es nicht mit den Forderungen ihres höhern Bewußtseyns vereinen kann! — Und wer weiß, ob der Glückliche, dem ihre edle Zärtlichkeit sich zugewandt — ob er ein solches Herz ganz zu verstehen, ob er es so zu würdigen weiß, — als ich — o Gott! — es verehrt haben würde!

Des andern Tages kam der zugedachte Schwiegersohn, der wohlhabende Landprediger, und Maximilian fand ihn so, wie er sich ihn ungefähr nach des Vaters Worten vorgestellt hatte, blühend von Ansehn, etwas beschränkt und selbstgefällig.

Maximilian war froh, als gegen Abend sich der Nachbar wieder empfahl, weil er nun im vertraulichen Gespräch mit seinem alten Gastfreunde, diesem noch einige Fragen vorzulegen dachte; — allein kaum hatte sich der fremde Prediger entfernt, als ein Wagen vor das Haus fuhr, und er aus dem Hinzueilen des Vaters und der treuen Martha schloß, daß dies die Tochter vom Hause seyn werde. Er sah aus dem Fenster eine holde, zarte, weibliche Gestalt, in einen schwarzseidnen Mantel gehüllt, aus dem Wagen steigen und den Alten, so wie die treue Dienerin, mit kindlicher Herzlichkeit begrüßen. — Alle gingen darauf in die untere Wohnstube.

Der noch Halbkranke fühlte sich peinlich in der Haft seines Zimmers, und hätte gern, wenn man ihn dazu eingeladen, den Aufenthalt in dem gemeinschaftlichen Familienzim-

mer getheilt. — Nach einer Weile kam der Alte, um sich bei seinem Gaste zu entschuldigen, wenn er ihm nicht heut Abend wie gewöhnlich Gesellschaft leiste, da er ja doch in den ersten Stunden so Manches mit seiner lang nicht gesehnen Tochter zu sprechen habe.

Maximilian beschwor ihn, sich in seinem häuslichen Leben um seinetwillen nicht den mindesten Zwang zu thun und wich gern der holden Unbekannten. — Ihr Aeußres, das sein geschärfter Blick noch trotz der einbrechenden Dämmerung unterschieden hatte, glich ganz dem Bilde, das seine Phantasie von ihr entwarf; und die Freude, welche die redliche Martha, die ihm den Abendtisch bereitete, über ihre Rückkehr verrieth, so wie einige Worte über die Güte und Sanftheit der Zurückgekehrten, bestätigten seine Vorstellung vor ihrem Seelenwerth.

So viel er sich auch mit seinem Tagebuch, mit seinen mitgebrachten geographischen Charten, ja selbst mit einigen Büchern, die ihm sein Wirth gebracht hatte, zu beschäftigen suchte, er mußte immer diesen Abend an sie denken! Er hörte, wie Martha von Außen ihr Gemach aufschloß, das nur durch eine kleine Kammer von seiner Wohnung geschieden war, wie sie ihr Gepäck hineintrug, und Alles darin für sie bereitete. Er hörte endlich, als die Glocke auf dem nahen Kirchthurm die Ruhestunde schon geschlagen hatte, die liebenswürdige Nachbarin selbst ihre Wohnung beziehen, von Marthen eingeführt, die ihr dann mit lauter freundlicher Stimme gute Nacht wünschte und sie allein ließ.

Alles ward nun still im Hause so wie in der ganzen Gegend; Maximilian stand noch am Fenster; er sah, wie in dem Dörfchen, von dem er einen Theil überblicken konnte, die Lämpchen alle verloschen waren; über dem einsamen Kirchhofe und den dahinter liegenden Fluren ruhte der funkelnde Sternenhimmel. — Jetzt aber wurden Töne wach, die überraschend, und dennoch wie vertraut zu Maximilians Herzen drangen. Es waren Harfentöne, die aus Marianens einsamem Gemach herüberschwebten. Er mußte unwillkürlich an die so anwendbare Stelle aus dem bekannten Dichter denken:

Alles schläft, nur silbern schallet
Marianens Stimme noch!
Gott, von welcher Regung wallet
Mein beklommner Busen hoch?

Was hätte er darum gegeben, die Töne dieser holden Stimme deutlich zu vernehmen, ja selbst die Worte ihres Gesanges zu verstehen! — Kämpfend mit dem Verlangen danach, und seinem gewissenhaften Zartgefühl über die Pflichten der Gastfreundschaft, wagte er es endlich, in die kleine dazwischen liegende Kammer zu treten, die leer stand; und hier an der innern Thür lauschend, die zu Marianens Gemache führte, vernahm er jedes Wort ihres Gesanges.

Allein wenn schon das nicht erlaubte Oeffnen einer Thür in einem fremden, befreundeten Hause ein Vergehen gegen die Gastfreundschaft ist, so ward Maximilian sehr hart dafür gestraft, durch den Inhalt des Liedes, das einzig ihrem Erwählten, unvergeßlich Geliebten, galt. In weichen Harfentö-

nen, welche die nachfolgenden Worte begleiteten, hauchte ſie ihre zärtliche Trauer aus:

O warum in tiefſter Seele
Mir ſo feſt, geliebtes Bild?
Klagſt du, ſanfte Filomele
Auf dem nächtlichen Gefild?

Wen dann rufen deine Töne?
Suchſt du nicht der Sehnſucht Ziel?
Bin ich ſchuldig, weil der ſchöne
Lichte Strahl ins Herz mir fiel?

Daß die bleichen holden Züge
Sich ſo tief mir eingeprägt?
Daß ich matt dem Kampf erliege
Gleich von Lieb' und Pflicht bewegt?

— Leiſ' nur klag' ich meine Schmerzen,
Klage ſie der ſtillen Nacht; —
Schlummer flieht ja, wo im Herzen
Hoffnungsloſe Liebe wacht!

Ach wohl! das fühl' ich jetzt! ſeufzte Maximilian, ſchmerzlich aufgeregt, und ging leiſe nach ſeinem Zimmer zurück. Er fühlte ſich um ſo leidenſchaftlicher von dem ungewöhnlichen Mädchen angezogen, als er ſie hoffnungslos für ſich verloren ſah. Ein Andrer lebte ja ſo tief in ihrem Herzen, und vielleicht auch noch in der Wirklichkeit für ſie, da es in jenen Zeiten ja nichts Seltnes war, daß ein todtgeglaub-

ter, unverhofft in den Armen ſeiner trauernden Freunde lag. Zu dem einzigen Linderungsmittel flüchtete er, das nur edlen Gemüthern zu Gebote ſteht, zu dem Beſtreben, freiwillig noch zu dem Glück des Beglücktern beizutragen, und ſo in dieſer edelſten Thätigkeit die Schmerzen der Entſagung zu vergeſſen. —

Wie? ſagte er zu ſich ſelbſt, wenn ich noch dazu mitwirken könnte, ihr den ſo Heißgeliebten wieder aufzufinden? — Vor Allem muß ich morgen mit dem Vater ſprechen, und deſſen Abneigung gegen die Wahl der Tochter zu überwinden ſuchen! — Unwillkürlich fiel ihm das ſchöne Gedicht, Oſſians Inamorella, ein; er fand eine bewundernswürdige Aehnlichkeit mit ſeiner jetzigen Lage und der geſchilderten des Barden, und er gefiel ſich in dem Entſchluß, ſo zu handeln, wie jener edelmüthige Held gehandelt hatte, einer erkämpften, ihm zugeſprochnen Geliebten gegenüber. Die Harfentöne waren verklungen, und einſam in der ſtillen Nacht wiederholte er ſich die beziehenden Worte jenes Gedichts:

Nun verließen die Gäſte die Halle,
Jeder ſuchte das Lager der Ruh;
Der Schlaf ſchloß die Augen alle,
Nur Oſſians Auge nicht zu.

Er wachte noch, in die Fülle
Seiner liebenden Träume verſenkt;
— Auf der Burg lag tiefe Stille;
Der Mond war mit Wolken umhängt.

Und rührende Tön' ergoſſen
Sich plötzlich mit ſüßer Macht;
Von der Harfe begleitet floſſen
Sie durch das Schweigen der Nacht:

„In Fingals hohen Hallen
„Werd' ich künftig traurig gehn!
„An fremden Strömen wallen,
„Den Geliebten nimmer ſehn!

„Verſchwunden, ach verſchwunden
„Iſt meines Lebens Glück!
„Ich laſſe bedeckt mit Wunden
„Meinen edlen Geliebten zurück!

„Ihn drücken ehrne Bande,
„Es bricht ſein tapfres Herz,
„Indeß mich im fremden Lande
„Begleitet mein ewiger Schmerz."

„Nein wahrlich! das ſoll nimmer,
Rief der Jüngling, nimmer geſchehn!
Deiner Augen holder Schimmer
Soll nicht in Thränen vergehn!

Dein Glück iſt nicht verſchwunden,
Du ſollſt nicht ſterben für Schmerz
Ich habe Feinde überwunden
Jetzt überwind ich mein Herz!"

Er rieſs; und ſtillen Muthes
Harrt' er dem Morgenſtrahl,

Dann würdig Tremnors Blutes,
Gilt er zum Königssaal:

Lebe wohl, o König der Meere!
Mich ruft das erwachende Licht
Zur Rückfahrt, doch ich begehre
Deine holde Tochter nicht.

Kannst du so treue Liebe verachten,
Mir bieten so theuern Lohn?
Und in Fesseln sollte schmachten
Ein edler Heldensohn?

Stets kam er von Schlachten als Sieger,
Ihm hat sich das Fräulein geweiht;
Vergiß dann endlich, o Krieger,
Den Haß, der die Väter entzweit!"

— Und der König gerührt sich wandte
Zu enden der Liebe Schmerz;
Er löste des Helden Bande
Und führt ihn der Treuen an's Herz. —

Auch den erwachenden Maximilian fand der Strahl des Morgens entschlossen, seinen großmüthigen Entschluß auszuführen; und als sein alter Gastfreund wie gewöhnlich zu ihm heraufkam, so säumte er nicht, das Gespräch danach zu lenken. — Und hat denn, fing er an, Ihre liebe Tochter gewisse Nachricht von dem Tod ihres Freundes? — Sie scheinen doch ein allzuhartes Vorurtheil gegen eine Nation zu nähren, — mein lieber Freund, — die an und für sich doch viel Edles hat! — wer weiß, kann nicht noch alles gut werden! — wenn der Franzos noch lebt, so — —

Der Franzos? — wiederholte der Paſtor erſchrocken. —

Und war der verwundete Offizier nicht Einer? — frug Maximilian.

Nein ſo tief hat mich doch die gütige Vorſicht nicht beugen wollen! erwiederte der Paſtor. — Ich glaube das Herzeleid hätt' ich nicht überlebt! Nein, Herr Baron, es war nur ein Würtemberger.

Ein Würtemberger? wiederholte Maximilian lebhaft.

Ja, verſetzte der Paſtor, indeſſen das iſt gerade eins von den verbündeten Völkern, das mit den Glaubensfeinden immer gut kameradſchaftlich geweſen iſt. Und auch im Kriege immer mit vorweg, drauf und dran!

Ich dächte nun das wäre gerad ſo übel nicht, ſagte der Freiherr mit einem ſonderbaren Lächeln, das der Paſtor beinah übel genommen hätte. — Aber ſagen Sie mir, fiel er gleich wieder mit ſeiner einnehmenden Herzlichkeit ein, hat ihre liebenswürdige Tochter Briefe mit ihm gewechſelt? und dieſe ſind nun ausgeblieben? — Oder welche Ueberzeugung hat ſie ſonſt von ſeinem Tode?

Ach, lieber Herr Baron! erwiederte der Alte verlegen; ich muß Ihnen nur da die ganze Lage der Sache aufrichtig entdecken! Ich muß Ihnen nur geradezu ſagen: Meine Kinder alle Beide — ſind Schwärmer! Lieber Gott! wie bin ich nur zu ſolchen ſchwärmeriſchen Kindern gekommen? An mir werden der Herr Baron keine Anlage zur Schwärmerei bemerken; iſt es nicht wahr, lieber Herr Baron?

Nein, wahrhaftig nicht! lächelte Maximilian.

Nun denken Sie um Himmelswillen! das Mädchen hat so eine heftige Liebe gefaßt für einen Menschen, der ihr gar keine Erklärung gethan, nicht an mich in üblichen Bewerbungen geschrieben hat; sondern er wird blos schwer verwundet und ohnmächtig in das Haus meiner Verwandten gebracht — so hat' mir diese nach der Zeit alles erzählt, und Mariane auch nicht geläugnet. — Wie es nun freilich in solchen Zeiten hergeht, daß Alles im Hause mit angreifen muß, um Hülfe zu leisten, — so wird nun Mariane gleich ganz für ihn eingenommen; — wie er mehr einer Leiche ähnlich vor ihr liegt. — Er mag ein hübsches Gesicht gehabt haben, und so in voller Uniform, wie sie ihn zuerst erblickt hat! — — was aber nun vollends seine Kameraden, und sein Bedienter, und selbst die gemeinen Soldaten, die unter ihm gestanden, zu seinem Lobe gesagt haben, während er zwischen Leben und Tod gelegen hat, das Alles ist zusammen gekommen, um dem Mädchen eine Idee in den Kopf zu setzen, nicht anders, als ob dies ein wahrer Engel gewesen sey, wovon sie auch noch diese Stunde nicht abzubringen ist. — Ach lieber Gott! die Engel sind heut zu Tage nicht so häufig! am wenigsten im Militär! Er wird seine Fehler so gut gehabt haben als irgend Einer.

Ja wohl! bestätigte Maximilian. —

Dazu kommt nun noch, fuhr der Alte fort, daß sein Bedienter, der den Herrn schon als todt beweinte, sie zuweilen in dessen Tagebuch hat lesen laßen, wo sie behauptet, daß sie nie so schöne Gedanken und so edle Gefühle ausgedrückt gefunden habe.

Und dies hat wahrscheinlich nachher eine gewiße Annäherung zwischen Beiden hervorgebracht? rief Maximilian, indem er wieder unruhig aufgestanden war. — Ich kann nicht läugnen, daß ich ihn um einer so schön entstandnen Liebe willen höchst glücklich nenne.

Keineswegs, Herr Baron! erwiederte der Alte eifrig, er bekümmert sich gar nicht um sie, er denkt nicht an sie — — mit einem Wort — er weiß gar nichts von ihr! — Er ist so matt gewesen, daß er nicht hat sprechen können, und viele Tage lang in einem halbbetäubten Zustande geblieben ist. Mariane hat ihn eifrig gepflegt, und als er etwas besser gewesen, ihm vorgelesen, denn sprechen hat er wegen Brustwunden nicht dürfen. — Als er nun endlich ein wenig geworden ist, so daß er Hübsch von Häßlich hätte unterscheiden können, — siehe, da wird er weiter gebracht, dem Heere nach; — und Mariane behauptet nun, daß er die weite beschwerliche Reise nicht werde überlebt haben, und hat sich nun steif und fest vorgenommen, seinem Andenken treu zu bleiben, und ihn in einer anden Welt noch zu lieben. Zuweilen scheint sie sich aber auch zu denken, er könne doch wohl noch leben! — Gnug, meinen Herrn Amtsbruder, den Pastor, behandelt sie ganz, — ich möchte sagen — ganz indifferent! und — —

Und wie hieß die Stadt, wo er sie hat kennen lernen? frug Maximilian.

Frankfurt, mein Herr Baron, versetzte der Alte.

Herr Pastor! rief Martha, indem sie die Thür aufriß — Es sprengt ein Reiter gerad auf unser Haus zu.

Hilf Himmel! rief der Pfarrer, was muß das seyn? — Verzeihen der Herr Baron! — Wir haben doch jetzt keine Kriegszeiten!

Er hatte während dieser Worte dem Freiherrn eine entschuldigende Verbeugung gemacht, und war Marthen hinab an das Hofthor gefolgt. Die ganze ungewohnte Erscheinung bestand aber in weiter nichts als dem Diener des Freiherrn, den dieser nach Besorgung seiner Aufträge hierher beschieden und der bei Ansicht des Hauses sein Pferd ein wenig in Trab gesetzt hatte.

Man wies ihn in das Zimmer seines Herrn; der Pastor beschäftigte sich mit Amtsarbeiten an seinem Schreibtisch; während Mariane außerhalb einige wirthschaftliche Geschäfte besorgte. — Nach Verlauf von ungefähr einer Stunde trat aber Martha mit geheimnißvoller Eil und ganz erschüttert in das Gemach ihres Herrn, und rief halbleise: Herr Pastor, erschrecken Sie nicht! Ich habe Ihnen etwas zu sagen, wobei Ihnen der Verstand still stehen wird! Ich habe etwas gesehen. —

Was denn? was denn? rief der Pastor, bei dem sich das gedrohte Symptom schon zu äußern begann, und der auch bereits herzlich erschrocken war.

Denken Sie um Gottes willen! fing Martha wieder an, wie ich vorhin eben hineinkomme, bei dem Baron, um das Frühstück hinaus zu räumen, so war der Bediente bei ihm; sie suchten im Koffer und ich merkte, daß er sich anziehn wollte; ich kehrte ihm also höflich den Rücken, und

machte die Thür wieder zu. — Nun haben wir doch Alle den fremden Herrn Baron für einen so hübschen stillen Herrn gehalten. —

Nun, rief der Pfarrer in größter Spannung.

Wie ich nach einer Weile wieder hinauf kam, fuhr Martha fort, wo ich nun dachte, daß er mit Anziehn fertig seyn würde, so ist er auch fertig, und steht vor dem Spiegel. Ich sehe hin — und wer steht vor mir? — der leibhaftige Soldat! — Ein Reiteroffizier, wie er leibt und lebt! — Nun dacht' ich gleich: Wie wird mein Herr da erschrecken! der flieht das Feuer nicht so wie die Soldaten! — —

Ist es möglich, Martha? rief der Pastor, dem der energische Eingang der treuen Dienerin die Sache selbst ungleich weniger schreckhaft gemacht hatte, als es vielleicht außerdem der Fall gewesen seyn würde, — jetzt geht mir ein Licht auf! rief er, mit dem Blick einer scharfsinnigen Entdeckung. — Als ich letzthin ganz früh hinauf kam, um zu sehen, wie der Kranke die Nacht hingebracht habe? so schlief er noch; ich nahte mich ihm leise; da ward ich auf seiner zufällig entblößten Brust zwei breite, tiefe Narben gewahr. Ich wußte nicht gleich, was ich davon denken sollte. Endlich sagt' ich zu mir selbst: Ei, wahrscheinlich Studentenstreiche! doch da muß einmal ein Duell sein ernstlich abgelaufen seyn! denn daß er vom Militär wäre, hätt' ich mir nicht im Traum einfallen lassen! — Auch sein so ganz ausnehmend gesetztes Wesen! — Das Schlimmste ist nur, fuhr er achselzuckend fort, — daß ich so bestimmt gegen diesen Stand aufgetreten bin! und es ist doch eine hochangesehne Familie! — Da

hab' ich einen großen Verſtoß gemacht! Ei, ei! wie doch ein Mann von Welt auch fehlen kann!!

Indem kam Mariane herein, und da ſie die vertraute Berathſchlagung bemerkte, und ihren Vater ſehr in Unruh ſah, ſo nahte ſie dieſem beſorgt und zärtlich und ſuchte von ihm die Urſach derſelben zu erfahren. Allein eh' er ihr noch antworten konnte, da ging die Thür auf, und herein trat ein glänzender Huſarenofficier in völliger Paradeuniform.

Jeſus! ſchrie Mariane auf, und wankte erbleichend zurück.

Iſt's möglich, holdes, engelgleiches Mädchen? rief der Krieger, indem er auf ſie zu eilte, ſeh ich dich wieder? Du, die mir aus den Fieberträumen der Krankheit noch immer wie ein tröſtender Engel vorgeſchwebt hat! — Und kennſt du jenen Verwundeten nicht wieder? dem deine milde Pflege ſicher allein das Leben erhalten hat! ſetzte er bittend hinzu, indem er ſich liebkoſend zu ihr niederbeugte.

Alle hatten ſogleich den Freiherrn in dem ſchönen Krieger erkannt, allein Mariane wagte noch immer nicht, die holden Augen zu ihm aufzuſchlagen. Zu feſt hatte ſie ſich das Ideal ihrer ſtillen Träume ſchon jenſeit dieſer Erde gedacht, um jetzt ſo ſchnell die ſelige Gewißheit faſſen zu können. Indeß ſie drang ihr doch in Aug und Seele; auch der hinzugekommene Bediente, der damalige feurige Lobredner ſeines Herrn, ſelbſt das vorgezeigte Tagebuch trugen bei, die Innigliebende zu überzeugen.

Und ſo, rief der Freiherr entzückt, hätt' ich denn unverhofft das Weib gefunden, das meine hoffnungsloſe Sehnſucht ſuchte! ſie, deren edles, treues Herz, nur mir, und

nur um meiner ſelbſt willen ſich weihte! — Und weiden Sie, mein ehrwürdiger Freund, frug er, ſich zu dem Vater wendend, mir ihre Hand verſagen? — Meine Güter unter königlich würtembergiſcher Hoheit ſichern meiner künftigen Gattin ein ſorgenfreies Loos. — Die Belege darüber ſollen in Ihren Händen ſeyn. —

O bitt' unterthänig! — rief der alte Vater, ungewiß, ob er zuerſt Devotion, oder Rührung, oder Freude ſprechen laſſen ſollte. Aber helle Thränen der Freude träufelten aus ſeinen ergrauten Wimpern nieder.

Eine neue Dazwiſchenkunft unterbrach dieſen Auftritt; ein Wagen rollte in den Hof, — und in wenig Augenblicken lag in den Armen des froh überraſchten Vaters und der liebenden Schweſter — — Julian.

Nach einer flüchtigen Begrüßung des Fremden, erzählte er ihnen, daß er durch Vermittlung eben jenes großmüthigen Freundes, der ihn von einer geringen Stufe zu einer ſeinen Kenntniſſen angemeßnen Stelle gehoben habe, nun künftig in ihrer Nähe leben werde, daß er in dem Ingenieur-Corps ſeines Vaterlandes eine höhere Offizierſtelle erhalten habe.

Dankbar betend faltete der Alte ſeine Hände zum Himmel empor, und Mariane rief, inden ſie die Arme um den Hals des geliebten Bruders ſchlang: O mein Julian, nun bin ich erſt ganz glücklich.

Doch welcher Augenblick der Ueberraſchung, als Julian den zur Seite getretnen Freiherrn ſchärfer ins Auge faßte, und in ihm eben jenen Freund, den menſchenfreundlichen Offizier erkannte, der aufmerkſam auf die Vorzüge ſeiner Untergebenen, ihm, da er ihn damals nicht im Vaterlande

verſorgen konnte, doch unter den kriegskundigen Bundesgenoſſen Anerkennung ſeines Talents verſchafft hatte.

Es erwies ſich freilich auch, daß Maximilian eben jener Wildfang geweſen war, der die unſchätzbaren Manuſcripte damals der Entenpfütze überliefert hatte. Indeſſen wich die Kränkung des Verfaſſers aufrichtig der Wonne des Vaters; der düſtre Schatten, der bisher vorzüglich Maximilian in ſeinen Augen über das Militär geworfen hatte, verſchwand, und er ſah jetzt ſogar ein, daß ſeine Kinder ſich auf den Flügeln einer ſolchen Schwärmerei zu einem recht beneidenswerthen Loos erhoben hatten.

Auserlesene

Dichtungen

von

Louise Brachmann.

Herausgegeben

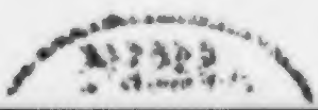
von

K. L. Methusalem Müller.

Vierter Band.

Leipzig,
in der Weygand'schen Buchhandlung.

1825.



Auserlesene

Erzählungen und Novellen

von

Louise Brachmann.

Herausgegeben

von

H. L. Methusalem Müller.

Zweiter Band.

Leipzig,
in der Weygand'schen Buchhandlung.

1825.

BIBL.
FAC. FIL.
LIPS.

I.

Siegismunda.

Kein Volk hat sich wohl je in Erfindungen aus dem Gebiete der Wissenschaften und Künste mit unserm edeln deutschen messen dürfen; eine der herrlichsten darunter ist unstreitig die Erfindung der Buchdruckerkunst, die gleichsam wie auf Geisterflügeln die Werke des Genies durch alle Länder trägt. Und Deutsche haben sie gemacht! — Zu merkwürdig, zu segenbringend ist diese Begebenheit, als daß nicht jeder kleine sie betreffende Zug, den die Geschichte noch dem Dunkel der Vergangenheit entzogen hat, eine freundliche Beachtung verdiente.

Faust, der treffliche Erfinder dieser Kunst, den unser Vaterland noch mit Stolz unter seine ausgezeichneten Männer zählt, lebte zu Mainz ein stilles Leben, nur mit begeistertem Eifer in Ausübung seiner Kunst vertieft; er hatte deshalb auch die einzige, von seiner frühverstorbenen Gattin ihm verlaßne Tochter, aus dem Hause gethan, weil er ihrer Erziehung nicht warten könne. Einer auswärts reich verheiratheten Schwester hatte er sie übergeben, welche versprach, sie mit der Sorgfalt einer Mutter zu erziehen. So durfte er denn ihrentwegen sorglos seyn, und konnte alles sein Denken und Sinnen auf weitre Ausbildung seiner geliebten, neuerfundenen Kunst verwenden.

Mit der Zeit nahm er einen Gehülfen an. Ein ſtiller, treuer Jüngling war es; Johannes v. Guttenberg mit Namen, welcher ihm redlich in die Hand arbeitete, und in den Geiſt ſeines Meiſters einzugehen ſtrebte. Sie ſchnitten damals jede Seite einer Schrift in eine ganze hölzerne Tafel aus, die dann zu keinem andern Werke mehr zu brauchen war und folglich wohl das Geſchäft ſehr langſam und beſchwerlich machte.

So vergingen mehrere Jahre; unterdeß hatte ſich doch die väterliche Sehnſucht nach dem entfernten Kinde ſehr geregt; und nur die Betrachtung, daß es dort beſſer aufgehoben ſey, als bei ihm, hatte ihn bewegen können, es nicht ſchon längſt von Augsburg wieder abzuholen. Jetzt war das Kind zur Jungfrau aufgewachſen, und nun ſchrieb er an ſeine Schweſter Klara einen Brief, ihr inniglich für die erwieſene Liebe dankend, doch ſie beſchwörend, ihm doch nun die langentbehrte Tochter wieder zurück zu geben und die großmüthige Schweſter willigte auch Augenblicks in das wohlbillige Begehren, und ihr Gatte, Herr Walter, ein angeſehener Handelsherr zu Augsburg, geleitete die beiden Frauen nach der ehrwürdigen Rheinſtadt Mainz.

Nun war Freude über Freude in der Wohnung des beglückten Vaters bei der Ankündigung ſo lieber Gäſte; die Frau Gertrude, eine arme Verwandte, die er zur Führung ſeines Haushalts zu ſich genommen hatte, mußte Küch' und Keller ſchmücken, und die ganze Wohnung, vom Boden bis zur Hausflur, kehren, ſcheuern und putzen laſſen, daß alles funkelte und blitzte wie der Himmel in hellen Winternächten.

Groß war zwar die Erwartung des frohen väterlichen

Herzens, allein wie herrlich ward ſie übertroffen; als am beſtimmten Tage einmal ſchnell die Thür aufging und eine hohe, wunderliebliche Geſtalt herein trat, welche der ſchlichte Vater, um ihrer ſchönen, neumodiſchen Kleider willen, für eine vornehme Dame hielt; aber ehe er ſich noch von ſeinem Sitze erhoben hatte, war ſie ſchon auf ihn zugeflogen, hatte die ſchönen Arme feſt um ihn geſchlungen und, vor ihm niederknieend, das ſchön gelockte Köpfchen zärtlich an ſeine Bruſt geſchmiegt.

Erſtaunt, entzückt ſah er ſie an, indeß ſie ihn mit tauſend frommkindlichen Liebkoſungen überhäufte. Es war ſein Kind, ſeine geliebte Siegismunda; ſie war den eben ankommenden Verwandten um einige Schritte voraus geeilt, als ſie die Thür des lieben Vaterhauſes wieder erblickt hatte, ihrer Sehnſucht nach dem guten, lang nicht geſehenen Vater nicht mehr mächtig. Die treue Schweſter und ihr wackrer Gatte traten nun auch herein, und der Freude und des Danks war kein Ende. Der Vater konnte ſich nicht ſatt ſehen an ſeiner herrlich aufgeblühten Roſe, die er nur noch als zarte Knospe zum letztenmal geſehen hatte. Wie ihre äußere Schönheit unvergleichlich war, ſo glich auch ihre Seele einem wahren Blumengarten, voll ſchöner und guter Gefühle und Gedanken, und voll anmuthiger Fertigkeiten; ſie ſang und ſpielte die Harfe engelgleich, und ihre kunſtreichen Hände waren geübt in jeder zierlichen und jeder guten Frauenarbeit.

Einige Tage gingen hin unter häuslichen Feſten, wie man ſie wohl zu Ehren ſo werther Gäſte zu feiern pflegt. Endlich dachten Walter und Klara ihres Scheidens. Am Abend vor der Abreiſe ſaßen Alle noch zu einem traulichen

Mahl beiſammen. Siegismunda war eben hinausgegangen, um die betagte Gertrude in einem kleinen Geſchäfte der Küche zu unterſtützen, da ergoß ſich ihr gerührter Vater noch einmal in Dankſagungen ihrentwegen gegen ſeine wackern Verwandten, und miſchte auch aus offnem Herzen das Lob des theuren Kindes mit hinein. Lieber Schwager, fing Walter herzlich darauf an, verargen kann ich es Euch wahrlich nicht, wenn Ihr erfreut, ja wenn Ihr ſtolz auf eine ſolche Tochter ſeyd; ſie iſt ein Edelſtein zu nennen, und glücklich wird der Mann einſt ſeyn, dem ſie als Gattin Haus und Leben ſchmückt!

Aber auch wahrlich, erwiederte der fröhlich ſtolze Vater, deſſen Begeiſterung der Wein noch erhöhte, nicht ſo leicht ſoll ein Mann dies Gut ſein nennen dürfen! Nur einem ihrer völlig würdigen Gatten werde ſie zu Theil! Auszeichnen muß er ſich vor den Uebrigen ſeines Geſchlechts, wie ſie ſich vor dem ihrigen auszeichnet.

Siegismunda trat wieder herein; die Pokale klangen ihr zu Ehren. Alle waren in einem fröhlichen Rauſche: nur Klara hatte mit einer zärtern weiblichen Theilnahme bemerkt, daß Einer unter den Anweſenden während dieſes Geſprächs, anfänglich glühend roth, dann wieder todtenbleich ward, ſich ſchwankend vom Tiſch erhob und aus dem Zimmer ging.

Es war Johannes. Klara hielt es nicht wohlgethan, die gemachte Bemerkung vorzeitig dem Bruder ſelbſt mitzutheilen; doch ſie vertraute ſie der guten und verſtändigen Frau Gertrude an, und übertrug nun ihr die Sorge für das geliebte Pflegekind, das ſie fortan verlaſſen mußte.

Walter und Klara reiſten ab. Siegismunda hatte ſich mit heißen Thränen von ihren theuern Wohlthätern ge-

trennt; ſie lebte nun ein ſtilles Leben, für ihren Vater, und an der Seite der guten Gertrude, an die ſie ſich bald kindlich anſchloß. Fauſt aber kehrte wieder zu ſeiner alten Lebensweiſe und ſeinem eifrigen Fleiß zurück, nur an ſeinem Gehülfen bemerkte er bald eine auffallende Veränderung. Der ſanfte, treue Johannes, der ſonſt die Anſtrengungen ſeines Meiſters freundlich getheilt hatte, war jetzt zerſtreut und düſter, und oft, wenn er ihn in ſeinen Träumen überraſchte, ward er ein ſtilles, heimlich loderndes Feuer in ſeinem Auge gewahr, das er ſonſt nie darin bemerkt hatte. Wenn er ihm dann zuweilen liebreiche Vorſtellungen that, ſagend: Johannes, lieber Geſell, wie magſt du doch ſo ganz verändert ſcheinen, nur ſeit geringer Zeit? Hofft' ich doch immer, du ſollteſt einſt mein Stellvertreter werden in der geliebten Kunſt, auf welche ich alle meine Lebenszeit verwendet habe, oder vielmehr du ſollteſt auf meine Schultern treten, und das, was ich begann, zu herrlicher Vollendung bringen. Denn immer muß ein Stein ſich auf den andern fügen zu einem trefflichen Gebäu. So aber, lieber Freund, wirſt du mit jedem Tage niedergeſchlagner; und mein Muth ſinkt, ſo wie ich in dein trübes Auge ſehe.

Wenn der Meiſter ſo ſprach, ſo war es oft, als wenn ſich jene ſtille Glut in Johannes Augen in einer Thräne löſchen wollte, die ihm unwillkürlich durch die Wimpern drang; allein dergleichen Thränen ſind mehr dem Oele ähnlich, und verſtärken das Feuer noch in eignen wie in fremden Augen. Ach lieber Meiſter, ſagte Johannes mit einem unterdrückten Seufzer, glaubt mir, ich liebe unſre Kunſt noch eben wie zuvor. Ihr müßt Euch nur gar nicht an

meinen Trübsinn kehren, wie Ihr mein Schweigen nennt; das heiterste Gemüth hat doch zuweilen seine Launen. Was aber Euren Wunsch betrifft, so wüßt' ich nicht, wie ich Euch übertreffen sollte? und Gott mag Euch noch lange das Leben fristen.

Johannes arbeitete nun wieder eine Weile mit größerer Anstrengung; und der Meister war zu sehr in seine Kunst vertieft, als daß er viel auf jene Thränen, oder jenes Feuer der Augen hätte Acht geben sollen. — Nicht so entgingen sie der schönen Siegismunda. Ob auch ihr unbefangenes Herz im Anfang nichts als den treuen Gehülfen ihres Vaters in dem Jünglinge gesehen hatte, so blieb sie doch, bei längerer Bekanntschaft, als sie ihn näher und theilnehmender betrachtete, nicht ganz so unbefangen über ihn. Die sanften braunen Augen von Johannes, die so recht wohl zu seinen schönen, blonden Locken standen, sein gefälliger Wuchs und seine fromme Miene, vor Allem aber die bescheidne Sittsamkeit, die sich in seinem ganzen Thun und Wesen aussprach, zogen ihr Herz allmählig leise zu ihm hin, und die gute Frau Gertrude war von jeher dem Jünglinge zu sehr gewogen gewesen, als daß sie Siegismunda's vortheilhafte Meinung von ihm hätte widerlegen können, wenn sie auch nur die Wahrheit von ihm sagte. Nach jenem Winke zwar, den ihr Frau Klara über Johannes gegeben hatte, bestrebte sie sich wohl aufs Möglichste, die Gedanken des Mädchens von ihm abzulenken; doch diese wußte immer das Gespräch auf ihn zu leiten, und ehe es sich die gute Alte selbst versah, entschlüpfte ihr ein Zug, der Johannes Bild nur noch einnehmender vor Siegismunda's Seele stellte.

Sein Trübsinn rührte sie noch mehr; und ohne daß sich einer jener dunkeln Blicke geradezu an sie zu richten wagte, wußte sie Siegismunda doch zu deuten, vermöge der Kunst, welche die Natur auch den unschuldigsten ihrer Töchter lehrt; und innig hätte sie gewünscht, daß er sie zur Vertrauten seines Kummers machen möchte, ohne daß sie ihn gleichwohl deshalb zu fragen wagte, bis einst ein günstiges Gestirn über dem Schweigendleidenden zu walten schien.

Am Nachmittage eines schönen sonnenhellen Sonntags, wo der Vater zum Besuch bei einem Freunde, und Johannes auch ausgegangen war, wandelte Siegismunda nach dem Garten hinter ihrem Hause, um Blumen zu brechen, und sich damit zu einem abendlichen Tanze zu schmücken, wohin sie heute mit Frau Gertrude gehen sollte. Sie irrte zwischen den farbigen Beeten hin und wieder, allein nicht fröhlich geschäftig wie ein Mädchen, das sich zum Tanze schmücken will, sondern langsam, und das schöne Haupt senkend, und unwillkürlich dachte sie: Ach, die Zeit wird mir wohl ein wenig lang werden dort; weil — — Johannes — nicht auch dort seyn darf! —

Dies letztere wagte sie sich zwar nicht deutlich zu gestehen; indessen statt Blumen zu pflücken, trat sie tiefsinnig in die dunkle Geisblattlaube, die eben mit ihren wallenden Zweigen vor ihr lag.

Vor ihrer Seele schwebte Johannes Bild; und so meinte sie fast zu träumen, als sie ihn selbst jetzt vor sich sah, wie er in der Tiefe der Laube saß, den Kopf schwermüthig in die Hand gestützt. Er war so sehr vertieft in seine Trauer, daß er den Tritt der Nahenden gar nicht ver-

nahm. Die Bestürzung, in welche Siegismunda anfangs sein Anblick versetzt hatte, verwandelte sich bald in die lebhafteste Freude, als sie den, welchen sie entfernt von sich in fröhlicher Gesellschaft geglaubt, jetzt einsam sinnig fand. Vorzüglich aber war es ihr erwünscht, nun endlich hier einmal den Leidenden, heimlich Geliebten, mit einem süßen Troste erquicken zu können. Zwar sagte ihr ein dunkles Vorgefühl, welch ein Geständniß sie vielleicht bei dieser Gelegenheit von ihm zu erwarten habe; allein da sich ihr Vater nie über seine Absichten mit ihr geäußert hatte, und doch er den Jüngling sehr werth hielt, so fand ihr anspruchloses Herz auch nichts, warum sie dies Geständniß so sehr hätte fürchten sollen.

Sie stand ein Weilchen still, den Trauernden gerührt betrachtend; sie sah, wie helle Thränen vor ihm auf die Erde träufelten und länger hielt es ihr zärtliches Mitleid nicht aus. Johannes, mein guter Johannes, sagte sie sanft, warum so einsam hier?

Der Jüngling hob das Haupt empor und sah an ihr hinauf, gleich wie in einer Art von seliger Besinnungslosigkeit, und blieb verstummt und regungslos auf seiner Stelle.

In der That, fuhr Siegismunda fort, ich glaubt' Euch heute mit fröhlichen Gesellen umherstreifend in der Stadt und in der umliegenden Gegend. Ist es doch heute Sonntag, und sollen junge Leute da der Freiheit und der Lust genießen.

Ach edle Jungfrau, entgegnete Johannes mit einem tiefen Seufzer, und stand langsam von seinem Sitze auf, für mich ist keine Lust in weiter Welt! und — — meine Freiheit hab' ich auch verloren! —

Was ſprecht Ihr da für räthſelhaft traurige Worte, Johannes? fragte Siegismunda, ſelbſt nicht ohne Verwirrung. —

Ach, dringt nicht in mich, holde Siegismunda! rief Johannes ſchmerzlich, und wandte ſich, um aus der Laube zu gehen.

Beſtürzt ſah Siegismunda, wie er ſich aufs neue in ſeine ſtumme Düſternheit begraben wollte, wenn jetzt der günſtige Augenblick entfloh; und ängſtlicher nahm ſie noch einmal das Wort: Johannes, ſagte ſie, warum verbergt Ihr euch ſo ſcheu vor mir? vor mir, der Tochter Eures treueſten Freundes?

Ach eben, weil Ihr das ſeyd! ſeufzte Johannes — Eben weil Ihr das ſeyd, rief er mit heftigerem, verzweiflungsvollem Tone, muß ich die Urſache meiner Trauer Euch verbergen! — Sollt' ich meinem Wohlthäter alſo lohnen?

Johannes, ſagte Siegismunda bewegt, mich dünkt Ihr ſeyd in großem Irrthum.

Denkt Euch, fuhr jener fort, ein biedrer Mann beſäße einen ſchönen Edelſtein, den einzigen in ſeiner ganzen Habe. Viel Reiche und Vortreffliche bewürben ſich darum, und ich Armer, ich ſollte Anſpruch darauf machen? —

Bei dieſen Worten ſank er wieder auf ſeinen Sitz zurück und verbarg das Geſicht in ſeine vorgehaltenen Hände.

Und wie nun, ſagte Siegismunda, wenn der Edelſtein ſpräche: An keiner andern Hand will ich bleiben, als einzig und allein an dieſer Hand.

Johannes ſah ſie mit zweifelnden Blicken an. Hör' ich recht? ſprach er. Schöne, holdſelige Siegismunda, o kömm-

tet Ihr eines Unglücklichen ſpotten, der Euch — Ja, weil Ihr es denn einmal wißt, — der Euch mit allen Kräften ſeiner Seele liebt!

Ich ſpotte nicht, mein guter Johannes, ſagte die Jungfrau leiſe, doch mit innig treuem Ton; und ob ſie auch die ſchönen Augen niederſchlug, ſo ſtreifte doch aus ihnen noch ein lichter Sonnenblick zu Johannes, der ihm die ſeligſte Gewißheit ſeines Glückes gab.

O Gott! o Gott! rief der Entzückte, indem er ihre beiden Hände innig an ſeine heißen Lippen und an die hochklopfende Bruſt drückte, ſo wäre es wahr? Ihr liebtet mich? Ihr Engel voll Huld und Lieblichkeit! — Doch ach! fing er an, plötzlich wieder in ſeinen alten Trübſinn verſinkend, — großer Gott! ich hatte vergeſſen, daß Euch der Vater mir doch nicht gewähren wird. O des ſchrecklichen Wortes, das er ſprach, am Abſchiedabend Eurer Anverwandten.

Und welches Wortes? fragte Siegesmunda erſchrocken.

Ihr waret alſo nicht gegenwärtig, als es Euer Vater ausſprach? verſetzte Johannes, aber mir hat es ſich mit feurigen Zügen in das Herz gegraben. Wahrlich, rief er, — von Euch ſprechend — nicht ſo leicht ſoll ein Mann dies Gut das ſeine nennen! Auszeichnen muß er ſich vor den Uebrigen ſeines Geſchlechts, wie ſie ſich vor dem ihrigen auszeichnet. —

Und dieſes Wort, theurer Johannes, fragte Siegismunda, vermöchte Euch zurück zu ſchrecken? Auch nicht zu gedenken der zu hohen Meinung, die mein gütiger Vater von mir hat; wenn Ihr mich liebt, und wie Ihr ſagt, mit allen Kräften Eurer Seele, ſo wird die Liebe dieſe

Kräfte noch befeuern, zu immer höherem Streben, und immer schönerer Rechtfertigung meiner Wahl!

Ja das ist wahr! rief Johannes aufspringend, und ein freudiges Feuer blitzte in seinen Augen auf. Ja, Deine Liebe wird mich neu beseelen, daß ich etwas Rechtes hervorbringe! — Und dies sey Dir mein Schwur der Treue!

So nimm den meinigen dagegen! rief Siegismunda, mit Wonne sich in diesem schönen Feuerblicke spiegelnd, der ihr Verkündiger eines rühmlichen Entschlusses war; Dein! Dein! sagte sie inniger, und Johannes wagte es sie schüchtern selig an die Brust zu schließen.

Dank Dir, Geliebte! sprach er darauf mit Festigkeit, dieser heilige Kuß wird mich stärken, bis ich mein Versprechen gelöst habe.

Beide kamen noch darin überein, daß sie einander auch fortan nur in derselben fromm-sittigen Entfernung, wie bisher, begegnen wollten, bis es der Jüngling würde wagen dürfen, dem Vater seine Wünsche zu entdecken.

Ein verdoppeltes Leben schien seit dieser Zeit in Johannes Brust erwacht. Mit Freuden sah der Meister all' seinen Eifer für die Kunst zurückgekehrt. Einst saß der Liebende allein, die hellen Augen sinnig auf eine jener Tafeln voll eingeschnittener Schrift gewandt. Vor seiner Seele stand der Name: Siegismunda, und der Wunsch regte sich in ihm, doch diesen schnell durch den Druck hervorgehen zu sehen. Da war es, als träten auf einmal alle diese Buchstaben, die diesen theuren Namen bilden, hellleuchtend aus den Uebrigen hervor, und ein Gedanke schoß durch die Seele

des Jünglings, der ſeine Wange mit freudiger Röthe übergoß, und den er Augenblickes in That verwandelte. — —

Es ſollte eben jetzt, auf den Befehl des Erzbiſchofs von Mainz ein großes und koſtbares Werk gedruckt werden, eine prachtvolle Ausgabe der heiligen Schrift. Doch in ſehr kurzer Zeit verlangte ſie der Fürſt; aus Gründen, die dem treuen, und von dem Fürſten ſehr begünſtigten Meiſter ſelbſt einleuchteten. Tiefſinnig kam er jetzt von der erzbiſchöflichen Hofburg heim, und traf Frau Gertrude nebſt Johannes und Siegismunda, die mit dem Mittagsmal auf ihn gewartet hatten. Er theilte ſogleich ſeinem Gehülfen den Wunſch des Erzbiſchofs und ſein Bedenken dabei mit. Und wenn ich auch, ſprach er nachdenklich — annehme, daß wir doppelt und dreifache Arbeiter dabei anſtellen, wenn ſie zu haben ſind; ehe jede Seite dieſes weitläuftigen Werks in Holz geſchnitten wird, ſo kann wohl eine lange, lange Zeit darüber hingehen.

Bei dieſen Worten glänzte ein ſonniges Lächeln über Johannes Geſicht. Und wie, verehrter Meiſter, ſagte er, wenn es ein Mittel gäbe, dies Alles in ſehr kurzer Zeit zu enden?

Der Meiſter ſah' ihn mit Verwundrung an.

Seht, ich will Worte hier auf ein Blatt ſchreiben, fuhr Johannes fort, und in wenig Augenblicken ſollt Ihr ſie gedruckt leſen!

Er ſchrieb darauf mit einer Bleifeder auf ein Blatt, ließ es den Vater leſen und eilte damit in die Druckerei, indeß die Andern ihm verwundert nachſahen.

In wenig Augenblicken kam er darauf zurück und brachte die geschriebenen Zeilen nett und klar gedruckt, noch feucht von der schwarzen Farbe des Drucks.

Erstaunt nahm sie der Vater und las sie laut den Andern vor. Sie lauteten also:

Was leiht für Wissenschaft und Kunst,
Uns Flügel?
Was sprengte für die kleinste Gunst,
Wohl Eisenriegel?

Das ist der Lieb' und Sehnsucht Macht!
Statt Kronen
Kann was ein treues Herz vollbracht,
Ein Blick belohnen.

O mein Sohn! rief Sieglsmunda's Vater freudig, indem er den erröthenden Johannes in seine Arme schloß, mein würdiger Schüler! so hat mich denn mein Hoffen und mein Ahnen nicht betrogen, du werdest das Reislein, welches ich pflanzte, zum trefflichen vollkommnen Baum aufziehen! — Aber sage, durch welches Wunder hast du den schnellen Druck vollenden können?

Johannes erzählte nun, wie es immer der Gegenstand seines Nachdenkens gewesen sey, der Langsamkeit des Druckes abzuhelfen und wie ihm nun, gleichsam durch die Eingebung einer höhern Macht, mit einemmal dies Mittel klar geworden sey, durch die einzeln ausgeschnittenen, beweglichen Buchstaben den Druck fortan mit Wunderschnelle zu vollenden.

Er zeigte dabei seinem Meister diese mit allem Zubehör, der auch leicht Alles begriff und in die Ideen seines Zöglings einging. Mit Feuer nahm er die Erfindung der

beweglichen Lettern auf, die noch die Welt dankbar mit Guttenbergs Namen verbindet, und rief aufs neue noch entzückter: O lieber Johannes, sage, womit soll ich dir wieder Freude machen, da du mich jetzt so hoch erfreust?

Johannes erröthete noch höher, und warf einen ausdrucksvollen Blick auf Siegismunda, die eben in der Morgenröthe jungfräulicher Beschämung und einer stolzen Freude zugleich über ihren Liebling daſtand.

O mein Vater, sagte endlich Johannes bittend, es war der schönste Lohn, den Ihr mir gabt, als Ihr mich vorhin Euren Sohn nanntet. Leſt jene Zeilen noch einmal, und sie werden Euch sagen, was einzig das Glück meines Lebens machen könnte! —

Und auch des meinen, o mein lieber, gütiger Vater, rief die holdselige Siegismunda und warf sich ihrem Vater zärtlich und flehend um den Hals, der noch einige Blicke auf die Zeilen gethan hatte, und nun allmählig ihren dichterischen Sinn zu fassen schien.

Ja freilich, wenn es so iſt, sagte er mit frohem Lächeln und legte beider Hände in einander, während die gute Gertrude, welche auf dieſe Weiſe ihren heimlichen Wunsch verwirklicht sah, mit warmer mütterlicher Freude an dieſer Scene Antheil nahm.

So seyd denn glücklich, meine Kinder, sagte der Vater, sie umarmend. Und das Erſte, was der neuerfundne Druck verherrlichen soll, sind die Namen Guttenberg und Siegismunda.

II.

Die Herberge im schottischen Hochlande.

Erzählung eines jungen Engländers.

BIBL.
LIPS.

Mancherlei Zufälle hatten mich lange von meinem Vaterlande entfernt gehalten; ich kehrte jetzt nach England zurück, um die ansehnlichen Güter in Besitz zu nehmen, die mir der frühe Tod einer jungen Verwandtin zugeeignet hatte. Nur in dem Morgennebel der Kinderjahre hatten wir uns gekannt, und eine beinahe geschwisterliche Zärtlichkeit herrschte damals zwischen uns; allein trotz der Länge der Zeit trat ihr holdes Bild noch dämmernd vor meine Seele, als ich den Boden meines Vaterlandes betrat, und mit stiller Wehmuth nahm ich die einst ihr gehörigen Besitzungen ein. Diese Güter hatten seit ihrem Tode mehrere Jahre in der Verwaltung meiner Verwandten gestanden; jetzt bei meiner Ankunft besuchte ich sie selbst. Eins derselben lag in den Gegenden des schottischen Hochlands; dorthin reiste ich zu Ende des Frühlings in den schönsten Tagen, die der Himmel der Erde schenkt, und hatte eines Abends den alten Ritterſitz schon auf die Nähe einiger Stunden erreicht, als sich die Sonne zum Untergange neigte, und meine Müdigkeit lebhaft nach einer Herberge zu verlangen begann. Ich wußte, jenes alte Haus bot unwirthbare, schallende Gemächer genug; aber nicht viel von einer freundlich duftenden Mahlzeit oder einer traulichen Lagerstätte dar, und konnte daher wohl eher für er-

lauchte Geiſter, als für einen armen ſterblichen Reiſenden einladend ſeyn, vorzüglich da nicht einmal die wenigen, dort hauſenden Dienſtleute von meiner Ankunft unterrichtet waren. Dagegen winkte mir nicht fern, in einem reizenden Thale, das friedliche Dach eines Meierhofes am Fuße eines Hügels ſanft ſich hebend, der es vor dem hier ſo gewaltigen Weſtwinde ſchützte. Die Fenſter glimmten licht im rothen Abendſcheine, und roſicht funkelnd goß zur Seite ſich ein klarer Bergſtrom in das ſchöne Thal; hinter dem Hauſe erhob ſich ein wehendes Buchengehölz, und blühende Gärten ſchloſſen es in ihren Schoos. Die grünen Wieſen waren mit den ſchönſten munterſten Heerden bedeckt, und die umgebenden Felder ſtanden im ſchwellenden Wuchs.

„Hier möcht' ich übernachten!" rief ich bei mir ſelbſt, und hatte bei dem Gedanken auch unwillkürlich den Weg dahin eingeſchlagen. Ich trat in einen reinlichen Hof, in dem ſich ein kleiner Teich verbreitete und den mannichfaches zahmes Geflügel belebte. Eine junge Bäuerin ſaß vor der Thür des Hauſes mit einem Kinde in ihren Armen. Die Zartheit ihrer Bildung kam mir in ihrem Stande außerordentlich vor, ihre Züge trugen das ſchönſte griechiſche Ebenmaß, die großen ſanften dunkeln Augen waren liebevoll auf das Kind geſenkt, ihre dunkelblonden Locken legten ſich geſcheitelt um die reine Stirn, und ihre ſanft geſchloßnen Lippen bewegten ſich auf eine ſehr anmuthige Art, als ſie bei meinem Näherkommen die Augen aufſchlug und meinen Gruß erwiederte.

Ich fragte, wem der Meierhof gehöre, und ob ich wohl

für mich und meine Leute hier ein Nachtquartier finden könne?

Sie erwiederte, der Hof gehöre ihrem Manne, der ſich ſowohl, als ſie ſelbſt, eine Freude daraus machen werde, einem Fremden ein Nachtquartier und eine Bewirthung zu bieten, ſo gut als es in ihren Kräften ſtehe.

Sie nöthigte mich nach dieſen Worten vom Pferde zu ſteigen, und führte mich in ein angenehmes kleines Zimmer, das ſie mir beſtimmte; aus dem Fenſter hatte man hier die Ausſicht auf das liebliche Thal, der Blick vertiefte ſich in ſeine Windungen und folgte dem Laufe des irrenden, zuweilen hervor blitzenden Fluſſes.

Meine holde Wirthin fragte mich, ob ich bis zu meinem Abendeſſen, das ſie eben zu bereiten ging, hier ausruhen, oder ein wenig in ihrem ländlichen Garten verweilen wolle? Die Schönheit des Abends beſtimmte mich für das Letztere. „Und wenn Sie vielleicht," fügte meine Wirthin hinzu, „einige Unterhaltung wünſchen: ſo ſteht der kleine Vorrath von Büchern, den wir beſitzen, mit Freuden zu Ihrem Befehle."

Sie zeigte mir dabei eine kleine Bücherſammlung, die, wie ich mit Erſtaunen bemerkte, aus verſchiedenen dichteriſchen und wiſſenſchaftlichen Werken beſtand. Ich war überraſcht, einen ſolchen Grad von Bildung in dem Hauſe eines geringen Landmanns zu finden, der mich ſchon in den Reden der Beſitzerin dieſes kleinen Schatzes ſo ſehr befremdet hatte. Sie war ſchon weggegangen, während ich die Bücher durchſah, und ſo blieb ich mir mit meinen Betrachtungen ſelbſt über-

laſſen. Ich wählte eines der gefundenen Werke und begab mich damit in den freundlichen, im Abendduft liegenden Garten.

Das Nützliche, der eigentliche Grund und Boden der ländlichen Wirkſamkeit, war hier allenthalben mit dem Gürtel der Anmuth umſchlungen. Roſen glühten und Lilien ſtrahlten im Einfaß grünender Gemüßbeete. Die Natur, die unter dieſem rauhern Himmelsſtrich freilich nicht mit aller der blühenden Pracht erſcheint, als in den ſüdlichen Gegenden, war doch überall mit zarter Hand gepflegt. Erdbeeren dufteten nicht fern von meiner dunkelnden Geisblattlaube, hinter der ſich ein Arm des Bergſtroms murmelnd hingoß, und hin und wieder waren einfache Raſenſitze angebracht. Ich wählte einen derſelben, wo man die ländliche Umzäunung überblicken konnte; allein zum Leſen fand ich unmöglich Zeit; denn ein Paar wunderliebliche, roſenwangige Kinder, die mich anfangs neugierig betrachtet hatten, kamen jetzt zu mir, und machten mir durch ihr kindlich-vertrauliches Geſchwätz einen ſo ſüßen Zeitvertreib, daß ich an gar keine andre Unterhaltung denken konnte.

Nicht lange indeß hatt' ich dieſe Freude genoſſen, als wir das Geräuſch eines Wagens hörten. Die Kleinen liefen nun eilig von mir hinweg nach dem Hofe; ich folgte ihnen bis an die Gatterthür, und ſah eine Scene, die mich im Innerſten bewegte. Ein leerer Wagen rollte in den Hof, von ein Paar muthigen Pferden gezogen, und auf dem Wagen ſtehend und ſie lenkend, erblickte ich den Gatten dieſer liebenswürdigen Bäuerin und den Vater dieſer holden Kinder, der nach ſeinem Anſehen nicht unwerth ſchien, dies reizende Familiengemälde zu krönen; es war die edelſte Geſtalt,

die ich je gesehen, die Züge seines schönen Gesichts, wie ich sie im Näherkommen betrachtete, waren zugleich ausdrucksvoll und höchst einnehmend. Er kam aus einer entfernten Stadt zurück, wo er Getreide hingebracht hatte. Seine Gattin empfing ihn mit einer zärtlichen Umarmung. Die Kleinen hingen sich unter tausend Liebkosungen an seine Hände und um seinen Nacken, als er sich liebevoll zu ihnen niederbeugte. Fanny, so hieß, wie ich nachher erfuhr, die reizende Landwirthin, erzählte hierauf ihrem Manne meine Ankunft, und beide kamen nun nach dem Garten. Fanny stellte mir ihren Mann unter dem Namen Salgar vor, der mich auf eine sehr angenehme Art willkommen hieß, und für den Vorzug dankte, den ich seinem Hause gegeben. —

Das Abendessen war nun bereit. Meine Wirthe baten mich um Erlaubniß, ihre Leute und selbst meine Bedienten an demselben Tische mit mir und ihnen speisen zu lassen; ich willigte gern ein. Der Tisch war sehr artig besetzt und mit Blumen ausgeschmückt, die Sitze bequem; allein nur ein Armstuhl. Dieser war für einen Greis bestimmt, für den Vater des Landmanns, dem ich jetzt auch vorgestellt ward. Er begrüßte mich sehr freundlich und wir setzten uns zu Tische.

Nicht leicht hab' ich eine Mahlzeit von so wahrer Grazie gewürzt gefunden, als diese. Das holde Paar hatte so zarte Aufmerksamkeiten für mich und meine Leute, für den ehrwürdigen Greis, und selbst für ihre Dienstleute, daß meine Bewunderung nur noch höher stieg.

Eine freundliche Gleichheit schien zwischen Herren und Dienern zu herrschen, und doch zeigten diese wieder alle jene

Achtung gegen ihre gute Herrschaft, die wahrer Werth immer unwillkürlich zu fesseln weiß. Ich hörte, wie Salgar einigen seiner Arbeiter verdientes Lob austheilte, wie er einige, die ihr schweres Tagewerk besonders entkräftet hatte, nöthigte, noch mehr des stärkenden Aepfelweins zu trinken. Fanny ließ eines ihrer Dienstmädchen neben einem jungen Hirten sitzen. „Sie lieben sich," sagte sie mir leise — „sind brav und gut, nur noch zu arm, um sich heirathen zu können, und heute haben sie sich den ganzen Tag noch nicht gesehen."

Nie hatte ich einen freundlicheren, heiterern Greis gesehen, als den von Fanny so liebevoll versorgten Vater; und ich fühlte, wie wahr es ist, daß nur die Alten üble Laune haben, die man vernachlässigt.

Gegen Ende der Mahlzeit kam ich auf die Bücher zu sprechen, die ich mit so viel Verwunderung hier gefunden hatte. Ich sagte Salgar und Fanny einiges darüber; sie antworteten mir mit Geist. — „O wie ist es möglich," rief ich, indem ich mich zu Fanny wandte, „daß hier auf dem Lande ein weibliches Wesen so hohe Bildung" —

„O mein Herr!" unterbrach mich der Greis, der anfing, durch den Wein ein wenig begeistert zu werden — „Sie kennen unsre Fanny nicht! O das Engels-Herz! Wenn Sie wüßten, was sie alles um unsertwillen verlassen hat!" — Fanny schien die Gesprächigkeit ihres Vaters zu fürchten. Salgar bat den Alten inständig, doch ein Geheimniß nicht zu enthüllen, das er versprochen habe, zu verschweigen. „O, ich werde nichts sagen!" erwiederte der gute Alte — „ich werde nichts sagen! — Ein so schönes Mädchen! und so reich! und so vornehm! Denkt sie wohl jetzt an ihre Equipagen?"

Wahrſcheinlich glaubte er ſeine Tochter zu kränken, wenn er mehr ſagte; er ſchwieg. Derſelbe heitre Ton der Unterhaltung kehrte wieder zurück. Salgar und Fanny ſchienen ſo glücklich, wenn ſich ihre Blicke einmal begegneten; dies ſchien ihnen dann der Lohn für die hingebende Aufmerkſamkeit, die ſie Andern bewieſen hatten. Noch immer herrſchte die zarte, ſittſam glühende Sehnſucht der erſten Liebe zwiſchen ihnen, nur inniger, zärtlicher noch durch das ſelige Vertrauen der Ehe.

Wir ſtanden von der Mahlzeit auf, und bald darauf führten mich meine Gaſtfreunde in mein freundliches Schlafgemach, das ſchon der Mond mit ſeinen Strahlen ausgeſchmückt hatte. Salgar führte mich an's Fenſter, und machte mich aufmerkſam auf die magiſche Wirkung des Lichtes und des Schattens in dieſen nordiſchen Berggegenden.

Beide verließen mich darauf. Fanny ging nun, nach ihren Kindern und nach ihrer Wirthſchaft zu ſehen; Salgar machte die Runde in ſeinen Ställen, und gab ſeine Befehle für den morgenden Tag, ehe ſich beide der Ruhe überließen, die nach einem arbeitsvollen Tage die Unſchuld ſo ſüß anfängt.

Die Scenen dieſes Tages beſchäftigten meine Phantaſie vor dem Einſchlafen. Fanny's Anblick hatte aus dem Dunkel der Vergangenheit Bilder in meine Seele gerufen, die mir wechſelnd wohl und wehe thaten. Auch Salgar's Gegenwart ſchien mir eine dämmernde Erinnerung aus einer andern Scene meines Lebens zu erwecken, doch war ſie dunkel, und ich konnte ſie unmöglich feſthalten. Alles kam mir vor wie

ein Traum, allein ein Traum, den ich mein ganzes Leben hindurch hätte träumen mögen.

Ich erwachte ſehr früh und mit Trauer, heute dieſen reizenden Aufenthalt verlaſſen zu müſſen. Ich ging hinab in den Hof, wo ich Fanny und Salgar ſchon fand, beſchäftigt, die Arbeiten des Tages zu ordnen. Die Sonne war eben aufgegangen; der Himmel trug noch einen Anhauch jener zarten Safranfarbe, die dem bleichen Weiß des anbrechenden Tages folgt; die friſche Luft, wie ſie gewöhnlich den Aufgang der Sonne begleitet, trug erfriſchende Düfte von Bäumen und Blumen heran. Das Leben begann ſich rings umher zu regen, die Mäher gingen fröhlich in die Heuernte, mit ihnen der Aelteſte der Kleinen, mit denen ich geſtern geſpielt hatte, und kein König kann ſtolzer auf ſein Scepter ſeyn, als der Kleine auf den Rechen, den er trug. Sein Vater ſah ihm lächelnd nach. „Sehen Sie," ſagte er zu mir — „die Freude erſter Uebung der Kraft! Dies iſt gleichſam das Noviziat des Ackerbaues."

Ich ſagte einige herzliche Worte, um meinen Antheil an dieſer ländlichen Thätigkeit, an dieſem unſchuldigen Glück auszudrücken. „Schon geſtern," erwiederte Fanny — „hab' ich bemerkt, daß Sie Sinn haben für das einfache Glück der Natur, und daß Sie den Stand des Landbaues nicht geringſchätzen."

„Geringſchätzen?" unterbrach ich ſie mit Feuer — „dieſen ehrwürdigen Stand, den ſelbſt das weltbeherrſchende Rom verehrte? Könige hat er erzogen, und mancher glorreiche Vertheidiger ſeines Vaterlands, gleich jenem edeln Cin-

cinnatus, vertauſchte mit dem heiligen Pflug ſein blutgefärbtes Schwert.“

Eine helle Freude leuchtete bei dieſen Worten über Salgar's ſchönes Geſicht. „O dann,“ rief er, indem er mit Innigkeit meine Hand ergriff — „ſchenken Sie uns dieſen Tag! Gönnen Sie mir die Freude, Ihnen meine Fluren zu zeigen, und das Gedeihen unſres Fleißes!“

Ich lächelte, auf dieſe Art meinen eignen Wunſch ſo herzlich ausgeſprochen zu hören. Ich willigte freudig ein. „Allein,“ fuhr ich fort — „nur unter der Bedingung verſpreche ich es Ihnen und mir, daß Sie mir beide etwas von der Geſchichte Ihres Schickſals mittheilen, auf das mich Ihre ſo ſeltne hohe Bildung längſt aufmerkſam gemacht hat. Glauben Sie mir,“ ſetzte ich herzlich hinzu — „nicht Neugier ſpricht aus mir, ſondern die innigſte Theilnahme! Verſprechen Sie mir es, mein Freund?“

Salgar erröthete; aber Fanny nahm mit einer himmliſchen Miene das Wort: „Mein lieber Freund,“ ſagte ſie zu ihrem Gatten — „wenn du es erlaubſt: ſo will ich dieſem Herrn, der ſo wahre Theilnahme für uns zeigt, etwas von der Geſchichte unſrer Liebe mittheilen.“

Salgar willigte ſchweigend in den Vorſatz ſeiner Gattin; er umarmte ſie zärtlich und folgte ſeinen Leuten in die Ernte. Fanny ließ mein Frühſtück nach dem Garten bringen und kam dorthin, von ihren jüngſten Kindern begleitet, mir ihr Verſprechen zu halten. Wir nahmen Platz auf einer der Raſenbänke, und Fanny begann ihre Erzählung, wie folget:

„Die Winke, mein Herr, die gestern Abend unserm guten Vater über meinen vorigen Stand entschlüpften, waren keinesweges ungegründet. Ja, ich bin aus einer der edelsten und angesehensten Familien Englands entsprossen, deren Namen ich aus Ehrfurcht verschweige. Mein vortrefflicher Vater hatte, so wie seine Vorfahren, hohes Verdienst um den Staat. Seit dem Tode einer angebeteten Gattin lebte er nur für die Wissenschaften, die er enthusiastisch liebte, und für mich, das einzige Vermächtniß seiner verlornen Gattin. Ich war noch sehr jung bei dem Verlust meiner Mutter. Mein Vater, weit entfernt, an eine zweite Vermählung zu denken, wandte alle Fülle seiner edeln und zärtlichen Seele auf meine Ausbildung; er theilte mir verschiedene seiner Wissenschaften und vorzüglich die Grundsätze seiner eignen menschenfreundlichen unerschrocknen Philosophie mit, die das Urtheil der Menschen über eine Handlung verachtet, von deren Adel sie durchdrungen ist. Ich nahm seinen Charakter an; er fand sein Glück in mir, und so dachte er, als ich nun erwachsen war, mit einer Art von Schmerz daran, mich zu verheirathen; und ich konnte den Gedanken, mich von ihm zu trennen, noch weniger ertragen.“

„Wir brachten gewöhnlich nur einige Monate des Winters in London, den übrigen Theil des Jahres größtentheils auf einem unsrer Güter an der Grenze von Schottland zu. Einst waren wir eben da angekommen, als sich ein junger Bergschotte meinem Vater vorstellte, um bei ihm zu dienen. Er war von der einnehmendsten Gestalt, und sein Gesicht trug einen Ausdruck von Gefühl und von Treue, der meinen Vater vom ersten Blick an für ihn ge-

wann. Er zeichnete ſich anfangs blos durch außerordentliche Anhänglichkeit an meinen Vater aus, und wußte ſich durch ſeine Redlichkeit zu gleicher Zeit die Liebe aller ſeiner Mitgefährten zu erwerben. Bald indeß entdeckte mein Vater, daß er eine ausnehmende Neigung zu den Wiſſenſchaften, und natürliche Empfänglichkeit für ſie hatte. Mein Vater nahm ſich vor, ihn zu bilden, und unterhielt ſich oft mit innigem Vergnügen Stundenlang mit ihm. In einer dieſer Unterhaltungen, bei der ich zugegen war, wurde mein Vater lebhafter von ihm eingenommen, als je. „Aber ſage mir aufrichtig, mein Freund," ſagte er mit einer väterlichen Zutraulichkeit — „die Landleute deiner Heimath ſind ſonſt ſehr ſtolz; du ſelbſt ſcheinſt einen ſo ausgezeichneten Grad von Erhebung der Seele zu haben; wie kommt es, daß du dich zu deinem gegenwärtigen Stande beſtimmt haſt?"

„Der Jüngling erröthete bei dieſen Worten, und eine Thräne trat ihm in die Augen: „Ach gnädiger Herr!" erwiederte er — „ich würde es auch nicht gethan haben, wenn mich nicht die Lage meines alten Vaters dazu bewogen hätte. Ich habe einige Jahre als Soldat gedient in dem gegenwärtigen Kriege; der Tod meines heimgebliebenen einzigen Bruders verſchaffte mir den Abſchied zur Unterſtützung meines Vaters, der ſchwach iſt, und nicht mehr arbeiten kann; allein das kleine Stückchen Land um unſere arme Hütte reicht in dieſen unfruchtbaren Jahren nicht hin, mich und ihn zu unterhalten; von meinem jetzigen Gehalt kann ich ihn reichlich verſorgen."

„Mein Vater war tief bewegt. Er wollte dem treuen Sohne auf der Stelle eine anſehnliche Summe ſchenken, um

ſie ſeiner Familie zu ſenden; allein wie erſtaunte er, als der Schottländer dies Geſchenk mit einer feſten Entſchloſſenheit ausſchlug. „Nein, gnädiger Herr!“ — ſagte er „der Ertrag meiner Arbeit gehört meinem Vater, wie mir ſelbſt; er iſt hinreichend für ihn; aber weder er noch ich werden uns erniedrigen, das Brod des Almoſens anzunehmen.“

„Mein Vater ſuchte nicht die edle Denkart des Jünglings zu bekämpfen; allein er wies ihm ſeit dieſem Augenblick eine höhere Beſtimmung an; er machte ihn zu ſeinem Secretär und zum Aufſeher über ſeine Bibliothek. In dieſen beiden Stellen hatte er dann Gelegenheit, dem Vater die beſtimmten Wohlthaten zufließen zu laſſen, ohne das Zartgefühl des Sohnes zu verletzen.“

„Ich war gewohnt, oft die Bibliothek meines Vaters zu beſuchen, und oft fand ich nun den da, der mir ſeit jenem letzten Auftritt noch merkwürdiger geworden war, als vorher; ich bemerkte bald, daß er mich nie ohne eine lebhafte Bewegung eintreten ſah, und dieſe Bewegung war es, die zuerſt die Gefühle in meinem Herzen entzündete, die mir jetzt ſo theuer ſind, und denen ich das Glück meines Lebens verdanke; denn was ſoll ich es Ihnen länger verbergen, daß jener junge Schotte mein jetziger Gatte, mein geliebter Salgar war? Ich achtete wohl die Meinung der Welt und die ehrwürdigen Schranken der Stände; aber mußte ich nicht ein Weſen als geadelt anerkennen, das nicht nur eine, der meinen gleiche Bildung angenommen hatte, ſondern das, was weit mehr war, ſo bewundernswürdige Geſinnungen zeigte? und heiligte nicht mein Vater ſelbſt meine ſtille Wahl durch die wahrhaft väterliche Zärtlichkeit, mit der er jetzt

den edeln Salgar behandelte? Er ſchien in der That den Mangel eines Sohnes in ihm erſetzt zu fühlen; und wie ſeine Kinder behandelte er uns zuweilen Beide. Demungeachtet wagte ich nicht, ihm etwas von meiner Neigung zu geſtehen, aus Furcht, ihn vielleicht dadurch zu beunruhigen, und dieſe unſchuldige Neigung bedurfte ja keines Beiſtandes von außen. Ich war glücklich, in dem Gefühl zu lieben, und geliebt zu ſeyn; nicht minder ſorgfältig verſchloß Salgar ſeine Empfindungen vor mir. Er wußte nur zu lieben, und wahre Liebe führt ja ſtets die Ehrfurcht in ihrem Geleite."

„So lebte ich einige glückliche Jahre, als mir der Tod meinen unvergeßlichen Vater entriß. Wie hab' ich dieſen Schmerz überleben können? Noch jetzt fühl' ich ihn zerreißend in meinem Innern, wenn ich an jene Stunden denke."

Thränen ſtürzten bei dieſer Erinnerung aus Fanny's Augen, und ſie blieb einige Augenblicke ſprachlos.

„Die einzige Linderung," fuhr ſie nach einer Weile fort — „fand ich in dem ſympathetiſchen Schmerze, der aus Salgar's ganzem Weſen ſprach. Auch er beweinte mit kindlicher Liebe einen zweiten Vater in dem Verlornen. Zugleich entdeckte ich in der kleinſten ſeiner Handlungen die zärtlichſte Rückſicht auf mich. In ſeiner Art, mir einen Dienſt zu leiſten, in ſeiner Miene, ſelbſt in dem Ton ſeiner Stimme, fand ich ganz die Leidenſchaft, die mein Herz von ihm forderte, ohne das geringſte, was meine Tugend, oder die Ehrerbietung hätte beleidigen können, die er meinem Range ſchuldig war. Ach, daß ich genug Betrachtungen anſtellte über dieſen Rang, der mit den Anſprüchen meines Herzens ſo ſehr in Widerſpruch ſtand, über die Achtung,

die man den Geſetzen ſeines Landes und der bürgerlichen Einrichtung ſchuldig iſt, werden Sie mir wohl glauben. Zuweilen äußerte ich in einer ernſthaften Unterhaltung mit Salgar einigen Zweifel über die Rechtmäßigkeit derſelben; allein mit Lebhaftigkeit beſtritt er mich dann, und führte hundert Gründe an, denen ich oft ſchwer etwas entgegenſetzen konnte. Hatte er aber auf dieſe Weiſe geſiegt: ſo bemerkte ich ſtets, daß er noch trauriger ward, als vorher, und wohl errieth ich den Grund ſeines Betragens; ich ſah, daß mein lieber Salgar, nur mir gehörend, ſich ſelbſt vergaß, und gern ſeine liebſten Wünſche für meine Vortheile und für meine Ehre opferte. Er ſprach mir oft von meiner Familie, er wiederholte mir, wie ſehr dieſe glorreiche Familie mich liebe, und wie ſehr ſie meine Anhänglichkeit verdiene. Ich fühlte dies lebhaft; meine Verwandten behandelten mich auf die zarteſte Weiſe, ſie achteten meine Erziehung, und ließen mich, da ſie meine Liebe für die Einſamkeit und für die Wiſſenſchaften kannten, ohne Bedenken allein auf dem Schloſſe meines Vaters leben."

„Unter meinen Verwandten liebt' und verehrt' ich beſonders einen Bruder meines Vaters, der auch von ſeiner Seite meinem edeln Vater und mir immer eine ausgezeichnete Herzlichkeit bewieſen hatte. Er hatte mich eines Tages beſucht. Nach der Mahlzeit ſchlug er mir einen Gang in den Park vor; ich folgte ihm mit Vergnügen. „Meine theure Nichte," fing er hier mit ſichtbarer Bewegung an — „ich habe nicht nöthig, dich an die innige Freundſchaft zu erinnern, die immer zwiſchen deinem trefflichen Vater und mir geherrſcht hat. Wie ſehr würde es mich freuen, wenn

dieſe Liebe auch auf unſere Kinder ſich forterbte. Ich habe einen Sohn, den ich bald aus Amerika zurück erwarte. Das Zeugniß, das ſeine Aufführung und ſein Herz allenthalben erhalten, macht ihn meiner und — ich glaube auch deiner Liebe nicht unwerth. Wenn er dir gefiele, wie ſüß würde mir es ſeyn, die nun als Tochter zu umarmen, die mir ſchon als Nichte ſo theuer iſt.“

„Dieſe Rede meines ehrwürdigen Oheims brachte die ſchmerzlichſte Beklemmung in mir hervor. Ich hatte den jungen Lord immer als einen nahen Verwandten (mit Herzlichkeit) ſchweſterlich geliebt. Meine Trauer, als ſich vor einigen Jahren die Nachricht ſeines Todes verbreitet hatte, glich meiner Freude, als wir hörten, daß er lebe, daß er nicht getödtet, ſondern nur in einer unglücklichen Schlacht gefangen worden ſey. Ich hatte Schmerz und Freude über ihn mit ſeinen unglücklichen Eltern getheilt, und dennoch! — welch ein Unterſchied zwiſchen dem, was ich für ihn, und dem, was ich für Salgar fühlte! — Ich ward abwechſelnd blaß und roth, und antwortete meinem Oheim mit Verwirrung, daß ich entſchloſſen ſey, mich noch nicht zu verheirathen.“

„Nicht ohne Befremden verließ er mich. Als er abgereiſt war, warf ich mir die Kälte vor, mit der ich ſeinen Antrag abgewieſen, und ihn unfehlbar beleidigt hatte, und dennoch erwachte eine Fülle ſtreitender Gefühle und Ideen in meinem Innern, an die ich bisher noch nicht gedacht hatte. Ich vertiefte mich in einen finſtern Tannenhain des Parks; ich wandelte einige Schritte, blieb dann wieder ſtehen, kei-

nen Ausweg ſehend in dieſem Labyrinthe von Zweifeln und von Sorgen. Erſchöpft warf ich mich endlich auf einen Raſenſitz und blieb eine lange Zeit verſenkt in meine trüben Gedanken. Endlich hört' ich Schritte, und — wie eine Engelsgeſtalt, ſah ich durch die Tannenſchatten meinen geliebten Salgar wandeln, der mich lange mit Aengſtlichkeit geſucht hatte."

„Nie fühlte ich das Vergnügen, ihn zu ſehen, und die Nothwendigkeit, mich nie von ihm zu trennen, lebhafter als in dieſem Augenblicke. Ich theilte ihm den Vorſchlag meines Oheims mit, ich ſagte ihm, wie wehe es mir thue, meine Familie beleidigen zu müſſen, wie wehe, einen in der That ſo vortheilhaften Antrag auszuſchlagen. Ich legte wahrſcheinlich zu viel Gewicht auf den Schmerz, den mir dies verurſachte; denn ſo lange ich lebe, werd' ich mir die grauſame Unruhe nicht verzeihen, die ich in das Herz meines edelmüthigen Geliebten brachte. Ein heftiges Zittern bemächtigte ſich ſeines ganzen Körpers, nur abgebrochene Worte konnte er mit bebender Stimme hervorbringen. — „Sie müſſen" — ſagte er — „ja Sie müſſen — Es ſoll ein edler junger Mann ſeyn — Ihre Verwandten — Ihr Rang — Es muß — Ja es muß ſeyn" — Ich ſah ſeine Augen verlöſchen, wie er ſie auf mich heftete, und er ſank vor mir nieder, ſich mit der einen Hand am Boden ſtützend. Dieſen Anblick ertrug ich nicht; ich beugte mich, um meinen lieben Salgar zu unterſtützen, ich ſchloß ihn in meine Arme, und rief mit dem Tone nicht mehr verhehlter Zärtlichkeit: „Mein Salgar! mein Geliebter! mein Gatte!"

„Bei dieſen erſchütternden Worten ſchlug Salgar die Augen auf, und heftete ſie feſt auf mich. Er ſagte nichts; aber ein Strom von Thränen brach aus ſeinen Augen. Ich vermiſchte meine Thränen mit den ſeinigen, und ſchlang meine Arme noch feſter um ihn. Eine Felſenlaſt ſchien von meiner Bruſt gehoben, da ich endlich mein Schickſal entſchieden hatte. Der Geiſt meines verklärten Vaters ſchwebte ſchützend über dieſer Scene. Er hatte ja meinen Erwählten als Sohn geliebt, und kindlich hatte der gute Salgar die ſinkenden Tage ſeines Alters erfreut.“

„Mein Lebensplan trat in dem Augenblick vor meine Seele.“

„Salgar hatte mir immer von tiefer Ehrfurcht für den Ackerbau durchdrungen geſchienen. Ich beſchloß, ein kleines Grundſtück in ſeiner Heimath zu kaufen, und dort für ihn und für die Pflege ſeines alten Vaters zu leben; eine Pflicht, die mir unausſprechlich ſüß ſchien. — O wie iſt es doch möglich, daß ſo viele meines Geſchlechts von Liebe gegen einen Mann ſprechen können, die doch die erſten heiligſten Pflichten gegen ſeine Anverwandten ſo herzlos verletzen? Iſt wahrer, zarter Liebe nicht alles ſüß und theuer, was dem Geliebten nur angehört hat? Die geringſten ſeiner Umgebungen; und ſeine Eltern ſollten es nicht ſeyn?“

„Sobald Salgar die Kraft zu ſprechen wieder erhalten hatte, wollte er meinen Entſchluß bekämpfen; allein ich un-

terbrach ihn. „Sage mir nichts, mein Freund!“ ſprach ich mit feſter Stimme — „meine Leidenſchaft für dich iſt nicht blind, ich kenne dich, ich fühle, daß du der Mann biſt, den die Natur für mich beſtimmte; allein ich achte die Einrichtung der Stände. Meine Familie ſoll nicht für mich zu erröthen haben, ſelbſt wenn es mit Unrecht wäre. Ich will untergehen für meine vorigen Verhältniſſe, und nur im Lande der Liebe wieder auferſtehen.“

„Die 3000 Guineen, die mir mein Vater in baarer Münze hinterlaſſen hat, werden vollkommen hinreichen, uns in deinem Vaterlande anzukaufen. Alle meine übrigen Güter werde ich durch ein Teſtament meinem Vetter zuſchreiben, da ſie ihm nicht durch meine Hand haben zufallen ſollen. Ich laſſe in London das Gerücht meines Todes verbreiten, und wir gehen darauf nach Schottland, wo dir wahrſcheinlich dein Vater erlauben wird, dich mit mir zu verbinden.“

„Salgar fiel zu meinen Füßen und dankte mir in den feurigſten Ausdrücken; zugleich beſchwor er mich aber auch, noch alles wohl zu überdenken. „Alles iſt überdacht, mein Freund,“ erwiederte ich — „was könnte ich zurück zu wünſchen haben von meiner jetzigen Pracht, wenn ich das Glück genieße, das mir Liebe und Natur in der Verbindung mit dir gewähren?“

„Salgar liebte mich zu ſehr, er achtete mich zu ſehr, und ließ ſich ſelbſt hinlängliche Gerechtigkeit widerfahren, um nicht länger zu zweifeln, daß ich in der neuen Lage, die mir

seine Liebe bieten konnte, glücklich seyn würde. Unmöglich kann ich Ihnen sein Entzücken, seine Dankbarkeit und mein Glück beschreiben, als ich seinen großmüthigen Widerstand endlich überwunden hatte."

„Ich führte meinen Vorsatz aus, und nicht leicht hat irgend jemand ein großes Vermögen mit mehr Freude plötzlich erlangt, als ich empfand, indem ich das Testament niederschrieb, das mich des meinigen beraubte. Die Nachricht meines Todes ward durch sichre Maßregeln glaubhaft gemacht und ich betrat nun, gleichsam als ein andres Wesen, die Heimath meines Geliebten, und umarmte die Kniee seines greisen Vaters, den die Freude zu verjüngen schien. Beide unterrichteten mich noch mehr in der Landwirthschaft, die ich immer geliebt hatte; und ich kann sagen, daß seit dem Tage, wo ich den Namen des Mannes angenommen habe, den ich liebe, nicht eine Stunde vergangen ist, in der ich mein Schicksal nicht gepriesen hätte. Möchte mein guter Vetter mit Segen die Güter besitzen, die ich so gern ihm überließ!"

Fanny hatte in dem Feuer, mit dem sie sprach, die lebhafte Bewegung nicht bemerkt, die das Ende ihrer Erzählung in mir hervorbrachte. „O Fanny!" rief ich aus, „als todt beweinte, theure Verwandte! — So soll ich sie denn lebend und glücklich wieder finden?"

Fanny sprang mit einer Bewegung des Schreckens auf. „James!" rief sie — „o Gott, so bin ich verloren!"

„Das sind Sie nicht, theure Jenny!" rief ich; —

„die Tochter des edeln Lord Th— darf nicht erröthen, ihre Liebe für einen nicht minder edeln Gatten zu gestehen; und glaubt Jenny, daß der Mann, den sie verschmähte, fähig seyn könnte, ihr Geheimniß zu verrathen? — Jenny," fuhr ich inniger fort — „ist denn die herzliche Liebe unsrer Kinderjahre ganz verloschen?"

Die Regung so naher Blutsverwandtschaft schien nun in ihrem Herzen über die Furcht zu siegen. Die Freude eines solchen Wiederfindens und die alte kindliche Vertraulichkeit behaupteten ihr Recht; sie erwiederte liebevoll meine brüderlichen Umarmungen. „Ich habe nun gesehen," nahm ich wieder das Wort — „welches Kleinod ich an deinem Besitz' verloren habe! Zwar ward der Schmerz über deinen Verlust durch mein Schicksal gemildert, das früher über mein Herz entschieden hatte, als ich das mir zugedachte Glück erfuhr. — Doch welche heiße Bruderthränen hab' ich dir geweint!"

„Guter James!" sagte Fanny, oder vielmehr Jenny, vergütend. — „Aber," fuhr sie nach einer Weile fort — „wenn du über meinen Tod geweint hast: so steh' ich dir gewiß an Theilnahme nicht nach; denn auch ich habe einmal, früher als ich Salgar kennen lernte, nicht minder heiße Thränen über dich geweint, als du in den Krieg nach Amerika gegangen warst, und sich bald darauf die Nachricht verbreitete, daß du in einem unglücklichen Treffen geblieben seyst. Wie freu' ich mich, die nähern Umstände deiner Rettung

jetzt aus deinem Munde zu hören, die mir immer wie ein Wunder vorgekommen iſt.“

„Wohl durch ein Wunder, theure Jenny!“ erwiederte ich — „bin ich damals erhalten worden; und wunderbar lebhaft fühl' ich eben heut die Erinnerung jenes Tages in meine Seele zurück kehren. — Ich war in einer großen Schlacht verwundet worden, und lag hülflos auf der Erde. Das Getümmel der Kämpfenden wandte ſich nach dem Orte, wo ich lag, und drohte, mich zu zertreten, und ſchon nahten ſich die furchtbaren Irokeſen, die wohl im Stande ſind, einem Verwundeten Schauder zu erregen. Ich gab mich verloren, als ein junger Soldat aus einem Bergſchottiſchen Regimente mich gewahr ward, und mit der Schnelligkeit und Kraft, die dieſen unverdorbnen Naturſöhnen eigen iſt, mich aufnahm, und aus dem Getümmel in ein ſchattendes Gehölz trug. Er verband meine Wunden, holte Waſſer aus einer nahen Quelle, um mich zu erquicken, und hielt mit der zarteſten Sorgfalt den entfliehenden Funken meines Lebens zurück; allein nicht lange konnt' ich mich ſeiner Wohlthat erfreuen. Ein anderer Trupp Wilder nahte ſich meinem Zufluchtsorte. Ich beſchwor meinen Wohlthäter, ſich zu retten, und drang ihm das Einzige von Werth, was ich bei mir trug, einen Ring auf, der mir koſtbar, das Geſchenk einer geliebten Dame war. Allein unerſchrocken blieb er bei mir, und vertheidigte mich und ſich gegen den Angriff der Wilden, bis ihn der Schlag einer Streitart zu Boden ſtürzte. Die Wilden nahmen mich, einen feindlichen Offizier, als eine willkommene Beute, gefangen. Allein es waren die großmüthigen Nodo-

weſier, die mich menſchlich behandelten, und nach einiger Zeit gegen Auslöſung frei gaben. Wahrſcheinlich hat mein edler Retter mein Leben durch das ſeinige erkauft, und ich darf nicht bereuen, ihm durch das Theuerſte, was ich beſaß, ein Zeichen meiner Dankbarkeit gegeben zu haben, ob es gleich, ihm nutzlos, in die Hände roher Feinde gefallen iſt. Aber wohl das Theuerſte war mir dieſer Ring, ein Geſchenk derjenigen, die allein im Stande iſt, mir deinen Verluſt zu erſetzen. Ein einfacher kleiner Türkis machte dieſes Kleinod wenig auffallend; allein ſein tiefes Blau, das heilige Symbol des Treue, hatte für mein Herz eine rührende Bedeutung."

„Ein Türkis?" wiederholte Jenny nachdenkend — „Sonderbar! Salgar hat ſtets einen ſolchen Ring aufbewahrt. Er ſagte mir blos, daß er ihn im amerikaniſchen Kriege von einem ſterbenden Offizier zum Geſchenk erhalten habe; allein es iſt ihm eigen, ſeine edelſten Handlungen zu verſchweigen."

Ein Schimmer ſtreifte bei dieſen Worten über die Dämmerung meiner Vergangenheit, der zum hellen Lichtſtrahl wurde, als ich in dieſem Augenblicke Salgars edle Geſtalt durch einen der Gartengänge nahen, und mir wie eine freundliche Erinnerung entgegen treten ſahe. „Zeige, mein Freund!" ſagte Jenny, indem ſie ſeine Hand ergriff. „James, iſt das der Türkis?"

Ich blickte hin, und ſah den theuren Ring an Salgars Hand, den ich vorher nicht bemerkt hatte. Kein Zweifel blieb mir mehr; ich erkannte die Züge jenes längſt todt geglaubten Jünglings, nur männlicher vollendet durch die Zeit und mit Entzücken umarmt' ich in dem neugefundenen wür-

digen Verwandten zugleich meinen Freund aus den amerikaniſchen Wäldern.

„Mein geliebter Salgar!“ ſagte Jenny mit einem Ton, in dem ſich tiefe Zärtlichkeit mit Ehrerbietung miſchte — „ich glaubte nicht, daß die heilige Sympathie, die mich an dich band, noch mehr gerechtfertigt werden könnte, und doch fühl' ich mich in dieſem Augenblick noch ſtolzer und noch ſeliger!“ — „Und auch du, mein guter James,“ fügte ſie mit ihrer ſanften Stimme hinzu — auch du wirſt durch Liebe glücklich werden!“

„Ich hoffe es, meine Schweſter,“ erwiederte ich — „die Dame, von der ich dir vorhin ſprach, war ſchon durch frühere Bande an einen bejahrten, ihr völlig ungleichen Gemahl geknüpft, der noch überdem mein Befehlshaber war; nur entfernte, anbetende Verehrung durfte alſo meine Liebe ſeyn. Selbſt dieſen Ring erhielt ich nur bei einer gleichgültigen Gelegenheit, ohne Beziehung auf ſein tiefes Blau. Jetzt hat der Tod ihre Feſſeln gelöſt, und ich habe Grund zu hoffen, daß ſie meine Liebe nicht verſchmähen wird. — Daß dein Vermögen von dieſem Augenblick an wieder dir gehört, verſteht ſich, und“ —

„Nein,“ riefen Salgar und Jenny zugleich — „nur dieſe Bedingung machen wir bei unſrer Freundſchaft! Sind wir nicht glücklich in unſrer jetzigen Lage? Störe die glückliche Ruhe nicht, in der du uns trafſt!“

Ich erſchöpfte vergebens alle Beweggründe. „Nun denn!“ rief ich — „ſo werde der Ertrag dieſes Kapitals unſern ärmern Verwandten zu Theil; aber die Summe fällt

einſt an deine Kinder zurück. Jenes alte Schloß will ich verſchönern und will es mit meiner Erwählten in Eurer geliebten Nähe bewohnen. Ich habe viel Länder geſehen; aber in Oſt und Weſt ſucht' ich vergebens nach dem, was ich unter dieſem rauhern nördlichen Himmel fand. Möchte auch ich durch Euer Beiſpiel lernen Glück und Tugend zu vereinen!"

III.

Erzählungen der Krieger*).

*) Einige der Scenen aufzufaſſen, wo ſchöne, reine Menſchlichkeit ſich einem rauhen Stande vermählt, ſchien mir eine nicht unangemeßne Aufgabe der Poeſie.

Die Nacht iſt ſchauerlich und lang! rief der muntre Robert ſeinen Gefährten zu, die alle traulich um das leuchtende Wachtfeuer gelagert waren, — ſeht, das Feuer brennt dunkel; wir müſſen wachen, und gleichwohl ſteht der abnehmende Halbmond noch weit von ſeinem Untergange; laßt uns die Flamme wieder luſtig anfachen, und uns das Grauen der Nacht durch freundliches Geſpräch verkürzen. Wir haben Länder und Meere geſehen; ſo wird ein Jeder von uns doch nur einen einzigen hervorſtechenden Zug aus ſeinem Leben zu erzählen wiſſen, und uns der Morgen da ſeyn, ehe wir es ſelbſt bemerken.

Wohl! wohl geſprochen! riefen die Uebrigen.

Ein guter Rath! ſprach Einer, jetzt, wo man uns, vielleicht auf kurze Zeit, der Ruhe des Waffenſtillſtandes hier in unſerm feſten Lager gönnt, wo Krieg und Friede ſchwankend auf der Wagſchale liegen, jetzt ſchließen ſich die Herzen wieder auf zu freundlicher Erinnerung des Vergangenen; wie man vom Abſatz eines ſteilen Berges hinab auf die erſtiegenen Klippen blickt, ob wir noch weiter werden klimmen müſſen oder ruhen? Wir wollen das, ſagte ein Anderer, dem großen Feldherrn überlaſſen, dort oben in ſeinem Sternengeſchmückten Zelte. Allein laßt uns nur ſolche Scenen wieder-

holen, in welchen ſich das rauhe Kriegerleben der ſanften Menſchlichkeit anſchließt, wo gleichſam die Natur uns wieder mild in ihre warmen Grenzen zieht. —

Wohl, du haſt Recht! riefen die Uebrigen! —

Du Floreſtan, fang' an! fuhr Robert fort, du biſt am weiteſten unter uns geweſen, du wirſt auch wohl am mehrſten zu erzählen wiſſen.

O gern, erwiederte Floreſtan, der bei den vorhergehenden Reden in ein halb wehmüthiges Nachdenken verſunken war; es hat einen eignen Reiz, in jene dämmernden Gegenden zurückzukehren, die wir durchwandelt haben; ſo wunderſüß! ich möchte ſagen, wie ſanftes Mondlicht in der Seele. Wohl manches hätt' ich euch zu erzählen, was mir in meinem reichen Leben begegnet iſt; ein Bild ſteht indeß rührender, als alle übrige vor meinen Augen. Das Leben des Kriegers iſt ein ewiges Vorwärtseilen; die ſchönſten, heiligſten Gefühle der Menſchheit, wir dürfen ſie gleichſam nur im Vorüberfliehen begrüßen; und gleichwohl, liegt nicht vielleicht in dieſem flüchtigen Gruße mehr Gehalt zuſammen gedrängt, als in einem durch das ganze Leben hingezogenen Genuſſe? Wer lernt die Gefühle kräftiger und ſtärker kennen, als wir? Wo iſt die Freundſchaft inniger und treuer, als zwiſchen Männern, die ſich jeden Augenblick bereiten müſſen, Hand in Hand durch das dunkle Thor zu gehen? Wo drängt die Liebe ſüßer ihre Seligkeit in einem kurzen Augenblick zuſammen, als da, wo ſich der Schmerz der Trennung und das zarte Mitleid mit ihr miſchen? Und wo iſt fromme Liebe ſeliger durch älterliche Zärtlichkeit belohnt, als bei dem Wiederſehen nach einer langen todtähnlichen Trennung? —

So war mir, als ich meine Aeltern nach einer Trennung von acht Jahren wieder sah. Die Stürme des Krieges hatten mich von früher Jugend an von ihnen entfernt gehalten; ich war mit unserm Feldherrn über dem Meere gewesen wir kehrten jetzt ins Vaterland zurück; der Waffenstillstand war geschlossen; ich erhielt Erlaubniß, auf einige Zeit in das schöne Blüthenland heimzukehren, in dem ich geboren bin; mit schlagendem Herzen sah ich die heimischen Fluren wieder zum ersten Male nach acht langen Jahren; ich blieb stehen, als ich das kleine Landgut meiner Aeltern erblickte. Das Haus, den Garten, das duftende Wäldchen hinter dem Garten, wo ich als Kind so glücklich war. — Alles noch unverändert, noch so freundlich und so hold! —

Ich eilte in das Haus, da saß meine Mutter allein, mit weiblicher Arbeit beschäftigt; ich sah die theure, ehrwürdige Gestalt, und nur mit Mühe hielt ich mich zurück, nicht in dem Augenblick zu ihren Füßen zu stürzen; ich hatte mir ein Billet zum Quartier auf ihr Haus verschafft, ich übergab es ihr mit einer ehrerbietigen Begrüßung. Die Zeit, der Sonnenbrand der heißen Zonen hatten meine Züge völlig unkenntlich gemacht; sie fragte mich, woher ich komme? Ich nannte ihr den Ort, wo ich so lang gestanden hatte. Ach, mein Gott! rief sie, und faltete ihre Hände zusammen, das ist ja der Ort, wo mein Sohn gelebt! O ich bitte Sie, mein Herr, haben Sie denn meinen Sohn nicht gekannt? nicht gesehen?

Ich verneinte ihre Frage. O, mein Gott! rief sie aus so ist er todt! Er würde nicht gesäumt haben, zu uns zu kom-

men, wenn er noch lebte. Seit zehn Monaten haben wir keine Briefe.

Aber verzeihen Sie, ſagte ich halb leiſe, ein guter Sohn ſollte ſeine Aeltern nicht ſo lange in der Unruhe gelaſſen haben.

O, klagen Sie meinen Sohn nicht an! rief die gute Mutter mit Feuer. Die Flotte der Feinde hat die Ueberkunft der Briefe unmöglich gemacht (dieß war in der That der Fall); mein Floreſtan iſt ein guter Sohn; er hat mich nie betrübt; mein Segen folgt ihm bis in die Erde.

Eine Thräne fiel bei dieſen Worten aus ihrem Auge; o, dieſe Thräne, dieſen Segen! ich gäbe ſie nicht um die Schätze einer Welt!

In dieſem Augenblicke trat mein Vater in das Zimmer. Mein Lieber! rief ſie ihm entgegen; ſieh hier! wir haben einen Krieger, der aus der Gegend kommt, wo unſer Sohn geſtanden hat. Ich habe ſchon recht viel mit ihm von unſerm armen Sohn geſprochen. —

Ja aber liebes Kind, unterbrach ſie mein Vater, der Herr wird nicht damit zufrieden ſeyn, daß wir blos von unſerm Sohne mit ihm ſprechen, haſt du ihm denn keine Erfriſchungen angeboten? Er iſt erſchöpft; bei einem Glaſe Wein können wir eher mit ihm ſprechen.

Er eilte hinaus und brachte bald darauf ſelbſt ein Bret getragen, worauf Wein und Gläſer und einige Erfriſchungen geſtellt waren. — Jetzt, ſagte er, gönnen Sie einem armen Vater — —

Er hatte mir die Erfriſchungen entgegen getragen, in dieſem Augenblicke ſah er mir in die Augen. — — Flore-

ſtan! rief er mit einer herzdurchdringenden Stimme, und Wein und Gläſer und Teller ſtürzten klirrend zur Erde, und — mein Vater lag an meiner Bruſt. —

Die Ueberraſchung, das Entzücken meiner theuern Mutter — — Sagt Freunde, ob in dieſem Augenblicke nicht die Wonne eines langen Lebens lag?

Floreſtan ſchwieg bewegt; ſeine Waffenbrüder gaben ihm Beifall, je nachdem ihre Empfindungen mit den ſeinigen übereinſtimmten. Mein lieber Floreſtan, nahm der fröhliche Robert wieder das Wort, du biſt zwar offenbar zu empfindſam, aber darin haſt du ſehr recht, daß das Leben der Krieger das glücklichſte unter der Sonne iſt. Ich will auch ein Geſchichtchen erzählen, das euch meine Anhänglichkeit an unſern Stand beweiſen wird.

Wir hatten eine Stadt eingenommen. Wie es nun da ſo hergeht mit Rauben und Plündern, iſt uns wohl allen nicht unbekannt; ich ging eben durch eine Straße, wo der ärgſte Tumult war; ich ſah einen Haufen der Unſern um einen Kaufladen verſammelt, wo ſie alle Kiſten und Fäſſer aufriſſen, raubten, was zu rauben war, und alles Uebrige verwüſtend auf die Straße warfen. Ein alter Mann mit ſchneeweiſen Haaren, der Beſitzer des Hauſes, ſtand klagend neben den Zerſtörern und rang die zitternden Hände; mich jammerte der arme alte Mann; zum Glück erkannte ich in dem größten Theil der Plünderer die Mannſchaft, die unter mir ſtand, uud es ward mir nicht ſchwer, ihrem Wüthen Einhalt zu thun und dem unglücklichen Greiſe ſeine noch übrige Habe zu retten. —

Als ſich alle entfernt hatten, wollte ich ebenfalls gehen;

allein der Alte ergriff meine Hände, und bat mich, ihn noch nicht zu verlaſſen. Großmüthiger Jüngling! redete er mich an — verzeiht, ich muß Euch ſeine Worte wiederholen; — Du haſt mich vom Verderben gerettet; die Unmenſchen würden mein ganzes Haus durchſucht, und mir Alles, Alles geraubt haben; Gold und Silber hab' ich jetzt nicht, um Deine Wohlthat würdig zu belohnen, allein ein Schatz bleibt mir, der Deiner würdig iſt, und den ich Dir, nur Dir beſtimme. —

Er führte mich mit dieſen Worten in den obern Theil des Hauſes, legte darin eine Leiter an eine verborgene Oeffnung in der Decke, die zu dem oberſten Boden führte, ſtieg hinein, und kehrte bald zurück mit — — einem wunderſchönen Mädchen an der Hand; ein Mädchen ſo hold und lieblich, ich kann es Euch unmöglich ſchildern!

Hier! ſagte der gute, alte Mann, dies iſt mein größter Schatz, mein einziges geliebtes Kind. Sie bedarf eines rüſtigen Beſchützers in dieſer grauenvollen Zeit, da ich armer Alter ſchon mit einem Fuß im Grabe ſtehe; noch hab' ich Feldgüter und Vermögen genug, um Dich zum angeſehenen Mann zu machen; bleibe bei mir, und werde mein Sohn, wenn Ihr Euch lieben könnt!

Er erzählte hierauf ſeiner Tochter, was ich für ihn gethan habe; das Mädchen erröthete wie Feuer, und blickte mich doch unter den langen Wimpern hervor ſo holdſelig freundlich an, daß mir ganz wunderbar zu Muthe ward. — Ich geſteh' Euch, die Liebe des ſchönen Mädchens, der Beſitz des angeſehenen Heirathsguts, da ich auf der Gotteswelt nichts im Vermögen habe, dies Alles brachte einen harten

Strauß in mir hervor; allein meine Liebe für den ſchönen, freiwillig gewählten Waffenſtand überwog doch jede andere Neigung in meinem Herzen. Ich erklärte das dem guten Greiſe, dankte ihm von Grund meiner Seele für ſeine freundlichen Geſinnungen, drückte das ſchöne Mädchen in ſeiner Gegenwart ein einziges Mal mit einem tiefen Seufzer an mein Herz, — und entfernte mich dann ſchnell, damit das Uebel bei mir, — und — auch bei ihr! nicht weiter greifen möchte. — — —

Sagt, kann ein Menſch dem Waffenleben mehr aufopfern, als ich? es hat mich aber nie gereut; ich habe manches trübe Wölkchen mit geſehen, allein ich bin nun einmal ſo in meinem Elemente! — O, ich bitte dich, Felix, ſing' uns einmal das ſchöne Liedchen, das du mir geſtern ſangſt. Weißt du, vom Leben des Kriegers! —

Warum nicht, erwiederte Felix, und ſang das fröhliche Kriegerlied:

Wohl flüchtig durchs Leben!
Wohl fröhlich dahin!
Die Krieger, ſie heben
Den muthigen Sinn!

Wir dürfen nicht weilen
Am lieblichen Ort;
Doch reißt uns das Eilen
Zum ſchönern fort.

Was ſagt man, wir fänden
Kein bleibendes Band?
Wohin wir uns wenden,
Iſt heimiſch das Land!

Und wo wir uns zeigen,
Der Muth, er gefällt!
Drum ſind wir gar eigen
Die Herrſcher der Welt.

Erſcheint uns die Liebe,
Sie ſey uns gegrüßt!
Nur komm ſie nie trübe!
Nur fröhlich geküßt!

Entflieht ſie uns wieder,
Wir halten ſie nie!
Wir ſind wohl, ihr Brüder,
Noch flücht'ger als ſie!

Aber dein Lied nimmt es mit der Liebe ſo ziemlich leicht, ſagte Collin mit getrübtem Blick; man hat doch auch Beiſpiele, daß ſie manchen der Unſern das Leben gekoſtet hat. —

So? riefen einige aus dem Haufen: biſt Du es etwa, der Willens iſt, aus Liebe zu ſterben?

Ich nicht! erwiederte Collin düſter; allein ich erinnere mich eines Jünglings, eines nahen Bekannten von mir, den ich noch immer betraure. Er war Officier in derſelben Abtheilung, in der ich als Gemeiner diente. Der edle Arthur hatte eine Braut in ſeiner Heimath, die er liebte; o mein Gott, wie liebte er ſie! Nur ein Herz, wie das ſeine, kann ſo lieben. Mit Freuden hatte er ihr alle ſeine Neigungen, ſein ganzes Leben zum Opfer hingegeben. Sie ſtand in einem höhern Range, und nicht ſelten mochte ſie ſich wohl ihrer Allgewalt über das treue Herz ihres Liebhabers ein we-

nig überheben. Doch Arthur kannte keine andere Freude, als ihren Willen zu erfüllen; er dachte jetzt zurückzukehren, und endlich den Lohn so vieler Zärtlichkeit zu empfangen; allein das Schicksal des Krieges trat seiner Sehnsucht noch ein Mal gebieterisch in den Weg; eine mörderische Schlacht fiel vor, und Arthur ward schwer verwundet.

Ich war sein Pfleger in den Leidenswochen, die er auf dem Lager zubrachte. Jetzt war er bald im Stande, das Zimmer zu verlassen, als er die Nachricht aus dem Vaterlande erhielt, daß ein treuloser Vormund sich des größten Theils seines Vermögens bemächtigt habe, und daß beinah zu gleicher Zeit das einzige, ihm gebliebene Landgut durch Brand verwüstet worden sey.

Für ihn selbst würde diese Nachricht wenig Erschütterndes gehabt haben; ein Krieger lernt wohl endlich, sein Herz nicht an vergängliche Güter der Erde zu hängen. Arthur trauerte blos, daß er das Leben seiner Geliebten nun nicht so reich würde ausschmücken können, als er gewünscht hatte.

Ein Waffenbruder, der mit ihm aus einer Heimath war, und eben jetzt von einer Reise dorthin zurück kam, eilte, seinen Landsmann zu besuchen. Eine schnelle Röthe überflog Arthurs bleiches Gesicht, als er den ins Zimmer treten sah, der eben aus der Gegend kam, in der seine Gedanken beständig wohnten. Er hoffte etwas von der Geliebten zu hören, ohne daß er doch geradehin nach ihr zu fragen wagte; ein dunkles Vorgefühl von dem, was ihm bevorstand, hielt ihn vielleicht davon zurück.

Sein Landsmann wußte nichts von seiner näheren Verbindung und erzählte ganz unbefangen Alles, was er von

Neuigkeiten aus der Heimath wußte. Arthur hörte geduldig zu. Und weißt du denn, rief jetzt der Fremde, daß ich die ſchöne Gräfin Julie von E. . . wieder geſehen habe? —

Arthur ward feuerroth, und that in großer Bewegung einige Schritte im Zimmer.

Das muß ich Dir erzählen, fuhr Jener fort, die Ueberraſchung war wunderbar!

Du weißt, die Wege in den felſigen Gegenden unſerer Landſchaft ſind beſchwerlich; die Dunkelheit war ſchon eingebrochen, ich ritt auf dem Rande eines Felſen hin; noch konnte ich mich nicht ganz zurecht finden in der Gegend; nur ſo viel hatt' ich noch in der Dämmerung unterſchieden, daß mir ein wunderſchönes Thal zur Seite lag. Als ich um eine Felſenecke lenkte, ward ich auf einmal ein herrlich erleuchtetes Schloß gewahr, das ſich am Fuße der Felſen erhob; aus allen Fenſtern ſtrahlte der helle Lichtglanz, und eine ſanfte fröhliche Muſik tönte zu mir herauf. Erſt als ich in das Thal hinab gekommen und den Thoren des Schloſſes ſchon ganz nahe war, ſah ich mit einem angenehmen Erſtaunen, daß ich irre geritten ſey, und mich jetzt vor dem ſo wohl bekannten Schloſſe des Grafen von E . . . befände. Ich fragte einen der Landleute, die darauf zugingen, was es hier gäbe? und erfuhr, daß man die Hochzeit des Freiherrn von M . . . mit der Gräfin Julie von E . . . feiere. —

Der Erzähler hatte dieſe Worte noch nicht vollendet, als Arthur mit einem dumpfen, ſeltſamen Laute, der mir durchs Herz ſchnitt, auf ſeinen Sitz zurückſank. Nur mit Mühe gelang es uns, ihn aus der todähnlichen Ohnmacht

zu wecken, in der er lag. Er ſchlug die Augen wieder auf, allein ſein Herz war gebrochen. —

Briefe aus der Heimath beſtätigten die Wahrheit jener Begebenheit. Der Freiherr von M . . . war ein Freund des armen Arthur; ſein Herz blutete alſo aus zweifachen Wunden! Ob Gräfin Julie, wie der Freiherr, durch die Nachricht von Arthurs Tode getäuſcht, in die Verbindung mit dem reichen Freiherrn gewilligt habe? ob ſie — was Andere von ihr ſagten, ihrem armen aufgeopferten Liebhaber nicht mit gleicher Neigung zugethan geweſen ſey, ſich bloß an ſeiner ſchönen Leidenſchaft gefreut, und ihn ohne Mühe mit einem andern verwechſelt hat? ich will es nicht entſcheiden.

Arthur hat ſeit dieſem Tage ſein Lager nicht mehr verlaſſen. Seine Wunden waren wieder aufgegangen.

Den letzten Brief der Treuloſen, der noch voll von Verſicherungen ihrer Liebe war, ließ er Tag und Nacht nicht von ſich, er las ihn immer aufs Neue; er benetzte ihn mit ſeinen Thränen, und ſelbſt im Schlummer hielt er ihn feſt an ſein Herz gedrückt.

Nach ſieben Tagen hatte er vollendet. — Ach Gott, ich kann ihn jetzt noch nicht vergeſſen! Das großmüthige Herz drückte ſich in den ſchönen Zügen aus, wie er nun vor mir lag im Tode, ein Opfer der Liebe und des harten Schickſals, das einem armen Krieger oft im entſcheidendſten Augenblicke ſeines Lebens von der Stelle des Glücks entfernt, eines Glücks, auf das auch ſonſt der Geringſte der Menſchen Anſpruch macht.

Collin ſchwieg, ſeine Waffenbrüder hatten ihn nicht un-

terbrochen; auch die Roheſten oder die Fröhlichſten unter ihnen hatten mit einer Art von ſtillem Tiefſinn die Erzählung angehört; ihre höher geſpannte Empfindung verlangte nach Muſik. Erwin! riefen einige von ihnen, du biſt ein lieblicher Sänger; ſing' uns ein Lied! Die Erzählung ſoll dir dafür erlaſſen ſeyn!

O gern! erwiderte der melodiſche Erwin, es iſt gut, daß ich meine Cither bei dem Gepäck habe; ich hole ſie! Ohne Saitenſpiel klingt der Geſang nur halb.

O laß doch! baten Einige der Andern; auch ohne Cither iſt deine Stimme gut!

Allein der gewiſſenhafte Sänger holte die Cither, und ſtimmte ſie zu einer ſanften Melodie.

Ich will euch die Lieder ſingen, welche die Braut eines Kriegers ſang. Sie drücken die Wechſel der Gefühle aus, denen ſie ihr Schickſal unterworfen hatte. Das erſte heißt: Ahnung, das zweite Hoffnung und — das dritte mögt ihr ſelbſt benennen!

Liebe Mutter ſprich doch nicht
Schon vom Hochzeitkranz,
Sieh ein dunkler Schatten bricht
Durch des Tages Glanz.

Hörſt du, wie im Ulmenhain,
Bang' die Taube klagt!
Sprich doch nicht vom Hochzeitreihn,
Bis mein Morgen tagt.

Fern dort, wo zu wilder Schlacht
Kühn die Krieger ſtehn,

Sollen zu des Todes Nacht
Viel der Tapfern gehn.

Ach, wohl tapfer war und ſchön,
Den mein Herz erkohr! —
Liebe Mutter, ſieh dort gehn
Schon die Sterne vor.

Aber ach, den ſanften Glanz
Birgt mein Abendſtern,
Sprich noch nicht vom Hochzeitkranz,
Er iſt fern, ſo fern!

Ihre kindliche Einbildungskraft erhob ſich wieder bei dem Gedanken an den ſchönen Liebling; ſie ſang mit froherer Weiſe:

Du wirſt den Heldenreigen,
Viel ſchöne Krieger ſehn;
Doch Einer iſt mein eigen,
Der iſt noch eins ſo ſchön!

Sie glänzen hoch und prangen
Im Schmuck von Stahl und Gold;
Mein liebliches Verlangen,
Er glänzt noch eins ſo hold.

Zum Kampf die Fahnen wallen:
Sie ſtürzen kühn hinein,
Doch Einer kühn vor Allen, —
Das wird mein Liebſter ſeyn.

Und wenn ſie wiederkehren
Wohl aus der wilden Schlacht,

Wenn wieder froh durch Zähren
Der Mädchen Auge lacht;

Dann werden Mädchen fragen:
Wer glänzt' der Erſt' im Reihn?
Dann wird mein Herz mir ſchlagen, —
Das wird mein Liebſter ſeyn!!

Allerliebſt! rief Robert; ich möchte ſelbſt der Liebſte ſeyn, den das treue Mädchen empfangen will! Hört erſt das dritte Lied, ſagte Erwin!

Röslein, Röslein, Röslein hold,
Aus des Morgens Schooße!
Du mir mehr als Perl' und Gold,
Theure, ſüße Roſe.

Giebſt du nicht das Bildniß mir
Meines holden Treuen?
Deiner heil'gen Unſchuld Zier
Durft' er wohl ſich freuen.

Dein Erröthen ſanft und rein
Glänzt auf ſeinen Wangen,
Mit der dunkeln Augen Schein
Sehnend aufgegangen.

Glühte nicht ſein holder Mund
Tief in Purpurröthe,
That er ſüßen Laut mir kund,
Gleich dem Hauch der Flöte.

Ach und wie die tiefe Gluth,
Die im Kelch dir ſtrahlet,

Hat mit meines Lieblings Blut
Sich der Grund gemalet.

Fern nun ſchläft im Schlachtgefild
Er in Hügels Schooße! — —
Bleibe du mir, liebſtes Bild!
Theure, ſüße Roſe!

— — Aber ihr ſcheint euch verſchworen zu haben, riefen einige der Zuhörer, uns nur das Traurige unſers Standes zu zeigen! Erwin, weißt du kein beſſeres Lied?

Verzeiht, meine Brüder! erwiederte Erwin, ich hatte mich einer zu ſchwermüthigen Stimmung hingegeben. — Mein jetziges Lied ſoll euch zeigen, wie feſt und zärtlich auch die Liebe iſt, die der edle Krieger erregt.

Der Krieger warf ſich auf ſein Roß,
Und zog wohl fern und weit;
Des Mädchens ſtille Thräne floß
In dunkler Einſamkeit.

„Was willſt du denn zur Ferne ziehn,
Zum kalten, wilden Strand?
Die Blumen und die Bäume blühn
Im ſchönen Heimath-Land.“

„Und blühn im ſchönen Heimath-Land
Die Blumen allzumal;
Des Kriegers Blick iſt abgewandt
Vom milden Frühlingsſtrahl.“

„Die arme Bruſt, ſo treu und warm,
Wird kalt der Nord umwehn;

O komm zurück in meinen Arm,
Und träume ſanft und ſchön!“

„Den Buſen ſchirmt die ehrne Tracht,
Der einſt wohl zärtlich ſchlug;
Und nach dem Froſt die ernſte Schlacht
Iſt ſchwül und heiß genug.“

„Du wirſt dein ſchönes Heimath-Land
Wohl nimmer wieder ſehn!
Und die, die Lieb' und Treu verband,
Wird ſtill im Gram vergehn.“

„Des Kriegers Loos kennt nimmer Ruh,
Ihn treibt ſein hart Geſchick;
Drum ſüßes, ſchönes Mädchen du,
Nimm Herz und Schwur zurück.“

„Ach, Lieber, kann des Stromes Fluth
Zurück zur Quelle fliehn?
Ein Herz, in dem dein Bildniß ruht,
Wann hört es auf zu glühn?“

„Nein, gönnt nur ſo von Ruh und Schmerz
Die Wahl mir das Geſchick,
So bleibe mein des Kriegers Herz,
Und mein ſein wankend Glück.“ —

O ſeht! rief einer der Krieger, wie jetzt das Wachtfeuer ſo hell aufſchlägt! und der Mond geht immer bleicher ſeinem Untergange zu, gleich als ob er ſagen wollte: Ich habe hier nichts weiter zu erhellen; das muthige Kriegsfeuer durchleuchtet jetzt die Welt!

Mag es noch lange lodern! riefen Mehrere. —

Ich entsinne mich, fing Joseph an, den jetzt die Reihe traf, als Erwin schwieg, auch eines schönen erfreulichen Zuges aus meinem Leben.

Seit vielen Jahren war ich nicht in meiner Heimath gewesen; ich ging jetzt, meine Aeltern zu besuchen. Es war zu Anfang des Frühjahres; der Strom war ausgetreten, an dem mein heimathliches Dörfchen liegt; ich sah die lieben, wohlbekannten Fluren überschwemmt, und Bäume, Erdstücke und Trümmer zerstörter Gebäude schwammen auf der weiten Wasserfläche. Ich sah mit traurigen Blicken auf diese grauenvolle Verwüstung, als meine Augen durch einen Gegenstand angezogen wurden, den ich im Nähertreiben für den Körper eines Kindes erkannte. Die weiße Kleidung, die es trug, hatte mich aufmerksam gemacht. — Dies erkennen, und mich in die Fluthen stürzen, um, wo möglich, noch zu retten, bedurfte, wie Ihr wohl denken könnt, nicht großer Ueberlegung. Ich holte das Kind schwimmend ein, und brachte es glücklich ans Land. Es war ein goldlockiges, wunderliebliches Mädchen von ungefähr 5 Jahren. Ich küßte das Kind mit einer unbeschreiblichen Empfindung; meine Bemühungen hatten sie ins Leben gerufen; allein sie sprach nicht, ermattet legte sie ihr Köpfchen an meine Schulter, wie ich sie so in den Armen hielt, und fiel in Schlummer. Ich nahm sie mit mir nach dem Hause meiner Aeltern, um sie dort zu pflegen und sie ihren Verwandten wieder zu geben.

Meine Aeltern waren von meiner Ankunft unterrichtet; sie stürzten mir mit einem Schrei der Freude entgegen, als sie meine Tritte über den Hausflur vernahmen; allein in dem Augenblicke, als sie mich mit Küssen bedeckten und an ihre

Bruſt drückten, wandten ſich plötzlich ihre Liebkoſungen von mir auf das ſchlummernde Kind auf meinen Armen. Heiliger Gott! ſchrie meine Mutter, Joſeph, wo haſt du ſie gefunden?

Ich erzählte meinen Aeltern nicht ohne einige Befremdung, wie ich das Kind gerettet habe, und bat ſie, ſich einſtweilen ſeiner anzunehmen. —

O mein lieber, lieber Sohn! riefen mein Vater und Mutter faſt zugleich, Gott ſegne dich! Du giebſt uns in einer Stunde zwei theure Kinder wieder! Wiſſe, die Kleine iſt deine Schweſter, die erſt nach deiner Abreiſe geboren iſt. — Die Briefe meiner Aeltern von dieſer Zeit an mich waren verloren gegangen. —

Eine allgemeine ſanftere Freude verbreitete ſich bei dieſer Erzählung über die Geſichter der Kriegsgefährten.

Mir fällt noch eine Erzählung ein, fing Erwin wieder an, deren Wahrheit ich euch aus der Sammlung meiner Erfahrungen verbürgen kann. Ich will ſie, wenn ihr es mir vergönnt, mit dem Liede der kleinen Roſette anfangen.

Die bunten Mohne blühten
Auf unſrer ſtillen Flur;
Des Gärtchens Roſen glühten,
In lauter Luſt Azur.

In unſrer Fluren Schooße
Floß ſtill mein Leben hin,
So ſchuldlos wie die Roſe,
Im heitern Jugendſinn.

Da zogen fremde Krieger
Durch unſer ſtilles Land;
Sie kehrten wohl als Sieger
Zurück zum Heimathsſtrand.

Ich ſah an Waldes Grenzen
Die hohen Federn wehn,
Und Augen ſah ich glänzen,
So hatt' ichs nie geſehn.

Sie ſahn im Morgenſcheine
Mir freundlich ins Geſicht;
Doch Einer — ach der Eine! —
Nur den vergeß ich nicht!

Ach hätt' er nicht verweilet,
So lang, ſo freundlich hier!
Wohl leichter wär' verheilet
Die tiefe Wunde mir.

Er nahm von ſeinem Herzen
Das goldne Kettlein ab,
Und wohl nicht ohne Schmerzen,
Es mir zum Denkmal gab.

Er wollte wiederkehren,
Bevor ein Jahr verſtreicht, —
Ach, ſtill doch, meine Zähren!
Der Liebe Glaub' iſt leicht.

Und kam er denn wieder? fragten die Krieger.

Ob er wieder gekehrt iſt, weiß ich Euch nicht zu ſagen, entgegnete Erwin. Schwerlich! Auch würde er die arme Roſette nicht an jenem Orte wieder aufgefunden haben;

das ſtille Hüttchen, das ſie bisher mit ihrer Mutter bewohnt hatte, ward durch Brand verzehrt, und ſie waren Beide genöthigt, bei einem alten Oheim in einem abgelegenen Lande ihre Zuflucht zu nehmen.

Roſette lebte dort eben wieder ein ſtilles eingezogenes Leben. Ein Jahr nach dem andern zog dahin; ſie dachte zwar noch mit Vergnügen und Trauer an das ſchöne Bild aus ihrer erſten Jugend, allein ſie überließ ſich doch keinem heftigen Schmerze, daß es verloren war.

Das Unglück jener Gegenden wollte, daß ſich der Krieg nach vielen Jahren auch dorthin zog. Eine Schlacht ward nicht fern von Roſettens Wohnort geliefert, und ein kleines Corps des ſiegenden Feindes ſtieß auf das Landgut, wo ihr Oheim mit ihr und ihrer Mutter wohnte.

Die Feinde forderten eine ſtarke Brandſchatzung, und drohten mit gänzlicher Zerſtörung, wofern man ſie ihnen weigere.

Roſettens Oheim war nicht im Stande, die Summe zu bezahlen; der alte Mann, durch Schrecken und die Angſt aufs Krankenlager geworfen, war nicht fähig, das ſicherſte Mittel zu ergreifen und ſelbſt zum Obriſten zu gehen, welcher im nächſten Dorfe ſtand; allein die Holdſeligkeit Roſettens hatte ihr einen alten Krieger geneigt gemacht, der ſich unter den übrigen wilden Haufen auszeichnete. Sie bat ihn, zu ſeinem Obriſten zu gehen, und ihn in ihrem und ihrer Mutter Namen um Schonung für ihren armen Oheim zu flehen.

Der Krieger erfüllte ihre Bitte; die Sendung war ſehr wohl aufgenommen worden. Der Befehlshaber kam ſelbſt,

um mit ihrem Oheim zu ſprechen. Er ließ ſich vor das Bett des Kranken führen, und der alte Mann ward ganz bezaubert von der Milde, mit der er mit ihm ſprach.

Mein Herr! redete ihn der Obriſt an, die geforderte Summe war zur Belohnung meiner Krieger nach dem vorgefallenen Treffen beſtimmt, — ich kann ſie nicht erlaſſen; allein ſie werden mit der Hälfte zufrieden ſeyn, und dieſe gebe ich ihnen aus meinen Mitteln.

Er gab dabei den ihn begleitenden Kriegern eine Börſe mit Gold. — Der Oheim wollte ſich in Dankſagungen erſchöpfen. Gemach, mein Herr, unterbrach ihn der Anführer, ich bin ſo großmüthig nicht, als Sie glauben; ich verlange ein Gegengeſchenk für das, was ich that; Sie haben eine ſchöne Nichte; ich fordere dieſe zum Erſatz!

So wie vorher die Freude den rechtſchaffenen alten Mann in Feuer geſetzt hatte, ſo machte ihn jetzt der Schrecken ſtarr und ſprachlos. Er ſuchte Entſchuldigungen hervor zu ſtammeln, oder wo möglich Roſettens Daſeyn ganz zu verleugnen. Keine Einwendungen! erwiederte der ſtolze Befehlshaber, oder fürchten Sie das Aergſte. Ich fordere, daß man ſie in dieſem Augenblick hierher führe.

Die arme Roſette war ſchon von dem Vorgefallnen durch einige Dienſtleute unterrichtet, die in halber Todesangſt die Worte des Obriſten mit angehört hatten; die Mutter rang die Hände und brach in Jammer aus. — Roſette, mehr todt als lebendig, mußte auf die Bitte ihres geängſteten Oheims endlich erſcheinen.

Der Obriſt ging ihr entgegen, von ſeinen Offizieren umgeben; ſie wagte nicht, dem ſchönen hohen Jüngling in die Augen zu ſehen, der ihr in allem kriegeriſchen Schmuck entgegenſtrahlte. Undankbare, redete ſie der ſchöne Jüngling an, ſo hartnäckig verſagſt Du alſo die Liebe deſſen zu belohnen, der ſeit Jahren keinen andern Wunſch kannte, als Dich aufzufinden? — Roſette, haſt Du mich denn ganz vergeſſen? ſagte er mit einer weichern Stimme, und beugte ſich zu ihr herab und ſah ihr in die holden niedergeſchlagenen Augen.

Roſette meinte jetzt vor Entzücken in die Erde zu ſinken, als ſie den erkannte, der immer der Gegenſtand ihrer geheimen Trauer geweſen war; der Obriſt zog die blonde Locke hervor, die ſie ihm einſt gegeben hatte, und fragte ſie, ob ſie ſein Liebesgeſchenk, die goldene Kette, wohl auch aufbewahrt? Nur kurze Zeit bedurfte er, um ſich zu überzeugen, wie ſehr er noch von ihr geliebt ſey.

Der Obriſt wandte ſich jetzt an den Oheim und ſagte ihm, wie er bei Roſettens erſter Bekanntſchaft noch nicht im Stande geweſen ſey, an ein häusliches Glück zu denken, wie er ſich jetzt herauf gedient, und nun entzückt geweſen ſey, den Namen der fruchtlos geſuchten durch den an ihn geſchickten Krieger zu erfahren.

Die Mutter trat bei dieſen Worten ein, zitternd vor Furcht und Freude; der Obriſt flog auf ſie zu und begrüßte ſie mit Innigkeit; Sie wiſſen, fuhr er fort, mit welcher Ehrfurcht ich Ihre unſchuldige Tochter geliebt habe; ich bitte Sie jetzt, meine theure Mutter, um Roſettens Hand und um Ihren Segen! —

Roſette iſt noch heute die glückliche Gemahlin ihres treuen Kriegers, und mit kindlicher Liebe hat er ſtets für ihre Mutter und für ihren Oheim geſorgt.

Schön! ſchön! riefen die Krieger, ſo etwas wirft doch ein etwas gutes Licht auf uns.

Aber, nahm Erwin wieder das Wort, den Beleg zu meinem Liede von der Treue, die gewöhnlich ein Krieger zu erregen weiß, muß ich euch doch noch mittheilen, wenn er gleich abermals ein wenig ins Traurige lenkt. Ich möchte gern die Ehre der Frauen retten, der Du, Volkin, erſt vorhin mit Deiner Erzählung von Arthur einen ſo harten Vorwurf machteſt. Und meine Geſchichte iſt nicht minder eine wahre Begebenheit. Ein düſtres Nachtſtück nur, vom Lichte der Liebe gemildert.

Die Nacht iſt ſchwarz, kein ſanfter Stern erblinkt,
Doch hell in Feuerröthe glüht der Himmel,
Das Dorf zur Rechten, das in Flammen ſinkt;
Es ſchweigt des Kampfes wüthendes Getümmel.

Hier lohe Gluth, dort eiſ'ge Winterflur;
Der Himmel ſtarrend in des Froſtes Bläue,
Die ganze Landſchaft trägt des Todes Spur,
Der Schnee mit Blut befleckt zu ernſter Weihe!

Wer jagt dort ſtürmend durch das Schneegefild,
Ein junger Krieger, ſchön wie Himmelsborn!

Doch all ſein Weſen des Entſetzens Bild.
Sein glänzend Aug' durchſchweift das Feld der Todten.

Zurück! zurück! — ruft im Begegnen ihm
Ein flieh'nder Diener, Alles iſt verloren!
Zurück! Entweicht des Feindes Ungeſtüm!
Mein Herr iſt nieder zu des Todes Thoren

Und du verließeſt ihn im Kampf der Noth?
O jetzt bewähr dich Muth der Liebestreue!
Der Jüngling rief's; von Schrecken ringsumdroht,
Durchflog er kühn das Feld der Todesweihe.

Heil'ge Macht der ſchönſten Triebe,
Wenn der Männer Muth erliegt,
Durch des Weibes zarte Liebe
Wird Gefahr und Tod beſiegt.

Junger Krieger, wie ſo muthig!
Schöne, zarte Kriegerin!
Fruchtlos ſtellt der Tod ſich blutig
Vor der Gattin treuen Sinn.

Liebe leuchtet durch die Schatten
Ihr mit lichtem Flammenſtrahl,
Sie erkennt den holden Gatten
In der Tauſend Todten Zahl.

Aber ach, entſtellt von Wunden,
Nackt der rohen Habſucht Preis,
Da, wo er den Tod gefunden,
Lag er auf dem kalten Eis.

Ja da ſtürmt's mit heißerm Triebe,
Was ſie je gefühlt für ihn,
Mitleid zärtlich glüh'nde Liebe,
Schmerz und Sehnſucht, ſtark und kühn.

Und in ihres Schmerzes Fülle,
Selbſt der mildern Heimath Kind,
Reißt ſie ab die warme Hülle,
Fühlet nicht den eiſ'gen Wind.

Und mit zarter Mutterpflege
Hüllt den Liebling ſie darein,
Führt ihn durch die grauſen Wege
Auf dem Roß zum ſichern Hain. —

Wahnſinn armer, kranker Liebe!
Ach, ſie hofft mit Glaubensmacht,
Daß ſein holdes Leben bliebe,
Ihn zu rufen aus der Nacht.

Ach umſonſt! das Reich der Schatten
Giebt ſein Opfer nie zurück. —
Still nun weiht dem todten Gatten,
Sie des Schmerzes letzten Blick.

Im Witwen-Schleier, in des Grams Gewande,
Erblickt Ihr nun die herrliche Geſtalt;
Sie folgt dem Sarg zum fernen Vaterlande,
Wohin der Wunſch des Sterbenden gewallt.

Zu ruhen dort hat er ſich ſtets geſehnet;
Die letzte Pflicht erfüllt ſie fromm und treu,
Sie lächelt ſanft, verklärt, und unbethränet
Ihr ſchönes Aug', ſie ſcheint vom Ird'ſchen frei;

Doch als ſie nun vertraut die theuren Glieder
Auf Heimathsgrund dem ſichern dunkeln Haus,
Da ſinkt ſie ſtill bei dem Geliebten nieder,
Und ſchläft die Laſt des ſchweren Lebens aus.

Treue Seele! ſagte Floreſtan mit einem tiefen Seufzer. — Ja freilich, Brüder, glücklich der, dem ſolch ein Weib zu Theil wird!

Ja wohl! fügte Collin hinzu, ſie verwiſcht den Schatten wieder, den Julie auf ihr Geſchlecht geworfen hat.

— — Aber was fehlt dem armen Paulet? fragten Einige; er ſitzt ſo traurig, abwärts vom Feuer, den Kopf in die Hand geſtützt. — Bruder, nimmſt Du gar nicht an unſrer Unterhaltung Theil? —

Paulet hob das Haupt empor; der Schein des Feuers, nach dem er ſich jetzt wandte, zeigte den tiefen Gram auf ſeinem Geſichte, und die Thränen, von denen ſeine Wange glänzte. — Verzeiht, meine Brüder, ſagte er mit einem tiefen Seufzer, wenn ich minder aufmerkſam auf Eure Geſpräche war. Ich dachte an meine unglückliche Mutter. Deine Erzählung, Floreſtan, und vorhin die Deine, Joſeph, hatten mir den Stachel des Schmerzes nur noch tiefer ins Herz gedrückt. Wie glücklich ſeyd Ihr! o Gott! ich kann nicht mehr nach meiner Heimath gehen!

Ich hatte drei Brüder, mein Stolz und meine Liebe; ſie ſind alle geblieben, Einer nach dem Andern, auf dem Feld der Ehre; bei der großen Schlacht von C... ward ich

tödtlich verwundet, mein Name war ſchon auf die Todtenliſte eingetragen; nur durch einen glücklichen Zufall ward ich gerettet. Meine Mutter fand meinen Namen auf der Todtenliſte. Nun ſind meine vier Söhne todt, ſagte ſie gelaſſen. Ich habe nun kein Kind mehr auf der Welt; nun will ich mich hinlegen und auch ſterben! Sie verließ ſeit dieſem Tage ihre Hütte nicht wieder. Als ich zum erſten Mal geheilt von meinen Wunden wieder ins Freie ging, erhielt ich den ſchwarzgeſiegelten Brief vom Tode meiner Mutter. —

Armer Freund! fing Triſtan an, der bisher in ſtiller Schwermuth geſtanden hatte, die ausdrucksvollen dunkeln Augen nach dem untergehenden Mond gerichtet, Du biſt beklagenswerth, aber glücklich zu nennen iſt Dein Schickſal, wenn Du es mit dem meinigen vergleichſt.

Ich habe meine Aeltern früh verloren; kein zärtliches Band der Natur machte mir das Leben theuer; allein ich hatte einen Freund, den ich mehr als mein Leben liebte, der mein Glück, mein Stolz, mein Reichthum war. Wir hatten Keiner einen Gedanken vor dem Andern geheim. Jedem war es, als ob er nur halb da ſey, wenn er nicht den Andern neben ſich ſah. In zwanzig Schlachten hatten wir zuſammen gefochten; einſt ſollte eine kleine Zahl der Unſern eine befeſtigte Stellung des Feindes erobern. Wir konnten dahin nur durch einen engen Pfad gelangen, der von furchtbaren ſteilen Felſen umgeben war; der Feind ſtellte ſich uns entgegen; ein Theil der Unſern hatte ſchon glücklich die Höhe erkämpft; unter ihnen war mein Dagobert; ich Unglücklicher war die Urſache, die ihn in das Todesgefecht zurückrief! Ich

war von den Feinden hart bedrängt, mein Blut floß aus einer leichten Wunde; mein Dagobert hörte meine Stimme, die ihn um Hülfe bat; er ſtürzte zurück in das Mordgefecht; er rettete mich.

Aber heißer und hartnäckiger ward der Kampf; ein Entſatz vom Heere kam uns zu Hülfe; die Feinde verdoppelten ſich; wir kämpften bis tief in die Nacht; der Halbmond im Zunehmen ging eben ſo trüb und röthlich unter, als jetzt der abnehmende dort hinter die Erde ſinkt; an ſeinem Strahl, wie er ihn noch ein Mal mitleidig zurückwarf, ſah ich zum letzten Male den Freund, an dem die Freude meines Lebens hing.

Er hatte dicht an meiner Seite gekämpft; die letzte zurückgelaſſene Helle des Mondes ſchwand jetzt nach und nach; die tiefſte, ſchwärzeſte Nacht brach ein, und wir waren genöthigt, von dem erbitterten Gefecht zu ruhen, weil Freund nicht mehr Freund unterſcheiden konnte. — Es war eine graunvolle fürchterliche Nacht; wir mußten auf dem Platze ſtehen bleiben, wo wir im fechtenden Gedräng geſtanden hatten, denn Felſen und Sümpfe drohten uns bei jedem Schritte, ob ſich gleich das Thal erweitert hatte; zu meinen Füßen wand ſich ein Bach durch Felſenſtücke, und gab mir durch ſein trauriges Geräuſch eine Art von Begleitung zu meinen trüben Vorgefühlen.

In den letzten Minuten hatte mich das Getümmel des Kampfes von meinem Freunde getrennt; ich hörte ſeine Stimme nicht mehr; vergebens ſuchte ich ihn um mich her, vergebens rief ich ſeinen Namen. Ungeduldig harrt' ich nun

die lange Nacht durch dem Morgen entgegen. Es war kalt, und doch quälte uns ein brennender Durſt; ich ſchöpfte mir eine Hand voll Waſſer aus dem vorüberrinnenden Bache; da war es auf ein Mal, als ich trinken wollte, als wandelte mich ein wunderbarer Schauder an: ich konnte nicht trinken.

Der Tag fing endlich an zu grauen, die Morgenröthe brannte, mir gegenüber, zwiſchen den Bergen herauf, und fiel auf den Bach, aber mit kaltem Schauer ſah ich das Waſſer nicht blos von der Morgenröthe, ſondern von Blut geröthet; ich blickte näher hin — — und o Gott im Himmel! werd' ich den Augenblick vergeſſen? — Zu meinen Füßen ſah ich den Leichnam meines beſten, meines einzigen Freundes liegen! Die Wellen deckten ihn halb — eine tödtliche Kugel hatte ihm die Bruſt zerſchmettert, gerade auf der Stelle des Herzens; ohne einen Laut war er niedergeſunken; und ich! o Gott! ich, für den er ſich aufgeopfert hatte, ich habe dieſen Augenblick überleben können! — Aber die Kräfte meiner Jugend ſind ſeitdem gebrochen, und meine Sehnſucht eilt dem Grabe zu.

Mitleidig blickten die Brüder den unglücklichen Triſtan und den armen Paulet an, die beide noch im Jünglingsalter, doch an des Lebens todter Grenze ſtanden.

Jünglinge, ich ehre eure Trauer, ſagte ein ehrwürdiger alter Krieger, ſie gilt den heiligſten Gefühlen der Natur. Mir ruft ſie ein wehmüthiges Bild zurück, das zwar dem Scheine nach entfernter, doch mir nicht minder unauslöſchlich iſt; ſeht dieſe Thräne, die noch heut meinem Aug' entfällt, wenn ich von dieſem Gegenſtand ſpreche: ſie iſt dem Andenken

eines edeln, unvergeßlichen Generals geweiht, den ich fallen ſah, ein Opfer ſeiner weichen Menſchlichkeit.

Ein großer Feldherr war kurz vor der Begebenheit, die ich euch erzählen will, mit Schmach bedeckt worden, weil er ſich dem Feind ergeben hatte, wiewohl nicht ohne hartnäckigen Widerſtand.

Wir waren eingeſchloſſen, eine kleine Schaar; ein unglücklicher Zufall, nicht die Schuld unſers Anführers, hatte uns in die Gewalt des erbitterten Feindes gegeben, der uns vier Mal ſtärker umringte; keine Möglichkeit, uns durchzuſchlagen, ohne dem Tode in die Arme zu gehen; doch brannten wir zum Kampfe, und zürnten auf unſern ſonſt angebeteten General, als er ſich ergab. — —

Aber ehe wir die Waffen niederlegten und abgeführt wurden, trat er noch ein Mal vor uns und redete uns an mit ſeiner herzgewinnenden Stimme, die uns ſo oft im Augenblicke der Gefahr erhoben und befeuert hatte.

Krieger, ſagte er, in Euren Blicken leſ' ich es, daß mich Eure großmüthigen Herzen tadeln, zum erſten Mal in Eure Bande gewilliget zu haben. Ihr kennt die Lage der Gegend, die Stellung des Feindes nicht. Ich wußte, daß ich Euch Alle aufopfern würde, verſuchten wir uns durchzuſchlagen; ich glaubte beſſer zu handeln, wenn ich dem Vaterlande eine Anzahl ſeiner tapfern Streiter erhielte, und — ergab mich. — Nicht unbewußt indeß iſt mir das Loos, das meiner wartet, und verzeiht, wenn ich zu ſchwach bin, dies um Euretwillen zu ertragen! Verzeiht, wenn Euch der von heut an verläßt,

der bis hierher Euer treuer Führer war! Lebt wohl, Brüder, mein Leben konnt' ich Euch aufopfern, doch meine Ehre nicht.

Er zog in diesem Augenblick ein Pistol aus seinem Busen, und sank mit zerschmetterter Stirn zu unsern Füßen.

Die Morgenröthe stand am Himmel, als der greise Krieger geendet hatte, die Sonne warf ihre ersten Strahlen herauf; Erwin griff noch ein Mal nach seinem Saitenspiel und sang ein ernstes Lied:

Flüchtig ist des Lebens Sonnenhelle,
Die des Kriegers rauhe Bahn erhellt;
Aber glücklich, daß auf flücht'ge Welle
Oft verklärt ein Bild des Himmels fällt!

Was das Leben Schönes hat und Mildes,
Hoh' und Heil'ges, ist uns aufgethan.
Jenseit unsers dämmernden Gefildes
Hebt der Pfad sich siegend himmelan.

Und die hohen Blicke lenkt der Krieger
Zu der wahren festen Heimath auf;
Wie den Feind, auch oft sich selbst Besieger,
Folgt er edel seinem großen Lauf.

Dem das Leben feil ist jede Stunde,
Was vermöcht ihn erdwärts noch zu ziehn?
Doch die Menschlichkeit im schönen Bunde,
Oft auch schmückt mit holdem Lohn sie ihn.

Dankbar grüßt er dann das flücht'ge Leben,
Als die schöne wankelmüth'ge Braut

Inniger in Freundſchaft uns ergeben,
Iſt der Tod als Bruder uns vertraut.

Treuer Bundgenoß der tapfern Krieger!
Wenn das Leben uns mit Knechtſchaft drückt,
Führſt du uns zum ſtillen Port der Sieger,
Wo die heil'ge Freiheit uns beglückt.

IV.

Dagobert oder Ehe und Liebe.

Der schöne Park des Grafen von Erlingen war heute feierlich zu dem Feste geschmückt, das der Graf jährlich den Schönen der Residenz zu geben pflegte. Der Salon und die anstoßenden Alleen prangten mit anmuthigen Blumengewinden. Es war ein Déjeûner dansant: Alles, was der Hof und die Stadt Schönes hatte, versammelte sich hier, und der frische Blumenkranz der Damen drohte den Reiz der natürlichen Blumen zu verdunkeln.

Die Schwester des Grafen, die Baroninn von Hochberg, nahm mit ihrem Gemahl und ihren Töchtern einen der ersten Plätze unter den Eingeladenen ein. Die beiden jüngern Fräulein konnten nach Schmuck nnd jugendlichen Reizen wohl unter die schönsten Blumen des Festes gerechnet werden; die Stieftochter der Baroninn, die reizende Emilie, glich der Maienblume, die sich bescheiden halb in Blätter birgt.

Ein nicht längst hier angekommener vornehmer Fremder sollte heute von der Partie seyn; ein junger reicher Schwede; Viele hatten ihn noch nicht gesehen, denn es war sehr selten, daß er sich in Gesellschaft zeigte, und man sprach so viel von seinem seltsam-düstern Wesen und zugleich von seiner ausgezeichneten Schönheit, daß alle Mädchenaugen und Herzen in eine erwartungsvolle Spannung gesetzt wurden. Man wuß-

te, daß er an den unglücklichen politiſchen Verhältniſſen ſeines Vaterlandes Theil genommen hatte, man erklärte ſeine Sonderbarkeit daher, und gab ihm durch das Geheimnißvolle, das darin lag, nur noch ein neues Intereſſe.

Er trat ein, Dagobert trat ein, und — auch die feurigſten Erwartungen übertraf die idealiſche Geſtalt. Hoch und ſchön wie ein Halbgott ſtrahlte er unter den übrigen Männern hervor. Es lag ein unbekanntes Etwas in ſeinem Weſen, ſo edel und beſcheiden ſein Betragen war, das Allem wie durch einen ſtillen Zauber zu gebieten ſchien. Ein Flor von Trübſinn milderte wohlthätig den Glanz der Flammenaugen; wie Himmelsfeuer brannte es zuweilen zwiſchen den dunkeln ſeidnen Wimpern auf, wenn er ſprach; im Maße als er mindern oder mehrern Antheil am Geſpräche nahm, färbte ſich die edle Wange mit einem höhern Roth, dem Verkündiger eines reizbar leidenſchaftlichen Gemüths.

Mancher Seufzer floh bei ſeinem Anblick verſtohlen aus dem zarten Mädchenbuſen, allein die gleichgültig flüchtigen Blicke, die er an ihnen vorüber ſtreifen ließ, drängten jede Hoffnung in die Bruſt zurück.

Die Paare hatten ſich zum Tanz geſtellt, Emiliens Schweſtern glänzten am Anfang der Kolonne. Daß ſie die Zurückgeſetzte war, blickte ſelbſt durch den Schleier höfiſcher Feinheit. Ihre Stiefmutter, ohne ſchlecht zu ſeyn, beſaß blos jene niedre inſtinktmäßige Eigenliebe in einem hohen Grade, mit der gemeine Weiber ihre Kinder lieben, nicht, weil ſie Kinder des geliebten Mannes, ſondern einzig, weil ſie die ihren ſind; ſie fand ſich glücklich, wenn fade, gehaltloſe junge Leute ihren Töchtern einen Vorzug vor der

welt vollkommner gebildeten Emilie gaben, blos weil ſie dem größern Reichthum der Erſtern, oder ihrem eignen Einfluß auf ihren nur allzu nachgiebigen Gemahl ſchmeichelten. Dies war auch heute der Fall; die jungen Mädchen, ebenfalls ohne bös zu ſeyn, waren doch durch die Schmeicheleien ihrer Mutter und ihrer vermeinten Anbeter eitel und herzlos genug gemacht, um ihre Vorzüge die arme Ueberſeh'ne nicht ſelten auf eine unſchonende Weiſe fühlen zu laſſen. Emilie würde dies Alles vielleicht weniger ſchmerzlich empfunden haben, wäre ſie nicht in eben dem Maße weich und zum Trübſinn geneigt geweſen, als in dem Charakter ihrer Mutter ein Grad von rauher Härte lag, die ſie, der zärtlich gepflegte Liebling ihrer verſtorbenen Mutter, nur um ſo drückender empfand.

Mit einem ſchmerzlichen Gefühl des Alleinſeyns in dieſer bunten fröhlichen Menge, ſtahl ſich Emilie unbemerkt aus dem rauſchenden Gewühl zu einem abgelegenen Theil des Parks, den ſie von Wenigen gekannt glaubte. Es war ein dunkles Waldthal, wo in einer einſamen Umgebung rings von ſchwermüthigen Weimuthskiefern und Cypreſſen umſchattet, ſich ein weißes Monument in Form eines Grabmahls erhob. Es war eine einfache Urne, und auf dem Fußgeſtell las man die Worte:

Biſt du einſam in des Lebens Blüthe,
Einſam in dem jauchzenden Gewühl,
Flieh, du Armer, flieh zu mir! Ich biete
Milde Raſt dem ſchmerzlichen Gefühl.

Der Boden war leer, den die Urne drückte, nur ein deutſames Symbol der letzten Freiſtatt; allein dieſe Urne hatte

eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Grabmahl von Emiliens Mutter, das auf einem entfernten Gute ihres Vaters war. Sie las die Inſchrift, die ſie längſt auswendig wußte, von neuem; dieſe Strophe ſchien ihr ſo ganz für ſie verfertigt. Die Silberwogen der entfernten fröhlichen Muſik ſpielten ſo weich zu ihr herüber, und löſ'ten den beklemmenden Schmerz in mildernde Thränen auf. Sie warf ſich auf eine dicht neben der Urne befindliche Raſenbank, bedeckte die Augen mit ihrem weißen Tuche, und ließ nun ihren Zähren freien Lauf. —

So einſam, Fräulein? und ſo traurig? tönte auf einmal eine melodiſche Männerſtimme in ihr Ohr. Erſchrocken richtete ſie ſich empor, und — Dagobert ſtand ihr gegenüber, mit verſchränkten Armen und mit einem Blicke voll edelmüthiger Theilnahme.

Auch er hatte ſich von dem lärmenden Gewühl entfernt, das ſeiner Stimmung widerſprach, er war die ſchattigen Labyrinthe des Parks durchwandelt, und durch Zufall in dieſe Gegend gekommen. Die holde weibliche Geſtalt, die er von fern am Fuße der Urne knieen ſah, erregte ſeine Aufmerkſamkeit, er erkannte ſie an dem einfachen weißen Gewande, an dem blaßrothen darum geſchlungenen Bande, für die liebenswürdige Emilie von Hochberg, die er ſchon vorher unter der Menge ausgezeichnet hatte. Er näherte ſich ihr; Emilie, der ihre Lage und ihr Naturell eine mehr als gewöhnliche Schüchternheit gab, wie beklommen fühlte ſie ſich, als ſie jetzt auf einmal ſich ſo allein mit einem Manne, als ſie ſich der höchſten der Geſtalten gegenüber ſah! —

Mit einer ehrerbietigen Verneigung wollte ſie ſich entfernen, allein Dagobert hielt ſie zurück. Warum entfliehn, mein Fräulein? ſagte er, indem er ſanft ihre Hand ergriff, entfliehen vor dem Manne, der ſo unglücklich iſt, als Sie es zu ſeyn ſcheinen, und der eine ſüße Beruhigung darin finden würde, Ihren Schmerz zu theilen. Er hatte ſie ſanft auf ihren Sitz zurück geführt, wo er ſich neben ihr niederließ. Emilie fürchtete ihn zu beleidigen, wenn ſie ſich mit Gewalt entfernte, aber peinlich litt ſie bei der Vorſtellung, die früh angewöhnte weibliche Schicklichkeit durch ihr Bleiben zu verletzen. Dagobert ſchien mit langen durſtigen Zügen die Wellen der Töne einzutrinken, die noch immer geheimnißvoll herüber ſchwebten. Das Feuer ſeiner dunkeln Augen irrte ſchwärmeriſch am Boden. Und was trübt Ihre ſchönen Tage, Fräulein? fing er nach dieſem in ſich ſelbſt verſunknen Schwelgen wieder an. — Verzeihen Sie mir eine kühne Frage; Unglückliche werden ja bald vertraut: Haben Sie geliebt? — Und mit einer ſeltſamen Heftigkeit drückte er ihre Hand in die ſeine. — In Emiliens Herzen erhob ſich dunkel ein ſüßes, aber auch beklemmendes Gefühl. Sollte es möglich ſeyn, ſollte dich der Hohe, Schöne lieben? ſollte er dein Retter werden? Dieſer Gedanke drang verworren durch ihre Seele, ihre ganze traurige Lage trat bei der letzten Idee lebhaft vor ihren Blick; Ueberraſchung, Rührung, bewegten ſie, ſie wußte ihren Gefühlen keine Worte zu geben. —

Auch ich habe geliebt! ich liebe noch, und bin unglücklich! rief Dagobert mit einer unnennbaren Energie des Schmerzes; heftig war er aufgeſprungen und hatte ſich von der bebenden Emilie abgewandt. — Dieſer Ring, holdes

Mädchen, ſetzte er ſanfter hinzu, indem er ihr einen blitzenden Ring an ſeinem Finger zeigte — er wird mich bis ins Grab begleiten, und bis dahin die Qual verlorner Wonne wecken. —

Emiliens aufſteigende Hoffnung ward durch dieſe Worte im Augenblick des Entſtehens niedergedrückt; ihr Gemüth war zu ſanft, um einen lebhaften Eindruck dadurch zu empfinden. Dagobert ſchien einen Augenblick darauf mit einiger Beſchämung von ſeiner leidenſchaftlichen Verirrung zurück zu kommen; er drang in gemäßigterm Tone in Emilien, ihm die Urſache ihrer Traurigkeit zu entdecken. Sie ſagte ihm, wie jene Urne dem Grabmahl ihrer Mutter gleiche, erzählte ihm, ſo viel es die Schonung gegen ihre Verwandten erlaubte, Einiges von ihrer gegenwärtigen Lage, und — hatte während deß mit zarter Beſcheidenheit den Rückzug zur Geſellſchaft angetreten.

Dagobert ſchien nicht ganz zufrieden über ihr beſtändiges Gegenwärtigſeyn in den Regeln der wirklichen Welt, während er ſich in die Unendlichkeit ſeiner Gefühle verlor; doch zeigte er ihr dieſen ganzen Tag über eine ausgezeichnete ehrerbietige Aufmerkſamkeit.

In den Blicken der Damen kämpfte Mißmuth und Erſtaunen, als ſie den ſchönen ſtolzen Fremdling an der Seite der ſonſt ſo geringgeſchätzten Emilie ſahen, und nur einige der gutmüthigern unter ihren Geſpielinnen flüſterten ihr leiſe im Vorübergehen: Glückliche, glückliche Emilie! zu.

Der Stolz lag nicht in Emiliens Charakter, aber hätte ſich in ihrem ſo oft gekränkten Herzen nicht ein leiſer Zug der Eitelkeit regen ſollen bei einer ſo ſchmeichleriſchen Gegen-

wart? Auch durfte ſie wohl Grund zu neuen Hoffnungen ſchöpfen nach Dagoberts Betragen und nach einigen ſeiner Aeußerungen, die bezeugten, daß er auf immer von der verlornen Geliebten getrennt ſei.

Frau von Allersheim, die Schweſter ihrer verſtorbenen Mutter, eine vortreffliche Frau, die aber mit Emiliens Aeltern in einiger Entfremdung lebte, gab ihr einige leiſe Winke, daß auch ſie das Benehmen Dagoberts bemerkt und beobachtet habe.

Ein herrlicher Morgen folgte dieſem Tage. Emilie war ſehr früh aufgeſtanden, um eine kunſtvolle Stickerei für ihre Mutter zu beendigen, denn ſie wetteiferte in dieſer Kunſt mit der Kraft des Pinſels. In einer Laube des duftenden Frühlingsgartens hatte ſie ihren Sitz gewählt, die farbigen Blumenbeete prangten ihr zur Seite, und auf dem Atlas gingen ſie leiſe in treuer Abbildung hervor. Durch den Bogengang eröffnete ſich die Ausſicht hinab in das romantiſche Thal, auf den Strom, durch Blüthenſträuche blitzend, und auf die fernen, blauduftenden Berge.

Emilie arbeitete mit emſigem Fleiß; ihr weiches, nach Zärtlichkeit verlangendes Herz, konnte nie müde werden, nach ſo vielen Fehlſchlagungen um ein belohnendes Wohlwollen ihrer Mutter zu ringen; und jeder Zug von Härte, der doch mehr in dem Naturell der Baroninn, als in ihrem übeln Willen gegen ſie lag, erfüllte ſie dann ſtets mit neuem Trübſinn. Ihre Stimmung war heute fröhlicher, Dagoberts Betragen hatte ihr ein wohlthuendes Selbſtvertrauen gegeben, gleichwohl drängte ſich, ſo wie ſie an ihn und an die Möglichkeit einer Verbindung mit ihm dachte, ein leiſer Schauer

vor ſeiner Größe in ihr Herz. Sie blickte in die reizende Perſpektive durch den Bogengang, da war es als ſtiege aus dem duftigen Morgennebel eine holde Jünglingsgeſtalt, die ſie mit ſanftem Lächeln grüßte, und die ſo ganz das Gegenbild des furchtbarleidenſchaftlichen Dagobert war, wie ſie ihn in jener Scene bei der Urne geſehen hatte. Emilie war nicht ſehr vertraut mit dem Bilderreich der Phantaſie, dieſe Erſcheinung hatte nur eine außerordentliche Stimmung ihrer Seele hervorbringen können, die aber darum auch deſto unauslöſchlicher blieb.

Sie arbeitete nachdenkender fort, als ihr nicht lange darauf ein Bedienter ihrer Tante von Allersheim einen Brief überbrachte, den ſie als ein Freundſchaftszeichen dieſer von ihr ſo ſehr geliebten und verehrten Verwandtinn mit froher Eil entſiegelte; und worin ſie die nachfolgenden Worte fand:

„Vergebens, meine geliebte Emilie, hab' ich geſtern verſucht, dich unbeobachtet und allein zu ſprechen; mein Verhältniß zu Deinen Aeltern erlaubte dies nicht, ohne Dir nachtheilig zu werden, ich erwähle daher das Mittel, Dir zu ſchreiben, in einer Angelegenheit, in der ich mir ſchlechterdings keinen Aufſchub verzeihen kann. Nicht jede Stunde trägt ihren verhängnißvollen Inhalt an der Stirn geſchrieben; wer weiß, wie nahe Dir vielleicht diejenige iſt, die das Schickſal deines ganzen künftigen Lebens in ſich ſchließt."

„Ich habe Dich geſtern von den ehrenden Aufmerkſamkeiten des edeln Dagobert überhäuft geſehen; ich fühle ganz das Blendende, was in dieſem Ereigniß für Dich liegen muß, und ohne unter die leichtgläubige Menge zu gehören, die unter jeder zufälligen Annäherung die Vorboten einer Heirath

ſieht, zweifle ich keineswegs, daß er Dir bei der leidenſchaftlichen Raſchheit ſeines Weſens und bei der Lage ſeines Schickſals ſeine Hand anbieten könnte.“

„Ich fühle das ſcheinbare Glück, das darin liegen würde, aber — bei all der mütterlichen Zärtlichkeit, die Du an mir kennſt, bitt' ich Dich, dies Glück auszuſchlagen, wenn es Dir ſich bieten ſollte. Ich kenne Dich, ich kenne Dagobert genau, und die vielfachen Erfahrungen meines ſchickſalvollen Lebens geben mir wohl einiges Recht auf Dein Vertrauen.“

„Laß mich aufrichtig reden, meine liebe theure Emilie! Du biſt ſchön, und Du biſt gut, Du wirſt einſt eine gute Hausfrau ſeyn; Deine ſtillen ſanften Tugenden werden das Glück eines einfachen, ſanftfühlenden Mannes machen; aber dieſe Feuerſeele erfüllſt Du nie! Die Tiefe ſeines Gemüths, das mit einer reichen, großen Liebe eine Welt umfaſſen und beglücken möchte, die Fülle ſeiner Ideen; die Blitzesſchnelle ſeiner glühenden Phantaſie — — Du wirſt ihn nicht faſſen können, Du wirſt Dich arm, beſchränkt, verzagend neben ihm fühlen, neben ihm, den nicht Leidenſchaft, den nur Bedürfniß eines heißen Herzens nach Zärtlichkeit und Mittheilung zu Dir führen würde.“

„Es iſt ein weiſes Geſetz unſrer Voreltern, das Mißheirathen verbietet; nur daß man um des großen Haufens willen die Grenzen an den äußern Unterſchied der Stände band, bei denen man eine höhere oder geringere Bildung vorausſetzen mußte; man konnte wie bei allen Geſetzen nur die äußern ſcharfen Linien ziehen, und der tiefer blickenden weiſen Menſchlichkeit ſollt' es überlaſſen ſeyn, es auf jeden einzeln vorkommenden Fall in ſeiner Milde anzuwenden. Du kennſt mich

zu gut, um mir eine lächerliche ſtolze Unterſcheidung der Stände zuzutrauen, aber die eigentlichen Mißheirathen in einem höhern moraliſchen Sinne haſſe ich von Grund' meines Herzens. Kann ſich der hohe majeſtätiſche Schwan, oder der ſonnenanfliegende Adler mit der kleinen Heidelerche gatten? — Ganz zu faſſen vermag wohl das Weib die Größe des Mannes nicht, aber ſeine Theilnehmerinn, die Gefährtinn, die Schweſter ſeiner Seele ſoll ſie ſeyn!"

„Suche, meine Emilie, Dich mit mehr Gelaſſenheit in Deine gegenwärtige Lage zu finden; bewahre Deine liebenswürdige Sanftheit, aber ſteure dieſer allzugroßen Verletzbarkeit, und dieſem Hang zum Trübſinn, der Dir oft die Gegenſtände unter ſchwärzern Farben zeigt, als ſie wirklich tragen. Ein etwas herbes Jugendleben iſt ſtets eine glückliche Vorbereitung auf den beſten Eheſtand, wo weibliche Geduld und ſanfter Frohſinn ſtets eine reiche Wirkſamkeit haben."

„Sicher wird Dir die Vorſicht Den zuführen, den zu beglücken Du geſchaffen biſt, und wär' es nicht, ſollteſt Du unter die gemeine Klaſſe gehören, die die Behaglichkeit, oft nur den Namen der Frau um das höchſte Gut des Menſchen, um ihr edleres Bewußtſeyn kaufen?"

„Dein Vermögen wird hinreichen, Dir eine anſtändige, Deine liebenswürdige Ausbildung, Dir eine geſchätzte und nützliche Exiſtenz auf immer zu ſichern. Gern bot' ich Dir mein Haus an, kennteſt Du nicht, theure Emilie, die beſchränkten Umſtände meines guten Mannes bei einer ziemlich zahlreichen Familie, und vorzüglich, müßt' ich nicht fürchten, Deinen Vater dadurch ſchmerzlich zu kränken, der Dich auf-

richtig liebt, kann er gleich, von Verhältniſſen befangen, Dir nicht ganz das ſeyn, was Du verlangſt.“

„Wirf Dich, mein gutes Kind, mit kindlichem Vertrauen in die Arme einer liebenden Vorſehung, und nimm die Menſchen, wie ſie ſind. An jedem unter ihnen wirſt du des Guten Manches finden, ſobald Du es nur willſt; die wahre Lebensweisheit, die uns Weibern in einem reichern Maße zugemeſſen ward, das heißt, die zarte, freundliche Zufriedenheit weiß da Blumen zu finden, wo ſie des Mannes ſtolzer Eigenſinn zertritt.“

Der Ausdruck der Wahrheit in dieſem Briefe wirkte mit überzeugender Gewalt auf die gute, demüthige Emilie; ſie fand hier das klar ausgeſprochen, was ſie ſchon dunkel gefühlt hatte, ihren Abſtand gegen Dagobert, und willig gelobte ſie dem weiſen Rathe ihrer Freundinn ſtrenge Folgſamkeit.

Mit richtigem Scharfblick hatte Frau von Allersheim Emiliens und Dagoberts Gemählde entworfen; ſie hatte den letztern bei einem mehrjährigen Aufenthalte ihres Gemahls in Schweden näher kennen gelernt. Das Gefühl, das Emilie in ſeinem Herzen erregte, war das uneigennützigſte, großmüthigſte Mitleid mit ihrer Lage, und ein edler Stolz miſchte ſich dazu, das auszuzeichnen, was die gemeine Menge, die er verachtete, überſah. Mehrmals war er ſeit der Zeit im Hauſe ihres Vaters geweſen; er hatte Emiliens ſanfte Tugenden immer mehr ſchätzen gelernt; doch hatte ſie ſeine Ruhe nicht geſtört, ſo wenig als er die ihre. Eines Morgens erwachte er mit einem ſchwermüthig leidenſchaftlichen Gefühl: Träume von der verlornen Geliebten hatten ſeinen Schlaf geſtört. O Marie, Marie! rief er, indem

er aufſprang, unglückliches, angebetetes Weib! Du theilſt meine Qualen; du leideſt jetzt vielleicht noch mehr als ich! Und könnt' ich klagen, von Dir geliebt?

Die Geſchichte Dagoberts war kurz, und doch beſchloſſen, ſeltſam und doch bei der damaligen Lage ſeines Vaterlandes ſehr natürlich. Er hatte die Glut der erſten Liebe, wie ſie nur ein tiefes, ſtarkes Herz zu fühlen fähig iſt, der edlen Maria von Sture geweiht, und von ihr die zärtlichſte Erwiederung erhalten. Jahre hindurch war dies liebende Verhältniß gewachſen, denn Mariens Vater und Dagobert ſelbſt hatten die Vollziehung ihres Bundes bis zu ſeiner vollendetern männlichen Beſtimmung aufgeſchoben. — Jetzt trat ein Fall ein, der mit einem Male die ſo feſt verwachſenen Bande trennen ſollte, Ankarſtröms Unternehmung. Nur zerſtörend konnte die Hoffnung von den Herzen ſcheiden, die ſie ſo lange genährt hatten. Dagobert liebte Marien mehr als ſein Leben, aber er liebte ſie nicht ſo ſehr, als die Sache ſeines Vaterlandes. Er würde geglaubt haben, ſich verachten zu müſſen, hätte er um ihretwillen die Parthei aufgeben können, die er mit inniger Ueberzeugung ergriffen hatte, obgleich Mariens Vater ein erbitterter Anhänger der entgegengeſetzten Parthei war.

Dagobert war einige Generationen zurück von franzöſiſcher Abkunft, und das verdoppelte Feuer beider Nationen hatte ſich auf ihn vererbt; auch trug er noch von daher den Namen eines ſeiner väterlichen Ahnherrn, des tapfern Dagobert von St. Aubin; allein wäre auch Schweden ſeit Jahrhunderten die Wiege ſeiner Väter geweſen, er hätte nicht mit heißerer, feſterer Treue an dem Lande hängen können,

das ihn erzog, an dem Volke, das er nach seinem edelsten Bewußtseyn für das seinige erkannte. Hätte es bei ihm gestanden, das Wohl dieses Volkes auf Kosten seines eignen zu erkaufen, wie gern hätte er es gethan!

Er erfuhr, daß Mariens Vater, aufs äußerste erzürnt über seine hartnäckige Theilnahme an der Gegenparthei, alle Verträge mit ihm für null und nichtig erklärt, und seine Tochter einem der Seinigen, dem Herrn von Beng, zugesagt habe. Eine seltsame Mischung von Schmerz und Freude bemächtigte sich bei der ersten Nachricht von diesem fürchterlichen Schlage seiner enthusiastischen Seele; er gefiel sich für einen Augenblick in dem ungeheuern Opfer, das er der Pflicht der Vaterlandstreue brachte, doch — nur zu bald behaupteten Liebe und Verzweiflung ihre Rechte, und er fühlte, daß er mit diesem Opfer allen Ansprüchen auf Glück entsage; und dennoch wankte er nicht. Der Gedanke, Mariens Hand gewaltsam zu erringen, konnte keinen Eingang bei ihm finden, er wußte, wie grenzenlos sie ihren Vater liebte. Er verließ sein Vaterland, das er verlassen mußte, von dem Troste begleitet, daß er auch die Geliebte in verzweifelndem Gram zurücklasse. Dies ist der räthselhafte Punkt im menschlichen Leben, wo sich die Zärtlichkeit selbst an der Qual des geliebten Gegenstandes weidet.

Das einzige Wesen, das dem guten schwärmerischen Dagobert oft ein freundlicher Leitstern gewesen war in den Stürmen seines Schicksals und seiner eignen Leidenschaften, war damals fern von ihm, — sinnlich und moralisch fern, — der älteste und vertrauteste Freund seiner Jugend, der edle Adlerswert, einige Jahre älter als Dagobert, und ihm weit

überlegen an klarer ruhiger Beſonnenheit. Er hatte ſchlechterdings verweigert, irgend eine Parthei in den politiſchen Verhältniſſen ſeines Vaterlandes zu nehmen. Dagoberts vergebliche Bemühungen, ihn auf die ſeinige zu ziehen, brachten in dem Herzen des glühenden Anhängers eine Art von Entfremdung gegen den Freund hervor. Adlerſwert ging nach Rußland.

Dagobert hatte Marien auf keine Weiſe vor ſeiner Abreiſe aus Schweden noch einmal ſehen können; ihr Vater hielt ſie in ſorgfältiger Verwahrung, aber das Gebiet von Helgoſtala, des Schloſſes ihres Vaters, mußte er noch einmal betreten! Dort am Geſtade des Meeres hatten ſich Beide in den Tagen glücklicher Schwärmerei einen Baum geweiht, in den ſie ihre Namen gruben, und an den ſich ihre ſüßeſten Erinnerungen knüpften. Dagobert ſuchte die hoch ſich wölbende Buche auf, die ihm flüſternd ihre Zweige entgegen breitete, als wollte ſie den armen Liebling tröſten über ſein verlornes Glück. Der Mond ging eben feierlich am Vorgebirge auf, und brach ſich in den Wellen des Strandes, und ſtrahlte blendend von den weißen Kreidefelſen wieder, die ſich auf der gegenüberliegenden Inſel an einander reihten.

Dagobert ſuchte in dem hellen Mondlicht die Namen auf, die er und Marie in die Rinde des Baumes gezeichnet hatten, und er fand von den theuren Zügen der Geliebten den Schwur der Treue eingegraben, der Treue bis zum Tode, trotzend jeder irdiſchen Gewalt. Mit pochendem Herzen fügte er den ſeinigen hinzu, und verließ noch dieſe Nacht ſein Vaterland mit einer Art von Begeiſterung, von ſüßem Vergeſſen alles Irdiſchen um ihn her. Er wußte, daß Ma-

rie, dem Aeußern nach, der Macht des väterlichen Willens würde weichen müſſen; allein er fühlte, daß ſie doch ewig ſein und keines Andern wahres Eigenthum jemals ſeyn werde; ihr Schwur, vielleicht auch der geringe Werth ihres Verlobten, der kein Verdienſt weiter als ſeinen Rang, und keinen Sinn als für Mariens Reichthum hatte, alles dies gab ihm ein ſchönes tröſtendes Bewußtſeyn, das ihn dem erwachenden Schmerz nie ganz unterliegen ließ.

Mariens Bild blieb der Schutzgeiſt ſeiner einſamen Tage. Er erwachte dieſen Morgen aus einem lieblich-bangen Traume, der das ganze Gemählde ſeiner Vergangenheit mit blendenden Farben wieder vor ihm aufgerollt hatte; es bedurfte eines erneuten Kampfes, um die ſtürmiſch erwachten Geiſter der Liebe und Sehnſucht wieder zu beſchwören. Mit unruhigen Schritten ging er im Zimmer auf und ab — — — als die Thür aufging und eine Geſtalt aus den Thälern ſeines Traumes, ein Freund aus der geliebten Heimath vor ihm ſtand. Du, Löwenhoek? iſts möglich? rief Dagobert, und ſank mit weicher Herzlichkeit in ſeine Arme.

O du auf Fremdlings Flur Verbannter,
Wie warſt du Freud' und Wehmuth ganz,
Begrüßte dich ein Unbekannter
Im holden Laut des Vaterlands *).

In langer Entfernung von der geliebten Heimath iſt jeder Landsmann ein willkommner Freund dem langentbehrenden

*) Wie wahr iſt dieſe ſchöne Stelle eines unſrer groſſen Dichter!

Herzen, den es vielleicht in der Fülle einer größern Auswahl übersehen hätte. Löwenhoek gehörte nicht zu Dagoberts nächsten Freunden, auch war er, obgleich gut und bieder, nicht der Mann, der eine Seele wie Dagoberts ganz faſſen, ganz begreifen konnte; deß ungeachtet ſchloß ihn Dagobert mit einer Innigkeit an ſich, als ob er mit dem Sohne der Heimath alle dort verwahrte theure Güter ſeiner Sehnſucht an ſich drücke.

Tauſend Fragen, tauſend Erzählungen unterbrachen, während des traulich eingenommenen Frühſtücks, immer Eine die Andre, nur die wichtigſte Frage hatte Dagobert noch nicht ausgeſprochen: der Gedanke der Liebe ruht immer wie ein heiliges Geheimniß in der Tiefe eines zarten Herzens, und ſcheut ſich, die Pforte der Lippen zu betreten, wär' er auch von Andern längſt gekannt, — bis Löwenhoek, nach ſeiner minder zarten Art zu fühlen, in den raſchen Ausruf ausbrach: aber wie glücklich Du biſt, Bruder! ich hörte dies ſchon geſtern bei meiner Ankunft hier. —

Glücklich? wiederholte Dagobert mit einem bittern Lächeln.

Nun? — erwiederte Löwenhoek, als der Verlobte des ſchönen und begüterten Fräuleins von Hochberg. —

Und Du konnteſt dies glauben? fiel ihm Dagobert ungeduldig ins Wort, da Du meine Leidenſchaft für die Höchſte und Edelſte ihres Geſchlechts kennſt? — O Marie, wer könnte dich in einem Herzen erſetzen, das Dir einmal geweiht war?

Wie Dagobert? rief ſein Freund, indem er ihn verwundert anſah, Du könnteſt einer ſo ſeltſamen Schwärmerei nachhängen? weißt Du nicht, daß Marie Bengs Gemahlinn iſt?

Ich weiß es, lächelte Dagobert stolz.

Du weißt es, fuhr Löwenhoek fort, — und ungeliebt könntest Du eine so abenteuerliche Treue nähren?

O Löwenhoek, rief Dagobert, dessen Seele diesen Morgen der Wehmuth zugänglicher war, als je, indem er mit leuchtenden Augen Löwenhocks Hand ergriff, wühle nur die alte Wunde wieder auf! sage mir nur Alles, was meine Lage Verzweifelndes haben mag! Bruder, den einzigen Trost kannst Du mir doch nicht nehmen, — (er sah ihn dabei mit einem Blicke an, in dem eine hohe Ruhe durch eine zergehende Thräne schimmerte) den Trost trotz aller äußern Fesseln — einzig und ewig von ihr geliebt zu seyn!

Nun wahrhaftig, brach Löwenhoek aus, Dein Glaube ist groß!

Und Du könntest ihm widersprechen? rief Dagobert, indem er heftig aufsprang.

Lieber Freund, entgegnete Löwenhoek, es thut mir leid, daß ich eine so angenehme Täuschung in Dir zerstören muß, indeß, ich glaube, es ist zu Deinem Besten. Du denkst Dir Marien trauernd in unverletzter Treue, und hättest Lust, ihr zur Gesellschaft Dein Leben mit zu vertrauren, während sie auf die heiterste glänzendste Weise lebt; ihr reizendes Talent als Dichterinn, das Du früher an ihr gekannt haben wirst, fängt an Aufsehen zu machen, ihr wird am Hofe sehr geschmeichelt. —

Ach wohl hab' ich dies reizende Talent gekannt! seufzte Dagobert, in sich zurücksinkend — Aber sprich, was hat alles dies für Zusammenhang mit meiner Ueberzeugung?

Den Zuſamenhang, daß ſich Marie ſehr froh und heiter in ihrer gegenwärtigen Umgebung fühlt; daß ſie nicht allein ohne Schwierigkeit in ihre jetzige Verbindung gewilliget hat, ſondern daß ſie ihren Mann auch recht zärtlich liebt, wovon ganz Stockholm Zeugniß ablegen kann; daß ſie — —

Verdammte Lügen! ſchrie Dagobert, indem er Löwenhoeks beide Hände ergriff, um Gotteswillen, Löwenhoek! biſt Du gekommen, mich zu morden?

Unbegreifliche Schwärmerei! rief Löwenhoek, iſt ſie einmal das Weib eines Andern, iſt es dann nicht beſſer, ſie liebt ihn auch, und Du hängſt nicht weiter einer hoffnungsloſen Neigung nach?

Zeugen? gieb mir Zeugen! ſtürmte Dagobert, ohne auf Löwenhoeks Rede zu achten.

Ich ſelbſt kann Dir Zeuge ſeyn! erwiederte jener. Ich ſelbſt habe ſie zu Stockholm auf dem Hofball geſehen, ihr frohes und zärtliches Betragen gegen den neuen glücklichen Ehemann. Ich hatte in der That meine Betrachtungen darüber, wie ſchnell die Liebe in Weiberherzen wechſelt. —

Dies war zu viel für die mächtige Empfänglichkeit Dagoberts. Sein Landsmann, der die Fortſetzung ſeiner dringenden Reiſe nicht länger aufſchieben konnte, ließ ihn in einem Zuſtande zurück, dem nur ſein ſtarkes Naturell widerſtehen konnte.

Die Macht des Schmerzes ward diesmal durch den noch mächtigern Stolz überwogen, und Verachtung trat mit tödtlicher Kälte an die Stelle der ehemaligen glühenden Anbetung.

Nein, lachen rief er, — lachen ſollſt Du wenigſtens meiner

gutmüthigen Leichtgläubigkeit nicht! ich will leben, um zu zeigen, daß ich über eine verschwendete, gemißhandelte Zärtlichkeit zu siegen weiß! Arme, verlassene Emilie! du würdest mich lieben, du würdest in mir einen Retter finden.

So mischte sich ein Gefühl seiner natürlichen Großmuth in das Hauptgefühl der Rache, das ihn zu Emiliens Wohnung fortriß. Aber Rache, die den geliebten Gegenstand treffen soll, richtet sie nicht immer ihren Stachel gegen das eigne Herz?

Dagobert fand Emilien eben wieder in einem Rückfall ihrer kaum bekämpften Muthlosigkeit. Ihre Eltern waren des vorigen Tages mit ihren Schwestern verreiset, sie war allein zurückgeblieben unter Aufsicht einer alten ihr zugegebenen Verwandtinn, deren grämlicher Sinn nicht dazu dienen konnte, ihre Traurigkeit zu heilen. Mit einem unermüdet liebenden Streben nach dem Beifall ihrer Mutter hatte sie die schöne kunstvolle Arbeit für sie in unglaublich kurzer Zeit vollendet, — — und eben, als sie sie mit kindlich unschuldiger Freude überbrachte, kündigte ihr die Baroninn, die beschäftigt schien, und die Arbeit mit einigen kurzen Worten bei Seite legte, das Zuhausebleiben von einer Reise an, auf die sich Emilie längst gefreut hatte.

Zwei liebe Jugendfreundinnen von ihr lebten in der Stadt, wohin ihre Schwestern blos der Bälle und großen Zirkel wegen mitgenommen wurden. Der Ton von entscheidender Härte, der in dem Wesen der Baroninn lag, traf Emiliens reizbare Seele mit einem unbeschreiblich schmerzlichen Gewicht; sie wagte keinen klaren entschiednen Widerspruch, und ihre Thränen, die der Baroninn für Eigensinn galten,

dienten nur, den einmal gethanen Ausspruch zu bestätigen. Emiliens Vater war zu sehr in die Geschäfte seines Kollegiums vertieft, und zu sehr allen Streitigkeiten mit seiner herrischen Gemahlinn abgeneigt, als daß er sich in dergleichen Veranstaltungen hätte mischen sollen, und so reisete die Baroninn mit ihm und ihren Töchtern am festgesetzten Morgen mit voller Geisteszufriedenheit ab, nachdem sie Emiliens jungfräulichen Anstand durch den Schutz der bejahrten Verwandtinn hinlänglich gesichert hatte.

Emilien blieb nun nicht einmal die Freiheit, ihrem Kummer ungestört nachzuhängen, denn Frau von Geusenau begehrte unablässig ihre Gesellschaft. Die Matrone war ihr ganzes Leben hindurch häßlich, und doch dabei sehr anmaßend gewesen, der Lieblingsgegenstand ihrer Unterhaltung war daher die Hinfälligkeit weiblicher Reize und die Seltenheit einer guten Versorgung in jetzigen Zeiten für ein Mädchen ohne bedeutendes Vermögen. Die Demuthslehren, die sie aus diesen Sätzen zog, waren gewiß bei der armen, ohnedies schon so kleinmüthigen Emilie nicht an ihrem rechten Platze.

Emilie hatte sich eben einen Augenblick in den Garten gestohlen, um ihren Kummer noch durch ihre eigne Einbildung zu vermehren, als Dagobert sie hier überraschte.

Alle Warnungen ihrer trefflichen Tante waren in dieser Stimmung vergessen. Dagobert schien ihr jetzt ein herbeieilender Schutzgott zu seyn. Er hemmte die Eil seiner Schritte, als er ihr nahe kam. Mein Fräulein! sagte er bewegt, Verzeihung, daß ich Ihre Einsamkeit störe! — — Aber wie, Emilie, Ihre Augen sind verweint? und diese bleichen Wangen? —

Emilie ſtammelte einige entſchuldigende Worte, allein ſie war zu ſehr überraſcht, ihre Thränen brachen unaufhaltſam hervor. Arme Emilie! rief Dagobert mit der innigſten, großmüthigſten Rührung. Er ſuchte mit Zartheit in ihr Geheimniß zu dringen, und ſo ſchonend ſie ihm die Beweggründe ihres Kummers zu verhehlen ſuchte, ſo erfuhr er doch, daß ſie unglücklich war. Mein Fräulein! ſagte er feſt, indem er ihr mit einem edlen Vertrauen ins Auge ſah — Emilie! Sie ſind unglücklich, ich bin es auch, laſſen Sie uns unſer Schickſal vereinigen. Vielleicht wird es minder drückend, wenn wir es vereinigt tragen!

In halber Betäubung ſtand Emilie bei dieſen Worten, die ihr noch nie aus dem Munde eines Mannes entgegen gekommen waren, und die ſie ſich von Dagobert nur mit Zittern zuweilen in der Ferne gedacht hatte. Alles Traurige ihrer Lage, alle Bangigkeit vor der Zukunft trat vor ihre Seele — auch Eitelkeit ſchwieg nicht ganz zu dem glänzenden Vorſchlage, und — Emilie ſank mit dem leiſen, ſchüchternen Gegengeſtändniß in die Arme des Mannes, der ſich in dieſem Augenblicke zu ihrem Retter gelobte. — —

Die Eltern kamen zurück, der Vater gab mit entzückender Freude ſeine Einwilligung, die Mutter hätte zwar noch lieber dieſe Verbindung einer ihrer eignen Töchter gegönnt, doch dachte ſie rechtſchaffen genug, um auch dem Glücke ihrer Stieftochter kein Hinderniß entgegen zu ſetzen. Die Vermählung ward mit Glanz vollzogen.

Ein ahnender Schauer zuckte durch Dagoberts Herz, als er am Altare das verhängnißvolle Ja ausſprach.

Heilige Liebe! Aufblitz der Seele zu ihrem erſten, ſeligen Urſprung, zu dem Himmelsfeuer, aus dem ſie geſchaffen ward! o warum mußt du doch ſo oft zum Mittel irdiſcher, unedler Zwecke dich erniedrigt ſehen? du höchſter Zweck des Lebens in dir ſelbſt! warum mußt du ſo oft in Männerherzen der Begier nach Ehre und Reichthum, oft auch nach Rache weichen? in weiblichen dem niedern, ſchwachen Wunſch nach bürgerlicher Exiſtenz, nach Bequemlichkeit oder Ehre? Nur zu ſicher zeigſt du denen, die dich verläugnet haben, einſt deine göttliche Gewalt, — aber dann iſt ſie das Licht, das einen Abgrund erleuchtet.

Die warnende Weiſſagung der edlen Frau von Allersheim ward nur zu treu erfüllt. Dagobert fühlte die Pflichten ſeines neuen Standes wie ein drückendes Gewicht auf ſeinen Schultern; zwar war er zu gut und zu großmüthig, um nicht mit allen ſeinen Kräften gegen den Gedanken ſeines Unglücks zu kämpfen; er betrug ſich freundlich, liebevoll, gefällig gegen Emilien; aber kann der Zwang je den unnachahmlichen Ausdruck jenes holden liebenden Vertrauens, jener ſeligen Hingebung erreichen, die nur wahrer Sympathie der Geiſter eigen iſt? Unabläſſig drängte ſich ihm dunkel das Gefühl auf, ſich an ein Weſen gefeſſelt zu haben, daß ihm nicht ebenbürtig war.

So ſchlichen fünf bange Jahre für ihn hin; Emilie trug mit Geduld die Launen, die heftige ungleiche Gemüthsart ihres Gatten, den Unmuth, der trotz ſeiner Bemühungen nicht ſelten hervorbrach. Aber ihr leicht verletzbares Herz litt darum nicht minder in der Stille. Die öftere Abweſenheit

ihres Gemahls brachte in ihr die Vermuthung hervor, daß er ihr untreu ſey, doch wagte ſie keinen Vorwurf gegen ihn; ein geheimes Gefühl entſchuldigte ihn ſelbſt in ihrem Innern mit der Höhe und der reichern Sehnſucht ſeines Weſens, dem ſie ſo wenige Befriedigung gewährte; auch war wohl der tiefſte Grund ihrer wenigen Eiferſucht der wenige Werth, den Dagoberts eigentlicher Beſitz für ſie hatte; ſo wie Tauſend ihres Geſchlechts, hatte ſie die argloſe Seele ihres Liebhabers getäuſcht; Schutz und eine bequemere Lage waren der Grund ihrer Wahl geweſen, ſie hatte ſie erlangt; daß ſie nicht glücklich war, lag in den himmliſchen Gerechtſamen der Liebe, die das, was Eitelkeit und weichlicher Kleinmuth geſchaffen hatten, unmöglich mit ihrem Segen krönen konnte.

Minder unglücklich war indeß Emilie, als Dagobert, dem ſein tieferes Gemüth auch in einem höhern Grade die furchtbare Fähigkeit zu leiden gab. Emilie fand Entſchädigung und ahnungsloſe Freude in der Erfüllung ihrer mütterlichen Pflichten; nie ſchloß dagegen Dagobert ſeine Kinder ohne eine geheime Qual ans Herz; ſein zärteres Gefühl ſchien ihm ſeine Ehe eine Verſündigung an den heiligen Gottheiten der Natur und Liebe zu nennen.

Emiliens ſtrenge Grundſätze von Pflicht, die Befriedigung, die ſie im Beſitz ihrer Kinder fand, und die Unwandelbarkeit ihres Schickſals machte ſie ergebend, auch war ihre äußere Lage ſo frei und glücklich, als ſie wünſchen konnte; daß ihr Dagobert die unumſchränkte Verwaltung des Hausweſens und die Freiheit überließ, jedes kleine weibliche Vergnügen des Putzes oder anderer Zerſtreuungen reichlich zu befriedigen, lag ſchon in ſeinem Charakter; ſelbſt das Allein-

seyn, indem sie sich fühlte, würde sie ertragen haben, hätte sie nicht unaufhörlich das niedergeschlagende Gefühl gequält, ihrem Gatten so wenig von dem zu seyn, was sie ihm so gern gewesen wäre, vollerwiedernde Gefährtinn seines Lebens. Eine heimliche Verwunderung bei zufälligen Aeußerungen seines eigensten Wesens, ein fremdes entzauberndes Staunen konnte sie nicht ganz verhehlen; das Außerordentliche war ihrer Natur zu fremd, als daß es ihr an ihrem Gatten hätte Neigung abgewinnen können; der unglückliche Dagobert umfaßte sie zuweilen im Drange inniger liebender Mittheilung, seine strahlenden Blicke drangen sehnsüchtlich in die ihrigen; eine schüchterne, nicht einverstandne Frage schwebte nach den wenigen seelenvollen Worten seines Affekts zu ihm hinauf wenn er sich längst gefaßt, errathen glaubte. Das Lächeln, das sich dann halb schmerzlich, halb unwillig um seine Lippen zog, wenn er sich von ihr entfernte, schnitt ihr allemal tief in die Seele.

Der stille Kummer zehrte nach und nach an Emiliens Gesundheit; die zarten Rosen ihrer Wangen wurden immer bleicher und bleicher, aber die Schönheit ihrer sanften regelmäßigen Züge trat um so auffallender hervor; um so bezaubernder wäre sie für den Blick der Liebe gewesen; in Dagoberts Herzen erregte sie nur ein quälendes Gefühl; er sah sie leiden, er hätte Alles darum gegeben, ihr helfen zu können, — allein das sicherste Mittel ihrer Genesung stand nicht in seiner Gewalt. —

Emiliens Hinschmachten hatte sich in ein verzehrendes Nervenfieber verwandelt; die berühmtesten Aerzte, Heilmittel, Zerstreuungen, Alles, wodurch Pflicht und Gutmüthig-

keit den Mangel wahrer Liebe zu erſetzen ſucht, hatte Dagobert vergebens aufgeboten. —

Eines Abends, als Emilie in einem fieberhaften, halbwachen Schlummer lag, ſah ſie die Thür aufgehen und ihren Mann eintreten; ein Jüngling an ſeiner Seite, ein holder, von ihr nie geſehener Fremdling! Sie öffnete die Augen heller, denn ſie glaubte zu träumen; die ſtreifende Beleuchtung des Lichtes, das auf ihrem Tiſche brannte, machte die Erſcheinung noch wunderbarer.

Liebe Emilie, ſagte Dagobert, indem er ſich ihrem Lager näherte, ich eile, Dir einen Freund und Landsmann vorzuſtellen, von dem ich Dir ſchon ſagte — Guſtav von Liljenſtröm. — Wir haben in Upſal zuſammen ſtudirt; er wird ſich künftig als Arzt in unſrer Hauptſtadt niederlaſſen, und vielleicht gelingt es ihm, ein wirkſames Mittel gegen Deine Krankheit auszufinden.

Der Fremde war in dieſen Augenblick erſt in der Reſidenz angekommen, wozu ihn ſein Landsmann aufgefordert hatte; und Dagobert brannte vor Sehnſucht, ihn ſeiner kranken Gattinn zuzuführen.

Emilie ſchwieg nach Dagoberts Worten mit einem matten, dankenden Blick auf ihren Gemahl, und einer leiſen Neigung des Hauptes gegen den Fremden. Liljenſtröm war ehrerbietig in einer kleinen Entfernung ſtehen geblieben, und heftete die ſeelenvollen blauen Augen mit einem namenloſen Ausdruck auf das Geſicht der ſchönen Kranken, die in dieſem Augenblicke einer leidenden Heiligen glich. Die himmliſche Unſchuld ihrer Miene, der Glanz der reinen Stirn über den großen, ſanften, verlöſchenden Augen, das unmerk-

lich ſanfte Heben der ſchöngeformten weißen Hand, die Eintretenden willkommen zu heißen, dies Alles vereinigte ſich zu dem rührendſten Gemälde.

Liljenſtröm unterſuchte den Zuſtand der Krankheit, und es gelang den zarten Bemühungen ſeiner Kunſt, in einiger Zeit ihre Geſundheit wieder herzuſtellen; allein die Rollen der handelnden Perſonen waren gewechſelt, der Arzt ſelbſt hatte vom erſten Anblick ſeiner Kranken ein unheilbares Uebel mit hinweggenommen. In unverletzter Reinheit hatte der edle Liljenſtröm bisher ſein Herz bewahrt, trotz ſeinen mehrjährigen Reiſen und mancherlei verführeriſchen Situationen ſeines Lebens. Ein ſanfterer Lauf des Bluts, Beſchäftigung und das ernſte Streben nach einem ehrenvollen Ziele hatten ihn bisher allen Klippen vorüber geleitet. Ein ſolches Herz nimmt dann die ſpäte Liebe gewöhnlich tiefer und unauslöſchlicher auf.

Liljenſtröm ſah in der Zukunft Emilien faſt täglich als erklärter Freund vom Hauſe, und der Eindruck, den ihre ſanfte Schönheit auf ihn gemacht hatte, vermehrte ſich noch durch den Anblick ihrer ſeltnen, anſpruchloſen Tugenden, und — durch die dunkle Ahnung, daß ſie nicht glücklich ſey. Die innigſte zärtlichſte Neigung wuchs in ſeinem Herzen; allein der Schwede ehrt die Heiligkeit der Ehe, und die Treue feſtbeſchworner Jugendfreundſchaft. Liljenſtröm verſchloß die ehrerbietige Liebe tief in ſeinem Herzen.

Emiliens Grundſätze waren zu ſtreng, ihr Herz zu unſchuldig, und — ſelbſt ihre Einbildungskraft zu beſchränkt, um ihr eine verbrecheriſche oder Ruhe vergiftende Vergleichung zwiſchen Liljenſtröm und ihrem Gatten zu erlauben; nur dun-

kel drang ſich ihr zuweilen eine Aehnlichkeit des holden Freundes mit der Lichtgeſtalt auf, die ſie an jenem warnungsreichen Morgen zu ſehen gemeint hatte, als ſie den Brief ihrer trefflichen Tante empfing; nur dunkel empfand ſie die ſchmerzliche Wahrheit, daß dieſer Mann ihr von Dagobert zerſtörtes Daſeyn beſeligt haben würde.

Der Verdacht der Untreue, in welchem ſie zornlos ihren Gemahl gehabt hatte, war nicht gegründet. Dagobert floh das Geſchlecht, durch das er unglücklich geworden war; ſeine Geliebte war die geheimnißvolle Staatskunſt, ſie, der er ſchon früh ergeben war, und der er jetzt mit doppelter Hingebung ſeine verwaiſeten Kräfte widmete. Seine Verbindung mit dem theuren Vaterlande dauerte fort; er brachte ſeine Zeit in der Geſellſchaft einiger ſeiner Verbündeten, oder daheim, verſchloſſen in ſeinem Zimmer zu, wo er ſelbſt für ſeine Gattin nicht zu ſprechen war.

Emiliens Herzen war die Entdeckung ihres Irrthums ſüß; ſchwerlich indeß hätte die Verbindung eines andern Weibes, wär' es auch das geſunkenſte geweſen, den Abgewandten ſo ſehr gegen die Stimme der Natur entfremden können, als es dies finſtre Streben that. Eine Scene gab Emilien die grauſame Erfahrung davon.

Ihr jüngſter Sohn, ein kleiner holdſeliger Engel, der ſonſt die Liebe ſeines Vaters noch am mehrſten gefeſſelt hatte, war von einem anſteckenden Fieber ergriffen worden; er lag eines Abends in einer gefährlichen Kriſis. In einem dringenden Berufsgeſchäfte hatte Liljenſtröm heute verreiſen müſſen. Dagobert war dieſe Tage über durch die Ankunft eines Freundes aus Schweden und durch wichtige Nachrichten von dorther ſo beſchäftigt geweſen, daß ihn das anfänglich unbedeutende

Uebelbefinden ſeines Kindes wenig aufmerkſam gemacht hatte. Es war jetzt faſt um Mitternacht; eben ſchien das Kind ſeinem letzten Kampfe zu nahen. Außer ſich fühlte Emilie in dieſem Augenblicke nichts als Mutterliebe und Verzweiflung; ſie ſtürzte nach Dagoberts Zimmer, und riß, was ſie ſonſt nie wagte, die Thür auf, ob ſie ihn gleich im Geſpräch mit Männern hörte. Der Schwede wollte des andern Morgens abreiſen. Es war noch eine wichtige Unterhandlung zwiſchen den Freunden.

Die Gegenwart der fremden Männer hielt die verſtörte Mutter an der Schwelle zurück. Dagobert! rief ſie, um Gotteswillen, Dagobert! — nur auf ein Wort!

Dagobert wandte ſich unwillig von dem flammenden Geſpräch, und folgte ihr außerhalb der Thür, Augen und Seele noch bei ſeinen Freunden. Lieber Dagobert, rief ſie in betäubender Angſt — unſer — dein Sohn — Ihre Rede wurde von Schluchzen unterbrochen. —

Dagobert, ohne genau auf ihre Worte gehört zu haben, nur glühend mit ſeinen Planen beſchäftigt, verlor zum erſten Mal die milde Mäßigung, die er ſonſt, Emilien gegenüber, ſtets über ſich errang. Emilie! rief er, mit dem Accent ſeiner ganzen furchtbaren Energie, ſtöre mich nicht in dieſem Augenblicke!! —

Er riß ſich bei dieſen Worten von ihr los, und flog zu dem vertrauten Bund zurück.

Zu fürchterlich traf dieſer Schlag Emiliens weiches Herz; die beleidigte Natur ſelbſt ſprach ihrer bisher ſtets bekämpften Empfindlichkeit das Wort! unfähig, ſich auf-

recht zu erhalten, ſank ſie halb ohnmächtig auf einen Seſſel im Vorgemach nieder.

Sie richtete ſich nach einer Weile auf, und wankte zurück in das Krankenzimmer, und — welcher Anblick ſtand ihr bevor! Liljenſtröm auf den Knieen neben dem Bette ihres kleinen Sohnes, dem er eben Arzeneien gegeben hatte, zärtlich-ängſtlich über ihn hingebeugt, und jeden ſeiner Odemzüge belauſchend. Sie ſah die ſchöne männliche Geſtalt von dem unausſprechlichen Zauber wahrer Zärtlichkeit übergoſſen! — welche Vergleichung mit Dagobert! Ein ſchneidendes Schwert ging in dieſem Augenblicke durch ihr Herz. — Liljenſtröm ſprang auf, als er ſie gewahr ward; die alte Zartheit trat wieder zwiſchen ihnen ein, allein der Zuſtand ihrer Herzen war ſeit dieſem Tage noch trauriger.

Härte lag nicht in Dagoberts Charakter, ſeine Uebereilung ſchmerzte ihn, — doch nur die Liebe hätte ſie verbeſſern können. Die beunruhigenden Nachrichten, die er durch die angekommenen Freunde erhalten hatte, nöthigten ihn zu einer ſchleunigen Reiſe in ſein Vaterland.

In der letzten Stadt am deutſchen Strande war er im erſten Gaſthofe abgetreten; man wies ihm das ſchönſte, freundlichſte Zimmer an. Ein heimiſches Leben ſchien ihn hier zu umwehen, ein wunderbares, unbekanntes Etwas ſchmeichelte ihm mit den Spuren irgend einer geliebten Gegenwart. —

Er ſtand am Fenſter, und blickte wehmüthig auf die ſchimmernde Fläche des Meers, die ſich in einiger Entfernung ausbreitete. Wie Ebbe und Fluth drängten ſich in ſeiner Seele die Gedanken und Gefühle, als der Wirth, ein freundlicher, ge-

ſprächiger Mann, ins Zimmer trat, und den Unwilligen in ſeinen wunderbaren Träumen ſtörte

Verzeihen Sie, gnädiger Herr, nahm er das Wort, von Ihren Leuten hörte ich ſo eben, daß Sie ein Schwede ſind; vielleicht hat denn das hier Gefundene einigen Werth für Sie, oder Sie können es ſeinem Eigenthümer wieder zuſtellen; es hat es neulich auch eine Schwediſche Herrſchaft hier liegen laſſen.

Er wickelte bei dieſen Worten einen ſorgfältigen Umſchlag aus einander, und übergab Dagobert eine kleine elegante Brieftaſche, deren Zierlichkeit ſie für das Eigenthum einer Dame gelten ließ.

Dagobert hatte wenig Neugierde, ſie zu öffnen, er legte ſie bei Seite, bis ihm erſt einige Stunden darauf die Nothwendigkeit einfiel, ſich wenigſtens um den Namen des Beſitzers zu bemühen, wenn er ſie wieder ausliefern wollte; nachläſſig entfaltete er einige beſchriebene Blätter, las das eine davon, das, wie er ſah, einige Jahre nach ſeiner Entfernung von Schweden geſchrieben war, ließ einige Augenblicke lang die bebende Hand mit dem Blatte ſinken, das Auge umflort von einer ſchnell auflodernden Glut; die Kerzen, die vor ihm auf dem Tiſche brannten, ſchienen zu ſchwanken; er las weiter — und erbleichte. —

Die Blätter ſchienen flüchtig hingeworfene Betrachtungen, blos für die Beſitzerinn geſchrieben. Das erſte enthielt folgende Worte:

„Es iſt Morgen. Alles ſo ſtill, ſo kühl um mich her! Alles ſchlummert noch — und ich? — Ja ſtill und friedlich kann es auch in meiner Seele ſeyn, treue Unſchuld wohnt

ja darin, — obgleich nicht das Glück! — Dort ſteigt die Sonne auf aus den funkelnden Gewölken, rings mit Roſen übergoſſen ihre hoffnungsreiche Bahn. — Ach ehmals — ehmals! — kann denn kein Gott dies qualenvolle Wort verlöſchen?

So erhob ſich meines Lebens Sonne,
So, wie du, im rothen Flammenſtrahl! —
Doch — ſie ziehn, die Träume ſüßer Wonne
Schweigend nieder in das Schattenthal. —

Meines Lebens Tag, er wird entweichen,
Eh ich noch die milde Wärm' empfand.
Ach von fernher nur ein freundlich Zeichen,
Aus dem heiß beweinten Lieblingsland!

O nur einmal möcht ich dich erblicken,
Meines Morgentraumes Lichtgeſtalt!
Deren Bild noch jetzt mich zu beglücken,
Halb im Schimmer, halb im Nebel wallt.

Raſtlos ſchweift ſie über Thal und Hügel
Meiner Träume Freundinn, Phantaſie;
Halte doch die losgebund'nen Flügel,
Meiner Sehnſucht Land erreichſt du nie.

Es iſt hin! auf ewig mir verloren,
Und kein Zauber bringt es mir zurück!
Biſt auch du zu meiner Qual verſchworen,
Phantaſie? was ſucht dein Geiſterblick?

Komm zurück, und ruh' an meinem Herzen,
Holde Freundinn! laß uns, duldend mild,
Nähren der Erinn'rung ſüße Schmerzen!
Zeig' mir ewig ſein geliebtes Bild!

Und bin ich denn unglücklich? iſt nicht zarte Liebe unausſprechlich reich ſelbſt im Entbehren? Dieſe tauſend kleinen zärtlichen Nüancen, die der rohe Haufe gar nicht kennt! Da wo er kaum empfindend die Schale des höchſten irdiſchen Glücks leert, o welche ſelige Vervielfältigung in den reinen geiſtigen Genüſſen einer wahren Zärtlichkeit! welche ſelige Vervielfältigung in der Summe des liebenden Glücks!"

„Dieſes Tuch, das ich einſt bei unſerer letzten Zuſammenkunft behielt, weil es feucht von den Thränen war, die er im Vorgefühl unſers Schickſals weinte, — —"

Dieſes Tuch! — — rief Dagobert mit dem zerreißenden Accent des Schmerzes. —

„— Dieſes Tuch von den Thränen des edelſten, des angebetetſten Mannes — ach, von ſeinen heiligen Thränen benetzt, ich drücke es an meine Bruſt, und mehr Wonne drängt ſich in dieſem Augenblick zuſammen, als die Hälfte meines Geſchlechts in ſeiner ganzen Alltagsliebe findet!"

„So beut mir jedes der lieben Pfänder ſeiner Zärtlichkeit eine freundliche Bedeutung! —"

„Der hohen männlichen Pflicht haſt du das Glück meines Lebens aufgeopfert! — Geliebter? —"

„Ja, du thateſt es, aber ohne Murren fiel ich als Opfer deiner großen Seele. Und könnteſt du ſagen, daß ich zuerſt den Eid des Bundes zwiſchen uns gebrochen, daß ich wenigſtens ſchwach in die Untreue gegen dich gewilligt habe? O Geliebter, kennteſt du mich ganz, wüßteſt du, wie mir mein Schickſal immer noch gütig im Zorn den Kampf erleichtert hat! wie ich kindliche Pflicht, und Pflichten gegen den

nicht ſelbſt gewählten Gemahl und Treue gegen dich, o mein Einziggeliebter, habe vereinen können. — —"

„Dein Andenken und die Kunſt, die vielleicht deine Liebe zuerſt in mir erregt hat, die ſüße, geiſtige Muſik der Gedanken und Gefühle, machen den Genuß meines einſamen Lebens aus, und tröſten mich durch ihre Zauberkräfte über das harte Loos der Wirklichkeit. So biſt du mir ewig nah; — laß auch du mich der Schutzgeiſt deines Lebens ſeyn! Ich will dich unſichtbar umſchweben, in Nächten zärtlich über deinen Schlummer wachen, in Stunden ſchwermüthigen Grams dich lind umfahen, mein ſüßer Freund! o mein Dagobert kannſt du trauern, da ich dir ſo nahe bin?"

„Welches ſeltſame Gefühl iſt es doch nur, das mich im Spiel der Phantaſie lieber zu ſeinen Füßen führt, als ſelbſt in ſeine Arme? das es mir ſo unausſprechlich ſüß macht, die geliebte Hand an meine glühenden Lippen zu preſſen, — Erniedrigung? die ſtolze Marie kennt wohl Erniedrigung nicht, — andere würden es gleichwohl ſo nennen! ach! kleine Seelen, ihr kennt die heilige Andacht der Liebe nicht! — —"

Das zweite Blatt ſchien einige Zeit ſpäter geſchrieben zu ſeyn.

„Er iſt vermählt!! — bin ich im Traume? hat dies Wort wirklich in meine Ohren geſchmettert? — Wie Felſenlaſten ſcheinen auf meine Bruſt gewälzt! mein Leben liegt im langen Todesathmenzuge! — O einen Tropfen Linderung nur in das blutende, zuckende Herz! —"

Am Abend deſſelben Tages:

„Der wilde Sturm in meiner Bruſt hat ſich gelegt,

doch nicht der tiefe Schmerz! O Dagobert! warum haſt du den heil'gen Bund gebrochen, den ich nie brach? warum, o mein Geliebter! reicht mir deine theure Hand den Kelch des Todes? —"

„— Ach das Leben, armer Menſch!! Weine, wenn du eintrittſt in ſeine morgenröthlichen Thore, du kennſt ſie nicht, du ahneſt ſie nicht, alle die Klippen, die deiner Ruhe drohen! Die tauſend und aber tauſend Qualen, die dich erwarten! Stolz und froh mit Blicken, die gleich Sonnenſtrahlen über die Blumen der Erde flogen, und das Weltall mein Eigenthum nannten, trat ich in das Jugendleben; hoch und herrlich mir zur Seite ein ſeltner Menſch, — der Höchſte, — ach der Himmliſchſte, den je die Erde trug! Neue Sinne giebt uns die Liebe, neue Kräfte, auch die Außenwelt zu faſſen; wie reich, wie unermeßlich reich ſehen wir die ganze Schöpfung! im Herzen des Geliebten abgeſpiegelt, und immer neue Inſeln, immer neue Kolumbiſche Geſtade entdecken wir auf dieſem unendlichen Meere."

Dagobert ließ bei dieſer Stelle das Blatt wieder ſinken, und ſtarrte mit einem furchtbaren Ausdruck einige Minuten lang in die Tiefe des Zimmers; ein dumpfes, tiefes: Verloren! — wand ſich endlich aus der ſchwerarbeitenden Bruſt herauf, und er las weiter.

„Ich verlor ihn, den Mann, den meine Seele liebte, den Mann! doch nicht den Engel meiner ſtillen Träume! Und ich durft' ihn fortlieben, mein Schickſal trat mit meinem Herzen in Bund. Er blieb der Herr und König meines Lebens. Noch glücklich war ich im Entbehren; ſüße, wehmüthige Phantaſien der Liebe irrten und ſpielten durch

mein Leben, und erleuchteten vor mir den Zauberhain der Poeſie. — Ich bin verloren! — Unglückliche, unglückliche Marie! ich achtete damals Dagobert! Jetzt iſt er geſunken zu der gemeinen Menge! auch ihn hat der Sinne flüchtiger Reiz, auch ihn hat Wirklichkeit verführt!! — — O Dagobert, warum von dir den Tod? — —"

Um Mitternacht.

„Ich hatte mich niedergelegt, ich verſuchte, den Schlaf feſt zu halten, eitles Bemühen! auch er entfloh. — Arme Marie, wer wird dir künftig noch treu ſeyn, da Dagobert untreu ward? — Lieben? nein, kein Weib kann ihn ſo lieben, wie ich ihn liebte! Nur ich kenne ſie alle, die zarten Abſtufungen ſeiner Herrlichkeit, die Züge ſeines tiefſten Weſens, nur ich alle die verborgenen Pfade in dieſem weiten Himmelreiche! — Sie wird ihn lieben vielleicht — wie man die Blume der Schönheit liebt, aber — anbeten — kann nur ich ihn, ich allein!"

Einige Monate ſpäter.

„Irrthum alſo war es, o du Hälfte meiner Seele, was dich zu dem übereilten Schritte hinriß? nicht Verblendung größerer Schönheit einer Andern, und nicht unedle Gewalt der Gegenwart? Mich glaubteſt du untreu, dem Herzen nach, wie ich es dem Scheine nach war? Löwenhoek — unbeſonnener Jüngling! — Alſo ein Daſeyn ginge wieder auf für die unglückliche Marie? — ſchmerzlich und ohne Hoffnung zwar, aber doch ein Daſeyn — ſeit ſie den herrlichſten der Männer, ſeit ſie Dagobert wieder achten kann!"

Er, dem das Herz die andachtsvolle Liebe,
Die heil'gen Flüge fromm zum Opfer gab,
Er ist unwürdig! — Und die beſſern Triebe
Sie irren leer und heimathlos zum Grab.

Sind die Geliebten in des Lichtes Sphären,
Dann bleibt der Andacht ſchmerzlich ſüße Luſt,
Es mag die Kunſt der fromme Gram verklären;
Sie ſtürmt beſchämt in der getäuſchten Bruſt!

Die höchſten Saiten klingen nicht mehr wieder,
Ihr ſüßer Wiederklang, er iſt verhallt.
Ein dunkler Flor ſinkt auf die Seele nieder,
Nicht mehr erhellt durch ſeine Lichtgeſtalt!

Doch ſieh! die Wolken trennen ſich! die Sonne
Der Wahrheit bricht verklärend durch die Nacht!
Unſchuldig iſt er! trag', o Herz, die Wonne!
Er iſt verklärt vom ſchwärzenden Verdacht!

Die Fluren, die im trüben Schatten lagen,
Sie treten magiſch jetzt ans Licht hervor;
Den dunkeln Kräften fängt es an zu tagen,
Gefühl, Gedank' erwacht im vollen Chor.

Er iſt verklärt! Nun leuchten die Gefilde,
Erhöht nur noch hat ſeinen Werth der Schmerz;
Der Schutzgeiſt kehrt mit ſeinem Götterbilde
Zu neuem Aufflug in das öde Herz."

Ein düſterer Nebel umzog Dagoberts Augen, als er das Vorſtehende geleſen hatte, und er ſank erſchöpft auf einen Seſſel zurück. Seine Bedienten traten ein, und forſchten beſorgt nach dem Zuſtande ihres geliebten Herrn; er ant-

wortete ihnen nicht, riß ſich dann mit einem Male heftig auf, und eilte die Treppe hinab, um den Wirth ſelbſt nach allen, nach den kleinſten Umſtänden dieſer Begebenheit zu fragen.

Beſtürzt über das verſtörte Anſehen des Fremden vergaß der höfliche Wirth auf einige Augenblicke die dienſtfertige Eil, mit der er ſonſt alle Fragen vornehmer Gäſte zu beantworten pflegte. Es iſt, fing er endlich an, ungefähr einen Monat her, ſeit die fremde Herrſchaft hier logirte, in eben dem Zimmer, das Sie jetzt bewohnen, gnädiger Herr! —

In eben dem Zimmer! rief Dagobert, wie aus einem tiefen Traume erwachend. O das wußt' ich, als ich es betrat! Der Wirth ſah ihn wieder an: ſie kamen, fuhr er in ſeiner Erzählung fort, aus Schweden, und wahrſcheinlich iſt es, daß ſie nach Deutſchland gegangen ſind. Es war eine hohe ſchöne Dame in tiefer Trauerkleidung; wir haben alles — —

O barmherziger Gott!! ſchrie Dagobert, indem er die Hände vor die Augen ſchlug, und außer ſich hinwegſtürzte.

Er brachte die Nacht in einem fieberhaften Zuſtande zwiſchen Traum und Wachen zu; alle Macht der Leidenſchaft war erwacht, alle Zweifel an Mariens Treue für dieſen Augenblick verſchwunden; ja dies war ſie, die Sprache, die in ſeiner Bruſt ihr Echo fand! dies eine Leidenſchaft, der ſeinen gleich und würdig! — — Alſo nach Deutſchland iſt ſie gegangen? o ihr nach! ihr nach! riefen tauſend Stimmen in ſeinem Innern. — Sie auffinden, oder den Tod! — Aber die Geſchäfte, die ihn nach Schweden riefen, waren dringend, und jetzt, ſo nah dem theuern Lande, ſollte er jetzt zurück

kehren, um aufs Ungefähr sein eignes Glück selbstsüchtig aufzusuchen? Wußte er denn, in welcher Gegend der Welt er Marien finden sollte? und wenn er sie fand — unglücklicher Dagobert! war er nicht gefesselt durch die unauflöslichsten Bande der Pflicht und der Natur? Dieser letztere Gedanke drohte allemal seinen Verstand zu verwirren; die Verzweiflungsqual des innern Vorwurfs mischte sich mit der schmerzlichen Trauer um den unendlichen Verlust. Sie war jetzt frei vielleicht — er schloß es aus der trauernden Witwentracht, — er könnte nun glücklich seyn, und er, er selbst hatte sich um dies Glück betrogen.

Erst gegen Morgen beschlich ihn ein sanfter erquickender Schlaf; seine Kräfte waren neu gestärkt, als er erwachte, und mit ihnen sein edler Wille. Er trat ans Fenster; da wehten und wallten in der frischen Morgenluft die weißlichten Segel und Flaggen von dem Schiffe, das ihn an die vaterländische Küste führen sollte. Er schiffte sich ein, die Gedanken an sein Vaterland milderten ein wenig die stürmischen Gefühle seines Innern. Leidenschaft hatte stets seine heiße Vaterlandsliebe mehr erhöht als gemindert; diese beiden großen Gefühle verschmolzen sich in seiner Seele. — Dort zur Rechten lag Gothland wie ein weißer Nebelstreif, bald nahmen ihn die romantischen Scheren auf. Sein Herz schlug laut vor wehmüthiger Bewegung, als er die armen moosbedeckten Hütten wieder sah, zwischen den Klippen verstreut, und von finsterhangenden Tannen überschattet. Edles Land, wo die Natur das, was sie dem Boden rauh entzog, an körperlicher und an Seelenschönheit ihren Bewohnern so reichlich wiedergab!

Die Fahrt hatte noch nicht drei Tage gedauert. Dagobert blieb, als sich die Gefährten bei der Landung zerstreuten, in einer einsamen Gegend des Strandes zurück; die Sonne war untergegangen, und der Mond stand gegenüber, bleich und hehr im blassen röthlichen Wiederschein. Es war jenes wunderbar liebliche Gemisch von immer blässer werdendem Rosenlicht des Abends und immer heller zitterndem Mondessilber. —

Dagobert warf sich mit einer unnennbaren Rührung auf die Kniee bei einem grauen Felsentrümmer, einem Denkmal der Vorwelt; er küßte den heil'gen Strand, und strömte das gepreßte Herz in einem heißen, brünstigen Gebete aus.

Als er sich wieder aufrichtete, war der letzte Abendschein erblichen, der Mond allein stand da in stiller Feier, und in der magischen Beleuchtung erblickte er eine Gestalt ihm gegenüber, die er nach dem hohen und geheimnißvollen Charakter, der auf seinem Wesen lag, für eine Erscheinung aus der andern Welt würde gehalten haben, hätte ihm nicht sein Herz eine andere Ahnung zugeflüstert.

Der Unbekannte stand eine Weile und betrachtete den Schwankenden mit strahlenden Augen, bis Beide mit einem Male die Arme ausbreiteten, und Dagobert unter dem Ausruf: Adlerswert! an die Brust des Freundes stürzte, des Freundes, von dem ihn weder Jahre noch Mißverständnisse hatten gänzlich trennen können.

Verschwunden war in dieser heiligen Stunde Alles, was sich bisher zwischen sie geworfen hatte. Die Natur allein und die reinsten Gefühle der Menschheit sprachen unverhüllt zu ihren Herzen; und Dagoberts erweichte, hoffnungslose

Sehnſucht umſchlang mit doppelter Innigkeit den langvermißten Jugendfreund.

Adlerſwert hatte nach ſeiner Rückkehr aus Rußland in Stockholm in einem würdevollen Wirkungskreiſe gelebt, und ſtill und groß für ſein Vaterland gehandelt. Er kam jetzt von einer Geſchäftsreiſe aus Liefland zurück. —

Die Freunde ſetzten ihre Reiſe nach Stockholm vereinigt fort. Selige Stunden liebenden Vertrauens, wechſelſeitiger Aufklärung folgten ihrem Wiederverein.

Die ſeltſame Weichheit in Dagoberts Weſen, der heftige Strom von Thränen, den er am Halſe des Wiedergefundenen weinte, verriethen dem theilnehmenden Freunde nur zu bald den Kummer, der tief und verzehrend am Herzen des Unglücklichen nagte; und ſchonend forſchte er nach deſſen Quelle. Dagobert erzählte ohne Rückhalt dem würdigen Vertrauten alle Schickſale ſeines bisherigen Lebens mit ihren leiſeſten Abſtufungen.

Der ängſtliche Wunſch, Marien durch Adlerſwerts Zeugniß minder ſchuldlos zu finden, leuchtete am Schluſſe ſeiner Erzählung dem ſcharfen Blicke des Letztern nur zu deutlich hervor. Dagobert hatte dieſe Zeit her den unerträglichen Schmerz ein wenig zu mildern und ſeine eigne Schuld zu verringern geſucht, indem er ſich die Schuld der Geliebten wieder hervorrief. —

Armer Dagobert! ſagte Adlerſwert mit einem mitleidigen Lächeln, ich fühle es, daß ich dir Troſt und Beruhigung ſchuldig wäre, allein auf Täuſchung kann ich dieſe Beruhigung unmöglich gründen. Wahrheit der Mann dem Manne! Was würde Dir es helfen, wenn Du die Edelſte und Tadelloſeſte ihres

Geſchlechts eine Zeitlang weniger dafür hieltest? Die erſten Tage in Stockholm vielleicht würden Dich enttäuſchen. Höre lieber von mir die Geſchichte ihres fernern Lebens, ſeit Euch das Schickſal trennte; und vernimm dann den Rath und den einzigen Troſt, den Dir die Freundſchaft zu geben vermag. —

Du haſt Mariens Vater gekannt, — er iſt nun ſeit einem Jahre nicht mehr; — Du weißt, daß er ein Mann von ſeltner Herrlichkeit und Größe war, ganz werth der vergötternden Liebe ſeiner Tochter, die er zu dem Range ſeiner innigſten Freundinn erhoben hatte. Eine einzige Schattenſtelle war auf dem lichten Gemälde: der herriſche Eifer, mit dem er ſeine einmal gefaßten Plane durchzuſetzen ſuchte, und Alles niedertrat, was ſich ihm entgegenſtellte. Dies Mal mußte ſelbſt ſein liebſter Schatz, die theure Tochter, das Opfer ſeiner einzigen, aber auch um ſo gewaltigern Leidenſchaft ſeyn! Der mächtige Beng mußte für ſeine Plane gewonnen werden; und es gab kein wirkſameres Mittel als dies. — Marie mit der regen Empfänglichkeit für die Größe ihres Vaters, wagte zwar nicht, zwiſchen Deinem und ſeinem Rechte zu richten, aber ſie wollte wenigſtens mit Euch wetteifern an Großmuth, ſie wußte, daß der Wille ihres Vaters ſtets eine edle Quelle hatte, ſie entſchloß ſich, ihm das Glück ihres Lebens aufzuopfern.

Marie hätte nicht Stärke genug zu einem Heroismus gehabt, der mehr tadels- als lobenswerth geweſen wäre, hätte es die Aufopferung ihrer Treue gegen dich gegolten — aber — Eiferſucht haſt du gegen ihren Gemahl empfunden? — unbeſonnener, unglücklicher Dagobert! auf den Bericht eines rohen Menſchen — der ſeine gekränkte Eigenliebe über

Mariens Strenge durch die Vorſtellung ihrer Zärtlichkeit gegen den Gemahl zu lindern ſuchte.

Der ehrliche Löwenhoek war mit ſo ſchlechtem Erfolg als jeder Andre unter dem Haufen junger Schmetterlinge geweſen, die eine ſchöne Frau in Mariens Verhältniſſen gewöhnlich als eine willkommne Beute zu betrachten pflegen. — Aber haſt Du denn Beng geſehen? haſt Du Dir wenigſtens Zeit genommen, Dich näher nach ihm zu erkundigen? Ein Greis, von aller Kränklichkeit und Schwäche des Alters gedrückt, und von keiner Neigung beſeelt, als von der unerſättlichen nach Reichthum, konnte unmöglich Deine Eiferſucht erregen! —

Adlerſwert! rief Dagobert wehmüthig — — — ſo ſtößeſt Du mir den Dolch ins Herz?

Kann ich Dir das verſchweigen, erwiederte Adlerſwert, was Dir der erſte Zufall entdecken könnte?

Marie lernte Beng kennen, ſie überzeugte ſich, daß ſie nie ſeine Geliebte ſeyn würde, und nahm willig den Rang ſeiner Gemahlinn an. Ihr Beſtreben war fortan, die Tage dieſes ſinkenden Lebens noch durch ihre liebevollen, mehr kindlichen Bemühungen zu verſchönen; Dankbarkeit und Wohlwollen gegen ſeine holde Pflegerinn erheiterten die düſtre Seele des alten Mannes. Dies Bewußtſeyn und der Segen des theuern Vaters, deſſen Stolz und Wonne ſie bis zu ſeinem letzten Odemzuge war, erleichterten der erhabnen Marie ihre ſchmerzlichen Entſagungen. Nie hat eine Miene des Vorwurfs von ihr den Vater gekränkt, der ihr Schickſal aufgeopfert hatte, und ihr Gemahl iſt vor einigen Monaten mit lauten Segenswünſchen gegen ſie aus der Welt gegangen. —

Du, der frühgeliebte, nie verläugnete Erwählte ihres Herzens, würdeſt es auch vor Gott und der Welt ſeyn, hätte Dich nicht Deine raſende, von Stolz erregte Unbeſonnenheit um den Preis des höchſten Erdenglücks betrogen.

Du ſchauderſt, Dagobert? Ja trink' ihn nur, den ganzen bittern Kelch der Wahrheit, es iſt beſſer, die Hand der Freundſchaft reicht ihn Dir. Wie jedem Feinde, auch dem Schmerz ins Auge zu ſehen, iſt das einzige Rettungsmittel des tapfern Mannes. Aber laß darum den Muth nicht ſinken, mein großherziger Freund, ein reicher Schatz von Kräften liegt in Dir, wende ſie an! zeigt ſich Dir ein Mittel, das zerſtörte Paradies vielleicht mehrerer guten Menſchen ohne Unrecht wieder herzuſtellen, ſo laß dich kein Vorurtheil davon abhalten, Recht iſt, was das heiligſte Geſetz der Natur befiehlt. — Du ſprachſt von Liljenſtröm — von ſeinen zärtlichen, obgleich ſchuldloſen Aufmerkſamkeiten gegen Deine Gattinn. —

Dagobert bebte zuſammen; ein Blitzſtrahl ſchoß ihm durch die dunkle Seele. — —

Ergreife das Glück, fuhr Adlerſwert fort, wenn Du es mit Schuldloſigkeit und mit Zartheit kannſt; iſt es nicht, ſo zieh Dich zurück in die Freiſtatt Deiner Tugend, und ſtrebe durch ein höheres Band vereint zu werden mit der himmliſchen Geliebten.

Die Idee des vorurtheilsfreien Adlerſwert ſchien für Dagobert die Eingebung eines höhern Geiſtes. Mit Wonne rief er ſich jedes Zeichen der Sympathie zwiſchen Liljenſtröm und Emilien zurück, das er vorher nicht beachtet hatte, und der Gedanke, bei der Vollendung ſeines eignen Glücks auch

das Leben zweier guten Menſchen zu beglücken, ſchien ihm entzückend.

Mit froherer Thätigkeit beendigte er ſeine Geſchäfte, und eilte dann nach Deutſchland zurück, entſchloſſen, mit zarter Schonung ſich um das Geſchick des Freundes und der Gattinn zu bemühen, und dann die Heißgeliebte ſelbſt im fernſten Winkel der Erde aufzuſuchen. Adlerſwert, durch ſeine Beſtimmung in Schweden feſtgehalten, hatte ihn nur mit treuen Segenswünſchen begleiten können.

Dagobert fand Emilien bei ſeiner Zurückkunft noch ſtiller als gewöhnlich, aber gelaſſen und freundlich.

Mit Mühe hielt er in den erſten Augenblicken die ungeduldige Frage nach Liljenſtröm zurück, er bat Emilien möglichſt ruhig, ihm etwas von dem zu erzählen, was ſich während ſeiner Abweſenheit ereignet habe! Mit der gewöhnlichen Gleichmüthigkeit ihres Tons erzählte ſie ihm verſchiedene kleine Vorfälle, bis ſie an eine Begebenheit kam, die ſein Herz nur zu laut zu deuten wußte.

Es ſey, erzählte Emilie, wenige Tage nach ſeiner Abreiſe eine fremde Dame von hoher ſchöner Bildung und in tiefer Trauer zu ihr gekommen, habe ihren Reiſewagen und ihre Bedienten unten am Landhauſe warten laſſen, und habe gebeten, ihr nur eine Viertelſtunde Erholung unter ihrem Dache zu gönnen, da ſie ganz erſchöpft von der weiten Reiſe ſey. Gegen ſie ſelbſt ſey ſie außerordentlich liebevoll und freundlich geweſen, und habe ſie gebeten, ihr ihre Kinder zu zeigen. Dieſe habe ſie mit einer ſonderbaren Heftigkeit an die Bruſt gedrückt, und ſey über ſie in einen Strom von Thränen ausgebrochen; dann ſich ſchnell abwendend habe ſie

jedem eine koſtbare Halskette umgehangen, und ſey wieder verſchwunden; nachdem ſie dringend gebeten, keinem, auch keinem lebendigen Weſen etwas von ihrer flüchtigen Erſcheinung zu entdecken; eine Verbindlichkeit, meinte Emilie, deren ſie ſich wenigſtens gegen ihren Gatten entledigt glaubte.

Und wohin iſt ſie gereiſt? fragte Dagobert mit glühenden Wangen.

Das weiß ich nicht, erwiederte Emilie gelaſſen.

Das forſchteſt Du nicht, Emilie? brach Dagobert mit kaum verhaltenem Unwillen aus. — Die Hoffnung indeß, ſie deſſen ungeachtet irgendwo aufzufinden, beſänftigte ihn wieder, und der Gedanke an Liljenſtröm gab ihm ſeine ganze Heiterkeit zurück.

Und wo iſt Liljenſtröm, liebe Emilie? fragte er.

Liljenſtröm iſt verreiſt, erwiederte ſie ſtill. Er hat mir einen Brief an Dich zurückgelaſſen.

Sie ging und holte den Brief, den ſie Dagobert übergab, indem ſie ihm halb traurig, aber unſchuldigoffen in die Augen ſah.

Mit ahnendem Zittern erbrach Dagobert das Siegel. Der Brief enthielt folgende Worte:

„Empfange, mein Freund, mit dieſen Zeilen das Bekenntniß einer unfreiwilligen Schuld, und das letzte Lebewohl eines Freundes, der ſich ſelbſt verbannt, um nicht zum Verbrecher an den allerheiligſten Geſetzen, der Ehe und Freundſchaft, zu werden. Wiſſe, Dagobert: ich liebte Dein Weib! aber, bei Gott ſey es geſchworen, mit aller Ehrfurcht, der ihre himmliſche Tugend würdig war. Nie hat ihr ein Wort mein unglückliches Geheimniß entdeckt, ſelbſt

meine Verbannung hab' ich ihr verſchwiegen. Wenn Du dieſe Zeilen erhältſt, liegen Meere zwiſchen uns. Ich gehe nach Indien. Forſche nicht nach, wohin ich jetzt gegangen bin, Deine Bemühungen würden vergeblich ſeyn; hat aber die letzte Bitte eines ſcheidenden Freundes noch einigen Werth für Dich, ſo beſchwöre ich Dich, erfülle ſie! Tritt das Kleinod nicht unbeachtet in den Staub, das ich Dir mit Todesſchmerzen opfre! Mache ſie glücklich, mache den Engel glücklich, deſſen ſtille heilige Tugenden nur der Mann ganz zu würdigen verſteht, der ſie ſo genau beobachtete, wie ich, und — der ſich auf ewig von ihr trennt!"

Ein unausſprechliches Gemiſch von Empfindungen erhob ſich in Dagoberts Bruſt bei Leſung dieſer Worte. Bewunderung ſeines heldenmüthigen Freundes, Schmerz über die zerſtörte Hoffnung, und Mitleid, tiefes zärtliches Mitleid gegen das arme, himmliſchreine Geſchöpf, die mit der kindlichvertrauenden Miene der Unſchuld an ihm aufſah, als ob ſie ihn nun ihre einzige Stütze nennte. Eine leiſe Beſchämung drängte ſich in ſeine Seele. Innig, zärtlicher, als vielleicht je, ſchloß er die Verlaßne feſt an ſeine Bruſt, und ſchwur in ſeiner Seele, dem edlen Liljenſtröm nicht nachzuſtehen an Tugend, ſchwur, für Emilien zu leben und ſich den Anblick der Geliebten auf immer zu verſagen.

Alle Bemühungen, den Weg zu erforſchen, den Liljenſtröm genommen hatte, waren vergeblich; zu ſicher hatte der Entſchloſſene ſeine Maßregeln gewählt, um unentdeckt zu bleiben; ob Oſt-, ob Weſtindien ſeine Freiſtatt war, nicht einmal ſo viel konnten Dagoberts Nachforſchungen ausſpähen.

Mit gewiſſenhafter Anſtrengung erfüllte Dagobert eine

Zeitlang ſeinen Schwur, als ein Zufall ſeine Seele von neuem in Aufruhr ſtürzte.

Einer ſeiner Bedienten, den er in irgend einer Angelegenheit nach dem Elſaß geſchickt hatte, brachte ihm die Nachricht, er habe auf der Hinreiſe in einem der Rheinthäler die fremde hohe Dame wiedergefunden, die er während Dagoberts Abweſenheit in ſeinem Hauſe geſehen hatte. An dem ſchönen Landhauſe, das ſie dort bewohne, ſey er ganz nahe vorbei gekommen; ſie habe ihn aus dem Fenſter erkannt, als er ſie gegrüßt, habe ihn hinauf kommen laſſen, ihn dringend nach Dagobert, nach Emilien und den Kindern gefragt, und ihn dann mit einem reichen Geſchenke entlaſſen; ihr Anſehen ſey aber noch bläſſer geweſen, als vorher. Auf dem Rückwege ſey er nicht allein gereiſt, und daher nicht wieder in jene Gegend gekommen.

Dieſe Nachricht war zu viel für Dagoberts Standhaftigkeit. Sie, Marien nur noch ein einziges Mal zu ſehen, wie zu einem Heiligenbilde zu ihr zu wallfahrten, ihre Verzeihung für ſeine unglückſelige Uebereilung zu gewinnen, dies ſchien ihm ein Troſt für ſein künftiges hartes Leben, den ihm ſelbſt die ſtrengſte Tugend nicht verſagte.

Mit Sorgfalt erkundigte er ſich bei dem Erzähler nach dem Orte ihres Aufenthalts; ein Vorwand zu einer Reiſe war leicht gefunden, und ſo trat er zu Pferde und von keinem einzigen ſeiner Leute begleitet, den Weg der Liebe an. Zu heilig war ihm Emiliens Ruhe, zu heilig das Geheimniß ſeines Herzens, als daß er beides irgend einem Menſchen hätte vertrauen ſollen.

In einem der ſchönſten Thäler des Rheins am diesſei-

tigen Ufer lag die ſtille Freiſtatt Mariens. Er ſah, ſo wie er von den Bergen herabkam, das ſchöne Wohnhaus in reizender Umſchattung liegen, und ein lieblicher Park, den er durchreiſen mußte, zog ſich bis an ſeine Mauern. Ueberall fand er hier die Spuren des zarten erfinderiſchen Geiſtes ſeiner Geliebten, und überall ſchien ihm eine leiſe Beziehung auf ihre Liebe anzuſprechen. Er hatte ſein Pferd am äußerſten Eingange des Gartens zurückgelaſſen, und irrte mit leiſen Fußtritten auf dem geweihten Boden.

Ein duftiges Wäldchen hatte ihn lange mit ſeinen ſpielenden Laubphantaſien aufgehalten, als ihn mit einem Male ein freier, feierlich gerundeter Platz aufnahm, der ſeine Seele mit einem heiligen Schauer, ach! mit aller Zaubergewalt der Vergangenheit erfüllte. Eine hohe, weit ſchattende Buche ſtand mitten auf dem freien Platze, ganz ähnlich jener auf Helgoſtala, welche die holde Schwärmerei zur Zeuginn ihres Bundes geweiht hatte. Die Zweige waren durch Kunſt aufs treffendſte dem Baum von Helgoſtala nachgebildet, alle die Inſchriften von jenem mit ſorgfältiger Treue in die Rinde nachgegraben. Kränze hingen noch verwelkt in den Zweigen, wie ſie zuweilen der glückliche Dagobert umwunden hatte.

Nur zu tief fühlte Dagobert dieſen neuen Beweis der zarteſten und doch feurigſten Leidenſchaft; ein Zauber ſchien ihn noch zu befangen, ſein Blick verlor ſich in den Zügen ihrer geliebten Hand, und nicht ohne eine kleine Beſtürzung ward er die Geſtalt eines alten Mannes gewahr, der nicht fern von ihm auf einem Baumſtamme ſaß. Der Alte hatte den Kopf ſchwermüthig in die Hand geſtützt, und ungern riß er ſich, wie es ſchien, bei der Ankunft des Fremden von ſeinem traurigen Nachdenken los.

Er hob das Antlitz empor, und mit welcher Empfindung erkannte Dagobert in ihm den alten treuen Diener Mariens, den er in guten Tagen ſo oft zu Helgoſtala geſehen hatte. O Skiold, rief er, indem er den alten Mann feurig in die Arme drückte, ſeh' ich dich wieder? Ach, nach ſo langer, langer Zeit! und wie?

Ach, ſind Sie es, gnädiger Herr? erwiederte der Alte, indem er ſich mit einer düſtern Art den Liebkoſungen Dagoberts entzog. Ja wohl, wie ſehen wir uns wieder? — Sie hätten ſo glücklich ſeyn können! So unausſprechlich hat Sie meine Gräfinn geliebt! Sie wählte Deutſchland blos darum zu ihrem Aufenthalte, um in demſelben Lande zu leben, wo Sie lebten und athmeten. Dieſes abgelegene Landgut kaufte ſie, um hier vor aller Welt verborgen ihre ſchöne Jugend zu verleben, blos von den Erinnerungen an Sie und ihre Liebe umringt.

Dagobert hatte ſich dem Baume wieder genähert, während der Alte ſprach, und den einen Arm darum geſchlungen, ſeine heiſſe Wange ruhte in ſüßer Schwärmerei an der Inſchrift von ihrer Hand.

Und das iſt nun Alles vergebens! fuhr der Greis fort.

O guter Skiold, verwunde mein Herz nicht noch mehr! rief Dagobert. Führe mich zu ihr! führe mich zu deiner himmliſchen Gebieterinn!

Sie ſind ja bei ihr! erwiederte der Alte finſter, ich dachte, Sie wüßten es ſchon. Der kleine Hügel, an dem Sie ſtehen, da ruht ſie ſeit acht Tagen. — —

Dagobert ſtand und hörte die durchbohrende Nachricht, aber das lange Leiden hatte ſeine Geiſteskräfte ſo abgeſtumpft, daß er Zeit brauchte, um den neuen fürchterlichen Begriff zu faſſen.

Die Gräfinn, nahm der Alte wieder das Wort, hat mir auf Lebenszeit meinen Unterhalt auf dieſem Gute zugeſichert, ſie wußte wohl, daß der treue Skiold ihr Grab ſo wenig würde verlaſſen wollen, als im Leben ſie ſelbſt.

Ihr Tod iſt an ihre Verwandten nach Schweden berichtet. — An Sie, gnädiger Herr, hat ſie mir noch einen Auftrag gegeben, als ſchon der Nebel des Todes ihre ſchönen Augen überzog. Einige Thränen ſchlichen bei dieſer Erinnerung über die eingefallenen Wangen des Greiſes, während Dagobert ſtumm und thränenlos ihm gegenüber ſtand, — ſage ihm, wenn du ihn einſt ſieheſt, daß ich mit heißen Wünſchen für ſein Glück aus dieſem Leben ſcheide, daß er den Verdacht der Untreue von meinem Andenken verwiſchen ſoll! Du, treuer Skiold, biſt ja der beſtändige Zeuge meines Lebens geweſen. — Sage ihm, daß ich ſeine Kinder noch umarmt und geſegnet habe! — Ich hätte, fügte ſie hinzu, gedacht, noch einige ſtille Jahre in ſeiner Nähe zu verleben, — aber meine Kräfte waren zu ſchwach. — Der Gott der ewigen Liebe wird mir verzeihen, daß Liebe ſo früh mein Leben brach! —

* * *

— Während die arme leidende Emilie mühſam jeden Gedanken bekämpfte, der ihrem entſchwebenden Schutzgeiſte über die Meere folgte, ſtand ihr unglücklicher Gatte am Grabe der vergötterten Geliebten, und ſtarrte ihr fruchtlos ſehnend in die Tiefe nach. Der Unglückliche durfte ja nicht einmal den Tod ſein Erbtheil nennen, er, den folternde und doch geweihte Bande an ein lichtloſes Leben gefeſſelt hatten.

V.

Unmöglichkeit.

Das Rechte kommt von Gott.

Pius der Sechste ward einſt auf einer Reiſe nach Spanien im pyrenäiſchen Gebirge von einem furchtbaren Gewitter überraſcht. Die Donner rollten ſchon entfernt in den verſchlungenen Felſenthälern, und dichte ſchwarze Wolken führten die Nacht früher herauf. Zwar eilte man, ſo ſehr man konnte, die nächſte Stadt zu erreichen, doch die Flügel des Sturmes waren ſchneller; die Nacht brach ein; der Sturm jagte den Staub der Erdſchichten empor und bog die Bäume zur Seite des Felswegs ſaußend nieder, indeß der Regen ſchon in großen Tropfen ſeitwärts herüber ſtrich; die Blitze zuckten durch die Dunkelheit, und näher, fürchterlicher rollten die Donnerſchläge von den tauſendfachen Echos des Gebirgs zurück.

Ein allgemeines Zagen herrſchte in dem Gefolge; alle bangten für die ſchon ſchwächliche Geſundheit eines auf das Höchſte geliebten Herrn. In dieſem Augenblicke ſah man durch die flatternden Zweige, als man eben einer Thalöffnung vorüber kam, den Schimmer eines Lichts aus der Vertiefung leuchten. Erfreut nahm man den Weg dahin, und kam zur Seite eines toſenden Waldbachs bis zu der Stelle, von wo es auszugehen ſchien. Ein ſtarker Blitz erhellte jetzt auf einen Augenblick die romantiſche Gegend, und zeigte vor ih-

nen ein ländliches, doch anmuthiges Haus, in dem zwei freundlich erleuchtete Fenster für diese Nacht ein Obdach hoffen ließen. Ein Diener ward dahin vorausgesandt, um Aufnahme zu bitten; und gleich darauf öffnete sich die Thür nach den nöthigen Erkundigungen. Ein alter Diener kam mit einer Kerze, und führte die erschöpften Reisenden in das Zimmer seiner Gebieterinn; eine edle Frauengestalt trat ihnen entgegen, noch jung doch bleich, und stillen ernsten Ansehens. Sie ahnte wohl nicht, welch hohen Gast heut ihr bescheidnes Dach beschirmen sollte; denn Pius reiste aus staatskundigen Ursachen unter erborgten Namen, und gab sich blos für einen mailändischen Grafen aus; doch wäre dies ihr auch bekannt gewesen, unmöglich hätte sie mit größerer, zarterer Sorgfalt den ehrwürdigen Herrn und sein Gefolge bewirthen können, als sie es that. Sie eilte gleich mit ihrer einzigen Dienerinn, die besten Erfrischungen aufzutragen, und während das wohlthätig lodernde Kaminfeuer die ganz Durchnäßten wärmte und erquickte, bereitete sie schnell das schönste Zimmer ihres kleinen Hauses zur Nachtherberge für den Gast, und sorgte eben so für sein Gefolge.

Mit einem Gefühl von Behaglichkeit nach dem erlittenen Ungewitter trat der erlauchte Gast in das zierliche, sanft durchwärmte und lieblich duftende Gemach, und genoß diese Nacht des ruhigsten Schlummers.

Am andern Morgen war sein erster Wunsch, seiner liebenswürdigen Pflegerin die ihm erwiesene Menschenfreundlichkeit auf eine würdige Weise zu belohnen. Er konnte sich nicht denken, warum sie schon in ihren Jahren sich so ganz von der Welt zurückgezogen habe, sie, die, wie er des vorigen

Abends gehört, noch unvermählt lebe; und ob die Lage dieſes Hauſes gleich ſehr reizend war, wie er aus ſeinem Fenſter ſah, wo Alles neu erquickt von dem geſtrigen Regen, im ſchönſten Morgenglanze lag, dennoch kam es ihm ſeltſam vor, wie ſie gerade dieſe zwar ſchöne, doch wilde und ſo ganz entlegne Einſamkeit gewählt habe. Die ſtille Trauer ihres Weſens fiel ihm ein und ſo beſchäftigte er ſich eine lange Weile mit wahrer Theilnahme für ſie; — etwas, das hohen Herren der Erde nicht ſtets begegnen ſoll; allein er hatte geſtern menſchliches Ungemach empfunden, und ſo empfand er auch heute menſchliche Dankbarkeit.

Dies Zimmer ſchien die innerſte heilige Freiſtatt der Beſitzerinn, worein ſie ſich gleichſam zu einer Art von Feſttagsfeier zurückzuziehen ſchien. Ein Cruzifix ſtand auf einer Art kleinen Altars in einer Mauerniſche, und noch dabei hing eine ſchöne Laute.

Die Dame hatte ihm indeß ſein Frühſtück eben ſo ſorgfältig bereitet; er ließ ſie bitten, dieſes mit ihm einzunehmen; ſie gehorchte mit ungezwungener Anmuth dem Wunſch des ehrwürdigen Alten. Er fand heut ihr Geſicht noch ſeelenvoller; der Ausdruck eines ungemein tiefen Gefühls und einer ſanftſchwermüthigen Schwärmerei, welcher in ihren ſanften Augen lag machte ſie ungewöhnlich anziehend. Das Oberhaupt der Kirche hätte ſeinem Stande getreu in ihr gern eine recht würdige Himmelsbraut geſehen; dennoch ſchien ihm ein inneres Gefühl zu ſagen, daß dieſes nicht das Mittel ihres Glückes ſey, und daß er dadurch ſeine kindliche Pflegerinn nicht wohl lohnen würde.

Ihre Unterhaltung beſtätigte vollkommen die vortheil-

hafte Meinung, die er von ihr gefaßt hatte. Unbefangen bezeigte ſie ihm ihre lebhafte Freude, einen Bewohner Mailands in ihm zu ſehen, und geſtand ſeinen Fragen offen, daß ſie aus jener theuern Gegend ſtamme. Der Umſtand, auf ſo überraſchende Weiſe eine Landsmännin, und eine ſo achtungswerthe, hier im fernen wilden Gebirge zu finden, erhöhte noch den Wunſch des Dankbaren, ſie würdig zu belohnen. Sagt mir, mein edles Fräulein, rief er aus, Ihr ſcheint mitten in Eurer holden Jugend nicht ganz glücklich; womit vermöchte ein nicht unmächtiger Mann Euch zu erfreuen? — Euch glücklich zu machen?

Ach, hoher Herr, erwiederte das Mädchen, und ihre ſanften Augen ſenkten ſich, indeß ſich ihre Bruſt ſchwerathmend hob: Das iſt unmöglich.

Unmöglich? rief der hohe Fürſt, — in ſich verwundert über die Kühnheit wie über die Unbegreiflichkeit der Antwort. — Auf alle Weiſe ſuchte er nun die Urſache ihres Unglücks zu erforſchen; allein auf dieſe Frage blieb ſie verſchloſſen wie ein wunderbares Buch. Vergebens erſchöpfte ſich der geiſtliche Herr in allen ihm erdenklichen Wendungen, das Geheimniß dieſes holdſeligen und trauervollen Weſens zu entdecken; nur ſo viel ſagte ſie, daß ſie ihre Eltern ſehr früh verloren und dann aus überwiegender Neigung den Aufenthalt in dieſer Einſamkeit gewählt habe; allem übrigen Forſchen wußte ſie mit Gewandtheit und einer ſtillen Würde auszuweichen. —

Als Pius ſie fragte, ob ſie denn nicht fürchte ſo ſchutzlos hier von Räubern überfallen zu werden, erwiederte ſie einfach: — Dieſe, mein hoher Herr, werden durch keine

Schätze nach meiner friedlichen Wohnung gelockt, da ich nichts von Gold oder Kleinodien beſitze, und nur die allereinfachſten Bedürfniſſe des Lebens. Ueberdem möchte wohl unter dieſem biedern, großmüthigen Hirtenvolk, deſſen Treue ich mich anvertraut habe, die Räuberei ein ſeltnes Verbrechen ſeyn.

So wieß ſie auch, als ihr erhabner Gaſt es endlich wagte, ihr ein großes, ſeinem Stande und ihrem Dienſte angemeßnes Geſchenk zu bieten, dies ſtandhaft ab. Dies eben, ſagte ſie leicht, könnte ja erſt den Blick der Habſucht auf mich wenden; und überdem wüßt' ich bei meiner ſchmuckloſen Lebensweiſe nicht den mindeſten Gebrauch davon zu machen.

Pius meinte jetzt noch, daß vielleicht Muſik ihren verſchloßnen Kummer löſen möchte und bat ſie, ihm etwas auf der Laute zu ſpielen; und — wenn ſie ihn nur etwas erfreuen wolle, — ein Lied von ihrem Schickſal dazu zu ſingen. Sie bewilligte es ſanft, ſchwermüthig lächelnd, und indem ſie tonkundig die Saiten rührte, ſang ſie dazu das nachfolgende Lied:

Ewig nah dem tiefen Herzen,
Doch der Sehnſucht ewig fern,
Glänzt mir unter Nacht und Schmerzen
Mein geliebter Lebensſtern.

Tod und Leben feſt verbunden
Füllen meine kurze Zeit,
Unter ſchweren Todeswunden
Grüßt mich nur die Seligkeit.

Dennoch liebt dich meine Seele,
Wie kein Weſen lieben mag!

Wie ich fromm dich auch verhehle
Bis zum letzten Herzensſchlag.

Iſt das Lichtbild doch errungen,
Was der Ahnung Traum verhieß,
Doch im Anſchaun hingedrungen
Bin ich in das Paradies.

O du mein geliebtes Leben
Führſt du früh' zum Tod auch mich,
Darf durch dich mein Geiſt erheben
Doch zur höchſten Tugend ſich.

Bis zu tiefen Todesnächten
Segn' ich darum mein Geſchick,
Halte dich mit heil'gen Rechten,
Unglückſel'ges, theures Glück!

Obgleich Pius gleichſam zum Pförtner der Seligkeit auf Erden eingeſetzt war, ſo kam ihm doch dieſe Art von Sprache darüber durchaus unverſtändlich vor; und es ward ihm ganz unheimlich bei dieſem wunderbaren Lied zu Muthe, welches vom Anfang bis zum Ende aus lauter Widerſprüchen zuſammengeſetzt ſchien. Er ſchied daher von der Sängerinn, ohne um weitere Erklärung in ſie zu dringen.

Er ſetzte ſeine Reiſe fort; als in der Gegend von Saragoſſa ihn ein neues und größeres Mißgeſchick traf: er ward von einer Krankheit überraſcht, von der ihm ſchon bei einem frühern Anfall davon verkündet worden war, daß, wenn ſie ihn nochmals überfalle, ſein Tod unvermeidlich ſeyn werde. Seine Leibärzte und alle die geſchickteſten Heilkundigen der Nachbarſchaft verſuchten umſonſt Alles, ihn zu retten. Nach einer tiefſinnigen Berathſchlagung erklärten ſie ihn einſtimmig

für unrettbar verloren; allein der Vornehmſte von ihnen, ein tiefgelehrter Arzt von Saragoſſa, trat mit edler Verläugnung aller Eigenliebe auf, und ſchlug vor, man ſolle noch vorher nach Alcala ſenden, und den berühmten Aloyſio de Vileguas holen laſſen; den trefflichſten Arzt der beiden Caſtilien; ſo ſeltnen, hohen Fluges, ſagte er, geht ſeine Wiſſenſchaft Allem vor, was wir ſonſt gewohnt waren, in dieſer Art zu ſehen, daß es nichts Unmögliches iſt, es könne ihm auch hier noch ein rettendes Mittel zu Gebote ſtehen.

Ohne Verzug eilten nun Boten nach Alcala zu dem vortrefflichſten der Aerzte, Don Aloyſio de Vileguas, der auch in gleicher Eile mit ihnen kam. Man führte ihn zu dem erlauchten Kranken; Don Aloyſio war ein ſchöner Mann, deſſen einnehmende Miene ſchon einen vortheilhaften Eindruck auf den Kranken machte. Er unterſuchte den Pulsſchlag und alle Umſtände der Krankheit; nach einigem ſtillen und tiefen Nachſinnen ordnete er dann die Mittel an, welche, wie er erklärte, ihm noch die einzige ſchwache Hoffnung der Rettung boten.

Er wachte darauf mit eifrigſter Sorgfalt die nachfolgende Nacht am Bett des Kranken, den hin und wieder ein wohlthätiger Schlummer heimſuchte. Am andern Morgen zeigten ſich merkliche Spuren einer Beſſerung, die man nicht mehr erwartet hatte, und die mit jeder Stunde zunahm; in wenigen Tagen war das koſtbare Leben außer Gefahr.

Alles überhäufte nun den trefflichen Arzt mit Lobeserhebungen. Der Kranke ſelbſt aber hatte ſeinen Retter ſo lieb gewonnen, daß er beſtändig um ihn ſeyn mußte. Die edeln, einnehmenden Züge Don Aloyſios fielen gleichſam erquickend in ſeine matten Augen, da in Krankheiten das Ge-

müth noch reizbarer und empfänglicher iſt für äußere Eindrücke; noch mehr mußte ihn aber wohl die zarte und unermüdliche Sorgfalt rühren, womit der treue Arzt alle Nächte an ſeinem Lager wachte. Pius hielt immer ſeine Hand, und ſagte einſt zu einem ſeiner Hofleute: Man ſpricht ſonſt immer, daß der Arzt einem Engel gleiche, wenn er hülfreich an das Lager des Kranken tritt; mir aber ſcheint der meinige in voller Wahrheit deren Einer ſo an Geſtalt als an Gemüth.

Doch mit Bedauern merkte er bei näherer Beobachtung, daß eine tiefe Traurigkeit über den edeln Zügen ruhte, und daß der ſelbſt ſich unaufhaltſam nach jenem dunkeln Ziele neigte, der Andre ſo hülfreich davon zurückzuhalten ſtrebte. — O mein Gott! rief der hohe Fürſt bei ſich ſelbſt, ſo ſoll ich denn beſtimmt ſeyn, gerade die wichtigſten Dienſte von lauter Unglücklichen zu erhalten? und ſoll der Mann, der rings um ſich Heil und Freude verbreitet, ſelbſt darben an der Freudenquelle? nein! ihn muß ich beglücken! ihn, meinen Lebensretter! Er wird doch meinen Beiſtand nicht auch ſo ſpröde von ſich zu zurückweiſen, als jenes eigenſinnige Fräulein im Thale von Venasquez that?

Er ließ darauf den Don Aloyſio zu ſich rufen, der ſich, da nun ſein hoher Kranker von der augenſcheinlichen Todesgefahr gerettet war, ohne Verzug zur Rückkehr nach Alcala bereitete, und nachdem ihm Pius eine fürſtliche Belohnung ſeiner Kunſt übergeben hatte, redete er ihn mit folgenden Worten an:

Wohl kann ich mir denken, Ihr Stern der Wiſſenſchaft, daß Euch bei Eurer großen und unvergleichlichen Gelehrſamkeit des Geldes und Gutes nicht mangeln werden, und daß

man Euch alſo auf dieſe Weiſe den Dank nicht zollen kann, den man Euch ſchuldig iſt; gleichwohl möchte ich Euch gern auf recht wahre Weiſe für das lohnen, was Ihr an mir gethan habt, als ich mit namenloſen Schmerzen und mit dem nahen Tode rang. So ſprecht denn offen aus, womit ich Euch erfreuen könnte, Ihr freundlicher Beſieger meiner Leiden!

Und welchen höhern Lohn, erwiederte Don Aloyſio, könnt' ich von Euch erwarten, erlauchter Graf? Nur zu reich habt Ihr mich für das belohnt, was ja doch ohnehin nur meine Pflicht war. Der beſte Lohn aber für mich iſt Eure Huld, denn auch ich fühle mich in Lieb' und Ehrfurcht zu Euch hingezogen.

Sprecht offen zu mir, Don Aloyſio, ſagte der unerkannte hohe Fürſt; ich habe Euch beobachtet, und wie ich ganz gewiß glaube — ſeyd Ihr nicht glücklich!

Nicht glücklich? — wiederholt Don Aloyſio mit einem ſchmerzlichen Lächeln. — Wie kommen Ew. Erlaucht zu der Frage?

Weil ich, erwiederte Pius faſt unwillig, weil ich Theil an Euch nehmen und Euch beglücken will.

O dann, rief Don Aloyſio mit allem Ausdruck hoffnungsloſer Trauer, dann dank ich Eurem guten Willen, erlauchter Graf, doch das vermöchte ſelbſt der König beider Caſtilien nicht! — Das iſt unmöglich!

Hier hätte faſt der hohe Fürſt der Kirche den angenommenen Stand vergeſſen und hätte den verwegnen Zweifler an ſeiner Macht erklärt, mit welchem Mächtigſten auf Erden er es zu thun habe; allein er hatte wichtige Staatsgründe, ganz unerkannt zu bleiben, und ſo blieb ihm nichts übrig,

als den ſtolzen eigenſinnigen Verſchmäher ſeines Beiſtands unbeglückt abreiſen zu laſſen; während er ſelbſt noch einige Tage der Ruhe genießen mußte, bevor er ſeine weitre Reiſe fortſetzte.

Allein in ſeinem Innerſten beſchäftigte ihn doch der Fall ſehr lebhaft, der ihm in ſeinem Leben noch nicht vorgekommen war. Unmöglich? wiederholte er ſich oft, unmöglich ſoll es mir ſeyn, ein einfaches Menſchenleben glücklich zu machen? dies wird mir ſchon zum zweitenmal hier auf ſpaniſchem Boden geſagt! Das Oberhaupt der ganzen Chriſtenheit werd' ich geheißen, ja hat mir Gott nicht ſelbſt die Schlüſſel des Paradieſes anvertraut? und mir ſoll es unmöglich ſeyn, ein Paar Weſen aus den mittleren Ständen zu beglücken?

Er theilte ſeinen Unmuth dem menſchenfreundlichen Grafen von Lerma mit, welcher dem hohen Reiſenden als ein früherer Bekannter bis Saragoſſa entgegen gereiſt war, und der Zuratheziehung Don Aloyſio's vorzüglich beigeſtimmt hatte, da er dieſen näher kannte.

Kennt Ihr denn, fing er an, Herr Graf, die ganze Lebensgeſchichte dieſes ſehr achtungswerthen, aber wahrhaftig auch ſehr ſtolzen Don Aloyſio?

Wohl kenne ich ſie, erwiederte der Graf, und liebe ihn als einen der beſten Menſchen; er hat ſelbſt eine Zeit lang unter meinen Fahnen gedient, als ihn das erſte Jugendfeuer zu Kriegerthaten hinzog, ob er gleich ſchon auf Alcala's und Salamanca's hoher Schule den Preis der Wiſſenſchaft errungen hatte. Er diente einige Jahre ehrenvoll und trat in ſeinen jetzigen Wirkungskreis zurück, als er ei-

ner empfangenen Wunde wegen zum Waffendienſt unfähig ward. So iſt er nun noch immer ein muthiger Streiter gegen Krankheit und Elend, die die Menſchen heimſuchen, und ſetzt, ſo ſelbſtvergeſſen eifrig, wie er ſeinen Beruf erfüllt, ſein Leben oft mehr der Gefahr aus, als er es je auf dem Felde der Schlacht konnte.

Pius ward von Neuem durch dieſe Schilderung eingenommen, die er ihrem Gegenſtande ſehr treu fand. Allein er iſt ſehr unglücklich! ſagte er. —

Das iſt er freilich, erwiederte der edle Lerma. Wenn er Ew. Heiligkeit das geſagt hat, ſo iſt es keine Unwahrheit geweſen.

Nein nicht geſagt! rief Pius, verhehlt hat er es mir! — Und was iſt denn die Urſache ſeines Unglücks?

Er liebt ein Mädchen mit namenloſer Leidenſchaft. Erwiederte der Graf von Lerma.

Nun? — — fragte der Fürſt der Kirche, der ſich in ſeiner Erwartung etwas getäuſcht zu haben ſchien; und wird von ihr verſchmäht?

Sie liebt ihn mit derſelben ſchwärmeriſchen Zärtlichkeit, verſetzte der Graf.

Nun dann, rief Pius heiter, was hat es denn für Noth? für ſolche Leiden hat unſre heilige Kirche ein gar treffliches Mittel in Prieſterwort und Prieſterſegen. — Iſt es nicht ein beſeligendes Band, das zu knüpfen der Himmel uns gewählt; wo zwei verſchiedne Weſen auf Leben und Tod unzertrennbar vereinigt werden! — — Ihr ſchweigt, Graf Lerma? gleich als ob Ihr an dieſer Wahrheit zweifeltet?

Ich ſchweige, hoher Herr, weil dieſes Band für Tau-

ſende beglückend, für viele doch zur ſchweren Eiſenfeſſel wird, da Menſchlichkeit und ſelbſt Vernunft zu wenig Stimme bei jenem unerbittlichen Geſetze hat, das ſeine unſichtbaren Schranken, wohlthätig, unerläßlich für die große Menge ziehen mußte, doch das ſie auch mit Felſenhärte da undurchdringlich macht, wo alle heiligen Gefühle, die Natur ſelbſt, auf eine Ausnahme zu bringen ſcheinen.

Ich verſteh Euch nicht, Graf, ſagte Pius, — — warum will ſich Don Aloyſio nicht ehelich mit ſeiner Geliebten verbinden?

Weil — verſetzte Graf Lerma langſam — weil er ſchon der Gatte einer Andern iſt.

Ha der Verbrecher! rief der geiſtliche Fürſt in vollem Eifer. —

Doch hat der edle Aloyſio nicht das Anſehn eines Verbrechers, ſetzte Graf Lerma nur leiſe, begütigend hinzu. Das iſt wohl wahr; — erwiederte der Geneſene, welchem in dieſem Augenblick doch die Erinnerung an ſeinen liebgewordenen Wohlthäter beſänftigend zurückkam; ohne Zweifel iſt ihm ſein Weib treulos und ſchlecht.

Sie iſt eine würdige, tadelloſe Frau, verſetzte Lerma, auch wohlgebildet — Aber ſie liebt ihn nicht. —

Nun dann, rief Pius, ſo muß da irgend ein Mißverſtändniß zum Grunde liegen! warum ſollte ſie einen ſo liebenswürdigen Mann nicht lieben? — Ich denke doch zu ſeinem Beſten zu wirken, auch wider ſeinen Willen, und den Verirrten auf die Bahn der Tugend zurechtzuführen. — Ihr aber, Graf von Lerma, ſeyd Ihr ein guter Katholik, ſo wer-

det Ihr mir nie in einem ſo leichten Tone über Sätze des Glaubens ſprechen.

Graf Lerma wollte noch Einiges hinzuſetzen, allein die Strenge, die ſich auf der Stirn des geiſtlichen Herrſchers lagerte, gebot ihm Schweigen.

Wenn uns ſchon bei unſern mäßigen Verhältniſſen in irgend einer Sache Schwierigkeiten aufſtoßen, ſo wird in uns das Streben aufgereizt, ſie zu beſiegen; bei Mächtigen werden ſie ein Sporn, der alle ihre Macht aufbietet, und ſie das Schwere überflügeln heißt; ſo daß ſie oft auf Dinge, an welche ſie, bei ihren wichtigeren Angelegenheiten nicht gedacht haben würden, gerade jetzt ihr ganges Sinnen richten, weil es ihnen als ſchwierig dargeſtellt worden iſt; denn nichts iſt den Großen der Erde empfindlicher, als auf die Schranken ihrer Macht zu ſtoßen. — So hielt es auch der größte Fürſt der Chriſtenheit nicht unter ſich, bei ſeiner Durchreiſe durch Alcala ſelbſt mit der Gattinn Aloyſio's zu ſprechen, und ſie, ganz in den Geiſt ſeiner kirchlichen Würde zurücktretend, über ihre Geſinnungen gegen den ihr angetrauten Ehegemahl zu ſprechen.

Donna Iſabella, dies war ihr Name, eine groſſe, wohlgebildete Frau, von ſehr blühendem und klarruhigem Anſehen, war anfangs überraſcht; allein mit weiblichem Scharfblick errieth ſie bald, daß ſie ſich wenigſtens einem ſehr hohen geiſtlichen Herrn gegenüber befinden müſſe, wenn ſie auch nicht die ganze Mejeſtät ihres erhabnen Gewiſſenrathes ahnen konnte; und willig in frühgewohnter Ehrfurcht gegen dieſen Stand unterwarf ſie ſich der Prüfung; doch offnen — und ſich keiner Schuld bewußten Blickes fragte ſie, als das ermahnende

Geſpräch ſich nun vom Allgemeinen gar zu ſehr auf ſie ſelbſt richtete: Mein Gott, iſt denn Don Aloyſio unzufrieden mit mir? ich habe ihn doch meines Wiſſens nicht beleidigt! Auch hat er mir keinen Unwillen merken laſſen. Wir leben in dem beſten Einverſtändniß.

Die ſichtbare Ruhe und Schuldloſigkeit ihres Gewiſſens machte beinahe den erhabnen Friedensſtifter ganz irre in ſeinem Plane. Er fragte endlich, ob ſie denn nicht die tiefe Traurigkeit ihres Mannes bemerkt habe, und ſein ſichtliches Dahinſterben in Jahren der Blüthe? — und eben ſo unbefangen antwortete ſie: Ich habe das nicht ſo ernſtlich genommen; er iſt ſehr ſchwärmeriſch und macht ſich öfter Kummer ohne Noth; daher theilt er ſich mir auch gar nicht mit, denn ich bin von Natur ſehr klaren ruhigen Gemüths geweſen, dem Alles Uebertriebene verhaßt iſt, und habe darum auch nie in ſein feuriges Weſen einſtimmen können.

Und wie, fragte Pius mit ſinkender Stimme, da Ihr ſo wenig übereinſtimmt, habt Ihr euch gewählt?

Gewählt? fragte Iſabella, haben wir uns im Grunde nicht. In unſrer Kindheit ſchon hatten uns unſre Aeltern mit einander verlobt, und ſchloſſen, ſobald wir die Schwelle des jugendlichen Alters betraten, unſern Vermählungsbund. Wir waren zu jung, um die Wichtigkeit eines ſolches Schrittes einzuſehen; auch habe ich meinerſeits wenigſtens nie Urſach gehabt, ihn zu bereuen; ich ſchätzte Don Aloyſio im höchſten Grade, er iſt ein vortrefflicher Menſch voll Selbſtvergeſſenheit und heißen Strebens nach allem Guten; auch wird er allgemein geachtet, ſo wie mir Eure Theilnahme für ihn, mein hoher Herr, einen neuen Beweis davon giebt; allein

das was man Leidenschaft der Liebe nennt, ist meinem Wesen fremd; ist dieses meine Schuld? Ich hege für ihn die Empfindung einer treuen Schwester — und habe oft gewünscht, der gute Aloysio möchte — — mein Bruder seyn. —

Die Einfalt und Wahrheit in dieser Darstellung hatten den Eindruck auf das Herz des geistlichen Fürsten nicht ganz verfehlt; ein Gedanke schien doch in ihm aufzudämmern, zu welchem Zweck nun eigentlich ein edles Daseyn an ein anderes ebenfalls nicht zu tadelndes gekettet hinschwinden sollte, das seine edelsten Regungen nicht theilte, nicht verstand, und nicht einmal sich ein Glück denken konnte, dem er mit tausendfachem Schmerz entsagte.

Ein günstiger Zufall führte den seelenvollen Grafen von Lerma eben in dem Augenblicke zu ihm, wo er in der ersten Bewegung ihm treu den Erfolg seines Unternehmens mittheilte. Mit Wärme faßte der menschenfreundliche Graf das eben dargestellte Bild auf. — Und nun, fuhr er fort, nun vergleichen Ew. Heiligkeit dagegen das erste feurige Zusammenfliegen zweier einander völlig gleichgestimmter edler Wesen, die von der Natur selbst geschaffen scheinen, sich gegenseitig unendlich zu lieben! Ich selbst war Zeuge der ersten Bekanntschaft Aloysios mit seiner Geliebten, und nie habe ich einen stärkern, gleichsam übersinnlichen Eindruck jener geheimnißvollen und gewiß heiligen Macht gesehen, welche man Liebe nennt.

Es war in der Zeit, als Aloysio unter meinen Kriegsbefehlen stand, als ihn der Trieb sich auszuzeichnen, viel-

leicht auch ſein unbefriedigtes Herz aus dem für ihn geknüpften Ehebande in das Waffenleben geführt hatte. Wir ſtanden eben nach einem geſchloßnen Stillſtande einige Wochen ruhig unſerm Feinde gegenüber; der Oberfeldherr hatte den jüngern Führern unſers Heers einen Tanz angeordnet, zu welchem alle die vorzüglichſten Damen der Nachbarſchaft ſich einſtellten. Es war eine reiche Anzahl von unſern ſchönen jungen Kriegern; Aloyſio, ſchön von Geſtalt und reizend von Betragen, war einer der Vorzüglichſten und ſchien den Augen der Damen ungemein zu gefallen; doch keiner ſo als einem unendlich liebenswürdigen jungen Fräulein, die ebenfalls durch eine wunderbare Anmuth unter ihren Geſpielinnen hervorglänzte, wie eine kleine Huldgöttin. Sie war mit ihren Anverwandten, einem ſehr guten altedeln Geſchlecht bei dieſem Feſte. Unſchuldig bang ſchlug ſie anfangs die holden Augen nieder, die wohl noch nie ſo vielen Männerblicken mochten ausgeſetzt geweſen ſeyn; als Aloyſio, den ihr Anblick gleich einem Blitzſtrahl in das Herz getroffen zu haben ſchien, ſich ihr nahte, um ſie zum Tanze aufzufordern, ſah ſie an ihm empor, da war es, als ob ſich ein Glutſtrom über ihr jugendliches Antlitz göſſe. Sie tanzte und mit ſo unvergleichlicher ſittſamer Anmuth, daß ſie nur auf den Wellen des Wohllauts dahin zu ſchweben ſchien. Auch Aloyſio ſchien ſich ſelbſt zu übertreffen, und die allgemeine Aufmerkſamkeit richtete ſich auf das wunderholde Paar, das noch durch eine andre Macht als den Zauber des Wohllauts gehoben ward. Ich würde vielleicht nicht ſo ſehr darauf geachtet haben, wäre mir nicht das junge Fräulein nur deshalb merkwürdig geweſen, weil ich ihre ſehr achtungswerthen Verwandten und ſelbſt ihren verſtorbe-

nen Vater gekannt und hochgeachtet hatte. Auch Aloysio schätzte ich schon damals als einen meiner wackersten Offiziere.

Als nach geendigtem Tanze sich Aloysio unter das Getümmel der Uebrigen verlor und aus dem Saale ging, da war es, als ob die ganze Seele des Mädchens in ihre Augen geflohen sey, und ihm, nur ihm durch das Gewühl der Andern nachfolgte. Jene energischen Worte fielen mir unwillkürlich ein, die Julia, als sie Romeo im Getümmel des Maskensaals aus der Thür gehen sieht, ihm nachblickend zu ihrer Amme sagt:

Geh! forsche, wer er ist? Ist er vermählt,
Ist mir das Grab zum Brautgemach erwählt,

Ich kannte damals die unglücklichen Verhältnisse Don Aloysios nicht; er selbst schien im dunkeln Gefühl derselben schon damals den Kampf zu beginnen, aus welchem er vielleicht siegreich hervorgegangen wäre, hätte das Schicksal nicht gewollt, daß mir als Befehlshaber der Krieger, die in jener Gegend standen, das Schloß ihrer Verwandten auf eine Zeit lang zur Wohnung angewiesen, und er mir zum Begleiter zugetheilt ward. Es war eine reizende Villa am Comer-See. Die Liebentbrannten mußten sich nun täglich, stündlich sehen, um so mehr, da das Mädchen von den übrigen Bewohnern des Hauses des Spanischen am mehrsten kundig war, und man von ihr als eine Art pflichtmäßige Gefälligkeit die Vermittelung zwischen den beiden verschieden sprechenden Theilen forderte.

Die Uebereinstimmung war in der That wunderbar, die

zwiſchen dieſen beiden gefühlvollen und reichbegabten Seelen herrſchte, ich ſelbſt hatte oft meine innige Freude daran und dachte ſchon im Voraus auf das Fürwort, das ich bei Aloyſios Bewerbung an die Verwandten des Fräuleins richten wollte; als ein Auftritt, von dem ich wider meinen Willen Zeuge war, dieſen Vorſatz aufhob, und mich ſelbſt auf das Schmerzlichſte erſchütterte.

Die beiden Liebenden waren eines Nachmittags allein in dem Geſellſchaftszimmer, und bemerkten im Feuer ihres Geſprächs nicht, daß ich in einem offnen Seiten-Cabinet mit Schreiben beſchäftigt war, trotz des Geräuſches, welches ich mit Abſicht machte. Ich achtete im Anfang nicht auf das, was ſie ſprachen, weil ich es für gewöhnliche hin und wieder flüſternde Liebesreden hielt; doch bald bemerkte ich, daß es ein allgemeiner, die Menſchlichkeit betreffender Gegenſtand war, worüber ſie ſich ihre gegenſeitigen Meinungen mittheilten; und es iſt wahr, mit welcher Schnelle das Mädchen in Aloyſios edle, erhabne Anſichten einging, ſie faßte, wie ſie ſelbſt ſeinen Ideen gleichſam vorausflog, es mußte von der tiefen innigen Verwandtſchaft der Beiden zeugen. Ueberwältigt von dem Gefühle dieſer Wahrheit ergriff Aloyſio ihre Hand, drückte ſie heftig an ſein Herz, und hob ſie dann zwiſchen ſeinen beiden gefaltnen Händen zum Himmel auf, gleichſam als ob er dieſen zum Zeugen nehmen wollte, indem er leidenſchaftlich ausrief: O wo hat mich ein Weſen ſo verſtanden? himmliſches Mädchen! Seele meiner Seele! Doch gleich nach dieſem Ausruf ſprang er von dem Sitze empor, auf dem er eben ihr geſeſſen hatte, und trat in die Vertiefung

eines Fenſters; er beugte ſich vorwärts, die Stirn gegen die Mauer ſtützend und ein Strom von heftigen Thränen ſtürzte aus ſeinen Augen auf den Boden nieder. — Erſchrocken, und mit dem zärtlichſten Mitleid, näherte ſich ihm das Fräulein, und fragte mit ſchüchternem, aber innigem Tone: O Gott, was fehlt Euch, Aloyſio? — mein edler, — theurer Freund?

Bei dieſen ausdrucksvollen Worten hob Aloyſio das Geſicht empor, und wandte ſeine ſchönen, in Thränen blitzenden Augen mit einem Ausdruck namenloſen Schmerzes auf ſie, indem er mit Anſtrengung ſagte: Fräulein, ja ich kann es nicht länger verhehlen, ich liebe Euch mit unausſprechlicher Gewalt! mehr als mein Leben, mehr als Glück und Ruhm.!" — allein ich kann Euch nicht täuſchen! — Ich — ich bin verheirathet. —

Ein leiſer Schauer zuckte bei den Worten auch durch mein Herz, des ſchon älteren Mannes. — Das Mädchen wankte todtenbleich zurück, und bald ſagten auch ihre heftig hervorbrechenden Thränen, wie heiß ſie ihn geliebt. Allein ſie war es, welche ſich zuerſt über den ſinnbetäubenden Schmerz erhob; mit einer ſo erhebenden, ſiegenden Innigkeit ſprach ſie von der Ergebung in den Willen der ewigen Vorſehung, daß ſie auch ihren unglücklichen Freund mit ſich emporriß. Er ſagte ihr, was auch Donna Iſabella beſtätigt hat, daß nicht Pflichten der Treue und einer frühern Liebe, daß einzig und allein die kalten Bande des Geſetzes ihn abhielten, die höchſte Seligkeit der Erde zu genießen; und beide ſchloſſen einen

heiligen Freundſchaftsbund, entſagend allem irdiſchen Glück, und nur durch ein ſeliges Geiſterband durch wetteifernde, immer höher ſtrebende Tugend einander auf ewig vereint. —

Aloyſio hat nun alle Kraft ſeiner Seele auf höchſte Trefflichkeit in ſeiner Kunſt, auf möglichſte Vervollkommnung im Reich der Wiſſenſchaften gewandt, und ob ſich auch ſein edles Leben bei dieſem raſtloſen Emporſtreben verzehrt, ſo wie die lichte Kerze wohlthätig leuchtet und vergeht, ſo hat er doch den ſchönen Zweck erreicht, und nicht Beweggrund allein, doch eine ſtärkend ſüße Belohnung ſeiner Anſtrengungen ſcheint für ihn in dem ſchwärmeriſchen Gedanken zu liegen, daß der Ruf vielleicht ſeiner fernen Geliebten von ihm erzählen werde! — So iſt ſein Ruhm die einzige, doch die edelſte Liebeshuldigung, die er zu ihren Füßen legt.

Zu jeder andern Zeit würde das Oberhaupt der Kirche dieſe empfindſame Geſchichte nicht zur Hälfte angehört haben, doch auch das kälteſte, auch das vorurtheilvollſte Herz hat Stunden, in denen die Natur mit unwiderſtehlicher Stärke zu ihm ſpricht, die jetzige war eine derſelben für den geiſtlichen Fürſten. In dem Geſpräch mit Iſabella hatten Natur und Menſchlichkeit zu ihm geſprochen und das Licht ihrer Wahrheit war in ſeinen Geiſt gefallen. Er ſchwieg bewegt, und mancherlei Betrachtungen und Entſchlüſſe regten ſich in ihm hin und wieder.

Der Graf von Lerma fügte noch hinzu: Ich fragte einſt den guten, unglücklichen Aloyſio, ob er denn gar keiner

Hoffnung auf irdiſches Glück Raum gebe? Keiner, erwiedert er feſt, ich bin Katholik — es iſt Unmöglichkeit.

Unmöglichkeit! brach Pius aus, abſcheuliches Wort! das mir von allen Seiten zugerufen wird, gerade als ob es erſonnen wäre, mich zu beleidigen! — Er ſoll ſehen, ob dem Statthalter Gottes auf Erden etwas unmöglich iſt, ſobald erſt ſeine untrügliche Ueberzeugung gewonnen ward! — Und hat ſich das Fräulein indeß mit einem Andern vermählt?

Nie wird ſie das, verſetzte Lerma, nach ihrer feſten und treuen Gemüthsart; ſie hat beſchloſſen, nur dem Andenken an den unerſetzbaren Freund zu leben. Da ſie nun der Tod auch jener Verwandten, einſam, und gänzlich unabhängig gemacht, hat ſie in liebend frommer Schwärmerei ihren Aufenthalt in einem reizend einſamen Thal des pyrenäiſchen Gebirgs genommen, um mindeſtens dieſelbe Luft zu athmen, die ihren unvergeßlichen Geliebten umweht, und die Laute ſeiner Sprache von den Lippen ſeiner Landsleute zu hören.

Und der Ort, wo ſie lebt? rief Pius mit dem geheimnißvoll freudigen Blick einer ſcharfſinnigen Entdeckung.

So viel ich weiß, verſetzt Lerma, lebt ſie im Thale von Venasquez.

Venasquez? — wiederholte Pius freudig, der wider ſeinen Willen mit hineingezogen ward in die Welt romantiſcher Ereigniſſe. Er theilte dem Grafen die heitre Ueberzeu-

gung mit, in ſeiner holdſeligen Pflegerin die Geliebte ſeines edlen Retters ſchon früher gefunden zu haben; und ſein Entwurf, die ihm erzeigten Dienſte, wie die im Kampfe bewährte Tugend zu belohnen, war unwiderruflich gefaßt. Auch ihn vertraute er dem edlen menſchenfreundlichen Lerma, der ja ſo ſchönen Antheil daran hatte. Und beide kamen überein, auf der Rückreiſe, auf welcher Lerma ſeinen erhabenen Freund bis nach Italien begleitete, auch Don Aloyſio zur Mitreiſe bis in die Pyrenäen zu bewegen.

Ohne Schwierigkeit ward der Entwurf ausgeführt, ſobald Pius ſeine ſtaatskundigen Angelegenheiten ausgeführt hatte, und ſeine Rückreiſe antrat. Aloyſio konnte die ehrenvollen und dringenden Anerbietungen des italiäniſchen Grafen nicht zurückweiſen, und Alle kamen ohne Hinderniſſe in den romantiſchen Pyrenäen an.

Die Sonne neigte ſich zum Untergange, als ſich das reizende Thal von Venasquez vor ihren Blicken öffnete. Ein herzentzückender Anblick, wo Felſen, ſchäumende, funkelnde Bäche, ſäuſelnde Haine, Laubgrün und Tannendunkel ſich vermiſchten, dazwiſchen von den ſchönen blumigen Wieſenmatten unterbrochen, deren weidende Heerden die Landſchaft freundlich belebten. Vor allen aber feſſelte den Blick ein Bild, das gegenüber im Wiederſcheln der Abendſonne ſich hervorhob. Auf einer etwas erhabnen grünen Matte, vom höchſten Felſen der Gegend überragt, erblickten ſie eine holdſelige Geſtalt in lichtem, ſchneeweißem Gewand, faſt einem Engel gleich, um ſich einen Kreis holder, blühender Kinder, ſo wie ein

Mahler nur in ſeliger Begeiſterung das überirdiſche Gemählde hätte faſſen können.

Der Felſen ſtieg voll Hoheit himmelan hoch über die Fichten und Steineichen, die ſeinen Fuß bekränzten; die dunkeln Sturmwolken, die ſeinen Gipfel noch unlängſt umringt zu haben ſchienen, zogen ſich abwärts, und wunderbar verklärte ihn der goldne Schein der Abendſonne, ſo wie die lieblichen Geſtalten, die ihn ſchmückten. Er ſchien ein Bild der kampfbewährten Tugend. Die Stürme, ſo ſchien er zu ſagen, ſie haben meinen Tag getrübt, doch frei und rein darf ich am Abend in den entwölkten Himmel ſehen.

Die guten ländlichen Bewohner des Thales von Venasquez, die Hirten und die Ackerleute, kehrten von ihrem Tagwerke nach den friedlichen Hütten heim. Die Reiſenden fragten nach jener ungewöhnlichen Erſcheinung. —

O das iſt unſer Schutzgeiſt, erwiederten die frommen Hirten, die Heilige unſres Thals oder vielleicht ein Engel, der uns zum Glück herabgeſtiegen iſt. Die holde Jungfrau, die ſeit einiger Zeit in unſrer Gegend wohnt, ſie unterrichtet unſre Kinder in allen heiligen Lehren der Frömmigkeit, und auch in vielen nützlichen Künſten für das Leben; iſt unter uns ein Kranker oder Leidender, ſo pflegt und tröſtet ſie ihn wie ein Engel. Zum Lohn und zur Erquickung nach des Tages Mühen ſingt ſie den Kleinen und uns ſelbſt dann ein himmliſches Lied, wie ſie die Laute auch mit engelgleicher Milde rührt. — Sie war ſehr traurig, allein ſie ſcheint

ihre Trauer bewältigt zu haben durch all das Gute, das ſie thut. Hört Ihr jetzt eben den ſiegenden Geſang an.

Die Fremden waren jetzt unter den Hirten bis an die Stelle gekommen, wo Conſtanzia, — denn ſie war es — wie ein ſeliger Geiſt unter den roſenwangigen, lockigen Kinderköpfchen hervorglänzte, die alle mit verlangenden, freudefunkelnden Blicken an ihrem Munde hingen.

Himmliſche Töne entſchwebten den kunſtreichen Saiten ihrer Laute, und es klang in Wahrheit wie Siegsgeſang, was ſie in kindlichfrommer, demüthiger Ergebung ſang:

Kinder ſind wir; aus der Ferne
Lächelt uns der Vater an;
Seine Blicke, tauſend Sterne,
Gießen Licht auf unſre Bahn.

Und auch irdſche Blumen blühen
Hier als Zeichen ſeiner Huld,
Uns für Jenſeits zu erziehen
Fromm in Lieb' und in Geduld.

Trauert nicht, Ihr armen Kleinen,
Sagt er, ſeyd Ihr fern mir noch;
Ob auch rauh die Wege ſcheinen
Und das heil'ge Ziel zu hoch.

Ewig nah dem Vaterherzen
Seyd Ihr auch im dunkeln Thal,

Nur zu mir durch Nacht und Schmerzen,
Leitet Euch des Glaubens Strahl!

Seht! auch Felsen am Gestade
Thürmen sich zu steilen Höhn,
Laßt uns auch die schweren Pfade
Fromm und still zur Heimath gehn!

Wenn uns auch in dunkler Ferne
Ein geliebter Strahl entschwand,
Klagt nicht ob dem lichten Sterne,
O er ruht im Vaterland!

Aloysio war betend auf die Knie gesunken, er glaubte den verklärten Geist seiner Geliebten zu sehen, die er lebend nie in dieser Gegend geahnet hätte. Pius, von einer Andacht ergriffen, so wahr und zugleich demuthsvoll, wie er sie vielleicht nie gefühlt, hob den Schwindelnden auf und führte ihn zu seiner seligen überraschten Freundinn; denen beiden in wenig Worten die niegehoffte, beglückende Wendung ihres Schicksals bekannt ward.

Pius übergab ihnen darauf den Lösungsbrief, der ihm in Isabellen eine zufriedene, wohlwollende Schwester, und die Geliebte zur geheiligten Gefährtinn seines Lebens gab. —

Empfangt, Ihr tugendhaften Unglücklichen, sagte er, indem er die Hand zum Segnen gegen sie erhob, empfangt jetzt den Lohn Eurer treuen Kämpfe! Der Herr, der Welten lenkt in ihren Bahnen, er leitet auch in wunderbaren

Fügungen das Schickſal guter Menſchen, und lenkt die Herzen der Gewaltigen wie Waſſerbäche; er ließ den Strahl der Wahrheit in meine Seele fallen und machte mich zu ſeinem Werkzeug.

Nicht ich, der Gott der Allmacht, aus den Sphären
Des Lichts, er hat den Kampflohn Euch geweiht,
Er weiß in Glück den Jammer zu verkehren,
Und möglich macht er die Unmöglichkeit.

VI.

Nachtschatten.

Märchen.

Zueignung.

In den Kranz von Sinngrün winde
Du auch anſpruchloſe Zier;
Sanfte Blüte! Mancher finde
Stille Deutung wohl in Dir.

Wenn Nachtſchatten aufs Gefilde
Düſterhüllend ſich ergießt,
Das nur noch der Mond voll Milde
Mit verlornen Strahlen grüßt.

Dann giebſt du den ſtillen Lüften
Lieblich ſchwermuthsvoll Dich hin;
Und aus Deinen ſanften Düften
Weht wohl mancher zarte Sinn.

Ein frommer König zog einſt in einen edeln und gerechten Krieg, zu welchem ihn ſein heiligſtes Bewußtſeyn rief; er mußte ſich von allem trennen, was ihm auf Erden theuer war, da er nicht wußte, wenn? und ob? er je aus jenen weit entlegnen Himmelsgegenden kehren werde, wohin die Pflicht ihn rief; indeß entſagte er mit frommer, freudiger Ergebung Allem, um jenes höhern Rufes willen; er übergab ſein Reich einem

Verwandten, beſchwor ihn, ſeinem Volke, welchem er ſtets Vater geweſen war, dieſelbe Stelle zu erſetzen; für ſich ſelbſt aber legte er ihm nur die wehmüthige Bitte an das Herz, ſein einziges nachgelaſſenes Kind mit Sorgfalt zu erziehen. Es war eine Tochter, in welcher er das holde Ebenbild einer geliebten und früh verſtorbenen Gemahlinn ſah, ob ſie gleich noch im zarten Kindesalter war. Das neue Königspaar verſprach auch Alles treu zu thun, und redlich vertrauend ſchied der gute König zur Ferne.

Im Anfange hielt man auch das feierliche Verſprechen ganz leidlich; allein als die Königinn ſelbſt mit einem Kinde niederkam, da wandten ſich ihre Geſinnungen ganz gegen die kleine Verwaiſte; und ihr Gemahl war ſo trägen Gemüths, daß er ſich um gar nichts bekümmerte, ſondern Alles ſeiner Gemahlinn überließ.

Die Königinn, die ſtets in ſchönen Worten redete und auch das Heiligſte in geläufige Rede zu kleiden wußte, machte auch gar keine Hehl aus ihren liebloſen Geſinnungen; ſie ſagte mit Emphaſe: „O, wem erſt die Natur das Glück gewährt, ein eignes Kind an den mütterlichen Buſen zu drücken, der wird ſich nicht verwundern, wenn man auf andere nicht eben mehr achtet.“ — Gleich als ob ſolch ein Glück gegen alle edle Geſinnungen abſtumpfe.

Das neugeborne Kind war auch eine Prinzeſſinn, und da die Königinn ſehr empfindſam war, und gern etwas recht Sinnreiches aufbrachte, ſo ſagte ſie zu ihren Hofdamen: „Wie nennen wir nun dieſes holde Kind? — Die Namen aus den alten Zeiten ſind ganz unter die geringern Stände gekommen, ſo daß man ſeine Kinder nicht mehr mit Anſtand

Arthur oder Thusnelde nennen kann; — wie wär' es, da doch die Dichter jetzt ihre Werke alle nach Blumennamen nennen, wenn wir auch diesen beiden Kindern dergleichen gäben." — Denn auf den Namen der armen kleinen Fremdlinginn war weiter gar noch nicht geachtet worden.

Die Damen gaben mit großem Geräusch ihren Beifall und ihre Bewunderung zu erkennen. — „Dies wäre doch wieder einmal etwas Neues!" fuhr die Königinn mit selbstgefälligem Lächeln fort. — „Allein unter den Blumen etwas Neues zu finden, das wird ein wenig schwer halten, da durch die sehr vielen Sammlungen von Erzählungen und Gedichten die Blumen und Blüten fast alle von der Erde weggemäht scheinen; — doch halt! — jetzt fällt mir etwas ein! — Dort für die kleine Fremde, die doch wohl zu einem bescheidnen Loose bestimmt seyn wird, wäre, dächt' ich, der Name: Nachtschatten, nicht unpassend!" —

Vortrefflich! ganz vortrefflich, gnädige Königinn, wiederholte der Chor der Hofdamen.

Hier aber für mein schönes Kind, lächelte die Königinn auf ihre Kleine nieder, für sie will ich hiermit den Namen: Kaiserkrone, wählen! denn eine Krone ist sie wirklich zu heißen, und ein höchster Herrscher wird sie, so wie ich hoffe, die seine nennen. — Und diese Namen sind auch, so viel ich weiß, noch nicht auf Büchertitelblättern anzutreffen. —

Der ganze Hof jauchzte Beifall, und die Kinder wurden fortan genannt, wie es die Königinn ausgesprochen hatte. Die bedeutsamen Namen schienen auch fast ihr Schicksal zu bestimmen, denn die arme, kleine Prinzessinn Nachtschatten ward allenthalben in Schatten gestellt, als die Kinder heranwuchsen

und ihr die kleine Kaiſerkrone vorgezogen. Sie ſollte wohl die Spielgefährtinn der Tochter vom Hauſe, dieſer vergötterten Kaiſerkrone, ſeyn, allein dies war mehr eine Qual zu nennen, denn immer mußte ſie als die ältere dem eigenſinnigen, verzogenen Schooskindchen nachgeben; und wenn auch ſie zuweilen ein neues Spielzeug bekam, und jene darnach griff, ſo hieß es gleich: „Nachtſchatten! gieb es doch der Kleinen!" — die es dann bald verdarb; — ſo daß ſie ſich an gar nichts Eignem freuen konnte.

Allein anſtatt daß manches andre Kind dadurch böſe und verſtockt geworden wäre, ſo ward ihr unbeſchreiblich ſanftes, beſcheidnes Herz dadurch nur noch ſanfter und ergebner in Alles. Nur zuweilen, wenn ſie einmal ſtill unter Blumen ſpielen durfte, mußte ſie heimlich weinen, und es war als ſprächen ihr die Blumen auch von einer entfernten, lieben Heimath und liebenden Geſchwiſtern vor.

Als Beide an das Jungfrauenalter gränzten, erhielt Kaiſerkrone die ſchönſten Kleider und wurde immer in Geſellſchaften mitgenommen; Nachtſchatten ward dafür ſehr ſtreng zur Spindel und andern weiblichen Arbeiten angehalten, und kam faſt nicht ans Licht; allein ſie kümmerte ſich darum nicht, ſondern übte ſich nur immer fleißiger in ihren Arbeiten, ſo daß ſie mit jedem Tage geſchickter darin ward. Die Königinn hielt ſie auch deshalb ſo ſtreng eingeſchloſſen, weil ſie bemerkt hatte, daß alle, die ſie ſahen, vorzüglich Männer, unwillkürlich günſtiger auf ſie blicken mußten, als auf die Tochter ihrer Königinn. Alle fanden nämlich etwas unendlich Holdes, Einnehmendes in der ſanften Prinzeſſinn Nachtſchatten; man fand, daß ſie wohl dieſer Blume an ſtillbeſcheidnem und

doch süßem Reize gleiche; Andre nannten sie: Nachtviole, auch wohl: Viole, ihrer schönen tiefblauen Augen wegen; sie aber ahnete gar nicht, was über sie gesprochen ward, und warum sich der Haß noch mehr gegen sie entzündete.

Kaiserkrone dagegen schien auch ihrem Namen ähnlich zu werden; man nennt nämlich an manchen Orten die Blume so, die man an andern wieder die Feuerlilie nennt, feuerfarb prangend, doch ohne Geruch; auch wenn ihr Zorn entbrannte, was nicht selten geschah, so glich er ganz jenen hochprahlenden Feuerflammen.

Einst unternahm die Königinn eine sehr weite Reise, und nahm die beiden Mädchen mit. Sie waren schon viele Tage gereist, und kamen nun durch einen großen, dichten Wald, der gar kein Ende zu haben schien. Die hohen dunkeln Fichten wechselten hier und da mit Buchen und anderm frischen Laubholz ab, aber an Dörfern und andern Spuren menschlichen Aufenthalts war gar nicht zu denken; nur die Bäume stiegen wie Riesen zu Seiten des Weges in die Höhe und schienen mit verständigem Neigen in den Wagen hineinzusehen, wobei den jungen Mädchen, die beide noch halb Kinder waren, ganz unheimlich zu Muthe ward. Selbst die Königinn und eine alte Ehrendame, welche bei ihr im Wagen saß, wandelten öfter diese Schauer an, so daß sie ihre Zungen so wenig als möglich im Sprechen ruhen ließen.

Jetzt endlich, gegen Untergang der Sonne, gelangten sie an einen etwas freiern Rasenplatz, wo zwischen dem Gebüsch ausnehmend schöne, bunte Waldblumen standen; Mutter! sagte Prinzessinn Kaiserkrone lebhaft — hier wollen wir

doch etwas halten laſſen! Ich habe Luſt, einen Strauß ſolcher ſchöner Blumen zu pflücken.

Sie ſagte dies mit ihrem gewöhnlichen entſchiednen Tone, und die Königinn verſetzte darauf: Mein liebes Kind, wir ſollten uns eigentlich gar nicht aufhalten, da die Nacht zuſehends hereinbricht; — indeß — was kann ich meiner Krone abſchlagen!

Der Wagen mußte alſo halten; Prinzeſſinn Kaiſerkrone ſtieg heraus, und Nachtſchatten mußte ihr folgen als ihre Begleiterinn, was dieſe auch mit großer Freude that, denn ſie liebte die Blumen nicht weniger als ihre Spielgefährtinn. Beide hüpften auf die Blumen zu; als Nachtſchatten ſo dahin ſchwebte, ein ſchlankes Weſen voll kindlicher, unſchuldsvoller Anmuth, da ſchaute ihr die Königinn mit unruhigem Blicke nach, und ſprach zu jener alten Dame, die ihr Vertrauen und ihre Gunſt beſaß: Nachtſchatten ſchießt jetzt ganz gewaltig in die Höhe, und erhält ein nur allzumuntres Anſehen. — Es wäre doch ſeltſam, wenn ich den Lohn für meine an ihr ausgeübten Wohlthaten in Kummer ernten ſollte; wenn ſie, wie es beinahe den Anſchein hat, gar meiner Kaiſerkrone vorgezogen werden ſollte! Vielleicht ein Glück weghaſchte, das meinem Kinde beſtimmt wäre! — Fürwahr, dies müßte doch das Mutterherz zerreißen!

Die alte Vertraute ſchüttelte bedenklich das Haupt, huſtete und ſprach dann: Nun, meine Königinn, was hindert Euch denn, Euch dieſer Sorge gänzlich zu entledigen? — Jetzt wäre gleich die ſchicklichſte Gelegenheit; Ihr ließt die Kleine hier im Walde, wir führen fort, und ſie würde den

Weg an Euren Hof, viel hundert Meilen weit, fürwahr nicht wieder finden.

Der alten Dame war es nur darum zu thun geweſen, ſich bei ihrer Gebieterinn noch mehr in Gunſt zu ſetzen, und ſie hatte dieſe nicht unrichtig beurtheilt, denn ein freudiger Schrecken mahlte ſich bei dem Vorſchlag auf dem Geſichte der Königinn, und nur zum Schein machte ſie noch einige Schwierigkeiten. Ei, das ginge doch nicht, ſagte ſie, ich habe ja verſprochen, die Waiſe zu erziehen.

Nun, das habt Ihr bereits gethan! erwiederte die Alte; ſie iſt jetzt groß genug, ſich durch die Welt zu finden.

Und mein Mann? — wandte die Königinn noch ein.

Se. Majeſtät, verſetzte Jene, ſind zu ſehr mit wichtigeren Dingen beſchäftigt, als daß ſie ſich um ſolche Kleinigkeiten bekümmern ſollten. Eine ſchickliche Antwort wird da ſehr leicht zu finden ſeyn, im Fall ſie auch ja danach fragen ſollten.

So überzeugende Beredſamkeit mußte ja wohl alle Zweifel im Herzen der gewiſſenhaften Königinn beſiegen. — Die Kinder hatten unterdeß eine große Menge der ſchönen farbigen Blumen gepflückt; ſie ſannen ſchon, was ſie alles daraus für Kränze und Gewinde flechten wollten. Da ward Kaiſerkrone in einiger Entfernung noch einen ganzen Buſch vorzüglich prächtiger gewahr; allein ein ſumpfiger Bach lag dazwiſchen; ſie lief daran hin und wieder, ohne hinüber zu können; da ſagte ſie mit einem bittenden Tone, wie ſie es ſelten that: Nachtſchatten, Du biſt größer als ich, ſieh' doch, ob Du über den Graben kommen kannſt, mir die Blumen zu holen.

Die arme Nachtſchatten hatte zwar oft von der ſtolzen,

liebloſen Kaiſerkrone leiden müſſen, und oft im Stillen über ſie geweint; demungeachtet hatte ſich ihr gutes, weiches Herz mit treuer Anhänglichkeit an die geſchloſſen, mit welcher ſie von früheſter Kindheit aufgewachſen war; und wenn nun Kaiſerkrone vollends bat, ſo konnte ſie ihr gar nicht widerſtehen; ſie war daher auch jetzt ſogleich bereit, ihren Wunſch zu erfüllen, doch der Bach dehnte ſeine ſumpfigen Ufer zu weit aus, um ihn überſpringen zu können; auch war Nachtſchatten bei aller ihrer Leichtigkeit zu ſchüchtern und wenig ſelbſtvertrauend zu einem ſolchen kühnen Wagſtück; denn weſſen Seele immer im Niederdruck gehalten wird, der wagt auch ſelbſt den Kräften ſeines Körpers weniger zu vertrauen. Sie ſchürzte alſo ihr Gewand auf, ſetzte die kleinen Füßchen ſchüchtern verſuchend auf die beſſern Stellen, und half ſich ſo, nicht ohne Mühe, über die breite, wäßrige Vertiefung.

Indeſſen war man im Wagen völlig zur Richtigkeit gekommen; man rief Kaiſerkronen hinzu, nahm ſie ſchnell ein, und rollte in fliegender Eil davon. — Als Nachtſchatten eben einen großen Strauß jener erſehnten Blumen für ihre Spielgefährtinn gepflückt hatte, da hörte ſie mit ein Mal die Räder rollen, und als ſie ſich erſchrocken umblickte, da ſah ſie, wie der Wagen ſchon zwiſchen den dichtlaubigen Eichen verſchwand.

Sie rief, ſie ſchrie, denn ihr argloſes Herz konnte ſich gar nichts anders denken, als daß man ſie vergeſſen habe. Zugleich war ſie dem Wagen nachgeeilt, ſo ſchnell es ihre Kräfte nur verſtatten wollten; allein wie war es einem zarten Kinde möglich, den vier brauſenden Roſſen nachzukommen, welche den Wagen fortriſſen? Keine Spur ſah ſie mehr

davon, und erschöpft sank sie endlich am Fuße eines Baumes nieder.

Die Sonne war indeß ganz hinunter gegangen; ein kalter Nordwind strich durch das Gezweig; auch war sie durch das Verfolgen des Wagens von jener blumenreichen Stelle weg und in einen viel wildern, unfreundlichern Theil des Waldes gekommen; die frischen, vollgrünen Buchen und Eichen hörten fast völlig auf, und riesenhohe, nachtschwarze Tannen wankten in der ungewissen Dämmerung mit geistermäßigem Weben um sie her; manche senkten ihre langen schwarzzackigen Aeste bis auf den Boden nieder; kam nun ein Windstoß, so ächzten und krachten die Stämme, die Wipfel heulten, und Schauer drängten sich von allen Seiten auf die verlaßne kleine Pilgerinn; da fing sie bitterlich zu weinen an, denn in ihr Herz kam jetzt eine Ahnung von der schrecklichen Wahrheit.

Von Todesangst getrieben, riß sie sich wieder auf und irrte weiter; doch immer wilder, immer schauriger ward der Wald, immer lauter hob sich der Sturm, Nachtvögel kreischten widerlich dazwischen, und schwärzer nur und schwärzer senkte sich die Nacht herab.

Die arme kleine Prinzessinn war lange Zeit so hülflos fortgeirrt, ohne Ruhe, ohne Trost, ohne Erquickung; allein nach Art des Kinderherzens, auch wohl des Menschenherzens überhaupt, stumpfte sich ihr Schmerz in sich selbst ab, auch ohne Verbesserung von Außen; sie ward gefaßter, und konnte wenigstens durch Klagen jetzt ihrem beängsteten Busen Luft machen. Mühsam wand sie sich in der Dunkelheit durch die Gesträuche, ob sie viel-

leicht noch irgend Hülfe finden möchte, und ſang dazu halbleiſe vor ſich hin:

Morgen, willſt Du nimmer kommen?
Auch kein ſanfter Mondenſtrahl?
Auch kein Sternlein iſt entglommen;
Nacht, ach Nacht, im öden Thal!

Keine Stimme tönt mir Armen;
Schaurig brauſt der alte Hain!
Will ſich niemand mein erbarmen?
Bin ich denn ſo ganz allein?

Schatten ward mir ſchon gegeben,
Ach! mit meines Namens Wahl;
Und er legt ſich auf mein Leben,
Wie auf dies verlaßne Thal!

Ja, Nachtſchatten heiß' ich, wiederholte ſie traurig, und nachtſchattig wird auch wohl mein ganzes Leben ſeyn.!

Doch ſchien darauf ein tröſtender Gedanke in ihr wach zu werden; ſie erhob ihre Seele zu einem andächtigen Gebet, und wankte ſtill ergeben weiter, ob ſie gleich matt war bis zum Sterben. — Und ſiehe, nicht zehn Schritte war ſie gegangen, ſo blinkte ihr der ſchwache Schimmer eines Lichts durch die Geſträuche; — ſo fällt die Hoffnung in ein kummerdüſtres Herz.

Mit neuen Kräften ſchien ſie dieſer Anblick zu erfüllen; ſie ging darauf zu, und nicht lange, ſo kam ſie bei der Thür einer einſamen Hütte an, die ſich an eine hohe Felſenwand lehnte, und halb darein gehauen war; ſo wie auch hier eine

ganze Kette ſchroffer, unzugänglicher Felſen den Wald begrenzte.

Das Licht kam aus einem kleinen Fenſter, welches über dem Eingange war. — Sie klopfte ſchüchtern an, nur leiſe und beſcheiden; allein kein Laut des Lebens ließ ſich im Innern hören. Zitternd vor Kälte ſtand das arme Kind eine Weile vor der Thür; — ſie wagte jetzt noch einmal anzuklopfen, doch wie das erſtemal beſcheiden; allein ſtumm wie die Felſen, die neben der Hütte aufſtiegen, ſo blieb auch innen Alles todtenſtill.

Indem bemerkte Nachtſchatten, wie die Angeln und Schlöſſer der Thür ſo los und locker waren, daß es nur eine kleine Anſtrengung ihrer jungen Kräfte bedurft hätte, ſie aufzuſtoßen; ſchon war ſie daran, es zu thun; doch in dem Augenblicke hielt ſie ein, und ſagte zu ſich ſelbſt: Nein, wer weiß, welchen armen Greis, oder gar welchen Kranken ich aus ſeinem Schlummer ſtören könnte! — Zudem iſt es auch nicht erlaubt, wider Willen in fremdes Eigenthum zu dringen.

Sie ſetzte ſich alſo mit einem tiefen Seufzer zunächſt der Thüre auf einen Stein. Doch jetzt ſtieg ihre Noth aufs höchſte: denn in das ſchaurige Gekreiſch der Nachtvögel, in das Knarren und Stöhnen der Kiefern, und das Brauſen des Sturmes miſchte ſich jetzt von fernher das fürchterliche Heulen der Wölfe, das ſich zu nähern ſchien.

Angſtvoll hob die arme Nachtſchatten die kleinen Hände zum Gebet empor; da ſieh! in dieſem Augenblicke ging die Thür auf, und heraus trat eine bejahrte Frau von edlem Anſehen, eine mildbrennende Lampe in ihrer Hand. Ein ſilbergrauer Schleier lag über ihren ſchon erbleichten Locken, und

ein Gewand von eben dieſer Farbe floß bis zu ihren Füßen nieder. Sie trat vor die Prinzeſſinn und ſprach zu ihr mit freundlichem Tone: Du armes Kind, du haſt wohl ſehr lange dulden müſſen? Nun komm und erquicke dich in meiner ſtillen Wohnung.

Der guten kleinen Verſchmachteten ertönten dieſe Worte wie Himmelsgruß; ſie küßte ganz entzückt der Unbekannten die dargebotne Hand, und folgte ihr in ihre Wohnung. Sie traten in einen freundlichen, ſtillen Raum, den die mildbrennende Lampe erleuchtete, und eine wohlthätige Wärme füllte. Dies war der ganz erſtarrten Nachtſchatten ſehr erquickend. Die Unbekannte hieß ihr ſich niederſetzen, und bereitete ihr ein kleines Tiſchchen zur Nachtmahlzeit; darauf trug ſie ihr Früchte auf, und eine Schale friſcher, köſtlicher Milch. Sieh, ſagte ſie, da du ſo ſittſam und beſcheiden warſt, und meine Ruh zu ſtören fürchteteſt, ſo iſt nun auch Alles zu deinen Dienſten, was mein kleiner Haushalt vermag. Es iſt freilich nur wenig, doch dir mit herzlicher Freundſchaft gegeben.

Allein die kleine erſchöpfte Prinzeſſinn wähnte ein Königsmal vor ſich zu haben, nach Kinderart, die ſtets das Brod an fremdem Tiſch den köſtlichſten Gerichten daheim vorziehen. Während die Kleine aß, bereitete ihre milde Wirthin ein weiches Lager aus Moos und dürren Blättern, nicht weit von ihrem eignen Lager; dann ſetzte ſie ſich freundlich zu ihr an den Tiſch, und ſagte: Nun, mein Kind, erzähle mir auch etwas von deinem Schickſal! wie es dir früher ergangen? und was dich hierher in dieſe Wildniß geführt hat.

Nachtſchatten erwähnte nun mit wenig Worten ihre vorherige Lage, erzählte darauf weitläuftiger — weil es ihr jetzt

am nächsten lag. — wie auf einmal der Wagen mit ihrer Pflegemutter, der Königinn und ihrer Gespielinn davon gefahren sey, und fing dabei aufs neue an zu weinen, ohne jedoch im Mindesten über den grausamen Verrath zu klagen, den man an ihr begangen hatte, noch über irgend etwas von dem, was man ihr oft zu Leid gethan.

Du gutes Kind! sagte die Unbekannte mit Nachdruck, schlummere sanft diese Nacht auf deinem friedlichen Lager! Morgen will ich dich selbst ein Stück Weges geleiten durch dieses unwegsame Waldgebirge. Wenn du nur erst das Schloß der holden Schwestern erreicht hast, so bist du geborgen!

Mit diesen Worten küßte sie die Kleine auf die Stirn, und führte sie zu ihrem Lager; der ruhige Schlummer der Unschuld sank bald auf das holdselige Kind herab, und die blühenden Landschaften des Traumes ersetzten ihr die rauhe Wirklichkeit.

Am andern Morgen hatte sie ihre Wohlthäterinn sehr lange ausruhen lassen, und war leise aufgetreten, um ihren Schlummer nicht zu stören; als sie die Augen neugestärkt aufschlug, schien schon die Sonne ziemlich hoch stehend freundlich auf sie herab; milde Wärme war um sie her, und das Frühstück erwartete sie, zu welchem sie die milde Wirthinn einlud. Als sie es eingenommen hatte, sprach diese, ihr die Hand reichend: Nun komm, mein Kind! Wir müssen weitern Weg antreten; denn hier unten im Thale zu bleiben, geziemt deinen jugendlichen Kräften nicht; Du mußt auf Höhe hinan!

Sie traten nun aus der Hütte in den frischen morgendlich feuchten Wald hinaus, dem nur der Sonnenschein die Wipfel vergoldete, aber nicht bis zur Tiefe dringen konnte. Es ging nun immer aufwärts durch manchen engen, steilen Felsweg, worüber oft wildes Gezweig zusammen schlug, Dornen zur Seite die Kleider und die Händchen der Prinzessinn ritzten, und in den Weg gerollte Trümmer und scharfe Steine ihr die zarten Füßchen verwundeten. Oft wäre sie beinah gestrauchelt und gefallen, allein ihre Begleiterinn unterstützte sie stets; und wenn ihre Kräfte fast erliegen wollten, so reichte sie ihr in einer Schale von Eisen einen Trank, der zwar nur reines Wasser schien, der aber so mild war als Milch, und so stärkend wie edler Wein.

Jetzt wand der Bergweg sich über den Wald heraus, und eine heitre Ebene breitete sich vor den Blicken der erfreuten Prinzessinn aus. Von fern herüber glänzte ein prächtiges weißes Schloß, mit vielen blinkenden Zinnen und Thürmen, und schien die ganze Gegend zu beherrschen; die Fenster flimmerten crystallhell, und alles bot den ergötzlichsten Anblick dar; das Auge der Prinzessinn flog sehnsuchtsvoll über die weite Fläche hin, und hing an diesem schönen Ruhepunkte. Die Ebne stieg noch immer aufwärts bis zu dem Schlosse, und mancher rauhe Weg war noch bis dahin zurück zu legen, allein sie fühlte Muth und Kraft in sich, bald dahin zu gelangen.

Sieh! sagte ihre Führerinn, dort liegt das Schloß der holden Schwestern. Du brauchst nun meine Führung nicht mehr; der Anblick wird dich nun schon zurechtleiten, da wir das Thal der Leiden und des Irrthums überstanden haben.

— Lebe wohl! ſey fröhlich dort! aber vergiß auch nie ganz deiner treuen Führerinn!

O meine Wohlthäterinn! rief Nachtſchatten, indem ſie die milden Hände ihrer Leiterinn küßte, wie könnte ich Euch je vergeſſen? oder vielmehr, wie könnte ich glücklich ſeyn dort in dem ſchönen Schloſſe, wenn Ihr nicht mit mir geht? — Und wäre es denn Euer Ernſt? wolltet Ihr wirklich nicht mit dahin gehen?

Das kann ich nicht, erwiederte die Unbekannte; mein Beruf iſt in jenem Thale zu bleiben, und andere Leidende zu führen und zu ſtützen. — Allein im Nothfall werde ich auch oft an deiner Seite ſtehen.

Alſo wirklich? ſeufzte Nachtſchatten, unter hervorbrechenden Thränen; — o ſo nenne mir wenigſtens deinen Namen zum Abſchied.

Mein Name iſt Geduld, erwiederte die Führerinn mit einer überirdiſchen Würde, und ihr Antlitz ſchien ſich auf eine wunderbare Weiſe zu verklären, indem der ſilbergraue weiche Schleier darum floß. Ein linder, geiſtiger Kuß berührte noch gleich einem leiſen Lüftchen ſegnend die Stirn ihrer Schützlinginn, und verſchwunden war die erhabene Geſtalt.

Erſchrocken ſchaute ſich das Mädchen nach ihr um, und brach in ſchmerzensvolle Klagen aus, als ſie ſie nicht mehr ſah; indeß der neue heitre Anblick nahm bald ihren kindlich leichten Sinn ganz dahin. Sie mußte durch den Schleier ihrer Thränen nach dem herrlichen Schloſſe blicken, und dieſe Ausſicht war ſo lachend, daß die Thränen unmerklich verſiegten, und ihre Schritte ſich dahin beflügelten.

Es ging, wie es immer bei flachen Gegenden zu gehen pflegt, wo der Reisende schon sein Ziel, Stadt oder Schloß ganz nahe vor sich zu erblicken glaubt, und es sich doch durch mannichfache allmählige Vertiefungen, und wieder steigende Erhöhungen der weiten Felder in eine ermüdende Ferne zieht. Endlich gelangte sie in die Nähe des Schlosses, und hier ward ihre Anstrengung reichlich belohnt; weite Blumengärten umgaben es von allen Seiten und hauchten Duft und Farbenpracht der armen Fremdlinginn entgegen. Es war so schön zu sehen, wie sich an die freien, schwellenden Felder sogleich die Blumenanlagen anschlossen, ganz ohne Zaun und Hecke, gleichsam in einander verschmelzend, das noch grünliche Gelb der Felder, mit allen Farbentönen der frischfunkelnden Blumenauen; so wie ein emaillirtes Bild in zarten Uebergängen in einander fließt. Hier stiegen alle Farben, vom blassesten Pfirsichfarb zum höchsten Purpur, vom sanftesten Hellblau zum tiefsten Violett. Dem jungen Mädchen war es, als läge ihre Kindheit wieder vor ihr, als würden ihr die dort entbehrten Freuden jetzt ersetzend zurück gegeben. Ein frohes Kind, so hüpfte sie mit leichtem Fuß durch die anmuthigen Blumenstücken, und alle Müdigkeit war aus ihren Gliedern verschwunden.

Sie war jetzt dem prächtigen Schlosse gerade gegenüber, da thaten sich die goldnen Flügelthüren auf, und heraus schwebten zwei wunderschöne weibliche Gestalten, welche sie augenblicklich für die beiden holden Schwestern erkannte. Die Eine trug ein lichtrosiges Gewand, das mit schimmernden Goldfaden durchflickt war, sie hieß Prinzessinn Morgen-

röthe; die Andere im sanftwallenden Gewande von mattem, mondhellem Silberflor, sie hieß Prinzessinn Sternenschimmer.

Beide begrüßten die junge Fremdlinginn aufs freundlichste, und führten sie in ihr prächtiges Schloß, worin immer eine Herrlichkeit die andre übertraf; wo, so wie sie die breiten Marmortreppen hinaufstiegen, sich eine Reihe glänzendschöner Zimmer aufthat, und wo ihr die Schwestern so wunderliebliche Bilder zeigten, als sie im Leben nie geahnet hatte. Das arme Kind war wie im Himmel; noch nie war ihr so gut und mild begegnet worden. Sie drückte auf das Rührendste den schönen Schwestern ihre Dankbarkeit aus, — bei denen ihr ein inneres Gefühl sagte, daß sie es wohl mit etwas mehr als mit irdischen Wesen zu thun habe. Auch liebten diese sie mit jedem Tage mehr, und unter ihrer himmlischen Pflege bildete ihr Geist sich eben so sehr aus als ihr Körper; nur dem Herzen nach blieb sie stets ein Kind, unschuldig, arglos, gut und nur zu gefühlvoll bei dem Leid Andrer.

Einst hatte sie allein in der Gegend gelustwandelt, und war, sich von den Blumenfeldern des Gartens entfernend, an einen Feldrand gekommen, an welchem eine grauenvolle steinige Thalschlucht sich jäh in die Tiefe senkte. Da hörte sie ein jämmerliches Hülfsgeschrei von unten herauf schallen; sie eilte darauf zu, und sah die Königinn und ihre Tochter Kaiserkrone, die sich von ihrem zerbrochnen Wagen her, abwechselnd unter rollenden Felsstücken und Sumpf und Dorn mühsam hinarbeiteten, und dabei gellend um Hülfe schrieen.

Die gute, mitleidige Nachtschatten, die alle Pfade dieser Gegend wohl kannte, stieg sogleich zu ihnen hinab, half

ihnen, und führte ſie einen bequemen Steg herauf; erfreut, den alten Freunden, wofür ſie die argloſe Seele noch immer hielt, auch ihren ſchönen Aufenthalt theilen zu laſſen, und ihnen ihre holden Wohlthäterinnen zu zeigen.

Als ſie nun durch die weiten buntſchimmernden Gefilde der Gärten wandelten, welche das Schloß umgaben, da ſprach die Königinn umherblickend, mit wichtiger und gelehrter Miene: Hier find ich doch noch manche Blumenart, die ich in meinem botaniſchen Wörterbuche nicht habe! Und wenn der Himmel meiner Zärtlichkeit mehrere Kinder gewährt hätte, ſo würd' ich etwas recht Neues in Namen haben aufbringen können! Vor allem aber ſollten die jetzigen Dichter hierher wallfahrten! Sie würden auf einmal aus ihrer Titelverlegenheit kommen, und noch zahlreichere Werke ſchreiben können, als jetzt ſchon geſchieht.

Indeß die Königinn ſo ſprach, lief Kaiſerkrone ihrerſeits ungeſtüm und ungewandt zwiſchen den Blumenfeldern hin, ſo daß ſie manche zarte Blume zertrat; auch wollte ſie nach ihrer gewöhnlichen Art, manche ungefragt von dem Stengel brechen; allein da war es ſtets, als ob ſie vor ihrer dreiſten Berührung zurück in ihre Blätterhülle wichen, oder wenn ſie ſie auch gewaltſam brach, ſo welkten ſie im Augenblick und lagen glanz- und farblos in ihrer Hand.

Als ſie nun in das Schloß ſelbſt kamen, da waren die holden Bewohnerinnen weder zu hören noch zu ſehen; Morgenröthe erſchien zwar noch zuweilen in der Ferne, aber dann trug ſie nicht ihr lichtes roſichtes Gewand, ſondern ein wunderliches Kleid von allerlei auffallend bunten und immer wechſelnden Farben; ſo ſchlüpfte ſie hin und wieder an ihnen

vorüber, gleichsam nur, als ob sie necken wolle; der sanfte Sternenschimmer war ganz verschwunden.

Mit neidischen Blicken betrachteten die Angekommenen alle die schönen Dinge, die jetzt die arme Nachtschatten umgaben. Sie erzählten ihr darauf sehr viel von einem wunderschönen Prinzen, Aeol genannt, der um die Hand der prächtigen Kaiserkrone werbe; sie meinten sie dadurch wieder etwas zu demüthigen und zu kränken; allein darin hatten sie doch ihre Rechnung gänzlich verfehlt, denn statt sich darüber zu kränken, freute sich die gute Nachtschatten herzlich darüber, nahm freudig die Hand ihrer Pflegemutter, und umarmte ihre ehemalige Gespielinn, ihr Glück wünschend zu dem, weshalb sie sich so glücklich pries.

Den Beiden blieb nun weiter nichts zu thun, als Abschied zu nehmen, und ihre Reise fortzusetzen, da ihr nun wieder hergestellter Wagen ihnen nachgefolgt war. Beim Abschiednehmen sagte noch die Königinn mit jenem stolz mitleidigen Lächeln, das dem Bedauerten gewöhnlich erst alle Stachein seines Schmerzes in den beklommenen Busen drückt: Ja, armes Kind, darin bist du doch zu bedauern, daß du, bei allen Annehmlichkeiten deiner Einsamkeit doch die Liebe mit ihren Freuden entbehren mußt! — Freilich ist auch dein Aeußeres nicht gerade glänzend, um dir darin viel Hoffnung zu geben, indessen leben ohne Liebesglück ist wie ein Tag ohne Sonne!

Sie stiegen bei diesen Worten in den Wagen und fuhren nach einigen höflichen Abschiedsgrüßen ihres Wegs. — Der armen Prinzessinn blieb von der letzten Versicherung doch ein Stachel in der Seele zurück; ein dumpfes Gefühl

von Schmerz, ob ſie auch jene Worte nur halb verſtanden hatte, doch bei der Aeußerung, daß ſie vielleicht auf jenes kaum geahnete Glück nicht würde können Anſpruch machen. Alſo ein Tag ohne Sonne? wiederholte ſie wehmüthig, ach wieder mein trauriger Name! immer der Schatten, den kein Strahl erhellt!

Da ſchwebten in dem Augenblicke wieder die himmliſchen Schweſtern bezaubernd freundlich auf ſie zu, und vor ihrer ſiegenden Nähe ſchwand alle Traurigkeit. Armes Kind, ſagten ſie liebkoſend, und trockneten ihr die Thränen von den langen Wimpern, die heimlich hervorgequollen waren, haſt du ſchon wieder einmal weinen müſſen? Sieh dieſes Bild!

Sie zeigten ihr dabei ein ganz entzückend ſchönes Bild, ſo ſchön wie ſie noch nie etwas geſehen hatte; ſieh! ſagten Jene wieder, wenn nur erſt unſer Bruder, Sonnenſtrahl, aus dem Kriege kommt, dann wirſt du nicht mehr weinen! Er iſt noch ſchöner als dieſes ſein Bild.

Ein wunderbares, ihr bis dahin noch unbekanntes Gefühl erwachte bei den Worten in dem jungen unſchuldigen Herzen der Prinzeſſinn; das Bild kam nicht mehr aus ihrer Seele; ſtillglücklich lebte ſie im innigen Verein mit ihren himmliſchen Wohlthäterinnen, die ſie nur immer zärtlicher umfingen.

Auf einmal ward es rege in der einſamen Gegend; blendende Reiter ſprengten heran auf weißen Roſſen, dann wieder prächtige rothgekleidete, die triumphirend Purpurfahnen in die Luft ſchwangen, und alles rief: Prinz Sonnenſtrahl kehrt wieder! Er war es; aus einem langen, zuletzt ſiegrei-

chen Kriege kam er zurück. Und jetzt erschien er selbst; in herrlich goldner Rüstung, die hellblitzend die Augen blendete. — Mit ihm kam noch ein andrer hoher Held, schon etwas älteren ehrwürdigen Ansehens, und mit stählerner, fester Rüstung bedeckt.

Bebend stand die schüchterne Nachtschatten zwischen seinen beiden himmlischen Schwestern, die ihm entgegen gegangen waren; sein Strahlenblick traf sie; da war es, als ob erst der Funken des Lebens in ihre Seele blitze. Man führte die Angekommenen entzückt in das Schloß, und die Schwestern entlasteten den geliebten Bruder der schweren Waffenrüstung; der goldne Helm, von dem ein weißer und purpurfarbner Helmbusch niederwallte, hatte sein reizendes Gesicht beschattet. Als er ihn jetzt vom Haupte nahm, so strahlte seine Schönheit fast überwältigend hervor; noch tausendmal schöner fand ihn Nachtschatten als sein Bild; Rosen, nicht wie sie auf der Erde, wie sie nur in ätherischen Gefilden des Morgenhimmels blühen, strahlten auf seinen Wangen, gehoben von dem reinen Lilienschnee der schönen, edlen Stirn; vom tiefen Azur seiner Augen brachen Schimmer hervor, deren Flammenmacht nur durch ein zauberisches Lächeln gemildert, aber zugleich unwiderstehlich gemacht wurde. — Die Schwestern erzählten ihm die Geschichte ihres lieblichen Pflegekindes, und seine Theilnahme an ihr ward durch die Macht des Mitleids noch unendlich erhöht. Du armes, holdes Kind, sprach er mit warmen Ton, und wie nun, wenn ich dir eines deiner theuersten verlornen Güter wiederbringe? Weißt du, wer mein Begleiter ist? Ja, er war mein Begleiter, doch ich begleitete auch ihn auf seinen kühnen Zügen. —

Er öffnete die Thür zu einer Seitenhalle, und bat den ehrwürdigen Helden in fester Stahlrüſtung, herauszutreten; er hatte auch den Helm vom Haupte genommen, und Nachtſchatten ward von dem Ausdruck frommer Zuverſicht, ſtillen, feſten und doch faſt kindlichen Vertrauens, der klar auf dieſem biedern Antlitz lag, aufs innigſte ergriffen; es zog ſie ſeine Hand zu faſſen und ſie mit tiefer Ehrfurcht zu küſſen; wie groß war aber ihr Entzücken, als ihr der junge Held erklärte und es ſich nun aus allem kund gab, daß der Innigverehrte ihr frommer Vater war, der ſelbſt vergeſſend und vertrauend einſt ſein Liebſtes dahin gegeben hatte, um ſeinen höhern Beruf zu erfüllen. Thränen der Freude und des Dankes gegen den Himmel glänzten in ſeinen aufwärts gewandten Augen, als er das geliebte Kind in die Arme ſchloß. Er kehrte nicht in ſein Land zurück, ſondern es war beſchloſſen worden, daß er auf immer in dieſen himmliſchen Gegenden bleiben ſollte.

Tage der Seligkeit gingen nun für die einſt ſo Gedrückte auf. Die Strahlenblicke des himmliſchen Jünglings hingen immer entzückender an der holden Jungfrau; der Nachtſchatten ſank ganz in die Tiefe vor dieſer ſiegenden Beleuchtung. Violens ganzes lieblich beſcheidnes Daſeyn blühte jetzt erſt bezaubernd auf in dieſer milden Sonnenwärme, und bald erhob ſich für ſie der bräutliche Altar, wohin des Vaters Segen ſie begleitete, und wo ſie ihre holden Schützerinnen dem himmliſchen Bruder entgegenführten.

Mit Myrthen und mit Blumen war Alles um ſie her geſchmückt; nur Eins fehlte noch zu den Freuden des Feſtes, Eines, das erſt der Freude den lebenvollſten Reiz verleiht, der Zauber des Wohllauts; man war deswegen hoch erfreut, als

zum Beginn des Feſtes ein edler Sänger am Thor des Schloſſes erſchien, und mit einigen beſeelenden Griffen auf dem Saitenſpiel ſeine melodiſche Gegenwart kund gab. Man führte ihn ſogleich zum Male, und reichte ihm den goldnen Becher dar. Während des Mahls erzählte er, wie er aus jenem Lande komme, wo die treuloſe Königinn mit ihrer Kaiſerkrone lebte, und die holde Braut fragte theilnehmend, ob er dort nicht auch der Vermählung ihrer Jugendgeſpielinn beigewohnt habe?

Das iſt Alles längſt vorüber! erwiederte der Sänger lachend, der ſchöne flüchtige Aeol hat manche alte Schuld in das Gleiche gebracht.

Die Schweſtern wollten ihm etwas von der Geſchichte ihres lieben Zöglings erzählen, allein er, der gottbegeiſterte Sänger, wußte das Alles ſchon; ja er wußte nach ſeiner höhern Offenbarung ſelbſt den wahren Sinn und das Weſen aller der Handelnden mit ergreifender Richtigkeit zu deuten. Er ſtimmte ſein mächtiges Saitenſpiel zu lauten, kräftigen Accorden, indem er voll ernſter Bedeutung dazu ſang:

Wer iſt ſie, die trotzend auf irdiſche Macht,
Des biedern Vertrauens, des heiligſten lacht!
Der Glaube, der fromme jetzt kehrende Held,
In ſtählerner Rüſtung, er zog in das Feld!

Ihr ließ er zur Obhut ſein einziges Glück,
Sein liebliches Kind, das verwaiſte zurück;
Als freudig ſich opfernd zu Kämpfen er zog;
Wer iſt ſie, die biedres Vertrauen betrog?

Die Selbſtſucht, ſo wird ſie mit Abſcheu genannt,
Die einzig nur ſich und ihr Eignes erkannt;

Die Eitelkeit ſie, ihr verzärteltes Kind,
Sie wählte zum Buhlen den ſchmeichelnden Wind;

Doch Aeol, ihn bindet wohl nimmer ein Ort,
Von Blume zu Blume nur flattert er fort;
Und als er einſt wieder zur Krone gekehrt,
Hat leicht er die prunkenden Blätter zerſtört.

Doch Du, ſo ſagte er mit ausdrucksvollem Blick gegen die liebliche Braut gekehrt, indem er ſeine Saiten zu einer ſanften, ſeelenvollen Weiſe ſtimmte; — Du

Holde demuthsvolle Tugend,
Oft in ſchwerem Kampf bewährt,
Schon in hülflos zarter Jugend,
Strahl' uns, heilig und verklärt!

Hoffnung, ſchön als Morgenröthe,
Zarter Ahnung Sternenlicht,
Zeigten ſüß, wie Hauch der Flöte,
Dir ein lieblich Traumgeſicht;

Dir des Liebſten Bild voll Schimmer,
Aller Schatten ſank ins Thal;
Wandle, Heldinn, nun auf immer,
In des Glückes Sonnenſtrahl!

VII.

Romantische Züge aus der Wirklichkeit*).

Auf süddeutschem Boden gesammelt.

---

*) Anspruchslos wollen diese auf einer größeren Reise gesammelten Züge nur dem forschenden Freunde der Seelenkunde einigen Stoff darbieten, der mindestens durch die unbedingteste Wahrheit bekräftigt ist.

I.

Maria und Franziska.

Zwei liebliche Zwillingsschwestern machten das Glück und die größte Freude ihrer Aeltern, die, aus einem angesehnen ungarischen Geschlechte entsprossen, im wohlhabenden Mittelstande lebten. Anmuth, Talente, Geist und die unübertrefflichste Herzensgüte der beiden holden Schwestern schienen das Loos der Aeltern beneidenswerth zu machen, allein das seltne unglückliche Verhängniß, das über beiden zu ruhen schien, verwandelte nur zu bald das froh gehoffte Glück in Jammer.

Der einzige Unterschied, den man an dem Charakter beider bemerkte, war, daß die tieffühlende Maria mehr zur Schwermuth, die lebhafte Franziska mehr zur Heiterkeit geneigt war. Unmerklich schien dies die Herzen der Aeltern mehr nach dieser zu neigen; es war, als ob sie sich von ihr mehr heiteres Glück für die Zukunft versprächen, als von jener; und nur zu bald mußte die unglückliche Marie diese trübe Vorahnung von ihr rechtfertigen. Die Aeltern alltäglich-gute behagliche Menschen, die es liebten, nach ihrem verrichteten Tagewerk sich in gesellschaftlichen Kreisen zu vergnügen, hatten sich nicht bemüht, dem ersten Entstehen der Neigungen und Begriffe in den Gemüthern ihrer Kinder mit jener liebenden Sorgfalt nachzuspähen, wodurch vielleicht manches verderbliche Uebergewicht vermieden werden kann; sie

ließen ſich nicht gern durch irgend etwas in ihrer heitern Behaglichkeit ſtören; es war daher natürlich, daß ihnen die fröhliche Franziska mehr zuſagte, als ihre ſtille Schweſter. Maria dagegen, auf dieſe Weiſe noch mehr auf ſich ſelbſt zurückgewieſen, gewann dadurch noch mehr Veranlaſſung, ihrer Neigung zu einer ſchwermüthigen, oft ſelbſt ein wenig an Ueberſpannung gränzenden Schwärmerei nachzuhängen.

Zärtlich, tief, ſchwärmeriſch fühlend von Natur, vereinte ſie zugleich alle Glut und alle Kraft jenes wärmeren Himmelsſtrichs in ihrer Neigung; und dieſe Neigung fiel leider auf einen Gegenſtand, der zwar ſeinem wahren Weſen nach ihrer nicht unwerth, allein doch nach allen angenommenen Verhältniſſen des bürgerlichen Lebens, gänzlich von ihr geſchieden war.

Ein gemeiner junger Krieger, aus einem der ſchönen kriegeriſch gebildeten ungariſchen Regimenter, war es, der ihr unter ſeinen übrigen Waffengefährten aufgefallen war; und in den ſchönen Zügen ſeines Geſichts lag in der That noch ein beſonderer Ausdruck von Herzensgüte, der mit der übrigen übereinſtimmte. Aber eingedenk ſeines geringen Standes würde er es nie gewagt haben, die Augen zu der ſo weit über ihm ſtehenden Jungfrau zu erheben; ſie dagegen ſchien mit einem unauflöslichen Zauber an ihn gefeſſelt; und ſelbſt als ſie ihn in dienſtfreien Stunden, entkleidet ſeines kriegeriſchen Schmuckes, bei dem Schiffsbau arbeiten ſah, kam ihr die edle männliche Geſtalt nur noch rührender vor, bei der harten, mühevollen Arbeit, in der bräunenden Sonnenglut.

Sie ſah ihn öfter, denn die Rhede der Donau lag dicht unter ihren Fenſtern; ihre Aufmerkſamkeit, und der

Ausdruck tiefer, inniger Neigung, der ſich, ihr ſelbſt unbewußt, in ihren Zügen mahlte, mußte endlich auch den Anſpruchloſen aufmerkſam machen; auch er wagte jetzt in die holden Augen zu blicken, die ſich ſo antheilvoll auf ihn richteten; und welches männliche Herz, und wär' es auch das anſpruchloſeſte, würde von einer ſolchen Entdeckung nicht aufgemuntert werden? Auch er geſtand ſich die Liebenswürdigkeit dieſes intereſſanten Weſens, und Gedanken und Gefühle wurden in ihm rege, die ihn ſelbſt mit Erſtaunen und Beſtürzung erfüllten.

Beide erhielten Gelegenheit, ſich zu ſprechen, und ſich wieder zu ſprechen; und Maria fand, daß ihr geliebter Joſeph natürliche Geiſtesanlagen beſaß, daß er gefühlvoll und edel war, und obgleich noch nicht ausgebildet, doch lebhaften Sinn für Höheres, und Fähigkeit zu größerer Ausbildung hatte.

Alles dies reichte hin, Mariens Neigung für ihn zur höchſten Schwärmerei empor zu flügeln; ſie war entſchloſſen, ihm oder nimmer einem Manne anzugehören; während er ſelbſt noch auf einem dunklen Meere von Träumen eines nie geahneten Glücks, und kaum ſchüchtern gewagter, ſich ſelbſt nicht geſtandner Wünſche wogte. Nur die Einwilligung ihrer Aeltern bedurfte die fromme, zärtliche Tochter, um ſich ganz glücklich zu fühlen; ſie warf ſich ihnen zu Füßen, geſtand ihnen ihre Liebe, und flehte ſie um ihre Vergebung und ihren Segen.

Dieſe freilich ſahen das Verhältniß nicht mit den Augen des jungen ſchwärmeriſchen Mädchens an; ſie hatten auf die Verbindungen ihrer Töchter alle Hoffnungen ihrer ſpätern

Jahre gesetzt; erbleichend vor Schrecken blickten sie einander an, und brachen dann in verzweiflungsvolle Klagen aus über das Herzeleid, das sie an ihrem Kinde erleben müßten.

Ein Donnerschlag war dies für die Seele der sanften, weichfühlenden Maria; ihr ganzes Leben war in dem Bestreben hingegangen, ihren Aeltern Freude zu machen, und nun mußte sie mit einemmale hören, daß sie ihnen Herzeleid verursache. Wie sehr sie sie durch ihre romantische Schwärmerei betrüben werde, hatte sie im Rausche jener unglücklichen Leidenschaft nicht bedacht; und ihre Schwester, die ihr vielleicht im Entstehen eine andre Richtung hätte geben können, da beide Schwestern sich auf's innigste vertrauten, war eben damals auf einige Zeit verreist gewesen.

Zu tief hatte indeß jene Leidenschaft in ihrem Herzen Wurzel geschlagen, als daß sie sie ohne Verbluten, der kindlichen Pflicht hätte zum Opfer bringen können; nur einen heldenmüthigern Schwung nahm ihre Leidenschaft durch den gefundenen Widerstand; und statt sie früher dunkel gehofft hatte, den niedrig gebornen Geliebten durch Hülfe ihrer Aeltern zu einem bessern Loose zu erheben, fühlte sie jetzt den Muth in sich, zu seiner Armuth herabzusteigen. Unter tausend Thränen flehte sie die Aeltern an, ihr nur ihren Segen nicht zu versagen. Sie verlange nicht das mindeste von dem ganzen Vermögen ihrer Aeltern; gern wolle sie den rauhen Stand ihres Geliebten theilen, gern die härtesten Arbeiten verrichten, wenn sie nur das Glück genießen sollte, die Gattinn des Mannes zu werden, den sie mit namenloser Innigkeit liebe; denn daß sein biederes Herz keinen Gedanken gefaßt, von dem

Vermögen des liebenden Mädchens Vortheil zu ziehen, wußte sie wohl.

Doch nur erbitterter durch die Vorstellung, ihre Tochter so erniedrigt zu sehen, ließen sie die Aeltern die ganze Schwere ihres Zornes empfinden; sie nannten ihre Neigung niedrig und ehrlos, und verbannten sie selbst auf einige Zeit aus ihren Augen.

Dies war zu viel für das weiche Gemüth; in einem Zustande blieb die Unglückliche zurück, der mehr einem martervollen Tode als dem Leben glich. Vernichtend lastete der Zorn ihrer Aeltern auf ihr, und der Ausdruck von Verachtung, womit sie sie allein gelassen hatten, und der ihr ein erschütterndes Vorgefühl gab von der allgemeinen Verachtung, die künftig auf sie fallen werde. Dagegen erhob sich wieder mit Wunderkräften ihre Liebe, und das Bild ihres armen Lieblings, den nur sie erst aus seiner harmlosen Ruhe aufgestört.

Dunkel, sinnverwirrend wogte dies nun Alles in ihr auf und nieder; keine theilnehmende Seele war ihr nahe, denn selbst die Dienstleute, die Gewitterschwüle in den Gemüthern ihrer Gebieter ahnend und fürchtend, wagten nicht, der armen Verbannten zu nahen. Ihren Geliebten aufzufinden hätte sie nicht gewagt und nicht gewußt, da ihn der Wachtdienst heut auf einen entfernten Posten gerufen hatte; auch war ihr das Ausgehen versagt. Nur nach dem Garten zur Seite des Hauses wankte sie gegen Abend, das Körbchen am Arme, worin sie gewöhnlich um diese Stunde Früchte und Gemüße für den künftigen Mittag zu sammeln pflegte, da

auf ihr, der fleißigen Wirthinn, die Sorge für den Hausstand lag.

Bewußtlos hatte sie den gewohnten Weg eingeschlagen; allein die Kräuter und Blumen hatten heut Ruhe vor ihr; dorthin zog es sie, wo die blühenden Beete des Gartens hinunter nach der vorüberströmenden Donau lagen. Sie stand und sah in die reißenden Wogen, die in wilden Strudeln unter ihren Augen hinwirbelten.

Die Blumen, die sie sonst gepflegt hatte, winkten ihr glänzend und duftend zu, als wollten sie sie auf der schönen Erde zurückhalten; die Ranken und die blühenden Sträuche hingen sich in ihr Gewand, schlangen sich schmeichelnd um ihre Füße, und strebten sie zurückzuziehen; alles umsonst! ihr gebrochnes Herz, ihr qualverdüsterter Geist verlangte nach Ruhe in der Tiefe; — und die reißenden Wogen wirbelten sie tief hinab in ihren kalten, feuchten Schoß.

Als sie nicht zurückkehrte, und eine Dienerinn versicherte, daß sie sie nach dem Strome hinunter hatte gehen sehen, da wurden die aufgebrachten Aeltern doch unruhig und begannen ihre Verzweiflung zu fürchten. Man stellte eilig Nachforschungen an; erst spät, eine halbe Meile stromabwärts sahen die Fischer — im letzten sterbenden Abendlichte — ihr weißes Gewand schimmern, das an einem überhangenden Uferstrauche hangen geblieben war, und sie zugleich mit aufgehalten hatte.

Alle Bemühungen, die starren holden Glieder wieder zu beleben, blieben vergeblich; das Leben war auf immer aus dieser sanften Brust entflohen.

Der unglückliche und unschuldige Gegenstand ihrer Leiden, der arme Joseph, hörte die Trauerkunde, als er von

seinem Waffendienste zurückkam; und er bewies, daß sich Maria in seinem Herzen nicht geirrt hatte; stumm und in sich verschlossen schien er einen unendlichen Schmerz zu tragen über diejenige, die, obwohl nicht von ihm verleitet, ihm doch so tiefe Liebe geweiht hatte. In der Nacht hörten seine Waffenbrüder in der Kaserne einen Schuß, und am Morgen fand man ihn mit zerschmettertem Gehirn am Boden liegend.

Aus Mitleid mit dem Schicksal zweier edelfühlender Herzen, die nur der Stand geschieden hatte, vergönnte man ihm eine Schlummerstätte neben Marien am Ufer des einsam rollenden Stroms. —

Die Trauer, welche dies unglückliche Ereigniß über Mariens Aeltern und ihre treue Schwester verbreitete, hielt lange bei ihnen jeder freudigen Begebenheit den Eingang verschlossen. Auf Franzisken richtete sich jetzt die ganze Lebenshoffnung der Aeltern, auf sie, welche von jeher ihre stille Neigung der unglücklichen Marie vorgezogen hatte, und die reizend aufgeblühte Jungfrau schien ganz diese Hoffnung zu rechtfertigen.

Ihre Wahl fiel auf einen Jüngling, der ihr an Stand und an Vermögen völlig gleich war. Die ganze Welt, so wie ihre Aeltern, mußten eine so wohl getroffene Wahl billigen; obgleich die Letztern sich durch einen geheimen Widerstand von demjenigen zurückgezogen fühlten, dem sie das theuerste Kleinod ihres Lebens, die einzige geliebte Tochter, anvertrauen sollten. Allein sie hatten die zu große Härte gegen das Eine ihrer Kinder nicht ohne bittern Schmerz bereut; sie glaubten sie durch desto größere Nachsicht gegen das

Andere, gegen ihren Liebling, gut zu machen. Franzieka liebte ihren Erwählten mit Leidenſchaft, und ſo unterdrückten ſie jenes dunkle Vorgefühl, und gaben ihre Einwilligung in eine Verbindung, welche das Glück der Liebenden machen ſollte, und deren Vollziehung nur noch von einigen Familienverhältniſſen abhing.

Sie ſelbſt wußten ſich nicht klar zu deuten, was ſie von Vincent ſo zurückſtieß; er war geiſtvoll, artig und wohlgebildet; doch lag in ſeinen Zügen mehr der Ausdruck von Selbſtſucht, als von Güte. Eine etwas verzärtelte Erziehung hatte vielleicht von früh an nachtheilig auf ſeinen Charakter gewirkt; er, das einzige Kind vermögender Aeltern, war gewohnt, ſich als den Mittelpunkt aller Wünſche, aller Beſtrebungen der ihn Umgebenden anzuſehen; und ſo hatte er ſich gewöhnt, auch allen ſeinen Launen, allen ſeinen Leidenſchaften nicht den mindeſten Widerſtand entgegen zu ſtellen. Alles, was ihm einfiel, mußte durchgeſetzt werden; mochten Andre darunter leiden oder nicht; gleichviel für ihn! wenn er ſich ſelbſt nur nicht durch die mindeſte Ueberwindung weh thun durfte.

Der heitere ſanften Franziska ward es nicht ſchwer, ihm allenthalben nachzugeben, da ſie Alles im Leben von der leichten, fröhlichen Seite nahm; und man fand die Verbindung Beider auch in dieſer Hinſicht ſehr wohl geordnet.

Allein eben dieſe harmloſe Fröhlichkeit des unſchuldigen Mädchens ließ ſie in die Gefahr gerathen, ihrem Verlobten zu mißfallen, ehe der mindeſte Argwohn davon in ihre Gedanken gekommen war.

Nie hatte ſie Eiferſucht an ihm bemerkt, und ſie glaubte

nicht, daß dieſe jemals möglich ſey; er wußte ja, daß er der Abgott ihrer Seele war, und das Bewußtſeyn, das ſie ſelbſt davon in reinem Herzen trug, ließ ſie unbefangen in Dingen der Außenwelt handeln. Vincent war auf einige Tage verreiſt; ein junger ſchöner Fremder hatte Empfehlungsbriefe an Franziska's Aeltern, die er bei ſeiner Ankunft in der Stadt geltend machte. Sein Umgang gefiel, und Franziska ſo wenig, als ihre Aeltern ſelbſt fanden etwas tadelnswürdiges darin, manche kleine Luſtfahrt in die umliegende Gegend mit ihm und in ſeiner eleganten Equipage zu machen, oder in ſeiner Begleitung nach dem Schauſpiel zu gehen. Die Gegenwart der Aeltern allenthalben ſchien den Anſtand völlig zu ſichern.

Eines Abends war Franziska nur mit ihrer Mutter und jenem intereſſanten Fremden allein in der Loge. Dieſer kannte und ehrte zwar ihr Verhältniß zu Vincent, allein er, als gebildeter Weltmann, hielt es für kein Unrecht, der Liebenswürdigen, die ihm ſelbſt vielleicht ohne jenes Verhältniß näher angehört haben würde, das Intereſſe unbefangen zu zeigen, das ſie einflößte; er ſtand eben hinter ihrem Stuhle und unterhielt ſich lebhaft und angelegentlich — während die Mutter mit einer Bekannten in der nebenanſtoßenden Loge in tiefem Geſpräch verwickelt war, und Franziska, viel zu anſpruchlos und beſcheiden, um in der Annäherung des Fremden etwas Andres zu ſehen, als was ſie für Höflichkeit hätte nehmen ſollen, antwortete ihm mit ihrer gewöhnlichen ſittſamen Freundlichkeit; als — Vincent — früher von ſeiner Reiſe zurückgekommen, — in's Parterre trat. —

Seine brennenden Blicke flogen nach der Loge ſeiner

Braut; eine unberufene Botſchafterinn hatte ihm bereits etwas von den Spazierfahrten mit dem fremden reichen Freiherrn mitgetheilt, und nicht ſowohl ſeine Zärtlichkeit, als ſeine Eigenliebe, war empfindlich dadurch beleidigt worden. Jetzt ſah er ſie während des Zwiſchenaktes im wohlgefälligen Geſpräch mit ihm; die Augengläſer, welche er zu Hülfe nahm, dünkten ihm nicht ſcharf genug, um jede ihrer Mienen zu verfolgen. Sein Blut kochte; kaum konnte er das Ende des Stücks erwarten.

Ruhig ging Franziska, als der Vorhang gefallen war, am linken Arme des Freiherrn, welcher den rechten ihrer Mutter gegeben hatte, nach dem bereitſtehenden Wagen.

Ha Treuloſe! rief mit einemmal eine theure, jetzt furchtbare Stimme, und ehe Franziska nur noch den, aus dem Gedränge der Menſchen hervorſtürzenden Vincent unterſcheiden konnte, faß ſchon das zweiſchneidige Stilet, das Vincent gewöhnlich in ſeinem Stocke trug, in ihrer linken Seite, dicht unter dem Herzen.

Mit einem Schrei des Schmerzes und des Entſetzens ſank ſie ihrer zitternden Mutter in die Arme; der Mörder ward gefangen genommen. Die ohnmächtige Franziska brachte man in ihrer Wohnung zu Bett und verband ihre Wunde, die zwar tief, aber nicht tödtlich war.

Doch nicht über den Schmerz der Wunde klagte ſie; nur über Vincents Geſchick; um ihn zerfloß ſie in Thränen, und machte ſich ſelbſt die bitterſten Vorwürfe daß er durch ihre — wenn auch bewußtloſe Schuld, in ein Vergehen gefallen ſey. Unaufhörlich ſann ſie nur darauf, ſein Schickſal zu erleichtern; alle ihre kleinen Erſparniſſe wandte ſie nur

dazu an, ihm köſtliche Speiſen und andre Erquickungen in das Gefängniß zu ſenden; und ſobald ſie zum erſten Male wieder ausgehen konnte, ließ ſie nicht nach mit Bitten, bis man ihr erlaubte, ihn dort zu beſuchen.

Ihre ganze Seele flog ihm entgegen, als ſie in das einförmige, wohlvergitterte Gemach eintrat, wo ihm bisher ſeine freudloſen Tage hingeſchlichen waren; ob er gleich hinlänglich überzeugt worden war, daß kein Schatten von Untreue in ihr Herz gekommen ſey, ſo konnte doch ſeine beleidigte Eigenliebe ihr es nicht vergeben, daß ſie nur den geringſten Schein davon der Welt gegeben habe. Selbſt alle die rührenden Proben ihrer Zärtlichkeit ihm während der ganzen Zeit ſeiner Verhaftnehmung gegeben, konnten ihr nur matte Dankſagungen von ihm erwerben; nur oberflächliche Entſchuldigungen ſeines Vergehens gegen ſie.

„Aber wie war es möglich" fragte Einer der Rechtsbeamten dieſes Orts, der Franziska und ihre Mutter zu dem Verhafteten eingeführt hatte — „wie war es möglich, daß ſich Ihre mörderiſche Waffe gegen die Geliebte gekehrt hat, und nicht vielmehr gegen den Mann, den Sie begünſtigt glaubten? Da es doch tief in dem männlichen Charakter begründet iſt, daß er, noch im Zorn großmüthig gegen das wehrloſe Geſchlecht, nie die Ungetreue, nur den Nebenbuhler verwundend anfällt." —

Und wie nun — rief Vincent mit dem Hohnlachen eines böſen Geiſtes, wenn die Treuloſe mich und den Todten vergißt, während wir beide uns opferten — und das Eigenthum eines Dritten wird? — o vortrefflich! — nein

dafür ſichert der wohlthätige Stahl im Buſen der Verbrecherinn, und läßt ſie nach mir keinen Andern beſitzen.

Franziskken war es, als ob ſie ſchon den Stahl in ihrem Herzen fühle. Das Wohlüberlegte in ſeiner grauſamen und ungroßmüthigen Geſinnung hatte etwas, das ſie mit Schauder erfüllte; unwillkürlich verwandelte ſich ihre heiße Liebe in Entfremdung, ja in Empörung.

— Er ward frei durch den Einfluß ſeiner angeſehenen Familie. Aus Franziskens Herzen war auf immer die Liebe für ihn gewichen; doch auch die Freude konnte nicht mehr Raum darin finden; eine langſam verzehrende Schwermuth war an die Stelle der ſonſt ſo lebhaften Fröhlichkeit getreten. Die Aeltern ſahen mit Jammer ſich ihren Liebling zum Grabe neigen, und konnten es ihr doch nicht verargen, daß ſie Vincents gewagte Verſuche, zur Erneuerung des ehemaligen Bundes, immer ſtandhaft zurückwies.

Wehmüthig dachten ſie jetzt öfter an die unglückliche Marie; an ihre ſo hart verworfene Wahl, und verglichen ſie mit der ihrer Franziska. Die Todte ruhte an der Seite eines armen, aber guten Menſchen, der ſich, — ſie mußten ſich dies nicht ohne nagenden Vorwurf geſtehen, — durch ihren Beiſtand zu einer höhern Stufe hätte heben können; alles, was er beſaß, hatte er ihr zum demüthigen, uneigennützigen Liebesopfer gebracht: ſein Leben. —

Die Lebende hatte einen Unhold gewählt, der, ſie mochte ihn fliehen, wie ſie wollte, doch immerdar zerſtörend für ihre Ruhe wirkte.

Ein junger Vetter, welcher lange Zeit in der Fremde gelebt hatte, kam jetzt zurück in die Vaterſtadt; Cöleſtin

hieß er, und wie eine Himmelsbotschaft erschien er auch den trauernden Aeltern. Er und Franziska hatten als Kinder immer vorzügliche Neigung gegen einander gezeigt; von ihm hofften sie, daß es ihm vielleicht gelingen werde, das Herz der Unglücklichliebenden zu einer neuen glücklichern Liebe zu stimmen; wie eine zarte, früh vom Sturm geknickte Blume behandelten sie das geliebte Kind, dem sie hofften auf diese Weise einen rettenden Stab zu geben.

Auch war der sanfte, gefühlvolle Cöleſtin ganz dazu geeignet, eine so zarte Pflege zu übernehmen; nur mit der höchsten Schonung näherte er sich ihrem verwundeten Herzen; und wenn auch dieses Herz, trotz der erfahrnen schmerzvollen Täuschung mit einer seltnen Beharrlichkeit sich jedem neuen Eindrucke verschloß, so that ihr doch der Umgang des milden, theilnehmenden Jugendfreundes wohl. Wie einen lieben lang entbehrten Bruder betrachtete sie ihn, und nach und nach begann sie wieder einige Erheiterung darin zu finden, ihre Gedanken und Gefühle mitzutheilen.

Ihr Lieblingsvergnügen war immer der Genuß der freien Natur gewesen; Cöleſtin durfte sie auf ihren einsamen Wanderungen begleiten; die Aeltern wußten sie gern und sicher unter seinem Schutze. Eines Tages führte sie ihn zu Mariens Grabe; auch sie, so wie ihre Aeltern, dachte seit ihrem Unglück noch öfter und schmerzlicher der armen Verstorbenen; ihr zartes Gefühl machte ihr Vorwürfe, daß sie der treuen Schwester zu wenig gedacht habe im Rausche ihrer glücklichen Liebe. —

Vincent, dessen Stolz sich durch diese Verirrung der Schwester seiner künftigen Gattinn verletzt fühlte, hatte diese

unmerklich, wenn auch nicht von dem Andenken an Marien, doch vom Beſuchen ihres verlaßnen Grabes abzuleiten gewußt; Cöleſtin folgte ihr gern dahin.

Arme Marie! ſeufzte ſie, als ſie der einſamen Stätte an der Donau nahe kamen, wo weit abwärts von der Stadt ſich ein kleines Erlengebüſch erhob, an deſſen Eingang dicht am Strome nur eine niederhängende Weide das Grab der armen Beiden beſchattete, die im Kampf mit dem Unglück erlegen waren. Vergebens hatten Mariens Aeltern geſtrebt, ihrer verlornen Tochter eine Ruheſtätte auf geweihter Erde zu verſchaffen, zu ſtreng waren die geiſtlichen und weltlichen Geſetze des Orts; nur Franziskens mitleidsvollem Bitten war es gelungen, auch dem treuen Joſeph ein vereintes Grab mit ihr zu verſchaffen, und ſo gleichſam ihrem Schatten noch eine traurige Genugthuung zu geben.

Arme Marie, ſeufzte Franziska, als ſie nun an dem Doppelhügel ſtanden, an dem die Woge düſterrauſchend vorübereilte; — ſo öd' und ſchmucklos iſt dein Grab?

Iſt kein freundlich Zeichen Euch geblieben?
Nicht ein Kreuz und nicht ein ſchlechter Stein?
War dies ganz der Lohn für treues Lieben,
Ein verachtet Grab im wüſten Hain?

O theure Franziska, rief Cöleſtin, indem er ſanft bittend ihre Hand faßte, — nicht dies überwiegende Hinneigen zur Schwermuth!

O Cöleſtin! rief Franziska mit leidenſchaftlicher Begeiſterung, ewig wird dieſer Ort mir theuer ſeyn! ewig wird meine Liebe —

„Ewig wird deine Liebe, — ha Verrätherinn! — ! —“ tönte mit einem Male Vincents entsetzliche Stimme, der wie ein düstrer Schatten Franziskens Tritte schon allenthalben umschwebt hatte, und jetzt hinter Cölestins Rücken aus dem Gebüsche stürzte. Er hatte nicht Cölestins leise Bitte gehört, sah nur seine zärtliche Stellung gegen sie, hörte nur ihren Ausruf, den er auf Liebe für Cölestin deutete, und ehe Beide noch die blitzschnelle Erscheinung in das Auge gefaßt hatten, — sank Franziska — diesmal besser von seinem Dolche getroffen, — in ihrem Blute — sterbend auf das Grab ihrer Schwester nieder.

II.

Die Nonnen.

An einem schönen stillen Sonntag Nachmittags besuchte ich das Kloster der heiligen Anna zu **. Die außerordentliche Reinlichkeit, welche ununterbrochen in diesem Heiligthume jungfräulicher Zurückgezogenheit herrscht, hatte heut, da eben der Festtag einer Heiligen fiel, noch einen anmuthigen Blumenschmuck erhalten; allenthalben zur Seite der blendend glänzend reinlichen Kreuzgänge, Treppen und Gemächer, waren die Blenden und Heiligenbilder und Altäre mit buntfarbigen Sträußern und Gewinden verziert; und wenn man nun die bedeutenden schwarzen weißverschleierten Gestalten hin und wieder auf diesem freundlichen Grunde hinschweben

ſah, ſo gab dies ein Gemählde, welches das Herz unwiderſtehlich mit einer reizenden Schwärmerei ergriff.

Mehrere unter dieſen Geſtalten waren mir intereſſant erſchienen; doch bei zweien von ihnen glaubte ich ein nicht gewöhnliches Schickſal aus ihren Zügen, aus ihrem ganzen Weſen zu errathen: und die Geſchichte Beider, die ich nachher erfuhr, bewies, daß mich mein vorahnendes Gefühl nicht getäuſcht hatte.

Schweſter Roſalie, eine große, ſtolz und reizvoll gebaute Geſtalt, noch in der Frühlingszeit des Lebens, trug bei den Spuren ſeltner Schönheit doch den Ausdruck eines zerſtörten, mit ſich ſelbſt zerfallnen Daſeyns; ſcheu und unruhig ſtreifte ſie an mir vorüber, ihr großes Auge war verweint und ſenkte ſich unſicher zur Erde; ich bewunderte die ſchönen ebenmäßigen Formen ihres Körpers, die der Gram, der ſichtbar an ihrer Blüthe nagte, noch immer nicht hatte vertilgen können. — Ihr Anblick verwundete mein Herz, theilnehmend forſchte ich nach ihren früheren Lebensverhältniſſen und erfuhr das Nachfolgende.

Schweſter Roſalie, — mit ihrem frühern weltlichen Namen Juliane genannt — hatte, bei ſo ungewöhnlicher Schönheit, das Unglück gehabt, ihre Aeltern ſehr frühzeitig zu verlieren; allein und ſchutzlos trat ſie in eine Welt, die ſie vorher nie hatte kennen lernen, und die ſie jetzt mit zauberiſchen Farben umſchimmerte. Ein junger Edelmann, von reizender Geſtalt und einnehmenden Sitten, lernte ſie kennen, und faßte eine heftige Leidenſchaft für das ſchöne aufblühende Mädchen, und ſie hing bald mit ſo gränzenloſer Liebe an

ihm, daß sie die Welt und alles um sich her vergaß, und nur in ihm allein lebte.

Ihrer Unerfahrenheit ungeachtet, sagte ihr doch ein gewisses inwohnendes Gefühl — jener göttliche Instinkt, der unverdorbne Herzen oft Wahres vom Falschen unterscheiden lehrt — daß sie wahrhaft geliebt sey; was bedurfte sie mehr? Adelbert besaß alle die Vorzüge der Seele, wie des Körpers, welche sie jemals dunkel geträumt hatte, und er liebte sie so sehr, als es ihr glühendes Herz verlangte; auf äußere Zufälligkeiten sah sie nun weiter nicht; fragte nicht, welchen Namen sie vor der Welt führe? oder vielmehr, sie zweifelte keinen Augenblick, daß ihr Adelbert den höchsten und süßesten geben werde, wodurch ein Mann sein Liebstes auf der Erde weihen kann. Auch setzte ihn sein sehr bedeutendes Vermögen in den Stand, ganz frei wählen zu können, und die Freudigkeit, die Verehrung, womit sie alle seine Leute aufnahmen, gab einen neuen Beweis seiner Gesinnung, als er sie einst auf eines seiner Güter führte, die an der Gränze von Italien lagen.

Tage der Seligkeit waren es, die Juliane in diesem reizenden Gebirgsschlosse verlebte, vielleicht die glücklichsten in ihrem ganzen Leben. Die zaubervollste Gegend umgab das herrliche Gebäu. Das Rauschen der Wildbäche, die sich hier von den Klippen stürzten, das Wehen der romantischen Felsenwälder, Alles schien ihr als künftiger Gebieterinn dieses Orte zu huldigen; und in dem schöngeschmückten Schlosse erhebte die ganze Dienerschaft sie in dieser Würde zu bestätigen.

O Gott! giebt es ein glücklicheres Wesen als mich? rief sie zuweilen in dem überschwenglichen Gefühle ihres Glückes.

wenn sie an einem Fenster ihrer glänzenden Gemächer stand, den einen Arm um den geliebten Adelbert geschlungen, und den Blick von seinen Sonnenaugen in die sonnigblitzende Landschaft wandte, in die große, erhaben schöne Natur; wann der Nebel der Wasserfälle, gleich Opferduft zum Himmel stieg, und die Sänger der Wälder ihre entzückten Hymnen anstimmten.

Doch solches Glück ist nur einem streifenden Sonnenschimmer ähnlich, der selten auf der Erde weilt. Adelbert mußte eine unvermeidliche Reise nach Italien antreten. Schwärmend in seinem Andenken, zärtlich sehnsuchtsvoll seiner Rückkehr entgegen harrend, brachte Juliane die Zeit seiner Abwesenheit zu — als sie einst am dritten Orte mit einem angesehenen Fremden zusammentraf, der eben aus Italien kam. Mit welchem Entzücken hörte sie, daß er ihren Geliebten kannte, daß er seiner mit Lobe, mit ausgezeichneter Achtung erwähnte; — ach ein Entzücken, das sich bald in Entsetzen verwandelte! Von dem Fremden, welcher genau von den Verhältnissen ihres Freundes unterrichtet war, und dagegen nichts von dem ahnete, das zwischen ihm und Julianen bestand, erfuhr sie ohne allen Zweifel, daß Adelbert, der Abgott ihres Herzens, die einzige Hoffnung ihres Lebens, — — der Gatte einer Andern sey.

Ein namenloser Schmerz zerriß seit diesem Augenblick das Herz des glühend liebenden Mädchens. Es blieb ihr kein Zweifel an ihrem Unglück, der Fremde hatte es für Pflicht gehalten, die einmal ausgesprochene Wahrheit durch erläuternde Umstände zu belegen; — ja, ihr selbst fielen, als sie nun in ihre einsame Abgeschiedenheit zurückkam, aus

der ſie ſelten eine theilnehmende Seele weckte, tauſend kleine Züge in Adelberts Betragen ein, in manchen ſeiner Reden, ſchon in der Unſicherheit, womit er ihr nie beſtimmt von einer geſetzmäßigen Verbindung zwiſchen ihnen geſprochen hatte, die ihr das ſchrecklich Gehörte beſtätigten.

Noch rang ſich ihre Hoffnung zuweilen aus dem anſchwellenden Meere des Jammers empor; ſo wie ein Unglücklicher, den ein reißender Strom erfaßt, ſich noch öfter emporkämpft, bis ihn der Strudel rettungslos verſchlingt. Sie fand Gelegenheit, ſich noch genaure Nachrichten zu verſchaffen — und — furchtbare Aufklärung! Alles beſtätigte ſich, wie es der Fremde ausgeſagt hatte.

Jetzt war ihr Elend gränzenlos. Welche Schmach, welcher Hohn der Umgebenden erwartete ſie. Vorzüge erregen ſtets Feinde, und wenn Schönheit oder Anmuth ſich irgend eine Unbeſonnenheit haben zu Schulden kommen laſſen, ſo dürfen ſie am wenigſten auf Nachſicht rechnen. Schon längſt hatte man ihr die Huldigungen des reichen ſchönen Freiherrn beneidet; diejenigen, die bei der Ausſage des Fremden zugegen waren, hatten die willkommene Neuigkeit nicht verſchwiegen; Aller Blicke waren auf ſie gerichtet; auf ſie, die ihn, den Einzigen, verloren hatte, der ihr für alle Schmach, für alle Kränkungen hätte Erſatz gewähren können.

Mit ſchneidenden Jammerlauten klagte ihr Herz den einſt ſo heiß Geliebten der Verrätherei und der Falſchheit an. „Warum riß er meine Liebe, mein erſtes jugendlich erwachendes Gefühl mit allem Zauber der Verführung an ſich? während ſein Herz einer andern angehört? O Gott des Himmels! während er mich dem Elende, der Beſchimpfung

überläßt, iſt er jetzt glücklich in den Armen ſeiner rechtmäßigen Gemahlinn.“

Dieſer Gedanke füllte ſie mit der ſchwärzeſten Verzweiflung; denn wohl war ihr auch das nicht verborgen geblieben, daß er eben jetzt an jenen Ort gereiſt war, an welchem ſeine Gattinn lebte.

Düſter verworrne Gedanken drängten ſich vor ihre Seele; Entwürfe der Verzweiflung; doch zu feſt waren ihr die Grundſätze einer früheren ſtreng-frommen Erziehung geblieben, als daß ſie dem Gedanken an Selbſtmord hätte Raum geben ſollen; allein die Möglichkeit, aus der Welt zu gehen, ohne ſein Leben eigenmächtig zu verkürzen, ſchien ihr ein Rettungsweg des Himmels, und die Thürme des Kloſters, in welchem ich ſie ſpäter ſah, ſtiegen in einiger Entfernung vor ihr wie Friedensgeiſter in die Höhe. Die feierlichen Horaglocken tönten ihr ſehnſuchtweckend von dort herüber, und ſchienen ſie zu rufen in ein Heiligthum ungeſtörter Ruhe.

Und ſchnell war ihr Entſchluß gefaßt und ausgeführt, ſchnell und feurig, wie ſie in ihrem ganzen Weſen war. Die nächſten Tage ſahen ſie ſchon in den heiligen Mauern, wo das glühende Verlangen, womit ſie die Einkleidung zu beſchleunigen ſtrebte, die Priorinn und mehrere der frommen Schweſtern ſehr für ſie einnahm. Das Noviziat ward ihr großentheils abgekürzt, um jenes erbaulichen Eifers willen, und ſie ſprach voll Sehnſucht das bindende Gelübde aus, das ſie auf immer von dem Leben ſchied. Ihr unruhiges Herz ſuchte Heilung darin. Mit Freuden ſah ſie die reichen goldnen Locken fallen, und mit dem Namen Roſalia, den ſie bei der Einkleidung empfing, glaubte ſie ein andres Da-

seyn anzunehmen. Sich selbst zu entfliehen strebte sie in den brünstigen Gebeten, in den andächtigen Handlungen, die einen großen Theil der Zeit ausfüllten; und ihr Herz nahm auch die Waffen der Erbitterung — ja — der Verachtung zu Hülfe gegen den, der sie getäuscht, der sie geopfert hatte; und ihrer Stärke des Gemüths war es zuzutrauen, daß sie den Kampf nicht ganz siegles bestehen werde.

Mehrere Tage waren hingegangen, und an jedem derselben schien sie in standhafter Fassung einen Schritt vorwärts zu thun, als sie eines Morgens in das Sprachzimmer gerufen ward, weil ein Bote aus ihrer Heimath einen Auftrag an sie habe.

Sie ging hinab. An dem Sprachgitter fand sie einen Jüngling in der Tracht nicht ihrer Landsleute, sondern der Bewohner jener Gebirge, in denen das Stammschloß ihres Geliebten lag. —

Ich soll Euch grüßen, — von Euren Verwandten — — sagte eine zitternde — heftig bewegte Stimme, deren unnennbarer Wohllaut aber tief in ihre Seele drang.

Aufmerksam gemacht, betrachtete sie das Gesicht des ländlichen Jünglings genauer, das ihr die fremde Tracht und die wild herein fallenden Locken nicht entziehen konnten — und — Züge kamen ihr entgegen — ewig unvergeßlich und theuer ihrem Herzen! aber bleich, todtenbleich und zerstört von wüthendem Schmerz. Während Rosalia noch nach Fassung rang in diesem erschütternden Augenblicke, hatte der Kühne schon Gelegenheit gefunden, unbemerkt einen Brief in ihre Hand zu drücken; und indem er noch einen wehmüthi-

gen Blick ſeiner ſprechenden, ſeelenvollen Augen tief in die ihren ſenkte, wandte er ſich und war vor ihr verſchwunden.

Wechſelnd erglühend und erbleichend kam ſie auf ihre Zelle, und las, ſo wie ſie ſich in Sicherheit allein ſah, die nachfolgenden Worte:

„Wer von uns Beiden hat wohl von dem Andern Verzeihung zu erflehen? Grauſame, treuloſe Geliebte! ſo willſt du mich allein laſſen in einer Welt, die nur ein Grab für mich iſt, ohne dich! Mich, der ich nur in dir lebte und athmete vom erſten Augenblick an, wo ich dich ſah! denn daß nur Convenienz, nur unglückſelige Rückſichten unſrer höhern Stände mich Unerfahrnen mit einer Gattinn verbanden, die mich eben ſo wenig liebt, als ich ſie, deſſen ſey Gott mein Zeuge! ſo wie, daß du der erſte und einzige Gegenſtand warſt, den ich liebte und ewig lieben werde. Mein einziges Unrecht gegen dich iſt: daß ich den Muth nicht hatte, dir es ſelbſt zu eröffnen; oder vielmehr, daß ich dir den Muth nicht zutraute, das ſchmerzvolle Geheimniß meines Lebens zu erfahren. Es iſt wohl ein edler, aber bei Gott ein heldenmüthiger Entſchluß eines Mannes in meiner Lage, wenn er es wagt, ſein ganzes Lebensglück ſo an das Schickſal eines Worts zu binden, es ſelbſt vor der Geliebten auszuſprechen, was Ihr Frauen in zu vorurtheilsvoller Strenge für das, was Ihr geſetzmäßig haltet, aufgewachſen, ſelten ertragen könnt. — Ja deine ſtrengen Grundſätze kannte ich vorzüglich. Ich durfte hoffen, ohne Unrecht, das unglückſelige Hinderniß heben zu können, das mich von dir trennte, und ſchonend hätte ich gewünſcht, es dir auf immer verbergen zu können. Du weißt, daß nicht allein meine vaterländiſche

Provinz, sondern auch das Land, in dem diejenige lebt, welche — den Namen meiner Gemahlinn führt, unter der Oberherrschaft jenes großen Welteroberers stehen, dessen Fahnen auch ich eine Zeit lang folgte. Eins seiner Gesetze räumt der Menschlichkeit einen Vortheil ein über den todten Buchstaben der Gesetzgebung: Wenn zwei Gatten, erwiesen ohne Neigung verbunden, gegenseitig aus freiem Willen ihr Band wieder zu trennen wünschen, so sind sie nicht unauflöslich gebunden. Ich aber wußte, daß meine Gemahlinn für einen andern Gegenstand geheime Neigung hege, so wie ich selbst. Ich benutzte die Reise nach Italien, um mit ihr selbst freundschaftliche Rücksprache zu nehmen; denn nimmermehr hätte ich auf den Schmerz eines andern Wesens mein eignes Glück gründen mögen! Ich erhielt ihre freudige Einwilligung; ich eilte zurück, so schnell es meine Geschäfte erlaubten — und — Gott, ist es möglich, daß ein Mensch eine so fürchterliche Nachricht überleben kann, als die von deiner Einkleidung für mich war! O Juliane! hatte mein Herz dieſen Unglauben um dich verdient? Dies Herz, das dir nichts als Liebe und Treue bewiesen hat? Wahnsinn schwirrte um meine qualzerrißne Seele! — Und ist es Sünde, wenn ich diese Qual nicht allein zu tragen vermag; wenn ich mich sehne, mein Herz in das deinige zu ergießen, wie ich es in glücklichen Tagen gewohnt war, — und dich — die Braut des Himmels, dadurch beunruhige? — ist es Sünde, so verzeihe mir sie Gott! wie ich dir das Elend verzeihe, das deine Zweifel an der redlichsten und treusten Liebe über mein lichtloses Leben gebracht haben."

Was Adelbert hier schrieb, war alles auf das Strengste wahr. Wenn er Unrecht that, daß er die einmal Eingeweihte

auf's neue in die Stürme der Leidenschaft herabriß, so kann er nur durch den Wahnsinn des eignen Schmerzes einige Entschuldigung finden, und in dem brennenden Wunsche des Liebenden, sich zu rechtfertigen in den Augen des geliebten Gegenstandes. Auch drängte sich wohl der Gedanke an die Möglichkeit dazwischen, auch dieses trennende Gelübde vielleicht gelöst zu sehen. — Diese Möglichkeit wenigstens mußte zu bald schwinden. Es war in den Tagen, wo das Glück jenem Weltbesieger den Rücken wandte, wo folglich sein Gesetzbuch die Gültigkeit verlor, und die alten kirchlichen Rechte mit aller Strenge wieder eintraten.

Furchtbar war aber jetzt erst der Gemüthszustand Rosaliens. Von allen Qualen, die das fühlende Menschenherz zerreißen, ist der Selbstvorwurf die grausamste und zerstörendste. — Rosalie mußte sich sagen, daß sie durch ihre übereilte Heftigkeit, durch ihre Zweifel an dem Herzen dessen, der sich ihr doch schon durch so manche Probe bewährt hatte, ihr eignes Lebensglück, — und was noch tausendmal schmerzender war, auch das ihres Geliebten zerstört hatte; sie wußte jetzt, daß die Pforte des Paradieses für sie offen gestanden, und daß sie selbst sie für sich zugeschlossen hatte. —

Darum war das schöne Gesicht so verstört; darum blickten die großen Augen so scheu und unruhvoll um sich. Das theure Bild des Geliebten trat jetzt mit einem neuen rührenden Reiz geschmückt vor ihre Seele, und übte seine unwiderstehliche Gewalt; und dazwischen drängte sich wieder der Gedanke des Meineids gegen Gott, und regte sie zu einem martervollen Kampfe auf, wenn sie zuweilen eine leise Hoffnung zu fassen wagte, daß doch wohl eine Lösung ihres

Gelübdes noch im Reiche der Möglichkeiten liege. Lebhaft erinnerte mich ihr Anblick an jene schöne Strophe Matthissons:

Wie mancher Heloise glühend Herz,
In Streit der Leidenschaft und Pflicht erkrankt,
Hat bis zum letzten Schlag mit Todesschmerz,
Hier zwischen Gott und Abälard geschwankt.

— Ob es dem menschenfreundlichen Bischof gelingen wird — nach dem, was man davon sagte — ein Gelübde wieder aufzulösen, das, nur im Irrthum ausgesprochen, Gott nur ein widerstrebendes Opfer seyn kann, — ist ungewiß.

Angelika.

Ganz den Gegensatz von Rosalien bietet die holdselige Schwester Angelika, die Zweite von den beiden mich so vorzüglich anziehenden Gestalten, ein Bild des Friedens und der Uebereinstimmung mit sich selbst. Himmlische Ruhe scheint auf der reinen, schönen Stirn zu thronen; und ihre dunklen Augen, von langen seidnen Wimpern überschattet, heben sich zuweilen mit einem so hinreißenden Ausdruck, daß man beinah ein schon verklärtes Wesen in ihr zu sehen glaubt; Andacht und eine sanfte Schwärmerei mahlen sich darin, und ob sie gleich bedeutend älter ist, als die schöne Rosalie, so liegt doch eine unbeschreibliche holde Kindlichkeit in allen ihren Zügen, und in dem milden Lächeln, das ihren lieblichen Mund umschwebt. — Eine treubewahrte Jugend übt diesen Zauber des Herzens gewöhnlich (nicht selten) auch noch in höhern Jahren aus. —

Angelika, — mit ihrem weltlichen Namen Amalia genannt, — war in einem proteſtantiſchen Lande aufgewachſen, obgleich ihre Aeltern der römiſch-katholiſchen Kirche angehörten, und ſie auch darin hatten taufen laſſen, doch waren ihr die äußern Eigenthümlichkeiten ihres Kultus beinahe völlig fremd geblieben; nur an Erzählungen ihrer frommen Mutter davon, — die immer noch der Heimath und der Gebräuche ihres Glaubens mit ſehnſüchtiger Erinnerung gedachte, — hatte ſich die kindliche Einbildungskraft der Kleinen und ihre angeborne Neigung zur Schwärmerei genährt, und ſtützte ſich ſpäterhin auf ſich ſelbſt, als ſie frühzeitig dieſe theure Mutter verlor!

Ihr Vater, ein aufgeklärter Weltmann, ſuchte ſie von dieſem in ſich geſchloſſenen Leben abzuziehen, und führte ſie in die Zirkel der großen Welt ein. Er wünſchte die aufblühende Jungfrau zeitig zu vermählen. Auch verfehlte das intereſſante Mädchen nicht, manchen vortheilhaften Eindruck auf die Herzen der Männer zu machen; und ſelbſt das Ungewöhnliche ihres Charakters machte ſie nur noch anziehender, ſo wie der Schatten ſanfter Schwermuth, der ſeit dem Tode der geliebten Mutter auf ihrem ganzen Weſen lag.

Ihr Herz dagegen ward von keinem unter allen den Männern, die ſich um ihre Gunſt bewarben, nur auf das Leichteſte gefeſſelt. Ohne im mindeſten ſtolz zu ſeyn, fühlte ſie doch eine geheime Sehnſucht nach etwas Höherm und Edlerem, als ſie bei allen den ſie Umringenden fand; — vielleicht nach etwas, das dieſe Erde nicht gewährt.

So waren mehrere Jahre hingegangen, und Amalie war noch unvermählt. Ihr trefflicher Vater liebte ſelbſt die Freiheit, und wollte auch ſeinem Kinde keinen Zwang an-

thun; als er in Geschäften seines Hofs eine Gesandtschaftsreise nach dem Orient machen mußte. Er konnte seine Tochter nicht mit sich nehmen, und übergab sie dem Schutze einer ältern Dame seiner Bekanntschaft. In diesem glänzenden Hause fehlte es ihr an Gesellschaft und Zerstreuungen nicht; ihr einziges Vergnügen aber waren die Nachrichten, die sie von ihrem Vater erhielt, und die Briefe, die sie ihm schrieb.

Mehrere neue, oder wiederholte Bewerbungen um ihre Hand erfolgten; der guten frommen Amalie, die den Wunsch ihres trefflichen Vaters kannte, war es schmerzlich, diesen Wunsch nicht zu erfüllen. Sie strebte, ihr sanftes Herz für den Antrag eines angesehnen Mannes zu stimmen, den ihr Vater vorzüglich schätzte, und dessen Verbindung, wie sie wußte, einen geheimen Lieblingswunsch von ihm erfüllt haben würde. Welche Wonne lag für sie in dem Gedanken, als ein Brief aus dem Orient alle Verhandlungen dieser Art unterbrach.

Ihr unglücklicher Vater war auf der Rückreise von dorther von einem bösartigen ansteckenden Fieber ergriffen worden, und lag in einem elenden Flecken an der Gränze todtkrank darnieder. Der Staat, in dessen Dienste er stand, war mit jenem angränzenden nicht in freundlichem Vernehmen; weit mehr aber als dies, die unaussprechliche Furcht vor der Pest, die eben in den Ländern der Pforte wüthete, machten es nicht denkbar, daß der Erkrankte zu besserer Pflege in das benachbarte Gebiet hätte gebracht werden können. Alle Umgebenden flohen ihn, aus Scheu vor jener entsetzlichen Krankheit; selbst seine Leute hatten ihn verlassen, von eben

jener Todesscheu ergriffen, bis auf einen seiner untersten Diener, einen ehrlichen doch unbeholfenen Menschen, der diesen Brief hatte schreiben lassen, und wenigstens, obwohl auch nur in vorsichtiger Entfernung von ihm, geblieben war.

Welche Nachricht für Amaliens kindliches Herz! Mit Windesflügeln hätte sie dem geliebten Verlassenen zu Hülfe eilen mögen. Auch verlor sie nicht einen Augenblick, sondern so wie ihre Beschützerinn ihr auf ihr ungeduldiges Flehen eine schickliche Begleitung geordnet hatte, trat sie die Reise an, und setzte sie mit rastloser Eil fort, bis sie einst gegen Morgen an jenem Ort des Schreckens eintraf.

Man rief ihr, als sie nach dem fremden Kranken fragte, mit zusammengeschlagenen Händen zu, sich entfernt zu halten und ihr junges Leben zu schonen. Es ist die Pest! rief man wiederholt. — Nur Unglückliche, die ihr nahen. —

Ja unglücklich bin ich! — rief Angelika mit zerreißendem Schmerz — wenn dies ein geheiligtes Vorrecht gibt! — und eilte nach der bezeichneten Gegend, ohne auf die Warnungen zu hören, die man ihr noch nachrief.

Die Hütte, in welcher der Kranke lag, war durch einen beträchtlichen Raum abgesondert von allen übrigen; selbst jener Diener wohnte mehrere hundert Schritte davon und reichte ihm nur zuweilen Wasser und andere unentbehrliche Bedürfnisse mit ungeschickter, kränkender Vorsicht zu. Großer Gott! welche Veränderung durch einen verhängnißvollen Zufall! Er, auf dessen Wink sonst zahlreiche Diener in prächtigen Zimmern flogen, lag jetzt verlassen, dem armselig-

ſten der Menſchen gleich, nur von der Menſchlichkeit eines roh gutmüthigen Knechts abhängend.

O ihr Unmenſchen! ſo habt ihr meinen edlen unglücklichen Vater verlaſſen? rief die erſchütterte Tochter, und trat jetzt in das ſchmuckloſe Gemach, das nur die Morgenſonne mit ihren Strahlen ſchmückte, und ſie auf dem einfachen Lager den geliebten, leidenden Vater erblicken ließ.

Doch nicht allein war er; ſie glaubte einen Himmelsboten an ſeinem Lager zu ſehen; einen Jüngling von ſo überirdiſcher Schönheit, daß ſie ſchon wähnte, in die Gefilde von Jenſeits verſetzt zu ſeyn, mit welchen ſich ihre trauernde Phantaſie den Weg über beſchäftigt hatte, und die bald das Rettungsziel ihres armen Vaters ſeyn ſollten. Allein der Anblick des geliebten Kranken ſelbſt riß jetzt alle ihre Aufmerkſamkeit an ſich; unter hervorſtürzenden Thränen warf ſie ſich an der Seite ſeines Lagers auf die Knie, und bedeckte die bleiche, abgezehrte Hand mit heißen Küſſen.

Ein Schimmer der Freude flog über das blaſſe Geſicht ihres überraſchten Vaters; er drückte matt die Hand der Knieenden; winkte ihr aber zugleich, ſich nicht ſo vorſichtslos der Gefahr zu nahen. —

Der himmliſche Jüngling hatte mit Rührung die Scene angeſehen. Der Anblick der holdſeligen Amalie ſchien einen nicht minder tiefen Eindruck auf ihn gemacht zu haben, als der ſeinige auf ſie. — Jetzt darf ich wohl meinen Freund noch einer liebern Pflege überlaſſen? ſagte er mit einer Stimme voll unausſprechlichen Wohllauts.

Er reichte dem Kranken, den die Ueberraſchung ſehr angegriffen hatte, noch ein ſtärkendes Heilmittel, und entfernte

ſich, als dieſer ihm durch ein ſanftes Neigen des Hauptes ſeine Einwilligung dazu bezeigt.

Mit einem ausdrucksvoll dankbaren Blick ſah ihm der Leidende nach. Dies iſt der Engel in Menſchengeſtalt, ſagte er, als er ſich ein wenig erholt hatte, dem ich das Glück verdanke, dich, mein geliebtes Kind, noch einmal wieder zu ſehen. Nur ſeine treue, aufopfernde Pflege hat mein ſchon verfallnes Leben noch einige Tage erhalten.

Amalie hatte, nur beſtürmt von ihren kindlichen Gefühlen, den engelgleichen Fremdling nicht genauer betrachten können, doch war ihr das Ungewöhnliche ſeiner Tracht aufgefallen, die ſie nie in der Welt geſehen hatte, und die nur die Meinung beſtätigen konnte, daß er nicht dieſer Erde angehöre. Amalie äußerte dies ihrem Vater; —

Du haſt noch nie einen Geiſtlichen in Ordenstracht geſehen, mein Kind! verſetzte dieſer; es iſt ein Bruder aus dem Benediktiner-Kloſter, das einige Stunden von hier über der Gränze liegt; ich ließ dort um einen Beichtiger für meine letzten Stunden bitten, und er wurde geſandt. — Seine Pflicht iſt es, dem Sterbenden den letzten Troſt der Kirche zu reichen; doch ſeiner großmüthigen Menſchenliebe gnügte das nicht, da er mich ſo von aller Hülfe verlaſſen ſah; er wirkte ſich Vergunſt von ſeinen Obern aus, und während dieſer Zeit wandte er nicht nur die ſegenbringenden Kenntniſſe der Heilkunde bei mir an, in welcher er ſehr wohl erfahren iſt, ſondern er übte auch alle Pflichten eines zartfühlenden, eines kindlichen Krankenwärters gegen mich. — Ja mir ſelbſt — ohne deine jugendliche Schwärmerei, iſt es oft vorgekommen, als ob ich meinen Schutzengel neben mei-

nem Lager ſähe, wenn er ſo mit unerſchütterlichem Heidenmuth ſein junges Leben für das meine in Gefahr ſetzte.

In Stunden eines großen heiligen Schmerzes iſt das Herz aufgeſchloſſener, um eine edle, überirdiſche Liebe in ſich aufzunehmen; ſo goß ſich in Amaliens blutendes Herz in ſanften Strömen die Fülle eines neuen, eines ſeligen Gefühls, das rein war, wie das Licht, und wie das Auge Gottes, das es ſah. Innig verband es ſich mit ihrem Schmerze und mit ihrer kindlichen Frömmigkeit, die er getheilt hatte. Das Sterbebette des geliebten Vaters war der Altar des Bundes, den zwei dem Himmel angehörende Seelen ſchloſſen.

An Wiedergeneſung des theuern Kranken war nicht zu denken; zu tief hatte die zerſtörende Krankheit ſein Leben in der Wurzel gefaßt. Nur das Glück war ihm noch vom Himmel zugeſagt, daß er ſeine fromme Tochter noch einen Tag lang ſehen, und alle die Beweiſe der tiefſten, unbegränzteſten Zärtlichkeit von ihr empfangen konnte.

Als die Strahlen der nächſten Morgenſonne wieder das einſame Gemach erleuchteten, da blickte er ihnen heiter entgegen, mit dem Lächeln der Ueberwindung, und reichte ſeiner Tochter noch zum Abſchied die Hand; ſie fühlte wohl, daß dies die letzte Stunde ſey, und feierte ſie nur mit ſtillen Thränen und Gebet.

Auch jenen Engel ſah ſie noch an ſeinem Lager beten. Die edle, ſchlanke Geſtalt ſchien auch, wie er ſich von den Knieen erhob, ſchon zum Aufſchweben emporgerichtet, und die Strahlen der Morgenſonne umleuchteten ihn gleich einer Glorie; die ſanftſchönen Züge waren ein wenig bleich, als habe auch ſie das Leiden der Erde ergriffen; wohl die Spu-

ren ſeiner aufopfernden Anſtrengungen am Bette des Kranken; aber ſeine himmliſchen Augen waren verklärt zu ſeinem Vaterlande aufgehoben, und ſprachen ſo hinreißend von Sieg und Erhebung über ſich ſelbſt, daß ſie die Seele weit über das Irdiſche hinaustrugen. In Amaliens Herzen tönte ein Wiederhall jener unſterblichen Dichterworte, als ſie die Engelsgeſtalt erblickte:

Luſt ward hier dem Wurm gegeben;
Und der Seraph ſteht vor Gott.

Der Kranke wandte jetzt noch einen ſegnenden Blick auf ſeine beiden holden Pfleger, und ſank darauf in einen ſanften ſchmerzloſen Schlummer, — aus welchem er nicht mehr erwachte. —

Welche Wahl blieb jetzt Amalien noch? Für ihren Vater hatte ſie nicht mehr zu handeln; er wandelte jetzt in den Gefilden der Seligen; auch ihr Geliebter, wenn auch noch nicht Jenſeits, lebte doch ſchon hier, in geweihten Kloſtermauern, ein Leben der Entſagung, ſtreng wie ſein edles Herz den geleiſteten Eidſchwur hielt.

Auch Amalien weihte bald der klöſterliche Schleier, und der ihr ſo angemeſſene Name Angelika. Fromm und freudig erfüllte ſie ihre Pflichten, die ſchönſte, reinſte Himmelsbraut, die noch die Erde ſah; und nie flieht ein unmuthiger Blick von ihr nach den Freuden der Welt zurück; denn: der Seraph ſteht vor Gott.

VIII.

Die drei Söhne.

Nicht fern dem waldumwachsenen Strom lag ehemals eine kleine Mühle an dem einsamen Bach, der durch die Waldnacht rauschte und sich in die Wellen des Stroms ergoß. Hier saß die arme Magdalena und blickte sehnsüchtig durch das niedre Fenster dem Wege zu, der durch die Gebüsche zu ihrer abgelegenen Wohnung führte. Sie war die Wittwe des seit kurzem verstorbenen Müllers, und ob sie gleich als die Mutter von drei schönen und wohlerzogenen Söhnen glücklich zu preisen schien, so fühlte sie sich doch jetzt hülflos und verlassen; denn alle drei hielt die Ferne von ihr geschieden. Der Aelteste von ihnen, der flinke Hartung, hatte den Stand seines Vaters erwählt und war als Knappe schon lange auf die Wanderschaft gegangen; der schlanke Heinrich hatte in den Krieg ziehen müssen; den blonden Berthold aber hatte, da er noch ein ganz zarter Jüngling war, ein Vetter mit sich in die Stadt genommen, um ihn zum Handelstande zu erziehen. Der lebte nun in ferner, hochthürmiger Seestadt, wohin fremde Welttheile ihre schnellsegelnden Schiffe sandten, und wo ein Wald von Masten in dem Hafen seine buntfarbigen Wimpel wehen ließ.

„O käme doch nur einer zurück von allen dreien!“ seufzte sie oft, „sich meiner Hülflosigkeit anzunehmen!“

Da hörte ſie einſt, als die Sonne ſchon auf ihrer Mittagshöhe ſtand, ein fröhliches Schalmeien- und Hörnergetön durch den ſonſt ſchweigenden Wald, und ward bald einen ländlichen Feſtzug gewahr, der ſich Bahn durch die ſchüchtern weichenden Sträuche machte und nun in vollem Sonnenglanze daher kam. Es war ein ſtattlicher Wagen, mit vier muthigen, brauſenden Roſſen beſpannt, die, ſo wie der Wagen, mit Blumen und bunten, flatternden Bändern geſchmückt waren. Sie hoben ſtolz den Nacken und ſchlugen mit ihren mächtigen Hufen ſchmetternd den Boden.

Die arme Wittwe ward ſchon von ihrer prachtvollen Erſcheinung ganz geblendet; als ſie aber erſt ihren ehrerbietigen Blick zu dem Wagen erhob, da ward ſie auf dem offnen Sitze eine hochgewachſene, blühende Jungfrau gewahr, in ländlichem, aber koſtbarem Schmucke, und neben ihr, ſtrahlend in kräftiger Jugendſchöne, ihren älteſten, lieben Sohn Hartung. Ihnen folgte ein andrer ſtattlich beſpannter Wagen mit fröhlich anſtimmenden Spielleuten.

Der flinke Hartung ſprang ſogleich vom Wagen, den er halten ließ, fiel ſeiner Mutter um den Hals und ſagte: „Liebe Mutter, ich komme, da unſer Weg nicht allzuweit von hier vorüberführte, gleich mit meinem ganzen Behör, Euch meine ſchöne Braut, oder vielmehr ſeit geſtern mein liebes junges Weib vorzuſtellen, und Euch zugleich anzukündigen, daß Ihr nun mit uns ziehen und künftig bei uns leben ſollt!“ Auch die junge Frau, die Barbara hieß, war von dem Wagen geſtiegen und wiederholte freundlich grüßend den Antrag ihres Mannes.

Die Mutter konnte ſich lange gar nicht von ihrer freu-

digen Bestürzung erholen. „Ach Himmel," rief sie, „wie viel Freude läßt du mich erleben!" Sie konnte nicht aufhören, bald ihren männlich aufgeblühten Sohn, bald die stattliche Tochter, die er ihr zugeführt hatte, mit freudeglänzenden Blicken zu betrachten.

Doch als die Angekommenen, nachdem sie nur ein wenig ausgeruht, nun auf die Wiederabreise drangen, da sagte sie beklommen: „Aber, lieber Hartung, willst du denn die Mühle ganz auf immer verlassen, in der dein guter Vater gelebt hat?" —

„O liebe Mutter," entgegnete Hartung lustig, „von der ist nicht mehr die Rede! Ich habe eine viel größere schönere Mühle gekauft, landeinwärts an einem breiten Strome. Da fliegen drei Räder wie in der Luft, während sich unser einziges kleines so mattherzig dreht, als ob es kaum das Leben hätte. Und Gärten, Felder, daß es eine Lust ist! Denn ihr sollt wissen, liebe Mutter, daß mir nicht blos ein schönes, sondern auch ein sehr reichbegütertes Weib zu Theil geworden ist. Ihr Vater besitzt einen großen Meierhof, unweit der Mühle, in der ich zuletzt arbeitete. — Da glückte es mir denn — bei Tanz und andern Gelegenheiten — ihre Gunst zu gewinnen" — setzte er mit einem lächelnden Seitenblick auf seine junge Frau hinzu, die wieder schalkhaft in seine muntern schwarzen Augen lachte.

— „Und da ihr Vater sah," fuhr Hartung fort, daß ich ganz rechtlichen sittlichen Wandels war, und die Arbeit nicht scheue, so gab er sie mir, und mit ihr einen guten reichlichen Anfang! Und so, Mutterchen, macht nur, daß Ihr die kleine Mühle mit uns verlaßt!"

Die Mutter freute ſich zwar über die Erzählung von ihres Sohnes Wohlſtande; doch konnte ſie nicht unterlaſſen, noch halb ſchüchtern einzuwenden: „Aber — der arme Vater hat ſie mit ſchweren Sorgen wieder ausgebaut und in Stand geſetzt, und wünſchte immer, daß ſie Einer von Euch behalten möchte — Wär' es denn nicht möglich, daß Ihr? — — ſetzte ſie nur halblaut hinzu. —

Aber da mußte die junge Frau laut auflachen, und ſagte: „Nein Mutterchen, wo denkt Ihr hin? in dieſer kleinen Mühle ſollt' ich wirthſchaften? die iſt ja nicht viel gröſſer als zu Haus unſer Taubenſchlag!"

Da war nun an kein Widerſtreben weiter zu denken, wenn ſie anders bei ihren lieben Kindern leben wollte. Schweigend ſuchte ſie ihre geringen Habſeligkeiten zuſammen, und ſagte unter heimlichen Thränen der Wohnung Lebewohl, wo ſie in Lieb' und Treue manches ſtillglückliche Jahr verlebt hatte. — Mehrere Meilen weit entfernt lag die anſehnliche Wohnung, in welche ſie nun Alle einzogen.

Nun blieb die kleine Mühle im Walde wüſt liegen; das Rad ſtand trocken und zerfallend in der Sonne; der Bach ging traurig murmelnd, einſiedleriſch um das verlaſſene Haus, deſſen Bewohnern er einſt freudig gedient hatte; das moosbewachſene Dach ſank ein, und hohes Gras bedeckte den Hof und das ehmals ſo wohlgepflegte Gärtchen; nur die Roſen blühten noch ſiegend mitten unter den wildernden Stauden und dem hohen Graswuchs empor. Wenn ſich ein Wanderer in dieſe abgelegene Gegend verlor, und unverſehens die wüſte Mühle vor ihm lag, ſo wandelte ihn ein Schauer an bei dieſem Bilde gänzlicher Verlaſſenheit. Magdalena fand in-

deß, unter ihren wohlhabenden Kindern lebend, die Liebe nicht vergolten, die ſie zu ihnen gezogen hatte, ſo ſehr ſie auch mit ehrerbietiger, faſt demüthiger Aufmerkſamkeit die Wünſche ihrer ſtattlichen Tochter zu erfüllen ſtrebte. Habſucht und Härte waren Hauptzüge in Barbaras Gemüth; ſie hatte geglaubt, in der Mutter ihres Mannes eine brauchbare und wohlfeile Gehülfinn zu finden und einſt eine ſorgſame Wärterinn für ihre Kinder; als ſie aber ſah, daß Kränklichkeit und Schwäche die Arbeitsluſt der armen Magdalena hemmten, da ſchien ſie ihr eine unnütze Laſt. Der flinke Hartung war zwar ſtets ein rechtlicher Sohn geweſen; allein er hörte zu ſehr auf ſein Weib, und da auch er nicht allzuweich von Gefühl war und ebenfalls Neigung hatte, ſeine Habe zu vermehren, ſo ging er nur raſtlos ſeinen Geſchäften nach, und achtete nicht ſehr darauf, ob es ſeiner Mutter wohl oder übel gehe. Dieſe aber war zu wahrhaft gut, um durch Klagen die Eintracht der beiden Gatten ſtören zu wollen. Sie ſeufzte im Stillen unter den ſchweren Arbeiten, die ihr Barbara auflegte, und endlich, als ſie ihre Kräfte ganz erliegen fühlte, entſchloß ſie ſich, wiewohl mit heißen bittern Thränen, lieber zurück in ihre armſelige Wohnung zu kehren.

Der beſchäftigte Hartung hörte dies zwar mit Verwunderung und einem Ausbruch männlichen Unmuths über weibliche Unverträglichkeit; indeß, da ihm ſein Weib verſicherte, daß es blos Eigenſinn der Mutter ſey, ſo hinderte er ihr Fortgehen weiter nicht, nahm mit bewölkter Stirn von der Mutter Abſchied, und ſorgte nur noch mit eignem Anſehen dafür, daß ihr ein beträchtlicher Antheil von Lebensmitteln mitgeſandt ward.

Die Mühle war zwar ganz verfallen; indeß fand doch die Zurückgekehrte ein hinlänglich schützendes Gemach in der armseligen kleinen Hütte. Hier lebte sie nun wieder ihr einsam stilles Leben, und wenn auch zuweilen der Bach, aufgeregt vom Regen, zürnend über Stein und Röhrig schäumte, wenn auch der Sturm tobend in den Wipfeln um ihre Hütte sauſte, doch schien es ihr minder schrecklich, als die feindseligen Blicke, die zuweilen aus den Augen der zürnenden Barbara auch auf sie gefallen waren.

Doch ärmer war sie geworden durch die Erfahrung an dem Einen ihrer Söhne. Noch ängstlicher dachte sie nun an die andern Beiden, doch unwillkürlich wandten sich ihre Gedanken immer zu dem jüngsten von ihnen, zu ihrem blonden Berthold hin; denn ob sie gleich alle ihre drei Söhne mit gleich herzlicher treuer Mutterzärtlichkeit liebte; so war doch dieser eigentlich der Liebling ihres Herzens, ohne daß sie es sich selbst gestand. „Ach Gott! er war so zart und schön!“ — sagte sie oft zu sich selbst, — „mir ist zuweilen gar, als müsse etwas Vornehmes aus ihm werden.“

So war eine lange freudlose Zeit für sie dahin gegangen; die Lebensmittel waren zu Ende und sie wußte nicht, ob ihr Sohn, der flinke Hartung, sie in seinem Erwerbseifer vergessen, oder ob ihn sein Weib ganz von ihr abgewandt habe. Sehr traurig saß sie eines Morgens an dem kleinen Fenster und sah, wie sich die Bäume mit hellem Sonnengolde bekleideten, und die Vögel singend ihr Futter suchten; da erblickte sie auf einmal durch das sonnenhelle Grün einen Reiter daher ziehen, auf einem zierlich schönen, lichtbraunen Pferde, das seine weißgezeichneten Füßchen vornehm über

die wilden Ranken des Bodens hob. Er hielt an der Mühle, stieg ab, und mit Entzücken erkannte sie in ihm den geliebten Berthold wieder.

Sie war minder durch seinen, als ehemals durch Hartungs Anblick überrascht, theils weil sie sich zeither beständig im Geiste mit ihm beschäftigt, theils weil er sich auch weniger verändert hatte. Er war noch immer so zart als vormals, und auch nicht allzuhoch emporgewachsen, sondern nach Wuchs und Antlitz beinahe mädchenhaft anzusehen. Seine Kleidung aber und Alles, was ihn umgab, war eben so zierlich und fein, als er selbst, und setzte die Betrachtende in das froheste Erstaunen.

Nach vielen zärtlichen Umarmungen sagte Berthold: „Ich komme, meine liebe Mutter, um Euch meine Gattinn und mein Kind zu zeigen, die mir in geringer Entfernung in ihrem Reisewagen nachfolgen. Der Hand meiner Beate, deren Herz zu gewinnen mir gelang, verdanke ich meinen jetzigen Glückszustand. Ich besitze ein schönes weitläuftiges Haus in unsrer großen Hafenstadt, und Alles, was der Stand eines angesehenen Handelsherrn erfordert. Wir mußten durch dies Land reisen, und da haben wir einen großen Umweg gemacht, um Euch, meine theure Mutter, heimzusuchen."

Während er noch so sprach, kam ein glänzender und bequemer Reisewagen heran, in welchem seine Gattinn von mehreren Dienern und Dienerinnen umgeben saß; Berthold eilte den Dienern zuvor, sie herauszuheben, und führte sie seiner Mutter zu. Sie schien ein ähnliches zartblondes Bild, wie Berthold selbst, nur daß sie blässer war und ihre rei-

chen blonden Locken etwas ins Röthliche fielen. In den feinen, regelmäßigen Zügen ihres Geſichts lag aber etwas ſo Stolzes, Geringſchätziges, ja ein beinahe ſpöttiſcher Zug umgab die blaßrothen Lippen, ſo daß die arme Magdalena noch weit weniger ein Herz zu ihr faſſen konnte, als vormals zu der rüſtigen Barbara. Das Kind aber, das Berthold von dem Arme einer Wärterinn nahm und ihr ebenfalls entgegentrug, kam ihr, in ſeinem feinen Linnen ſchlummernd, wie ein wunderliebliches Wachsbildchen vor; ſie wagte es kaum anzufaſſen, umfing es aber mit Blicken voll unendlicher Mutterliebe. „Ach Gott, das liebe, liebe Kind!“ rief ſie, „ach das werd' ich gar nicht vergeſſen können!“

„Wie wär' es, liebe Beate,“ ſagte Berthold mit einiger Schüchternheit, „wenn wir die Mutter? Wir haben ſo ein ſchönes weites Haus — —“

Aber Beate warf ihm einen ſo ſcharfen zurückweiſenden Seitenblick zu, daß er ſogleich verſtummte.

Die verdachtloſe Magdalena hatte es nicht bemerkt. Es iſt dem Menſchenherzen eigen, daß es bei dem, was es recht innig und vor allem Andern liebt, dieſelbe liebevolle Innigkeit vorausſetzt; ſo zweifelte Magdalena keinen Augenblick, in Berthold ihr eignes Gefühl wieder zu finden. Als ſie aber gleich darauf in dem anſtoßenden Gemach beſchäftigt war, etwas zu Bewirthung der theuren Gäſte herbeizuholen, hörte ſie unvermuthet, wie die junge Dame nicht ohne Bitterkeit zu ihrem Manne ſprach: „Ich muß geſtehen, ich hätte dir mehr Umſicht zugetraut! Die alte Frau würde ſich vortrefflich in unſern Geſellſchaften ausnehmen! Sie ſelbſt würde ſich dort nicht gefallen; — und dann dächte ich doch,

meine Verwandtschaft hätte so viel Schonung um dich verdient, daß du gerade nicht aller Welt deine Herkunft zur Schau trägst, da man sie dir selbst zum Glück nicht allzusehr anmerkt.

Durch diesen letzten Zusatz war der junge Mann so sehr geschmeichelt, daß er seinen Vorschlag als eine Uebereilung zurücknahm, und deshalb um Verzeihung bat.

„Gieb, oder schicke ihr, so viel du willst!" fuhr seine Gattinn besänftigter fort, — „das Handelshaus meines Vaters wird deshalb nicht zu Grunde gehen; nur ihre Gegenwart muthe mir nicht zu!" —

Thränen stürzten beim Hören dieser Reden aus den Augen der armen Mutter, die aber, da sie, sanft und duldend, wie immer, ihren Gefühlen keine Worte zu geben wagte, von dem eben aufbrechenden Paare leichthin für Thränen des Abschied's genommen wurden. Berthold, der doch nicht ungerührt dabei blieb, drückte ihr seine Börse in die Hand und versprach mehr zu schicken. Eine innere Regung hieß ihr zwar diese Gabe ausschlagen; indeß die Noth und die Liebe, die sie noch immer für den schwachen, sie verläugnenden Sohn hatte, bewogen sie dennoch zur Annahme. Bald sah sie die dahinrollenden Räder und den Reiter im Gebüsch verschwinden.

Tiefer noch und zerstörender hatte diese letzte Erfahrung in ihr Herz gerissen. „So hab' ich keine Söhne mehr!" sagte sie schmerzlich, „denn Heinrich wird gewiß im Kampf gefallen seyn; so sagt es mir mein ahnendes Herz."

Und als sie eines Nachts in tiefen Schlaf gesunken war, führte ihr auch ein Traum diese betrübende Wahrheit vor. Sie sah auf einem grünen Felde einen gefallnen Krieger ruhen, seine Waffen lagen um ihn, und sein Blut floß dunkel aus

einer Wunde der Seite. Ganz einſam war das Feld; ſeine Gefährten lagen weit abwärts; nur der Abendſtern ſah aus röthlichem Gewölk mitleidig zu ihm nieder. Sie blickte ihm in das Geſicht, und erkannte deutlich die bleichen Züge ihres Heinrichs.

„Gehab dich wohl, mein Sohn!“ ſagte ſie erwachend, indem ſie ihre Hände auf der beklommenen Bruſt zuſammenfaltete, als wollte ſie den hervorbrechenden Jammer zurückpreſſen — „ſo biſt du wenigſtens dahingegangen, ohne daß du mich verlaſſen und verläugnet haſt.“

Unterdeſſen ſchwand ihre Geſundheit immer mehr, und das, was ihr Berthold gelaſſen hatte, war zu Ende, ohne daß ſie weiter etwas von ihm vernahm. Ob in der weiten Entfernung die Botſchaft verloren gegangen war? ob er ſie ganz im Rauſche ſeines Glücks vergeſſen hatte, wußte ſie nicht.

Ihr Elend war jetzt auf das Höchſte geſtiegen; mit wankenden Schritten irrte ſie am Morgen in den Wald hinaus, ſich einige wilde Beeren und Wurzeln zu ihrer dürftigen Nahrung zu ſuchen. Ihr einziges Sehnen war dabei nach einer baldigen Erlöſung durch den Tod gerichtet.

Jetzt war dieſelbe Jahreszeit wiedergekommen, in welcher ſie durch ihres älteſten Sohns, des flinken Hartungs, Erſcheinung erfreut worden war; der Sommer neigte ſich zu Ende; das volle Laub der Wälder ward immer dunkler und brauner, und der ernſte, ſchwermüthige Herbſt nahte heran, mit ſeinen träumeriſchen Nebelgebilden. Zitternd dachte die arme Magdalis an den drohenden Winter.

Nach einem ſolchen ſchwermüthigen Tage hatte ſich eine recht herrliche, glühende Abendröthe ausgebreitet, da, wo das

Grün der Waldung nach Westen hin eine freie Oeffnung ließ, und mitten in dem Kranze rother Wolken, in dem durchsichtigen, rosenlichten Aether schwimmend, strahlte der Abendstern freundlich herab. Ganz so erschien Alles der schmerzlich überraschten Magdalene, die vor ihre Hütte getreten war, wie sie es jüngst im Traume gesehen hatte.

Und sieh! in diesem Augenblicke trat eine Gestalt aus der grünen Umlaubung, ganz ähnlich der Gestalt ihres gefallnen Sohnes, in kriegerischem Schmuck, verklärt in dem umgebenden Abendglanz.

Die immerwährende Einsamkeit hatte die arme Alte wohl zum Geisterglauben stimmen können, und sie war nahe daran, die Erscheinung für den Schatten ihres beweinten Heinrichs zu halten.

„Ich komme, meine theure Mutter," rief der herbeieilende Krieger, „Euch nach so langer, bittrer Trennung wieder einmal an meine Brust zu drücken!"

Und sie fühlte sich von den Armen ihres wirklichen, ihres lebenden Sohnes umschlungen; denn es war Heinrich, der schlanke Heinrich selbst.

Sie ward jetzt auch sein treues Roß gewahr, das er hinter sich am Zügel führte. Es beugte seinen muthigen Nacken, gleichsam als wolle es sie grüßen, und blickte sie mit den glänzenden treuen Augen freundlich an.

Sie führte nun den theuern Wiedergefundenen voll Freude nach der kleinen väterlichen Hütte, um dort auszuruhen und sich zu pflegen. Er bat nach guter Reitersitte nur um Vergunst, vorher sein treues Roß unter Dach zu bringen und wohl zu versorgen; und sie eilte mit verjüngter Kraft

in das kleine Gemach, um bei der feuchtkalten Herbſtluft ein wärmendes Feuer anzuzünden und Alles, was nur in ihrem Vermögen war, zu ſeiner Bewirthung herbeizuſchaffen. Sie hätte weinen mögen, daß es nicht mehr war; allein die Freude behauptete heut ihre ſiegende Obergewalt.

Als er nach kurzer Weile eintrat, und nun das lodernde Feuer den blanken Kriegerſchmuck auf ſeiner Bruſt, und ihn ſelbſt hell beleuchtete, da konnte ſie nicht aufhören, wieder und immer wieder nach ihm empor zu blicken und zu bewundern, wie er ſich ſo herrlich ausgebildet hatte. Sein ſchlanker Wuchs war noch männlicher und anmuthiger geworden unter den Umgebungen des Krieges, ſo wie die Züge ſeines edeln Geſichts; ſeine bräunliche Wange, angeflogen von friſchem Roth, ſtand wohl gegen das Feuer der Augen, und dieſe ſchönen, dunkeln, blitzenden Augen ſprachen ſo unverkennbar die Treue und Güte ſeines Herzens aus, daß es die Langgequälte, Leidende, wie ein erquickender Lebensſtrom durchdrang, wie er ſo innig auf ſie nieder lächelte.

„Ach, denke dir, mein beſter Sohn," rief ſie, tief Athem ſchöpfend," es ſind nun beinahe drei Monden, da ſah ich dich im Traume blutend, ſterbend auf dem Schlachtfelde."

„Das iſt zum Theil auch wahr, liebe Mutter," verſetzte Heinrich, „gerade heut vor drei Monden lag ich ſchwer verwundet auf der Wahlſtatt. Wir hatten eine große Schlacht geſchlagen."

„Ach, mein armer Heinrich," rief Magdalene, „wenn ich denke, wie du für deine Brüder in den Krieg mußteſt!"

So lange Zeit her hatte ein ſtarrer dumpfer Gram die Ergießung ihres Schmerzes zurückgehalten; jetzt fielen die hei-

ßen Tropfen innrer Wehmuth wieder lindernd aus ihren Augen nieder; in ihre Seele drängten sich die trüben Vorstellungen, wie der flinke Hartung stets voll Lust und Leben, immer der Liebling des Vaters, der zarte Berthold aber stets der ihre gewesen war, und wie sie den mehr in sich gekehrten Heinrich noch am leichtesten zum Opfer des Kriegs hingegeben.

„O weint nicht, meine gute Mutter!“ — rief Heinrich schmerzlich bewegt und gequält durch den Anblick — „Ich liebe meinen edlen Stand! Schon in einer der ersten Schlachten, in denen ich focht, ist es mir gelungen, mich von der Stufe des gemeinen Kriegers aufzuschwingen und einem unserer Anführer einen bedeutenden Dienst zu thun, der mich fortan nicht mehr von seiner Seite ließ, und in dessen Umgang ich öfter Gelegenheit hatte, meine Kenntnisse auszubilden. In der letzten großen Schlacht hat man einige geringe Waffenthaten von mir so wohl aufgenommen, daß mir nun im Dienst der Weg zu höhern Ehrenstellen offen steht. Ich benutzte blos die Zeit nach dem jetzigen Friedensschluß, um, sobald ich geheilt von meinen Wunden war, Euch und die liebe Heimath einmal zu sehen, da alle Nachrichten vom Heere bis in Eure Gegend durch die Unruhen abgeschnitten wurden. — Ich bin Tag und Nacht gereist — und — ich gestehe dir, geliebte Mutter, daß mich dein Anblick und der verfallene Zustand unsrer väterlichen Wohnung mit tiefer Wehmuth erfüllt hat. — Ich lese all die traurigen Veränderungen, die sich hier zugetragen haben müssen, in Euren Augen, und weh mir, daß ein armer Krieger nicht einmal einen sichern Zufluchtsort für seine kranke Mutter hat! — Ach,

die geringen kleinen Gaben, womit ich Euch zu erfreuen dachte," setzte er niedergeschlagen hinzu, und reichte ihr halbschüchtern die Geschenke dar, die er ihr mitgebracht hatte — „Es ist zwar redlich erworbnes Gut, allein was nützt dir solche Kleinigkeit? — Ach, ich werde mit schwerem Herzen in mein unruhiges Waffenleben zurückkehren!"

Magdalene hatte bisher in tiefem Nachdenken gestanden, als beschäftige sie nur ein Gedanke aus ihres Sohnes Rede! — „Du willst also nicht hier bleiben?" — fragte sie jetzt mit bebender Stimme, und harrte zitternd auf seine Antwort, wie auf einen Ausspruch über Tod und Leben.

„O nein, theure Mutter," erwiederte der Krieger traurig aber bestimmt. „Sehr flüchtig ist mein Besuch; morgen um diese Zeit muß ich schon wieder auf dem Rückwege seyn. Wir rücken in entferntere Gegenden, und ich darf da nicht fehlen."

Er hatte diese Worte noch nicht geendet, da deckte Todesblässe ihr Gesicht, und mit dem Ausdruck herzzerreißenden Jammers rang sie flehend die Hände zu ihm empor, ohne ein Wort sprechen zu können; nur ihre Augen, welche die seinen suchten, redeten eine stumme aber mächtige Sprache.

„Meine Mutter! meine gute Mutter! faßt Euch" — rief der geängstete Heinrich, indem er sich liebevoll um sie bemühte.

„O mein Sohn! o mein lieber, einziger Sohn!" brach sie endlich aus, in Tönen, die tief in sein Innres schnitten. „O bei Allem, was heilig ist, verlaß mich nicht! oder stoße mitleidig dein Schwert in das Herz deiner unglückseligen Mutter, ehe du sie dem Schicksal überläßt, einsam, und o,

was tausendmal schrecklicher ist, verachtet, gekränkt zu verschmachten."

Sie erzählte ihm darauf mit wenigen eindringenden Worten, wie die Herzen seiner Brüder von ihr abgewandt worden waren, und der edle Heinrich fühlte zu tief, wie es schwerer sey, als der Tod, da Großmuth erflehen zu sollen, wo man geheiligte Rechte hat. Ein schmerzlicher Kampf entstand in seinem Innern. Die rühmliche Bahn, die vor ihm lag, und ihm jetzt endlich so manche erlittne Drangsale zu belohnen verhieß; die Pflicht, die er für seinen theuren Stand zu haben meinte, Alles drang auf ihn ein; doch über Alles siegte endlich die Liebe, das Mitleid für seine unglückliche Mutter. „Nein!" rief er überwältigt aus, — „ich kann nicht länger! — „Richte du!" rief er und wandte sein reines Auge himmelan, — „richte du zwischen mir und meiner mahnenden Kriegerpflicht! Ich habe oft dem Tode unerschrocken ins Auge geblickt, — den Jammer meiner Mutter kann ich nicht sehen!" — Des andern Tages trat er seinen Rückweg zum Heere an; doch nur um seine Entlassung zu erbitten, die er erhielt. Nur im Fall einer erneuten, dringenden Kriegsgefahr, nahm man sein Versprechen, sich wieder in die Reihen zu stellen. —

Die kleine Mühle ging nun wieder thätig, und schallte durch die grüne Einsamkeit; denn Heinrich suchte sein früheres, väterliches Gewerbe wieder hervor, das er nur für die begeisternde Pflicht des Waffenstandes aufgegeben hatte. Treu und liebend übte er jetzt die stilleren einfacheren Pflichten; auch die wüste Wohnung stieg bald durch seinen treuen Fleiß wieder in ihrer vorigen Nettigkeit empor. Der

muntre Bach kam wieder am thauichten, rothen Morgen mit traulichem Geſchwätz zu ihm unter das kleine Fenſter, unter den ſchwankenden Steg, und zeigte ihm, wie zum Lohne, ſein ſchönes Bild im cryſtallnen Spiegel.

Heinrich aber dachte an nichts, als wie er ſeine arme Mutter erquicken und erfreuen wollte, die auch bald unter ſeiner Pflege genas, ſo wie ein halbgeknicktes Bäumchen, das ein mitleidiger Wandrer unterſtützt.

Die Mädchen in der Gegend weit umher waren aufmerkſam auf die Rückkehr des Jünglings geworden, der bald nun nicht mehr allein der ſchlanke, auch der ſchöne Heinrich hieß, und manche reizende und reichbegüterte Schöne hätte ihm als Gattinn zu Theil werden können; allein er dachte an das Beiſpiel ſeiner Brüder, und beſchloß, ſein Herz ſtandhaft zu bewahren, um ganz für die arme Mutter leben zu können, der er ſo viele Kränkungen zu vergüten wünſchte.

Die einzige Erholung, die er ſich gönnte, beſtand darin, daß er zuweilen durch die umliegende Gegend, durch die unbegränzte Waldung ſchweifte. Und manchen ſchönen Genuß bot ihm die freie Natur, vorzüglich als nun der harte Winter vergangen war, und der Wald wieder in ſeiner herrlichen friſchgrünenden Fülle prangte. Zuweilen wandelte ihn wohl die Sehnſucht nach der Gefährtſchaft eines liebenden, ihm gleichen Weſens recht ſchmerzlich an, und in einer ſolchen Stunde zog es ihn auch hinaus in das Freie. Es war ſchon ſpät am Abend, und die Mutter ſchlief längſt ihren friedlichen Schlummer; da ſtellte er die Mühle in Ruh, aber ſein Herz konnte er nicht ſo zur Ruhe bringen. Er eilte hinaus in die lauwarme

duftige Sommernacht; das Jahr ſtand in ſeiner höchſten Pracht und Fülle; die wilden Roſenhecken um die Mühle her blühten, und der Wald wölbte ſo dichte Schatten, daß kein Mondſtrahl in ihr geheimnißvolles Dunkel dringen konnte. Heinrichs Pfad war bald ſo verwachſen, daß ihm die thaubenetzten Zweige über die jugendlich glühenden Wangen ſtrichen; er achtete nicht auf das Dunkel um ſich her, nur in das dunkle Gewoge ſeines Innern verloren. Da war es ihm mit einemmal, als werde es licht, und eine himmliſche Traumlandſchaft liege vor ſeinen Blicken: denn ein Thal, das er noch nie vorher bei ſeinen Streifereien geſehen hatte, that ſich vor ihm mit wunderbarer, herzbefangender Lieblichkeit auf, ſo wie die hohen dunkeln Bäume des Waldes aus einander traten. In dem ſanften goldnen Lichte des Vollmonds ſchwamm die bezaubernd ſchöne Landſchaft; Alles war ſtill und einſam, nur ein ſanftwogender Strom ging an der Seite des Thales im Halbkreis unter den Felsrändern hin, und ein dämmerndes Dörfchen ſchien im Hintergrunde, in einer Vertiefung der waldbewachsnen Berge zu liegen. Auf ihrer Höhe aber hob eine weiße Veſte ihre Zinnen in unſichern Umriſſen nur, halb über die Bäume ragend, mattglänzend in das Mondlicht empor, und verſchmolz mit dem zarten lichten Duft, der über der ganzen Landſchaft ruhte.

Heinrich war nur wenige Schritte vorgetreten, und ſtand verſunken in den entzückenden Anblick; da rauſchte es leiſe in den zartgrünen Gebüſchen, die ihm zur Seite ſtanden, und eine holdſelige weibliche Geſtalt trat daraus hervor, deren unnennbare Holdſeligkeit und Anmuth den Jüngling mit einem noch nie gekannten Gefühl und mit einer reizendban-

gen Verwirrung erfüllte. Sie trug ein weißes, beinahe ländliches Gewand, und dennoch lag in ihrem ganzen Weſen ein eignes Etwas, das ſie als von höherer Abkunft zu bezeichnen ſchien; kunſtloſe Locken umfloſſen das holde Geſicht, wie dämmerndes Gewölk den Mond. Ihre ſchwebenden Füße berührten kaum den Boden; allein ſie blieb verſchüchtert ſtehen, als ſie ſo nahe einen Mann, einen Unbekannten erblickte.

Aengſtlich ſah ſie ſich um; dem biedern Heinrich that dies im Innern weh, er faßte ſeinen Muth zuſammen und ſagte bittend, mit aller ſeiner treuherzigen Innigkeit: „O ſeyd nicht bange, edles Fräulein! Lieber möchte ich mich Euch zum Begleiter anbieten durch dieſe lebloſe Einſamkeit, als Euch ſchrecken.“

Der Ton ſeiner Stimme war ſo gewinnend, und eben ſchien der Mond in ſein Geſicht und zeigte ihr ſo klar die ſchönen offnen Züge, daß unwillkürlich Vertrauen in ihr Herz kam. „Wer ſeyd Ihr?“ fragte ſie — — „Faſt möchte ich Euer freundliches Erbieten annehmen, da ich von meiner Begleitung abgekommen bin.“

Heinrich nannte ihr ſeinen Namen, und ſie gab es zu, daß er neben ihr durch das ſchweigende mondbeglänzte Gefild ging, Beide ein Weilchen ſchweigend, wie das Gefild.

Die holde Unbekannte ſchien in tiefes Sinnen verloren; ſich davon losreißend fragte ſie nochmals nach dem Namen und Stand ihres Begleiters; Heinrich erzählte ihr etwas von den Umſtänden ſeines Kriegerlebens, von ſeiner jetzigen Beſchäftigung.

„Wie?“ rief ſie mit Verwunderung und blieb ſtehen, ihn mit einem eignen Blick betrachtend; — „ſo habt Ihr

n edlen Stand, den Ihr zu lieben scheint, für ein niede-
s Gewerb aufgegeben?"

Heinrich stand ihr einige Augenblicke wortlos gegenüber;
r Purpur liebender Verwirrung, der schon früher auf seine
Wangen geflogen war, mischte sich mit der brennenden Rö-
e der Beschämung, die schmerzend aus dem Herzen die
tirn überfliegt. Doch tröstend kehrte ihm sein reines Be-
ußtseyn wieder. Er sagte ihr mit wenigen, in tiefer Be-
gung gesprochenen Worten die Ursache, die ihn bewogen,
nen Stand zu verändern; unverkennbar mußte sie das
were Opfer einsehen, das er der Kindespflicht gebracht hat-

Vergebens suchte er eine Thräne zurückzudrängen, die
sein männliches Auge drang.

Auch sie schien tiefbewegt. „O dann," rief sie im
ne hingerißnen Gefühls — dann muß ich Euch ehren!"

Es war, als ob auch ihr Aug' eine Thräne versilberte,
der Mondstrahl beglänzte; allein sie wandte sich schnell
— „Lebt wohl, edler junger Mann!" sagte sie, „dort
mt mein Begleiter."

Heinrich sah in der That einen alten Diener von einem
enpfade auf sie zukommen, dem sie entgegeneilte, um
ihm ihren Weg zu verfolgen.

Aus der Art, womit sie ihm Lebewohl zugewinkt, er-
des Jüngling natürlich richtiges Zartgefühl unzweifel-
sie wünsche nicht, daß er ihr folge; und ehrerbietig ge-
te er. Wie dem Entschwinden eines schönen Traumes
r ihr nach, als die weiße, anmuthige Gestalt durch die
liche Flur hineilte, dem Dörfchen zu, das im Hinter-
e dämmerte.

Erſt ſpät kehrte er in die heimiſche Wohnung zurück. Ein trüber Tag grenzte an die leuchtende Nacht; dichte Regenwolken hatten den Himmel mit einem grauen Flor umzogen; Heinrich bemerkte die Düſternheit nicht; in ſeine Seele fiel noch der Schimmer der vorigen Nacht. — Selbſt die Mutter bemerkte, wie ein eignes neues freudiges Leben in ſein ganzes Weſen gekommen war; doch eben jenes untrügliche Gefühl hieß ihn ſchweigen über die entzückende Begebenheit.

Gegen Abend kam Botſchaft vom Heere, daß der Feind einen neuen furchtbaren Einfall in das Land gethan habe, und daß die Noth des Vaterlandes die ſchnelle Sammlung aller entfernten treuen Krieger fordre; an Heinrich erging dringender Befehl zum Aufbruch für die nächſte Morgenfrühe.

Die erſte Bewegung im Herzen des muthvollen Kriegers war Freude bei dem langentbehrten Schlachtenruf, ſo wie das Roß beim Schmettern der Trompete ſteigt; nur als ſein Blick auf die erbleichende Mutter fiel, empfand er Alles, was ihm dieſer Aufruf koſten ſollte. Doch ergab ſie ſich bald gefaßter in dieſen ſo unverkennbaren Ruf der Pflicht. Heinrich traf alle Anſtalten zu ihrer Verſorgung, die in ſeinen Kräften waren, für die Zeit, wenn er entfernt ſeyn würde; und erſt als er allen Pflichten kindlicher Frömmigkeit Genüge gethan hatte, als die beruhigte Alte auf ihrem Lager ſchlummerte, überließ er ſich den Gedanken, die nächſtdem ſeine Seele füllten.

Schwer war es ihm aufs Herz gefallen, daß er eben jetzt aus der Gegend ſcheiden ſollte, wo ſie einen ſo entzückenden Reiz für ihn erhalten hatte. Er ſehnte ſich, das ge-

liebte Thal noch einmal zu ſehen, ſo tief auch ſchon die Nacht herabgeſunken war.

Der Regen hatte den ganzen Tag über gegoſſen; der Sturm bog ſauſend die naſſen ſchweren Zweige nieder; Heinrich achtete nicht darauf, er eilte hinaus in den finſtern brauſenden Wald. Das Dunkel bemerkte er kaum, in das dunkle Gewoge ſeines Innern verloren.

Zu feſt hatte er ſeinem Gedächtniſſe die Richtung und den Weg nach jener Gegend eingeprägt, um ſie nicht wieder aufzufinden. Das Wetter war indeß ein wenig aufgeklärt, als er die Thalöffnung erreichte. Der Sturm ſchwieg, und das tiefe Azurblau des Nachthimmels, noch friſcher durch den überſtandnen Regen, blickte wieder hier und da durch das zerrißne, weißduftige Gewölk, nur in ſeinen dichteſten Stellen noch mit gewitterhaftem Schwarz ſchattirt; allein der Mond, heut ſchon im Abnehmen, goß auf die Landſchaft ein melancholiſches Licht, und einſam, tief einſam war und blieb die ganze Gegend weit umher, ſo lange auch Heinrich hier verweilte. Sie, die geſtern das reizende Gemählde in ſeinen Augen erſt beſeelt hatte, erſchien heut nicht. Er mußte ſich ſelbſt ſagen, daß er ſie nicht in dieſer naßrauhen Nacht und zu ſo ſpäter Stunde zu ſehen erwarten könne, ja, daß ihre ganze Bekanntſchaft wohl nur ein Traum ſeiner zur Schwärmerei geneigten Seele ſey. Ein Gefühl unbeſchreiblicher Verlaſſenheit und Liebe ergriff ihn, wie er ſo die todte Einſamkeit überblickte; ſo lag die Zeit der Trennung, ſo ſein ganzes Leben vor ihm, wie die bleiche, ſchwermüthige Landſchaft; und ſie war weit von ihm entfernt, ferner, als das jetzt verſchattete Dörfchen und die duftig verſchwebenden Zinnen.

In dieſer Stimmung kam er nach Hauſe und trat am andern frühen Morgen den Weg an, nach einem tiefbewegten Abſchiede von ſeiner Mutter. Das Getümmel kriegeriſcher Thätigkeit, das ihn ſchon bei dem Heer empfing, riß indeß unwillkürlich den Geiſt des thatenluſtigen Jünglings mit ſich fort, und war das ſicherſte Heilmittel gegen müßige, fruchtlos verzehrende Schwermuth. Die Heere waren ſchon in blutigem Handgemenge gegen einander; täglich erneuerten ſich Kämpfe, und größere Schlachten erhoben inmitten ihre brüllenden Donner. Heinrich hatte volle Gelegenheit, ſeinen angebornen Muth zu bewähren, und als nach einiger Zeit ein rühmlicher Friede geſchloſſen war, da kehrte er mit Ehrenzeichen und der Würde eines Führers über eine wackere Reiterſchaar in die Heimath zurück.

Die Sorge um die theure Mutter war ſelbſt im Geräuſch der Waffen nicht in der Bruſt des treuen Sohns erſtorben; ſie ward ſtärker, ſo wie er ſich ihr nahte, und behauptete ſelbſt ihr Recht über die Schwärmereien ſeiner Liebe, die ebenfalls hier in ihrer Heimath wieder erwachten.

Wie er die gute Alte, ja, ob er ſie noch lebend finden werde? Dieſe Gedanken beängſtigten ihn; bebend öffnete er die Thür der kleinen Wohnung, allein mit aller freudigen Munterkeit trat ihm die Mutter entgegen. Sie dankte dem Himmel inbrünſtig für das Wiederſehen des geliebten Sohns; von ſich verſicherte ſie, daß es ihr unterdeß an nichts gemangelt habe. „Und weißt du wohl, was die Urſach davon war?“ ſagte ſie geheimnißvoll. — „Ich muß dir erzählen!“ rief ſie auf Heinrichs theilnehmende Fragen; allein nach frommweiblicher Art ſorgte ſie erſt geſchäftig für ſeine Erholung;

dann ſetzte ſie ſich an ſeine Seite, und nachdem ſie noch ein Körbchen mit herrlichen Früchten und Blumen vor ihn geſtellt hatte, fuhr ſie fort: „Sieh hier nur ein Unterpfand von dem, was ich dir zu erzählen habe,“ und begann dann feierlich ihre Erzählung:

Als ich ſo gegen Abend nach deiner Abreiſe traurig hier ſaß und mich mit Sorgen quälte, wenn? und ob du wohl wiederkehren werdeſt? da ging die Thür auf, und ein — ja ich möchte wohl ſagen: ein Engel trat herein; es war eine junge Dame von ſo unbeſchreiblicher Holdſeligkeit und Güte, daß mir ganz wohl ward, ſie nur anzuſehen. Sie brachte mir köſtliche Früchte, Speiſen und Alles, was ich nur zu meiner Stärkung und Erquickung wünſchen konnte. Auch herrliche duftende Blumen dabei! Und ſo kam ſie alle Abende und pflegte mich; ihre leutſeligen, tröſtenden Geſpräche verſcheuchten meinen Kummer um dich; Gott werde dich gewiß erhalten, ſagte ſie, weil du eine ſo treue Stütze für mich ſeyſt. Von dir ſchien ſie beſonders gern zu ſprechen, und ich mußte ihr immer von dir erzählen. So ſchwand mir denn die trübe Zeit unmerklich hin; ach, wenn ich doch den Engel immer ſehen könnte!“

Stürmiſch pochte während dieſer Rede des Jünglings Herz, das ihm augenblicklich in der wunderbaren Erſcheinung die unvergeßliche Unbekannte verrathen hatte; ſo ſehr ſich ſeine Beſcheidenheit dagegen ſträubte, doch mußte er ſich mit Entzücken denken, daß ſie an ihm Antheil — einen ſo himmliſch-zärtlichen Antheil nehme! Er warf ſich ſeiner Mutter an die Bruſt; das entzückende Gefühl, ſich geliebt zu wiſſen von dem Gegenſtande geheimer, ſchüchterner Anbetung, und zu-

gleich die Freude, dies Gefühl ſo innig von der guten Mutter getheilt zu ſehen, Alles dies riß ihn für Augenblicke über die Wirklichkeit empor. Doch bald erwachend fragte er beklommen: „Und habt ihr denn nie den Namen der holdſeligen Wohlthäterinn erfahren, liebe Mutter?“

„So höre doch nur! du läßt mich ja nicht ausreden!“ ſagte die gute Alte, die ſeine ſtürmiſchen Liebkoſungen im geordneten Laufe ihrer Erzählung unterbrochen hatten, — „Höre nur! Der Müller aus der Nachbarmühle, dem du aufgetragen hatteſt, für mich und unſer Eigenthum ein wenig Sorge zu tragen, kam; ich erzählte ihm gleich den ganzen Vorgang und beſchrieb die Fremde aufs Genauſte. —

„Ach Mutter! Mutter!“ fiel Heinrich ängſtlich ein — „das wird der fremden Dame nicht nach Wunſche geweſen ſeyn.“

„Freilich wohl,“ erwiederte die Alte verlegen, “ſie hatte mir es auch zu verſtehen gegeben; — aber, liebes Kind, denke dich doch nur in meine Lage! wenn man das Herz ſo voll hat — du! deine Abweſenheit, deine Gefahr, und nun die ſo ganz wunderbare Erſcheinung! — Ich fragte, ob er denn nicht errathen könne, wer ſie ſeyn müſſe?“

„Das iſt die Freiinn, die da drüben das einſame Schloß auf dem Berge bewohnt!“ erwiederte er. „Das Schloß hat lange Zeit leer geſtanden, weil ihr Vater noch ein anderes Schloß am Meere beſeſſen, und mit ihr dort gelebt hat. Seit dem Tode des von ihr ſehr geliebten Vaters iſt ſie aber hierher gezogen, und lebt nur ſeinem Andenken und ihrer Neigung zu ſtiller Wohlthätigkeit.“

Die Mutter verbreitete ſich noch lange über das Glück, von einer ſo hohen und vornehmen Herrſchaft beſucht und ge-

tröſtet worden zu ſeyn; vor Heinrich aber that ſich wieder die ganze furchtbar gähnende Kluft auf, die ihn von der Hohen trennte; ach, warum mußte ſie eben ſo reich und vornehm ſeyn? ſie, die in ſeinen Augen mit ſo unnennbarem Reiz geſchmückt war, daß jeder Ton ihrer ſanften, gefühlvollen Stimme, jeder Blick ihres himmliſchen Auges ſo feſt in ſeiner Seele geblieben war, daß ſie ihn wie mit Zauberbanden von jedem Gedanken an ein anderes Weib abzuziehen ſchienen.

Daß ſie nach ſeiner Rückkehr nicht wieder zu der nicht mehr Verlaßnen kommen werde, dies ſagte ihm ſein Gefühl; allein in ihre Nähe zu ſchweifen, ihr den wärmſten Dank für die Wohlthaten gegen ſeine hülfloſe Mutter auszudrücken, dazu trieb ihn der heiße Wunſch des Herzens. Zwar etwas kühner gemacht hatte ihn ſein erhöhter Stand, und vorzüglich — das, was Männerherzen kühn macht — die unverkennbaren Zeichen ihrer zarten Gunſt.

Zu jeder Tageszeit beſuchte er nun das reizende Thal; doch ſie begegnete ihm nie, und dachte er nun daran, ſie in den Mauern ihres Schloſſes ſelbſt aufzuſuchen, ſo hielt ihn ſtets die Blödigkeit ſeines geringen Standes davon zurück. Doch bald trat der Himmel ſelbſt zwiſchen Glück und Tugend.

An einem ſchönen, thaufriſchen Morgen trat Heinrich gerade an der Stelle wieder aus dem Walde, wo er zuerſt die zauberiſche Mondlandſchaft erblickt hatte. Die Zinnen, welche damals duftig im Mondlicht zu verſchwimmen geſchienen, leuchteten jetzt im Gold der Morgenſonne; die weißen Mauern, die hellen Fenſter blitzten wie Edelſteine das Thal herüber. Eine ſmaragdgrüne, blumendurchſtickte Wieſe zog

ſich bis dicht unter den Schloßfelſen hin; Heinrich wandelte ihr entlang; links, in der fernen Bergvertiefung, dämmerte das Dörfchen; rechts ging der majeſtätiſche Strom, mit Funken überſtreut, die durch den aufdampfenden Nebel blitzten, unter den Bergwänden hin, bis er ſich links hinter den Felſen des Schloſſes verlor. Heinrich war jetzt ganz nah unter den Felſenmauern, ſeine Blicke hingen an dem ſchimmernden Gebäu; — und — welcher Schimmer ging vor ſeinen harrenden, und doch nun überraſchten Blicken auf! Sie ſelbſt, die liebliche Gebieterinn, erſchien jetzt an dem oberſten Geländer des Gartens, der ſich in blumigen laubendurchbrochenen Terraſſen vom Schloſſe bis in das Thal herunter ſenkte. Die holdſelige weiße Geſtalt leuchtete, einer überirdiſchen Erſcheinung gleich, im Morgenglanze; ihre Blicke ſchienen, licht wie der Morgen ſelbſt, das Thal zu überfliegen und länger auf der grenzenden Waldung zu ruhen; den nahenden Heinrich bemerkte ſie nicht, weil eine Gruppe flüſternder Eſchen ihn deckte.

Sie wendete ſich jetzt und ſtieg die Treppen der Terraſſen herab, bis zu der unterſten, die ſich vorzüglich blühend und geräumig ausbreitete; eine kryſtallne Quelle ſprang aus dem Felſen und zwiſchen den duftigen Blumenfeldern hin, ſie zu tränken und ſich dann mit dem Strome zu vereinigen. Und glücklich deutſamer Zufall! die herrlich blühende, ländliche Wieſe grenzte unmittelbar an den kunſtlos reizenden Garten des Schloſſes, nur von einem lichten, niedrigen Gatter umgeben. Die edle Blanka wandelte einfach und unſchuldig zwiſchen den Blumen ihres Gartens; ſie hob ihr ſeelenvolles Auge auf und erblickte nicht ohne Bewegung die ſchlanke

Geſtalt des Kriegers, der an eine Oeffnung der Hecke getreten war, und, den Arm um einen Baum geſchlungen, in ihren Anblick verſunken ſtand.

Sie erkannte den, den ſie innigſt achtete, und mit ungezwungner Anmuth trat ſie ihm entgegen, hieß den Zurückgekehrten freundlich willkommen, und lud ihn ein, auf ihrem Eigenthum von der Morgenwandrung auszuruhen. Die Leichtigkeit, womit ſie das Geſpräch anknüpfte, und vorzüglich eine gewiſſe Sicherheit und Einigkeit mit ſich ſelbſt in ihrem ganzen Betragen gegen ihn, flößten ihm Muth ein. Sie nöthigte ihn zum Niederſitzen auf eine anmuthig umgrünte Gartenbank, und nahm in geringer Entfernung von ihm Platz. Die einfach biedre Geradheit ſeiner ländlichen Herkunft war gemildert durch den Umgang mit jenem edlen Anführer, vorzüglich aber durch jenes zartere Gefühl, das nicht ſelten ſchon die Natur unmittelbar ihren Lieblingen ſchenkt. Immer feſter ſchlang ſich das unſichtbare Band; er durfte wieder zu ihr kommen, und weniger durch Worte, als durch Blicke, durch den Ausdruck ſeines ganzen Weſens errieth ſie das tiefe Gefühl, das ihn an ſie knüpfte.

„Ich bin," ſagte ſie tief gerührt, aber feſt, als endlich das ehrerbietig ſchüchterne Geſtändniß davon über ſeine Lippen floh, „ich bin unabhängige Gebieterinn meines Willens; dies Schloß iſt das mir zugefallne Erbe meines unvergeßlichen Vaters; Euch, edler theurer Heinrich, hat mein innerſtes Selbſt vom erſten Augenblick an erkannt; ein heiliges Verwandtſchaftsband vereinigt uns ſchon in dem gleichen Streben nach kindlicher Frömmigkeit! doch nicht ſo edle Opfer hab ich meinem ewig geliebten Vater bringen können."

— „Und braucht es erſt dieſer äußern Ehrenzeichen," fuhr ſie mit höherſteigendem Purpur der Wangen fort, auf die glänzenden Zeichen auf ſeiner Bruſt blickend, — „um mich durch die Wahl meines Herzens — durch Eure Hand hochgeehrt zu fühlen?" —

Der ſelige Bund war geſchloſſen; die gute Mutter lebte fortan in einem Himmel von Freuden. „Nur Eins," ſagte Blanka, als die Zeit der Vermählung heranrückte, „möchte ich noch zur Feier dieſes heiligen Tags erwarten, die Ankunft meines geliebten, lang nicht geſehnen Bruders!"

Der Erwartete, dieſer geliebte Bruder, langte an; — und — — es war der edle Anführer, der ſchon früher Heinrichs Werth erkannt hatte, und nun mit Innigkeit die theuern Neuvermählten in die Arme ſchloß.

Auserlesene

Dichtungen

von

Louise † Brachmann.

Herausgegeben

von

H. L. Methusalem Müller.

Fünfter Band.

Leipzig,
in der Weygand'schen Buchhandlung.

1826.

Auserlesene

Erzählungen und Novellen

von

Louise Brachmann.

Herausgegeben

von

K. L. Methusalem Müller.

Dritter Band.

Leipzig,
in der Weygand'schen Buchhandlung.

1826.

BIBL.
VNIVERS.
LVD.

I.

Lodoiska.

Erſter Brief.

Leontine an ihren Gatten.

Ich muß dir, mein geliebter Ernſt, doch etwas von dem Leben mittheilen, das ich jetzt führe, während dich deine Geſchäfte noch in dem fernen England feſthalten. Ich habe deinen liebevollen Rath befolgt, und mir durch manche heitere Zerſtreuung die unerträglich langſam dahin ſchleichende Zeit zu beflügeln, den Trübſinn zu verſcheuchen geſucht, der durch die ungewohnte lange Abweſenheit meines freundlichen Lebensgefährten ſich ſchwer und düſter über meine Seele lagert.

Eine dieſer Zerſtreuungen, die am wohlthätigſten auf mich wirkte, war eine Reiſe zu meiner Jugendfreundin, der edeln, würdigen Gräfin Lodoiska.

Du weißt, wie wir, ſo oft wir von ihr ſprachen, ihr trauriges Geſchick beklagten, und den Heldenmuth bewunderten, womit ſie dies Geſchick ertrug.

Sie, in der Blüthe der Jugend, mit einem Herzen voll Gefühl, mit einem Geiſte reich an herrlichen Anlagen, war durch den Eigenſinn eines tyranniſchen Vaters an einen ihr

völlig unähnlichen, ja unwürdigen Gatten gefesselt worden; denn nicht allein die bedeutend überwiegenden Jahre machten den Grafen Schwarzeneck seiner holden und edeln Gemahlin unähnlich, mehr noch sein kaltes, selbstsüchtiges, veraltetes Herz. Auch nicht eine der Eigenschaften schmückte ihn, die ihre dunkle Sehnsucht geträumt hatte; so wie in seinen Augen dagegen nur Lodoiska's Reichthum und keiner ihrer herzgewinnenden Vorzüge Reiz für ihn hatte — Und glücklich pries sie noch ihr Loos wegen dieser Gleichgültigkeit. Sie ersparte ihr doch die grausamste Ueberwindung, die, der Zärtlichkeit eines Gemahls begegnen zu sollen, den sie nimmermehr lieben konnte. — Vor ihrer Seele stand ein Bild, das bei dem ersten schüchternen Erwachen aus dem Morgentraume der Kindheit gleich einer Engelsgestalt in ihr künftiges Leben leuchtete. —

Es war ein edler Fremder, welcher sich einige Zeit an dem Hofe ihres Vaterlandes aufhielt, an welchem auch ihr Vater eine bedeutende Stelle einnahm. Schon der erhabne Rang des Fremden — er war der Bruder eines mächtigen Fürsten — machte ihn irdischen Wünschen unerreichbar; allein auch ohne diese Unerreichbarkeit würde sich ihre kindlich fromme reine Seele nie zu kühnen Wünschen erhoben haben; ihrer unschuldigen und lebhaften Einbildungskraft gnügte es, einen Gegenstand zu umfassen, der ihrer stillen andächtigen Liebe würdig war. — Und als der Prinz, dessen Blicke oft mit Wohlgefallen an dem seelenvollen Gesicht des lieblich aufblühenden Mädchens hingen, dessen edles Herz es sich aber nicht erlaubte, der Neigung, die sie ihm nur schlecht verbarg, nur die entfernteste Nahrung zu geben; als er den Hof verließ,

da hing ſie noch mit holder Schwärmerei an ſeinem Andenken, ohne von der Wirklichkeit etwas zu hoffen oder zu begehren.

Was hat die Wirklichkeit? was kann ſie geben?
O ſie iſt arm nur für ein reiches Herz!
Viel größer iſt's, im heil'gen Traum zu leben!
Für kleines Glück zu wählen edlen Schmerz!
Zum Vaterland darf ſo der Geiſt ſich heben
Und leicht begreift er leichten Lebens Scherz.
Die Blumen, die den ird'ſchen Tag nicht kranken,
Blüh'n ſtill am Schimmer himmliſcher Gedanken!

Dies war ihr Wahlſpruch, den ſie mir damals in einer vertrauten Stunde mittheilte. Ach, ſie begehrte nichts von der Wirklichkeit, hätte nur das wirkliche Leben eben ſo wenig Anſprüche an ſie gemacht. Allein der Wille ihres ſtrengen Vaters beſtimmte ſie unwiderruflich zu der Verbindung mit dem Grafen. Obgleich ein dunkles, von ihr ſelbſt noch unverſtandnes Grauſen ſie bei dem Gedanken ergriff; obgleich unwillkührliche Thränen bei der Eröffnung aus ihren Augen ſtürzten, unerſchütterlich blieb der Vorſatz des Vaters, der in dieſer Vermählung das Ziel mancher längſt im Stillen entworfenen Pläne ſah. Und ſo, da ſie nichts von dem Leben forderte, weihte ſich Lodoiska zu einem frommen, ſelbſtvergeßnen Opfer der kindlichen Pflicht, und ſtärkte ſich an dem Gedanken, zum mindeſten ihrem Vater Freude zu machen.

Verzeih, mein theurer Ernſt, wenn ich dir Dinge ſo ausführlich erzähle, die ich dir vielleicht früher ſchon wiederholt erzählt habe; allein ihr geſchäftseifrigen Männer vergeßt ſo leicht dergleichen Mittheilungen, und jetzt, wo ich dir etwas von dem ſpätern Leben der edeln Lodoiska mit-

theilen will, jetzt gehört jene frühere Zeit nothwendig in den Zusammenhang; auch ist jetzt, wo ich die liebe Jugendfreundin wieder gesehen habe, mein Herz so voll von ihr, daß ich wider meinen Willen wortreich über sie werde. — Laß mich jetzt zu ihrer späteren Geschichte übergehen!

Ihr Gemahl führte sie auf ein halb verfallenes düsteres Stammschloß, düster wie er selbst; wo öde nackte Berge, nur hin und wieder von schwarzen Tannen bewachsen, die einzige Aussicht boten, deren sie, aus den engen Bogenfenstern ihres Gemaches blickend, genießen durfte.

Nicht aus frommer Liebe für seine Voreltern hatte ihr karger Gemahl diesen traurigen Aufenthalt gewählt; seinem Hange zur Sparsamkeit schien er der vortheilhafteste, um eine holde junge Gemahlin aus den Kreisen einer verschwenderischen Welt zu entfernen und zugleich den äußern Schein des Anstandes dabei zu beobachten; daß ein Mann seines Standes seine Neuvermählte auf seine väterliche Stammburg einführte, hatte etwas sehr Angemessenes. Daß er freilich gar nichts gethan hatte, um das alte verfallende Gebäu ein wenig freundlicher einzurichten, ja nur aufrecht zu erhalten, dies kam nicht in Betracht. Die großen düstern Gemächer und Säle, wo nur sparsam die Fenster durch dicke Mauern gebrochen waren, wo veraltete, halb verblichene Stoffe die morschen Meublen überzogen, und auf den schwärzlichen Tapeten hin und wieder unheimliche Gestalten bei einbrechender Dämmerung die Fantasie erschreckten; alle diese Orte waren wohl nicht geeignet, ihre jugendliche Bewohnerin zu erfreuen. Und wollte sie zuweilen gegen Abend, von ihrem Stickrahmen oder andern weiblichen Arbeiten aufstehend, die düstern

Gemächer verlaſſen und in der Nähe des Schloſſes oder in dem beſchränkten, verödeten Schloßgarten, den nur eine dunkle feuchte Lindenallee zierte, einige Erholung ſuchen, ſo flatterten die Fledermäuſe, ja die Eulen ringsum aus den alten Gebäuden auf, und boten ihr ihre ſchauerliche Geſellſchaft an, da es an jeder andern hier fehlte; denn ſelbſt die wenigen Dienſtleute waren ſo hart und unempfindlich wie ihr Gebieter.

Dennoch war Lodoiska nicht unglücklich; ein ſo tief poetiſches Gemüth als das ihre kann nie und nirgends ganz unglücklich ſeyn, ſo lange es mit ſich ſelbſt zufrieden ſeyn darf. Das iſt ja eben jene Zaubergabe, von der die Dichter ſagen, daß ſie Wüſtenein in Paradieſe wandle. Denjenigen, welche ſie, die himmliſche, beglückende Fantaſie, empfingen, wird oft die rauheſte Umgebung mild, und die freudloſeſte Zeit füllt ſie mit ihren lichten Bildern aus.

So der einſamen Lodoiska! Ihr angebornes Talent zur Dichtkunſt entfaltete damals die muthigen Flügel; manch ſchönes Dichterwerk entſtand in ihren dunkeln Tagen. Das Bewußtſeyn aber, daß ſie nur ſich für die Zufriedenheit Anderer geopfert habe, ſenkte ſich des Nachts ruhebringend um ihre Schlummerſtätte.

Nein, nie hat wohl ein Weſen ſo edel, ſo ſelbſtvergeſſen den Anſprüchen auf irdiſches Glück entſagt, als die gute, liebenswürdige Lodoiska! ſie, deren Anſprüche darauf doch ſo gegründet waren. Geſchaffen um Liebe zu erregen, und von Natur mit einer ſo tiefen Zärtlichkeit begabt, mit einer ſo umfaſſenden Fähigkeit zu lieben!

Doch auch für ihr Herz ließ ihr der Himmel bald einen

Gegenſtand finden: das zweijährige Kind ihres Gemahls hatte vom erſten Augenblick an ihr zärtliches Mitleid auf ſich gezogen; dies hülfloſe Weſen, das ſchon ſeit ſeiner Geburt der erſten und treuſten Freundin, ſeiner Mutter, durch den Tod beraubt geweſen war. Lodoiska's innigſtes Beſtreben war, der zarten Kleinen dieſen Verluſt nach beſten Kräften zu erſetzen; ſie ward ihre treue und unermüdete Pflegerin. Ihrem Herzen ſchien es unbegreiflich, wie es möglich ſey, daß ein weibliches Weſen eine ſolche anvertraute heilige Pflicht, wozu ſelbſt die Natur das Herz der Frauen auffordere, nicht auf das Gewiſſenhafteſte erfülle? Ja, vorzüglich wie es möglich ſey, daß oft Frauen Liebe für einen Mann zu haben meinen, deſſen Kinder ſie doch ſo liebloß ihren eigenen nachſetzen und aufopfern können.

Und herrlich lohnte ihr der Himmel die treue Mutterpflege, die ſie der kleinen Verwaiſten erwieſen hatte; lieblich entwickelte ſich die zarte Knospe; ein freundliches goldlockiges Mädchen umſpielte bald die einſame Lodoiska und richtete die klaren himmelblauen Augen aufmerkſam zu ihr empor, wenn ſie ihr Lehren der Frömmigkeit und Güte gab, wie ſie ihrem kindlichen Alter angemeſſen waren. Zum Glück hatte das Kind nichts Aehnliches mit dem Vater, ſondern glich an Gemüth ſeiner verſtorbenen frommen Mutter, ſo daß die Grundſätze und Gefühle, die Lodoiska in der Folge vor ihr aufſchloß, bei ihr einen empfänglichen Boden fanden.

So wie die Kleine älter wurde, erwuchs ihrer wohlthätigen Pflegerin eine natürliche Freundin in ihr. An ein andres Verhältniß als das einer wirklichen Mutter und Tochter war zwiſchen beiden gar nicht zu denken; das Mädchen

erwiederte die ihr bewiesene wahre Mutterliebe mit warmer Kindesdankbarkeit; und durch einen glücklichen Zufall ist sie auch selbst durch den Namen der geliebten Lodoiska verwandt, da der Name Louise, den sie führt, nach einer andern Sprache eben derselbe ist. —

Ihre kleine Louise an der Hand, durchwandelte sie die rauhen Umgebungen ihres Schlosses, so heitern Sinnes, als ob es die bezauberndsten Gefilde gewesen wären; als ihr vor einigen Jahren der Tod ihres Gemahls die Freiheit wiedergab.

Sie hatte sich nun so an die Einsamkeit gewöhnt, daß sie aus freier Neigung noch einige Zeit auf dem einsiedlerischen Schlosse blieb, ganz mit der Erziehung ihres Kindes beschäftigt; bis es ihr das zunehmende Alter der Kleinen zur Pflicht zu machen schien, um ihretwillen auf einige Jahre in die Stadt zurückzukehren, um ihr alle die Lehrer geben zu können, welche eine vollendete Erziehung nöthig machte.

Sie folgte diesem erkannten Berufe, und lebte nun einige Jahre hindurch mitten in dem Geräusch der großen Welt nicht minder einfach und anspruchlos, als sie es in den Schatten ihres verfallenden Schlosses gethan hatte. Ihr Vater war ihrem Gemahl bald im Tode gefolgt, und hatte nicht lange die Früchte des Opfers genossen, welches sie ihm mit ihrem ganzen Jugendglück gebracht. Sie war jetzt unumschränkte Herrin ihrer selbst; mehrere Bewerber drängten sich um sie, doch standhaft wies sie alle Anträge zurück, die Reichthum, Rang und Wohlgestalt ihrer Bewerber zu den vortheilhaftesten zu machen schienen; nur der Erinnerung an jenes früh entschwundene Lichtbild lebte sie, und der Freude an der ge-

liebten Pflegetochter, deren Ausbildung unter ihren Augen bewundernswerth gedieh.

Jetzt erlaubte ihr Louisens vollendete Erziehung, mit ihr, zum mindesten für die Sommermonate, auf ein reizendes Landgut zu ziehen, das ihr durch den Tod ihres Vaters zugefallen ist, und dessen unserm Wohnort beträchtlich nähere Lage mir es möglich gemacht hat, einen Theil meiner jetzt verwaisten Zeit zu einem Besuche bei der nie vergeßnen Jugendfreundin anzuwenden.

Nach einigen kurzen Tagereisen kam ich an einem schönen Nachmittage dort an. Schon der Anblick des Schlosses selbst bot mir ein belohnendes Reiseziel; es liegt in einer zauberischen Gegend, von einer Seite in der Entfernung von blauen Gebirgen begrenzt, von denen sich anmuthige Hügel und Thäler in malerischer Abwechslung herüberziehn, bald mit Waldung geschmückt, bald von Wiesen und goldnen Fruchtfeldern bedeckt. Ein kristallheller Fluß durchschlängelt sie; das Schloß selbst liegt mitten in blumigen Gefilden, wie ein Edelstein auf einem köstlich gestickten bunten Teppich.

Auf einer kleinen Erhöhung hebt sich das weiße, in italienischem Styl gebaute Wohnhaus, und der Weg läuft eine Strecke weit an der Steinmauer der Terrasse hin, die vor dem Hause liegt. Ich erquickte mich im Vorüberfahren an dem herrlich prangenden funkelnden Blumenflor, der durch das dunkelblaue Eisengeländer der Terrasse blickte. In schwelgerischer Fülle schlangen sich die blühenden Ranken um die Stäbe; andre größere Blumengewächse ragten stolz darüber empor; Lauben von niederwallendem Lycium erhoben sich hin und wieder, oder eine weiße Akazien-beschattete Gartenbank.

Allein jetzt wurden meine Augen von allen diesen leblosen Schönheiten der Natur mit einemmal auf einen weit höheren Reiz gezogen; mitten unter den blühenden Stauden sah ich das holde, beinah ganz unveränderte Gesicht meiner Lodoiska von der Terrasse blicken. Fast einer sanften Lilie glich die zarte Gestalt in ihrem weißen sittsamen Gewande. Ueber ihre Schulter beugte sich ein rosiges Mädchengesicht, strahlend in aller Fülle der Jugend und des Frohsinns, von blonden Locken umgeben, und schaute mit großen, muntern, himmelblauen Augen freundlich wohlwollend der Unbekannten entgegen. Man kann wohl keine schönere Gruppe sehen, als diese Beiden. — Gern hätte ich sie länger betrachtet, aber Lodoiska erkannte auch mich, und beide flogen mir entgegen zum freudigsten und liebevollsten Empfange.

Der Theetisch war schon in einer der Lauben bereitet; allein nicht eher, als bis sie mir mein freundliches, schön verziertes Zimmer angewiesen und mir alle Bequemlichkeiten verschafft hatten, führten sie mich dahin zurück und einige herrliche Stunden verflossen mir da im wechselnden Gespräch. Reich ergoß sich der Strom unsrer freundschaftlichen Mittheilungen. Was hatten wir uns nicht alles zu sagen von der Zeit an, wo uns das Schicksal getrennt und auf so verschiedene Lebenswege geführt hatte? Wohl verschieden! mich zu dem heitersten Loose, an deiner Hand, mein geliebter Gatte! Sie, die Arme, zu einem so dunkeln Geschick!

Allein mit zarter Schonung vermied sie jede Aeußerung des Unmuths über den Verstorbenen, obgleich ihr Liebling Louise jene Tugend in hohem Grade besaß, die eigentlich die höchste und unerläßlichste Bedingung einer guten Erziehung

ſeyn ſollte: — Discretion. Indem ſie uns, eine liebliche Hebe, den Thee einſchenkte, wußte ſie ſich doch zuweilen im rechten Augenblick geſchickt zu entfernen und vermied jeden Anſchein eines unbeſcheidenen Aufmerkens.

Als die erſten Ergüſſe der freundſchaftlichen Empfindungen vorüber waren, forderte Lodoiska ihre Louiſe auf, die Harfe zu holen, und ich war erſtaunt über das hohe Kunſttalent, womit das unbefangene Mädchen ſpielte und ſang. Ueberhaupt entwickelte ſie in jedem Augenblicke mehr, wie vortrefflich die Erziehung geweſen war, die ihre liebevolle Pflegerin ihr gegeben hatte. Dieſe lebt ganz in ihr; ſie hing erwartungsvoll an meinen Blicken, als ich die wohlgelungenen Zeichnungen des jungen Mädchens betrachtete; an meinen Worten, wenn ich mich mit Louiſen in irgend ein äſthetiſches Geſpräch einließ, worin ſich ihre feine und richtige Bildung unverkennbar ausſprach. —

Noch einmal, es giebt kein ſchöneres und ſeltneres Verhältniß, als zwiſchen dieſer Mutter und dieſer Tochter. Schon ſie zu ſehen muß erquicken. Die roſenwangige Louiſe lächelnd und heiter wie der Morgen; in der Fülle von goldnen Locken, welche das ſchöne Antlitz und den blendenden Hals umfließen. — Daneben nun Lodoiska, etwas bleich; Sanftmuth und Güte aus den ſeelenvollen Augen ſtrahlend; nicht mehr die erſte, volle Jugendfriſche ruht auf den holden und zugleich ſo edeln Zügen, aber ein unendlich ſchönerer Ausdruck von Jugend, ja von Kindlichkeit ruht darauf. An ihr ſcheint die Natur einen neuen Beweis gegeben zu haben, wie ſtets bewahrte Reinheit und Unſchuld des Herzens ſelbſt auf die äußere Geſtalt einen entſcheidenden Zauber übt, und

da noch die Jugend festhält, wo sie den Jahren nach schon längst entflohen seyn müßte. Und dabei diese gänzliche Anspruchlosigkeit an alle Lebenshoffnungen, die sie nur auf ihre Tochter übertragen zu haben scheint; ich möchte sagen: halb Kind, halb Heilige erscheint mir Lodoiska. — Und ist es nicht die Zusammenstellung von diesen beiden, woraus wir uns den Begriff Engel bilden?

Freust du dich nicht über diesen schönen, erheiternden Aufenthalt deiner

verlassenen
Leontine.

Zweiter Brief.

Dieselbe an denselben.

Ich bin noch hier, mein theurer Ernst. Es war nicht möglich, so schnell von meinen liebenswürdigen Gastfreundinnen loszukommen, die Alles zu Verschönerung meines Lebens beitragen. Und da mir bis zu deiner Rückkehr leider noch einige Wochen übrig bleiben, so will ich sie in dieser „Heimath der Engel" zubringen. —

Ja, ich habe mich nicht getäuscht in meiner ersten enthusiastischen Beurtheilung. Lodoiska ist wirklich ein engelgutes Wesen, ganz hat sie ihre früheren Hoffnungen auf Lebensglück, ganz hat sie diese auf ihr geliebtes Kind übergetragen; in ihm lebt sie nur mit der innigsten Mutterzärt-

lichkeit; ja selbst jene kleine Schwachheit, die oft den Müttern eigen ist, — scheint auch sie anzuwandeln — daß sie nemlich die Zeit nicht erwarten können, wo sich die Freier um ihre zu Jungfrauen aufgewachsnen Töchter drängen; diese heimliche, zärtliche Ungeduld geb' ich auch Lodoiska Schuld.

Dazu ist nun aber freilich in dieser ländlichen Abgeschiedenheit nicht viel Aussicht; ein junger Vetter Louisens, Emil von Halmendorf, der als naher Nachbar zuweilen hierher kömmt, ist zwar ein herzensguter, harmlos-frohsinniger, auch recht hübscher junger Mensch; allein er steht doch in geistiger Hinsicht allzuweit von der hochgebildeten Louise ab, als daß man da auf eine lebenslängliche Verbindung denken könnte. Er ist ein guter einfacher Landmann, weiß seine Felder gut anbauen zu lassen, die Hasen- und Rebhüner-Jagd auf seinen Fluren gut zu benutzen, und übrigens gefällig und freundlich zu seyn, wo er nur irgend einem Menschen dienen kann. Louise behandelt ihn nur oberflächlich; beide laufen wie fröhliche Kinder zuweilen durch Gärten und Wiesen, jagen, necken sich, gehn wieder unbefangen aus einander, und mit einem Worte ganz das Verhältniß von zwei harmlosen Geschwistern, die nichts von einander fordern noch wünschen, herrscht zwischen ihnen. Lodoiska sieht auch ein, daß sie auf ihn keine genügende Hoffnung für ihren Liebling wird gründen können.

Allein seit gestern ist ein anderer Stern am Horizonte ihres Lebens aufgegangen; hoffnungstrahlend scheint er ihr den Gipfel ihrer mütterlichen Wünsche zu zeigen.

Cousin Emil kündete des Abends zuvor an, daß er einen Fremden bei seiner Tante einführen werde, den er vor

kurzem in der Städt kennen gelernt und eingeladen habe, einige Tage auf ſeinem Gute zuzubringen. Es ſey ein Offizier der ***ſchen Armee. Um die beſtimmte Zeit erſchien Emil, und mit ihm ein Jüngling, deſſen Eintritt — ich geſteh' es — auch meine Aufmerkſamkeit unwillkührlich auf ſich zog. Eine hohe, ſchlanke Geſtalt, von dem edelſten Anſtand und ſo unwiderſtehlich einnehmenden Zügen, als ich dir nicht beſchreiben kann. Lange, dunkle ſeidne Wimpern ſenken ſich über den Glanz der ſchönſten, ſeelenvollſten Augen nieder; wie Himmelsfeuer bricht es dann hervor, wenn er ſie aufhebt; und Muth und Treue ſpiegeln ſich darin, und zugleich ein Ausdruck von Herzensgüte und von — wie ſoll ich ſagen — von einer tiefen, ſchwärmeriſchen Zärtlichkeit, welche zu ſagen ſcheint: dies Weſen müſſe lieben können, lieben mit einer ſtarken, ungewöhnlichen Kraft der Seele. Es liegt etwas Ritterliches in dieſem Geſicht, das noch durch den kleinen, dunkeln Stutzbart vermehrt wird, unter dem, wenn er lächelt, eine Perlenſchnur blüthenweißer Zähne hervorglänzt, — und doch zugleich etwas ſo Sanftes! Sein ganzer Anſtand zeigt übrigens den Krieger. —

Doch verzeih, mein Theurer, daß ich dir auch ein männliches Bild mit derſelben Genauigkeit ausmale, als vorhin die weiblichen; allein du weißt, wie ſehr ich immer die Malerkunſt geliebt und — auch geübt habe, ſo weit es mein geringes Talent erlaubt hat, und ſo mußt du es ſchon der Malerin zu gut halten, wenn ſie ſich auch in Worten malend auszudrücken ſtrebt, und darin vielleicht etwas zu weit geht. — Hebe nur dieſe meine Briefe als eine Art Gemälde-Gallerie auf, in welcher wenigſtens die Wahrheit der Por-

traits einiges Verdienſt hat. — Eiferſüchtig aber wirſt du auch nicht werden über die begeiſterte Schilderung, geliebter Ernſt, wenn du bedenkſt, daß deine Getreue ſo eine hübſche Anzahl von Jährchen älter iſt, als das geſchilderte Ideal.

Emil ſtellte uns den Fremdling unter dem Namen Edwin von Hohenſtern vor, und ſagte uns, daß er als Offizier in einem Reiterregiment des ***ſchen Heeres beinah alle die bedeutenden Feldzüge der neuern Zeit mitgemacht und mehrere ehrenvolle Wunden erhalten habe. Eine tiefe Narbe von der rechten Seite der ſchönen Stirn herein bewies zum mindeſten, daß er dem Tode in der Schlacht nicht den Rücken gekehrt habe.

Lodoiska's Augen glänzten bei der ungewöhnlich ſchönen Erſcheinung, und ein ſchneller Blick, der zu ihrer Louiſe hinüberflog, verrieth mir, welche Hoffnungen dieſer Augenblick in ihrer Seele entzündete, obwohl noch dunkel und vielleicht ihr ſelbſt nicht bewußt. Aber ein weites Feld ſah ſie jetzt eröffnet, um die Talente des geliebten Pflegekindes glänzen zu laſſen; Edwin ſchien ihr ein würdiger Bewunderer für das, worein ſie — einen ſo verzeihlichen Stolz ſetzte. Sobald es nur der Anſtand erlaubte, mußte Louiſe ihre Harfe holen, mußte den Wohllaut ihrer lieblichen Stimme hören laſſen; ja ſelbſt im geiſtreichen Geſpräch, das ſie geſchickt einzuleiten wußte, ließ die edle Lodoiska nur die Vorzüge ihrer Louiſe hervorglänzen, die zwar dem Fremden gegenüber etwas befangen ſchien, doch bald mit Anmuth und Geiſt den Reichthum entfaltete, womit eine vortreffliche Erziehung ihr Inneres ausgeſchmückt hat. Auch von Edwin überzeugten wir uns, daß ſeine geiſtige Bildung nicht minder ausgezeich-

net ſey, als ſeine äußere; er lobte mit Feinheit und richtigem Gefühl bei Gegenſtänden der ſchönen Wiſſenſchaften und der neueſten Literatur, und tadelte mit Milde. Auch in den Künſten ſelbſt ſchien er nicht unerfahren; zwar nicht ausübend in der Tonkunſt, ſcheint er es deſto mehr in der Zeichenkunſt; ſein Blick, womit er einige Landſchafts-Zeichnungen Louiſens durchſah, und die Leichtigkeit, womit er einige Striche machte, durch die er ihr eine Verbeſſerung vorſchlug, verriethen den Meiſter.

Neben einem ſo intereſſanten Begleiter erſcheint Emil freilich höchſt unbedeutend; es iſt kein Zweifel, daß auch das Mädchen Edwins Vorzüge fühlt; und in der That, man kann kein ſchöneres, einander angemeßneres Paar ſehen, als dieſe Beiden. — Möchte der Himmel den Wunſch meiner theuern Lodoiska erfüllen! dieſen unſchuldigen Wunſch, den ſie noch auf der Erde hat.

Daß es ihr Wunſch iſt, und daß er wirklich ſo ſchnell entſtanden iſt (wie denn unſer Geſchlecht oft einen ſo ſchnellen Scharfblick hat, daß er auf den erſten Moment den Werth oder Unwerth eines männlichen Weſens erkennt), davon hat ſie mich ſelbſt überzeugt, hat mich einen Augenblick ganz unverhüllt in ihr ſchönes Herz blicken laſſen.

Als ſich der Fremde gegen Abend wieder entfernt hatte, deſſen erſter Beſuch ohnedem mehr nach ländlicher als ſtädtiſcher Sitte, über die gewöhnliche Zeit verlängert worden war, bemerkte ich wohl, daß meine Freundin mehr ſtill und in ſich verſunken ſaß und lebhaft in ihrem Innern beſchäftigt ſchien. Zeitig zog ich mich daher zurück.

Allein ſie folgte mir in mein Schlafgemach, und hier

in der verſchwiegenen Stille warf ſie ſich in meine Arme, indem ſie im Drange eines überwallenden Herzens ausrief: Ja, Leontine, Deiner Freundſchaft darf ich es anvertrauen: Ich glaube heut den Engel geſehen zu haben, der mir den letzten, den einzigen irdiſchen Wunſch, den ich noch habe, erfüllen kann! den Wunſch, das Kind, an das ſich mein ganzes Herz gehangen hat, ganz durch Liebe glücklich zu ſehen! Ich ſelbſt bin nicht glücklich geweſen, o möchte ſie es ſeyn, das liebe, liebe Kind! und mich müßte Alles trügen, oder dieſer Hohenſtern iſt ganz der Mann, der ein edles Weib zu beſeligen vermag! Aus ſeinen Augen ſtrahlt die Bürgſchaft dafür, ſtrahlt die Bürgſchaft einer himmliſchen Seelenſchönheit! — O möchte ſein Herz meine Louiſe wählen! dann würd' ich befriedigt in mein Grab ſinken.

Während ſie tief bewegt ſo ſprach, ſtürzte ein Thränenſtrom aus ihren Augen; ſie beugte ſich auf meine Schulter und weinte heftig. — Beinah verwirrt durch dieſe weiche Hingebung ihres Schmerzes, den ſie ſonſt mit Heldenſtärke zu überwinden wußte, ſuchte ich ſie zu beruhigen. Sie ſetzte ſich auf mein Bett, in deſſen Nähe wir ſtanden, und zog mich neben ſich nieder; und jetzt ſchien ſich ihr Herz der Wonne zu überlaſſen, ſich einmal einem ihr ganz gleichen, ihr ſelbſt an Alter angemeßnen Weſen eröffnen zu können. Alles war ſtill um uns, und ſelbſt der uns Frauen ſo befreundete Vertraute, der Mond fehlte nicht; er ſchien durch die weißen zartduftigen Gardinen vor den Fenſtern und überſtrahlte die herabgebrannten Kerzen.

Auf Lodoiska fiel ſein ſchwermüthiger Strahl; ſie ſah mich eine Zeit lang ſtillſchweigend an, meine Hände innig

in den ihren haltend; ihr holdes Geſicht hatte durch die Spuren des Weinens einen unendlich rührenden Ausdruck; jetzt brach ſie mit Wärme in das Lob ihres theuern Kindes aus; erzählte mir, wie die holdſelige Louiſe, als ein wahrhafter kleiner Engel, allein die dunkeln Tage ihres Frühlings verſchönt; wie ſie von der zarteſten Kindheit an mit ſo unendlicher treuer Liebe an ihr gehangen, als ſey ſie ihr eignes theures Kind. Alle die Scenen rief ſie ſich zurück, wo die arme Kleine ſogar um dieſer Anhänglichkeit willen manche Strafe von ihren rauhen Wärtern erlitten, noch ehe ſie, Lodoiska, etwas für ſie habe thun können, aus freier angeborner Neigung; wie, wenn vielleicht der Vater irgend ein hartes Wort gegen die ſanfte Mutter geſprochen, das Kind laut weinend ihre Kniee umfaßt und ſich ſelbſt furchtlos dem Zorne des Vaters blosgeſtellt habe. —

Und dieſes liebe Kind hat mir Gott gegeben, fuhr Lodoiska begeiſtert fort, mir die Leiden des Lebens zu verſüßen; ſollte ich klagen? ſollte ich nicht alle Wünſche befriedigt ſehen, wenn ich ſie glücklich weiß? Während ſie ſo ſprach, kehrte alle die ſiegende Heiterkeit auf ihr Geſicht zurück, die es gewöhnlich bezeichnete. Sich erhebend, umarmte ſie mich noch einmal und wünſchte mir eine ruhige ſanfte Nacht. —

Als ich allein war, konnte ich lange die Gedanken an ſie nicht entfernen. Noch nie hatte ich ſie in dieſem Grade offen und Mittheilung bedürfend geſehen. Ach, ich fand es wohl natürlich, daß ihr die Möglichkeit häuslichen Glückes, wie ſie ſich hier ein Bild davon für ihre Tochter entwarf und das ſie nie ſelbſt hat ſollen kennen lernen, alle bittere

Erinnerungen ihrer Vergangenheit erweckt hat! Unter wehmüthigen Betrachtungen über das ungerechte Schickſal eines des Glücks durch Liebe ſo würdigen Weſens ſchlief ich ein.

Am andern Morgen ſah ich meine Freundin wieder ganz mit ihrer gewöhnlichen Engelsruhe, heiter und liebevoll für die ſie Umgebenden ſorgen. Mir drückte ſie die Hand und dankte mir mit einem innigen Blick für meine Theilnahme.

Dritter Brief.

Dieſelbe an denſelben.

Ein Geſchäft, die Einrichtung unſers neugekauften Landhauſes betreffend, mein Theurer, nöthigte mich den ſchönen Aufenthalt der Freundſchaft zu verlaſſen, denn ich möchte dir doch Alles recht ſchön und elegant ausſchmücken, um deinen erſten Eintritt in den lang vergeßnen Tempel der Laren ſo angenehm und heiter als möglich zu machen; denn dich, mein Geliebter, darf ich doch nicht ſelbſt über den liebenswürdigſten Freundinnen vergeſſen. —,

Allein daß ich in Gedanken noch oft bei ihnen bin und den lebhafteſten Antheil an ihrem Schickſal nehme, namentlich jetzt an der weitern Entwickelung des angefangenen Verhältniſſes iſt eben ſo natürlich; — und ich lege dir hier einen Brief bei, worin mich Lodoiska eben von deſſen wei-

term Fortgange unterrichtet und mich ſo gleichſam mit ſich fortleben läßt.

Ich halte es, wie geſagt, für keinen Mißbrauch des Vertrauens, wenn ich dir das mittheile, was ihr nur Ehre bringt.

Vierter Brief.

Gräfin Lodoiska an Leontine.

Deiner Theilnahme, geliebte Leontine, bin ich es ſchuldig, daß ich dich fortwährend von dem unterrichte, was ſich in meinem innern und äußern Leben zuträgt. Du mußt mit mir die ſchöne Hoffnungsblüthe ſich allmählich entfalten ſehen, deren Knospe du zuerſt mit aufbrechen ſahſt! Ja, theure Freundin, das Verhältniß zwiſchen dem edeln Edwin und meiner Louiſe fängt an immer enger und inniger zu werden; Edwin hat die Erlaubniß wieder zu kommen, zwar mit Beſcheidenheit, benutzt und iſt jetzt faſt unſer täglicher Geſellſchafter in unſrer ſtillen Abgeſchiedenheit. Er lieſt uns vor mit ſeiner ſchönen, tonvollen Stimme und mit dem hinreißenden Ausdruck des Gefühls, und je mehr ich ihn beobachte, je mehr überzeuge ich mich von ſeinem Seelenwerthe, von ſeinem ausgezeichneten Geiſt und dem trefflichſten Herzen. Ja, er iſt würdig, das Herz meines Lebens, meine Louiſe zu beſitzen! und mit Entzücken verliere ich mich in dem Gedanken, ſie noch mehr für ihn zu bilden, ſie in den Pflichten einer guten, ihren Geliebten beglückenden Gattin

zu unterrichten. — Bei Gott, ein wohlgewähltes Paar müſſen dieſe meine Kinder geben! So wie an geiſtigen Talenten, ſind ſie ſich auch an Vorzügen des Aeußern und durch ein richtiges Verhältniß des Alters gleich: Louiſe ſiebzehn Jahr; Edwin, aller Wahrſcheinlichkeit nach, noch in den Zwanzigen.

Louiſe hat jetzt ihre anfängliche Schüchternheit gegen ihn ganz überwunden und fühlt ſich ſichtlich wohl und glücklich in ſeiner Nähe, in ſeiner ſeelenvollen Unterhaltung, die beide oft mit der größten Lebhaftigkeit führen, und ich ergötze mich von weitem an dem Anblick der beiden ſchönen Weſen. —

Eine Schwierigkeit findet ſich, woran ſich vielleicht eine ahnenſtolze Familie ſtoßen könnte: Es liegt ein ſeltſames Dunkel über Edwins ganzer Herkunft; und er beobachtet gefliſſentlich ein ſo verſchloßnes Schweigen über Alles, was darüber einige Auskunft geben könnte, daß ſelbſt das verdachtloſeſte Gemüth etwas Sonderbares darin finden muß. Selbſt von ſeiner eigentlichen Heimath, ſo wie von allen ſeinen übrigen Verhältniſſen, wiſſen wir Alle nicht das mindeſte Beſtimmte. Und wenn der unbefangene Emil zuweilen ganz abſichtlos einige Fragen darüber thut, ſo weiß er ihm ſtets mit dem geſchickteſten Anſtande auszuweichen. Iſt ſeine Geburt vielleicht nicht hoch genug, — was eine unzweifelhafte Wahrſcheinlichkeit erhält — um ihn zu Anſprüchen auf die Tochter des Grafen von Schwarzeneck zu berechtigen? — Aber das, was vielleicht manche ſtolze Familie abhalten würde, ihm die Hand einer Tochter zu bewilligen, könnte mich es abhalten, ihm meine Louiſe zu

ſchenken? Sey immerhin ſein Name nicht edel, da ſein ganzes Weſen ſo edel iſt! — Ja, ich geſtehe dir ſelbſt, daß eben dies Geheimnißvolle, dies Dunkel, das über ſeinem irdiſchen Daſeyn ruht, ihm etwas Eignes, etwas noch Anziehenderes in meinen Augen gibt! — Du wirſt hierbei freilich die Dichterin in mir erkennen; — nun — ſo treue Freunde wie du haben das Vorrecht, ein wenig über die Schwäche ihrer Freunde zu lächeln.

Fünfter Brief.

Lodoiska an Leontine.

Leontine! bin ich denn endlos zu Kämpfen beſtimmt? Iſt mir nicht noch ein Schimmer milden, friedlichen Abendroths beſchieden, eh' ich müd' in mein ſtilles Grab ſinke? Ich war ſo froh in dem Bewußtſeyn, daß ich — entbehre ich auch eigner Kinder — mir doch reinſtes Mutterglück errungen; daß es mir gelungen iſt, das Kind meines Herzens gut zu erziehen, und daß ich ſie nun bald am Ziele aller mütterlichen Wünſche, am Brautaltar mit einem edeln Manne ſehen ſollte. Dies Alles iſt nun dahin! — aus welcher Urſache, wirſt du ſchwerlich errathen! Nicht durch Tod! — Dank ſey es dem Himmel, oder Unwerth des Erwählten; auch nicht durch Gleichgültigkeit meiner armen Louiſe, — ſondern — — es wird mir ſchwer dir weiter zu ſchreiben! und doch muß ich es, weil ich von deiner Freundſchaft allein

noch einigen Troſt, — vielleicht Rath — erwarten darf in der Bedrängniß, in der ich mich befinde. Ich erzähle dir treu und wahrhaft:

Unverkennbar war an Beiden die Spur zu ſehen, daß ſie liebten. Weniger an der heitern Louiſe, doch an Edwin bemerkte ich, mit jedem Tage zunehmend, eine tiefe, doch ſchüchterne Leidenſchaft. —

Als ich geſtern gegen Abend nach dem abgelegnen Theil unſers Gartens wandelte, wo, wie du weißt, eine Lieblingsſtelle von mir iſt; in dem Wäldchen von Weyhmuthskiefern und Cypreſſen, an der Felswand, wo ſich eine halbe hoch geſchwungene Grotte wölbt. Das Wäldchen iſt zwar düſter, allein es öffnet ſich eine freie Ausſicht nach Abend zu auf das paradieſiſche Thal. Einſam, in ruhige Betrachtungen verſenkt, wandelte ich daher — als mich mit einem Male — Edwins Anblick überraſchte. Er ſtand an einen Baum gelehnt, in ſchwermüthiger Stellung das ſchöne, dunkelgelockte Haupt auf die Hand geſtützt. Er hatte eine Aehnlichkeit mit Antinous. — Aber noch eine andere, mir noch weit ſüßere Aehnlichkeit, die mir beim erſten Anblick aufgefallen war und die ich dir nur nicht zu geſtehn gewagt hatte, trat mir jetzt, wie ich ihn ſo, ungeſehn von ihm, betrachtete, ſchmerzlich lebhaft vor meine Seele; ach, eine Aehnlichkeit mit jenem Himmelsbilde, welches die erſten Tage meines Jugendlenzes erhellte; welches zu hoch für meine Wünſche war, — allein noch immer einen verklärenden Schimmer ſelbſt auf mein abendliches Leben hereinwirft.

Der Arme, dachte ich, als ich den traurigen Edwin

ſchweigend betrachtete; — ſo denkt er Louiſen über ſich erhaben, als ich damals den herrlichen Prinzen über mir ſah.

Dieſe Gleichheit unſrer Lage verſtärkte meine Theilnahme an ihm, und ſie ward zum wehmüthigen Mitleid, wenn ich bedachte, daß er ſo ganz allein und ohne alle liebende Bande in der Welt ſteht; — denn Emil hatte mit zuverläſſiger Genauigkeit erfahren, daß er weder Eltern und Geſchwiſter, noch ſonſt Verwandte hat. — Wahrſcheinlich auch ein Grund zu ſeiner Schwermuth und Schüchternheit.

Wär' ich in Louiſens Jahren, ſo hätte ich mich ohne Zweifel zurückziehen, hätte fürchten müſſen, dieſe gefährliche Einſamkeit mit dem liebenswürdigſten Manne zu theilen; aber ich, die ich mich ſchon halb als ſeine Mutter betrachtete, ſollte ich eine ſo lächerlich-anſpruchsvolle Furcht hegen? Im Gegentheil hielt mich der innige Wunſch an ſeine Nähe gefeſſelt, daß mir vielleicht der Himmel ein Mittel eingeben möchte, das ſtarre Siegel ſeiner Schwermuth zu löſen; ihm ahnen zu laſſen, daß ich die Hand meiner Tochter nicht nach Namen und Reichthum, ſondern nach dem wahren Werthe eines Mannes vergeben würde.

Unverſehens hatte ich ein kleines Geräuſch gemacht; er blickte auf und bebte überraſcht, erſchrocken beinahe, zurück, und eine dunkle Röthe flog über ſein Geſicht, und — indem er mir einige Schritte entgegentrat, ſtammelte er etwas von einer Entſchuldigung, die er doch nicht nöthig hatte.

An mir iſt es, — ſagte ich ſanft — Sie um Verzeihung zu bitten, daß ich Sie in Ihrem Nachdenken ſtörte; — allein — dies Nachdenken ſchien nicht heiter. —

Wie es mein Schickſal mit ſich bringt! ſagte er mit

bewegter, faſt wehmüthiger Stimme, und ſchlug die ſchönen, ſeelenvollen Augen wieder zu Boden. Seine verwaiſte Lage trat vor meine Fantaſie, und von dem innigſten Mitleid ergriffen, ſagte ich: Lieber Hohenſtern, Sie verſchließen ſich ſo ſtreng vor Ihren wahren Freunden. Noch nicht das Mindeſte haben Sie uns von dem früheſten Intereſſe des Menſchen, von Ihren Familien-Verhältniſſen mitgetheilt. —

Ich habe keine! — erwiederte er mit dem vorigen Tone. —

Aber dann ſagte ich halb leiſe: Demjenigen, der Werth und Verdienſt hat, bietet ſich gewiß von mancher Seite Erſatz. — Er darf freier Neigung die Bande danken, die ihm vielleicht Natur verſagte, — wenn er ſie anders knüpfen will. —

O Gott, Frau Gräfin! — rief er, mit einem Mal in eine mich überraſchende Heftigkeit des Schmerzes ausbrechend — Es giebt Augenblicke im menſchlichen Leben, wo man die Hälfte ſeines Herzbluts gäbe, Glücksgüter zu erkaufen, die man außerdem verachtete.

Mit einer geheimen Freude ſah ich den Strom ſeines Vertrauens endlich den ſtarrenden Damm der Verſchloſſenheit durchbrechen, und glaubte den Troſt für ſeinen Schmerz ganz in meiner Gewalt zu haben, — und in meiner Freude erlaubte ich mir ſelbſt einen kleinen ſchelmiſchen Übermuth — Von Glücksgütern ſprachen Sie, — ſagte ich trocken — ich ſprach von liebenden Banden. —

Und wenn man liebt, — fuhr er in ſeiner Heftigkeit fort, ohne auf die Stellung meiner Worte zu achten — fordert es dann nicht ein gerechtes Ehrgefühl des Mannes,

dem angebeteten Weibe einen nicht minder edeln Namen entgegenzusetzen, als der ihre, und zerstört es nicht gleichsam das Naturrecht, wenn er von ihr größere Glücksgüter empfangen soll, als die seinen?

Jetzt sah ich ihn auf dem Punkte, den meine kurzsichtige Mutterliebe ersehnt hatte. Nur noch Louisens Namen hatte er auszusprechen. — Und wie? sagte ich, glauben Sie denn, daß ein besseres weibliches Herz den Werth eines edeln liebenswürdigen Mannes nicht höher setzt, als flüchtige Vorzüge der Geburt oder des Reichthums? —

Ich fühlte, daß mir Thränen in die Augen traten und meine Wangen sich mit heißer Glut bedeckten; ach, die Mutter der bestimmten Braut erröthete noch mädchenhaft, — ich fürchtete zu viel gesagt, der Würde meiner holdseligen Tochter etwas vergeben zu haben.

Edwin stand mir schweigend gegenüber; seine Augen hafteten überrascht, ja forschend auf mir, und als mein Blick diesen herrlichen Augen zu begegnen wagte, brannte ein so süßes Feuer darin, daß ich noch glühender erröthen mußte. —

O Lodoiska! — rief er endlich mit schwärmerischer Innigkeit — wär's möglich, könnten Sie mich in ein so schönes Herz blicken lassen, nur um mich aus seinem Paradiese zu verstoßen? Wär's möglich, daß mein treues Streben, jene geistigen Vorzüge zu erringen, dies schöne Herz verdienen könnte? — O Lodoiska, von dem Augenblick an, wo ich Sie sah, fühlt' ich, daß nur Sie oder Keine mich glücklich machen könnten.

Leontine, hier schwindelte es mir; ein Schleier fiel von meinen Augen nieder, und ich schien aus einer freund-

lichen, vertraut gewordenen Wirklichkeit in einer Traumwelt zu erwachen. Alſo nicht meiner Tochter, mir, mir galt dieſe Liebe, die ſich ſo ſtark, ſo glühend ausſprach. Bezaubernd tönten um mich die ſüßen Laute ſeiner Stimme, in der ich immer die Stimme des geliebten Prinzen zu hören geglaubt hatte, nur noch von dem Ausdruck eines Gefühls verſchönt, den ich an jener nicht gekannt hatte; doch mitten durch all den ſinneberauſchenden Zauber drang das Bild meiner armen Louiſe und ſtellte ſich ernſt und ſchmerzlich mahnend vor meine Seele; wie? ihr ſollte ich ihr höchſtes Lebensglück entreißen? ihr, der ich geſchworen hatte zärtliche Mutter zu ſeyn? Ich ſollte die Schlange ſeyn, die ihr unſchuldiges Herz auf den Tod verwundete, während ich mir das Anſehn gegeben hatte, ſie zu den Freuden des Lebens zu erziehen? Dieſe Vorſtellungen, die ſich blitzſchnell in meiner Seele folgten, verwahrten mich vor der Hingebung an eine Traumentzückung, die doch für mich auf immer vorüber ſeyn muß. —

Das unglückliche Geheimniß meiner Tochter konnte ich nicht preisgeben; nur eigne überraſchte Verwunderung ſuchte ich in meinem Schweigen auszudrücken; denn, nicht wahr, Leontine, höchſt ſeltſam, ja wunderlich iſt es, wenn ein Jüngling im Lenze der Jugend mir, einer Frau nahe den Vierzigen, ein Geſtändniß leidenſchaftlicher Liebe thut. Ach, es iſt mir, als ob ich über ſeinen Wahnſinn zu erröthen habe!

Mit geſpannter Erwartung hatte er mich angeblickt. Sie ſchweigen? theure Gräfin! — ſagte er endlich.

Ich ſchweige — erwiederte ich mit mühſam errungener

Faſſung — weil ich in der That nicht weiß, wie ich Ihre Worte verſtehen ſoll?

Nicht? — nicht? — rief er leidenſchaftlich. — O dann hätte mich die Hoffnung einer himmliſchen Güte getäuſcht, die ſich in dieſen Engelsblicken ſpiegelt. Dann müßte ich bereuen, mein unglückliches Herz einem geträumten Mitgefühl aufgeſchloſſen zu haben! Doch nein, das iſt nicht möglich, — rief er wieder, als ich aufs neu erſchüttert einige Augenblicke ſchwieg.

O ſieh! — rief er, ſchlang hingeriſſen einen Arm um mich und wandte mich nach der Ausſicht in das Thal, wo eben jetzt die Sonne unterging — ſieh hin, engelgleiches Weib, wie der: die Sonne in das Graun der Nacht verſinkt, — laß nicht auch ſo die Sonne meines Lebens untergehen!

Ich hatte jetzt Ruhe genug erlangt, um Feſtigkeit mit Milde zu vereinen. Lieber Hohenſtern, — ſagte ich ſanft — Sie haben ſich in meinem Herzen nicht geirrt; wenn innige Theilnahme, wenn Freundſchaft —

O nichts von Freundſchaft! — rief er wild — Liebe iſt es, was meine ganze Seele für dich füllt! und nur Liebe iſt der Preiß, der mich glücklich machen kann! Wenn einmal das unglückliche Geſtändniß über meine Lippen geflohen iſt, ſo gebe dieſer Augenblick mir auch Entſcheidung über Tod und Leben!

Er warf ſich mir zu Füßen, und hob mit himmelan gewandtem Blick meine Hände in den ſeinen empor, gleichſam als rufe er den Himmel um Entſcheidung zwiſchen uns an. —

Hat Sie ein Wahnſinn ergriffen? — rief ich und blickte ſchmerzlich lächelnd auf ihn nieder — Edwin, lieber ver-

blendeter Jüngling, bedenken Sie, daß ſchon das große Mißverhältniß unſrer Jahre eine natürliche Scheidewand zwiſchen uns zieht!

Die Jahre? und was machen dieſe aus? — rief er mit Innigkeit — Haſt du nicht allen zaubervollen Reiz der Unſchuld und der Jugend auf deinen Zügen wie in deinem Herzen feſtzuhalten gewußt? Und können kleinliche, äußere Verhältniſſe der Sinnenwelt über ein Band entſcheiden, das Geiſter für die Ewigkeit zuſammenhält?

Ich fühlte in dieſem gehobnen Augenblicke wohl, daß etwas Wahres in den Worten lag; — fühlte — die Nothwendigkeit dieſe Unterredung zu endigen. — Edwin, — ſagte ich mit Ernſt — wenn ich wirklich auf Ihren Antheil, auf Ihre Achtung rechnen darf, ſo ſchonen Sie wenigſtens in den nächſten Tagen mein angegriffenes Gemüth! — verlaſſen Sie für jetzt dies Haus.

Dies Wort iſt mir Befehl! — erwiederte er ehrerbietig, ſtand auf und verbeugte ſich gegen mich mit ſeinem edeln, herzgewinnenden Anſtande; aber im Abgehen wandte er noch einmal die himmelvollen Augen mit einem unausſprechlichen Ausdruck auf mich. — — „O möge Gott dies Herz lenken, in dem mein Leben ruht!“ ſagte er noch halb leiſe mit einem Tone, der noch in dieſem Augenblick in meiner ganzen Seele wiederhallt — und war meinen Blicken entſchwunden. —

Ich weilte noch eine Zeit lang auf der ſchönen, mir nun ſo merkwürdig gewordenen Stätte und ſtrebte mich ſelbſt wiederzufinden. Als ich zurück nach dem Hauſe kam, hörte ich, daß er unverzüglich habe ſatteln laſſen und nach einer

kurzen Begrüßung Louiſens hinweggeritten war. — Ach, meine Seele folgte ihm.

Ich brachte die Nacht in unruhigen Fantaſieen hin. O, wenn es dir möglich iſt, geliebte, treue Freundin, deinen häuslichen Pflichten einige Tage abzugewinnen, ſo eile zu mir, vielleicht daß du Licht in das Chaos meiner ſich widerſtreitenden Gefühle bringſt! — — — Es iſt wahr, eine ſo tiefe, ſo innige Uebereinſtimmung, als mich mit ihm verbindet, ſollte nicht abhängig ſeyn von zufälligen Umſtänden der Außenwelt, und der Unterſchied der Jahre wird wohl zwiſchen uns etwas gemildert durch die jugendliche, vielleicht zu große Weichheit des Gefühls, die mir geblieben iſt, und durch den ernſten, mehr zu ſtillen Betrachtungen geneigten Sinn, der ihn bezeichnet; doch deſſen glaube mich nie fähig, theure Freundin, daß ich treulos dem einzigen Kinde, ihr, der Liebenswürdigen, die meine frühern traurigen Jahre verſüßte, ihr höchſtes Lebensglück entreißen ſollte!

Sechſter Brief.

Leontine an Ernſt.

Einer ſolchen Aufforderung der Freundſchaft konnte ich nicht widerſtehen, geliebter Ernſt; ich eilte in die Arme der guten, nur zu ſtreng und ſelbſtvergeſſen mit ſich kämpfenden Lodoiska. In jedem Worte des vorhergehenden Briefs ſpricht ſich der edle, ſchmerzvolle Kampf aus, in dem ich ſie

noch bei meiner Ankunft hier traf. Es ist keine Frage, sie liebt den interessanten Fremdling mit der glühendsten Leidenschaft, deren nur ein so tiefes Herz wie das ihre fähig ist; o, wie hab' ich es denn so lang unbeachtet lassen können, wie gleich bei seinem ersten Eintritt eine fliegende Röthe ihr holdes, mädchenhaft sittsames Gesicht überzog; daß auch aus seinen Blicken unverkennbar der Eindruck sprach, den Lodoiska vorzugsweise auf ihn machte? — und jener Abend in meinem verschwiegenen Schlafgemach! Welche Heftigkeit des Gefühls der sonst so sanften Lodoiska! Und wie strebte die edle Seele, sich selbst durch Aufzählung aller Verdienste ihres Pflegekindes zum Kampf gegen das eigne Herz zu waffnen. Doch auch mich hatte Lodoiska mit ihrem schwärmerischen Plan für ihre Tochter eingenommen und meine Blicke von allem Andern abgezogen, und gleich nach seinem ersten Besuche reiste ich ab. — Auch ist die Aehnlichkeit zwischen Edwin und dem edeln Prinzen, den Lodoiska einst geliebt hat und von dem ich kürzlich erst ein Bildniß gesehen habe, wirklich ein wunderbares Spiel der Natur und scheint Lodoiska's Liebe für Hohenstern gleichsam zu rechtfertigen. Was aber die Regel von Angemessenheit des Alters betrifft, so mag sie wohl im Allgemeinen für die große Volksklasse recht anwendbar und nützlich seyn; indessen da, wo es auf eine wahre höhere Übereinstimmung der Seelen ankömmt, und vorzüglich bei ungewöhnlichen Menschen, da hat man Ausnahmen nicht selten vom höchsten Glück belohnt gesehen.

Lodoiska indessen ist fest entschlossen, lieber dem Glück zu entsagen, als auf Kosten ihrer geliebten Tochter glücklich

zu seyn. Und doch ist es noch gar nicht ausgemacht, ob diese ihn auch eben so tief und unauslöschlich liebt, als ihre schwärmerisch edle Mutter. Zwar traurig scheint auch Louisen ihre unverhehlbare Liebe zu machen; der sonst so muntre Frohsinn des lieblichen Geschöpfs ist ganz dahin seit der Ankunft des schönen Ruhestörers; dies wirft freilich einen düstern Flor über die Lage aller dieser guten, Theilnahme verdienenden Menschen und läßt schwerlich einen heitern Ausgang hoffen. Daß Edwin übrigens ein edler, der Liebe werther Gegenstand ist, leidet keinen Zweifel; auch darf der gemeine Argwohn, als mische sich irgend eine Nebenabsicht in seine Bewerbung, keinen Raum finden, denn nicht allein ist Louise eine weit reichere Erbin als ihre Mutter, sondern Edwin besitzt auch selbst, ob auch arm an liebenden Verwandten, doch ein ansehnliches Vermögen, wie Emil, der besser in den Dingen des praktischen Lebens im Klaren ist als Lodoiska, mit Zuverlässigkeit erfahren hat. —

Ich schreibe dir diesen Brief nur, um dich unverzüglich von meiner Ankunft hier zu unterrichten. Nächstens mehr von Deiner

treuen
Leontine.

Siebenter Brief.

Leontine an Ernſt.

Ich ſchreibe dir ſchon wieder, mein theurer Freund, um dir ein Ereigniß mitzutheilen, das mich aufs neu in dieſen Tagen überraſcht hat und wieder ein bedeutendes Glied in der verhängnißvollen Kette dieſer Tage ausmacht.

Lodoiska, immer unruhig in ihrem Gemüth, ſuchte in der Geſellſchaft ihrer Tochter zu ſeyn, während ſie doch auch eine Art von Scheu gegen ſie zu fühlen ſchien. Geſtern traten wir beide in Louiſens Zimmer, um ſie zu einem Spaziergang abzuholen, und der Gemüthszuſtand, in welchem wir die Kleine fanden, überraſchte mich. Wir ſahen das unbeſchreiblich holde, noch beinah kindliche Weſen an ihrem Tiſchchen ſitzen, das Köpfchen trauernd auf den Arm geſtützt. Die Fülle der ſchwelgeriſchen blonden Locken floß aufgelößt über den kleinen ſchneeweißen Arm, und Thränen — ſahn wir im Nähertreten — rollten häufig über die Roſenwangen.

Außer ſich bei dieſem Anblick, ſchloß ſie Lodoiska an ihre Bruſt, und rief mit einem Tone, in dem ſich die Angſt ihres gequälten Bewußtſeyns malte: O mein armes, geliebtes Kind! öffne endlich dein Herz deiner gewiß treuen Mutter, und glaube, daß mir kein Opfer zu groß ſeyn wird für deine Ruhe!

Jetzt war der entſcheidende Augenblick gekommen; ängſtlich klopfte mein Herz, ſo wie gewiß das Herz der armen Lodoiska. — Das Mädchen ſah ihre Mutter an; die ſchö-

nen, großen blauen Augen glänzten durch die Thränen, wie der Frühlingshimmel nach einem milden Regen.

Meine Mutter! — rief sie zärtlich, noch halb weinend, und schlang die Händchen liebkosend um den Hals der Mutter — du hast Recht, ich hätte längst sprechen sollen, bist du nicht die Güte selbst? aber ich weiß nicht — gerade hier wird es mir so schwer. — —

Noch bänger schlug mein Herz, als jetzt das Urtheil über Lodoiska's Schicksal von den Lippen des Mädchens tönen sollte, — allein sie schwieg, — — aber gleich einer dunkeln Purpurblume erglühte das holde Kindesgesicht. Lodoiska dagegen, gleich als wollte sie das schmerzlich zwängende Band, das ihre Brust so bang beklemmte, endlich gewaltsam sprengen, rief:

Sprich, liebes Kind! — ich bitte dich um Alles in der Welt, rede frei! — — Edwin —?

Ja, Edwin, — versetzte Louise, sich Muth fassend — um den kömmt es her. — Eine tödtliche Blässe streifte über Lodoiska's Gesicht. — Sieh, liebe Mutter, — fuhr die Kleine fort — ich gebe zu, daß Edwin recht gut, — ja ganz vortrefflich ist; aber sage selbst, ist es wohl recht, daß wir um ihn, den Fremden, — unsern guten Verwandten — ja, den guten Emil — so ganz vernachlässigen, — der uns doch so viele treue, liebevolle Dienste erwiesen hat. — Seit Edwin hier ist, der hochgebildete Ritter, wird nur auf ihn gemerkt, nur seine Talente bewundert, und der arme Emil gar nicht beachtet — zum Dank, daß er den Fremden bei

uns eingeführt und überhaupt auf ſein Gut eingeladen hat! Der arme Emil iſt auch darüber traurig und kommt faſt gar nicht mehr mit, wenn uns Edwin beſucht — und — — und — wird auch vielleicht gar nicht wiederkommen!! —

Die Stimme der Kleinen neigte ſich wieder zum Weinen, als ſie im Fluß ihrer kindlich vertraulichen Rede an dieſe Stelle kam, während es jetzt an Lodoiska war, zu erröthen, und zwar von freudigem Erſtaunen, als ſo überraſchend ein Schleier ihr von den Augen fiel und ihr den Blick in eine paradieſiſche Zukunft eröffnete. Zum erſten Mal ſeit der Bekanntſchaft des geliebten Edwin durchzuckte jetzt ein Blitz der Freude ihre Seele. Wie? — rief ſie aus — Emil iſt dir ſo theuer, Emil, meine Louiſe? — ihn ziehſt du Edwin vor?

Ach freilich, meine Mutter, — ſagte die Kleine, ihr lockiges Köpfchen an den Buſen der Mutter ſchmiegend. — Sieh, wir haben uns ja immer herzlich geliebt, ich und Emil, und wie ſollte mir denn der ernſte, oft ſo ſchwermüthige Fremde lieber ſeyn, als mein hübſcher, fröhlicher Emil?

Jetzt war die letzte Scheidewand gefallen, und rein und vorwurfsfrei durfte jetzt Lodoiska ſich ihrer edeln Neigung überlaſſen. Ueberwältigt von dem entzückenden Bewußtſeyn ſchloß ſie die aufrichtige Kleine aufs neu an ihre Bruſt, trotz des gezeigten ſchlechten Geſchmackes; auch den Vorwurf wegen gegebenen Vorzugs des Geliebten, den Louiſe ſo in ihrer Naivetät hingeworfen hatte, nahm ſie gern und geduldig hin, wohl fühlend, daß ſie ſich bewußtlos einige Par-

theilichkeit hatte zu Schulden kommen laſſen. Auch war es in der That wahr, der gute treuherzige Emil hatte ſich mit ſo liebenswürdiger Anſpruchloſigkeit bei der Auszeichnung benommen, die ſeinem von ihm ſelbſt eingeführten Gaſtfreunde widerfuhr, daß er ſelbſt in meinen Augen unwillkührlich gewann. Erſt auf die Vermuthung, daß man ſeine holde, immer von ihm im Stillen geliebte Couſine demjenigen zuerkennen würde, der ihrer höhern talentvollen Erziehung angemeſſen ſey, hatte er ſich traurig zurückgezogen. — Louiſe hat uns aber oft wiederholt, daß ihr eben dies einfache kunſtloſe Weſen an ihrem Couſin gefallen, und daß — ſetzte ſie mit ihrer wiederkehrenden heitern Laune hinzu — Gelehrte nicht immer wieder Gelehrte heirathen wollten. —

Deſto ähnlicher iſt die hohe Bildung und der romantiſch ſchwärmeriſche Geiſtesſchwung Edwins und Lodoiska's, die jetzt in ihrer ſeligen Erhebung mit doppelter Innigkeit ſtrebte, das Unrecht an dem Ueberſehenen zu vergüten, auf welches ſie Louiſens Offenheit aufmerkſam gemacht hatte. Sie ſandte eilends, um die Freunde einladen zu laſſen, denn auch gegen Edwin war es ihr ja nun vergönnt, den ſtrengen Verbannungsbefehl zurückzunehmen. —

Diesmal jedoch — — erſchien nur Emil — und Edwin fehlte — denn — er war nicht mehr auf Emils Gute. — Ein neues ſchmerzliches Erſchrecken für die arme, ſo lang im Schmerz geprüfte Lodoiska; ſie mußte ſich ſagen, daß ihn wahrſcheinlich ihr entſchiedenes, für ihn doch räthſelhaftes Abwenden, in die Ferne, — vielleicht — auf nimmer Wiederſehn getrieben habe. Indeß Emil berichtete bald,

daß er verſprochen habe, wiederzukehren. Er ſey nur durch eine ſchnelle Botſchaft aufs Eiligſte von ihm hinweggerufen worden und zwar an jenen Königshof, deſſen Thron der Bruder jenes ſchon längſt verewigten Geliebten Lodoiska's lange beſeſſen hatte! Der junge König, ein Sohn des vorigen, ging mild und ſegenverbreitend, gleich dem ſonnigen Morgen, für die Menſchheit auf, die oft unter dem Druck ſeines harten und gewaltthätigen Vaters geſeufzt hatte. — Es war alſo durchaus nichts Trauriges von dieſer Sendung zu fürchten, und die ſanfte fromme Lodoiska ergab ſich geduldig in die Fügung des Himmels und ſtellte ihm ihr künftiges Geſchick anheim!

Wie ſich Louiſe und Emil nun wiederſahen, wie ſich die nun beglückte, freudige Liebe der beiden jungen Herzen ausſprach, die einander ſchon längſt angehört hatten, ohne es ſelbſt zu wiſſen, dies bedarf wohl keiner Schilderung, noch wie ſich Lodoiska im Abglanz ihres Glückes ſonnte; Sie, die ſchon in der Zeit der Trauer ſo ſelbſtvergeſſen ſtrebte Andre zu beglücken, wie ſollte ſie nicht jetzt, wo der Himmel ihr ſelbſt eine ſelige Hoffnung eröffnete, die ganze Welt liebend umfaſſen und beglücken mögen!

In ein Gefühl — ich möchte ſagen — von wehmüthiger Seligkeit ſcheint Lodoiska verſunken. — Ich ſah ihre holden Augen in Thränen ſchwimmen; ſie beugte ſich in überwallender Bewegung an meine Bruſt und ſagte halb leiſe: Ich kann dir nicht ſagen, meine Freundin, welch ein wunderbares Gefühl ſich in meine Liebe für den edeln Edwin miſcht, ein Gefühl von erhöhter, gerührter Zärtlichkeit, von

Dankbarkeit, daß er mir ſeine ſchöne Jugend weihen, mich die eigne glückliche Frühlingszeit, die mir ein ſtrenges Schickſal entzog, gleichſam noch nachleben laſſen will. —

Ja, Ernſt, ich glaube wohl, daß gerade ein ſolches Verhältniß etwas ganz Eignes haben muß für das Herz eines gefühlvollen Weibes, und ein ſüßeres, wenn es die volle Ueberzeugung erhält, wahrhaft und innig geliebt zu ſeyn von dem liebenswürdigen jüngeren Manne, von dem ſchwärmeriſchen holden Geliebten.

(Einige Stunden ſpäter.)

Wie ſie über ihr eignes Schickſal fühlt, davon mag dir das nachfolgende Lied eine Vorſtellung geben, das ſie, eben kürzlich erſt aus ihrer dichteriſchen Seele gefloſſen, geſtern zur Laute ſang, als ich ſie vorhin oben im Felſenwäldchen überraſchte, an eben jener Stätte, wo ihr Edwin das unerwartete Geſtändniß gethan. Dieſe Stätte ſelbſt ſcheint ein wahrhaft deutſames Bild von Lodoiska's Schickſal, dieſe traurigen Cypreſſen und andres dunkles Gehölz, und nun mitten hindurch die Ausſicht in eine bezaubernde Ferne. —

Glühend wieder in die Wangen
Steigt das lang gehemmte Blut;
Und es regt ſich das Verlangen,
Das in todtem Schmerz geruht.

Wär' es möglich? dürft' er kehren,
Meines Lebens Himmelstraum?
Dürft' in ſeinem Glanz verklären
Wieder ſich der öde Raum?

Und die heiß geliebten Töne
Klängen wieder in mein Ohr?
Und das Bild der Wonn' und Schöne
Stieg' aufs neu vor mir empor?

Welch ein Bild! Ach, neues Leben
Regt durch alle Pulse sich!
Grün seh ich den Lenz sich heben,
Der vor meinem Gram erblich.

Kühne Hoffnung, Geisterschwingen
Tragen dich zum fernen Ziel!
Darf ichs wagen, hin zu dringen,
Zu vertrau'n dem Gluthgefühl?

Süße Hoffnung! widerstreben
Kann ich deinem Zauber nicht;
Aber nimm, o nimm mein Leben,
Wenn dein kühner Flügel bricht!

Achter Brief.

Leontine an Ernſt.

Edwin iſt wieder hier, und ich eile, mein theurer Ernſt, dir nur in wenigen Zeilen meine Freude mitzutheilen über die wundervoll glückliche Auflöſung eines ſo verſchlungenen Schickſals. Denke dir! im Reiz der erſten Jugendblüthe hatte Lodoiska ſelbſtvergeſſen und treu den edeln Prinzen geliebt, und er hat die Blühende überſehen, hat ihre Liebe nie erwiedert; — da kömmt ſein Ebenbild, — — ſein Sohn, ſie zu erwiedern!

Ja, dies iſt Edwin! wie's ihm ſelbſt erſt jetzt ſeit ſeiner ſchnellen Reiſe kund geworden; der Sohn einer zwar geheimen, doch durch die wahrſte, treuſte Liebe geheiligten Verbindung, um derentwillen der Prinz jede andre Verbindung ſtandhaft zurückgewieſen hatte, welche von ſeinem ſtolzen königlichen Bruder ihm oft gebieteriſch vorgeſchlagen worden war.

Früh hatte Edwin ſeine zarte Mutter und bald darauf durch einen ſchnellen Tod auch den erhabnen Vater verloren. Für ſeinen anſtändigen Unterhalt iſt zwar geſorgt worden, doch über ſeine Herkunft hat der ſtolze Monarch abſichtlich ein geheimnißvolles Dunkel zu erhalten gewußt; bis jetzt der junge König das Schickſal ſeines ſo nahen Verwandten erfahren und ein Verhältniß zwiſchen ihnen eröffnet hat, wie es den Söhnen zweier Brüder angemeſſen iſt. Eine anſehnliche Herrſchaft hat er ihm übertragen, die nun

der edle liebende Edwin mit unſerer Lodoiska theilen wird. —

Auf ſie, auf die angebetete Geliebte trägt nun der Frühverwaiſte alle die Liebe mit ſchwärmeriſcher Zärtlichkeit über, die er ſo lang in das tieffühlende Herz hat verſchließen müſſen. Ja, er wird ſie glücklich machen, dieſer Edwin, dieſer ausgezeichnete Jüngling! Er iſt ganz geeignet, den Werth eines ſolchen Weibes zu ſchätzen. — Und, wunderbare Fügung des Himmels! während, um jener glücklichen Verbindung des Prinzen willen, die unſchuldige und doch ſo glühende Liebe der ſanften Lodoiska überſehen worden war, — da war ſchon aus eben dieſer Verbindung ſelbſt der Vergelter für ſie hervorgegangen!

II.

Das Bild.

Das Getümmel des Kriegs umwogte das sonst so friedliche Dörfchen, wo der Freiherr von Ehrenstein seine liebsten Güter, seine Gemahlin und deren Schwester geborgen hatte. Die zärtliche Gattin Cäcilie zitterte für das Leben des theuern Gemahls, den seine Pflicht als Oberaufseher des Kreises dazu verband, sich mitten unter die tobenden Schaaren zu wagen und das Beste der ihm untergebenen Landleute zu vertheidigen, welche die unmäßigen Forderungen der Sieger bei ihrer Armuth nicht erfüllen konnten. Das Getümmel der fremdsprechenden Krieger drängte sich verwirrend um die armen bestürzten Landleute, da beinah alle Völker Europens an der eben vorhergegangenen Schlacht des grossen Welteroberers Theil genommen hatten; Umwohner der Garonne und des Po, der Rhone und der Weichsel schienen sich in feuriger Wildheit übertreffen zu wollen. Ehrenstein, der ihnen wohl in ihrer Mundart zu erwiedern wußte, stellte ihnen mit edler Unerschrockenheit die Unmöglichkeit vor, allen ihren Forderungen zu willfahren; Einige wurden überzeugt, Andere dagegen schien der Widerspruch nur noch mehr zu empören, und schon war eine blitzende Klinge über dem Haupte des unerschrocknen Sprechers gezückt, als in dem Augenblick eine kleine Schaar von deutschen Kriegern ein-

rückte, deren Führer, einem rettenden Halbgott gleich, unter den tobenden Haufen fremder gemeiner Krieger trat und ihnen zurief, von dem ungleichen Streite abzustehen!

Als aber Einige der Unruhstifter im stolzen Uebermuth des Siegs sich weigerten, einem andern Officier als ihren eignen zu gehorchen, als mehrere Schwerter blos wurden, da stellte sich der Großmüthige vertheidigend vor den wehrlosen Freiherrn und auch sein Schwert blitzte mit mächtigem geübten Schwunge, bis einige Frankenofficiere herbeieilten und den Aufruhr endigten.

Ehrenstein war unverletzt geblieben, allein das Blut seines edeln Vertheidigers strömte aus einer tiefen Wunde über die Stirn. Der Freiherr, außer sich über den Anblick, beschwor den Verwundeten, ihm nach seinem Landschlosse zu folgen und dort die Pflege der lebhaftesten Dankbarkeit anzunehmen; doch der Krieger nannte seine Wunde nur leicht, ließ sich von einem seiner Leute flüchtig verbinden und folgte seiner Kriegerschaar, die eben wieder aufbrach. Er drückte noch die Hand des schmerzlich betroffenen Ehrenstein mit Herzlichkeit und warf ihm einen Blick zu, welcher zu sagen schien: Recht innig gern habe ich dir diesen Bruderdienst erwiesen.

Nicht genug konnte der dankbare Freiherr, als er zu seiner Gattin und Schwägerin zurückkam, die hohe Gestalt und die edeln herzeinnehmenden Züge seines Retters beschreiben, in denen unbeschreibliche Güte den Hauptzug ausgemacht habe. Cäcilie, seine Gemahlin, hatte in diesen Augenblicken für nichts Sinn als für den wiedergeschenkten Gatten, an dessen Halse sie mit Freudenthränen hing; allein

in dem Herzen der sanften Klotilde, ihrer Schwester, ließ diese Schilderung doch einen lebhaften Eindruck zurück; ein Bild von dem unbekannten Schutzengel stieg in ihr empor, das sie in holder Schwärmerei beschäftigte.

Später fragten die Damen den Freiherrn, von welchem deutschen Bundesvolk diese kleine Heerabtheilung gewesen sey?

Es waren Badener — erwiederte Ehrenstein. — Wer weiß, wo jetzt an den schönen Ufern des Neckar eine Braut um den trefflichen jungen Krieger weint!

An den schönen Ufern des Neckar? — wiederholte Klotilde sinnig, als beide Schwestern allein waren. — Erinnerst du dich nicht, liebe Cäcilie, aus unsrer Kindheit, daß unsre gute Mutter oft mit einer Art wehmüthiger Sehnsucht von den Ufern des Neckar sprach?

Wohl! — versetzte Cäcilie, die einige Jahre älter, als ihre Schwester, auch einige Blicke tiefer in das Vertrauen der theuern verstorbenen Mutter hatte thun dürfen, — wohl erinnere ich mich jener wehmüthigen Freude, mit welcher sie noch kurz vor ihrem Tode davon sprach. — — Ein Jugendfreund, von dorther stammend, der sie unendlich geliebt hatte und von ihr zurückgewiesen worden war, schien ihr jene Gegenden merkwürdig zu machen. —

Und sie nannte ihn Wilhelm? — sagte Klotilde.

Wir waren noch zu jung, um so etwas beurtheilen zu können, — fuhr Cäcilie fort — allein sehr oft ist es der Fall, daß das Verschmähen einer sehr großen, tiefen Liebe auch bei einem glücklichen Loose doch eine wehmüthige, an Reue grenzende Erinnerung zurückläßt. So gewiß wir uns ein verlornes Gut stets mit idealischen Farben malen. —

Mehrere Wochen zogen hin in drückender Gewitterschwüle; das siegende Heer war mit geflügelter Eile vorwärts gerückt; eine neue Schlacht stand bevor und sie erfolgte bald mit fürchterlichen Donnerschlägen. Die geweihten Opfer des Kriegs, die Verwundeten, die nicht schon auf ihrem blutigen Feld der Ehre das Lager ihrer Ruhe gefunden hatten, wurden nun in die nahen und weiter entfernten Orte vertheilt; — auch in das Gut des Freiherrn ward ein verwundeter Officier gebracht, — und — wunderbares trauriges Glück! schmerzliche Freude, mit welcher er in dem Todtmatten augenblicklich seinen großmüthigen Vertheidiger erkannte! — Schon in dem dunkeln Purpurstreifen über seine Stirn, der schauerlich deutsam gegen die Leichenblässe des Gesichts abstach, hätte er ihn wohl erkennen müssen, wenn sich auch nicht die edeln Züge so tief und unvergeßlich in das Herz des Dankbaren eingegraben hätten.

Schmerzlich war die Freude für ihn und die gefühlvollen Frauen, diesen trefflichen Menschen so wieder zu sehen, doch Freude war es immer, ihm nun zum mindesten durch die treueste, sorgfältigste Pflege in ihrem Hause eine so tief gefühlte Dankbarkeit beweisen zu können. Die Freyin ließ es sich nicht nehmen, die Pflege des theuern Verwundeten selbst zu ordnen, und die sanfte Klotilde folgte ihr oft schüchtern in das dämmernde Krankenzimmer und wagte ihre Bemühungen zu theilen.

Nur zu treu fand sie in ihm das idealische Bild verwirklicht, das sich ihre Fantasie von dem muthigen Vertheidiger der Bedrängten entworfen hatte. Ach, wie unendlich übertroffen fand sie es! Oft drangen Thränen aus den tiefsten

Quellen ihres Lebens in ihre Augen, wenn ſie die Leiden des einnehmenden Jünglings ſah, die ihn nicht entſtellten, ſondern nur unbeſchreiblich anziehender machten, da er ſie unerſchütterlich ſanft und ſtandhaft trug. Wenn für ein edleres weibliches Herz das zarte Mitleid und die Achtung, die Klotilde ſchon an ſich für den hohen, ruhmvollen Stand der Krieger fühlte, heilige und gewaltige Hülfsmächte der Liebe ſind, wie werden dieſe Gefühle zur feurigen Begeiſterung beim Anblick eines Helden, der ſeinen höchſten Heldenmuth durch den klagloſen, rührenden Sieg über den körperlichen Schmerz bewährt!

Wiewohl nur immer ſtill in ſich zurückgezogen, wie bei einem heiligen Tempeldienſt, doch mit inniger Wonne, benutzte Klotilde jede Gelegenheit, ihm einige Erleichterung zu verſchaffen, und gab kunſtlos, ohne alles ſelbſtſüchtige Weigern, der Aufforderung ihrer Schweſter nach, ihm zuweilen durch ihr gefühlvolles Spiel auf der Guitarre die einſamen Stunden ſeines Leidens zu verkürzen. Eine rührende Erkenntlichkeit gegen die Bemühungen ſeiner Gaſtfreunde drückte ſich in jeder Miene, jeder Bewegung des Fremdlings aus, ſelbſt in den erſten Tagen, wo er noch nicht ſprechen konnte.

Der Freiherr wetteiferte mit Cäcilien und Klotilden, ſeinem Wohlthäter Gleiches zu thun; doch muß der beſte Wille des Mannes in dem Talent zarter aufopfernder Pflege den Frauen weichen. An einem ſchönen heitern Winter-Nachmittage war er ausgeritten, während Cäcilie und Klotilde eine Spazierfahrt ausgeſchlagen hatten und lieber die ſchmeichelnden Sonnenſtrahlen nur gnügſam aus den Fen-

ſtern des Krankenzimmers begrüßten. Es war eben der erſte Tag, wo der Kranke nach Ueberſtehen des gefahrvollſten Zeitpunktes wieder anfing an den Reizen einer ſeelenvollen Unterhaltung Theil zu nehmen. Ueber verſchiedene Gegenſtände war ſchon die Unterhaltung leicht wechſelnd hingegangen; jetzt glaubten ſeine zarten Pflegerinnen, dem Matten einige Erholung ſichern zu müſſen, und beſchäftigten ſich, manche häusliche Anordnung zu treffen. — Mit ſtillem Wohlbehagen ſchien der Kranke im Zimmer um ſich zu blicken und ſeine Augen an den holden Geſtalten zu erquicken, die ſich anmuthig hin und wieder bewegten. Es iſt mir — ſagte er, als ſie ſich wieder beim Theetiſch in der Nähe ſeines Lagers verſammelten — und vom Anfang iſt es mir ſo geweſen, als ob ich mich hier heimiſch und unter lieben Verwandten befinde; aber Sie ſelbſt, meine Damen, rufen mir eine lebhafte Erinnerung an das lang nicht geſehene Vaterhaus zurück! Sie haben Beide eine auffallende Aehnlichkeit mit einem ſchönen Bilde, das in einem Saale meines heimathlichen Schloſſes hing und das ich immer ſchon als Kind mit innigem Wohlgefallen betrachtete, von einer wunderbaren Neigung in ſeine Nähe gezogen. Es war das Bild einer Jugendfreundin meines Vaters, an deren Andenken er noch mit unendlicher Innigkeit hängt. —

So ſind Sie ſo glücklich, noch einen Vater zu beſitzen? — ſagte Cäcilie warm. — Und wir ſind noch ſo fremd mit Ihrer Herkunft, mit allen Ihren Verhältniſſen, — ſo innig unſer Antheil daran iſt — — ſetzte ſie nur leiſe fragend hinzu. — —

Den ich gewiß zu ſchätzen weiß! — erwiederte der

Fremde verbindlich — und den ich durch unbeſchränktes Vertrauen ehren würde, wäre mein Schickſal nur merkwürdiger, als es iſt. — Mein Name iſt, wie Sie vielleicht ſchon hörten: Wilhelm von Hohenau, — —

Die Schweſtern ſahen ſich bei Nennung dieſes Namens an, gleich als ob ſein Laut eine dunkle Erinnerung aus der Tiefe ihres Gedächtniſſes heraufriefe. —

— Und das Stammſchloß meiner Väter — fuhr Jener fort — liegt an den reizenden Ufern des Neckar. — Seit fünf Jahren, ſeitdem ich Krieger bin, hab' ich es nicht geſehen.

Seit fünf Jahren? — rief Cäcilie. — Wie groß muß da die Trauer Ihres Vaters ſeyn.

Ein wehmüthiges Lächeln zuckte bei dieſen Worten unwillkührlich über das Geſicht des Kranken, und er ſchwieg, vor ſich niederblickend.

Und haben Sie denn keine Schweſter? — fragte Klotilde halb furchtſam, aber mit Wärme.

So glücklich bin ich nicht, mein Fräulein, — erwiederte Wilhelm.

O, ich bitte! — rief die zutrauliche Cäcilie — laſſen Sie uns etwas von dem Theuerſten im Leben des Menſchen, von den Banden ihrer Verwandtſchaft wiſſen! Haben Sie noch eine zärtliche Mutter? und, wenn auch keine Schweſter, doch theure Brüder?

Meine Mutter hab' ich ſchon früh verloren, — erwiederte Wilhelm mit einem Seufzer — und ein jüngerer Bruder iſt mein einziger.

So ſind Sie der Erſtgeborne? — ſagte Cäcilie — und waren eigentlich nicht — zum Waffendienſt —

Zum Waffendienſt beſtimmt; — ergänzte Hohenau, der die abgebrochene Frage der Lebhaften errieth — auch war ich ſchon einige Jahre auf der Academie geweſen, als die Nothwendigkeit eintrat, daß Einer von uns ſich zum Krieger weihen mußte, ich oder mein Bruder, an welchem ich von Kindheit auf mit ſchwärmeriſcher Liebe gehangen hatte. Ich ſah den Kampf meines Vaters, wenn er dieſen, ſeinen Liebling, hingeben ſollte; — denn — ſetzte er vergütend hinzu — mein guter Vater liebt uns Beide, allein an meinen Bruder ſcheint ihn noch ein eignes Gefühl erhöhter Zärtlichkeit zu binden; er glaubt in ſeinem Geſicht eine unläugbare Aehnlichkeit mit jenem ſchönen Bilde zu finden, deſſen ich verhin erwähnte. — Ich ſelbſt hatte immer den Stand der Krieger hochgehalten; warum hätte ich anſtehen ſollen, ihn zu erwählen und meinem Bruder das wahrſcheinliche Erbrecht unſres Stammes zu übertragen? — Ich weiß, mein Tod wird meinen Vater betrüben; der meines Bruders würde ihn in Verzweiflung ſtürzen.

Ein ſiegendes Lächeln leuchtete bei dieſen Worten über ſeine bleichen Züge auf; dann blickte er wieder wie in Erinnerung verſunken vor ſich hin, und das Gewölk einer ſtillen Schwermuth zog ſich noch ſchattender um das Mondlicht ſeiner ſchönen, ſanftdunkeln Augen, aus denen Treu und Güte nur immer unverkennbarer ſprachen. Klotilde betrachtete ihn mit beklommener Theilnahme und unverſehens ſtürzten einige Thränen aus ihren langen ſeidnen Wimpern nieder, die ſie vergeblich, ſchnell aufſtehend, zu verbergen

ſtrebte; das Auge des eben aufblickenden Wilhelm hatte ſie erreicht. —

Die lebhafte, aber zartſinnige Cäcilie hatte den Fehlgriff wohl bemerkt, den ſie durch vorſchnelles Berühren einer Saite gethan hatte, die erſchütternd in dem Gemüth des noch ſo ſehr Entkräfteten antönen konnte; auch ſie war gerührt durch den Blick, den man bei ſeinen anſpruchloſen Worten in die Welt ſeines edeln Innern hatte thun können, und ſuchte nun mit aller der anmuthigen Gewandtheit, welche ihr eigen war, ihren Fehler zu verbeſſern und eine frohere Stimmung für ihn herbeizuführen, ehe ihn die Schweſtern der nothwendigen Ruhe überließen; ihr Beſtreben glückte, doch mehr als dies, ſchienen die Tropfen reinen Thaus auf ihn zu wirken, die aus Klotildens himmelblauen Augen gefallen waren.

Mit jedem Tage entfaltete ſich die Trefflichkeit dieſes Gemüthes mehr, mit jedem Tage wuchs Klotildens ſtille Liebe für ihn. Und unverkennbar ſchien auch ſein Herz ſich zu der Holden hinzuneigen.

Ein Umſtand machte das Verhältniß unter ihnen noch rührender. Schon lang hatte die Schweſtern die Aehnlichkeit beſchäftigt, die ſie mit jenem ſchönen Bilde haben ſollten; in einer vertrauten Stunde, wo ſie Alle faſt in geſchwiſterlicher Einigkeit zuſammen waren, nannte Wilhelm den Namen: Iſidora, als den des Originals jenes Bildes; die Schweſtern faßten ihn als den ihrer Mutter auf und es enthüllte ſich, daß eben ſie die nie vergeßne Jugendgeliebte von Hohenau's Vater war, der ſo wie er den Namen Wilhelm führte, und daher bei ſeiner Nennung

die ſchlummernde Erinnerung aus Cäciliens und Klotildens Kindheitsjahren geweckt hatte.

Es lag etwas Rührendes in dieſem Zuſammentreffen, daß die Kinder zweier Menſchen, die ſich ſo innig und unwandelbar geliebt hatten, jetzt wie liebende Geſchwiſter zuſammen waren. Und auf Wilhelm ſchien ſich das Gefühl ſeines Vaters fortgeerbt zu haben; als Kind ſchon hatte ihn die Nähe jenes Bildes mit dunkelm Zauber angezogen, und wie viel mächtiger nahm ihn der lebende Abdruck jener Vollkommenheit in der holdſeligen Klotilde ein, die mehr noch als die Schweſter die volle Aehnlichkeit der Mutter trug.

O ſelig! — rief Klotilde wohl zuweilen in verſchwiegener Stille, in ſchüchtern kühnen Träumen ihrer Liebe — ſelig, wenn es mir vergönnt wäre, die Schuld meiner Mutter an dem Sohne des liebenswürdigen Verſchmähten wieder gut zu machen!

Auch ihre Verwandten theilten dieſen ihren heilig verſchwiegenen Wunſch; der Freiherr ſchwärmte in dem Gedanken, den theuern Retter ſeines Lebens als Bruder umarmen zu können; Cäcilie glaubte, mit dem Scharfblick ihres Geſchlechts in ſolchen Angelegenheiten, bemerkt zu haben, daß nicht blos die entbehrte Liebe ſeines Vaters, daß auch der Kummer über das abgewandte Herz einer Geliebten die Urſache ſeiner verſchatteten Jugend ſey; und nur noch entzückender machte dies für Klotilden den Gedanken, ihm ihre Liebe weihen zu dürfen; denn was iſt reizender für ein edles weibliches Herz, als dem geliebten Gegenſtande unverdiente Leiden vergüten zu können? vorzüglich Undank einer Frühergeliebten. — —

Doch eine zarte Gewiſſenhaftigkeit ſchien den achtungswerthen Fremdling von einer Erklärung ſeiner Gefühle gegen Klotilden abzuhalten; er ſchien es für Unrecht anzuſehen, das Schickſal eines liebenswürdigen Mädchens an das unſichre, halb dem Tode verfallene Loos des Kriegers zu binden. Klotilde ſang dann wohl halb leiſe in ihrem einſamen Gemach die letzten Strophen des Wechſelgeſanges eines ſcheidenden Kriegers und ſeines Mädchens:

„Des Kriegers Loos kennt nimmer Ruh,
Ihn treibt ſein hart Geſchick;
Drum — ſüßes ſchönes Mädchen du,
Nimm Herz und Schwur zurück!“

Ach, Lieber! kann des Stromes Fluth
Zurück zur Quelle fliehn?
Ein Herz, in dem dein Bildniß ruht,
Wann hört' es auf zu glühn?

Nein, gönnt nur ſo von Ruh und Schmerz
Die Wahl mir das Geſchick:
So bleibe mein des Kriegers Herz
Und mein ſein wankend Glück!

— Und nur zu bald ſchlug auch die Stunde des Abſchieds für die Stillliebenden! Noch ehe Wilhelms jugendliche Kraft ſich völlig hatte erholen können, erging Befehl von dem oberſten Feldherrn, daß die Geneſenden ſich wieder zu dem Hauptheer ſammeln ſollten. — Wilhelm ſchied mit zerreißendem, doch ſtummem Schmerz. —

Kaum blickten noch die erſten Schneeglöckchen über den ſtarren Grund empor, und boten doch ihr zartes Leben in

reiner Unschuld der eisigen Luft. Klotilde meinte in ihnen das Bild ihres nur halb genesenen Lieblings zu sehen; und wenn sie in dem noch öden Garten eine der zarten schneeweißen Knospen von den noch eingefallenen Fröſten erſtorben fand, ſo meinte ſie darin ein Vorzeichen zu finden, daß bald auch er in den wiederaufbrauſenden Stürmen des Kriegs erliegen werde.

Doch nur im Stillen hing ſie ihrer Trauer nach; ihr Schwager und Cäcilie ſchienen verletzt durch das Schweigen des Scheidenden über einen Gegenſtand, von dem ſie ſich ſo zuverläſſige Hoffnungen gemacht hatten. Nur Klotilde liebte zu wahr, als daß ſie irgend einer Regung beleidigten Stolzes hätte Raum geben ſollen, und ihr Herz errieth das Schweigen des ſeinigen.

Er hatte verſprechen, oft Nachricht von ſich zu geben; allein die von neuem ausbrechenden kriegeriſchen Unruhen verhinderten die Ankunft der Briefe. Mit nur noch größerer Erbitterung begannen die Feindſeligkeiten wieder, ſo wie der Frühling hold wieder über die Schneegefilde glänzte. Tief ergriff es Klotilden, als ihre Schweſter einſt in theilnehmenden Betrachtungen über die gegenwärtige Zeit ihr und ihrem Gatten die nachfolgende Stelle las:

Schon ſo lang bedeckt der Leichenſchleier
Kalten Schnees Gebirg und Wald und Flur;
Bring', o Lenz, mit deinem Sonnenfeuer
Lebensgluth der ſtarrenden Natur!

Aber wie? dein erſtes Sonnenlächeln
Wird die Zwietracht wecken, die entſchlief?

Deine Weſte werden lindernd fächeln
Ueber Heldengräber kalt und tief?

Mit der Röthe deiner Morgengluthen
Wird ein andres Roth die Erde ſehn?
Auf dem Grab der Schönen und der Guten
Wirſt du deinen Blüthenſchmuck erhöhn?

Arme Mutter! ſieh den Preis der Mühen!
Preis ſo mancher ſchlummerloſen Nacht!
Ach, die ſchwergepflegten Früchte blühen
Blutig hier im grauſen Feld der Schlacht!

Wie ſo warm den holden Freund zu grüßen,
Blickſt du, Mädchen, von den fernen Höhn?
Ach, du wirſt auf Erden nie die ſüßen,
Seelenvollen Augen wiederſehn!

Hier in Strömen fließt das ſchöne Leben!
Was vielleicht des Himmels Seligkeit
Manchem dunkeln Erdentraum gegeben,
Hat ſich hier der blut'ge Tod geweiht.

Mitleidig blickte Cäcilie auf Klotilden, die das Zimmer verließ und in einem Streme von Thränen ihrem gepreßten Herzen Luft machte. Wie oft wünſchte ſie jetzt den Winter zurück! Seine brauſenden Stürme hatten ihr ſtilles Lieben nicht geſtört. In jeder jener großen blutigen Schlachten glaubte ſie auch das Blut des Geliebten gefloſſen; denn ſo gewiß glaubt die Liebe den Pfeil der Gefahr nur ſtets für ihr Theuerſtes geſchärft.

Jahre gingen hin; Klotilde ſuchte ſich an dem Glück

ihrer guten Verwandten zu freuen, und, um dies nicht zu ſtören, jede Aeußerung ihres geheim fortlebenden Schmerzes zu unterdrücken. Auch Cäcilie und ihr Gatte gaben endlich der weisſagenden Ahndung von Wilhelms Tode Glauben, als ſie erfuhren, daß ihn ſein dunkles Kriegsgeſchick in das mörderiſche Spanien geführt habe, aus welchem ſchon ſo mancher Tapfre den Heimweg nicht gefunden hatte.

Der letzte Friede ward endlich geſchloſſen, nach ſchauderhaftem Völkerkampfe. Durch alle Gauen Deutſchlands wirbelte der Jubel des Siegs; doch miſchte ſich auch manche Thräne in den perlenden Freudenwein. — Eine leiſe Hoffnung hatte ſich bis dahin noch immer in Klotildens, wie in dem Herzen ihrer Verwandten geregt, die eine lebhaftere Theilnahme für ihr Schickſal und für das Wiederfinden des werthen Fremdlings hatten, als ſie ihr ſelbſt zu zeigen wagten, aus der wohl ſehr irrigen Meinung, daß ſie dadurch ihre Betrübniß mehren würden; da doch bezeigte Liebe das einzige Mittel iſt, den Schmerz über entbehrte abzuſtumpfen. —

Jetzt, wo der Schluß des Friedens noch manche Gefangengeweſene in die Arme der Ihrigen zurückführte, dachte man wohl, daß auch Wilhelm unter dieſer Anzahl ſeyn könne. Allein umſonſt! Von nah und fern kamen Vermißte zu ihren trauernden Verlaßnen wieder; — nur von Wilhelm ward weiter keine Spur geſehen.

Um dieſe Zeit erforderte Cäciliens Geſundheit eine Reiſe in die Bäder von Wisbaden, die ihr die Aerzte angerathen hatten. Ihr Gemahl war durch die Pflichten ſeines Amts an ſeine Provinz gefeſſelt, und ſo reiſte ſie, begün-

ſtigt von der ſchönſten Jahreszeit, nur in Begleitung ihrer Schweſter dahin ab.

Die Reiſe ging größtentheils durch die vorzüglichſten deutſchen Gegenden. Eines Mittags kamen ſie in ein reizendes Thal, das beide Schweſtern mit gleichem Zauber anzuziehen ſchien. Ein herrlicher Fluß glänzte in geringer Entfernung zwiſchen maleriſchen, wechſelnd mit Wald und Reben bekränzten Bergen hindurch; — und aus allen Dörfern des Thals erhob ſich jetzt ein feierliches Glockengeläut, ob es gleich nur ein einfacher Wochentag war. Von Rührung überraſcht, fragten die Damen ihren Führer, was dieſer Glockenklang bedeute, und auf welchem Gebiet ſie ſich befänden?

Man feiert wohl das Friedensfeſt! — verſetzte dieſer. — Wir ſind auf Badener Grund — und das dort iſt der Neckar! — — Klotilde meinte dies am Schlagen ihres Herzens gefühlt zu haben. —

Sie kamen in ein ſchönes Dorf, wo ſie in der reinlichen Herberge einen Aufenthalt und ein Mittagsmahl fanden, das ihre Erwartung bei weitem übertraf. Es war gegründet, daß man das Friedensfeſt beging; Alles hatte ein feierliches Anſehn: die Häuſer waren mit grünen Zweigen geziert; die Landleute kamen geſchmückt aus der Kirche; Manchen ſah man es freilich an den verweinten Augen an, daß ſie das Feſt mit theuern Opfern erkauft hatten.

Die Schweſtern hatten auf der Durchreiſe nur einen kleinen Theil des Badener Gebiets berührt, und ſollten in der Stadt eines angrenzenden Staats übernachten. Wie wär' es, — ſagte Cäcilie, die den geheimen Wunſch ihrer Schweſter errieth — wenn wir das Friedensfeſt heut' hier

mit begingen und die Nacht auf dem vaterländiſchen Boden unſers betrauerten Freundes zubrächten?

Klotilde fiel ihrer Schweſter um den Hals, zum ſprechendſten Beweiſe ihrer Dankbarkeit. Beide beſchloſſen, nach dem Mittagsmahl einen Spaziergang zu machen. Sie hatten im Vorüberfahren zur Seite des Dorfs ein Schloß liegen ſehen, das unbewohnt ſtand und deſſen romantiſches Anſehn mit dem daran ſtoßenden reichſchattigen Garten ihre Blicke auf ſich gezogen hatte. Laß uns — ſagte Cäcilie — die ſchwülſten Stunden der Mittagshitze in den wehenden Schatten jenes Gartens zubringen! Nimm deine Guitarre mit, meine Klotilde, und laß uns das heutige Feſt auf unſre Weiſe feiern!

Freundlich einwilligend, ging Klotilde mit der theuern Schweſter der ſtillen Gegend zu. Im Wirthshauſe war ſo viel Beſchäftigung wegen der auf den Nachmittag zu bewirthenden Trink- und Tanz-Geſellſchaft, daß Alles hin und wieder lief und man die Fragen der Fremden nur abgebrochen in höflicher Eilfertigkeit beantwortet hatte. —

Sie wandelten ganz allein Arm in Arm dem Ziel ihrer Wallfahrt zu, und ergötzten ſich, vor dem Schloſſe ſtehend, an ſeinem ungewöhnlichen Anblick.

Das Schloß ſelbſt ſchien erſt in neuern Zeiten wiederaufgebaut und hatte etwas Palaſtartiges der ſpätern Jahrhunderte, mit ſeinem von breiten Steinplatten belegten, mit zierlichem eiſernen Gitterther verſchloßnen Vorhof; aber ein altergrauer Rittertburm ſchien noch gleich einem Vorgebirge aus der Nacht der Vergangenheit heraufzuragen. Eine Gruppe ſchlanker, hoher Pappeln wiegte ſich im Kreiſe um ihn; ſie ſchie-

nen mit ſeiner Rieſenhöhe wetteifern zu wollen; allein er hob ſich, unerreicht von ihnen, in ernſter, ſchauerlicher Majeſtät empor und blickte auf das unterworfne Thal.

Die Schweſtern gingen durch das unverſchloßne Gitterthor in den einſamen Vorhof; allein die Thüren des Gebäudes waren verſchloſſen, da der alte Verwalter, welcher es jetzt bewohnte, ausgegangen war. Das Gras, das zwiſchen den breiten Steinplatten hervorſproßte, das wilde Strauchwerk, das den ſchönen Brunnen des Hofs beſchattete, Alles zeigte, wie lang die Stätte unbewohnt geſtanden hatte. — Aber als ſie jetzt in den anſtoßenden Garten traten, da leuchteten ihnen die Farben der Blumen in voller wohlgepflegter Pracht entgegen, und Balſamdüfte der edelſten Blumenarten umwogten ſie von allen Seiten her. — Der Gärtner, ein alter treuer Diener, der jetzt ein kleines benachbartes Haus bewohnte, hatte aus Anhänglichkeit gegen ſeine Herrſchaft die Gartenpflege fortgeſetzt. Auch er war jetzt abweſend zu dem Friedensfeſte, und die Fremden traten ganz ungeſtört in dieſe blühende Einſamkeit.

Der Garten war fantaſienreich in verſchiedene Blumengebiete, gleich als in einzelne Gärten abgetheilt, die bald erhöht, bald vertieft lagen, durch kleine Treppen verbunden und anmuthig mit Lauben und Bäumen geſchmückt waren.

Eins dieſer Blumenſtücke zog ſie vorzüglich an, in welches ſie erſt durch mehrere andre kamen und das überraſchend wieder an den großen Thurm mit ſeiner flüſternden Pappelgruppe ſtieß. Die tiefſte Einſamkeit herrſchte hier, und dieſe Auswahl des ganzen Blumenflors ſchien, an dieſem Orte in vorzüglicher Pracht vereint, in wunderbar deutſamem Abſtand

gegen die alte düstere Trümmer der Vergangenheit. Eine Laube, wo Geisblatt und Jasmin ihre süßberauschenden Düfte mischten, von langwallendem Lycium überhangen, das seine niederfließenden Locken mit blauen Blüthen schmückt, öffnete gerade dem Thurme gegenüber ihren dunkeln Schooß. Die Schwestern nahmen Platz darin und freuten sich des ehrwürdigen Anblicks des alten romantisch umgrünten Gemäuers; ein schwarzes Eisengitter an dieser Seite des Thurms mit goldner Verzierung und Inschrift hatte ihnen verrathen, daß hier das Erbbegräbniß des Geschlechts sey, und dieser Thurm, den einst heldenmüthige Väter aufgeführt hatten, schien noch treu über der Asche ihrer Kinder zu wachen.

O hier, meine Klotilde, — rief Cäcilie — hier im Angesicht dieses ernsten Denkmals, sing' uns etwas aus deiner dichterischen Seele, zur Feier des heutigen Tages!

Gehorchend stimmte Klotilde ihr Saitenspiel, und sang das nachstehende Lied, das sich gleich einem Schwan über die stille Einsamkeit erhob:

Ueber schweigende Gefilde
Tönt der hohe Lobgesang;
Still am Boden Helm und Schilde,
Tief verstummt der Schlachten Klang.

Hoch und heilig steigt die Feier,
Säuselt durch die stille Luft,
Schwebt zum Thron der Gottheit freier,
Siegend über Tod und Gruft.

Jetzt in dämmernd weicher Hülle
Liegt die Flur, das Feld der Wuth,

Wo in tiefer Schlummerſtille
Mancher edle Kämpfer ruht.

Nicht um leichten Preis geſchloſſen
Ward der Abgrund der Gefahr;
Blut und Thränen ſind gefloſſen
Auf dem eiſernen Altar!

Aus dem Blute ſprießen Palmen,
Palmen, die zum Himmel wehn,
Wo im Chor der Siegespſalmen
Die verklärten Helden ſtehn. —

Bei dem lauten Jubel ſchweige
Du, zerrißner Sehnſucht Schmerz!
Steige mit den Palmen, ſteige
Auf zum Himmel, armes Herz! —

Hoch und heilig tönt die Feier;
Auf geliebter Todten Gruft
Ruhe, weicher Nebelſchleier,
Bis die große Feier ruft.

Auch Cäcilie war tief bewegt. — Sie kehrten zu der Herberge zurück, vor deren grünumlaubtem Eingange jetzt ſchon einige der ältern Landleute bei der Kanne verſammelt waren, während das junge Volk in einiger Entfernung unter der Ulme des Dorfes tanzte. — Die Alten ſtanden ehrerbietig auf bei Annäherung der fremden Herrſchaften, und Cäcilie erkundigte ſich bei ihnen nach den Beſitzern dieſes ſo ſchönen und doch wüſten Schloſſes.

Ach, gnädige Frau, — erwiederte ein ehrwürdiger alter Mann, der Schulze des Dorfes — unſer Herr, ſo wie ſeine

beiden Söhne, iſt ſchon lange nicht mehr hier. Der alte Herr von Hohenau — —

Von Hohenau? — wiederholten beide Schweſtern und ſahen einander an; Klotilde wechſelnd erröthend und erbleichend. —

— Der alte Herr — fuhr der Landmann fort — iſt lang ſchon fortgezogen zu dem jüngſten Herrn, der in der Hauptſtadt verheirathet iſt und über den Herrn Vater erſtaunlich viel Gewalt hat. — Es ſoll unſerm Herrn hier ſo einſam geworden ſeyn, ſeit der älteſte junge Herr weg iſt. — —

Und wo iſt dieſer? — fragte Cäcilie.

Der iſt in Spanien an ſeinen Wunden geſtorben, — erwiederte der Landmann. — Ja, wenn der noch lebte! der gute Junker Wilhelm! der war gleichſam der Schutzengel der ganzen Gegend!

Bei dem Namen Wilhelm wandten ſich alle die Uebrigen der Geſellſchaft, die vorher nicht auf das Geſpräch geachtet hatten, herum, und riefen lebhaft und gerührt: Ja, bei Gott, das war er! Segen und Friede ſeiner Seele!!

Laßt uns ſein Wohl trinken! — rief Einer, das Glas emporhebend. — Noch dort in die himmliſche Seligkeit mag ihm der Segen unſers Danks folgen!

Und Alle ſtießen klingend an. Einige Jünglinge, durch die ungewöhnliche Bewegung aufmerkſam gemacht, waren hinzugetreten; als ſie hörten, wovon die Rede war, vergaßen ſie ihre Tänzerinnen, tranken auch feurig das begeiſterte Lebehoch und miſchten ſich in das Geſpräch. — Die

ſchönſte Todtenfeier eines Entſchwebten, die Segenswünſche dankbarer Seelen!

Kletilde hatte ſich bei dem entſchiednen Bericht des Alten über das Endſchickſal des guten Wilhelms leichenblaß zurückgelehnt. Das Schrecklichſte, ſo ſicher wir es auch geahndet hatten, wird doch noch ſchrecklicher, wenn es uns erſt in ganzer furchtbarer Gewißheit entgegentritt. — Cäcilie ſagte den Landleuten, daß ſie den achtungswürdigen Verſtorbenen ſehr nah gekannt, und entfernte ſich dann in höchſter Beklemmenheit mit ihrer Schweſter, auf deren Gemüth ſie den Eindruck dieſer großen erſchütternden Scene fürchtete.

Beim Weggehn ſagte noch der Schulze zu Cäcilien: Wenn Sie etwas recht Ausführliches von unſrer Herrſchaft hören wollen, gnädige Frau, ſo laſſen Sie den Jäger Frankheim vor ſich kommen, der lange Jahre auf dem Schloſſe als Jäger in Dienſten geſtanden hat, ehe er ſeine jetzige Stelle in dem benachbarten Dorfe erhielt. — Er wird dieſen Nachmittag auch zu dem Feſte herüberkommen.

Cäcilie dankte für den Wink und begab ſich mit ihrer Schweſter auf ihr Zimmer.

Kletilde gehörte zu den ſtillen, über ſich ſelbſt Gewalt ausübenden Seelen, die der erſte Schlag gleichſam nur betäubend trifft, die ſich keine gewaltſame Aeußerung ihres Gefühls geſtatten, indeß in ihrem Innern der Schmerz unheilbar und unſterblich fortglüht. — Sie rang nach Faſſung, um die Ruhe der beſten Schweſter nicht zu trüben: ſie bat ſelbſt den Jäger kommen zu laſſen, um von ihm noch genauere Nachricht über den theuern Verſtorbenen zu

erhalten. — Denn wenn die Gewißheit, daß das geliebteste Leben auf dieser Welt für sie erloschen sey, sie schmerzlich niederschlug, so erhob es sie dagegen wieder, ihr frommes stilles Lieben so herrlich gerechtfertigt zu sehen, das nun in das Land über den Sternen verwiesen war. —

Der Jäger kam, trat ein, auf Cäciliens Veranstaltung. Es schien ein biedrer, treuherziger Mann, dessen Haare sich schon mit Reif zu decken begannen. Cäcilie entschuldigte, daß sie ihn bemühe. Ach, gnädige Frau, — versetzte er — Sie wünschen noch Etwas von unserm guten jungen Herrn, von Wilhelm zu hören, und mir ist es eine Wenne, von dem zu sprechen, wovon mir das Herz voll ist! — Der Engel ist nun längst bei Gott, — fügte er hinzu, und Thränen traten in seine Augen — aber gekannt hab' ich ihn, als er noch auf Erden lebte, wie vielleicht Keiner! Seit die Kinder geboren sind, bin ich in Dienst auf dem Schlosse gewesen; und unser Eins beobachtet da Manches, was man nicht ändern kann und was Einem doch das Herz zersprengen möchte. — Ich will damit nicht sagen, als ob der andre junge Herr nicht auch gut wäre; es kann Niemand über ihn klagen; es that Einem nur so weh, daß er so ganz erstaunend vorgezogen ward. Immer hieß es nur: der schöne Bodo! weil dieser freilich wie ein Wachsbildchen aussah. — Auch wenn Gäste da waren, so war des Lobens und Liebkosens kein Ende. An Wilhelm dachte kein Mensch. — Es kränkt mich jetzt manchmal, wenn ich bedenke: der arme junge Herr hat nun so früh aus der Welt scheiden müssen und auf so schmerzhafte Weise, und hat doch selbst in seinen Kinderjahren so gar keine Freude gehabt!

Aber sein Vater — fiel Cäcilie ein — wie konnte denn ein rechtschaffner Mann so ungerecht seyn?

Ach, gnädige Frau, — versetzte Jener — das hat nun manchmal auch so seine Ursachen. — Der gnädige Herr war gut, allein es fell ihm in seinen frühern Wünschen auch nicht nach Sinne gegangen seyn; und wie es denn nun so geht, er war in seiner Ehe und in seinem ganzen Leben dann nicht glücklich; nichts stand ihm auf dem rechten Flecke. Die gnädige Frau starb bald; an Bodo allein hatte er noch einige Freude; der sollte einer schönen Dame ähnlich sehen, deren Bild im großen Saale hing. — Ja, lieber Gott! Nun aber wuchs nicht Wilhelm auch zu einem stattlichen jungen Herrn herauf?

Durch das viele Loben und Schmeicheln war nun Bodo — mit Vergunst zu sagen — so eigensinnig und eitel geworden, daß Wilhelm in allem nur Möglichen nachgeben mußte, ob er gleich um zwei Jahre älter war, als Bodo. Was aber das Bewundernswertheste war, daß es dazu gar keines Zwangs bedurfte, sondern daß Wilhelm stets freiwillig und mit größter Freude Alles hingab, was sein Bruder verlangte, in Allem nachstand, wo es ein Vergnügen galt, und überhaupt beinahe mit eben so unbegrenzter Liebe an dem Bruder hing, als der Vater selbst! Auch nicht die kleinste Spur von Neid war da zu sehen; wie ein Engel lächelte Wilhelm, wenn sein Bruder gelobt und vergezogen ward! — Ich kann ihn gar nicht vergessen! — sagte der alte Mann, indem er sich abwandte und die Augen trocknete. —

Wenn Jemand in der ganzen Dienerschaft — fuhr er fort — irgend Etwas versehn hatte, so wandten wir uns an

den guten Wilhelm, der dann verbat oder wohl gar den Fehler auf ſich nahm. So handelte er auch in ſpätern Jahren gegen die Unterthanen der zugehörigen Gemeinden. Alles freute ſich darauf, daß er, als der Aelteſte, das Gut bald übernehmen werde; als bei Gelegenheit der Aufforderung zum Kriege ein ſchwerer Kampf für das beſte Herz auf der Welt entſtand. Nicht daß ihm der Waffenſtand entgegengeweſen wäre, ſondern nur die Erfahrungen, die er bei dieſer Gelegenheit machte, waren ſo traurig; er ſah zu deutlich, wie ſehr ſein Vater ſeinen Bruder vorzog, auch da, wo es Tod und Leben galt. Als es nemlich die Umſtände erfordert hätten, daß Bodo einige Zeit lang die Waffen trage, wie froh war da der gnädige Herr, als Wilhelm ſich bereit erklärte, für ihn in den Krieg zu gehen! — Das brach ihm wohl das Herz. — Dann kam noch Etwas hinzu, was ihm gewiß auch einen tödtlichen Streich verſetzt hat. Während ſeiner Univerſitätsjahre hatte er ein Fräulein aus der Hauptſtadt kennen lernen, die ihm ſehr lieb ſeyn mochte; — unterdeſſen war auch Bodo nach der Hauptſtadt gekommen, und wie ſich der nun allenthalben geltend zu machen wußte, ſo hatte er auch in ihren Augen den Vorzug erhalten. — Bodo feierte die Verlobung mit dem Fräulein; Wilhelm ging in den Krieg, — ach, in den Tod!

Bodo hat ſich nun mit der glänzenden Braut vermählt, und ob er gleich auch der Beſitzer von den Erbrechten des armen Wilhelms ſeyn ſoll, ſo hat ihn doch ſeine prachtliebende Gemahlin vermocht, mit ihr in der Reſidenz zu leben, wo ſie ein großes Haus machen. Dem alten Herrn, dem nun wohl ſein Gewiſſen Vorwürfe machen mag, iſt es

hier auf dem Schlosse zu einsam und schauerlich geworden, er ist auch zu der jungen Herrschaft in die Stadt gezogen, wo aber weder er noch Bode ein sehr glückliches Loos haben mögen; denn in der jungen gnädigen Frau, die, im Vertrauen gesagt, sehr hoffärtig und gebieterisch seyn soll, scheint ihnen der Himmel ihre Strafe zugetheilt zu haben, — wiewohl wir nicht richten sollen! — Was den guten Wilhelm betrifft, so ist nach Spanien geschrieben worden, vorzüglich auf Andrang der Gemeinden, daß, wenn es irgend möglich, sein Leichnam noch hereingebracht und in dem Erbbegräbniß beigesetzt werden soll. — Daß er nur wenigstens Ruhe noch bei uns findet, wo er kein Glück gefunden hat! —

Thränen waren das Ende dieser Erzählung, die unverhehlt von drei guten Menschen vergessen wurden, welche nur an Stand, nicht an Gefühl verschieden waren. —

Mit Achtungsbeweisen entließen die Schwestern den biedern Jäger, dessen treuherziger Bericht Klotildens liebende Begeisterung nur noch mehr entflammte. — Standhaft hatte sie seine angreifende Erzählung ausgehört; als aber während und nach der Abendmahlzeit — die für Klotilden nicht da war — der gesprächige Wirth abwechselnd mit seiner Gattin hereintrat und Cäcilie sich mit ihnen in Gespräche einließ über die hiesige Landesart, die Wirthschaft und dergleichen, weil sie dadurch den Trübsinn ihrer Schwester zu zerstreuen hoffte, da war es Klotilden, als ob dies Zurücktreten in das gewöhnliche Leben ihr die Brust zersprengen wollte, und sie schlich sich leise hinaus. Durch eine Hinterthür ins Freie gelangend, flog sie noch einmal dem

lieblich einſamen Garten zu, der jetzt im zauberiſchen Mondesglanze lichtfeiernd ruhte. Sie fühlte jetzt erſt, zu ſich kommend, wie ſchreckend öd und todt das lange Leben vor ihr liege, und wie ihr der leiſe Gedanke doch eigentlich nah geweſen war, den noch einſt wiederzuſehen, von deſſen Trefflichkeit ihr Herz ſchon längſt geſprochen hatte! — Ach, Hoffnung iſt die liſtigſte von allen dem Menſchen gebietenden Gewalten! ſie weiß ſich ſo verſtohlen in das Herz zu ſchleichen und ſo geheim darin verſteckt zu halten, wenn ſie der Menſch ſchon längſt entwichen glaubt, und wenn ſie endlich doch einer grauſamen Wahrheit weichen muß, ſo reißt das Herz nur unter heftigem Bluten ſich von ihr los.

O Gott, — rief Klotilde, als ſie jetzt auf dem Blumenſtück zunächſt dem Thurme angelangt war und ihr das ſchwarze Eiſengitter des Erbbegräbniſſes dunkel entgegenſah, wo vielleicht bald der Staub des armen Wilhelms die Ruhe bei ſeinen Vätern finden ſollte — (während die duftaushauchenden Blumenfelder im Mondlicht glänzten) — o mein Gott, gib mir Kraft, das Leben zu ertragen! — rief ſie, indem ſie ſich unweit dem Eiſengitter auf die Kniee warf, und die Hände emporgefaltet, ihr ſchwärmeriſches Auge auf den Eingang des Begräbniſſes richtete.

Lebend hab ich's ihm verſchwiegen,
Jetzt vernehm' es ſeine Gruft!

ſagte ſie halb leiſe vor ſich hin, bis der überwältigende Schmerz lauter ward, welcher die Außenwelt um ſich vergaß. O, Wilhelm! — rief ſie, Herz und Blick zu dem lichtverklärten Himmel emporrichtend, — du edelſter von allen Menſchen! hörſt du die Stimme meines Schmerzes nicht mehr?

Dort von deinen lichten Sphären
Blicke mitleidsvoll auf mich!
Laß mich unter tausend Zähren
Dir gestehn, ich liebte dich!

Ihre thränendunkeln Augen kehrten jetzt aus den Gefilden des Himmels in die Gegend des Begräbnisses zurück — und — mit einem Schauer der Andacht wird sie dort im zartduftigen Mondlicht eine helle, leiswallende Geistergestalt gewahr. — O wär' es Wilhelms Geist! — war da ihr erster Gedanke — und käm' er, um auch mir zu seiner dunkeln Ruhestatt zu winken!

Aber die hohe, geistige Gestalt trat jetzt in voller verklärender Beleuchtung unter den Pappeln hervor, — und — nicht sein Geist — lebend und liebend stand — Wilhelm selbst vor ihr! —

Durch ein nicht ungewöhnliches trauriges Kriegsgeschick länger, verwundet, in der Gefangenschaft zurückgeblieben, war er jetzt eben erst zurückgekehrt, hatte seinen Vater überraschen wollen, und war durch den Anblick der holden weißen Gestalt gefesselt worden, in welcher er bald Klotilden erkannte.

Zweifelnd, entzückt vernahm er das Geständniß der feurigen Liebe, welches die liebliche Schwärmerin nur einem Todten zu weihen glaubte, sie, deren Bild er längst in tiefer Brust getragen hatte.

Klotilde! — rief er — himmlische Klotilde! — Die Einsamkeit, die Erweichung durch den Schmerz, Alles begünstigte den seligen Verlobungsbund, bei welchem reine Mondesstrahlen die überirdischen Zeugen waren, Blumen

mit Ambraduft den Tempel ſchmückten und Nachtigallen ihren Chorgeſang aus den feiernden Zweigen ſangen. —

Auch Cäcilie, die ihre Schweſter mit Unruhe vermißt und hier vermuthet hatte, trat in das mondlich verklärte Eden ein. — Ihre freudige Ueberraſchung bedarf keiner Schilderung, ſo wenig, als der Jubel aller der Treuen, die ihren edeln Herrn ſo heiß betrauert hatten, als er nun, ein Wiederauferſtandner, in ihre Mitte trat.

Auch Wilhelms Vater, zu welchem ſie reiſten, hatte ſeit vielen Jahren die erſte Freude wieder, als er die Töchter ſeiner unvergeßlichen Freundin ſah; und ſeinen Wilhelm, welchem ſein Bewußtſeyn ohnedem ſchon längſt hatte Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, mußte er ja ſchon um der Sympathie willen lieben, mit der er ihm in Klotilden eine liebe Tochter zuführte. Er lebte künftig bei ihr und dem von Gott beſchützten Wilhelm, auf dem ſchönen, nun nicht mehr öden Schloſſe, und ſein Herz verjüngte ſich an dem holden, lebenden Abbild ſeiner Jugendgeliebten.

III.

Die Grabmäler.

Glaubensfestigkeit.

Ein einfaches Grabmal erhebt sich in der Kirche zu Wilsdruff, eines Städtchens einige Stunden von Dresden, dessen alterthümliche Verzierung seinen Ursprung aus einem der vorigen Jahrhunderte bezeichnet. Ein unerschrockner Bekenner seiner heiligen Ueberzeugungen hat dort die Ruhe gefunden, die man ihm auf dem Boden seines Vaterlandes versagte.

Dies sein Vaterland war Böhmen, und sein Name: Uslar von Kranzberg, geachteten und verehrten Andenkens in den Seelen seiner ihn überlebenden Glaubensgenossen.

Aus jenem Lande war der heldenmüthige, aber unglückliche Johann Huß entsprungen. Er hatte einen martervollen Tod dem Widerrufe einer Lehre vorgezogen, welche er heilbringend für die Menschheit hielt. Aus den Flammen seines Scheiterhaufens erhob sich hundert Jahre darauf, dem Phönix gleich, ein Schwan, der glücklicher, als sein sich selbst opfernder Vorgänger, seine Lehre siegreich durch einen großen Theil der Länder Europa's verbreitete. Allein das Feuer eben jener Flammen theilte sich auch heiß und begeisternd den Herzen der Anhänger jenes heldenmüthigen Märtyrers mit,

und in den Schrecknissen, welche der nachherige Hussitenkrieg über Böhmen und mehrere Länder verbreitete, zeigten sich Beispiele einer Selbstvergessenheit und Aufopferung irdischer Vortheile, deren sehr viele der Vergessenheit entrissen zu werden verdienen. Eins davon giebt denn jenes einfache Grabmal.

Aus einem edeln Geschlecht Böhmens entstammt, war Uslar von Kranzberg von der Vorsicht mit einem vorzüglich reichen Antheil irdischer Glücksgüter begabt worden. In den schönsten Gegenden Böhmens besaß er drei stattliche Schlösser und ein prächtiges Haus in der Stadt Prag, wo man ihn seiner Einsicht und seiner unbestechlichen Rechtlichkeit wegen zum Burgemeister ernannt hatte. Alle diese Vortheile wurden indeß keine Bande für seinen freien aufstrebenden Geist; seiner Ueberzeugung nach ein eifriger Anhänger der neuen Lehre, wußte er wohl, daß er sich durch deren ungescheute Bekennung der Gefahr aussetzte, alle jene reizenden Güter zu verlieren; allein wie hätte ihn das abhalten sollen, die Sache feurig zu vertheidigen, die er einmal für recht erkannt hatte und die eben damals in Gefahr stand zu unterliegen? Unerschrocken bekannte er sich zu seinem Glauben durch Wort und That.

Eine verhängnißvolle Zeit ging dahin; dumpfe Gewitterschwüle drückte auf den Häuptern der Verfolgten.

Eine heitre stille Winternacht hatte einst ihre Ruh über das schöne hochthürmige Prag verbreitet; auch Uslar war, von manchen Sorgen ermüdet, in einen ruhigen Schlaf gesunken. Mit einem Mal erweckte ihn ein schauriges Getös; rauhe Tritte näherten sich seinem Lager; noch rauhere Stim-

men schallten dazwischen, und er erkannte beim dämmernd einbrechenden Mondlichte eine bewaffnete Schaar, welche schon seine ebenfalls schlafenden Diener überrascht und gefangen genommen hatte. Es waren Männer von der siegenden Parthei, mit Vollmacht für ihre rohe Gewaltthat versehen.

Mit Ungestüm riß man den Schuldlosen von seinem Lager auf, und, ohne ihm zu gestatten, sich nur aufs leichteste anzukleiden, zwang man den schon Bejahrten, halb nackt und mit entblößten Füßen, seinen berittenen Schergen durch die kalte Frostnacht zu folgen.

Als sie an die Ecke der Straße kamen, hießen sie ihn noch einmal zurückblicken nach seinem verlaßnen Hause. Er warf einen flüchtigen Blick zurück nach dem Gebäude, dessen Hauptseite noch der scheidende Mond beleuchtete; — und schritt dann festen Trittes neben seinen Begleitern zu Pferde weiter.

Sie führten ihn hinaus zu einem seiner Schlösser; die Sonne ging eben auf und bestrahlte herrlich das schöne stolze Gebäude und seine lieblichen Gärten und Haine, die jetzt im weißen Schmuck des Reifes standen. —

Und willst du dieses Alles verlassen? — frug der Befehlshaber der Schaar mit furchtbarem Ton — oder deine Irrthümer abschwörend, zurückkehren zur wahren Kirche?

Ich will, — versetzte der Standhafte fest — ich will Alles verlassen, was ich auf Erden mein nannte, gilt es, mein Theil im Himmel zu erhalten.

Und so führte man ihn zu dem zweiten und zu dem dritten seiner Güter. Man wiederholte stets dieselbe Frage, und unerschütterlich blieb Uslar bei derselben Antwort.

Er hatte sein Urtheil gesprochen. Verbannt, aller seiner Würden beraubt, so wie Alles dessen, was er besessen hatte, ward er über die Grenze seines Vaterlandes gebracht. — Von seiner einzigen Tochter Ludomilla begleitet, welche ihm nach dem Tode einer theuern Gattin geblieben war, flüchtete er herüber in das glaubensfreie Sachsen, wo er noch Gutes wirkte, so viel in seinen Kräften stand, für das Heil der Sache, welcher er sich geopfert hatte, wo er jedoch, zweifelles zu Folge der erduldeten Drangsale, nach weniger Zeit — arm aber edel starb.

Nie darf wohl irgend eine persönliche Rücksicht auf den Bericht des geschichtlichen Darstellers Einfluß haben; indeß eine wehmüthige Erhebung ergreift doch unwillkührlich das Gemüth, wenn man sich sagen darf: „der edle Todte war einer deiner Urväter. Erhalte dich stets der Abkunft von ihm werth!“ Ja, dies darf ich sagen, von dir abstammend, ehrwürdiger Uslar! Und dies Gelübde möchte ich als Opfer auf dein eingesunknes Grab niederlegen!

Die Güter Uslars von Kranzberg, so wie sein schönes Haus in Prag, sollen späterhin dem Grafen von Colowrath anheimgefallen seyn. Sein einfacher Grabstein in der Kirche zu Wilsdruff ist das Einzige, was ihm von irdischen Gütern geblieben war. Mit schlichter Kunst hat die dankbare Achtung seiner Glaubensgenossen darauf einen Berg und einen darüber schwebenden Kranz abbilden lassen, in Beziehung auf den Namen des darunter Ruhenden, dabei die Inschrift:

Der Berg ist überstiegen,
Der Kranz bekrönt das Siegen.

IV.

Die Künstlerin.

Gewiß gibt es keinen reizendern Genuß für ein gefühlvolles Herz, als den Spuren einer edlern menschlichen Natur in ihren oft labyrinthischen Tiefen nachzufolgen; entzückender ist dieser Genuß, als der Anblick zauberischer Landschaften schöner, aber lebloser Natur. Nur selten wird jene erhöhte Gunst des Zufalls dem Reisenden zu Theil; ein Begegniß indeß, das sich mir auf meiner Reise durch das südliche Frankreich darbot, erfüllt mich stets mit einer rührend lieblichen Erinnerung.

Mit diesen Worten begann die liebenswürdige Frau von O. in einem freundlichen Abendzirkel die Erzählung einer, für Mehrere der Anwesenden sehr anziehenden Begebenheit.

Der Eingang meiner Geschichte ist sehr einfach, — fuhr sie fort — so einfach im gemeinen Leben, als in dem Laufe der Romanenwelt, ein zerbrochenes Rad des Wagens; allein das, was sich an diesen alltäglichen Unfall anschloß, war doch nicht so gewöhnlich: ein Beispiel schönen, wahren häuslichen Glücks, des Glücks, von dem so viel gesprochen und geschrieben wird und das dennoch so Wenige nur kennen. Und ich fand diese Blüthen eines seligern Himmelsstrichs;

fand ſie, was das Sonderbarſte iſt, auf den Trümmern eines durch Schwärmerei und Verirrungen zerſtörten Jugendglücks.

Jene erwähnte kleine Widerwärtigkeit nöthigte uns, in einem lachenden Thale, unſern Toulouſe, ſtill zu halten; wir ſahen in der Nähe kein Dorf; allein ein kleines reinliches Wohnhaus lehnte ſich zur Linken an den Felſen, von einem Garten umgeben, der ſich in blühenden Terraſſen, voll von Lauben und anmuthig grün durchwachsnem Gitterwerk, den Berg hinanzog, bis ihn ein Wäldchen ſäuſelnder Birken krönte. Der reizende Anblick ſetzte mich, ungeachtet des erlittenen Unfalls, in eine heitre Stimmung; ich ſandte einen Bedienten, die Beſitzer des Hauſes um eine kurze Aufnahme anzuſprechen. Wenige Minuten darauf öffnete ſich die Thür, und eine weibliche Geſtalt trat hervor, deren edler, anmuthsvoller Ausdruck ungemein lieblich zu meinem Herzen ſprach; ſie trug ein weißes ländliches Kleid, allein ſo einfach ihre Kleidung war, ſo lag doch darin, ſo wie in ihrer Haltung, etwas Idealiſches, das Bildung und ſelbſt ein wenig Sonderbarkeit verrieth.

Auf die anmuthigſte Weiſe hieß ſie mich willkommen, und bat mich, in ihr kleines ländliches Aſyl zu treten, wo ich freilich nur einfache Bewirthung, doch die redlichſte Herzlichkeit finden würde.

Bei meinem Eintritt in das Haus ſprangen mir zwei Kinder entgegen, ſchön, wie die Liebesgötter, und blühend wie der Frühling, der dieſe glückliche Freiſtatt umgab; die kleinen Engel ſtreckten mir grüßend ihre Händchen entgegen und bewillkommten mich durch alle mögliche Bezeigungen von Freude; der eine brachte nur ſein Morgenbrod, während der

andere nach dem Garten eilte, um mir, in Ermangelung der Früchte, wenigſtens eine Menge Blüthenreißer von Mandeln- und Limonienbäumen zu holen. Ich trat in ein einfach, aber geſchmackvoll verziertes Zimmer, das mir meine gütige Wirthin zum Eigenthum anwies; ſie ſelbſt verließ mich auf einige Augenblicke, um auch für die Aufnahme meiner Dienerſchaft zu ſorgen. Ich fragte die Kleinen, die bei mir zurückgeblieben waren, um den Namen ihrer Mutter. Der Vater nennt ſie nur Joſephe, — antworteten ſie mir — und weiter hat ſie keinen Namen. Nicht wahr, Jeanette, — riefen ſie einem hereintretenden Dienſtmädchen zu — die Mutter hat weiter keinen Namen?

O ja, — erwiederte das Mädchen lächelnd — ſie heißt ja Madame L.

Joſephe L.! — dacht' ich bei mir ſelbſt — ſeltſam! dies iſt ja der Name der talentvollen Künſtlerin, von deren trefflichen Arbeiten ich mehrere zu Paris ſah und bewunderte! — eine Malerin von der ausgezeichneten Gattung.

Madame L. trat ſelbſt wieder in das Zimmer; ſie traf mich in der Unterhaltung mit ihren Kleinen an; ich ſagte ihr etwas Inniges über dieſe liebenswürdigen Kinder, und bat ſie zugleich, mich auf den Schauplatz ihres gewöhnlichen häuslichen Lebens, in ihr Wohnzimmer zu führen; denn ſo ſchön dies Zimmer ſey, ſo fühle ich mich doch darin mehr als eine Fremde.

Mit einem dankbaren, bewegten Blicke ſah ſie mich an. Madame, — erwiederte ſie — es liegt Etwas in Ihrem Weſen, das mir Vertrauen einflößt. Sie ſcheinen Gefühl zu haben für das, was mein einziges Glück auf der Welt aus-

macht; und gewiß lächeln Sie nicht darüber, wenn Ihnen irgendwo kleine Schwachheiten einer Mutter in die Augen fallen.

Mit dieſen Worten führte ſie mich die Treppe hinauf in das erſte Stockwerk des kleinen Hauſes; das freundliche, mit ſeinen hellgrünen Wänden, mit ſeinen weißen duftigen Gardinen mir entgegendämmernde Wohnzimmer machte die Mitte der Façade aus; zu beiden Seiten führten Thüren in zwei anſtoßende Gemächer.

Madame L. zeigte mir in einem derſelben, in ihrem Schlafgemach, die Wiege ihres dritten Kindes. Damit Sie ſehen, daß ich Ihnen keinen Theil meines Reichthums verhehle, — ſagte ſie innig.

Die Sonnenſtrahlen fielen durch die blühenden Pfirſichzweige, die die Fenſter vergitterten, ſchimmerten an den weißen Wänden des Gemachs, und ſpielten um das Kind, das eben in ruhigem Schlummer lag, ein lächelnder Engel wie ſeine Brüder. Ich nannte ſie glücklich! Ich bin es, — verſetzte ſie mit einem halb unterdrückten Seufzer — aber zuweilen iſt der Weg ſehr rauh, den wir zum Ziel unſers Glücks gehen!

Es thut mir weh, Madame, — fing ſie nach einer kleinen Pauſe an — daß mein Mann das Glück nicht haben ſoll, Ihre Bekanntſchaft zu machen! Er iſt auf einige Tage verreiſt und wird erſt morgen Abend wiederkehren.

Eine häusliche, aber wohlgeordnete Mittagsmahlzeit wurde mir durch die ſeelenvolle Unterhaltung meiner in Wahrheit bezaubernden Wirthin verſchönt; ich ſtaunte immer mehr

über die Gewandtheit ihres Geistes und über die Zartheit und Tiefe ihres Gefühls.

Ein Anfang von Freundschaft entspann sich zwischen uns, ehe wir es selbst bemerkten; ein vertraulicher Spaziergang in den Garten und in das reizende Thal schloß unsere Herzen nur noch mehr gegen einander auf, und so war mir die Nachricht sehr erwünscht, daß die Ergänzung unsers Wagens heute nicht beendigt werden könne, und wir also genöthigt seyn würden, bis morgen hier zu bleiben. Josephe bat mich, ihr noch den morgenden Tag zu schenken, und ich setzte mich diesem schmeichelnden Vorschlage nur schwach entgegen.

Wir verlebten schöne Stunden zusammen, wechselseitig theilten wir uns einander mit; allein ein gewisses zartes Zurückziehn in sich selbst verließ die neue Freundin nicht, und, so gern ich etwas Näheres von ihren häuslichen Verhältnissen gewußt hätte, so wagte ich doch nicht, sie darum zu fragen; nicht einmal den Stand ihres Mannes wußte ich; sie sprach allemal mit einem Ausdruck warmer Zärtlichkeit von ihm, in den sich Rührung und selbst eine Art von Wehmuth mischte.

Des andern Morgens war ich mit meinen kleinen Freunden allein, ungefragt erhielt ich von ihnen einigen Aufschluß über das Nähere der Familie.

Die Mutter — fing der Eine an — kann gar herrlich malen; siehst du, da, in dem blauen Kabinet, — er zeigte dabei auf die Thür linker Hand, die ich noch nie hatte eröffnen sehen — siehst du, dort hat sie alle ihre schönen bunten Malereien.

Aber der Vater, — fuhr der Andere fort — der iſt gar nicht ſo geſchickt, dem iſt noch dazu ſein Arm entzwei.

Freilich, der arme Vater! — nahm der Erſte wieder das Wort — das mußt du ihm nicht verwerfen! im Kriege iſt das ſo.

Die Mutter trat ſo eben wieder ein, und mit ausnehmender Selbſtzufriedenheit riefen ſie ihr ſogleich beide entgegen: Mutter, wir haben es ſchon der fremden Dame erzählt, daß des Vaters Arm entzwei iſt, und daß du ſchön malen kannſt!

Die Mutter wußte nicht ſogleich, ob ſie über die kleinen Herolde zürnen oder lächeln ſollte; ich aber benutzte dieſen Augenblick, ihr über ihre Zurückhaltung Vorwürfe zu machen, und ſagte ihr zugleich, daß ich ſchon in Paris mehrere ihrer Arbeiten mit Hochachtung betrachtet hätte.

Unter den jetzigen Umſtänden, Madame, — erwiederte ſie mit einnehmender Beſcheidenheit — würden Sie mich für eigenſinnig halten, wenn ich mich weigerte, Sie auch mit dieſer Seite meines Weſens bekannt zu machen. Ja, ich bin jene Joſephe L., deren Arbeiten das Glück gehabt haben, Ihnen zu gefallen.

Wie? — rief ich — und Sie verbergen ſich in dieſer unbekannten Einſamkeit vor den Dankbezeigungen einer gerechten Bewunderung.

Ich verberge mich in dieſer Einſamkeit — entgegnete ſie — vor dem zerſtreuenden, berauſchenden Strome der Welt, der vielleicht einſt für dies thörichte Herz nur zu viel Verführeriſches hatte; o Madame! wer kennt das eigne Herz? Ein trügeriſcher Schimmer hatte mich irre geleitet und mich

lange Zeit den ſtillen Pflichten meines Geſchlechts untreu gemacht und einer heiligen Stimme, die in meinem Innern tönte! Auf ewig ſey er bis auf ſeinen Schatten von mir verbannt! Das kleine Glück, das ich mir noch aus dem Sturme gerettet habe, es erfüllt mein ganzes Herz, und ſoll es erfüllen bis zu dem letzten Seufzer meines Lebens!

Sie führte mich darauf in das kleine Heiligthum ihrer Kunſt; ein heitres, freundliches Kabinet, das, ſo wie das Wohnzimmer, eine reizende Ausſicht auf das ſchöne, von Bächen und lieblichen Wäldchen durchſchnittene Thal hatte. Ihre Staffelei und alle ihre künſtleriſchen Geräthſchaften waren hier verſammelt.

Sie zeigte mir einige ihrer neuern Arbeiten, vorzüglich einige geiſtvolle Werke des Grabſtichels, mit dem ſie ſich jetzt, wie ſie ſagte, vorzüglich beſchäftigte. Ein größeres Oelgemälde war mit einem Schleier überhangen; ich bat ſie um Erlaubniß, den Schleier aufzuheben. Es ſtellte ein männliches Bruſtbild dar; edlere, unwiderſtehlicher einnehmende Züge hatte ich nie geſehen; aber nicht die Blüthe jugendlicher Heiterkeit ſchmückte ſie; dies Geſicht ſchien der Kampfplatz zerrüttender Leidenſchaften geweſen zu ſeyn; ein halb ſchmerzliches Lächeln zog ſich um den edeln Mund; aber die himmliſchen, die unſchuldsvollen Augen blickten ſanft herab, wie Sterne über ein verlaßnes Schlachtfeld leuchten. Die Darſtellung war idealiſch, aber einige Zeichen ſeines militäriſchen Coſtüms ließen mich in ihm einen Officier der franzöſiſchen Armee erkennen.

O, wie hinreißend! — rief ich, von meiner Empfindung überraſcht, ein wenig unvorſichtig aus. — Und das

Original dieſes Bildes, Madame? Wäre es vielleicht Ihr Gemahl ſelbſt?

Er iſt es, — ſagte ſie leiſe — es iſt mein armer François.

Dieſe Worte ſchienen ihr unwillkührlich zu entfliehen, und ich ward jetzt gewahr, daß ſie bei dem Anſchaun des Bildes in ein wehmüthiges Nachdenken verſunken war. Dieſer Anblick, das Bild, ihr Ausruf, Alles hatte etwas Unerwartetes, mein Intereſſe Erweckendes; ich ergriff ihre Hand, und mit einem Blick, der mein Innerſtes verrieth, bat ich ſie, mir etwas Näheres von ihrer Geſchichte mitzutheilen.

Bewegt und mit einem Ausdruck edler Selbſtverleugnung, bewilligte ſie meine Bitte für den Nachmittag. Sie ſchien ſehr angegriffen; einige Thränen entfielen ihren Augen, und ſie verbarg einen Augenblick ihr Geſicht an meiner Schulter.

Wir verließen darauf das Kabinet; allein nach der Mahlzeit führte ſie mich dorthin zurück, und wir nahmen dicht vor jenem Bilde Platz, das einen ſo rührenden Eindruck auf mich gemacht hatte.

Hier, meine Freundin, — ſagte ſie — unter dieſem Bilde, das noch die Spur der Leiden an ſich trägt, welchen ihn mein unglücklicher Irrwahn preisgab, hier will ich Ihnen das Bekenntniß meiner Verirrungen ablegen; o gewiß, — rief ſie, indem ſie noch einmal wehmüthig die holdſeligen Züge betrachtete, — gewiß, die Männer ſind nicht ſo ſchlimm, als ſie viele der Unſern glauben, wenn wir nur nie aufhörten, das zu ſeyn, wozu uns die Natur für ihren Lebenspfad beſtimmte: Ihre guten Engel!

Laſſen Sie mich den Eingang zu meiner Geſchichte durch ein Sonett finden, das ein dichteriſches Gemüth nur aus meiner innerſten Seele geſprochen hat, und das Ihnen einen Ueberblick des Ganzen geben kann, welches ich Ihnen vorzutragen habe.

Mit Liebe werden Alle wir geboren,
Zu heil'gem Bund wird Jeder eingeweiht;
Nur Selbſtſucht trennt die ſchöne Einigkeit,
Und gibt uns hin in eigner Luſt verloren.

Doch regt die Liebe, die man abgeſchworen,
Bald wieder ſich in öder Einſamkeit,
Man fühlt ſich mit dem beſſern Selbſt entzweit,
Und nur zu Qual und Bangigkeit erkohren.

Seyd uns willkommen dann, ihr tiefen Schmerzen,
Der Sympathie geheimnißvolle Weihe!
Ihr nährt in uns der Gottheit heil'ge Flammen.

Nah iſt der Friede dem zerrißnen Herzen;
Die Liebe knüpft den ſchönen Bund aufs neue,
Und ſchließt durch Wunden feſter uns zuſammen.

François liebte mich, liebte mich mit einer beiſpielloſen Zärtlichkeit; kein Opfer war ſo groß, das er mir nicht mit Freuden und der edelſten Selbſtvergeſſenheit dargebracht hätte.

Sie haben ſein Bild geſehen, und können urtheilen, ob ſein Aeußeres unfähig war, Theilnahme für ihn einzuflößen; er diente damals als Officier unter einem Grenadier-Bataillon unſrer Armee. Mein Gefühl ſagte mir vom Anfang unſrer Bekanntſchaft an, daß er der Liebenswürdigſte ſeines

Geſchlechts ſey; allein für den höchſten ſeiner Vorzüge, für ſein unvergleichliches Herz und für die rührenden Beweiſe einer tiefen treuen Zärtlichkeit hatt' ich damals keinen Sinn; meine jugendlich aufſtrebende Phantaſie war nur nach Größe gerichtet, nach jener Größe, die ein Weib ſo ſelten erreicht und der ſie wenigſtens nicht die heiligen Pflichten ihres Geſchlechts aufopfern ſollte.

Ich ſtand damals am Eingang einer Laufbahn, die für das Herz eines jungen Künſtlers ſo viel Blendendes hat. Ein Morgenroth von künſtleriſchem Ruf begann mir eben aufzudämmern, und warf einen wunderbaren Schimmer in mein vor mir liegendes Jugendland hinein. Ich ſchwärmte in der Lieblingsidee, mich ausſchließend der Kunſt zu widmen, in einiger Zeit aus der Provinz, in der ich lebte, nach Paris zu gehen, und dort auf dem Wege des Ruhms das Glück meines Lebens zu ſuchen, das ich aus der Hand der zärtlichſten Liebe verſchmähte.

D'Argensville mit ſeinen Biographien berühmter Maler war mein liebſter Geſellſchafter, nur Schade, daß ich, zu wenig richtig geleitet, den hohen Sinn der Kunſt und ihrer unſterblichen Söhne nicht ſelten misverſtand: Ich glaubte die Kunſt anzubeten, während ich, mir ſelbſt unbewußt, dem Idol der Ruhmſucht fröhnte; denn wahre Liebe für die Kunſt erſtickt nicht die Stimme der Natur, der Liebe in einem edlen Herzen: ſie iſt mit ihr verwandt, ſie verſchmilzt ſich ſchweſterlich mit ihr. —

Mein Geiſt gefiel ſich in der Kälte, mit der ich mich allen Feſſeln eines liebenden Verhältniſſes zu entwinden wußte. François hatte zu viel Uebereinſtimmendes in geiſtiger

Bildung, in Ansichten, in Gefühlen mit mir: er zeichnete sich zu sehr von dem großen Haufen aus, als daß mir sein Verlust hätte gleichgültig seyn sollen; sein Umgang, sein ganzes Wesen war mir beinahe unentbehrlich geworden, und, ohne einen Gedanken von Coquetterie zu haben, wußt' ich ihn immer festzuhalten, wenn er zuweilen, müde meiner unerschütterlichen Härte, die Fesseln zu zersprengen dachte, die ihn an mich banden. Nur angehören wollte ich ihm nicht, und seine rührendsten Bitten, mich nur für seine Gattin zu erklären und dann ungehindert meiner künstlerischen Neigung nachzuhängen, erfüllten mich allemal aufs neue gegen ihn mit Kälte; nicht der Gefälligkeit eines Mannes wollt' ich erst das verdanken, was ich mein freies Eigenthum, mein Höchstes nannte.

Werden Sie einen solchen Widerspruch der menschlichen Natur begreifen können, Madame? und werden Sie vielleicht eine kleine Entschuldigung für mich darin finden, wenn ich Sie auf die Umstände meiner frühesten Erziehung aufmerksam mache? O wie oft liegt der Keim zu den Tugenden und zu den Fehlern des Menschen in kleinen, unbedeutend scheinenden Umständen der Außenwelt!

Ich hatte früh meine Eltern verloren, und, im Hause meines reichen, prachtliebenden Vormunds und seiner glänzenden Gattin aufgezogen, war mir nie ein Bild stillen häuslichen Glücks, nie ein Bild reiner Zärtlichkeit vor Augen gekommen; Alles athmete dort einen rauschenden, selbstsüchtigen Genuß. Meine lebhafte, vielleicht zu energisch geschaffne Seele fand frühzeitig eine Leere in allen diesen Vergnügungen; ich sehnte mich nach Liebe; ich schmiegte mich

mit kindlich unschuldiger Innigkeit an die, die mir der Eltern Stelle vertreten sollten; man wies mich fremd zurück.

Jetzt schmachtete ich, mit Feuer einen Gegenstand zu umfassen, der meinem Herzen Beschäftigung gäbe, und ich fand ihn in meiner frühen Anlage für die Kunst. Diese Anlage, so mäßig sie in der That seyn mochte, war von meinen frühsten Kinderjahren an gebildet und geschmeichelt worden; ihr verdankte ich das, was andern Menschen schon früh die Liebe im Kreise zärtlicher Verwandten gewährt, süße Reden, freundliche, aufmunternde Blicke; — und so lernt' ich früh den Schmeichelton der Ehre für die Stimme der Liebe nehmen. Auf die Kunst wandt' ich jetzt alle Kräfte meines Gefühls und meiner Einbildungskraft; auf sie richtete ich meine einzige Hoffnung.

Ich wuchs heran, und mit mir wuchs das Bestreben nach rühmlicher Vervollkommnung und eine Art von Trotz gegen die Abhängigkeit von fremder Liebe. Vielleicht war es das Gefühl des Unrechts, mit dem man von jeher die bessern Eigenschaften meines Herzens übersehen, vernachlässigt hatte, jetzt aber einen Schimmer von Talent mit Schmeicheleien überhäufte, was mich mit Geringschätzung erfüllte. Die Männer, wie ich sie im Hause meines Vormunds sah, hatt' ich nie können achten lernen; sie kamen mir gleich bunten Schmetterlingen vor, wenn sie in unsern Abendzirkeln von einer Dame zur andern flatterten, und ihr nichtgefühlte, nichtgedachte Artigkeiten sagten.

Daß sich ein Gefolge von ihnen, wie es gewöhnlich die Schritte einer Künstlerin umschwärmt, auch an die meinigen heftete, war wohl nichts Auffallendes; aber glauben Sie

mir, Madame, nicht Eitelkeit hatte damals noch meine unschuldige Seele vergiftet; mehr eine gewisse angeborne Gutmüthigkeit machte mich minder streng gegen ihre Lobeserhebungen, gegen ihre sinnlosen Couplets auf mich, als es wohl meiner Lage ziemte; ich hatte zu tief den Schmerz der Vernachlässigung gefühlt, eine heimliche Dankbarkeit erfüllte mich gegen die, die mich auszeichneten, ob ich sie gleich gering schätzte.

Zu eben der Zeit wollt' ich durch die Gleichheit, mit der ich Alle behandelte, meine völlig freie Unabhängigkeit von der Liebe bewähren. Gefällig lächelnd nahm ich die thörichtsten Verse auf, und hatte immer für ihre Verfasser etwas Verbindliches in Bereitschaft; aber daß ich dadurch ein tiefes, fühlendes Gemüth, ein Herz, für wahre Liebe geschaffen, bis auf den Tod verwundete, davon hatte ich keine Ahnung, und doch — ach, Madame, wird sich je ein tugendhaftes Weib ein Betragen, wie das meinige, vergeben? Durch tausend Züge einer höhern Uebereinstimmung nährt' ich die Leidenschaft des mir verwandten Mannes, von dem mich doch mein Stolz immer wieder trennte; ich stieß den zurück, den ich doch im nächsten Augenblicke, von einer wunderbaren Macht getrieben, wieder an mich riß!

Eine dieser Scenen, denen unzählige vorangingen, schwebt mir noch besonders lebhaft vor. Ich hatte eines Abends den Freund meiner Seele fremder und zurückstoßender behandelt als je; denn gewöhnlich in dem Maaße, als ich mein Herz in einer zu großen Neigung für ihn überrascht zu haben meinte, sucht' ich mich öffentlich von ihm loszusagen, suchte absichtlich jeden der geistlosen Schmeichler ihm gleich zu setzen,

ja ſelbſt verzuziehen. Der ſtille Vorwurf, der in ſeinen Mienen lag, machte mich noch aufrühreriſcher gegen die Rechte, die ich ihm ſchon gegeben hatte, und mit einem ſcheinbaren Wohlgefallen ging ich in die auffallend ſchmeichelnde Unterhaltung eines jungen Wüſtlings ein.

Unwillkührlich blickt' ich in einigen Minuten nach meinem armen François, der ſchweigend und den Blick auf mich geheftet in der Entfernung ſtand; ich ſah ihn erblaſſen und, unter dem Vorwand einer ſchnellen Unpäßlichkeit, unſer Haus verlaſſen.

In ſolchen Augenblicken flog mich denn doch zuweilen eine leiſe Ahnung an, daß er das einzige für mich geſchaffne Weſen ſey, und daß einſt Gott ſein Glück von meinen Händen fordern werde.

Die Tage, an denen er nicht bei uns erſchien, wurden mir nun zur Qual; er war krank geweſen, ſo hörten wir von ſeinem Bedienten; die Kraft ſeiner Vernunft hatte hart mit der ſo ſchlecht vergeltnen Leidenſchaft gerungen; aber war er denn ſtark genug, ihre Bande ganz zu ſprengen? Ein Wink von mir, und er flog herbei. —

Aber mit entſtelltem trüben Anſehn. Wir waren allein. Sie ſind krank geweſen, — ſagt' ich halb verlegen — ſo haben wir erfahren; iſt es wahr?

O Joſephe, ſparen Sie die Worte! — entgegnete er bitter, indem er ſich auf einen Stuhl niederwarf und das Geſicht in ſeine Hand verbarg. — Was kann dir wohl — fuhr er nach einer Weile im Ausdruck des innigſte. Schmerzes fort — was kann dir an dem Zuſtande des Menſchen liegen, mit deſſen Ruhe du ſo fühllos ſpielſt? Weckſt

du mich nur darum immer wieder zum Leben, um mich im folgenden Moment aufs neue ſchmerzlicher zu tödten? O Joſephe, iſt das der Preis einer Liebe, wie die meine? Undankbarſtes, grauſamſtes der Mädchen! ſo gib mich denn wenigſtens frei, wenn du mich nicht lieben kannſt! Ja, ich verſchmähe deine Feſſeln! ich liebe dich nicht mehr, ich —

François! — rief ich bewegt; — und wie das Eis des Winters vor der erwärmenden Frühlingsſonne ſchmilzt, ſo brach bei meinem freundlichen, mitleidigen Lächeln ein Strom von Thränen aus den holden, ſchwärmeriſchen Augen, und er bedeckte meine Hände mit tauſend Küſſen heißer Zärtlichkeit.

Ich war gerührt. Meine ganze Seele neigte ſich in ſolchen Augenblicken zu ihm hinüber. Es waren nur einzelne Sonnenſtrahlen, welche die Liebe in den Grund meines Herzens warf. So fällt die Sonne des jungen Frühjahrs in ein ſchneeichtes, von Bergen rings umgebnes Thal; es iſt noch zu früh, die Felſen halten ihren milden Einfluß ab, und der lang gelegne Schnee weicht ihrer Herrſchaft nicht. Zu lang' hatt' ich den Traum von idealiſcher Freiheit, zu lang das Mistrauen gegen männliches Gefühl genährt.

Hoffnungsloſer als je, trennte ſich François von mir, als ſein Regiment Befehl erhielt, nach Italien aufzubrechen, wo damals der Hauptſchauplatz des Krieges war. Beim Abſchied riß er noch die ſchönen goldnen Ohrringe aus den Ohren, die eine ſeiner vorzüglichſten Zierden waren. Sie wiſſen, wie viel ein Franzos, beſonders aus den ſüdlichen Provinzen, auf dieſen Nationalſchmuck hält. Auch François glaubte treuherzig allen Effect ſeiner Schönheit davon

abhängig. Er warf mir ſie zu Füßen. Undankbares und doch bis zum Wahnſinn geliebtes Mädchen, — rief er — nimm dieſen jetzt unnützen Schmuck zum Zeichen, daß ich auf Erden nie den Augen eines Weibes mehr gefallen will!

Ich war beſtürzt; er riß ſich ſchnell von mir los. In meinem Leben entſinn' ich mich nicht, einen ſo wahren und durchdringenden Schmerz gefühlt zu haben, als damals, da mir, nur wenige Augenblicke nach ſeinem Weggange, der Generalmarſch aus der Ferne klang! —

Es war mir, als erhebe ſich eine Schranke zwiſchen mir und meinem Glück, und unwillkührlich entſtürzte meinen Augen eine Flut von heißen Thränen. Ach, es waren wohl Thränen der Vorempfindung, daß auf ihn und mich ſo manche bittere Stunde in der Zukunft warte. Iſt es nicht, als ob uns zuweilen ein ſchneller Lichtblick beſſerer Einſicht auf Augenblicke den Nebelſchleier unſers Irrthums lüfte, und uns den Abweg ſehen laſſe, auf dem wir wandeln?

Meine Reiſe nach Paris war indeß feſtgeſetzt; ich ſah dem Aufblühn meiner Lieblingshoffnungen entgegen.

Die Mannigfaltigkeit der Gegenſtände und der Zerſtreuungen, die mir bei meiner Ankunft in Paris entgegenkamen, wirkte mächtig auf meine Fantaſie; ich machte einige Fortſchritte in der Kunſt, und genoß die Früchte davon in aller ihrer bezaubernden Fülle. Das Haus, in dem ich lebte, gehörte zu den angeſehenſten und geſchmackvollſten in Paris; ich berauſchte mich in allen Vergnügungen der großen Welt, und, ſo treu ich immer der Ehre blieb, ſo un-

treu ward ich jener innern, ſtillen Tugend, die höher als die Ehre ſteht.

Einige Jahre hindurch glaubt' ich das Glück gefunden zu haben; allein Vergnügungen und Ruhm ſind nicht die Elemente, in denen ein weibliches Herz ſich lange frei bewegen kann; nur zu bald fühlt' ich den Ueberdruß und die Leere, welche die Strafe meiner Verblendung waren. Ich hatte viele Männer gefunden, die mir von Liebe ſprachen, aber keinen, der mich ſo uneigennützig und ſo treu geliebt hätte, als François, und keinen, für den mein Herz ſprach, wie für ihn.

Eines Tages, als ich etwas unter meinem Putzwerk ſuchte, fielen mir die tief vergrabnen, lang vergeßnen Ohrringe wieder in die Augen, und mit einem Male ſtand ſein Bild lebhaft, aber ſchmerzlich, vor meiner Seele; meine ganze glücklichere Vergangenheit ſtieg wieder auf; ich fühlte, daß ich den Frieden meines Lebens mit meinem unvergeßlichen Geliebten von mir geſtoßen hatte, und unter heißen Thränen drückte ich die rührenden Pfänder ſeiner Schwärmerei und ſeiner Zärtlichkeit an mein Herz, an meine Lippen. —

Eine ſtille Schwermuth bemächtigte ſich von dieſer Zeit an meiner; ich ließ keine Gelegenheit vorbei, mich bei den Officiers, die von der Armee kamen, nach ihm zu erkundigen; doch das, was ich von ihnen, und vorzüglich von einem meiner Verwandten hörte, der von unſern Verhältniſſen unterrichtet war und der mit ihm unter einer Diviſion gedient hatte, konnte nicht dazu dienen, mein Herz zu beruhigen.

Der arme François! wie oft hatte er mich ſeinen guten Engel genannt! und ach, ſein guter Engel hatte ihn verlaſſen! hatte ihn verrätheriſch hinausgeſtoßen in das verderbliche Gewühl der Welt, mit einem unverwahrten, nur zu gefühlvollen Herzen!

Eine Zeit lang hatte er mit ſchwärmeriſcher Treue an meinem Andenken gehangen; allein die Nachricht von meinen Zerſtreuungen und vorzüglich von meinem Verhältniß zu einem jungen Manne aus einer unſrer reichſten und angeſehenſten Familien, mit dem man mich allgemein verſprochen glaubte, hatte ihn in eine finſtre Verzweiflung geſtürzt, und während ich Unſinnige einen Genuß darin fand, mich von jenem prächtigen Bewundrer im Schauſpiel und andern öffentlichen Verſammlungen, wie von meinem Schatten, umſchweben zu laſſen, war der zärtlichſte und edelmüthigſte Liebhaber ein Raub der fürchterlichſten Schmerzen geweſen.

Um mich, um ſich ſelbſt zu vergeſſen, hatte er ſich in einen Strudel von Zerſtreuungen aller Art geſtürzt, durch die in kurzem ſein Glück und ſeine Ruhe vernichtet worden waren. Herzloſe Coquetten hatten mit ſeinem weichen Herzen geſpielt — — ach Gott! daß ich ihnen ſelbſt zur Beute hingegeben! — die Karten ſein bedeutendes Vermögen zu Grunde gerichtet; er war jetzt ganz verarmt, und ganz allein in der Welt! Das Einzige, was ihm blieb, war der Ruf ausgezeichneter Tapferkeit, den ihm ſeine Waffenbrüder einſtimmig zugeſtanden.

Ich überlaſſe es Ihnen ſelbſt, Madame, ſich die Em-

pfindungen vorzustellen, die eine solche Nachricht in einem nicht ganz verwahrloseten weiblichen Herzen hervorbringen mußte; mein Leben war von dieser Zeit an verbittert, und ich büßte gerecht, aber schwer, meine Verschuldung an der Liebe, bis ein mitleidiger Genius das Ende meiner Leiden herbeiführte.

Eine Tante, die in Italien verheirathet war, wünschte meinen Besuch; das Studium meiner Kunst machte mir eine Reise in jenes Land sehr vortheilhaft, und für mein Herz war es eine süße Beruhigung, mit meinem armen Freunde wenigstens unter einem Himmelsstriche zu leben, wenn gleich alle Verbindung zwischen mir und ihm aufgehoben war.

Das Landgut meiner Tante lag in der Gegend von Lodi, und es war kurz nach meiner Ankunft bei ihr, als jene Schlacht verfiel, die den Namen meiner Nation mit Ruhm aber auch den Boden jener Gegenden mit Leichen ihrer Tapfern reich bedeckt hat. Das Haus meiner Tante ward mit Verwundeten angefüllt, die man vom Schlachtfelde dahin brachte; mit geschäftiger Besonnenheit war diese würdige Frau zur Pflege der Verwundeten bemüht; sie gehörte zu den starken Seelen, bei welchen das Mitleid den Charakter eines menschenfreundlichen Heroismus annimmt.

Ich konnte mich nur mit Zittern entschließen, ihr in den großen Saal zu folgen, wo Officiers und Gemeine noch in trauriger Gleichheit vermischt beisammen lagen; die mannigfachen Bilder des Elends, die sich mir darstellten, erschütterten mein Herz. Die Möglichkeit, meinen verlornen Ge-

liebten vielleicht in der Zahl dieſer Unglücklichen zu finden, und die Gewißheit, ihn, wenn ich ihn fände, nicht anders, als erbittert und entfremdet wiederzufinden, machten mich gleich lebhaft erzittern.

Die Dämmerung war ſchon eingebrochen; meine Tante näherte ſich einem der Verwundeten, der ihre Aufmerkſamkeit vorzüglich zu erregen ſchien; er ſtrebte mit einer ſchmerzhaften Bewegung, ſich empor zu richten, und hielt mit der Decke ſeines Lagers eine Wunde in ſeiner Seite zu. —

Was fehlt Ihnen? — fragte meine Tante.

Meine Wunde hat ſich geöffnet, Madame! — ſagte er leiſe, mit einem Ton der Reſignation, der unſern Kriegern eigen iſt, und der diesmal mehr, als je, mein Innerſtes durchſchnitt.

Der Arzt, den meine Tante hatte herbeirufen laſſen, näherte ſich ihm mit Licht, und wir entfernten uns; aber bei dem Scheine des Lichts — denn wir hatten vorher ſein Geſicht nicht unterſcheiden können — erkannte ich — Gott im Himmel, Madame! kann ich Ihnen meine Empfindung beſchreiben? als ich die Züge meines geliebten, meines unglücklichen François erblickte! — —

Ich entdeckte meiner Tante etwas von der Urſache meiner Bewegung und flehte ſie an, ſich des Unglücklichen anzunehmen. Ihr großmüthiges Herz bedurfte keines fremden Antriebs; ſein Name, nach dem ſie ſich erkundigte, ſagte ihr, daß ich mich nicht geirrt habe. —

Ein bequemes Zimmer ward ihm eingeräumt und nichts zu seiner Heilung versäumt; allein mir selbst verstattete sie nicht, ihn zu sehen, so lange sein Zustand gefahrvoll sey; sie fürchtete mit Recht nachtheilige Folgen von der Erschütterung, die ihm mein Anblick verursachen mußte. —

Seine Wunden besserten sich; allein ich erfuhr, daß er zum Dienst unfähig werden würde: denn eine Kugel hatte seinen linken Arm gelähmt; dies spannte meine Leidenschaft für ihn nur höher; gibt es ein stärkeres Band für das Herz eines Weibes, als das Mitleid? Sein Bild war mir unabläßig vor Augen, wie ich ihn unter den Verwundeten fand: ich hörte die leise, auf das Leben verzichtende Stimme; ich sah, wie sein Blut in stillen Strömen aus den Wunden quoll, und Alles, was ich je für ihn gefühlt hatte, gewann jetzt einen edlern, heiligern Charakter.

Meine Tante gestattete mir jetzt die Erlaubniß, ihn zu sehen; sie hatte ihn auf meinen Besuch vorbereitet und von ihm erforscht, daß ich seinem Herzen noch immer nicht fremd geworden sey. Mein Herz schlug heftig, als ich in sein Zimmer trat, — unser Wiedersehn — ich bin es nicht im Stande zu beschreiben! — Können Sie mir vergeben? — sagt' ich, sobald wir uns allein sahen — können Sie mir den Schein vergeben, den meine Unvorsichtigkeit auf mich geworfen hat? und würdigen Sie mich noch, die Versicherung von mir anzunehmen, daß, seit wir uns nicht sahen, kein anderes, als Ihr Bild, in meiner Brust gewohnt hat?

Er sah mich zweifelnd an. Engel meines Lebens! — rief er unter hervorstürzenden Thränen — warum so spät?

— es iſt zu ſpät, Joſephe; ich kann Ihnen kein Glück mehr bieten, das Ihrer würdig wäre!

Er verbarg ſein Geſicht in meine Hand, die ich mit einer unausſprechlichen Empfindung von ſeinen Thränen überſtrömt fühlte.

Mein François! — rief ich, indem ich ihn feſt an meinen Buſen drückte — mein Einzig- und Ewiggeliebter! Ich verſchmähte deine Liebe, als du noch glücklich warſt; erlaube jetzt, daß ich das Erbtheil meines Vaters und das meiner Kunſt mit dir theile! Erlaube, daß ich auf das Leben, das ich trübte, noch einen ſanften Sonnenblick zu werfen ſuche! — —

Mein armer Freund genas allmählig; allein nur mit vieler Mühe konnte ich ihn bewegen, die Verbindung einzugehen, die jetzt mein einziges Glück ausmacht; François liebt die Einſamkeit, und mit Freuden zog ich mich mit ihm in dieſe reizende Einöde auf dem Boden ſeiner vaterländiſchen Provinz zurück. Der Ertrag meiner künſtleriſchen Arbeiten iſt jetzt ſehr bedeutend, und gibt mir Mittel, das Leben meines Geliebten mehr zu verſchönern, als es der ehrenvolle, aber gemeßne Jahrgehalt eines verabſchiedeten Kriegers vermöchte.

Nur von Zeit zu Zeit bringen wir einige Monate in Paris zu, ein Aufenthalt, den mein Studium der Kunſt nöthig macht; aber immer kehren wir mit Wonne in dies ſtille Thal zurück.

François hat ſich durch einige ſchriftſtelleriſche Verſuche aus dem Felde der Kriegskunſt nicht unrühmlich bekannt

gemacht; ſein Lieblingsvergnügen aber iſt das Studium der Pflanzenkunde, die er mit Leidenſchaft liebt, und der zu Liebe er oft von Sonnenaufgang an durch Felder und Wieſen ſtreift; ich widme die Zeit ſeiner Entfernung meiner Staffelei und der Erziehung und Pflege meiner Kinder, die das heiligſte Kleinod meines Lebens ſind.

Jenes Bild hab' ich in den erſten Tagen nach unſerm Wiederſehn gemalt; ich hoffe, daß es mir ſeit dieſer Zeit gelungen iſt, einige Schatten von dieſem Engelsangeſicht hinwegzuwiſchen, und — — vielleicht verzeiht mir dereinſt die ewige Güte eben ſo, wie mein Geliebter mir verziehen hat.

Joſephe endigte hier ihre Geſchichte; ich konnte ihr den Eindruck, den ſie auf mich gemacht hatte, mehr durch eine ſtumme Rührung, als durch Worte zeigen, als wir durch das Geſchrei der Kleinen unterbrochen worden.

Der Vater kömmt! der Vater kömmt! — riefen ſie jauchzend; und François ſelbſt trat ein.

Joſephe eilte ihm entgegen, und ſank an ſeine Bruſt, mit einer Zärtlichkeit, die etwas unbeſchreiblich Edles und Rührendes hatte, und die mit einer Art von zarter Ehrerbietung gemiſcht war. Sie heb den Einen der Kleinen zu den Küſſen des Vaters empor; er beugte ſich zu dem Andern herab; ſie hingen an ſeinem Halſe. —

Mit Entzücken haftete mein Blick auf der reizenden Gruppe. François war ganz das Original des ſchönen Bildes; die ſchwarze Binde, in der er den gelähmten Arm

trug, verſchönerte ihn mehr, als ſie ihn entſtellte, und die bedeutenden goldnen Ohrringe ſchimmerten wieder zwiſchen den ſchönen ſchwarzen Locken, gleich den zwei Sternen, die als himmliſche Verſöhnungszeichen nach überſtandenen Stürmen durch die Wolken funkeln.

Nachdem die erſten Bewillkommnungsgrüße verüber waren, machte mich Joſephe mit ihrem Gatten bekannt; ich brachte noch einen glücklichen Abend in dieſem Heiligthume der Liebe zu, und trennte mich am andern Morgen mit Dank und Ehrfurcht von der liebenswürdigen Familie, die ein unvergeßliches Bild in meiner Bruſt zurückgelaſſen hat.

V.

Der Dom zu Naumburg.

Sage aus dem Alterthum.

Wenn du, o Fremdling, einst die reizenden Gestade der Saale besuchest, und du siehst in einem zauberischen, stromdurchflossnen Thale sich drei majestätische Thürme aus dem Dufte erheben, die wie Geister der Vorwelt ernst und feierlich und schweigend auf die blühenden Gefilde schauen: wisse, das ist der Dom zu Naumburg. Versäume nicht, wenn du eintrittst in die alte, ehrwürdige Stadt, auch den Bau zu begrüßen, in dessen hallenden Gewölben noch heiliger Schauer der Vorzeit weht. Viele Denkmäler jener ritterlichen Zeiten wirst du dort erblicken; wallende Fahnen, als Siegeszeichen aufbewahrt; Waffen dort zur Ruhe bestatteter Helden, und manch rührendes Gebild in Stein gehauen. Zwei derselben sprechen das Herz besonders deutsam an: du wirst an einer der Seitenwände eine weinende Jungfrau sehen, und ihr gegenüber einen lachenden Ritter; an einer andern Stelle aber eine triumphirende Jungfrau, und ihr gegenüber einen weinenden Ritter. Das ist die helde Agnes, die Stifterin des nahgelegenen Klosters zu St. Ursula, und ihr Geliebter, Ritter Adelbert*), der zugleich ihr Vetter war.

*) Sonst auch Eckard genannt.

Wohl traurig iſt die Kunde von der zarten, edeln Jungfrau und dem minniglichen Ritter. Der Ritter war hoch und ſtrahlend wie das Geſtirn des Tages; die Jungfrau lieblich wie die Morgenröthe: allein die ſtolze Sonne mag nicht weilen bei der ſanften Morgenröthe; vergebens ſtreckt ſie ihre Roſenarme weit am Himmel aus nach dem enteilenden Geliebten; er eilt dahin, verfolgt am hohen Himmel ſeine Bahn, bis er ermüdet ſich zu der verlaſſnen Freundin ſehnt, die nun, verwandelt in Abendröthe, ihn empfängt — nun aber ſinken ſie beide in Nacht. —

Die holde Agnes war die Tochter eines mannhaften und biedern Ritters aus dem Thüringerlande; allein obwohl die Erbin reicher Schätze, war ſie doch eine elternloſe Waiſe von früher Kindheit an: ihr edler Vater war geblieben auf dem Felde der Ehre, und ihre Mutter hatte die Verwaiſte nie gekannt. Inzwiſchen zog ihr Reichthum, ſo wie die Anmuth ihrer Bildung, gar viele Freier um ſie her; der ſtattlichſten und ſchönſten Ritter wohl aus nah und fernen Landen. Sie ſtritten und turnirten um ſie, verlangten ihre Farben zu tragen, und ſchmeichelten ihr mit allen ſüßen Reden, die den Liebenden nur zu Gebote ſtehen mögen. Dem allen ungeachtet wollt' es doch Keinem gelingen, die Liebe der erſehnten Jungfrau zu gewinnen; denn ſie hatte ihr Herz von früher Jugend an zu ihrem Vetter Adelbert gewandt, als er heimkehrte aus dem Kriege von Italien. Adelbert, den ſie nicht geſehen ſeit dem Knabenalter, war jetzt ſchon herangereift zum Manne; ſtand vor ihr, die funkelnden Augen auf ſie gerichtet, und ſprach mit der tonvoll ſüßen

Stimme liebkosende Worte zu ihr; denn ihn ergötzte der Anblick des zur Jungfrau aufgeblühten holden Kindes, und er faßte alsobald eine heftige Neigung zu ihr in seinem Herzen. Sie aber konnte seines Bildes von der Stunde an nimmer wieder ledig werden; stets sah sie ihn so vor sich stehen, wenn er ausgezogen war zu Schimpf- und Ernst, zu Ritterspielen oder Fehden; denn Herr Adelbert hatte einen streitbaren, ritterlichen Geist, und sein Genoß, sein ritterliches Schwert, mochte nicht lang rasten in der Scheide. Wenn er dann wieder kam, so war es der verwaisten Agnes, wie es dem Wanderer zu Muthe ist, wenn er die Luft der lieben Heimath wieder fühlt; ein solcher wundersamer Zauber lag in seiner Gegenwart für sie, unwissend für sie selbst.

Nun aber gab es gar viele der Freunde und Bekannten, die wohl selbst ein hübsches Fräulein, Tochter oder Base zu versorgen gewünscht durch den stattlichen Adelbert, die ihm einredeten zu eitel giftigem Argwehn, unablässig sagend: das Fräulein hält einen freien Hof; die Freier und Spensirer ziehen aus und ein; sie freut sich an der Liebespein der Männer und treibt mit redlicher Minne nur Scherz, insonders mit der Eurigen, deren sie in ihrem eiteln, unschlüssigen Herzen lacht. Ihr Reichthum macht sie stolz, und sie ergötzt sich, wenn sie ihre Freier zu einer rechten Liebeshöhe gebracht, um ihnen dann mit lachendem Muthe den Abschied zu geben.

Das ging dem Ritter durch Mark und Bein. Sein Stolz, dessen er wohl ein gutes Theil besaß, erhob sich mäch-

tiglich: Denkt denn die ſtolze Jungfrau, — ſprach er unmuthig zu ſich ſelbſt — daß ſich um ihres Reichthums willen ein edler, freier Ritter zu dem Minneſelde drängt? Ich habe der Güter genug, als ehrenwerthes Erbe meiner Väter, und nimmer bin ich gemeint, als Spielwerk ihrer Laune ausgeſtellt zu werden?

Nach dieſen und ähnlichen Betrachtungen hielt zwar die Liebe den Ritter noch in der Nähe des Fräuleins feſt; jedoch war ſein Betragen ungleich und von Argwohn eingegeben. Er ſuchte eine Annäherung, und vermied ſie wieder, aus Stolz und Furcht, verſchmäht zu ſehen ſeine Liebe. Ja, er ſuchte ſogar dieſe Liebe gegen alle Anweſenden und gegen ſich ſelbſt zu verbergen, um nicht als ein gutwilliges Opfer ihrer Eitelkeit zu gelten. Zuweilen vermied er es, mit ſeinen Augen auf die ihrigen zu treffen.

Die Jungfrau ihrerſeits ward durch ſo ſeltſames Betragen höchſt bekümmert und verwundert zugleich. Das Unglück, das man ihr ſo grauſam vorwarf, der frühzeitige Verluſt ihrer Eltern, hatte ſie zwar ſchüchterner und unſicherer in ihrer Wahl gemacht; jedoch traf ſie der Vorwurf nicht, als ob ſie ihre Freiheit übermüthig brauche, und ihr gerechtes Selbſtgefühl hierüber vermiſchte ſich wohl auch mit einigem Stolze. Auch dachte ſie hin und wieder in ihrem Herzen: Welch ſeltſames Betragen von dem Ritter Adelbert? Hab' ich ein ſolches verdient, die ſo viele der edelſten Ritter heimſuchen, die keinen begünſtigt und nur ihn im ſtillen Buſen hegt?

Sie wandte ſich denn wohl zuweilen auch gekränkt von ihm ab, wenn er ſich näherte, und verbarg das Gefühl für ihn, wie er das ſeinige.

Auf ſolche Weiſe aber wuchs die Entfernung zwiſchen Beiden immer mehr. Der Ritter glaubte ſich mit jedem Tage mehr beleidigt, und da die Eingebungen der feindſeligen Rathgeber immer häufiger, auch bei dem Ritter der Stolz noch mächtiger war, als die Liebe: ſo gewann dieſer endlich ganz die Oberhand. Der Leichtſinn redete indeſſen auch dazwiſchen und ſpiegelte ihm vor: Wie die Welt groß ſey! und wie einem Ritter von adlicher Geſtalt und wohlanſtändigen Rittertugenden das Glück wohl nirgends ganz abſtehen werde. — Und ſo beſchloß er ohne Weiteres in fremde Ferne zu ziehen, und einer allzu unruhevollen Liebe auf immer Lebewohl zu ſagen. Der Krieg, der eben zu der Zeit am Rheine im Ausbruche war, lieh ihm einen geſchickten Vorwand bei der überraſchten Agnes.

Auf's heftigſte erſchrocken war die Jungfrau, und auf's innigſte betrübt. Alles gerechte Zürnen ſchwand in ihrer Seele, als ihr geliebter Adelbert in voller Rüſtung in das Zimmer trat, ihr Lebewohl zu ſagen. Gerade wie damals, als ſie zum erſten Male ihn geſehen, ſo ſah ſie jetzt die hohe, ſchlanke Geſtalt eintreten: die ſtolzen Federn winkten wie damals von dem Helme und beſchatteten das männlich holde Angeſicht; die Schärpe flatterte wie damals bei ſeinen herbeieilenden Schritten: — allein in Beider Seelen war es anders, das ſagte ihr ihr Herz, und eine dunkle bange

Ahnung zitterte durch ihre Seele, daß dies kein leichter Abschiedsgruß zu einer kurzen Fehde, sondern wohl eine Trennung seyn möge auf — Nimmerwiederfinden. — Da brach der gewaltige Schmerz in ihrer Brust durch alle Schranken, die Thränen stürzten stromweise aus den sanften Augen, und sie brach in ein lautes Weinen aus, nicht achtend derer, die im Zimmer gegenwärtig und Zeugen solcher herzlichen Betrübniß waren. Dieses wäre Zweifel ohne die rechte Stunde zu einer gründlichen Verständigung gewesen, hätte der Ritter, so wie das Fräulein, der Fremden Gegenwart übersehen können: so aber waren deren Einige dabei, die ihn gewarnt und seiner Leichtgläubigkeit gespottet hatten, und die nun mit lauernden Blicken auf ihn sahen. Alles, was sie ihm je gesagt, kam mit erneuter Bitterkeit in seine Seele und weckte wieder den gekränkten Stolz, der durch des Fräuleins Thränen in Etwas beschwichtigt war: und so zwang er sich zu lachen, wo doch eigentlich das Herz ihm blutete. Er redete der Jungfrau zu, mit artigen und wohlgeziemenden Worten vom baldigen Wiedersehn, und eilte, einen Auftritt zu beendigen, der einen so quälenden Kampf in seinem Innersten erregte. Und dieses stellen die beiden ersten Bilder im Dom zu Naumburg dar, nämlich einen Ritter, der mit lachendem Muthe scheidet, und eine Jungfrau, die in großer Betrübniß weint.

Sein Streitroß wieherte am Burgthor; er begrüßte das Fräulein nochmals ehrerbietig, und eilte dann mit schnellen Schritten von ihr hinweg aus dem Gemache. Das Fräulein aber, als sie ihn verschwinden sah, rief übermannt von

Schmerz ihm nach: Ach Adelbert, lebe wohl dann! lebe wohl, mein einziges Glück auf Erden!

Dieſer rührende Ausruf drang jedoch nicht mehr zu des Ritters Ohren. Das Fräulein ſah ihn über den Schloßhof eilen mit klirrenden Spornen: er warf ſich auf das brauſende Roß und jagte den Schloßweg hinunter.

Die arme Agnes ſtand noch lange an dem Bogenfenſter und ſtarrte in die blühende Landſchaft hinab. Ach! es war daſſelbe Fenſter an der Saale, wo er ihr zum erſten Male von ſeiner Liebe geſprochen hatte; und eben ſo blühend, wie damals, war die Landſchaft; doch ach! in ihrer Seele dämmerte der Herbſt. Jetzt, da der Ritter verſchwunden, da das Geräuſch ſeiner Tritte verklungen war, da kehrte ſie wehmüthig in das dunkle Herz zurück; und da ward ihr mit übergroßen Schmerzen kund, was ſie vorher noch ſelbſt ſo deutlich nicht gewußt: wie nemlich der Ritter ihre einzige Freude und gleichſam ihres Lebens Seele ſey. Sie zog ſich in die tiefſte Einſamkeit zurück, und lebte nur für ihre Lieb' und ihre Traurigkeit; und oft noch trat ſie an daſſelbe Fenſter, die Stätte ſchmerzlicher Erinnerung.

Wochen und Monden vergingen, und Herr Adelbert kehrte nicht, wie ſie auch gleich vorausgeſehen. Endlich erfuhr ſie, daß ihr Herzgeliebter, nachdem er ſo manches Liebes-Abenteuer beſtanden, jetzt nach geendetem Kriege im Lande Würtemberg verweile, wo er von einer unvergleichlich ſchönen Dame, Namens Gräfin Adelheit, die zwar von außerordentlicher Schönheit, allein dabei von treuloſem und

falſchem Sinne ſey, in Feſſeln gehalten werde. Agnes erfuhr das, und ſie fühlte, daß ein neuer Strom von Jammer, doch zugleich von mitleidsvoller Liebe, ſich durch ihre Bruſt ergoß.

Das, was die Sage berichtete, war nur allzugegründet. Die Dame, die den verblendeten Ritter in ihren Feſſeln hielt, hegte einen böſen und trügeriſchen Sinn, und war mit einem mächtigen Feinde Adelberts in jener Gegend einverſtanden. Er hatte inzwiſchen wiederholte Warnungszeichen und Winke wie von geiſtiger Hand erhalten, ohne jedoch in ſeiner liebenden Bezauberung darauf zu achten.

Eines Abends aber, als er noch ſpät im Mondenſcheine zu dem Schloſſe der Geliebten reiten wollte, da dünkte es ihm gar ſchauerlich, ſo mild und ſchweigend auch die Mondnacht war. Das Thal zur Linken lag voll mondheller Nebel; zur Rechten flüſterte der dunkelgrüne Wald, und das Mondenlicht brach glänzend zwiſchen den zitternden Blättern hindurch und ſchlich ſich heimlich durch den Wald. Von fernher aus des Waldes dunkeln Gründen ging der Nachtwind herauf und rührte ſchauerlich die Zweige durcheinander, und ſo ſchien eine geheime, geiſterhafte Gegenwart durch die ganze Gegend zu wehen.

Der Ritter wollte eben ſein Pferd in den Wald einlenken, durch den der Weg zum Schloſſe der ſchönen Gräfin führte, als eine zarte weiße Schattengeſtalt an ihm vorüberſchwebte, und ihm mit wunderbar herzeindringendem Tone zurief: Kehr um, Ritter Adelbert! um aller Hei-

ligen willen reite nicht durch dieſen Wald und nicht zum Schloſſe Adelheits in dieſer Nacht! Im Walde harret auf dich Verrath und Tod!

Da es von der Seite des Waldes war, ſo deckte der Schatten der Bäume halb die zarte Nebelgeſtalt, und ſie war verſchwunden, ehe der Ritter noch ſeiner Beſinnung völlig mächtig werden konnte. Eine wunderbare Gewalt, die in den Worten und der Stimme lag, war ihm ins Herz gedrungen und hatte ihn tief erſchüttert. Er lenkte daher Augenblicks ſein Roß und ritt zurück. Da ihm inzwiſchen doch nach einer Weile Adelheit aufs neue einfiel, und was ſie von ihm denken möchte, daß er verſprochenermaßen nicht gekommen ſey, und ihn dies gar zu ſehr ängſtete: ſo ſandte er ſeinen Knappen auf das Schloß, ihn bei dem Fräulein zu entſchuldigen.

Der Knappe aber kam nicht zurück, ſondern Herr Adelbert erfuhr, daß er im Walde von einem Haufen Reiſiger umringt, geworfen und, mit Ketten und Banden belaſtet, in einen tiefen Thurm geſchleppt worden, in Meinung, daß er, der Ritter ſelbſt, es ſey.

Herr Adelbert erſchrak zwar bei der Nachricht: allein er wußte ſeinen Feind ſogleich zu deuten, und dachte nur auf Mittel und Wege, wie er ſeinen Diener losmachen wolle, ſey es durch ſtarkes Löſegeld oder ſonſt auf eine Weiſe. Doch ganz erſchüttert ward er erſt, als dieſer von ſelbſt erſchien, der, nachdem man den Irrthum entdeckt, in leichterem Gewahr gehalten worden, und als ein junger und wohlgebil-

deter Menſch, mit Hülfe der Frau des Kerkermeiſters, aus ſeiner Haft entkommen war und nun erzählte: wie er nicht allein ganz deutlich im Mondenlichte Leute der Gräfin unter dem feindlichen Haufen erkannt, ſondern auch auf der Burg von Adelberts Gegner ganz genaue Nachricht über ein vertrautes Einverſtändniß zwiſchen dem Beſitzer und der falſchen Adelheit erhalten habe, als womit auch das ſchleunige Verreiſen der Gräfin nach jenem Abende in Uebereinkunft ſtand.

Da war es dem Ritter, als habe ihn ein Donnerſchlag getroffen. Er wollte Anfangs dem Berichte ſeines treuen Dieners noch nicht Glauben gönnen; doch alle Nachrichten, die er deshalb einzog, ſtimmten nur allzugut damit zuſammen. Nun wachte Schmerz und Wuth zugleich in ſeiner Seele auf, und dazwiſchen drängte ſich eine quälende Reue. Er dachte an die zärtliche, verlaßne Agnes, die, ob auch ſtolz, doch immer weichen und großmüthigen Herzens war und ehedem ihm manche trübe Stunde aufheiterte. — Er dachte ihrer Thränen bei dem Scheiden, und ſie fielen jetzt wie ſiedendes Oel auf ſein verwundetes Herz. Zugleich erwachte die alte Neigung zu ihr mit aller Stärke; denn es war, als ob in jener warnenden Geiſterſtimme ein Ton von ihr ihm tief und ſehnſuchtweckend bis in des Herzens Grund gedrungen ſey.

Er ſäumte nun nicht einen Augenblick, ſondern trat klopfenden Herzens die Reiſe nach der Heimath an. Es war ihm wohl und weh zu Muthe, als er in die ſo wohl bekannte

Gegend kam, als er die Wellen der Saale, die ihn mit freundlichem Schimmer grüßten, und alle die blühenden Haine und Wieſen ihrer Ufer wieder erblickte. — Da ſah er aber aus dem zarten Dufte die Thürme eines Kloſters ſich erheben, das er vorher nie gekannt. —

Er eilte, die Burg ſeiner Freundin zu erreichen, gelangte daſelbſt an, und klopfte an das feſt verſchloſſene Thor. Da kam der Burgwart, öffnete und ſprach: Wen ſucht Ihr hier, geſtrenger Herr?

Der Ritter nannte ihm darauf ſein Begehr. — Die findet Ihr hier nicht, — entgegnete der Andere. — Unſere edle Gräfin hat ſchon ſeit langer Zeit ihr Schloß verlaſſen. Ihr findet ſie da drüben, drei Meilen Weges von hier, im Kloſter zu St. Urſula.

Der Ritter ſchauerte bei dieſen Worten ahnungsvoll in ſich zuſammen; doch zitterte er mehr zu fragen. Er lenkte Augenblicks ſein Roß um, nach dem Kloſter hin zu eilen. Der Abend nahte ſchon heran. Die innere Angſt trieb ihn nun ohne Raſt der Nähe der Geliebten zu: ob er dort Troſt und Linderung finden würde, war ihm noch ſelber unbewußt.

Er kam an bei der Kloſterpforte und klingelte mit Ungeſtüm. Die Pförtnerin erſchien. Eine ungewöhnliche Trauer lag in ihrem ganzen Weſen, auf den bleichen Wangen und den thränenſchweren Blicken. Sie winkte dem Eintretenden, ſeinen Ungeſtüm zu mäßigen.

Verzeiht einem Unglücklichen, ehrwürdige Frau! — rief der Ritter, wie er in verstörter Eile hereinstürzte. — Ich suche meine Bäse Agnes bei Euch! ich, ihr Vetter Adelbert!

Ach! seyd Ihr Ritter Adelbert? — sagte die Klosterfrau — so haben wir Auftrag, Euch dies zu übergeben, sobald Ihr unsre Mauern beträtet. Es liegt schon lange für Euch hier im Sprachzimmer bereit.

Sie gab ihm bei diesen Worten eine Rolle Pergament, die er mit zitternden Händen eröffnete. Und siehe, es war ein Schenkungsbrief der treuen Agnes, worin sie noch bei ihrem Leben alle ihre Güter zwischen diesem ihrem neu erbauten Kloster und ihrem Vetter Adelbert theilte; hinzufügend, wie er, der ihrem Wunsche nach des Lebens Freuden in aller ihrer Fülle genießen solle, wohl besser als Besitzer ihrer Güter gelten möge, als sie selbst. — Denn wohl war ihr kund geworden, wie der verblendete Ritter, seit jener Trennung, seiner leichtsinnigen Lebensart, vorzüglich aber seiner Leidenschaft für Adelheit, fast seine ganze Habe aufgeopfert.

Da leuchtete dem Ritter heller als noch je die Wahrheit durch die Seele, daß er das beste Herz auf Erden bis dahin so undankbar verkannt. Er forderte mit heißer Ungeduld zu ihr geführt zu werden. — Dies ist nicht möglich, edler Herr! — entgegnete die Klosterfrau. — Unsere Aebtissin, die heilige, fromme Agnes, liegt im Sterben, und mag wohl fürder keine irdischen Besuche mehr empfangen.

Agnes Eure Aebtiſſin? O barmherziger Gott! — ſchrie der Ritter und ſtand einige Augenblicke wie vernichtet. Dann brach er in die herzzerreißendſten Klagen aus, und bat aufs rührendſte, daß man ihm doch aus Barmherzigkeit den Eintritt zu der Sterbenden geſtatten wolle.

Die Kloſterfrau, gerührt von ſeinen Leiden, meldete ſein Geſuch und erhielt Gewährung. Und ſo trat er denn hinein in das geweihte, feierliche Sterbezimmer, wo eben ein Engel die letzten Bande der Sinnlichkeit von ſeinen lichten Schwingen warf. Die Kerzen brannten hell um das erhöhte Bett, und die weinende Schweſterſchaft ſtand darum verſammelt, in weiße Schleier gehüllt. Die Sterbende ſelbſt dagegen lag, mit verklärtem lächelnden Angeſichte, als ſähe ſie ſchon das himmliſche Triumphthor offen, durch welches ſie, die fromme Heldin, einziehen ſollte. Da ſank der Ritter Adelbert zur Seite ihres Lagers auf die Kniee, und meinte die zerriſſene Seele in Thränen aufzulöſen. Sie aber bot ihm ſanft die Hand, und ſprach mit himmliſch milder Stimme: Weine nicht ſo, mein Adelbert! das Reich der wahren Liebe iſt nicht von dieſer Erde! — Auf Wiederſehn dort oben in dem rechten Vaterlande!

Die holde Stimme brach und ihr verklärtes Auge löſchte aus in Nacht. — Auch in des Ritters Seele ward es Nacht, als der tröſtende Leitſtern ſeines Lebens untergegangen war. — Die Nonnen weinten über den Tod ihrer Beſchützerin, ihrer Tröſterin. Die Armen und die Waiſen jammerten um die verlorne Mutter.

Ob Agnes ſelbſt der warnende Schutzgeiſt geweſen ſey, der den Ritter zur Zeit der Gefahr umſchwebte? oder ob blos die Kraft ihres Gebets der Engel einen ihm zum Schutz herabgefleht? hat nie ganz deutlich kund werden wollen.

Der Ritter nahm das Gut, das ihm mit Agnes Tode zugefallen war, und baucte auf der Höhe von Naumburg den geweihten Dom. Die heiligen, erhabnen Thürme ſteigen in die Luft, wie Geiſter jener lang verſunkenen Zeit, und blicken abgeſchieden auf die blühenden Gefilde nieder, ſo wie ihr trauernder Begründer auf das blühende Leben ſah. Er ließ die deutungsvollen Bilder fertigen, und zog dann in das heilige Land, von wannen er nicht wiederkehrte. — Er war ſeiner geliebten Abendröthe in die Nacht gefolgt, um dort im ewigen Morgenlande mit ihr vereint zu ſeyn.

VI.

Der Ardennerwald.

Novelle.

Welch ein wundervolles Glänzen
Durch Ardenner Waldesnacht!
In den nächtlich düstern Gränzen
Iſt der junge Tag erwacht.

Fröhlich leuchten die Gefilde
In dem ſanften Wiederſchein;
Denn die reizende Mathilde
Zieht ins finſtre Thal herein.

Mit dieſem Liede empfingen die Vaſallen der Gräfin von Negremont ihre reizende Herrin, als ſie ihr Schloß in jenen einſamen Gegenden bezog; dies und noch viel dem ähnliche Lieder dichteten und ſangen die ritterlichen Herren, die ſich alle wetteifernd um die holde Gebieterin drängten und durch tauſend zarte Dienſte ihre Huld zu gewinnen ſtrebten. Die Mehrſten unter ihnen hegten wohl die ſtolze Hoffnung, ſich durch die Hand der Schönen von Belehnten zu Lehnsherren zu erheben; die Dame ſchien indeſſen wenig geneigt, dergleichen Huldigungen anzunehmen; ſie hatte ihre Blüthenjahre mit einem alternden Gemahl, dem Grafen von Valinaure, verlebt, nur nach und nach durch Achtung und kindliche

Ergebenheit an ihn gefesselt. Nach seinem Tode schien sie keinen Wunsch zu haben, als ihrer Freiheit zu genießen, und sich in ungestörter Einsamkeit dem stillen Zuge zur Schwermuth hinzugeben, der ihrem Wesen eigen schien, ihren Reiz aber nur noch anziehender für Andre machte.

Die Lage ihres Schlosses im Ardennerwalde, des Schlosses Negrement, das ihr eben durch Erbschaft zugefallen war, zog sie vor allen ihren übrigen Besitzungen an. Diese romantisch schauerlichen Wälder, durch so viele Sagen alter, heldenreicher Zeiten berühmt, schienen sie mild in ihre stillen wehenden Schatten einzuladen; diese Felsen, die die wildschönen Thäler in sich schlossen, ihr treuen, festen Schutz für ihre stille Freistatt zu verheißen, und die Wellen des Stroms ihr freundlich grüßend zuzurufen: Sieh' doch, wie wir uns flüchten in die wohlthätige Ruhe der Waldnacht! Die hundertjährigen edeln Bäume wölben sich schützend in einander, und bergen jede trübe Well' in ihrem Schooß!

In dieser Neigung zur Stille ward sie nur zu sehr durch die Feste gestört, womit ihre Ritter alle, der Reihe nach, ihren Einzug zu feiern strebten; keiner wollte dem andern nachstehen, und die Gräfin konnte sich, ohne sie bitter zu beleidigen, nicht weigern, dabei zu erscheinen. Mit zarter Schonung, mit der holdesten Bescheidenheit suchte sie alle Huldigungen abzulehnen und keinem unter ihren Lehnsleuten den kleinsten Vorzug einzuräumen; und dennoch wollte man bemerkt haben, daß Einer unter der Ardenner Ritterschaft, der glänzende Clarence, einen entschiednen Vortheil in den Augen der lieblichen Gebieterin davon getragen habe. Man war geneigt, dies leicht zu glauben, da dieser schöne

Ritter den Sieg gewöhnlich in Damenherzen zu erringen pflegte; noch reizender, als schön, durch sein Betragen, durch die Gewandtheit seines Geistes, wußte er allen Launen des weiblichen Gemüths zu schmeicheln; nur selten und nie unaufgefordert sprach er von seinen Waffenthaten, und dann mit jenem einfachen bescheidnen Tone, welcher den Tapfern eigen ist, und der ihn nur noch glänzender bei den Frauen, noch furchtbarer seinen Gegnern machte. Daß er der Eitelste, der Unbeständigste von allen Rittern war, das kam bei der Berechnung seiner Vorzüge nicht in Anschlag. Schon Mancher hatte der Kummer über seine Untreue das Herz gebrochen, und immer Mehrere drängten sich der schönen verrätherischen Flamme zu. Denn es ist fast, als ob das Herz eines flatterhaften Mannes einem Magnetstein gleiche, der die Herzen der Weiber unwiderstehlich an sich zieht; erst treibt sie nur die Eitelkeit, den nie Gefesselten zu fesseln, bis sie, selbst in dem verderblichen Gefühl befangen, gleich den Andern darin untergehen.

Für jetzt war die Eroberung der schönen Lehnsherrin das einzige Ziel seines Strebens; ihre Schönheit, und der Gedanke, sich bald durch sie zum Oberhaupt aller seiner jetzigen Nachbarn erhoben zu sehen, erfüllte ihn mit tausend entzükkenden Bildern. Alle Verführungskünste wurden von ihm aufgeboten, und eifersüchtig bewachte er jedes Zeichen von Wohlwollen, welches einem Andern zu Theil ward.

Bei einem der Banquette, die ihr zu Ehren angestellt wurden, fiel die Rede auf einen Gegenstand, der längst allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatte, auf einen Fremdling, schon seit mehreren Jahren in einer abgelegenen Gegend des

Ardennerwaldes hausend, und von einer so seltsamen Menschenscheu ergriffen, daß er ein rauhes, mit Felsen rings umschanztes Thal zu seinem Aufenthalte gewählt hatte, das jedem Andern unzugänglich war. Die Ritter wußten viel von seiner furchtbaren Wildheit zu erzählen, und von den Schauern jenes engen Klippenthals, wohin nur er und sein alter Gefährte den Eingang durch einen unterirdischen Felsweg zu finden wisse; ein Abgrund sey es vielmehr, in welchem er eine düstre Grotte bewohne.

Ich möchte ihn wohl sehen, den sonderbaren Menschen! — rief die Gräfin mit Wärme; sie hatte, mit lebhafter Theilnahme sich vorbeugend, alle diese Schilderungen angehört, und ihre schönen Wangen rötheten sich vom Feuer des zartesten Gefühls.

Verlangt Ihr dieses, schöne Herrin, — erwiederte der Ritter von Clarence, der schon dies freundliche, lebhafte Mitleid einem andern Wesen misgönnte — „verlangt Ihr dies, so will ich ihn zum Kampfe fordern, und glückt es mir, ihn zu besiegen, ihn dann in einem eisernen Käsicht zu Euch führen; denn wer die Menschen, seines Gleichen, flieht, wie wilde Thiere thun, der ist auch keiner andern Behandlung werth.

Der sonst so fein gewandte Ritter hatte sich diesmal von seiner Empfindlichkeit hinreißen lassen und ganz den rechten Weg zum Herzen der Gebieterin verfehlt. Mit hohem Ernst sah sie ihn an, und sagte: Ritter, nur Unglück kann wohl eines Menschen Herz zu solcher bittern Scheu vor seines Gleichen führen, und Unglück, dünkt mich, gebeut

Achtung und Milde. — Einmüthig gaben die menſchlichen Frankenritter der Gräſin ihren Beifall zu erkennen.

Clarence hatte im Augenblick ſeinen Fehlgriff bemerkt und fühlte nun zehnfach empfindlich Mathildens ſtrenge Zurechtweiſung im Angeſicht aller ſeiner Mitgefährten; die Röthe der Beſchämung und des gekränkten Stolzes flog glühend über ſeine Wangen; doch barg er den Unmuth unter ſeinem gewöhnlichen, anmuthigen Betragen, verſichernd, wie er einzig und allein zum Scherze ſo geſprochen, um die Geſinnung der Uebrigen zu erforſchen, die er zu ſeiner Freude ganz mit der ſeinen übereinſtimmend fände.

Die Unterhaltung wurde ſeitdem ernſter. Nach aufgehobener Abendtafel war die Gräſin in die Wölbung eines Fenſters getreten, und blickte über den weiten Garten, der in feiernder Dämmerung lag, nach dem Walde hinüber, nach eben der Stelle, wo der Beſchreibung nach die Wohnung des Einſamen lag. Da nahte ſich ihr ein alter Ritter, der während dem Mahl weit von ihr entfernt geſeſſen hatte. — Glaubt nicht, edle Gräſin, — ſagte er treuherzig — was man Euch Seltſames und Grauſenvolles von jenem Fremdlinge erzählt hat, der ſeit einigen Jahren Euer Gebiet bewohnt! Ihr könntet traun in Furcht davor gerathen! Ich habe ihn geſehen, einmal im Walde ihm begegnend. Es iſt wahr, ſein Angeſicht iſt wild, und der Stolz ſeiner Blicke ſcheint jeden Neugierigen zurückzuſchrecken, der ſich in ſeine Nähe wagen wollte; allein ſein hoher Gang und ſeine edle Bildung, an der der Schmerz genagt zu haben ſcheint, zeigen unwiderlegbar, wie er von hoher Abkunft und nur durch einen großen, herzzerreißenden Kummer in dieſe Einſamkeit

gebannt ſey. Faſt dünkt es mir, als wären ſeine Leiden von der Liebe verurſacht, die ja in den Jahren der Jugend ſchon manches edle, zur Zier der Welt geſchaffne Herz vor der Zeit zerſtört hat! Zu Leide thut er Niemand etwas; im Gegentheil haben die Landleute der Gegend, die ſonſt von den Wölfen und Bären hart geplagt wurden, einen muthigen Bekämpfer dieſer Unthiere in ihm gefunden.

Dank Euch, mein ehrwürdiger Ritter, für dieſe freundlichere Schilderung! — erwiederte die Gräfin, und der biederherzige, alte Ritter, welchen ſie ſtets geachtet hatte, ward ihr ſeit dieſem Tage noch werther.

Sie dachte nach für ſich daheim viel über das, was ſie gehört hatte; in ihrer Seele war das großmüthigſte Mitleid rege geworden, und eine warme Sehnſucht, die Thränen zu trocknen, die ein auf ihr Gebiet geflüchteter Unglücklicher vergeß. Leis miſchte ſich in dies Gefühl der Menſchlichkeit auch die Erinnerung an eigne unglückliche Liebe; ſie glaubte einen Schickſalsverwandten in dem gefunden zu haben, der, ſo wie ſie, die Einſamkeit des Waldes von Ardenne zu ſeinem Zufluchtsorte gewählt. Lebhafter ſtieg das Bild eines jungen Ritters, den ſie in jener beſſern Zeit geliebt hatte, und ſeit deſſen Tode, den ſie ſich vorwarf, ſie niemals wieder froh geworden war, in ihrem Innern auf.

Einige Tage darauf hatten die Ritter ihr zu Ehren eine prächtige Jagd veranſtaltet; Mathilde erſchien dabei im hellgrünen Amazonenkleide, mit Golde reich verziert, das ihren ſchlanken Wuchs nur noch erhob; ein weißer Reigerbuſch winkte auf ihrem Haupte; ein weißer Zelter, goldgezäumt, trug die anmuthige Reiterin. Jauchzend empfingen

ſie die Ritter, und der Jagdzug ging fröhlich nach dem Walde, deſſen dunkles Grün das goldne Sonnenlicht durchfunkelte. Die Schatten des Waldes wurden durch die Macht des Lichts erhellt, doch nicht die trübe Dämmerung in Mathildens Herzen. Sie gab ſich nur gezwungen dem freundlichen Beſtreben Anderer hin, ſie zu ergötzen, und nahm an allen den glänzenden Jägerthaten und lauten Freuden dieſes Tags im Herzen keinen Antheil.

Nach dem Mittagsmahl, das unter prächtigen Zelten auf dem ſmaragdnen Raſen eingenommen ward, als Alle wieder zu Pferde ſaßen, machte ein ungeheurer Eber, erſchreckt aus ſeinem ſumpfigen Lager fahrend, den Ehrgeiz der ſämmtlichen Jagdgenoſſen rege; Jeder brannte, das mächtige Thier im Angeſicht der ſchönen Herrin zu erlegen, und ſiehe, über dem Beſtreben, ſich unter ihren Augen auszuzeichnen, bemerkten ſie im Eifer nicht, daß ſie ſelbſt ihnen aus den Augen verſchwunden war. Ihr Roß nemlich war durch den Lärmen bei dieſer Jagdbegebenheit ſo ſcheu geworden, daß es mit ſeiner Reiterin ins Dickicht lief und ſie zu einer ganz einſamen Stelle der Waldung trug. Ihr aber war es ganz wohl zu Muthe bei dem unvorhergeſehenen Ereigniſſe; ſie kannte das ſanftmüthige Thier, wußte, daß ſie es leicht würde halten können, ſobald ſie nur wollte, und ſo ließ ſie ihm willig ſeinen Lauf, der von ſelbſt mäßiger wurde, je mehr es ſich von dem Getös der Jagd entfernte. Auch die Gräfin athmete freier einmal von jener läſtigen Umgebung fern, und ſah ſich nicht ohne Behagen in einem kunkeln, abgelegenen Waldgrunde, den eine Reihe felſiger Klippen ſchloß. Sie band ihr Roß an einen Baum, und ſtieg auf

eine von den Felſenhöhen, um ſich in der Gegend zurecht zu finden, in welche ſie der Zufall geführt hatte.

Sie erreichte die Höhe, und ſah jetzt auf der andern Seite mit unbeſchreiblichem Erſtaunen ein kleines Thal zu ihren Füßen, das, wie durch Zauberei, in dieſen Felſenabgrund verſenkt ſchien. Von ſteilen Felſen rings umgeben, ſchien es für jeden Fußtritt unzugänglich; und gleichwohl ſah man ſeinen Grund mit einem freundlich blühenden Gärtchen ausgefüllt, und zur Seite den Eingang einer Höhle, der mit Geisblatt und Waldreben umwunden war, ſo daß man unbezweifelt hier einen menſchlichen Aufenthalt vermuthen mußte. Mathilde fiel ſogleich der Gedanke an den unglücklichen Ithier ein und in demſelben Augenblicke ward ſie einen ehrwürdigen alten Mann gewahr, der ſich nicht fern von ihr mit Kräuterſammeln beſchäftigte.

So iſt dies der Einſiedler? ſagte ſie. Und doch kam dieſe Geſtalt nicht ganz mit dem Bilde überein, das ſie ſich von dem ſonderbaren Fremdlinge gemacht hatte. Langſam nahte ſie ihm, und er wandte bei dem Geräuſch nahender Tritte, halb aufgerichtet, das Geſicht zu ihr. Verwundert blickte er ſie an, und meinte, eine Lichterſcheinung in ſeiner dunkeln Einſamkeit zu ſehen. — Verzeiht, — ſagte die Gräfin — wenn ich die Stille Eurer Freiſtatt unterbreche! Ich habe mich verirrt, und — ohne Zweifel ſehe ich hier den wackern Ithier vor mir, von welchem ich bereits gehört habe.

Der bin ich nicht ſelbſt, ſchöne Dame, — erwiederte der Alte — ich bin nur Guerwin, ſein Diener, oder, wie ich wohl vielmehr ſagen darf, ſein Freund.

Alſo doch iſt hier das Gebiet des Mannes, der mich zu ſo lebhafter Theilnahme bewegt? — rief die Gräfin, von ihrer Empfindung überraſcht; doch ſchnell ſich beſinnend, bat ſie den Alten ſanft, ihr doch einige Erfriſchung zu verſchaffen, da ſie durch langes Umherirren in dieſem wüſten Walde ganz verſchmachtet ſey.

O gern! verſetzte dieſer, der ſie bis dahin unverwandt betrachtet hatte und ſich in ihrem Anſchaun ganz zu verjüngen ſchien. Doch fügte er mit einiger Verlegenheit hinzu, ſie möge nur auf kurze Zeit hier warten; er wolle hinab in die Grotte ſteigen, und ihr das Beſte bringen, was nur der kleine Hausſtand biete.

Und warum darf ich Euch nicht ſelbſt begleiten? — fiel ihm Mathilde raſch ins Wort. — Ich ſehne mich, in einer freundlichen Behauſung auf wenig Augenblicke auszuruhen.

Ach, edle Dame! — erwiederte der ehrliche Guerwin mit ſteigernder Verlegenheit — ich wollte Euch wohl gern in das ſchönſte Schloß einführen; allein Ithier geſtattet keinem Menſchen, wer es auch ſey, Zutritt in ſeine Wohnung. — Zwar — iſt er jetzt nicht daheim — — allein auch ohne daß er es weiß, kann ich unmöglich wider ſeinen Willen handeln.

Mein biedrer Freund, — erwiederte die Gräfin huldvoll — Ihr thut kein Unrecht, wenn Ihr dies eine Mal von Eurem ehrenwerthen Vorſatz abweicht; denn nie wird ein Geheimniß über meine Lippen kommen, das ich nicht aus Neugier, ſondern aus Theilnahme beachte. Und braucht es meines Namens dabei zum Unterpfand, ſo wißt, ich bin

die Gräfin von Negremont, die rechtmäßige Herrin dieſes Landes.

Es hätte nicht der Nennung ihres hohen Namens bedurft, um den ſchon ganz für ſie gewonnenen Alten in ſeinem Vorſatz zu erſchüttern. Nachdem ſie ihm noch einmal die heiligſte Verſchwiegenheit gelobt, führte er ſie waldeinwärts, an die Oeffnung eines unterirdiſchen Ganges, die, dicht mit Buſchwerk überwachſen, für jedes fremde Auge verborgen war. Hier hatte die Natur ſelbſt einen Weg durch die Felſen gewölbt, der allgemach ſich ſenkend hinab bis in den Grund der Tiefe führte, wo der menſchenfliehende Fremdling ſeinen Wohnſitz erwählt hatte.

Mathilde folgte ihrem Führer, und betrat bald mit einem leiſen Schauer das kleine Gartenthal, und die Höhle, dieſe Freiſtätte ſtiller Ruhe, oder vielmehr abgeſchiedner tiefer Trauer. Sie ſetzte ſich, während Guerwin beſchäftigt war, einige Bewirthung für ſie herbeizuholen, und blickte theilnehmend nach den Gegenſtänden in der Zelle umher. Eine Matte von Binſen war das Lager des Bewohners. Zur Seite an der Wand hing eine Harfe, und nicht weit davon ein ritterliches Schwert.

So war das Bild, das ſie ſich von Ithier entworfen hatte, ganz ſo, wie es ihr dieſe Umgebungen zeichneten. Guerwin trat eben jetzt mit einem kleinen Korb voll Früchte und einem Becher friſchen Quellenwaſſers in die Zelle; allein die Gräfin, ohne etwas davon anzurühren, verrieth jetzt nur zu deutlich, daß nicht Bedürfniß des Körpers, daß nur Drang ihrer Seele ſie hierher geführt hatte. — O lieber Guerwin, — rief ſie ihm entgegen — nicht wahr,

ſo heißt Ihr? — ich bitte Euch, ſagt mir, durch welches ſonderbare Schickſal der Mann, an dem ich ſo herzlichen Antheil nehmen muß, zu dieſem finſtern Menſchenhaſſe gekommen iſt.

Nicht Menſchenhaß, gnädige Frau, — verſetzte Guerwin — nur Unglück iſt es, was den liebenswürdigſten der Menſchen in dieſe düſtre Einſamkeit gedrängt hat; nicht minder weich iſt er, als ſtolz und großmuthsvoll; er flieht die Glücklichen aus Furcht, von ihnen gedemüthigt zu werden, und die Unglücklichen aus Ohnmacht, ihnen beizuſtehen.

Und welches Unglück, — fragte Mathilde, indem ſich ihre Wangen von noch innigerm, mit Bewunderung gemiſchtem Mitleid rötheten — welches Unglück hat dieſes ſchöne Herz der Welt geraubt?

Was ich von ihm weiß, edle Frau, — erwiederte Guerwin — will ich Euch gern berichten. Ich war vorher als Waffenträger im Dienſt des edeln Ritter Gottfried von Prinzelles. Nachdem ich ihn auf manchen Kriegszügen begleitet hatte, folgte ich ihm auch hierher, wo der ehrwürdige Greis den Abend eines thatenvollen Lebens in heitrer Einſamkeit beſchließen wollte. Er hatte ſtets die Wiſſenſchaften ſehr geliebt, und ſchon im Heere nannte man ihn nur: den gelehrten Ritter. Er zog ſich nun auf eine kleine Burg zurück, welche nicht fern von hier auf der Stirn eines ſanften Hügels liegt. Hier weihte er ſich nun ganz vorzüglich der ſchönen Sternenkunde, und ſtand in heitern Nächten oft auf der Warte ſeines Schloſſes, ganz in begeiſtertes Anſchauen verſunken. Auch mir theilte er etwas davon mit; und noch jetzt erfreue ich mich oft, wenn ich ſo über mir

die reiche Herrlichkeit erblicke. Denn ſeht, ſo wie draußen in unſerm kleinen Gärtchen die bunten Blumenfelder glänzen, kömmt es mir auch vor, als ob der Himmel voll lauter Blumenfelder läge, doch voll unendlich weiter und alle mit weißen, glänzenden Blumen überſä't!

Aber Euer jetziger Herr, lieber Freund? — unterbrach ihn die Gräfin, die eben jetzt nicht geſtimmt war, die dichteriſchen Betrachtungen des guten Guerwin anzuhören.

Nun ja! — fuhr dieſer fort — ich wollte eben ſagen, wie mein Herr ſonſt die Sterne gewöhnlich nur aufblickend ſah, ſo mußte er doch einſt im Niederblicken einen gar ſchönen Stern gewahr werden; ja, einen Stern der Ritterſchaft, der Schönheit und aller nur möglichen Tugenden! nur daß er damals einem irrenden Kometen glich. Wir waren nemlich einſt, mein Herr und ich, in der Gegend geluſtwandelt, und hatten uns auf einer Felſenhöhe niedergelaſſen, von wo ſich eine weite Ausſicht bot; die Sonne war untergegangen, der Abendſtern ging auf; — Ihr kennt ihn doch? man nennt ihn auch den Stern der Liebe; — er ſteht — —

O ja, ich kenne ihn! — rief die Gräfin ängſtlich flig — und bitte Euch nur, fortzufahren!

Gut, — fuhr der arme gelehrte Guerwin fort, der hier durchaus ſeine Gelehrſamkeit nicht ins Licht ſetzen konnte, ſo gern er es eben hier gethan hätte — gut, — ſagte er, etwas aus der Faſſung gebracht — wie wir alſo nun ſo um uns blickten — auf einmal ſahen wir, nur wenig Schritte unter uns, einen Ritter in voller Rüſtung nach dem Rande

des Felſen eilen, wo ſich ein ſchaudervoller Abgrund öffnete. Er ſah hinab, hob dann, wie in verzweiflungsvollem Schmerze, die Arme zum Himmel empor, und breitete ſie dann gegen den Abgrund aus — und jetzt — in dieſem Augenblicke wollte er ſich hinunterſtürzen. —

Halt ein, Unglücklicher! Um Gottes willen! — rief jetzt mein Herr, und Gott gab ſeiner Stimme Kraft, daß ſie noch mächtig klang, wie einſt in Jugendtagen der Schlacht. Erſchüttert wandte ſich der Fremdling nach uns um; er war uns vorher nicht gewahr geworden, und wußte nicht, woher die warnende Götterſtimme tönte. Das Viſier ſeines Helmes war aufgeſchlagen, und wir ſahen nun ein wunderſchönes, edles Geſicht, obwohl im Ausdruck heftigſter Verzweiflung. Der Abendſtern ſtand eben über ihm; ach lieber Gott, der Stern war aufgegangen, er wollte untergehen!

Mein Herr war auf ihn zugeeilt, und mit der Würde, mit der Feſtigkeit, welche ihm eigen war, wußte der ehrwürdige Greis ſeinen furchtbaren Vorſatz zu hemmen. —

O Gott, mein Vater, — rief der Ritter ſchmerzlich — warum verhindertet ihr einen Unglücklichen, das Ende ſeiner Qualen in dieſem Abgrunde zu ſuchen?

Ritter, — ſagte der edle Gottfried, mit einem in das Herz dringenden Blicke — auf Euer ſchönes Antlitz hat die Natur den Muth des Helden eingeprägt; gewiß ſeyd Ihr auch ein Chriſt. Und ziemt es einem Helden, einem Chriſten, den Kampf ſo zu beſtehen? Nein, dieſe edle Heldengeſtalt, ſie ward nicht geſchaffen, um an den Klippen dieſes Abgrundes zerſchmettert zu werden!

Unwillkührlich erweicht bei dieſen Worten, erwiederte

der Ritter: Ach, mein Vater, an noch viel härtern Klippen iſt längſt mein Herz zerſchmettert und zerriſſen worden!

Der milden und weiſen Beredſamkeit des guten Ritters von Prinzelles gelang es endlich, ihn zum Mitgehen nach unſrer Wohnung zu bewegen. Wir mußten oft ſeine wankenden Tritte ſtützen; denn nur die Heftigkeit, die Wuth des Schmerzes hatte ihn vorher fortgeriſſen. Als wir zu Hauſe anlangten, ſank er zuſammen, mit ganz gebrochner Kraft. Wir zogen ihm die ſchwere Rüſtung aus, gaben ihm leichtere Kleider, und ich bereitete ihm ſchnell ein gutes Bett. Allein von allen den Erfriſchungen, die wir ihm boten, nahm er nichts an.

Er fiel bald in den Schlaf der Erſchöpfung; doch mein Herr fürchtete, daß mit ſeinem Erwachen auch die Verzweiflung wieder wach werden würde, wohl wiſſend, daß ſtets nach der Schlummerſtärkung der faſt erliegenden Natur der Schmerz ſich auch mit neuer Rieſenkraft erhebt und, einer Felslaſt gleich, auf die Bruſt des Erwachten fällt. Der wohlthätige Alte wachte deshalb die ganze Nacht am Lager ſeines unglücklichen Gaſtes, und als dieſer gegen Morgen die Augen aufſchlug, da mußte er ſtatt des Schmerzes den Troſt in Geſtalt eines edeln Freundes auch wider Willen in die geſtärkten Augen faſſen. Wie milder Schein der Morgenſonne ſtrahlten die Worte des ehrwürdigen Gottfried in die tiefdunkle Nacht, welche des armen Ritters Sinn umflorte; wie milder Balſam floſſen ſie in ſein zerriſſenes Herz. Nach und nach wußte Gottfrieds Weisheit den Geiſt des Jünglings auf die Wiſſenſchaft zu leiten, die auch dieſer in glücklichern Tagen geliebt hatte. Ihr Reiz

und die Theilnahme der großmüthigsten Freundschaft bewogen ihn endlich, unsre friedliche Einsamkeit zu theilen. Und ungeachtet seiner Schwermuth, gewann er unsre Herzen mit jedem Tage mehr. Auch ward die Großmuth Ritter Gottfrieds bald auf das herrlichste von ihm belohnt. Eine mörderische Räuberhorde hatte sich in diese Gegend gezogen und fiel auch unsern stillen Wohnsitz an. Sie glaubten nur abgelebte Alte zu finden, allein das tapfere Schwert des Fremdlings, von neuerwachter Jugendkraft geführt, that ihnen einen so kräftigen Widerstand, daß sie auf immer des Wiederkommens vergaßen. Auch die blutdürstigen Wölfe und andre Ungeheuer des Waldes haben an ihm einen muthigen Bekämpfer gefunden.

Und sein Name? und seine Geschichte, lieber Freund? — rief die Gräfin in höchster Spannung.

Sein Name und seine Geschichte, gnädige Frau, — versetzte Guerwin — sind stets ein Geheimniß zwischen ihm und meinem, seitdem verstorbenen Herrn geblieben. Er nannte sich blos: Ithier; auch hießen wir ihn nur: den Sternenritter, theils weil wir ihn unter dem Einfluß des Abendsterns gefunden hatten, theils, weil er drei goldne Sterne im Schilde führte!

Drei Sterne? — wiederholte Mathilde nachsinnend — dann ist es kein Bekannter meiner früheren Zeit.

Einige Jahre — fuhr Guerwin fort — war er so bei uns geblieben, als ihn der Tod des edeln Gottfried von Prinzelles aufs neue in seine wilde Schwermuth stürzte; er hatte nun keine Stütze mehr gegen die heftigen Anfälle seines Grams; denn wenn ich ihn auch gleich trö-

ſtete, lieber Gott, es iſt doch das nicht! — Und dann iſt er dabei ſo ſeltſam — er kann Sprechen gar nicht leiden! es wäre kein Wunder, man würde ſtumm bei ihm. Ich bin manchmal ſo unmuthig deshalb, und habe mir ſchon mehrmals vorgenommen, wieder unter Menſchen zu gehen, mit denen man doch ein Wort ſprechen kann.

Ach nein! das thut doch nicht! — fiel ihm die Gräfin faſt erſchrocken in die Rede. — Verlaßt Ihr den armen Verlaßnen nicht!

Tragt keine Sorge, edle Frau, — erwiederte der Alte lächelnd — ich thue das auch nimmermehr! Wenn er mich wieder anſieht, ſo gut, ſo himmliſch mild, mit ſeinen ſchönen, lichtdunkeln Augen, mir herzlich die Hände drückt, mich wohl gar wie einen Freund in ſeine Arme ſchließt, dann ſeh' ich ja wohl klar, daß es nicht Stolz iſt, was ihn ſo ſeltſam macht, ſondern allein der ſchreckliche, unbeſiegbare Gram, der ihn in dieſe öde Wildniß bannt. Denn nach dem Tode meines guten alten Herrn meinte er ſich in jenem Schloſſe noch nicht einſam genug, und zog in dieſes Thal, das nur die Sonne und der Mond zu finden wiſſen. Ich hatte ihm und mir einmal gelobt, jedes Schickſal mit ihm zu theilen, und ſo bin ich auch mit hieher gezogen; wir haben ein Stückchen Landes urbar gemacht und uns dieſe verborgene Wohnung in den Fels gehauen. Und nun, gnädige Frau, wißt Ihr Alles, was ich Euch hiervon zu erzählen weiß.

Der Alte ſchwieg; die Gräfin aber ſaß noch eine lange Weile, nachdem er ſchon geendigt hatte, in wehmüthiges Nachdenken vertieft. Es ſchien ſie jene räthſelhafte Sympathie

zu dem Unglücklichen zu ziehen, die uns oft gegen Wesen neigt, die wir nie kannten, nie sahen.

Sie stand jetzt auf und betrachtete gerührt alle Gegenstände in diesem düstern Aufenthalte, das Schwert, die Harfe, und das armselige harte Lager, wo vielleicht einer der edelsten Menschen, zu einem glücklicheren Loos geboren, seine kummervollen Nächte durchwachte. Sie kam jetzt an eine Steinplatte, die einen andern Eingang zu verschließen schien. Sie warf einen bittenden Blick auf Guerwin, dem der verbindliche Alte unmöglich widerstehen konnte. Seufzend und zögernd stand er ein Weilchen, dann sagte er: Gnädige Frau, dies ist eigentlich das allerinnerste Heiligthum meines Herrn; hierher sollt' ich Euch wohl nicht führen! — Indessen — fügte er rasch hinzu — kommt Ihr mir doch nicht anders vor, wie ein zu uns herabgestiegner Engel, und so wirds auch nicht schaden, wenn Ihr dies stille Plätzchen seht.

Er hob bei diesen Worten die Platte auf die Seite; sie verschloß eine andre Abtheilung der Höhle, welche, so wie die erste, durch ein kleines, von Waldreben umranktes Fenster sparsam beleuchtet ward. Ein Kreuz, dem Eingang gegenüber, mit armer Kunst aus dem Felsen gehauen, gab einen überraschenden, rührenden Anblick. — Hier betet mein Herr täglich ganz allein — sagte Guerwin — und dieses Kreuz hat er sich selbst mühsam aus dem harten Stein gehauen.

Auf der andern Seite erblickte die Gräfin, an der Wand aufgehangen, eine vollständige Kriegsrüstung, Helm, Schild und Küraß, Alles sehr wohl erhalten und blank geputzt.

Das Schild zeigte drei goldne Sterne auf dunkelblauem Stahl. — Er putzt sie täglich selbst, diese seine geliebte Rüstung, — sagte immer erläuternd der Alte.

Aber jetzt ward die Gräfin zwischen dem Kreuz und den Waffen eine Oeffnung im Boden gewahr. — Dies ist sein Grab; — sagte Guerwin — hierher hab' ich versprechen müssen, ihn einzusenken, wenn ich, wie er stets behauptet, ihn überleben sollte, trotz meiner Jahre und den seinigen. Hier unter seinen Waffen will er ruhen, und eine Locke, die er stets in einem kleinen goldnen Rahmen auf seinem Herzen trägt, soll ich ihm ins Grab geben. — Aber, o Gott, gnädige Frau! — unterbrach sich Guerwin — ich bin mein Leben lang ein treuer und verschwiegner Schildträger gewesen; und gegen Euch verrath' ich die Geheimnisse des besten Herrn! — Er wandte sich beschämt und schmerzlich ab.

Seyd ruhig, lieber Freund! — sagte die Gräfin sanft, und Thränen schimmerten in ihren schönen Augen — nie sollt Ihr Euer Vertrauen zu mir zu bereuen haben. Ich werde Eure Einsamkeit zu schützen wissen.

In diesem Augenblicke hörte man die Hörner der Jagd durch das Gebirge schmettern, und die Gräfin eilte, ihrem sie suchenden Gefolge zuvorzukommen, damit nicht vielleicht so diese geheiligte Freistatt entdeckt werde. Sie bot dem ehrlichen Guerwin kein Geld, das empfindliche Ehrgefühl eines alten Kriegers zu verletzen, allein in ihrem Innern auf beßre Mittel denkend, ihn und den unglücklichen Ritter zu erfreuen.

Sie kehrte durch den unterirdischen Gang zurück, an

deſſen Eingange ſie ihr Roß noch ruhig weidend fand, ſchwang ſich mit leichter Anmuth auf, und jagte in den Wald, nachdem ſie dem gutmüthigen Guerwin mit holdſeligem Danken ihre Hand gereicht, der ihr den Bügel ehrfurchtsvoll gehalten hatte, und nun ganz betrübt und beſtürzt der ſchönen, flüchtigen Erſcheinung nachblickte.

Sie aber folgte den lang hinfließenden Hörnertönen, die durch die Felſen hallten, und gleichſam das Verlangen der Suchenden in ſehnſüchtigen Rufen auszudrücken ſuchten. Bald ſtieß ſie auf den Zug der Jäger, die ſie mit Angſt geſucht hatten und nun mit frohem Jauchzen begrüßten.

Am lebhafteſten äußerte ſeine Freude der Ritter von Clarence, der bei dem Heimritt nun nicht mehr von ihrer Seite kam. — Aber gnädige Frau, — fing er an, als ſie einmal ein wenig abgeſondert von den Uebrigen durch eine grüne Schattenhalle ritten — Ihr ſeyd heute ſo nahe bei der Wohnung des Wilden — oder — verzeiht! des Einſamen geweſen, und habt ihr nichts von dieſem außerordentlichen Menſchen geſehen?

Dieſe anſcheinend fröhliche Laune des Ritters verwandelte ſich bald in nagenden Unmuth, als er die Art bemerkte, womit Mathilde ſeine Frage ablenkte, ſodann unwillkührlich in ein ſtilles Nachdenken verſinkend. Auch als ſie auf das Schloß zurückgekehrt waren, behielt die Gräfin dieſe Stimmung bei, und verabſchiedete bei guter Zeit die ritterlichen Jagdbegleiter, zur großen Beſtürzung ihres eiteln Verehrers, der von dem allgemeinen Schluß nicht ausgenommen ward.

Freier athmete ſie, als die edeln Herren die Burg ver-

laſſen hatten. Auch ihre Leute ſchickte ſie hinweg und zog ſich ganz allein in ihr ſtilles Gemach zurück, um endlich ſich einmal dem Strom von Bildern, von lieblich ſchmerzlichen Erinnerungen hinzugeben, die überwältigend auf ſie eindrangen. — Drei Sterne? — ſagte ſie ſinnend — warum nicht drei Roſen? Glaubt' ich doch ſchon, der Himmel habe ſich geöffnet und ſeine längſt Verklärten zu meinem Troſt herabgeſandt! Archimbald! edler, unglücklicher Geliebter! ach deine Roſen ſollten nicht auf Erden blühen! — Doch — haben ſie ſich nicht in Himmelsblumen umgewandelt? und ſind nicht Sterne Himmelsblumen? — Mein Archimbald! — ach Gott! lern' ich denn nie vergeſſen?

Sie ſank bei dieſen Worten auf einen Sitz zurück, und ein ſchwellender Thränenſtrom ſchien ſich von dem gepreßten Herzen loszureißen. Das Bild ihres geliebten Archimbald ſtieg immer wieder und immer herzverwundender vor ihr empor; denn nicht allein in dem Schickſal des Fremden, auch in der Schilderung ſeines ganzen Weſens, hatte ſie tauſend Züge wahrgenommen, die dem herrlichen Todten ähnlich waren. Was aber ihre Schmerzen über ſeinen Verluſt ſo brennend, ſo verzehrend machte, das war die Qual des Vorwurfs, die ſich darein miſchte. Sie hatte ſich als die Urſache ſeines Todes anzuklagen.

Als er zurückkam von dem Kreuzzug, dem er im Heer des edeln Königs, Ludwig des Neunten, rühmlich beigewohnt hatte, da fand er die, welche er namenlos geliebt, — als die Gemahlin eines Andern. Nicht um des Lohns der Liebe willen vollbringt der Tapfre ſeine Thaten, allein nur ſie vermag ihm ganz zu lohnen! Archimbald fand ſich, als er

nach ſchweren Tagen den Boden Frankreichs wieder grüßte, um alles Glück ſeines Lebens betrogen! Die Nachricht von Mathildens Treubruch fand ihn ganz nah bei ihrem Aufenthalte, und tief und heftig, wie er ſie geliebt, war ſein verzweiflungsvoller Schmerz bei dieſer Nachricht. Er ſchrieb ihr einen Brief, worin er ihr kurz und erſchütternd den Zuſtand ſeiner Seele malte; — und am andern Morgen hatte man den Leichnam des Unglücklichen am Ufer des naheflieſſenden Stroms gefunden, die Bruſt von einem Schwertſtoß — wie man nicht zweifeln konnte, von ſeinem eignen Schwert — durchbohrt.

Wie es möglich war, daß Mathilde dieſen fürchterlichen Augenblick überlebte, kam ihr ſelbſt immer als ein Wunder vor. Doch der Schmerz tödtet oft nur langſam. Als ſich die Kräfte ihrer Jugend aus einer tödtlichen Krankheit emporrangen, blieb eine unheilbare Schwermuth ihre beſtändige Begleiterin. Einiger Troſt war es für ſie, daß ihr Gemahl den Leichnam des unglücklichen Getödteten, um der Nähe willen, eine Stelle in ſeinem Erbbegräbniß gönnte, und die wohlbekannten Waffen mit dem Sinnbild der drei Roſen in ſeiner Waffenhalle aufgehangen wurden.

Zwar durfte ſie ſich ſagen, daß ſie nicht anders, als nach langem Widerſtreben, dem Dringen ihres Vaters nachgegeben hatte, und nur nach der erhaltenen falſchen Nachricht, wie Archimbald bei Kairo gefallen ſey; dennoch warf ſie ſich Untreue gegen ſich ſelbſt und gegen das Andenken des edelſten der Männer vor. — O warum, — ſagte ſie ſich oft — warum hab' ich mich nicht mit einem offenherzigen Geſtändniß an die Großmuth des wackeren Grafen

von Valmaure gewendet? Gewiß würde er nie in einer Liebe sein Glück gesucht haben, die seine Gattin nicht mit ihm theilen konnte.

Jetzt war es ihr ein linderndes Gefühl, das Andenken des unvergeßlichen Verlornen auch in der Aehnlichkeit zu ehren, die jener Sohn des Unglücks mit ihm trug. Sie machte sich eine heilige Pflicht daraus, seine nachtdunkle Trauer zu erhellen. Deshalb suchte sie noch mehr, als vorher, die Einsamkeit, und ließ die häufigen Besuche des Ritters von Clarence zurückweisen, um dafür in Begleitung ihres Stallmeisters, eines bejahrten, wackern Mannes, öftere Streifzüge nach der Gegend zu unternehmen, wo sie den Verlaßnen zu sehen, vielleicht zu sprechen hoffen durfte. Allein ein Unfall hielt den edeln Ithier auf längere Zeit vom Ausgehen ab. Denselben Tag, wo Mathilde in seinen Zufluchtsort gedrungen war, hatte ihn auf der Jagd eine Schlange in den Fuß verwundet.

Näher und näher wagte die Gräfin sich zu seiner stillen Freistatt; denn jeden Wunsch verstärkt die Schwierigkeit im menschlichen Gemüth. Sie ließ den Stallmeister im Walde auf sich warten, um selbst gegen ihn das Geheimniß des Unglücks zu ehren; sie aber stieg auf den äußersten Rand des Felsen, von wo aus sie das friedliche Gärtchen und das ganze stille Gebiet zu ihren Füßen liegen sah. Nicht lange hatte sie gestanden, so hörte sie einzelne Harfenlaute, und jetzt ward sie den lang Gesuchten selbst gewahr, wie er, nicht fern von seiner Höhle, auf einem Felsstücke saß. Zwar war er von ihr abgewendet, auch selbst durch eine vorragende Klippe verdeckt; dennoch erkannte sie eine ungemein edle

Geſtalt, edel in Anſtand und allen Bewegungen. Sie lauſchte angeſtrengt, und deutlich hörte ſie das nachfolgende Lied, das er mit einer tiefen, tonvollen Stimme zur Harfe ſang:

Es geht die alte Sage
Bei Menſchen aus und ein:
Nicht Lieb' und Mitleid trage
Das wilde Felsgeſtein;

Doch wo, wie Schneegefilde,
Der Buſen zart ſich hebt,
Sey auch von zarter Milde
Die weiche Bruſt belebt.

O Menſchen, falſche Sage!
Wohl reg' für Scherz und Luſt,
Doch für des Schmerzes Klage
Iſt Stein die zarte Bruſt!

Doch wo die Wälder ſchauern
Auf dunkelm Felsgeſtein,
Da zieh' mit deinem Trauern,
Du armer Flüchtling, ein!

Wenn bei des Glückes Schwanken
Dich Lieb' und Huld verläßt;
Die Felſen ohne Wanken
Steh'n dir als Freunde feſt.

Ruh' kühn in ihren Armen!
Es hegt für Treu und Schmerz
Die Felſenbruſt Erbarmen,
Doch nicht des Menſchen Herz!

O Gott! — seufzte Mathilde — wie schwer muß er gekränkt worden seyn, eh' er zu dieser Bitterkeit gekommen ist. — In dieser Stimmung wagte sie nicht ihm zu nahen, und kehrte tiefsinniger zurück, als sie gekommen war.

Der Ritter von Clarence hatte indeß mit glühendem Unmuth der Ursache nachgedacht, warum ihn die Gräfin so sichtbar von sich entferne. Er konnte durchaus keinen Grund auffinden, als er zufällig durch einen seiner Diener hörte, die Gräfin sey in das Felsenthal des wilden Ithier gegangen und habe ihren Stallmeister am Eingang auf sich warten lassen. Jetzt ging' eine schreckliche Vermuthung in der Seele des Ritters auf, die ihm bald zur Gewißheit ward, als er alle Umstände verglich. Außer sich, gefoltert von wüthender Eifersucht und von empörtem Stolz, sich einem solchen Nebenbuhler aufgeopfert zu sehen, wollte er in der ersten Wuth gegen die Gräfin selbst ausbrechen; allein bei reiferm Nachdenken fand er doch, daß dies für einen artigen Ritter nicht geziemend sey; auch konnte er der Hoffnung auf den Besitz der schönen Lehnsherrin noch immer nicht im Innern seines Herzens entsagen. Er beschloß daher nur, seinem unwürdigen Nebenbuhler die ganze Schwere seines Zorns fühlen zu lassen, und sandte einen Herold, der dem Beleidiger die fürchterlichsten Drohungen überbringen sollte.

Ithier trat eben, von seinen Wunden wieder ganz geheilt, zum ersten Mal aus seiner Felsenwohnung; der schöne, heiterfrische Morgen schien auch ihn einmal zu erheitern und unwillkührlich sein Herz einer fröhlichen Ahnung aufzuschließen; da hörte er plötzlich Trompetenklänge, die das Echo der Felsen weckten. Der Herold von Clarence war auf

den Rand des Felsen getreten, er rief mit lauter Stimme in den Grund hinab: Mein Herr, der Ritter von Clarence, verbietet hiermit dem Bewohner dieser Wildniß, fortan Besuche von der Gräfin von Negremont anzunehmen, welche mein Herr zur Dame seines Herzens erkohren hat. Wo nicht, so wird er ihn mit Allem, was ihm angehört, in seinem Felsennest verbrennen lassen.

Verwundert hatte Anfangs Ithier diese Worte angehört. Ihr auffordernder Ton, schon der Klang der Trompete, erweckten aber bald den alten kriegerischen Muth in ihm. — Warte! — rief er dem Herold zu — ich will dir schriftlich Antwort geben.

Er ging darauf in seine Wohnung, schrieb, wie ein Krieger schreibt, der einen Andern in die Waffen fordert, eilte dann ungesehen mit dem Blatte durch seinen Felsengang, und stand mit einem Mal, in seiner ganzen furchtbaren Hoheit, vor dem erschrocknen Herold.

Armseliger Bote eines wahnsinnigen Ritters! — rief er ihm zu — geh'! bringe deinem Herrn dies Blatt! und — — laß dich nie wieder in dieser Gegend finden!

Der Blick, die Donnerstimme, womit er dieses sagte, setzten den Herold so in Schrecken, daß er betäubt und zitternd floh, und in der Eile seines Laufs das Blatt in den verschlungnen Waldwegen verlor.

Die Gräfin kam indeß, mit ihrem Stallmeister, bei ihrem gewöhnlichen Ausritt auf diese Stelle; sie sah ein Blatt in dem Gebüsche schimmern, ließ es sich reichen, und las mit Verwunderung folgende Worte:

„Ithier, Bewohner des Ardennerwaldes, beleidigt

durch die Drohungen des Ritters von Clarence, fühlt sich bewogen, um seinetwillen noch einmal den Vorsatz ewiger Abgeschiedenheit zu brechen. Wenn dieser Beleidiger, nächste Nacht, eine Stunde nach Aufgang des Mondes, sich auf dem Stern der Grenzen finden will, begleitet von einem Waffengefährten, so mag er den im Zweikampf kennen lernen, den er so ungerecht beleidigt hat. — Auf diese Nacht!" —

Mathildens Augen leuchteten, als sie das Blatt gelesen hatte; ein kühner, aber glücklicher Gedanke stieg in ihr auf. Der Himmel selbst schien ihr das Mittel an die Hand zu geben, wie sie ein unsinniges Blutvergießen um ihrentwillen hindern — denn leicht errieth sie den ganzen Zusammenhang — und zugleich den so lang gehegten Wunsch nach Ithiers Bekanntschaft befriedigen könne. Sie lenkte ihren Zelter heimwärts, und, auf dem Schlosse angekommen, beschied sie sogleich ihren Stallmeister allein in ihr Gemach. Sie vertraute dem wackern Mann die ganze Lage der Sachen, bat ihn um seinen offenherzigen Rath und dann um seinen Beistand.

Auch er mußte ihr Vorhaben billigen. Die Ausführung war leicht und schnell. Der Stallmeister hatte einen Sohn, welcher nun eben seine ersten Waffen erhalten hatte. Erfreut brachte der Vater seiner Gebieterin die glänzende Rüstung des zarten Jünglings, die ihrer Größe ungefähr angemessen schien. Bald war die liebliche Gestalt in Erz gehüllt, auch der Stallmeister wappnete sich zu ihrem ritterlichen Beistand, und Beide kamen noch lang vor der Stunde des Kampfs an der bestimmten Stelle an.

Der Stern der Grenzen ist ein Ort in dem Ardennerwalde, wo sich alle Wege aus den verschiednen Herrschaften durchkreuzen und gleichsam einen Stern bilden. Der freie Raum auf ihrem Mittelpunkt war zum Kampfplatze wohl geeignet. Mathilde und ihr schützender Begleiter betraten schweigend diese feierliche Stätte, und eben war der Vollmond hinter einer Anhöhe aufgegangen, groß und hell, wie ein blanker, leuchtender Schild. Es war, als ob die hohen, dunkeln Bäume ehrerbietig zurückträten, der Mond aber, als Kampfrichter, immer höher und höher walle. Kein Lüftchen unterbrach das heilige Schweigen der Nacht. Mathildens Herz schlug hoch, als jetzt der entscheidende Augenblick herannahte. Nach einer kleinen Weile sahen sie von der Anhöhe einen hohen Ritter herniedersteigen, in völliger, leuchtender Rüstung, fast selbst so herrlich und leuchtend, als der Mond, der eben vor ihm auf der Höhe gestanden hatte, und jetzt zur Seite über die Eichen her ihn wohlgefällig bestrahlte. Ihm folgte, ebenfalls gewappnet, sein treuer Waffenträger. Mathilde und der Stallmeister erkannten alsobald Ithier und den wackern Guerwin.

Alle vier Kämpfer gingen einander gehaltnen Schritts entgegen und trafen auf der Mitte des Kampfplatzes zusammen. Mathilde konnte im Näherkommen nicht genug die schmerzliche Aehnlichkeit bewundern, die der herrliche Fremde in Wuchs und Gang und Anstand mit ihrem verklärten Geliebten hatte. Als Ithier aber das zarte, jugendliche Ansehn seines Gegners sah, da überwand alsbald großmüthiges Mitleid das Rachgefühl im Busen dieses Helden. — Jüngling, — sagte der hohe Krieger, und blickte mild auf seinen

ſchwachen Feind herab — durch welche raſende Verblendung forderſt du die Waffen eines geübten Kriegers zum verderblichen Kampfe auf? Glaube mir, ich kenne die Dame nicht, auf welche du eiferſüchtig biſt, und mag ſie auch nie kennen lernen! Dieſe Erklärung von meiner Seite laß dir genügen, und ſiehe dein Unrecht ein! denn ſicher, dein Tod würde mir mehr Schmerz, als Ehre, zuwege bringen.

Tief gerührt durch den Edelmuth, von dem dieſe Worte zeugten, war es der Gräfin nicht möglich, die Täuſchung länger fortzuſetzen. — Großmüthiger Ritter! — rief ſie aus — o könntet Ihr wohl eine Täuſchung verzeihen, die nur aus guter Abſicht unternommen ward? Der Ritter von Clarence hat Euch um einer Dame willen aufgefordert, die nicht will, daß um ihrentwillen Blut vergoſſen werde. Es iſt die Gräfin von Negremont, Eure jetzige Grundherrin, und — — ſie ſteht Ihr in dieſem Augenblicke vor Euch.

Die erſte Bewegung Ithiers bei dieſen Worten war, ſich ſcheu abzuwenden und eilig die Flucht zu nehmen; allein Mathilde warf ſich ihm in den Weg und ſagte innig: O flieht mich nicht! Beim heiligen Gott, nicht Neugier iſt's, die mich bewegt, Euch aufzuſuchen, ſondern die wärmſte Theilnahme! Ich wünſchte Euch tröſten zu können!

Ithier ſtand und zögerte. Trotz ſeiner Wildheit, blieb er doch immer ein Frankenritter, über welchen das weibliche Geſchlecht ſtets ein bedeutendes Anſehn übte. — Gräfin von Negremont, — ſagte er ehrerbietig — ich kenne Euren Namen nicht, ſo wenig als Euch ſelbſt; allein als

meine Grundherrin bitte ich Euch um Vergunſt, mich ungeſäumt in meine Einſamkeit zurückflüchten zu dürfen.

Bei dieſen Worten verbeugte er ſich gegen ſie mit ritterlichem Anſtande und wollte flüchtig in den Wald einlenken. Allein Mathilde bat ſo innig, zeigte ihm eine ſo wahre, ſo gefühlvolle Theilnahme, daß er nicht länger dem Zauber widerſtehen konnte, der ja für jedes Menſchenherz ſo ſüß iſt, dem Zauber der Mittheilung an ein verſtehendes Gemüth. Er willigte ein, auf Mathildens dringende Bitten, ihr die Geſchichte ſeines Lebens und ſeines Unglücks zu vertrauen. Beide entfernten ſich von ihren Waffengefährten, und ſetzten ſich am Fuß der Anhöhe, wo Ithier mit folgenden Worten begann:

Ihr wollt es, unerbittliche Gräfin, ich ſoll Erinnerungen an das Licht rufen, die ich lieber in ewige Nacht vergraben möchte. Zwar werdet Ihr mir keinen neuen Schmerz erwecken; denn des Vergeſſens iſt meine Seele ohnedies nicht fähig!

Entſtammt aus dem Geſchlecht der Tapfern, die einſt dem kühnen Clovis das Reich der Franzoſen gründen halfen, belebte mich von früheſter Jugend an der Wunſch, meinen edlen Ahnen zu gleichen. Auch gelang es mir, ſchon als ich von meinem erſten Feldzuge nach einigen Jahren in das väterliche Haus zurückkam, meine Verwandten durch manches Ehrenzeugniß meines kriegeriſchen Wohlverhaltens zu erfreuen. Zugleich fand ich auch hier wieder Gelegenheit zu

einer guten Waffenthat. Eine Dame in unſerer Nachbarſchaft wurde durch einen ehrvergeßnen Ritter in ſchmachvolle Gefahr geſetzt, welcher ſich öffentlich mit Gunſtbezeugungen rühmte, die er von ihr erhalten haben wollte. Ihr Gemahl, ein Freund und Lehnsnachbar meines Vaters, war außer ſich über den Schimpf, und glaubte dem Nichtswürdigen. Die Unglückliche, vorher von aller Welt geachtet, war jetzt der Härte des Geſetzes preisgegeben. Der Ritter, um ſich des Vorwurfs der Lüge zu entziehen, hatte ſich erboten, die Wahrheit ſeiner Worte durch Schwert und Lanze zu beweiſen. Der Elende! wahrſcheinlich hatte er die Geſetze der Ritterſchaft vergeſſen; vergeſſen, daß verrathne Wahrheit in ſolchem Falle nicht minder ſchändlich, als Erdichtung iſt. Empört, durchglüht von Abſcheu und Verachtung, trat ich als Kämpfer der Beklagten in die Schranken, und Gott gab meinen Waffen Glück.

Ein allgemeiner Freudenruf des Volks begrüßte den Sieg im Gottesurtheil und mit unbeſchreiblicher Freude und Dankbarkeit ward ich von den Verwandten der Geretteten umringt, die ich, eben ſo wenig als die Dame ſelbſt, vorher gekannt hatte. Allein ſeit dieſer Zeit war ich einheimiſch in dem trefflichen Verwandtſchaftskreiſe. Die Dankbarkeit meiner Beſchützten war rührend; ihr entzückter Gemahl nannte mich ſeinen Wohlthäter, den Retter ſeiner Ehre und ſeines Lebensglücks. Ich fand die Dame ſchön und anmuthsvoll, allein ſchon die früh eingeprägte Ehrfurcht gegen die Heiligkeit der Ehe und des Gaſtrechts zugleich verhinderte mich, nur einen kühnen Blick auf ſie zu werfen. Allein ich ſollte

-bald die Liebe, das erſte und das einzige Mal in meinem Leben, kennen lernen, doch ach, zu meinem namenloſen Schmerz!

Damals ſchien das Geſchick meine Redlichkeit belohnen zu wollen. Während ich hier dem Eindruck, welchen die ſchöne Herrin auf mich machte, mit feſtem Willen widerſtand, legte das Schickſal ihrer jüngern Schweſter, welche in einem Kloſter erzogen worden war, den Wunſch ins Herz, den Retter ihrer geliebten Schweſter kennen zu lernen. Sie kam; ich ſah in ihr das Ebenbild meiner Geretteten, nur noch unendlich reizender; von ihr kann ich Euch keine Schilderung machen; ſie iſt mir immer unvergleichlich vorgekommen. Auch mein Anblick ſchien ihren Augen nicht zu misfallen; ein Sieger mag wohl ſtets im erſten Augenblicke einen günſtigen Eindruck machen. Wir lernten uns näher kennen, und unſre Herzen ſchienen zu halten, was unſre Augen verſprochen hatten. Dem glühenden Geſtändniß meiner Liebe begegnete das ihrige, gemäßigter, allein nicht minder zärtlich.

Indeſſen hatte mir mein Vater eine Gemahlin ausgeſucht, ſchön, reich, und aus einem der mächtigſten Häuſer des Königreichs. Allein wie hätte ich dem Bunde meines Herzens untreu werden ſollen? Offen geſtand ich meinem Vater meine frühere Wahl, die freilich minder glänzend und vortheilhaft war, als jene. Er gerieth außer ſich und drohte mir mit Enterbung. Ich trug die ganze Schwere ſeines Zorns mit kindlicher Geduld und überwand ſie endlich. Er

gab ſeine Einwilligung. Dies war der einzige Augenblick meines Lebens, der, wie ein wolkenloſer Berggipfel, im Sonnenlichte ſtand; von dort an ging es wieder abwärts. —

Ich eilte zu meiner Geliebten, und meine Freude verklärte ſich erſt in der ihrigen. — Nur noch der Rückkehr ihres Vaters bedurfte es, welcher ſchon einige Zeit im Auslande war, um meine Werbung förmlich anzubringen. Allein zu eben dieſer Zeit brach das Heer unſers edeln Königs von Aiques-Montes aus, zum Kreuzzuge auf. Ich war ſchon längſt dazu verbunden, und hätte ich da zurückbleiben ſollen, wo ſich die Blüthe der franzöſiſchen Ritterſchaft unter die Kreuzpaniere, unter die Anführung unſers frommen Helden drängte? Ach, ich ſeufzte nicht über die Tage, die ich der Liebe entziehen mußte, um ſie der Ehre und der Pflicht zu weihen; nur die Ungewißheit über mein Schickſal, über den Beſitz meiner Einziggeliebten, machte mir den Abſchied von ihr namenlos ſchmerzlich.

Sie ſelbſt, obgleich in Thränen über unſere Trennung zerfließend, ſuchte mir mindeſtens Hoffnung einzuflößen. — O zage nicht, Geliebter meiner Seele! — ſagte ſie feſt. — Wie könnte dir mein Vater wohl meine Hand verweigern? Haſt du nicht, du allein, die Ehre unſers Hauſes, das Glück, das Leben meiner unglücklichen Schweſter gerettet? Haſt du nicht Recht auf unſre höchſte Dankbarkeit?

Ein wenig beruhigt durch dieſe Worte, ſchied ich von ihr, nachdem wir uns noch tauſendmal die Schwüre ewiger unwandelbarer Treue wiederholt hatten.

Das Kreuzheer landete zu Damiette; Beschäftigung auf dem Felde des Ruhms war ein kräftiges Heilmittel gegen meinen Gram; auch in der Freundschaft fand ich bald einen wohlthätigen Ersatz für die Entbehrungen der Liebe. Mit einem der ausgezeichnetsten Ritter im Heer, mit Hugo von Saint Amant, schloß ich den Bruderbund. Er war eben so tapfer, als liebenswürdig und gefühlvoll; wir glichen uns an Jahren, wie in unsern mehrsten Neigungen, und da Männer im Felde der Gefahr immer sehr schnell vertraut werden, so wurden auch wir es bald. Untrennbare Gefährten, theilten wir oft den schönsten Kriegerruhm. So drangen wir, im Vortreffen kämpfend, siegreich in das Lager des mächtigen Phakhreddin; so, unter den Begleitern des wohl zu kühnen Robert von Artois, standen wir, Einer an des Andern Seite, unter dem Pech- und Schwefelregen, der in den Straßen von Mansura auf uns niederfiel, unter den Blut- und Feuerströmen, die sich dort mischten, und schlugen uns endlich mit dem Großmeister der Tempelherren durch die mordathmenden Muselmänner. Auch bei der Brücke, die der tapfere Joinville so glorreich vertheidigte — — Doch verzeiht, edle Frau! wohin riß mich die Erinnerung an jene vergangenen Waffentage? Ach, bleibt denn der Mensch stets ein Kind, das immer nur an seinen Lieblingsspielen hängt?

Allein seine Augen hatten während des letzten Theils seiner Erzählung wieder so freudig gefunkelt, daß Mathilde dem Himmel dankte, den Puls des Lebens: Freude, wieder in ihm erweckt zu sehen. Sie bat ihn daher tief be-

wegt, ihr ja dieſe rührenden Erinnerungen nicht vorzuenthalten.

Ach, edle Dame, — erwiederte der Ritter und ſeine Stimme war wieder geſunken — Erinnerung iſt ein flüchtiger Blitz, welcher die Nacht um uns noch tiefer macht! — Ein ſchwerer Seufzer wand ſich von ſeinem Buſen los. — Von meinem Freunde wollt' ich Euch nur noch erzählen, — fuhr er, ſich faſſend, fort — wir hatten ſehr viel mit einander gleich, in einem Zuge nur waren wir ganz verſchieden. Ich hing mit eigenſinniger Treue an der, die ich einmal zur Herrin meines Herzens auserwählt. Er dagegen war nicht fähig, nur einen Monat bei einem Gegenſtande zu verweilen, und die Schönen von Cypern, wo wir vorher gelandet waren, ja ſelbſt von Afrika, hatten der Reihe nach die heimiſchen Schönen aus ſeinem Herzen rein verdrängt. Vergebens ſucht' ich ſeinen Leichtſinn zu bekämpfen. Er führte wohl ſeinen Namen: St. Amant, mit der That; denn es ſchien beinahe ſein Beruf, der huldigende Liebhaber jeder Schönheit zu ſeyn. Indeſſen von Natur höchſt gutmüthig und zärtlich, durfte man wenigſtens nicht beſorgen, daß er ſich großes Unrecht gegen das ſchutzloſe Geſchlecht zu Schulden kommen laſſe, und man verzieh ihm dieſen einzigen Fehler um ſeiner vielen Tugenden willen.

Unſer heldenmüthiger, aber nicht glücklicher König war zum Frieden genöthigt; wir landeten wieder im Vaterlande. Mein Freund und ich, beide im Norden Frankreichs heimiſch, eilten wir jetzt vereint den Grund der Heimath bald wieder

zu grüßen. Wir langten an, und — das Erſte, was mir auf der Grenze unſrer Landſchaft entgegen kam, war die Nachricht, daß ſich mein unglücklicher Vater zu einer Verſchwörung gegen ſeinen Lehnsherrn hatte verleiten laſſen, daß er durch die ſtrenge Königin Blanka und ihre Mitregenten aller ſeiner Güter verluſtig erklärt — und — im Kampfe gefallen war.

Ich darf Euch wohl nicht ſagen, welchen Eindruck dieſe Nachricht auf meine Seele machte! Ich warf mich an die treue Bruſt meines Freundes, in deſſen Theilnahme ich noch die einzige Milderung dieſes furchtbaren Schlages fand. Er fühlte ihn mit mir, er weinte mit mir heiße, aufrichtige Thränen; als ich ihn aber bat, die nächſte Nacht, vor deren Einſamkeit mir graußte, brüderlich mit mir zu durchwachen, da mußte ich bemerken, daß dies ihm ſchwer einging, daß er erbleichte und erröthete. Ach, die Schönen Frankreichs hatten jetzt ſchon wieder ihren Platz bei ihm eingenommen und eine Dame aus der Nachbarſchaft ihm dieſen Abend eine Zuſammenkunft verheißen.

Ich fühlte wohl, was in ihm vorging; wehmüthig blickte ich auf ſeine Rüſtung, — wir hatten nemlich, wie das oft Waffenfreunde thun — unſre Rüſtungen gegen einander vertauſcht, — ich führte jetzt ſein Schild mit drei glänzenden Sternen, er das meine, welches drei Roſen zierten. — Ach, Bruder, — ſagte ich — wohl iſt es deutſam, daß wir unſre Rüſtungen vertauſcht haben! Dir blühn fürwahr des Lebens Roſen in ihrer anmuthigen Fülle; mir

werden wohl nichts, als die bleichen Sterne bleiben, die mir dort oben mein Theil anweiſen!

Er bat mich darauf, ihm nur zwei Stunden zu vergönnen, in welchen er die dermalige Herrin ſeines Herzens nur flüchtig ſprechen wolle; dann werde er wieder zurückkehren und die Nacht mit mir zubringen.

Was konnte ich dagegen einwenden? Er flog dahin, zu ſeinem Liebesglück, und ich blieb traurig mit meinem Schmerz allein. Es war eine fürchterliche Dunkelheit um mich her. Zwar ſchien zuweilen der Gedanke an meine Liebe noch wie ein Lichtſtrahl durch das Dunkel brechen zu wollen; aber jetzt, wo ich aller meiner Güter beraubt war, ein Unglücklicher, ein Verbannter, durfte ich jetzt auf ihre Hand noch Anſpruch machen? Wenigſtens wagte ich nicht, mich ſo unmittelbar auf der Burg ihres Vaters darzuſtellen; ach, das Unglück macht ſchüchtern! Ich ſandte von der Herberge aus, in der wir eingekehrt waren, einen Boten an ihren Schwager, auf deſſen Freundſchaft ich doch wegen des Vergangenen noch einiges Recht zu haben meinte, und fragte ihn, ob und wo ich wohl meine Geliebte ſprechen könne?

Indeß vergingen die zwei Stunden, verging die ganze Nacht, und St. Amant kam nicht zurück! In meiner Seele ſchlugen ſtürmiſch die Wogen des Schmerzes empor. Jetzt endlich brach der lang erſehnte Morgen an, und ſein belebender Strahl ſchien auch in meine Nacht einigen Troſt zu gießen. Ich trat hinaus vor die Thür der Herberge und

überblickte die fröhliche Morgenlandſchaft, die, mit blitzenden Thauperlen und Roſen des ſteigenden Tages geſchmückt, blühend und funkelnd vor mir lag. Der majeſtätiſche Strom floß ruhig zwiſchen ſeinen Ufern, von ſtreifenden Lichtern beglänzt, und ihm zur Seite, in nur mäßiger Entfernung, ragte eine ſtattliche weiße Burg mit vielen glänzenden Zinnen und Thürmen prächtig ins Morgenlicht empor. Unwillkührlich mußte ich mich an den Reizen der Landſchaft freuen und die balſamiſche Luft der Frühe ſpielte lindernd um meine wunden Augen nach der durchwachten Nacht.

Mit jedem Augenblicke hofft' ich jetzt meinen Freund herannahen zu ſehen. Statt ſeiner kam der Bote wieder, den ich an die Verwandten meiner Geliebten geſendet hatte. Er brachte mir einen Brief von dem Gemahle ihrer Schweſter. Zitternd erbrach ich ihn, und — o heiliger Gott! noch jetzt verläßt mich das Bewußtſeyn, wenn ich an jene ſchrecklichen Zeilen denke, ſo ſehr ſie der Ritter durch höfliche Worte zu mildern geſucht hatte! Er ſchrieb mir, daß der Gegenſtand meiner innigen, unauslöſchbaren Liebe ſeit zwei Monaten, — ſo lange war es nemlich ſeit dem Unglück meines Vaters und dem Verluſte meiner Güter her — daß ſie ſeit dieſer Zeit durch die Verhältniſſe beſtimmt, — durch — o Gott! mit einem Worte: daß ſie das Weib eines Andern ſey!

Es war, als ob in meine Bruſt mit einem Mal ſich tauſend Lanzenſpitzen bohrten! Ich ſtarrte betäubt vor mich hin; mit einem dumpfen Schrei rief ich den Namen des

Beglückten aus, den mir ſein jetziger Schwager genannt hatte. Die Gegenwart des Boten, eines ehrlichen jungen Landmanns, hatte ich in meiner heftigen Bewegung nicht geachtet. Erſchrocken und mitleidig ſprang er herbei, und ſagte, indem er den Namen wiederholte, den ich eben genannt hatte: Herr Ritter, wenn Ihr zu dem Herrn Grafen gewollt habt, der ſeit kurzem die Schweſter der Dame geheirathet hatte, woher ich eben komme, ſo ſeyd Ihr gar nicht weit davon! Seht Ihr? dort wohnen ſie, dort auf dem ſchönen Schloß im Morgenſcheine! — Vor meinen Augen ward es dunkel; das Schloß im Morgenſchein fiel ſo blendend, ſo brennend hinein! Betäubt gab ich dem Jüngling alles Gold, das ich bei mir hatte, und irrte einſam am Ufer des Stroms hinab, von wo mein Freund herkommen mußte. Es iſt ein inſtinktartiges Gefühl, das uns im Augenblicke des höchſten Schmerzes bewußtlos nach dem Freunde treibt; bewußtlos dürſtete ich nach ſeinem Anblick. Ich ſollt' ihn auch bald ſehen; — aber — o Gott! wie? — ausgeſtreckt auf dem grünen Ufer, im Blute ſchwimmend und entſeelt, fand ich das letzte Kleinod meines Lebens; von einem Schwerte war ſein Herz durchbohrt.

Die Dame, zu welcher er am vorigen Abend eilen wollte, war zum Unglück vermählt. Ihr eiferſüchtiger Gemahl hatte von dem verbotnen Liebeshandel meines Freundes Kundſchaft erhalten und ihn in der erſten Wuth der Rache aufgeopfert. So war er denn in der Mitte ſeiner Roſen untergegangen, die er noch höher durch ſein Blut geröthet hatte.

Wer nun aber entweder die Verzweiflung eines ſo überhäuft hereinbrechenden Unglücks in ſeinem Leben nie erfahren hat, oder wem Gott übermenſchliche Kraft verlieh, der mag mich anklagen, wenn endlich ſo viele wiederholte Streiche die Kräfte meines Körpers zuſammenbrachen! wenn ich nicht mehr im Stande war, aufwärts zu ſchauen, nachdem ich einige Tage lang fruchtlos gekämpft und weiter fort in das ardenniſche Gebirge geirrt war, und nun beſchloß, zwiſchen den Klippen eines Abgrunds mein jammervolles Daſeyn zu zerſtören. Alles hat Maaß und Ziel, auch die menſchliche Kraft für namenloſes Elend!

Seine Stimme war gegen das Ende ſeiner Erzählung dumpfer geworden, und er ſchien ſich wieder in die troſtloſe Wildniß ſeines Schmerzes zu verlieren, als ihn das heftige Schluchzen ſeiner Zuhörerin aufmerkſam machte. Vom Anfang der Erzählung an hatte Mathilde mit unausſprechlicher Bewegung an Ton und Stimme und an jedem Umſtand ſeiner Geſchichte ihren geliebten Archimbald erkannt, ob ſie ihn gleich nur durch ein Wunder vom Tod erſtanden glauben konnte. Sie hielt die Ausrufungen ihres Erſtaunens zurück, aus Furcht, ihn in ſeiner Mittheilung zu unterbrechen, und lauſchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit, kaum wagend, Athem zu holen, und ihre ganze Seele dem wunderbaren, ſeligen Eindruck entgegen neigend. Der Tauſch der Rüſtungen löſte das Räthſel zu völliger Klarheit auf. Allein als er auf die Schilderung ſeiner herzzerreißenden Schmerzen kam, der Schmerzen, welche er um ihrentwillen erduldet, da war ſie ihrer ungeſtüm hervorbrechenden Thränen nicht mehr mächtig.

Was iſt Euch, edle Dame? — fragte der Ritter, trotz ſeiner eignen Bewegung großmüthig beſorgt zu ihr hingeneigt.

O Gott im Himmel! Archimbald, ſie war nicht treulos, die unglückliche Mathilde! — ſchluchzte die Liebende, und ſtürzte, aufgelöſt in Schmerz und Seeligkeit, zu ſeinen Füßen.

Der Mond war indeß auf ſeiner Begenbahn weiter herum gekommen, und ſchien der Knieenden, die das Viſier des Helmes aufgeſchlagen hatte, helleuchtend in das ſchöne Angeſicht, das ſie mit Thränen übergoſſen zu dem Geliebten emporrichtete.

Erſchrocken blickte Archimbald in die geliebten Züge, die er nur zu wohl wiederkannte. Es war nicht mehr das volle blühende Jugendantlitz, wie er es vormals geſehen, allein veredelt und unendlich rührender durch den Ausdruck der Schwermuth, der darauf eingegraben war. — Liebe iſt wahrhaftig ein Götterkind, ſie iſt unſterblich! Trotz aller Zweifel, welche der Ritter gegründet gegen ihre Treue hatte, nur ein Schimmer der Möglichkeit, daß ſie doch wohl unſchuldig ſeyn könne, und hinweg waren alle Vorſätze, ſie zu fliehen und zu vergeſſen! Er ſchloß ſie außer ſich in ſeine Arme, und bald nach den erſten ſtürmiſchen Augenblicken der Ueberraſchung ward es der Sprache der Wahrheit und Liebe leicht, ihn zweifellos zu überzeugen, daß ſeine trauernde Geliebte nur auf die Nachricht ſeines Todes den

dringenden Vorſtellungen ihres Vaters Gehör gegeben und an einen bejahrten Gatten ihr, nun ohnehin freudenloſes Daſeyn gebunden habe. Mathilde erzählte ihm noch, wie bald nach dem Tode ihres Gemahls ihr die fürſtliche Herrſchaft Negremont durch eine Erbſchaft von mütterlicher Seite zugefallen ſey. Alles löſte ſich in Einklang und Entzücken auf.

Am andern Morgen ließ die Gräfin alle ihre Vaſallen auf dem Schloß Negremont verſammeln. Sie erſchien unter ihnen ſchöner, als je, im vollen Schmucke ihrer Hoheit, und erklärte, wie ſie endlich entſchloſſen ſey, ihnen einen Lehnsherrn und ſich einen Gemahl zu wählen.

Der eitle Ritter von Clarence erröthete vor Freude; denn er dachte nichts Gewiſſeres, als daß ſeine wohl angebrachte Drohung einen ſo heilſamen Schreck in dem Herzen der Gräfin hervorgebracht, und ſie bewogen habe, niemand Anders als ihn zum Gemahl zu wählen. Allein jetzt öffneten ſich die Flügelthüren eines anſtoßenden Saals, und heraustrat in voller Rüſtung der heldenmüthige Archimbald von Vitri, deſſen Thaten in Afrika ihm allgemeine Achtung erworben hatten. Mathilde erklärte, daß er ihr längſt und einzig Geliebter und, wie ſie hoffe, kein unwürdiges Oberhaupt einer ſo rühmlichen Ritterſchaft ſey.

Alle jauchzten, den todtgeglaubten Helden in vollem Lebensſchmuck zu ſehen. Selbſt Clarence verbarg ſeine Beſchämung mit guter Art, und bald ward die Vermählung

der treuen Liebenden mit angemeßner Pracht vollzogen. Der alte Ritter aber, welcher ſo großmüthig die Vertheidigung des unglücklichen Fremdlings übernommen hatte, ſo wie die beiden treuen Begleiter zum Kampfplatz, theilten fortan das Glück des edeln und feines Glückes werthen Paares.

VII.

Still und Tief.

Novelle.

Land der Blüthen, o Valenzia!
Reich bist du an jeder Schöne;
Blumen aller Farben schmücken
Dein bezauberndes Gebiet.

Rosen hoher Schönheit glänzen
Bei den Myrthen zarter Liebe,
Und die glühenden Granaten
Herzgewalt'ger Leidenschaft.

Und bei all der Blumen Funkeln
Blüht in edlen Lorbeers Schatten,
In des Thaues sanften Thränen,
Auch das Veilchen unschuldsvoll.

In jenen glücklichen Gegenden reifte die Freundschaft zweier Jünglinge, die beide von der Natur durch liebenswürdige Eigenschaften gleich ausgezeichnet waren, aber in ihren Schicksalen einander auffallend entgegenstanden; denn so sehr der Eine vom Glück begünstigt wurde, so sehr schien der Andere von einem widerwärtigen Geschick verfolgt zu werden; und wohl mochte der milde Sinn des Einen, so wie die verderb-

liche Leidenſchaftlichkeit des Andern an ihrem Schickſale groſſen Antheil haben.

Don Alonſo de la Valera, ſchon frühzeitig elternlos geworden, war bei dem Vater ſeines Freundes Fernandez, bei Don Camillo de la Cuerta, auferzogen worden, der in ihm den Nachlaß eines theuern Jugendfreundes liebte. Mit mehr als brüderlicher Zärtlichkeit hing der ſanfte, liebevolle Fernandez an dem neugewonnenen Zwillingsbruder. Die innigſte Gemeinſchaft herrſchte ununterbrochen zwiſchen Beiden, bis in ſpätern Jahren ihre Beſtimmung ſie trennte. Fernandez wählte den Dienſt der Waffen unter Alba's Fahnen und folgte ihm ins ferne Flandern; Alonſo zog den Seedienſt vor, und ſo wurden die bisher ſo Unzertrennlichen durch Länder und Meere von einander geſchieden. Als Officier der Flotte König Philipps kam jetzt Alonſo de la Valera ins Vaterland zurück, von dem ihn mehrere Jahre die Stürme des Kriegs entfernt gehalten hatten.

Es war ein heitrer Sommerabend, als ſich die Schiffe den Küſten von Valenzia näherten; wellenlos war das Meer und ein roſenfarbener Nebel überzog das Land; die königlichen Thürme der Stadt glänzten von den ſtreifenden Sonnenſtrahlen, und flatternd neigten ſich die Haine vom Ufer her den Kommenden entgegen.

Voll ſtiller, lang' nicht gefühlter Freude hob ſich des Ritters Herz; über ſein trübes Leben ſchien ein neuer Hoffnungsſchimmer aufzugehn, doch miſchte ſich ein Schatten ahnender Wehmuth in das erhellte Bild. — Seh' ich dich endlich wieder, theure Heimath! — rief er — aber ach!

was sind' ich in dir wieder? wo ist ein Herz, das liebend meiner Ankunft entgegenschlüge, und wo ein sanfter Blick, der sich begegnend in dem meinen bräche? — Auch du, großmüthiger Camillo, bist nicht mehr! und o du, mein Fernandez! du Einziger, den ich auf Erden mein zu nennen wage, du bist entfernt, du ahnest nicht, wie sehr mein Herz sich nach Dir sehnt!

Die Schiffe legten sich vor Anker, um hier die Zeit des Waffenstillstandes zuzubringen. Mannigfache Vergnügungen füllten die müssigen Stunden der Krieger aus; nur Don Alonso mischte sich nicht in diese lauten Freuden; einsam schweifte er in den nahliegenden Gegenden umher, oder beschäftigte sich in seinem Zimmer mit Büchern seines schweren Berufs, bis sich ein Stern an seinem Horizonte erhob, der bald mit sinneberauschendem, verderblichem Feuer allein in seiner Seele herrschte.

Schon in den ersten Tagen seines Aufenthalts hatte er den Ruhm der schönen Raphaele preisen hören; ein Bekannter erbot sich, ihn in dem Hause ihres Vaters, Don Garcias de Vileguas, einzuführen, und gleichgültig nahm er das Anerbieten an; aber wie ward ihm, als er nun die schöne, himmlische Raphaele selbst sah, die mit dem Zauber ihres Lächelns sich jedes Mannes Herz zu eigen machte! — Sie hatte eben die Harfe gespielt, als die Ritter eintraten; noch hielt sie das Instrument in ihren Händen, und die letzten Töne schwebten wie Engelsharmonien zu den Ohren des überraschten Ritters. Ein wallender Schleier bedeckte halb die braunen Locken, welche in reicher, schwelgerischer Fülle auf ihre Schultern flossen; die alabaster-

nen, im schönsten Ebenmaaß gerundeten Arme schmiegten sich weich um die Harfe, die sie sogleich mit edler Anmuth zur Seite legte und den eintretenden Rittern einige Schritte entgegenging. Alonso glaubte, so wie sie aufstand, eine Göttin vor sich zu sehen, so viel Hoheit herrschte in der schönen, herrlichen Gestalt; er sah sie, und auf immer war seine Ruhe dahin.

Don Garcias, ihr Vater, nahm den Fremden sehr höflich, doch mit dem Anstande seines Ranges auf. Die Kenntnisse des Ritters in der Wissenschaft des Seekriegs erwarben ihm die Achtung des Don Garcias, der sehr für den Seedienst eingenommen war, und verschafften ihm die Erlaubniß, zuweilen seine angebetete Raphaele zu sehen.

Seit dieser Zeit hatte er manche glückliche Stunde in der Gesellschaft des schönen Mädchens, ihres Vaters und ihrer jüngern Schwester, Laura, zugebracht, die beinahe durch eben den Zauber an ihre reizende Schwester gefesselt schien, der alle Männerherzen an sie band. Mit schwärmerischer Zärtlichkeit hing sie an ihr und fühlte alles Gute doppelt, was die geliebte Schwester traf. Unerwogen, daß sie selbst bei der größern Schönheit Jener übersehen wurde, triumphirte sie in der Bewunderung, die man der glänzenden Raphaele weihte; und so glich sie dem sanften, anspruchlosen Monde, der nur vom Wiederschein der Sonne lebt.

Alonso wagte nicht zu bekennen, was in seinem Herzen vorging; allein er fühlte, daß er sterben müsse, wenn man ihm den Besitz der Geliebten versagte. Sie selbst ver-

mied sorgfältig, mit ihm allein zu seyn; nur Laura, deren sanfter, schwermüthiger Blick mit seinem Kummer Mitleid zu haben schien, verschaffte ihm zuweilen eine einsame Unterredung mit ihr; aber ach, diese diente nur dazu, ihn von der Kälte, von der Unempfindlichkeit der Heißgeliebten zu überzeugen. Sie wußte jedem schüchternen Bekenntniß auszuweichen, und die einnehmende Gestalt des Ritters, verbunden mit dieser glühenden und doch so ehrerbietigen Liebe, die vielleicht manches Mädchen bezaubert haben würde, blieben unwirksam bei der strengen Raphaele.

Ein naher Vetter Don Vileguas kam um diese Zeit in die Stadt und in das Haus seines Verwandten: Riccardo, Graf von Aquilar, den seine vornehme Geburt sowohl, als sein bedeutendes Vermögen, zu einem vortheilhaften Freier machten. Er sah Raphaele, und sein Entschluß war sogleich gefaßt: es koste, was es wolle, sich ihren Besitz zu verschaffen; der Einwilligung des Vaters konnte er schon versichert seyn.

Alonso glaubte sich nunmehr die Härte der stolzen Raphaele wohl erklären zu können. Mit überwältigendem Schmerz entdeckte er einst der sanften Laura seine Vermuthungen, seine Lieb' und seine Qual. — Ritter, — sagte das Mädchen, und Thränen stürzten aus ihren Augen — Ihr irrt, wenn Ihr glaubt, daß meine Schwester für Riccardo Liebe fühlt. Ob sie vielleicht vor meiner Ankunft aus dem Kloster, wo ich erzogen worden bin, irgend ein andres Band geknüpft? kann ich nicht sagen; aber fast weiß ich mir nicht anders die unbegreifliche Gleichgültigkeit zu erklären, die sie — — Ein schneller Schrecken

ſchien hier die Schweſter der ſchönen Raphaele zu befallen; ſie verbarg das Geſicht, und eilte mit ſchnellen Schritten von dem noch zweifelnden Ritter hinweg. Er hatte nicht Zeit, ſich ſeinen Betrachtungen zu überlaſſen, denn in dieſem Augenblicke trat Don Garcias in das Zimmer, doch mit ganz andrer Miene, als er gewohnt war ihn zu ſehen; er machte ihm die demüthigendſten, herzergreifendſten Vorwürfe wegen ſeiner Liebe zu Raphaele, die er für die Urſache ihres Widerwillens gegen Riccardo betrachtete. Er beſchuldigte ihn, ſein großmüthiges Zutrauen, mit dem er ihm den Zutritt in ſeinem Hauſe vergönnt hatte, gemisbraucht zu haben, und erklärte ihm mit kurzen Worten, daß er nie darauf rechnen dürfe, die Hand der Tochter zu erhalten, die der Stolz ſeines Alters ſey.

Betäubt, zerrüttet, außer ſich, kam der unglückliche Ritter in ſeiner Wohnung an. Erſtaunen, Ueberraſchung und die Hitze des Don Garcias hatten ihn keine Worte finden laſſen, als er dem erzürnten Vater ſeiner Geliebten gegenüber ſtand. Heftig hatte ſich Don Garcias von ihm gewandt und ihn allein gelaſſen, nachdem er einen Abgrund von Gram und Hoffnungsloſigkeit vor ihm eröffnet hatte. Das demüthigende, zerrüttende Gefühl ſeiner Armuth drang mit Felſenſchwere auf ſein Herz; Thränen des Schmerzes, der Beſchämung, der wahnſinnigen, verzweifelnden Liebe ſtürzten brennend heiß aus ſeinen Augen. — Unglücklicher, unglücklicher Alonſo! — rief er erliegend. — So darfſt du nicht mitwerben um den Preis der Seligkeit? Warum verblutetest du nicht, mein armes Leben, als ich bei Maltha ſchon ohnmächtig blutend unter Türkenſchwertern ſank! Was

hilft mir meine ganze, unter mancherlei Drangsalen freudenlos zugebrachte Jugend? Armer Verirrter! Schätze hast du nicht erwerben können, und so hast du nichts erworben! — Und soll ich denn nicht einmal klagen dürfen? Ist dem Gequälten nicht einmal Stimme verliehen? — Sey du, — rief er, indem er aufsprang — sey du meine Vertraute, meine Freundin, süße Laute! Gefährtin meiner einsamen Stunden auf der liebeleeren See! Trage du mit deiner Geisterstimme die Klagen meiner Liebe zu ihr hin! Dir wird man doch den Eingang nicht verwehren können.

Er nahm bei diesen Worten seine Laute von der Wand und untersuchte ihre Saiten; sie ward jetzt seine Freundin, die Botin seiner Liebesklagen. Jeden Abend, wenn die Sonnenstrahlen von der Erde gewichen waren und die Sterne ihr mildes Licht verbreiteten, fand er sich unter den Fenstern der schönen Raphaele ein; er wußte, daß die Zimmer ihres Vaters auf einem andern Flügel lagen, und konnte sie also ungestört von seiner Liebe unterhalten. Wohl zu dem unempfindlichsten weiblichen Herzen würden die rührenden Melodieen seiner Laute, und die Lieder, von dieser seelenvollen männlichen Stimme gesungen, Eingang gefunden haben; nur Raphaelens Herz blieb ungerührt. Oft sah er sie von fern auf dem Balcon stehen, aber so wie er sich nahte, entfernte sie sich, und nur ein einziges Mal schien er ein leises Zeichen ihrer Theilnahme errungen zu haben.

An einem schönen sternenhellen Abend hatte er seinen gewöhnlichen Standort unter dem Fenster seiner Geliebten eingenommen; er sah kein Licht in Raphaelens Zimmer, allein es dünkte ihm, als sähe er sie im weißen Nachtge-

wande hinter dem halb geöffneten Fenster stehen. Entzückt, doch endlich einmal ihre Aufmerksamkeit gefesselt zu haben, faßte er allen seinen Muth zusammen, um ihr in einem Liede seine ganze Leidenschaft zu gestehen. Er meinte, gern sterben zu wollen, wenn sie nur die Ursache seines Todes erfahren, wenn sie ihn nur ein einziges Mal beweint hätte. Seine Hand bebte, als er die Saiten überlief, und rührender als je war seine Stimme, als er nachfolgende Worte sang:

Mir entflohn des Herzens Freuden,
Meines Lebens Hoffnung wich; — —
Süße Quelle meiner Leiden,
Ewig, ewig lieb' ich dich!

Wird mein Tod vielleicht gewähren,
Was umsonst ich bat von dir?
Fließt von deinen theuern Zähren,
Ach, nur eine, eine mir!

O getrost will ich dann scheiden:
Deine Thräne floß um mich! —
Süße Quelle meiner Leiden,
Ewig, ewig lieb' ich dich!!

Ein leises Schluchzen von weiblicher Stimme beantwortete diesen Gesang, und das Fenster schloß sich. Trunken von Entzücken, begab sich der Ritter nach Hause: sie hatte ja das Geständniß seiner Liebe gehört, hatte über ihn geweint! was fehlte seinem schwärmerischen Herzen mehr, um für den Augenblick unendlich glücklich zu seyn? Ach wäre nur sein Glück nicht so schnell getrübt worden! —

Den Garcias war auf einige Tage verreiſet, und Alonſo wagte daher, ſich etwas früher unter dem Fenſter ſeiner Geliebten einzufinden. Sie ſtand auf dem Balcon, und — o Glück! — ſie entfernte ſich diesmal nicht wie gewöhnlich. Ein blaßröthliches Gewand, ſo wie die Pfirſichen blühen, umfloß die ſchönen Glieder; die letzten Schimmer der Abendröthe ſpielten daran, und ſo erſchien ſie in blendendem Roſenglanze der aufgeregten Fantaſie des Jünglings, der kaum das Uebermaaß ſeines Entzückens zu ertragen vermochte, als ſie ihm näher winkte, ſich mit ihrer zauberiſchen Freundlichkeit zu ihm herabneigte und folgende Worte zu ihm ſprach, deren Inhalt freilich von der Art war, daß er das Entzücken des Ritters unfehlbar mindern mußte: Ritter, — ſagte das Fräulein — ich achte Euch, ich wünſche auch, daß Ihr mich achtet; wollt Ihr mir dies beweiſen, ſo unterlaßt von heute an dieſe unanſtändigen Nachtmuſiken, die meinem Rufe nachtheilig ſind, die Euch den Zorn meines Vaters noch mehr zuziehen können, und die doch, das glaubt mir, nicht den mindeſten Vortheil für Euch haben.

Wie? himmliſche Raphaele! — rief der beſtürzte Ritter — ſo unterſagt Ihr mir ſelbſt das ſüße Recht, zu klagen? So ſoll ich — — Ein Haufe Vorübergehender ſtörte das nur zu wichtige Geſpräch; das Fräulein zog ſich erſchrocken zurück, und winkte dem Ritter ſich zu entfernen.

So war er denn mit einem Male herabgeſtürzt von dem erträumten Glück; ſo waren ihm ſelbſt ſeine einzigen Freuden, die ſanften Lautenklagen unterſagt. Er irrte den Tag über wie halb träumend umher; aber des Abends, als

das schwärmerische Helldunkel, das der Einbildungskraft der Liebe so gefährlich ist, die Gegenstände magisch überzog, da war es ihm, als müßte er unwillkührlich nach seiner Laute greifen und an die bekannte theure Stelle eilen. Doch gehorsam dem Befehle der Geliebten, wagte er es nicht, jener Gegend zu nahen; er schweifte traurig in den Feldern und an den Ufern des Meeres umher, und erfinderisch, wie die kühne Männerliebe gewöhnlich ist, hatte er sich bald einen Hügel ersehen, von welchem er die Aussicht auf denjenigen Theil des Gartens seiner Geliebten hatte, wo seine blühenden Terrassen sich an das Meer hinabzogen.

Es war eine wunderschöne Nacht; der Vollmond ging so eben auf, spiegelte sich im Meere und versilberte die Wipfel der geliebten Bäume. Ein zauberisches Licht schien auf dem ganzen Garten zu ruhen; die Lauben und die dunkeln Bogengänge dämmerten traulicher zwischen den lichtumfloßnen Blüthenzweigen; Blumenstücke glänzten und die Springbrunnen stiegen gleich flüssigem Silber in die Luft. Alonso erkannte so manche theure Stelle wieder, wo er mit ihr gewandelt war; er zitterte vor freudiger Erwartung, vielleicht sie selbst zu sehen, wenn sie die schöne Nacht im Garten genießen wollte, und seine Hoffnung trog ihn nicht; es währte nicht lange, so trat sie aus dem Kastaniengehölze, das nach dem Hause führte. Er sah das morgenröthliche Gewand, das sie gestern trug, im Mondlicht schimmern; allein sie kam nicht in Gesellschaft ihrer Schwester oder einer andern Begleiterin, wie er vermuthet hatte; sie war allein und schien in tiefes Nachdenken verloren.

Sinnig wandelte sie zum Ufer hinab, und ihm schien

es, als beflügelten ſich ihre Schritte, je näher ſie demſelben kam. Er ſah endlich, wie ſie ihre Arme nach dem Meere ausbreitete, gleich als öffneten ſie ſich zu einer zärtlichen Umarmung. Sie ging einige Male mit ſchnellen Schritten auf und nieder, und entzog ſich dann in einer Laube dicht am Ufer ſeinen Blicken. Es lag etwas Seltſames, Befremdendes in Raphaelens Betragen, das unwillkührlich die ſüßen Schwärmereien des Ritters unterbrach. Seufzend wandte er ſich nach dem Meere, das ſtill und glänzend im ſanften Mondlicht ruhte; und ſiehe! von einer entlegnen Landſpitze bewegte ſich ein einſamer Nachen über die Fluthen herüber und nach Raphaelens Garten zu. Er kam näher, und der Ritter bemerkte einen Jüngling darin, der allein mit ſchnellem Ruderſchlage die Wellen durchſchnitt. Schon hatte er den Garten erreicht; jetzt legte er den Nachen an und ſprang mit anmuthiger Leichtigkeit ans Land. Ein weißer Mantel verhüllte die ſchlanke Jünglingsgeſtalt; er warf ihn von ſich und ſtürzte — in die Arme Raphaelens, die ihm entzückt und liebevoll entgegeneilte. Der Ritter ſpannte alle ſeine Sehkraft an, um jede ihrer Bewegungen zu unterſcheiden; er ſah, wie ſie ihn immer von neuem in ihre Arme ſchloß, ſeine Locken zurückſtrich, ſeine Hände ſchmeichelnd in die ihrigen drückte; er ſah es und ſtürzte ſinnlos zu Boden.

Der Morgen dämmerte am Himmel, als er aus ſeiner Ohnmacht erwachte. Sein Puls ſchlug fieberhaft, ſeine Stirn brannte; der Tod rann ſchon in ſeinen Adern. — —

Er wankte nach Hauſe, doch um ſich zu einer langen tödtlichen Krankheit niederzulegen. Seine jugendlichen Kräfte

besiegten zwar endlich die Gefahr, allein zu welchem qualvollen Daseyn erwachte er: die glühende Eifersucht seines Volks und seines Geschlechts vereinte sich mit den Qualen der hoffnungslosen Liebe, und der Gedanke blutiger Genugthuung, von seinem beglücktern Nebenbuhler gefordert, drängte sich unwillkührlich in seine liebenden Schwärmereien.

Es war, als ob ein guter Geist ihm noch warnend den Abgrund zeigen wollte, der sich bald vor ihm öffnen sollte. Sein treuer Waffenträger brachte ihm einst die Nachricht: wie man sage, Donna Raphaele sey heimlich vermählt, und ihr Geliebter sey ebenfalls ein armer, aber sehr edler Ritter, den sie vor mehreren Jahren schon kennen gelernt.

Die Heiligkeit so früher Rechte trat klar im ersten Augenblick vor die Seele des Ritters, und sein von Natur großmüthiges Herz war willig zu den schwersten Kämpfen.

Denn derjenige, der hohe Kraft zu lieben hat, der hat auch hohe Kraft zu kämpfen. Seine hervorstürzenden Thränen zeugten, daß er das Edelste und Schmerzlichste in sich beschlossen habe; hätte Raphaele das siegende Lächeln gesehn, das sein bleiches Gesicht und seine seelenvollen, jetzt schmerzerloschnen Augen so unbeschreiblich rührend erhellte, hätte sie ihn in diesen Stunden gesehen, und wäre sie nicht durch die geheiligten Rechte der frühern Liebe an den Erwählten gebunden gewesen, sie hätte den edelkämpfenden Alonso lieben müssen.

Doch ach! wie oft erliegt der beste Wille der siegenden Gewalt des Augenblicks! Nicht ohne Anstrengung hatte er bisher bei den ersten Auswanderungen nach seiner Genesung die Gegenden um Raphaelens Haus vermieden. Eines

Mals bei einem Spaziergange, den er seiner Gewohnheit nach bis weit gegen Mitternacht verlängert hatte, konnte er doch der Sehnsucht nicht widerstehen, sich einmal der Wohnung der Geliebten zu nähern, sich wenigstens am Schimmer des Lichts aus ihrem Fenster zu ergötzen.

Langsam, in schwermüthiges Sinnen verloren, ging er längs der Gartenmauer herauf. Es war eine neblichte Mondnacht; so trüb und schwer war es am Himmel wie in seiner Seele; das Licht des Mondes, von dichten Dünsten umzogen, reichte nur hin, die Gegenstände undeutlich sichtbar zu machen. Ein etwas hellerer Strahl fiel jetzt auf die weiße Mauer und zeigte dem Ritter im Vorübergehen eine Strickleiter, die oben an der Mauer befestigt war, gerade da, wo, wie der Ritter wußte, ein Fenster aus Raphaelens Zimmer nach dem Garten ging. Bei diesem redenden Merkzeichen glücklicher vorgezogner Liebe erwachte alle Macht der mühsam unterdrückten Leidenschaft in der Seele des Ritters, verschwunden war jede Betrachtung an ältere geheiligte Rechte, verschwunden der edle Entschluß, sein Herz zu überwinden, er war in diesem Augenblicke nur Spanier, mit aller Flammengluth der Liebe, Rache und Eifersucht! Eine tobende Unruhe herrschte in seinem Busen; er ging mit heftigen Schritten längs der Gartenmauer auf und ab, als er plötzlich das Nahen männlicher Tritte hörte, die sich nach dieser Gegend lenkten. Sein Herz schlug hörbar gegen die Brust, und es flimmerte vor seinen Augen, als er jetzt den gefürchteten Nebenbuhler vor sich sah, den er augenblicklich an dem weißen Rittermantel erkannte, den er damals im Kahne trug. Der Kommende schien sich die Dunkelheit der Nacht

zu Nutze gemacht zu haben, und der unerwartete Anblick des Ritters ſchien ihn zu erſchrecken. — Wer biſt du? — rief ihm Alonſo mit furchtbarer Stimme zu — und was haſt du für Geſchäfte an dieſem Orte?

Der Unbekannte gab keine Antwort, und wich einige Schritte zurück. — —

Biſt du um Raphaelens willen hier, — rief Alonſo aufgebrachter — ſo gib mir Antwort mit dem Schwert!

Er zog bei dieſen Worten ſein Schwert, und in dem Augenblicke klirrte ein anderes dagegen. Ein hitziges, hartnäckiges Gefecht begann im trüben Mondlicht, das jetzt noch trüber war als zuvor; denn die Nebel hatten ſich unterdeß verdichtet und zogen jetzt als trübe Wolken über den Mond. Der Vortheil blieb lange unentſchieden, denn die Geſchicklichkeit und Tapferkeit der Kämpfer war ſich gleich. Mit jedem Augenblicke ſtieg die Hitze des Gefechts; keiner wich einen Fuß breit, bis endlich Don Alonſo das Schwert tief in die Bruſt des Gegners tauchte.

Mit einem Schrei ſank dieſer rückwärts nieder, und in dem Augenblicke war es, als ob ein Schleier von des Ritters Augen fiel, als ob die Geiſter der Rache und Eiferſucht, die ihn bisher geführt hatten, auf einmal von ihm flöhen und ihn der Qual der Reue überließen. Er warf ſich neben dem Sterbenden nieder und ſuchte Alles zu ſeiner Rettung hervor. Der Stahl war bis ans Gefäß in die Bruſt gedrungen und das Blut entquoll in ſtarken dunkeln Strömen der Wunde. Alonſo riß ſeine Schärpe ab, das Blut damit zu ſtillen; es war vergebens! Ein dumpfes Röcheln wand ſich noch aus der Bruſt herauf — —

Die auf den Schrei des Sterbenden herbeieilenden Menschen fanden seinen unglücklichen Sieger noch in diesen fruchtlosen traurigen Bemühungen, und waren schon im Begriff, sich seiner zu bemächtigen, wenn ihm nicht noch so viel Besinnungskraft geblieben wäre, nach seiner Wohnung zu entfliehn, wo ihn sein treuer Diener schon längst erwartet hatte. O Sennor, — rief er ihm entgegen — heute hab' ich Euch eine Nachricht zu sagen, die Euch sehr freuen wird. Wisset Ihr wohl, daß Ihr Euren liebsten Jugendfreund — — Diego! — rief der Ritter — um aller Heiligen willen, rathe mir!

Diego ward jetzt erst das verstörte Ansehn seines Herrn gewahr. — Jesus Maria! — rief er — was ist mit Euch vorgegangen, Sennor?

Er ist nicht mehr! — entgegnete der Ritter — er ist todt, mein glücklicher Nebenbuhler! ich habe gesiegt im Zweikampf —

O all' ihr Heiligen des Himmels! — rief Diego. — O unglücklicher, bedauernswerther Herr! — Doch ich eile jetzt, auf Eure Sicherheit zu denken.

Im Nu flog er die Treppe hinab, und ehe wenige Minuten vergingen, war er mit zwei flüchtigen andalusischen Rennern vor der Thür, welche der treue Diener mit Allem, was sie an Geld und Kostbarkeiten besaßen, eingehandelt hatte.

Sie warfen sich auf die Pferde und eilten so schnell, als sie konnten, aus der Stadt. Beinahe gedankenlos ließ sich der Ritter leiten; ach! er dachte nur an Raphaelen, nur an die Leiden, die er ihr durch den Tod ihres Geliebten

verurſacht hatte, durch den Tod ihres rechtmäßigen, längſt vor ihm gekannten Gemahls! Mußte ſie ihm jetzt nicht als dem Mörder aller ihrer Freuden fluchen? Alle Betrachtungen, die wahrer Liebe natürlich ſind und die blos die Leidenſchaftlichkeit ſeines Geſchlechts auf einige Zeit verdrängt hatte, kehrten in ſeine Seele wieder. Sein Zuſtand war traurig; aber wie unendlich trauriger ward er durch das, was er bald darauf aus dem Munde ſeines treuen Diego erfuhr. Hätte der ſonſt ſo treue, ſo ſorgſame Diener nur dieß Mal das unglückliche Geheimniß, das er auf dem Herzen hatte, verſchweigen können! Aber ſein Gemüth war ſelbſt in den erſten Augenblicken zu ſehr beſtürmt. — Armer, armer Don Fernandez! — rief er aus — ſo jung, und von der Hand des beſten Freundes! Aber, Sennor, wie kam es denn ſogleich — —?

Was ſagſt du? — rief Alonſo, dem ſchnell eine ſchwarze Ahnung durch die Seele flog — was iſt mit Fernandez? Um Gottes willen, ſprich deutlicher!

Sennor! ach, Sennor! — erwiederte bebend Diego — ich kann es Euch nicht verhehlen! — ich hörte — daß er der Gemahl des Fräuleins wäre!

Nichts von der ſchwarzen furchtbaren Verzweiflung, die ſich bei dieſen Worten der Sinne der Ritters bemächtigte. Er beſchwor ſeinen Diener, zu den Menſchen zurückzukehren und einen Unſeligen allein zu laſſen, mit dem kein Glücklicher in Gemeinſchaft leben dürfe; die Einſamkeit der cataloniſchen Gebirge möge hinfort ihn mit ſeiner Reue und ſeinem hoffnungsloſen Gram verbergen. Diego ſchwur dagegen, daß er auch in die fernſte Einſamkeit ihm folgen

und jedes Loos des Lebens mit ihm theilen würde. Ein großmüthiger Wettstreit entstand zwischen ihnen, der nur durch einen schnellen Ausruf Diego's unterbrochen wurde: Hier ist der Grenzstein! — rief er — betet ein Gratias, lieber Senner, wir sind auf catalonischem Boden!

In der Stadt, im Hause des Don Garcias herrschte während dem die äußerste Bestürzung über den Vorfall der vergangenen Nacht, der jedoch alle Herzen mit ganz entgegengesetzten Empfindungen erfüllte.

Das, was Diego von der geheimen Liebe Raphaelens erzählt hatte, war keineswegs ungegründet. Don Fernandez de la Cuerta, der Jugendfreund des Ritters von Valera, war wirklich der glückliche Geliebte der schönen Raphaele; allein er war es nicht, den Don Alonso im nächtlichen Zweikampf getödtet hatte; auch war sie nicht mit ihm vermählt, nur fest und heilig mit ihm verlobt. Die müssige Geschwätzigkeit der Menschen hatte der Schwärmerei der Liebenden einen kühnern Schwung untergelegt, als ihn ihre zarte und schüchterne Liebe jemals zu nehmen gewagt haben würde.

Auf einer Reise in sein Vaterland hatte Don Fernandez die schöne Raphaele kennen lernen, und da war dies zärtliche Bündniß zwischen ihnen entstanden; allein die Einwilligung des Vaters durften sie nie zu erhalten hoffen. Wie hätte er die Lieblingstochter, den Stolz, die Hoffnung seines Alters einem noch unberühmten und ganz unvermögenden Ritter geben sollen? Eine eben so kränkende Zurückweisung, wie sie Alonso erfahren hatte, ward auch ihm zu Theil, als er es wagte, um ihre Hand zu werben. Trau-

rig kehrte er zum Heere zurück, und nur die Versicherung ewiger Treue aus dem Munde seiner Geliebten konnte die Strenge seines Schicksals mildern.

Ein glücklicher Zufall führte ihn bald darauf nach Spanien zurück und begründete zugleich seine Ansprüche auf die Hand der geliebten Raphaele. Ein reicher Anverwandter in der Gegend von Valenzia, der kinderlos war, berief ihn zu sich, um ihn auf seinem Krankenlager zu pflegen, und setzte ihn zu seinem Erben ein. In dieser Zeit war es, wo Raphaele ihrem lange nicht gesehenen Geliebten die erste und einzige geheime Zusammenkunft im Garten bewilligte, deren Zeuge zu seinem eignen Unglück der Ritter von Valera war.

Indeß ward Don Riccardo immer zudringlicher in seinen Bewerbungen. Raphaelens Bitten hatten von ihrem Vater so viel erhalten, daß er sie nicht mehr mit der verhaften Gegenwart Riccardo's quälte, bis, wie er meinte, sich ihr mädchenhafter Eigensinn gegeben haben würde.

Riccardo hingegen, der sich nicht erinnern konnte, jemals in seinem siegreichen Jugendleben etwas Aehnliches erfahren zu haben, ward durch den Widerstand des Mädchens aufs äußerste erbittert, und gewohnt, das tiefe, zarte Herz der Weiber nur als ein Spielzeug männlicher Willkühr zu betrachten, beschloß er durch Ueberraschung das bisher durch Sprödigkeit zurückgehaltene Geständniß ihrer Liebe zu erringen. Ein treuloses Kammermädchen versprach ihm den Eintritt in Raphaelens Zimmer, und hatte zu dem Ende die Strickleiter oben an der Mauer befestigt. Dieß war jene

verhängnißvolle Nacht, wo zwei gleich unbegünstigte Liebhaber mit blinder Wuth sich zu vertilgen strebten. —

Riccardo's Wunde war zwar nicht, wie man lange Zeit befürchtete, tödtlich, allein sie hielt ihn so lange zwischen Tod und Leben schwankend an das Krankenlager gefesselt, daß er, so nah der ernsten, dunkeln Pforte, wohl von seiner thörichten Eigenliebe geheilt werden mußte. — — Er entsagte der schönen Raphaele.

Doch da sein Stolz die erhaltene Demüthigung nicht ganz verschmerzen konnte, so gab er in einigen kurzen Zeilen an Don Garcias seine Ansprüche auf, und verließ augenblicklich darauf die Stadt. —

Don Garcias meinte indeß in Riccardo seine liebsten Hoffnungen verloren zu sehen, und gleichwohl hielt ihn nun Ehre zurück, den Abgewandten wieder aufzusuchen. Er war außer sich und setzte einen hohen Schwur darauf, daß er nicht eher ruhen und rasten wolle, bis er das Blut seines Vetters, seines auserkohrnen Eidams, an Alonso gerochen habe, dessen Entweichung, so wie seine zurückgelassene Schärpe, unwiderlegbar gegen ihn sprachen.

Raphaelens Herzensgüte siegte über eine leise Regung von Freude, die bei der Betrachtung in ihr aufstieg, daß nun wieder ein Hinderniß in ihrer Liebe gehoben sey. Nur Laura's Betragen war unerklärlich; eine tiefe Schwermuth hatte schon längst ihr liebliches Gesicht verdunkelt, oder vielmehr den sanften Mondglanz ihrer Reize noch unaussprechlich rührender gemacht. In diesen Tagen schien ihre Traurigkeit den höchsten Gipfel erreicht zu haben. Einem

Schatten glich sie, einer zarten, bleichen Lilie, die, kaum aufgeschlossen, schon vom Sturm gebrochen welkt.

Vergebens bemühte sie sich, ihren Schmerz zu verbergen. So oft ihr Vater mit Klagen über Riccardo's Verlust und mit Verwünschungen gegen dessen Urheber anhob, so oft brachen Thränen aus ihren sanften halb verweinten Augen.

Während dem hatte der Tod jenes Anverwandten den würdigen Don Fernandez, der ihn mit kindlicher Treue gepflegt, zum Eigenthümer seiner reichen Schlösser gemacht; als ein wünschenswerther Freier erschien jetzt der Jüngling zum zweiten Male im Hause des Don Garcias, der anfangs seinen Augen kaum zu trauen wagte. Das Entzücken der glücklichen Raphaele stimmte auch sein Herz zur Freude; er willigte unter Segenswünschen ein, und in wenigen Tagen ward das vom Himmel selbst begünstigte Bündniß vollzogen.

Don Fernandez wünschte künftig auf einem seiner neuen Schlösser in Flandern zu leben, da die mehrsten seiner neugeerbten Besitzungen in jenen Gegenden lagen, und freudig willigte die schöne Raphaele in die Wünsche ihres Geliebten. Sie reisten Beide dahin ab, nachdem ihnen Don Garcias versprochen hatte, mit seiner zweiten Tochter da-

hin nachzufolgen, ſobald er einige Geſchäfte und den Verkauf ſeiner Güter in Spanien berichtigt haben würde.

Dieſe Geſchäfte wurden ſehr bald beendigt, und ehe einige Monate vergingen, landete auch Don Garcias mit ſeiner Tochter Laura nach einer glücklichen Fahrt an den Küſten der Niederlande. Sie ſetzten ihre Reiſe ſo ſchnell als möglich fort, um bald das Schloß Don Fernandez zu erreichen.

Das ſpaniſche Lager ſtand damals in der Gegend von Antwerpen. In der Nähe deſſelben machten ſie einſt in einem Dorfe Herberge, weil ſie und ihre Pferde der Ruhe bedurften.

Don Garcias ſchickte einen ſeiner Diener nach dem Lager, um ſich nach einem alten Waffenbruder zu erkundigen. Der Diener kam zurück, ohne von dieſem etwas erfahren zu haben; dagegen brachte er eine Nachricht mit, die eben ſo unerwartet als erwünſcht für Don Garcias war; die Nachricht, daß Don Alonſo unter einem erdichteten Namen im Lager ſich aufhalte und als Officier in königlichen Dienſten ſtehe. Der Diener, der ihn ſehr genau von vorigen Zeiten kannte, verſicherte, ihn ſelbſt ganz in der Nähe geſehen zu haben.

Bei dieſer Nachricht wachte der ſchon halb entſchlafene Zorn im Herzen des Don Garcias mit neuer Stärke auf. Ohne ein Wort zu ſagen, aber mit funkelnden Augen, ſetzte er ſich und ſchrieb ein Ausforderungsbillet an Don Alonſo, worin er ihn mit Anbruch des folgenden Tages an eine be-

kannte Stelle des nahen Waldes beſchied, zu einem Kampfe mit ihm auf Leben und Tod. Dieſe Ausforderung ſchickte er ſogleich nach dem Lager.

Don Alonſo, denn er war es wirklich, ſaß eben einſam, ſeinem bittern Kummer überlaſſen, in ſeinem Zelte, als er die Ausforderung erhielt. Seine Verzweiflung hatte ihn in dieſe Gegenden geführt, wo er den Tod früher zu finden hoffen durfte, als in den ſtillen cataloniſchen Gebirgen.

Dorthin war er anfangs geflohen, mit dem feſten Vorſatze, ſich daſelbſt als Einſiedler zu begraben und ſein Leben unter unabläſſigen Gebeten dem Himmel zu weihen; allein die frühe Gewohnheit, thätig zu ſeyn, die unter Waffenarbeit hingebrachte Jugend, hatten ihm das müſſige Leben des Einſiedlers unerträglich gemacht. In kurzem verließ er mit ſeinem treuen Diego, der ſich nicht minder nach Thätigkeit ſehnte, den frommen Zufluchtsort, um unter den Schwertern der Niederländer den heißgewünſchten Tod zu ſuchen.

Der blutige Alba war nicht mehr. Unter Don Avila's mildern Befehlen durfte das durch Selbſtvorwürfe nur noch weicher gemachte Herz des ſchwärmeriſchen Alonſo nichts mehr fürchten. Unter fremdem Namen hatten ihm ſeine militairiſchen Talente bald eine Stelle als Officier verſchafft.

So war ihm bisher ſein freudenloſes Leben hingegangen, und immer hatte ihn der Tod geflohen, den er ſo innig

wünſchte. Die Ausforderung des Don Garcias ſchien ihm ein willkommnes Loſungszeichen zur endlichen Erfüllung ſeines Wunſches. Er ließ Don Garcias zurückſagen: daß er, gehorſam ſeinem Befehle, ſich morgen zur beſtimmten Stunde ſeinen Streichen darbieten würde, daß aber die ſeinigen in ihm noch immer den Vater ſeiner Geliebten ſchonen würden.

Ruhig ging er nach dieſer Abfertigung noch einen Gang zu einem ſeiner Waffenbrüder, den er lieb gewonnen hatte, und mit dem er noch den letzten Abend ſeines Lebens zubringen wünſchte. Daß es der letzte Abend war, konnte er wohl mit Gewißheit vorausſetzen, da er entſchloſſen war, ſich wehrlos der Rache ſeines noch immer kindlich verehrten Gegners preiszugeben.

Er kam zurück, und eine neue ſeltſame Erſcheinung zeigte ſich ſeinen Augen. Ein Zettel lag auf ſeinem Tiſche, worauf von männlicher Hand die Worte geſchrieben waren:

„Don Alonſo wird erſt um neun Uhr des kommenden Morgens an der beſtimmten Stelle erwartet.“

Diego war ausgegangen geweſen, und konnte alſo nicht ſagen, wie dieſe Botſchaft in das Zelt gekommen war. Don Alonſo legte den Zettel gleichgültig bei Seite; aber unwillkührlich bebte er zuſammen, als er darunter einen zweiten, von weiblichen, wie es ſchien, zitternd geſchriebenen Zügen erblickte. Auch ſeine Hand zitterte, als er ihn aufnahm und folgende Worte davon las:

„Laß das Wort zurück mich geben,
Das du nicht erdacht für mich!
Laß, o laß mit meinem Leben
Mich gestehn: Ich liebte dich!

Wird mein Tod vielleicht gewähren,
Was versagt das Leben mir?
Fließt von deinen theuern Zähren,
Ach, nur eine, eine mir!

O, getrost will ich dann scheiden:
Deine Thräne floß um mich! —
Süße Quelle meiner Leiden,
Ewig, ewig lieb' ich dich!!"

Wie ein Blitzstrahl zitterte eine dunkle Ahnung durch die Seele des Ritters. — Ich werde nicht um neun Uhr, ich werde mit Anbruch des Tages an der bestimmten Stelle seyn! — rief er, und ehe noch der Morgen dämmerte, bestieg er schon sein treues andalusisches Roß und nahm Abschied von seinem Freund Diego, dem er alle die kleine Habe schenkte, die er hinterließ, und ritt allein (denn so war es ausgemacht) den einsamen Weg nach dem Walde zu.

Es war ein schöner, deutungsvoller Morgen; ein rosiger Schimmer dämmerte am Himmel auf, gleich als wollte er ihn mit einem Glorienscheine schmücken, den Platz, wo der unglückliche Alonso den letzten Kampf in seinem leidensvollen Leben kämpfen sollte. Das Herz des Ritters begann eben vor der Schönheit der Natur, die er zum letzten Male vor sich sah, in wehmüthiger Rührung aufzugehn;

aber ſeine Wehmuth verwandelte ſich ſchnell in Angſt und Entſetzen, als er in einiger Entfernung den Waldweg hindurch ſchon ſeinen Gegner, und vor ihm einen Jüngling erblickte, der, wahrſcheinlich ſchon im Kampfe überwunden, vor ihm auf den Knieen lag.

Wie durch ein Zauberſpiel ſchien dieſer Jüngling ganz das Ebenbild des Ritters von Valera zu ſeyn; nur zarter und kleiner als er, aber eben dieſe Waffenrüſtung, die Alonſo trug, eben derſelbe dunkelrothe Federbuſch, eben die Schärpe, breit und dunkelroth.

Um aller Heiligen willen! — rief Alonſo, indem er ſeinem Pferde die Sporen gab — mit wem kämpft Ihr, Sennor?

Don Garcias ſtand wie betäubt von Staunen, als ſich unter dieſen Worten Alonſo vom Pferde ſchwang und ihm entgegentrat.

O Barmherzigkeit, mein Vater! — rief der Jüngling und ſank ohnmächtig auf den Raſen hin.

Was iſt das? — rief Don Garcias erſchüttert und beugte ſich über den Sinkenden. Er ſowohl als Alonſo vergaß in dieſem Augenblicke den Kampf; beide beſchäftigten ſich unwillkührlich mit gleicher Aengſtlichkeit um den wunderbaren Fremdling. Alonſo eilte nach der nahen Quelle, um Waſſer zu ſeiner Erquickung zu ſchöpfen; er kam zurück, als eben Don Garcias voll ängſtlicher Ungeduld das Helmviſier des Unbekannten aufgeriſſen hatte, und —

Laura's holde Züge darunter entdeckte! — Die Todtenblässe, die sie überzog, hatte das sanfte Lächeln nicht verwischt, das sie so lieblich machte.

Wer beschreibt die Gefühle, die sich bei diesem Anblick im Herzen des Ritters regten! Raphaele hatte er angebetet, Laura übersehen. Raphaele, die stolze Raphaele hatte kein Herz für ihn; dieser Engel war jetzt im Begriff gewesen, aus Liebe für ihn zu sterben. Denn daß sie das gewollt hatte, davon zeugte ihm Alles, was er hier sah, davon zeugte ihm besonders das Lied, das er gestern fand und das, wie er nun sicher wußte, von Niemand als von ihr gekommen war.

Lieblich war ihm Laura's Anblick immer gewesen, aber seine eigensinnige Leidenschaft für ihre Schwester, und die schwärmerischen Begriffe von Treue, die ihn belebten, hatten ihm nicht erlaubt, irgend einem andern weiblichen Wesen die mindeste Aufmerksamkeit zu schenken: jetzt war es, als ob eine Rinde von Eis von seinem Busen thaute, als ob ein warmer Strom von Liebe sich durch seine Adern gösse. Dankbarkeit, Bewunderung, Mitleid und die innigste Zärtlichkeit erfüllte seine Seele für die edle Laura.

Laura! Engel des Himmels! — rief er, indem er neben ihr niederstürzte und ihre bleichen Hände mit heftigen Küssen bedeckte. Er fühlte die Kälte des Todes in ihnen, und seine Verzweiflung achtete nicht mehr die Gegenwart des noch immer von Schreck und Staunen gefesselten Vaters. Heftig nahm er sie in seine Arme und drückte sie an

seine Bruſt. — Erwache! — rief er — Laura, theure Laura, erwache!

Heiße Thränen fielen auf ihr Geſicht, und ſeine Lippen näherten ſich mit Flammenhauche der blaſſen Lippe des Mädchens. Sey es nun, daß dieſe Töne, dieſe Thränen, oder dieſe Flammen ihre ſchon fliehende Seele in den Körper zurückriefen; ſie ſchlug die holden Augen auf, aber ſie ſchloß ſie ſogleich wieder, als ſie ſich in den Armen des Ritters ſah, und eine hohe Röthe beſtreifte wieder ihr bleiches Antlitz.

Alonſo wollte ſich eben ſo ſtürmiſch den Aeußerungen ſeiner Freude überlaſſen; allein mit Laura's Leben kehrte auch der Zorn in die Seele ihres Vaters wieder, den bisher nur Angſt und Liebe zurückgehalten hatten.

Was iſt das? — rief er ſtreng, indem er ſich bemühte, ſeine Tochter aufzurichten — welch unwürdiges Gaukelſpiel! — Entfernt Euch! rede, Laura!

O mein Vater! — rief das Mädchen unter einem Strome von Thränen, und umfaßte zitternd ſeine Kniee — tödte mich, mein Vater, daß ſich mein unglückliches Geheimniß mit meinem Leben ſchließe!

Laura! — rief Don Garcias, von ihren Thränen verwirrt und erweicht — ſprich, unglückliches Kind! was iſt mit dir vorgegangen?

Ach, du weißt Alles! — ſeufzte Laura, ihr Geſicht verbergend — der heutige Tag hat es verrathen, was ich — mit mir ins Grab zu nehmen dachte! Du weißt nun, daß

unglückliche Liebe mein Leben trübte. Ich konnte Niemand mehr nützen auf der Welt; du haſt noch eine Tochter, eine glückliche, geliebte Tochter! meine Schwermuth würde die Heiterkeit Eurer ſchönen Tage geſtört haben; ſo wollt' ich denn mein Leben noch ſo theuer als möglich verkaufen, indem ich das Leben deſſen rettete, deſſen Tugenden noch manches Glück auf Erden ſchaffen können. Du würdeſt mich unwiſſend als deinen Gegner getödtet haben, und er würde gerettet werden ſeyn, den ich — ach! zürne nicht! mein Vater! — den ich noch jenſeits unausſprechlich lieben werde!

So ſeyd Ihr denn — rief Don Garcias mit einem furchtbaren Blick auf Alonſo — zum Mörder alles meines irdiſchen Glücks erleſen? Nicht genug, daß Ihr mir einen lieben Eidam raubtet, auch eine gute Tochter habt Ihr mir verführt! Der Augenblick der Rechenſchaft iſt endlich da! Laßt uns nicht länger zaudern!

Er zog bei dieſen Worten ſein Schwert, und würde es unfehlbar dem Ritter in die Bruſt geſtoßen haben, als ihn ſchnell ein lautes Rufen von der einen Seite noch zurückhielt. Er wandte ſich, und ſiehe! den Hügel herunter ſprengte ein Ritter mit verhängtem Zügel. Er ſchwang ein weißes Tuch in ſeiner Rechten, zum Zeichen, daß man bis zu ſeiner Ankunft mit dem Kampfe einhalten ſolle; in wenigen Minuten war er angelangt, und zwiſchen den beiden Gegnern ſtand jetzt — Don Fernandez de la Cuerta.

Er war am vorigen Tage ausgeritten, Don Garcias und Laura in Flandern zu bewillkommnen. Sein Schloß

war nur eine Tagereise von dem Ort entfernt; die Nacht hatte er im Lager bei einigen Waffenfreunden zugebracht, ohne zu ahnen, wie nah er demjenigen wäre, dessen Spur er mit so inniger Sehnsucht aufzufinden gesucht hatte, seit er zufällig die unglückliche Verwickelung des geliebten Freundes in die Geschichte Raphaelens erfahren hatte. Er war diesen Morgen früh erwacht, und wohl sein guter Engel hatte ihm den treuen Diego entgegengeführt, der ihn sogleich erkannte und aus dessen Munde er die letzte Begebenheit seines armen Freundes hörte. Wie er sein Pferd bestiegen hatte und wie er an den Ort des Kampfs geflogen war, wußte er selbst nicht.

Erst nach den Aeußerungen wechselseitigen Entzückens zwischen den beiden Freunden gab Don Fernandez diesen Aufschluß. Alles, was bisher die Seele des unglücklichen Alonso so schwer belastet hatte, löste sich durch die Erscheinung des todtgeglaubten Freundes in schönsten Einklang auf.

Aber wer ist dieser Jüngling? — fragte Don Fernandez, auf Laura deutend, die während des Vorhergehenden ihre Verwirrung am Busen ihres Vaters zu verbergen gesucht hatte.

Es ist, — antwortete Alonso — es ist — o laß es mich dir gestehen! — es ist der gute Engel, der zuerst mein Leben rettete, und — der es allein verschönern kann!

Er erzählte ihm hierauf mit wenigen und Laura's Gefühl schonenden Worten die ganze Begebenheit.

Laura! — rief Don Fernandez — geliebte, edle Schweſter! wäre es möglich? Hätteſt du mir den theuern Freund errettet? — O laßt uns glücklich ſeyn, meine Freunde! Ich theile mein Vermögen brüderlich mit dir, Alonſo, und Raphaele wird es gern mit ihrer edeln Schweſter theilen! — Und Ihr, mein Vater, ſolltet nur Ihr das ſchöne Bündniß trennen wollen?

Don Garcias war überraſcht und von der Seite ſeiner in der That aufrichtigen väterlichen Zärtlichkeit angegriffen: er gab auch dieſen Beiden ſeinen Segen.

Laßt uns nun aufbrechen, meine Freunde! — nahm Don Fernandez endlich das Wort — Raphaele wird unſrer ſehnlich warten. — Aber du, liebe Laura — fügte er hinzu — ich bitte dich, bleibe bis heut Abend in deiner Waffenrüſtung, damit auch Raphaele ſieht, welch einen Kämpfer ſie in ihrer ſanften Schweſter hat!

VIII.

Reinhold e.

Mährchen.

Ein edler Graf verlor seine Gemahlin durch einen frühen Tod, und da er sie aufs äußerste geliebt hatte, so wollte er sich nie wieder vermählen, sondern fand seine einzige Freude in seinen beiden Töchtern, dem kostbaren Vermächtnisse der Verstorbenen.

Die beiden jungen Fräulein schienen auch ganz so große Liebe zu rechtfertigen; sie waren beide von so außerordentlicher Schönheit, daß man sie weit und breit die schönen Kinder nannte; allein ihr Inneres ward, jemehr sie heraufwuchsen, sehr verschieden; denn eben so bescheiden, sittsam und mild Reinholde war, eben so eitel, stolz und leichtsinnig war ihre Schwester Schönehild, oder Schönhilde insgemein genannt.

Der Graf that Alles, sie wohl zu erziehen, und sie wurden auch in den schönen Künsten und Geschicklichkeiten bald eben so bewundernswerth, als sie es schon nach ihrem Ansehen waren; so daß sich auch schon eine große Menge der jungen Herren um sie drängten und sie mit Lobeserhebungen überhäuften.

Zum Glück war noch keiner darunter den schönen Schwestern hübsch genug, um ihnen durch seine Schmeichel-

reden gefährlich zu werden. Der Graf aber hielt seine beiden Töchter werther, als seine beiden Augen; und als er einst genöthigt war, eine Zeit lang auf einem ganz entlegnen Schloß, nicht fern vom Meeresufer, zuzubringen, so nahm er seine Lieblinge dahin mit sich, um sie stets unter seiner Aufsicht zu haben.

Sie lebten hier ein sehr einsames Leben, doch fehlte es ihnen nicht gerade an Zeitvertreib, da sie so vieler kunstreichen weiblichen Arbeiten erfahren waren; auch pflegten sie sich oft im Freien zu ergötzen in der einsamen, doch gar nicht anmuthlosen Gegend; zur einen Seite lag das Meer, zur andern ein uralter Wald mit hohen, schattenreichen Bäumen, zerstreute Felsen neben an, doch bis dahin, vom Schlosse aus, eine sehr schöne, mit Blumen bunt durchstickte Wiese. Auf dieser pflegten nun die Fräulein oft zu lustwandeln.

Auf einer dieser Wanderungen bemerkte die sanfte Reinholde einen Hänfling, der, wie es schien, immer neben den Wandelnden in dem Gebüsche hinflog und sie mit seinem lieblichen Gesang begleitete. Sie glaubten, diesen schon öfter gehört zu haben, und sahen jetzt den kleinen Sänger zwischen dem flüsternden Gesträuche. Er war nur einfärbig, grau und glanzlos, allein gefällig von Gestalt, und sein Gesang hatte so etwas eigen Rührendes, daß es Reinholden in die Seele drang, ob er gleich heut' nur leise und traurig sang.

Indem ward sie gewahr, daß Blut an seinen weichen Federn hing, und daß er wahrscheinlich im Flügel verwundet war, da er nicht wie gewöhnlich fliegen konnte. — O sieh, Schönhilde! — rief sie der Schwester zu — das

arme kleine Thier, das uns so schön gesungen hat! Laß es uns haschen und es heilen!

Schönhilde blickte hin, doch in dem Augenblicke flog ein schöner, glänzender Schmetterling vor ihnen auf, dessen Flügel mit allen Farben prangten. — Ach, laß den einfältigen Hänfling! — rief Schönhilde — komm, laß uns lieber diesen schönen Flüchtling fangen.

Mit diesen Worten eilte sie über Stock und Stein dem leichten Sommervogel nach; allein bei der gutmüthigen Reinholde mußte die Freude an der glänzenden Erscheinung bald dem Mitleiden für den armen, kleinen Sänger weichen. Er flatterte blutend und mühsam vor ihr her, doch ohne daß sie ihn erreichen konnte, bis er an eine tiefe Felsschlucht kam, wo er flatternd zwischen den Felsen hinuntersank.

Ach, nun wird er sich vollends ganz beschädigt haben und hülflos in der Tiefe liegen! — seufzte Reinholde, und leichten Fußes, wie sie war, stieg sie vorsichtig die Klippen hinab, um ihn zu suchen. Allein als sie hinunterkam, war kein Vogel zu hören und zu sehen; dagegen fand sie den Eingang einer Höhle, aus welcher ihr ein schwacher Schein entgegenkam. Vermuthlich glaubte sie den Hänfling da zu finden; genug, sie ging hinein, und stieg die breite Treppe hinab, von welcher der Lichtschein heraufdämmerte.

Sehr viele Stufen mußte sie niedersteigen, dann kam sie in ein schwacherhelltes Zimmer, das auf das anmuthigste ausgeschmückt war, aus diesem noch in eine Reihe anderer von ähnlicher Beleuchtung und Verzierung, bis sie in Eines gelangte, worin ein einziger Gegenstand sie alles Uebrige vergessen ließ.

Auf einem Ruhebette in einer Vertiefung der Mauer ruhte ein Jüngling, schön, wie sie nie einen gesehn zu haben meinte, in tiefem Schlummer, wie es schien. Der Ausdruck einer stillen Traurigkeit lag so rührend auf seinen holden Zügen, daß es ihr war, als ob sie selbst das tiefste Leid empfände.

Er trug vornehme Ritterkleidung; ein Mantel, der ihn halb bedeckte, konnte das Ebenmaaß der herrlichsten Gestalt nicht bergen! Jetzt war es, als ob ein freudiges Lächeln über sein leidendes Gesicht zucke, und jetzt öffnete er auf einen Augenblick die schönen Augen, Reinhelde anzusehen, und sie dann gleich wieder fest zu schließen.

Erschrocken dachte jetzt das Mädchen an sich selbst und ihre Lage, so ganz allein im Zimmer eines fremden Mannes, und noch dazu des schönsten, welchen jemals die Welt gesehen hatte. Sie flog eilig hinaus und kehrte auf ihr Schloß zurück.

Hier war auch schon die unbefriedigte Schönhilde angekommen, die ihren Schmetterling ohne Rast verfolgt hatte; auf einer luftigen Höhe war er ihr entflogen. Sie fühlte sich nun gar nicht in der Stimmung, Reinholdens Abentheuer anzuhören; auch war es, als ob diese keinen Muth habe, davon zu sprechen; sie wurde roth, so oft sie nur jener Felsengegend erwähnte, und eine wunderbare Unruhe schien sie immer dahin zurückzuziehen.

Aufrichtig, wie sie stets gegen ihren vortrefflichen Vater gewohnt war, erzählte sie ihm auch das Vorgefallene treu, und wenn sie ihm gleich das nicht sagen konnte, was sie in ihrem Innersten empfand, weil sie das selbst nicht

wußte, ſo entging es doch ſeinen erfahrnen Blicken nicht, und es ward dem guten Grafen ganz bang vor Schönhildens Leichtſinne und Reinholdens Stärke des Gefühls.

Er ſandte indeß ſogleich nach der Felſenwohnung, um ſich des Näheren nach dem ſchönen Schläfer erkundigen zu laſſen; doch ſiehe da, die Höhle mußte ſich geſchloſſen haben, denn in der ganzen Gegend war keine Spur von einem Eingange in die Felſen zu finden.

Um dieſe Zeit mußte der edle Graf zum Kriege ziehen in ein fremdes Land; und ob ihn gleich, als einem wackern Krieger, der Ruf der Ehre nur erfreuen konnte, ſo ſchlug ſein väterliches Herz doch in großer Bekümmerniß ſeiner unbeſchützten Töchter willen; er klagte dieſes einer weißen Zauberin, die ſeine Freundin war, und fragte ſie um ihren Rath. Sie ſchlug in einem großen Buche nach, und ſagte dann: deine Töchter, mein Freund, werden ſelbſt ihr Schickſal zu wählen haben, und mich dünkt, ſie haben ſchon gewählt. Was aber deine Sorge um ihren Schutz in deiner Abweſenheit betrifft, ſo will ich dir den Rath geben, welchen ich für den beſten halte. Gern nähme ich ſie ſelbſt in meine Obhut, allein ich muß einer wichtigen Veranlaſſung willen in ferne Länder reiſen, und an den Höfen deiner fürſtlichen Verwandten wären ſie, ihrer großen Schönheit wegen, allzuſehr der Verführung ausgeſetzt. Nun haſt du aber einen feſten Thurm in dem Gebirge, darin verwahre ſie bis zu deiner Zurückkehr, ſo daß ſie nie heraus und keine lebendige Seele zu ihnen hinein kann. Dann will ich jeder eine Harfe geben, welche die Eigenſchaft hat, daß ſie ohne Rettung zerſpringt, ſobald ihre Beſitzerin nur im geringſten

von der Tugend und guten Sitten, oder auch nur von dem Anſtande abweicht.

Der Graf dankte für den erhaltenen Rath und befahl ſogleich, den alten Felſenthurm aufs freundlichſte für ſeine herzgeliebten Kinder einzurichten. Er ließ einige ſchöne Zimmer anlegen, verſehn mit Allem, was nur ein weibliches Herz freuen kann, mit Schränken, Spiegeln, ſchönen ſeidnen Betten, und vorzüglich mit einem reichen Vorrathe von Mitteln zu anmuthiger Beſchäftigung, des Goldes und der Seide von allen Farben und Arten zum Sticken, des feinſten Flachſes zum Spinnen, auch eine große Menge Bücher, Bilder und dergleichen, damit ſie ſich die Zeit recht angenehm verkürzen möchten. Auch ein freundliches Gärtchen ließ er hinter dem Thurme anlegen, worin ſie ungeſtört der freien Luft genießen könnten, doch ebenfalls von einer hohen, unerſteiglichen Mauer umſchloſſen. Darauf beſtellte er bei ſeinem treuen Burgvoigt von dem nicht fern gelegenen Schloſſe, daß man den Einſamen jeden Morgen die allerbeſten Speiſen und Getränke in einem Korbe hinaufwinden ſolle, doch allemal vor Anbruche des Tages, wenn die Fräulein noch unbeſorgt auf ihren weichen Bettchen ſchlummerten.

Nach allen dieſen Anſtalten und am Abende vor ſeiner Abreiſe führte er ſeine beiden Lieblinge in ihren künftigen Aufenthalt, zeigte ihnen Alles, und gab ihnen dann die beiden für ſie erhaltenen, bezauberten Harfen. Das Geſtell derſelben war von reinem Criſtallglas, die Saiten aber vom feinſten Golde geſponnen. Er machte ſie mit ihrer Eigenſchaft bekannt, gab ihnen dann auch noch die Schlüſſel zu der Thurmthüre; — denn — ſagte er — ich will Euch nicht

als Gefangene einkerkern, freiwillig erwart' ich von Eurer Lieb' und Eurer Klugheit, daß Ihr nach dem, was Ihr nun wißt, die Schwelle dieser Freistatt nie übertreten und keinem lebenden Wesen den Eingang hierher gestatten werdet.

Und nun, — beschloß er, indem er sie, Thränen im Auge, in die Arme schloß — und nun lebt wohl, meine guten, geliebten Kinder! und denkt, daß Ihr die einzige Freude meines Lebens seyd! denkt, daß von Eurer Aufführung mein ganzes Glück, die ganze Ruhe meines Herzens abhängt. Kehr' ich glücklich zurück, so sollen Tage voll Lust und Freude Euch diese kurze Einsamkeit vergelten, und fall' ich in der Schlacht, nun, so wird es Euch zum Troste gereichen, dem Vater, der Euch so unendlich liebt, noch einen letzten Wunsch erfüllt zu haben.

Mit tausend Thränen küßte Reinholde seine Hand, drückte sie an ihr Herz und betheuerte ihm, daß sie aufs treu'ste seinen Wunsch befolgen wolle. Auch Schönhilde weinte und versprach ebenfalls pünktlichen Gehorsam; doch ihre Thränen waren wie Regen im April, und sie beruhigte sich bald im Anschaun all der schönen Sachen, welche der Vater ihr zurückgelassen hatte.

Der edle Graf war unterdessen um die bestimmte Stunde abgereist. Im Kreise seiner Leute herrschte Trauer, auch die Abwesenheit der guten, freundlichen Reinholde beklagte man, denn sie war milden Herzens, wie ihr Vater. Aus Schönhildens Entfernung machte sich eben niemand etwas, da sie in ihrer Eitelkeit und ihrem Leichtsinn an andern Menschen zu wenig Antheil nahm. Die Fräuleins lebten während dem ihr stilles Leben; die ersten Tage waren selbst

für Schönhilde an mannichfacher Unterhaltung reich, denn außer allen Schönheiten, die in ihren Zimmern und Gärten zu muſtern waren, bot auch die Ausſicht aus den Fenſtern einen zum mindeſten neuen Genuß; ſchroffe, wunderbar geſtaltete Felſen ſchloſſen das kleine Thal in einen Halbkreis ein, und wurden hin und wieder von ſchwarzgrünen, tiefhängenden Tannen bekränzt, die aus den grauen Steinklippen hervorſproßten; am Fuße des Felſenkreiſes wallte ein mäßig breiter Strom vorüber.

Die beiden Schweſtern hatten noch nie eine ſo romantiſche Gebirgsgegend geſehen, und ergötzten ſich daher Anfangs recht ſehr an dem Anblicke; als ſie indeß Felſen und Tannen und Strom genau betrachtet hatten, ſo bemerkte Schönhilde doch, daß die Tannen nach wie vor im Winde ſchwankten, der Strom eintönig rauſchte und die Felſen gar unbeweglich auf einer Stelle ſtanden.

Reinholde langte ſtill nach ihrem Arbeitsgeräthe, nach der blinkenden Nadel und der ſchönfarbigen Seide, vorzüglich aber nach ihrer lieben Harfe, die ihr nach ihrem inwohnenden Zauber gleichſam als eine freundliche Zeugin ihres unſchuldigen Lebens theuer war. Sie fand in dem Reiz der Beſchäftigung ein wohlthätiges Heilmittel gegen den Unmuth der Langeweile; auch fing ſie oft mit ihrer Schweſter ein freundliches, liebevolles Geſpräch an, worauf indeß Schönhilde in ihrem Unmuth wenig Acht gab. Schönhilde achtete der melodiſchen Harfe nicht ſehr. Nur dann und wann trat ſie damit an's Fenſter, um irgend woher Bewunderer herbeizulocken. Dann aber erklangen die Saiten verſtimmt und brachten nur verwerrene Weiſen vor.

Sie benutzte jetzt ihre Freiheit, sich des Morgens recht lang zu putzen, aber leider! da war niemand, der ihre Schönheit nur gesehn, viel weniger bewundert hätte, und wenn auch zuweilen ein einsiedlerischer Häber oder anderer wilder Waldvogel aus den Steinritzen aufflog, so wandte er doch keinen Blick seiner scharffunkelnden Augen nach der am Fenster stehenden Schönen.

Reinholde fiel wohl auch zuweilen in stillwehmüthige Betrachtungen, wenn sie so einsam sich selbst überlassen an ihrer Harfe saß; sie dachte an den schönen Jüngling, den sie in jener unterirdischen Wohnung gesehen hatte und den sie nun wohl nimmer wieder sehen sollte, während sie diese Mauern von ihm und von dem Leben schieden; allein geduldig fügte sie den frommen Sinn in ihres Vaters Willen, und war einzig darauf bedacht, wie sie ihre Pflicht treu erfüllen wollte. Da rief einst auf einmal Schönhilde: O sieh doch, Schwester! komm geschwind an's Fenster, liebe Reinholde! — Sieh nur den schönen Jäger dort, der auf dem Vorsprunge des Felsens erscheint!

Und als Reinholde hinsah, erblickte sie in Wahrheit einen Jüngling in blankem Jagdgeschmeide, der, an dem Felsen emporgeklommen, zwischen den Tannen stand und nach den beiden schönen Mädchen herüberzublicken schien.

Reinholde zog sich sittsam betroffen zurück, allein Schönhilde rief voll Freude: O sieh! er hat auch uns bemerkt; nicht Pfeile sendet er vom Bogen, nur Pfeile seiner lichtbeschwingten Blicke! — O nun ist's gut! — rief sie, und schlug dabei in ihre kleinen weißen Hände — nun fängt doch unsere Einsamkeit an, sich ein wenig zu beleben! —

Und wie ein unbedachtſames Kind ließ ſie ein ſchönes, vielfarbig geſtreiftes Band hinunterflattern, welches der Wind nach den Bergen hinüberwehte. Der Jäger ward es gewahr und klimmte ihm nach in die Felsvertiefungen. Schönhilde aber ſah ihm nach und wartete den ganzen Tag ungeduldig auf ſein Wiedererſcheinen.

Am andern Morgen nun ſtanden beide Schweſtern in aller Frühe an ihrem Fenſtergitter; denn auch Reinhelde pflegte ſich des Morgens und Abends dieſen ergötzenden Anblick zur Erholung zu gönnen, und wenn die roſigen Streiflichter der auf- oder niedergehenden Sonne die grauen Felſen, den einſamen Strom, und die ſchwarzen, traurigen Tannen beleuchteten, ſo fand ſie auch in der einförmigen Gegend einen immer veränderten und mannichfachen Reiz.

Die Sonne war jetzt eben aufgegangen, und blickte durch eine Thalöffnung zwiſchen den Bergen herein gerade auf den wallenden Strom, den ſie mit ihrer Strahlenfluth verklärte. Da ſahen mit einemmal die Jungfrauen einen Nachen den Strom herunterſchweben, und einen ſchlanken Schiffer darin ſtehend, der mit dem Ruder leicht die Wellen beherrſchte und fröhlich in die Morgenſonne ſchaute. Er ſang, als er den Fenſtern beinahe gegenüber kam, mit munterm Tone:

Flüchtige Wellen,
Gleitet dahin,
Zeiget den hellen,
Fröhlichen Sinn!

Jugendlich Leben
Schwellt noch die Bruſt;

Vor dem Entſchweben
Faſſet die Luft!

Mädchen, ſie gleichen
Wechſelnder Fluth;
Sie zu erreichen
Strebe der Muth.

Schimmer vergolden
Wogen und Grab;
Mädchen! Ihr holden!
Lächelt herab!

Er hatte während des Geſanges ſeinen Nachen angehalten, und ließ ſich den Fenſtern gegenüber von den flutenden Wellen ſchaukeln, indem er mit fröhlicher Zuverſicht hinauf nach den reizenden Mädchen blickte.

Reinholdens ſittſames Gefühl hatte die freie Sprache ſeines Liedes verletzt, und wie bei wahrhaft reinen Seelen eine kühnfreie Liebesſprache nicht ſowohl Zorn erregt, als vielmehr innerliche Traurigkeit, ſo wollte ſie ſich auch gekränkt zurückziehen; allein die Schweſter hielt ſie bei der Hand, und rief voll Freude: O ſieh, liebe Reinholde! erkennſt du wohl den ſchönen Jägersmann von geſtern? Die waſſerblaue Schifferkleidung ſteht ihm nicht minder ſchön, als das hellgrüne Jagdgewand.

Reinholde blickte ſchärfer hin, erkannte wirklich an der Geſtalt den Jäger von geſtern, und — um den linken Arm hatte er das farbig geſtreifte Band gewunden, das ihm Schönhilde froh entgegenflattern ließ.

Bei dieſem Anblicke ward Reinholde bleich; ſie zog

ihre Schweſter vom Fenſter hinweg und ſprach mit aller ihrer liebevollen Innigkeit: O, liebe Schweſter! was haſt du doch für eine große Unbedachtſamkeit begangen, indem du jenem fremden Jünglinge ein ſolches bedeutſames Zeichen fliegen ließeſt. Du ſiehſt, wie er ſich damit ſchmückt, und aus den Worten ſeines Liedes ſchien ein ziemlich freier und leichter Sinn zu ſprechen. Laß uns nun ja durch allergrößte Sittſamkeit ſeine beleidigende Zuverſicht widerlegen. — Durch ſolche und ähnliche Reden hielt ſie, wiewohl mit großer Mühe, ihre leichtſinnige Schweſter einige Zeit von dem Fenſter zurück.

Als dieſe dahin zurückkam, war der ſchlanke Schiffer endlich verſchwunden; ihr Unmuth kehrte nun im höchſten Grade zurück und ſie brachte den Tag in heimlichem, doch vergeblichem Harren zu.

Als aber des andern Morgens die beiden Schweſtern wieder an das Fenſter traten, um friſche Luft zu ſchöpfen, da ſahn ſie wie durch Zauberhand ein holdblühendes Gärtchen unter ihren Fenſtern, welches mit ihrem einſam kleinen, von Mauern umſchloſſenen Zwingergärtchen gar nicht zu vergleichen war, mit den ſchönſten buntſtrahlenden Blumen, abgetheilt in zierliche Beete, mit ſaubern Gängen durchkreuzt und mit flatternden Büſchen gemiſcht; in einiger Entfernung aber ſahen ſie einen anmuthigen jungen Gärtner zwiſchen ſeinen Pflanzungen hinwandeln, den ſie bald für den Jäger und den Schiffer der vorigen Tage erkannten. Er trug wieder die Armbinde von Schönhildens buntſtreifigem Bande, in welchem Roſenfarbe und lichtes Hoffnungsgrün die Hauptfarben ausmachten, blieb jetzt ſtehen, nahm

eine Zither zwischen den Blumensträuchen auf, die er mit großer Leichtigkeit rührte, und sang dazu mit seiner wohltönenden Stimme:

Blüht, ihr Tulpen! blüht, ihr Rosen!
Zeigt der holden Mädchen Bild.
Bei des muntern Westes Kosen
Blüh'n sie schön im Lenzgefild.

Fröhlich spiegeln alle Farben,
Bieten hold sich seinem Gruß;
Wenn die frohen Schimmer starben,
Dann vorüber Lenzgenuß!

Schimmert, Blumen; glänzt, ihr Schönen!
Während auch der Frühling lacht,
Bald, befeindet Luft und Tönen,
Kömmt des düstern Herbstes Nacht.

Fröhlich spiegeln alle Farben,
Bieten siegenden Gewinn;
Wenn des Lenzes Blumen starben,
Sind auch Blick und Kuß dahin!

Reinholde hatte sich wieder, errötheud vor den verletzend freien Worten dieses Gesanges, von dem Fenster entfernt, und bittend auch ihre Schwester mit sich fortgezogen; der Gesang schwieg, und jetzt sahen sie mit einemmal an ihren Fenstern, welche, da sie das erste Stockwerk des Thurms bewohnten, nicht von unerreichbarer Höhe waren, ein paar blühende Rosenbäumchen sich emporrichten, die der schöne Gärtner in Gefäßen unter das Fenster getragen hatte, und

die ihre purpurnen Blüthen nun funkelnd in das Zimmer hineinrankten. Kindliche Freude über den schönen, lang entbehrten Anblick zog beide Schwestern an das Fenster, um den erquickenden Duft zu athmen; allein, wie bebten sie zurück, als ihnen, so wie sie nahten, zwischen den Rosen ein schönes jugendliches Männergesicht entgegenblickte, eben so frisch und strahlend in Rosengluth, als die purpurnen Rosen selbst, mit lieblich funkelnden Augen und süß verführerischem Lächeln; strahlend, verblendend für die entzückte Schönehild, herzdurchdringend für die erschütterte Reinholde. Ach! es war dasselbe reizende Angesicht, das sie in jener Höhle gesehen hatte, das ihr als Lichtbild ihrer geheimsten seligsten Gedanken vorgeschwebt hatte! Allein der Ausdruck des edelsten Gefühls, ja selbst der tiefsten geheimen Schwermuth war damals auf dem schönen Antlitz sichtbar gewesen, während hier nur verführerischer Leichtsinn aus allen Zügen sprach. Er war an den Spalieren, die er selbst angelegt, heraufgeklettert in seiner Gärtnerkleidung, und während er die schlanke Gestalt, selbst wie ein jugendlicher Baum, anmuthig hin und wieder wiegte, flüsterte er mit einschmeichelnder Stimme: Nun endlich, o Ihr holden, schönen Mädchen, gelingt es mir, Euch in der Nähe zu sehen! Ihr holden Rosen, die Ihr einsam hier verblühen sollter! — Nein! Dank sey es der Macht der Liebe, die mich alle Schwierigkeiten besiegen lehrte; gebt mir nun eilig den Schlüssel zu Eurem traurigen Heiligthume, da mir die Eisengitter hier den Zugang wehren.

Und seine Augen blickten dabei so reizend, daß es schien, als ob sie wenigstens den Eingang zu den Herzen finden müßten.

Reinholde hatte sich zurückgewendet, und, ihr Gesicht in beide Hände bergend, stürzten reichliche Thränenströme vor ihr nieder; Schönhilde aber, ganz bezaubert von der Schönheit und dem reizenden Wesen des Fremdlings, hatte sich mit ihm in ein flüsterndes Gespräch eingelassen, und nach einigen von ihm bald widerlegten Einwendungen versprach sie ihm, daß sie zusehen wolle, den Eingang zu eröffnen, wenn ihre Schwester, welche über die Maaßen bedenklich sey, sich auf den Abend zur Ruhe begeben haben werde. Er solle sich dann nur an der Thür des Thurms einfinden.

Der frohsinnige Bewerber ließ sich mit dieser Zusage befriedigen, und schied auf Wiedersehen in der schönen abenteuerlichen Stunde.

Schönhilde war nun den ganzen Tag über sehr vergnügt, und kümmerte sich wenig um die heimlichen Thränen ihrer armen Schwester; sie dachte nur auf alle die schönen Reden, womit sie diesen Abend die Huldigungen des reizendsten der Männer erwiedern und an den vortheilhaften Anzug, den sie heute nachlässig scheinend und doch gesucht anlegen wollte.

Reinholde hätte vielleicht, bei ihrer gewöhnlichen zärtlichen Sorgfalt für ihre Schwester, etwas von ihrem thörichten Anschlage erfahren können; allein dies Mal war es ihr wohl zu verzeihen, wenn sie weniger auf sie achtete, da sie so sehr in eigenem Gram versunken war. Sie suchte sich nur desto eifriger mit Arbeit zu beschäftigen, um ihn dadurch unwirksamer zu machen. Als nun jetzt die Abenddämmerung kam und sie an Fortsetzung ihrer Arbeit hinderte,

Schönhilde aber so eifrig mit Suchen in ihrem Putzwerk beschäftigt war, daß sie gar nicht mit ihr sprechen konnte; da ging die stillbekümmerte Reinholde auf kurze Zeit hinab in ihr kleines, beschränktes Gärtchen, um freie Luft zu schöpfen, weil ihr die Aussicht aus dem Fenster jetzt auch verwehrt war durch die Furcht vor dem freveln, ihr nur zu gefährlichen Fremdlinge.

Hier, zwischen den beschützend hohen Mauern, strich zwar die Luft weniger frei und kühlend und fiel der letzte verblühende Abendschimmer nicht mehr freundlich herein; doch war sie wenigstens gesichert, daß kein verwegener Blick in ihre fromme Stille fiel.

Allein auch hierher sollte sie die schmerzlich reizende Gefahr verfolgen! Jenseits der hohen Mauer vernahm sie jetzt schmelzende Lautenklänge, die ausdrucksvoll zu ihr herüberschwebten, und unterschied deutlich die nachfolgenden Worte, von einer bewegten Männerstimme gesungen:

Endlich hab' ich dich gefunden,
Dich, nach der mein Leben rang!
Ach! da hält mich streng gebunden
Ein geheimer, finstrer Zwang!

Und dich bergen feste Mauern
Vor der treuen Sehnsucht Blick;
Nur in hoffnungslosem Trauern
Grüß' ich meiner Jugend Glück.

Liebend mit Gesang umgeben
Durft' ich ehmals deinen Sinn;
Doch aus meinem armen Leben
Schwand auch dieser Reiz dahin.

Da ich wieder dich gefunden,
Soll mit weicher Töne Flehn,
Noch, wie sonst, in stillen Stunden
Dich mein leiser Flug umwehn!

Diese flücht'gen Augenblicke,
Wo ich scheine, was ich bin,
Wie mich deine Näh' entzücke,
Ach, wie sind sie schnell dahin!

Doch ob auch kein Lenz erfreue
Meine dunkle Lebenszeit,
Meines Herzens tiefe Treue
Sey doch ewig dir geweiht!

Reinholde war im Innersten durchdrungen von den Tönen und Worten dieses rührenden Gesanges, dessen räthselhaften Inhalt sie gleichwohl nicht zu deuten wußte. Sie mußte unwillkührlich an den schönen Geliebten denken, obwohl seine leichtsinnigen Lieder und Handlungen keineswegs mit dem Tone dieses Liedes zusammenstimmten. Ihr Herz antwortete dem Sänger, und wie gern hätte es auch ihr Mund gethan! allein die rührenden Bitten ihres scheidenden Vaters waren doch mächtiger, als die mächtige Leidenschaft, welche sie zu dem schönen Unbekannten zog. Seufzend ging sie zurück nach ihrem Zimmer, da rief ihr Schönhilde schon entgegen: Ach, gut daß du kommst, Schwesterchen! Ich bin heut Abend so erstaunend müde; wir wollen uns doch zeitig niederlegen! — Und aus Gefälligkeit willigte die gute Reinholde ein, ob es gleich noch sehr zeitig war; sie meinte ihrer Schwester Schlaf zu stören, wenn sie allein aufbliebe. So legten beide sich zur Ruhe.

So müd Reinholde aber auch war, so konnte sie doch nicht einschlafen, theils von der innern Unruh' über das Vorgefallene, theils von einer ängstlichen Ahnung gequält. Immer mußte sie ihre schönen, traurigen Augen wieder öffnen.

Der Vollmond war indessen aufgegangen, schien durchs Fenster in das jungfräuliche, stille Gemach, und schmückte es mit hellen Silberblumen aus; er schien durch die weißen reinlichen Vorhänge, welche Reinholdens Lager umgaben, wie durch ein duftiges Gewölke um ein unschuldiges Kind.

Da war es Reinholden, als höre sie ihre Schwester leise durch das Zimmer nach der Thüre schleichen; sie blickte hin, sie rief sie, doch vergebens, und nun glaubte sie sich getäuscht zu haben, und wollte Schönhildens Schlummer nicht stören.

Allein jetzt hörte sie ganz deutlich unten an der Thür den Eisenriegel aufschieben, welcher nächst dem Schlosse den Eingang schützte; da flog ein Todesschreck durch ihre Glieder; sie warf schnell ein Gewand um sich und eilte die Stiegen hinab.

Doch ach! es war zu spät! schon war die Thür geöffnet, schon war der schöne Abenteurer eingedrungen, und befand sich bereits mit Schönhilden in traulichem, liebkosendem Gespräche.

Angstvoll bebte Reinholde zurück, und wandte sich unwillkührlich, zu fliehen. Allein der kühne Fremdling hatte sie schon bemerkt, und da ihm ohnehin viele Eroberungen

lieber waren, als eine, überdies Schönhildens unbedachtes Entgegenkommen ihm den Reiz der Schwierigkeit entzog, so flog er, leicht wie der Wind, an der betroffenen Schönhilde vorüber, und hatte, ehe sie es sich versah, die bange Reinholde überholt und ihr den Rückweg nach der Treppe abgeschnitten.

O, schönes Mädchen! — rief er aus, und hatte sich dabei zu ihren Füßen geworfen — du bist die Göttin, die ich lieb' und suche.

Durch den geöffneten Eingang des Thurmes fiel der helle Mondstrahl herein, und streifte das schöne Gesicht des Knieenden. Reinholde sah nun den zu ihren Füßen, der lange das höchste Ziel ihrer andächtigen Zärtlichkeit gewesen war. Doch hatte er nicht vor wenig Augenblicken dieselben Schmeichelreden an ihre Schwester gerichtet? War er nicht der verwegene Eindringer in ihre stille Freistätte? Und mehr als dies, die kühne Art, womit er sie zurückzuhalten strebte, womit er Wort und Blicke, und selbst Liebkosungen an sie zu wenden wagte — ihr ganzes Gefühl regte sich dagegen, diesen als den Heimlichgeliebten anzuerkennen.

Verzweifelnd blickte sie umher, und da sie keinen andern Ausweg sah, so floh sie, indem sie sich, wie von wunderbarer Kraft gestärkt, von dem Verführer losriß, hinaus in die einsame, mondbeleuchtete Gegend.

Alle ihre Stärke und Schnelligkeit aufbietend, flog sie dahin, gleich einem aufgejagten Rehe, so schnell, daß sie der Jüngling, der ihr voll Eifer folgte, nicht erreichen konnte;

doch hörte sie mit Todesangst seine fliegenden Tritte und sah ihn bei einer Wendung des Pfades schon dicht hinter sich. Noch einmal faßte sie ihre Kräfte zusammen, und jetzt bog sie um eine Felsenecke, wo sie sich fast schon vor ihm sicher glaubte; — ach Gott! da trat er ihr, den sie vor wenig Augenblicken hinter sich gesehen hatte, auf einmal von dieser Seite entgegen, in aller seiner Herrlichkeit, und in der vollen, blendenden Beleuchtung der Mondenstrahlen, die, von den Felsenwänden zurückfallend, sich gleichsam zu verdoppeln schienen, um sein reizendes Bild zu verklären. Wunderbar war es, daß ihr auch seine Gestalt noch bei weitem höher vorkam; auf seinem schönen, jetzt hellbeleuchteten Gesicht erblickte sie einen Ausdruck von Hoheit, von Milde, und zugleich von Ernst, den sie bisher gar nicht an ihm gesehen hatte.

Mit unendlich schmerzlicher Sehnsucht schien es sie zu ihm hinzuziehen; doch ihre Tugend siegte; mit heißem Schmerz wandte sie sich, zu fliehen.

Da rief er mit einem Tone, der durch ihr tiefstes Leben drang: O! fliehn willst du vor mir, du holde, himmlische Geliebte meiner Seele, du, die ich lang gesucht! Was that ich dir, daß du mich fliehen willst?

Es war, als ob sie von dem Leben scheiden sollte, mit dem Scheiden von dieser holden Stimme; doch blieb sie standhaft, und wandte sich schnell zur Flucht: da, wie durch Zaubermacht, trat er ihr plötzlich noch einmal entgegen, im raschen Laufe um den Felsen lenkend.

Erschrocken blickte sie zurück; und zweimal sah sie jetzt den geliebten Gefürchteten; denn auch er mit der süßen Stimme und dem holden, bittenden Blicke stand dicht hinter ihr, während der eben Angekommene mit glühenden, vom Laufe erhitzten Wangen, mit seiner gewöhnlichen Kühnheit die Arme nach ihr ausbreitete, indem er rief: Hab' ich dich endlich, schöne Beute? Nun sollst du mir nicht mehr entfliehen, du scheues, flüchtiges Reh!

Halt! — rief der Andere, schnell dazwischentretend — willst du gewaltsam diesen Preis erringen, so kämpfe erst mit mir!

Und in dem Augenblicke fuhr sein ritterliches Schwert hellklirrend aus der Scheide; doch auch sein kühnes Ebenbild stand ihm an Muthe nicht nach, auch sein Schwert flog in demselben Augenblicke raschfreudig durch die Luft, und beide Klingen funkelten nun im Mondenlichte todtfordernd gegeneinander, und beide schöne Angesichter, mit so verwandten, vielmehr mit völlig gleichen Zügen, blickten einander mit zornblitzenden Augen an.

Geblendet, wie durch Zauberspiel, in Angst und Furcht und Zärtlichkeit getheilt, stand Reinholde einige Augenblicke, und blickte, gleichsam Rettung flehend, zum Himmel auf. Da war es, als ob sich eine weiße duftige Wolke vom zarten, den Mond umschwimmenden Gewölke löste und herab auf die Erde schwebte. Und eh' noch Blut die Glieder der entrüsteten Kämpfer färbte, ließ sich auf dem Kampfplatz ein weißer, blendender Wagen herab, von zwei silber-

hellen Schwänen gezogen; daraus stieg die mächtige Zauberin, welche dem Vater der Mädchen die wunderbaren Harfen gegeben hatte.

Haltet ein! — rief sie mit mildem, aber zugleich gebietendem Tone, indem sie ihren, mit Lilien umwundenen Scepter zwischen die todtfunkelnden Schwerter neigte — soll Bruderblut Eure durstenden Klingen tränken?

Und augenblicklich senkten die beiden Kämpfer ihre Schwerter, und blickten, überrascht und ehrfurchtsvoll erwartend, nach der blendenden Erscheinung, während Reinholde wieder Athem schöpfte, als ob ihr eine Felsenlast von dem Herzen genommen wäre, und freudig hoffend zu der hohen Fremden aufsah.

Auch Schönhilde war unterdeß hinzugekommen; nicht sowohl Besorgniß um ihre Schwester, als der Wunsch, unter diesem Vorwande einmal der lang entbehrten Freiheit zu genießen, hatte sie in das Feld gelockt.

Mit Wohlgefallen ruhten die Blicke der Fremden auf Reinholden. — Der Zauber ist gelöst, — sagte sie — gelöst durch dich, du reines, holdes Kind! Wisse, diese schönen Jünglinge sind Brüder, Zwillingsbrüder, von der Natur durch eine seltne, bewundernswerthe Aehnlichkeit bezeichnet. Sie sind die Erben einer mächtigen Herrschaft. Allein durch einen bösen Zauber war ihre Jugendzeit getrübt; Selenio dort, er mit dem edeln, stillen Ernste in den anmuthigen Zügen, war bestimmt, die Hälfte des Tags in

einen Hänfling, Cephirio, dort jener leichtsinnige Wildfang, in einen Schmetterling verwandelt umherzuflattern; die andere Hälfte aber, jeder getrennt von dem andern, in einer Felsenhöhle zu verschlafen. Nur wenige Stunden des Jahrs war es ihnen vergönnt, in ihrer eigentlichen Gestalt zu erscheinen und zu handeln; du weißt, wie Cephirio diese Stunden angewandt hat. Der Bannspruch aber lautete: Nur wenn ein ganz schuldloses Mädchen, von tiefster Leidenschaft für sie entflammt, standhaft genug in ihrer Tugend wäre, um sie unerschüttert zu fliehen, sollte das Zauberband gelöst seyn. Du, schuldlose Reinholde, du hast das Lösungswerk vollbracht! Und in mir, welche man die Schwanenfürstin nennt, sieh die Belohnerin weiblicher Tugend und Güte. Dein Mitleid für den armen Hänfling, als du den kleinen, blutenden Sänger vor dir sahst, dem der Pfeil eines Jägers den Flügel verwundet hatte, zog dich zuerst zu dem Anblicke des schönsten Mannes, die Stunde seines Schlafs hatte geschlagen, und zwang ihn gebieterisch zurück in seine Felsenhöhle. Der Vogel nahm wieder die menschliche Gestalt an, in welcher du ihn sahst, doch der verhüllende Mantel hinderte dich, seinen verwundeten Arm und dadurch den Zusammenhang des Zaubers zu entdecken. Schönhilde hätte damals lieber den Schmetterling Cephirio verfolgt, der ihr nach seiner Art leicht und scherzend verschwand. Sie sind nun Beide frei und werden ihre Gestalt nie mehr verlieren.

Die beiden Brüder hatten voll Erstaunen die Rede angehört; jetzt ergriff sie das Gefühl ihrer Befreiung mit freu-

diger Gewalt, und Beide stürzten zu Reinholdens Füßen, um ihrer Retterin zu danken. Doch nur auf dem edeln Selenio ruhten ihre feuchten Blicke mit warmer, erwiedernder Zärtlichkeit. Indem vernahm man ein frohes Getön aus dem Thale. Der frühe Sommermorgen war schon angebrochen, und glänzte rosig zwischen den Bergen herein. Da klang aus einem Felsgrunde heller Trompetenschall herauf, bald schimmerten blanke Rüstungen im ersten Morgenstrahle und wohlbekannte Waffenzeichen winkten. Der edle Graf kam aus dem Kriege wieder.

Nun war ein jubelvolles Wiedersehen zwischen ihm und seinen geliebten Kindern; er schloß sie immer wieder in die Arme, nachdem er seine hehe Freundin ehrfurchtsvoll und auch die beiden jungen Fremden höflich begrüßt hatte. Die Freude, seine Kinder lebend wiederzufinden, überwog in den ersten Augenblicken bei dem guten Vater jeden andern Gedanken; erst später fiel es ihm auf, daß er sie, so ganz wider seine Vorschrift, außerhalb des Thurms und im freien Felde antraf. Seine Freundin gab ihm deshalb eine flüchtige Erläuterung, und rieth ihm, nur den Zug ungehindert bis zu dem Thurme fortzusetzen, wo er schon weitern Aufschluß erhalten werde.

Alle brachen dahin auf, und als sie in dem Thurme angekommen waren, begrüßte erst der gute Vater mit Rührung den einsamen Aufenthalt, der seine Lieblinge so lange geborgen hatte, dann verlangte er die kostbaren Harfen, die Zeugen ihrer Tadellosigkeit, zu sehen.

Bescheiden freudig holte Reinholde die ihrige, die unversehrt und glänzend war, so wie sie selbige erhalten, während Schönhilde langsam und verlegen zurückkam und die zersprungenen Theile der ihrigen mit einem Schleier umhüllt hatte.

Und wo hast du deine Harfe? — fragte die Schwanenfürstin streng, und ihr leuchtender Blick durchdrang augenblicklich die Hülle. — Freilich, — sagte sie dann zu der betretnen Schönhilde — freilich eine Jungfrau, welche so leicht die Bitten eines trefflichen Vaters vergißt und der verführerischen Schmeichelei so leicht den Eingang ihrer frommen, sichern Freistatt eröffnet, kann ein so zartes Unterpfand nicht aufbewahren. Ihr habt Euch beide Euer Schicksal selbst gewählt.

Die Jünglinge hatten, in der Ehrerbietung, welche ihnen die Gegenwart des alten Helden, und vorzüglich der mächtigen Schwanenfürstin einflößten, vor welcher selbst der ausgelaßne Cephirio eine ungewöhnliche Scheu empfand, noch nicht von ihren Empfindungen zu sprechen gewagt; nur in beredten seelenvollen Blicken hatten Selenio und Reinholde einander ihre Liebe gestanden. Die mächtige Geisterfürstin ward ihre Vermittlerin und der Vater gab mit Freuden seine Einwilligung. Dem schönen Schmetterling Cephirio und der leichtsinnigen Schönhilde blieb nichts übrig, als zu einander zurückzukehren.

Das — sprach die Schwanenfürstin zu Schönhilden

— wirst du dir nun freilich müssen gefallen lassen, daß er von einer Blume zu der andern flattert!

Du aber — wandte sie sich zu Reinholden, die hold erröthend, leuchtend in ihrer schüchtern liebenden Seligkeit, an der Seite des entzückten Geliebten stand, du trägst die Sicherheit unwandelbaren Glücks in deinem Herzen, denn wahre Lieb' und Tugend sind untrennbare, himmlische Geschwister!

IX.

Victoria

oder

Weissagungskraft der Liebe.

Novelle.

Am Hofe eines Königs von Arragonien erschienen italische Ritter, Gesandte eines angesehenen Herzogs, für ihren Herrn zu werben um eine der vier schönen Königstöchter. Der König nahm mit Freuden den ehrenvollen Antrag an; allein die reizende Victoria, an welche er gerichtet war, hatte, bisher fremd mit jeder Ahnung der Liebe, in jugendlicher Unbefangenheit gelebt, und erschrak heftig, als sie die Botschaft vernahm. Sie flehte ihren Vater auf das rührendste, sie doch noch eine Zeit lang des jungfräulichen Glückes genießen zu lassen, sie nicht so jung von seinem Herzen zu verstoßen, denn sie war noch nicht sechszehn Jahr. Der König blieb nicht ungerührt bei solchen Bitten; allein da Victoriens Schwestern, alle noch jünger als sie, heranblühten und ihm doch ihre große Zahl ein wenig bang ihrer Versorgung wegen machte, so blieb er bei dem gefaßten Entschlusse, und stellte der Trauernden alle Vortheile ihres neuen Standes vor; sie aber war nur eines edlern Glücks empfänglich, und verzehrte sich in geheimem Gram.

So saß sie eines Abends auch in ihrem einsamen Gemach, und gönnte sich den freien Trost der Thränen; da öffnete sich leis die Thür und ihre treue und vertraute Dienerin trat ein. Ein fröhliches, geheimnißvolles Lächeln be-

lebte ihr Geſicht, das aber von der traurigen Prinzeſſin nicht bemerkt ward, und das auch bei der Treuen ſelbſt bald der Bekümmerniß über Victoriens Anblick wich.

O mein Gott, Fräulein! — rief ſie aus — ſchon wieder ſind' ich Euch in Thränen? So wollt Ihr denn mit aller Macht die ſchöne Blüthe Eurer Jugend vernichten?

O, Ines, kannſt du fragen? — entgegnete Victoria — gibt es ein ſchrecklicheres Loos, als ſo ohne Liebe hingegeben zu werden an ein Weſen, das auch mich nicht liebt, mich nicht einmal geſehen hat!

Nun, was das wenigſtens anbelangt, — verſetzte Jene freudig — ſo dürft Ihr Euch vor tauſend Fürſtentöchtern glücklich preiſen! Das eben komm' ich ja Euch zu verkünden! Wißt, was ich ſo eben erfahren habe: daß ſich der Herzog ſelbſt unter den werbenden Rittern befindet, um unerkannt diejenige ſelbſt zu wählen, die ſeinem Aug' und ſeinem Herzen am vorzüglichſten dünken möchte.

Zweifelnd ſchlug die Prinzeſſin die ſchönen thränennaſſen Augen auf, und ein ſchnelles Erröthen flog über ihr Geſicht, denn augenblicks ſtellte ſich ihr die ſchlanke Heldengeſtalt des Einen dieſer Ritter dar, der wohl allein für den verſtellten Herzog gelten konnte; die andern Ritter waren faſt in Greiſenjahren, nur dieſer Eine ſtand noch im Jugendalter wie der Herzog, auch war er hoch und wohlgebaut, ſo wie dieſer beſchrieben ward. Die Geſchichte hat ſchon ein merkwürdiges Beiſpiel dieſer Art aufbewahrt, von dem Longobardenkönig Anthar.

Eine wunderbare Veränderung ging in Victoriens Seele vor, ſeit dem Augenblicke, wo ihr das Geheimniß

verrathen war, das man auch bald am ganzen Hof sich im Vertrauen sagte; sie beachtete den genauer, den ihr das Schicksal zum Gemahl bestimmte, — und bald verwandelte sich ihre Kälte in glühende und grenzenlose Liebe, und sie that Alles, um den Augen dessen zu gefallen, der schon der reizende Beherrscher ihres Herzes geworden war.

Befremdend kam es ihr zwar vor, daß des Jünglings Blicke sie nicht zu suchen schienen, sondern in unbefangener Ehrerbietung sich stets vor ihr zu Boden senkten, und nie eine liebende Kühnheit den verkleideten Bräutigam verrieth. Sie überlegte indeß bald, wie doch die Klugheit ein so gemessenes Betragen von ihm fordere, wofern er seinen Plan unverrathen auszuführen denke; und wie ein frommes Kind, voll zarter Scheu, den Schleier nicht zu heben wagt, der ihm die Freuden des heiligen Christs verbirgt, so wagte auch das kindliche Gemüth Victoriens nicht, in das reizende Geheimniß einzudringen. Sie dachte nur mit hochklopfendem Herzen des Augenblicks der seligen Enthüllung, wenn ihr nun am Vermählungstage der, der ihr schon im schlichten Ritterkleide so entzückend schien, in allem Glanz fürstlichen Schmucks, in allem Reiz beglückter Liebesinnigkeit entgegenfliegen würde.

Die Heirathsverträge wurden geschlossen, die Gesandten reisten zurück, und bald darauf ward die schöne Victoria mit einem ihrer Herkunft würdigen Gefolge in das Land ihres Bräutigams gesandt, der durch Unruhen in seinem Staat verhindert ward, sie selbst aus Spanien heimzuholen. Der Pabst selbst, ein naher Verwandter des Herzogs, hatte auf einer Reise nach Deutschland bei ihm geweilt, die Ein-

segnung des hohen Paares selbst zu vollziehen. Die Kathedralkirche war schon geschmückt, der Hof in voller Pracht empfing die ankommende Braut; das Volk begrüßte sie mit Segenswünschen.

Mit namenlosen, wechselnden Gefühlen betrat sie die heilige Stätte, und schlug nun, freudig bang, die kindlich holden Augen auf; — allein — nicht den erblickte sie, an dessen Bild sich ihre Seele bereits in reizender Vertraulichkeit gewöhnt, nicht jenen schlanken Jüngling, in dem sich Held und Engel zu verschmelzen schienen; an seiner Statt trat ihr ein Mann entgegen, der ganz das Gegentheil von jenem schien, zwar jung und rüstig war auch er, doch nichts von jener seelenvollen Anmuth sprach sich in seinen Zügen aus, die, mehr noch als Schönheit, das weibliche Gefühl gewinnt. Wenn dort das edelste Gemüth aus himmelvollen Augen sprach, sah hier nur Lebenslust und die Spur nie versagter Wünsche aus freudig überraschten Blicken.

Victoria meinte zu träumen einen schweren, ängstlichen Traum; noch immer hoffte sie, den von ihr selbst zum Fürsten Erhobenen im lichten Hochzeitschmuck hervortreten zu sehen, um diesen, den ihr Herz nicht anerkannte, mit seinem Glanz zu überstrahlen. Doch weh! in diesem Augenblicke ward sie ihn in der andern Ritter Kreis gewahr, nicht festlicher geschmückt als diese, und in der unbefangenen Demuth seines Standes. —

Da war es, als würde ihr Todesloos geworfen; Beschämung, Schrecken und Verzweiflung rissen das entscheidende Ja von ihren Lippen, da ohnedies an Widerstand

nicht mehr zu denken war; allein ohnmächtig sank sie auch gleich darauf an den Stufen des Altars nieder.

Eine Reihe mühseliger, kampfvoller Tage reihte sich nun für sie an den unglücklichen Vermählungstag; wie schrecklich war es ihr, die Leidenschaft für sie immer heftiger im Busen ihres Gemahls erwachen zu sehen, indeß ein andres Bild sich früher in ihr Herz gegraben hatte! Allein die Ehre war noch mächtiger in diesem jungen Herzen als die gewaltige Liebe; entschlossen riß sie sich von jener zauberischen Neigung los und rief sich alle die guten Eigenschaften ihres Gemahls zurück, der, ob auch etwas roh in seinen ungebundenen Neigungen, im Grunde doch wacker war.

Noch besser würde ihr Streben gelungen seyn, hätte nicht ein natürlicher Hang des Herzogs zu Härt' und selbst zu Grausamkeit zwischen ihm und der milden, gefühlvollen Victoria eine unsichtbare Schranke aufgerichtet. Unwillkührlich mußten sich in der Folge zuweilen ihre Blicke von den gewaltthätigen Handlungen ihres Gemahls auf den edlen, fühlenden Torelli wenden (dieses war jenes schönen Ritters Name), der seine Macht als Kriegsanführer eben so menschlich brauchte, wie er tapfer im Felde war.

Sie floh indeß die Gegenwart des anmuthigen Ritters und mied selbst das, was ihn betraf, zu hören, demüthig auf der Hut vor ihrem eignen Herzen. Nur zufällig geschah es, daß sie einst etwas Näheres von ihm und seiner Herkunft vernahm. Heracleo Torelli war einer der rühmlichsten Kriegsobersten des Herzogs. Verwaister Sprößling eines edlen Hauses aus einem der benachbarten Freistaaten, war er, halb Kind noch, seinem Oheim in das gelobte Land

gefolgt. Dort unter mancherlei ruhmwerthen Thaten zum Manne gereift, kam er in ſeine Vaterſtadt zurück. Ihm folgte allenthalben der Ruf ſeiner Tapferkeit und ſeiner Waffenſtärke, denn Keiner wußte ſo gewandt das Schwert zu ſchwingen, und Keiner ſo anmuthig leicht und doch ſo wirkſam den Speer zu ſchleudern. Die erſten Jünglinge der Stadt ſchloſſen den Freundſchaftsbund mit ihm; allein der Staat war innerlich durch Zwieſpalt aufgelöſt, und ſo geſchah es, daß, als einſt Heracleo des Nachts mit einigen Freunden durch die Straße ging, ſie durch Bewaffnete von der Parthei der Gegner angegriffen wurden. Torelli focht mit der gewohnten Tapferkeit, und einer ſeiner Streiche traf — glücklich oder unglücklich zu nennen — den Anführer der Gegner, ſo daß er entſeelt zu Boden ſtürzte.

Obwohl nun ſeine That nichts als gerechte Nothwehr war, ſo wußten doch die vornehmen Verwandten des Getödteten es durch ihr Anſehn im Senat ſo weit zu bringen, daß einer ihrer beſten Mitbürger auf Lebenslang aus ſeiner Vaterſtadt verbannt ward.

Wohl bitter ſchmerzend war dem Ritter dieſer Ausſpruch; doch wen einmal der Ruhm in ſeinen Schutz genommen hat, dem darf nicht bange ſeyn um eine Heimath auf der Erde! Ein guter Vater iſt der edle, wohlerworbne Ruhm, dem wohl ein weites Dach zu Dienſten ſteht. Verſtößt den Ruhmgekrönten auch ein Land verblendet, ſo öffnet ſich ſogleich ein andres, ihn deſto liebevoller aufzunehmen. Der tapfre und biedre Heracleo fand eine höchſt erfreuliche Aufnahme bei einem benachbarten Herrn, bei eben dieſem Herzog, dem er ſeitdem mit unerſchütterlicher Treue

diente, und der gerade damals in einem schweren Kriege mit den Ferraresen begriffen war.

Da gab es nun gleich gute Arbeit für des Verbannten tapferes Schwert, und er belohnte seinem Schutzherrn die Aufnahme, die er bei ihm gefunden hatte, durch manchen segensvollen Sieg. So war er ihm auch ganz mit Seel' und Leben zugethan, und daher kam es, daß die liebentglühten Blicke der schönen reizenden Prinzessin am Hof zu Saragossa so unbemerkt an ihm vorüberglitten, weil gar nicht eine Ahnung so treulosen Verraths in seine reine Seele kam.

Das, was die Herzogin hier von der Tapferkeit des Ritters und auch von seinem treuen, biedern Herzen hörte, mußte nur dienen, die Flamme noch zu nähren und zu heiligen, die schon sein schönes Bild in ihr entzündet hatte; denn der Zauber der Achtung ist in solchen Fällen gefährlicher als jeder äußre Reiz.

In dieser gefahrvollen Stimmung ging eine ziemlich lange Zeit hin. Die schöne leidende Prinzessin schien sich allmählig zu erheitern und reizender und blühender zu werden; und an Heracleo bemerkten seine Freunde, daß er, oft wenn er ganz allein war, zwar leis, doch lebhaft, mit sich selber sprach, und dies durch leidenschaftliche Bewegungen und Mienen zu begleiten pflegte. Zwar hatte er von früher Kindheit schon diese Eigenheit gehabt, so wie sie mehreren reich ausgestatteten Gemüthern anhängen soll; allein jetzt that er es noch mehr und leidenschaftlicher als je, und es entging dem scharfen Blick des Herzogs nicht, so wenig als das fliegende Erröthen seiner Gemahlin und das schnelle

Niederſchlagen der Augen, ſo wie des Ritters Blick dem ihrigen begegnete. Der Herzog war ſchon von Natur zur Eiferſucht geneigt, nur noch ſein Ehrgefühl hielt ihn zurück, die ſchmachvolle Vermuthung anzunehmen; aber ein anderer ſeiner Oberſten, der, vor der Ankunft Torelli's, für ſeinen Günſtling gegolten hatte und ſich durch den Fremden verdunkelt glaubte, wagte dem Herzog einſt einen leiſen Wink zu geben, und wie ein Hauch den ſchwachen Funken ſchnell zur Flamme auffagt, ſo loderten jetzt Eiferſucht und Stolz zugleich und kämpfend in der Seele des Herzogs auf. — Cornelio! — rief er mit zornentflammtem Blicke — bringſt du mir nicht Beweiſe deiner entſetzlichen Vermuthung, ſo haftet mir dein Kopf dafür!

Herr, — ſagte Jener drauf, gefaßten Tons — nicht lange ſollſt du auf dieſe zu warten haben.

Als nun in kurzem drauf der Herzog einſt mit ſeinem Hof zur Abendtafel ſaß und ſich Victoria, unter dem Vorwand eines leichten Kopfwehs, früher vom Tiſch entfernt und in ihr Schlafgemach begeben hatte, auch heut Heracleo nicht unter den übrigen Hauptleuten mit an der Tafel war: da entfernte ſich Cornelio auf kurze Weile aus dem Saale, dann wieder eintretend, begab er ſich hinter den Stuhl des Herzogs und flüſterte ihm ſchnell und leiſe zu: Jetzt, Herr, iſt's an der Zeit!

Bei dieſen Worten wechſelte das Roth des Zorns mit Bläſſe des Entſetzens auf dem Antlitz des Herzogs; er ſtand ſtillſchweigend auf und folgte ungeſäumt dem Ritter; dieſer führte ihn in ſeine Wohnung, die auf einem Seitenflügel des Schloſſes lag und wo man aus den Fenſtern den Gar-

ten und auch das Mittelgebäude übersehen konnte. Es war am Abend eines heißen Sommertags; der Mond goß seine Strahlen unbewölkt bis in des Gartens fernste Schattengänge, so daß man, trotz des beweglichen Spiels von Licht und Schatten, doch alle Gegenstände deutlich unterscheiden konnte, und so war das, was dem Herzog zuerst ins Auge fiel, die Gestalt derjenigen, die er schon längst in Schlummer glauben mußte, Victoriens Gestalt, die, im weißen Gewand, auf dem Balkon vor ihrem Zimmer stand, das schöne Haupt schwermüthig auf den Lilienarm gestützt und den glänzenden Blick auf einen Gegenstand in der Ferne gerichtet. —

Mit brennender Hast folgte des Herzogs Auge der Richtung ihres Blicks, und — mit Entsetzen gewahrte er in einem Gartengange den schwärmerischen Heracleo, der leidenschaftlich rasch sich nach dem Balkon begab. Je näher er diesem Lichtpunkt der Schönheit kam, je ausdrucksvoller wurden seine Geberden, bald legte er die Hand aufs Herz, als wollte er den heftigen Schlag desselben hemmen; bald hob er sie empor, als um die heiße Gluth der Stirn zu kühlen, indeß feurige Worte leis von den bewegten Lippen strömten. Als er nah unter den Balkon gekommen war, sah der Herzog ganz deutlich, wie die Dame eine schnelle Bewegung mit der Hand machte und eilig durch die Thür in ihr Gemach ging, worauf auch gleich Heracleo sich in's Schloß verlor.

Dies Alles sah der Herzog, vor Schreck und Zorn ganz außer sich, und nur zu deutlich war ihm in jener Bewegung Victoriens der Gewährungswink beglückter Zärt-

lichkeit erſchienen; ſein Blut, ſchon beim Mahl durch häufiger genoſſenen Wein erhitzt, wodurch er die unruhige Gluth in ſeinem Innern zu kühlen gemeint hatte, tobte wie Feuer jetzt durch ſeine Adern. — Ha, teufliſcher Verräther! — ſchrie er — auf meine Waffen haſt du gleisneriſchen Ruhm gehäuft und mordeſt doch die Ehre meines Lebens!

Wohl, — ſprach der ſtrenge Cornelio — und Ehre iſt unentbehrlicher als Ruhm.

In Eil und doch mit einer grimmigen Beſonnenheit gab darauf der Herzog Befehl, wie Cornelio einige zuverläſſige Krieger bereit halten ſolle, die auf das Zeichen einer Glocke, welches der Herzog geben werde, heraufkommen und den Verbrecher zum Tode führen ſollten. Auf eben dieſes Glockenzeichen ſollten ihnen die Wachen am Hinterthor ohne Aufenthalt den Eingang öffnen. — Der Herzog eilte darauf in das Zimmer ſeiner Gemahlin, Victoriens Schlafgemach. Alles war ſtill, als er hineintrat; die Kerzen waren ausgelöſcht, und nur der Mond ſchien durch die weißen wallenden Gardinen der Fenſter wie durch ein duftiges Gewölk, und ſchmückte hell das trauliche Gemach. Die ſchönſten ſeiner Strahlen aber goß er um die holdſelige Victoria, die eben jetzt ihr zorniger Gemahl in tiefem Schlummer auf ihrem Ruhebett erblickte. Wehmuth ergriff ihn unwillkührlich, als er die liebliche Geſtalt, als er den ſanften Reiz ihres Geſichts betrachtete, dem die Erquickung des Schlafs und der Zauber des Mondlichts eine wunderzarte Farbenmiſchung gab; Wehmuth ergriff ihn, als er dies holde Weſen ſo gänzlich ſeiner Gewalt übergeben vor ſich liegen ſah; doch bald entbrannte Wuth und Schmerz aufs neue,

wenn er bedachte, daß all' dieſe hohe Schönheit für ihn verloren und einem Andern zugewendet ſey. — Oeffne die Augen, Meineidige! — rief er wild — denn mit nichten täuſcht mich dein Schlaf! Ich weiß, wen du erwarteſt, und er wird kommen, doch ſo, daß du ſein Kommen verwünſchen wirſt!

Allein Victoria regte ſich nur wie von einem Traume beunruhigt, und ſchlief dann wieder den feſten, ſüßen Schlaf der Unſchuld; nicht eine Miene wechſelte auf ihrem ſanften Angeſichte; faſt war der zürnende Gemahl in ſeinen Zweifeln irre, — als er mit einem Mal ein leiſes Klopfen an der Thür vernahm! — Entſetzen faßte ihn aufs neue und bebend fragte er: Wer klopft?

Torelli! — kam die Antwort wieder. — Und aus des Herzogs Wangen wich das Blut. — Gewaltſam hielt er ſeine Wuth da noch zurück, öffnete leis die Thür, und — vor ihm ſtand Torelli. —

Ob er das Aergſte gleich geahndet, ja ſelbſt ſchon gewiß geglaubt hatte, ſo blieb der Herzog doch einige Augenblicke ſprach- und bewegungslos vor der Verwirklichung des ſchrecklichen Verdachts.

Herr, ſey auf deiner Hut! — ſagte der Ritter eilig — und bleibe gerüſtet! Ich habe Waffengeräuſch im Hölzchen hinter dem Garten gehört, und glaube ſelbſt Kriegsleute von Ferrara unterſchieden zu haben, die ohne Zweifel einen Ueberfall für dieſe Nacht im Sinne führen. — Ich ſuchte dich im ganzen Schloß vergebens; man wies mich hieher — Verzeihung, daß ich ſelbſt deine Ruhe ſtören muß!

Genug, Verräther! — brach der Herzog jetzt mit

fürchterlichem Grimm aus — du wagst es noch, mich durch verruchte Heuchelei zu täuschen? Zurück! wofern mich nicht dein Anblick tödten soll!

Bestürzt wich der Ritter einige Schritte zurück; der Herzog schlug die Thüre krachend vor ihm zu und lief sinnlos im Zimmer auf und ab.

Der tiefste Schläfer hätte wohl bei diesem furchtbaren Geräusch erwachen müssen; erschrocken schlug die Herzogin die Augen auf, und als sie ihren Gemahl in dieser ungewöhnlichen Bewegung sah, sprang sie von ihrem Lager auf und nahte ihm bestürzt, allein mit unbefangenem Zutraun. — Was ist Euch? — fragte sie bittend — um Gotteswillen, was fehlt Euch, mein Gemahl? Ich bin zum Tode erschrocken.

Der Herzog trat vor ihr zurück und sprach dann mit tödtendem Spott: Erschrocken? ja fürwahr, Victoria, es ist auch zum Erschrecken, daß der Gemahl da ist, statt deines holden Buhlen! — Ja freilich, darum war dein Zimmer wohl so traulich nur mit Mondenlicht erhellt!

Er hatte während dem das verabredete Zeichen mit der Glocke gegeben, das gellend durch die Zimmer tönte. Es traten Diener mit Licht herein. —

Gleich wie im Traum hatte Victoria die Worte des Gemahls gehört. — Träum' ich? — fragte sie bebend — was sprecht Ihr da, mein Herr!

Schweig! — rief der Herzog wild, und stieß sie heftig von sich. — Ganz recht, Ascanio, daß du kommst! — rief er Einem der eintretenden Diener zu — flieg'! eile zu Cornelio, sag' ihm, daß er schnell den Verbrecher zu dem

bestimmten schaudervollen Tode führen lasse; er sey seines Verbrechens überwiesen, der teuflische, verrätherische Torelli! —

Torelli? Jesus! — schrie die Herzogin, mit einem Ton, in dem sich all' die lang verhaltene Liebe und zärtliche Besorgniß aussprach, ihre Augen schlossen sich und Todtenblässe überdeckte ihre Wangen, als sie ohnmächtig zur Erde sank.

Erschüttert stand der Herzog einen Augenblick neben diesem Bilde, das unter andern Umständen so rührend schön gewesen wäre, er las in schrecklich hellen Zügen die Leidenschaft für einen Andern auf ihrem sterbenden Gesicht, und die schon halb versöhnten Furien in seiner Brust erheben sich aufs neue. — Ha, Schlange! — rief er außer sich — so sprichst du dein Verbrechen aus? — Hinweg! bringt sie zum schwarzen Thurm, daß sie dort Buße thue ob ihrer Sünden!

Er selbst eilte voll quälender Unruhe hinaus, um nach der Vollstreckung seines Todtenbefehls zu sehen und Cornelio zu sprechen, er wußte selbst nicht deutlich, warum? Etwas betroffen ward er, als er die Stiegen hinuntereilte, Heracleo zu sehen, der, statt sich zu verbergen oder zu entfliehen, mit seiner gewöhnlichen Feldherrnschnelle die Mannschaft sammelte, die noch im Schlosse war, und sie gegen feindlichen Anfall ordnete. —

Indem öffneten die Wachen nach dem erhaltenen Befehle das Hinterthor; sie meinten es Cornelio's Leuten aufzuthun, allein ein anderer Haufen, der stürmisch eindrang wie die Fluth des Meers, that ihnen bald mit Schrecken

kund, daß ſie — — den Feinden, den Kriegern von Ferrara ſelbſt den Eingang geöffnet hatten. —

Dies war in der That die Veranlaſſung zu all' den furchtbartäuſchenden Auftritten dieſes Abends geweſen; der gute, biederherzige Torelli, ohne zu ahnen, welche mörderiſche Anſchläge man unterdeß gegen ſein Leben faßte, hatte einſam im entlegenſten Theile des Gartens gewandelt, und das Geräuſch gehört, und das Waffenblinken durch die Zweige geſehen. In heftiger Bewegung eilte er darauf zurück zum Schloſſe, und der Eifer für den geliebten Herrn bewog ihn zu jenen leidenſchaftlichen Geberden, die der Verblendete für Liebeszeichen gegen Victorien genommen, während der treue Krieger im Feuer ſeiner heftigen Bewegung die ſchöne Fürſtin nicht einmal geſehen hatte. Er eilte durch das ganze Schloß, und wagte es zuletzt, bei der Reinheit ſeiner argwohnloſen Seele, bis zu den Zimmern der Herzogin zu dringen.

Die ſeltſamen Vorwürfe des Herzogs beſtürzten ihn zwar; allein ſtatt ſich in Nachdenken und Grübeln darüber zu verlieren, ſchrieb er ſie, bei der gänzlichen Schuldbewußtloſigkeit ſeines Herzens, nur einer üblen Laune des Fürſten zu, und eilte ſelbſtvergeſſend, edel wie er immer war, nur die ſo nahe drohende Gefahr jetzt abzuwenden.

Der Anblick des einſtrömenden Feindes, auf dieſe Weiſe ſelbſt in das Schloß befördert, beſtürzte jetzt den ſonſt muthigen Herzog, und unwillkührlich blickte er auf den, von dem er gewohnt war in ſolchen Fällen Hülfe zu erhalten, und über den er eben jetzt das ſchreckliche Todesurtheil ausgeſprochen hatte. Heracleo aber, mit aller Gegenwart des

Geistes, die ihm als Feldherrn eigen war, ordnete seine schnell vereinten Schaaren, und drängte nach einem verzweifelten Gefecht den stärkern Feind auf sein Gebiet zurück.

So war denn der drohende Streich vom Haupte des Herzogs abgewendet; allein der Sieger sollte sich nicht seiner rühmlichen That erfreuen. Cornelio, nicht um die Aufklärung von Recht und Unrecht, sondern nur um den Untergang dessen besorgt, von welchem er sich in der Gunst des Herzogs verdrängt glaubte, hielt es für rathsam, das Todesurtheil vollziehen zu lassen, ehe Torelli wieder mit dem Herzog zusammenkäme und vielleicht eine rettende Erklärung möglich wäre; unter dem Vorwand, daß in der Verwirrung dieser Nacht der ertheilte Befehl früher vollzogen worden sey, als man ihn habe widerrufen können.

Und so, als jetzt Torelli mit wenigen Begleitern von der Verfolgung des Feindes zurückkam, und eben, in die fromme Freude seines Siegs versenkt, durch einen waldigen Thalgrund ritt, stürzten die Leute Cornelio's über ihn her, fesselten ihn im Namen seines Herrn, und führten ihn nach einer Felsenhöhle, welche zum Orte seines Todes bestimmt war. — Denn nicht, — so hatte der Herzog in seiner Wuth befohlen — nicht den zu ehrenvollen Tod durchs Eisen, durch welches auch ein edler Krieger fällt, soll der Verräther sterben, nein durch den Zahn und durch die Klauen eines wüthenden Unthiers werde er martervoll zerfleischt.

Man hielt nämlich in dieser Felsenhöhle einen außerordentlich großen Löwen zu einem Thierkampfe aufbewahrt. Der Eingang ward durch ein davor gelegtes Felsstück fest verschlossen, allein von oben führte eine Oeffnung hinab, und

hierher brachte man den unglückſeligen Ritter, ihn in die ſchaudervolle Düſterheit hinabzuſtürzen; wobei der Herzog vielleicht, ohne ſich ſelbſt deſſen klar bewußt zu ſeyn, gemeint hatte, ſeine Schmach zugleich in Dunkel zu begraben.

Vergebens flehte der überraſchte Ritter, dem man den grauſamen Ausſpruch kundgethan hatte, um Aufſchub und Erklärung ſeiner Schuld; ohne Erbarmen ſtürzte man ihn in die grauſenvolle Kluft hinab, um dem grimmigen Thier zur Speiſe zu werden. — Und kein Engel entſtieg dem Himmel, den ſterbenden Unſchuldigen zu retten? Kein Donnerſchlag zerſchmetterte die Häupter ſeiner Mörder?

Während das hier geſchah, hatte man dort auch unverzüglich den Befehl des Herzogs an ſeiner ſchuldig geglaubten Gemahlin vollſtreckt, nachdem ſie aus der Ohnmacht in ihr jammervolles Leben zurückgekehrt war. Man brachte ſie zum ſchwarzen Thurm, einem abgelegenen, öden Felſenthurm, nach ſeinem düſtern Aeußern ſo genannt; allein noch ſchwärzere Nacht herrſchte in ſeinem Innern. Kein Sonnenſtrahl fiel in das unterirdiſche Gemach, das man der Leidenden auf Befehl ihres rachedürſtenden Gemahls anwies. Von oben ließ man ihr ſparſame Speiſe nieder, eine Lampe, einige Geräthſchaften, ihre Laute, und ein Gebetbuch, um ihre Buße zu üben, war Alles, was man ihr mitgegeben hatte, während man die Thür ihres Kerkers zum Nimmerwiederöffnen verſchloß; der Schlüſſel ward in den vorbeifließenden Strom geworfen.

Dies Alles hatte man mit grauſamer Gewiſſenhaftigkeit vollzogen, theils aus Abſcheu gegen das ihr Schuld gegebene Verbrechen, theils um ſich bei dem Herrn in Gunſt

zu ſetzen, während dieſer im Kampfe mit dem Feind abweſend war.

Gefaßt vernahm die unglückliche Herzegin ihr Urtheil. Mit Heldenmuth hatte ſie ihre Neigung für den noch glücklichen Heracleo bekämpft, in jenem Augenblicke nur, wo ſie das Urtheil ſeines Todes, ſeines ſo ſchrecklichen, grauſamen Todes durch den Mund ihres Gemahls ausſprechen hörte, ſiegte die mächtige Natur, und alle Kraft, alle Verzweiflung der mühſam unterdrückten Leidenſchaft brach da mit einem Mal hervor und ſprach ſich in dem Schmerzensausruf aus, womit ſie ohnmächtig zur Erde ſank. Und um ihrentwillen, wie ſie aus den Worten ihres Gemahls vernommen hatte, um ihrentwillen war der edelſte der Männer ſo qualvoll hingerichtet worden! Dieſer Gedanke machte, daß ſie ihr eignes Elend minder drückend fühlte, ja ſie fand ſelbſt eine Art von wehmüthiger Erleichterung darin, daß die Grauſamkeit ihres ungerechten Gatten nun ſelbſt die Bande löſte, die ſie an ihn gefeſſelt hatten, und daß, wenn auch ihr Körper nun in Feſſeln ſtarb, doch ihre Seele mindeſtens die Freiheit fand.

Der Herzog war jetzt nach entſchiedenem Gefecht ins Schloß zurückgekehrt, indeß der beſte Theil der Krieger unter Torelli's Anführung den Sieg verfolgt und geſichert hatte. Das Gefecht mit den Ferrareſen war entſchieden, doch nicht alſo der Kampf in ſeiner Bruſt, der nun noch heftiger begann, als er in die einſamen, verödeten Zimmer ſeiner Gemahlin trat. Klar lag es jetzt am Tage, daß die Warnung des wachſamen Feldherrn nicht Heuchelei geweſen war; Erinnerung an ſeine ſtets bewährte Treue, ſelbſt alte

Neigung regte ſich wieder für ihn, und Cornelio hatte nicht unrecht, wenn er einen möglichen Widerruf des blutigen Befehls befürchtete; der Herzog fragte nach Torelli, und ſchwerlich wäre Jener mit der erſonnenen Entſchuldigung ausgekommen, wäre nicht eben jetzt in dem Herzen des Herzogs mit der erwachenden Sehnſucht nach der Gemahlin auch die Erinnerung an ihren letzten Anblick aufgewacht. Die grenzenloſe, heiße Leidenſchaft für einen Andern, die ſich in flammenden Zügen auf ihrem Antlitz malte, und die ſo ſtark war, daß ſie beinah dem Sterbenden ſelbſt ſie ſterbend nachzureißen drohte, kehrte jetzt herzzerreißend in ſeine zerſtörte Seele zurück und füllte ihn mit bitterm Haß gegen den Glücklichen, als ob er des entſchiedenſten Verbrechens überführt geweſen wäre. Und ſo bereute er ſein blutiges Urtheil nicht, und wandte ſich auch in Erbitterung und Kälte von jedem milderen Gedanken an die büßende Gattin ab.

Ihm blieb überdem nicht viel Zeit, ſeinen Gedanken und Gefühlen nachzuhängen, denn der Feind, der erfahren hatte, daß ſein furchtbarſter Gegner, der tapfere, kriegserfahrne Torelli nicht mehr das Heer anführe, erneute ſeinen Angriff mit verdoppeltem Muth, und der Herzog mußte alle ſeine Kräfte aufbieten, den Untergang von ſeinem Haupt zu wenden. —

Kein Engel war zur Rettung des Unſchuldigen herabgeſtiegen, kein Donnerſchlag zerſchmetterte die Häupter ſeiner Mörder! — Allein nicht minder wunderbar hatte die ewige Güte ſein Leben geſchützt; ein Zweig des wildernden Geſträuchs, das in der Felſenöffnung wuchs, hatte ihn aufgehalten und die Heftigkeit ſeines Falls gehemmt, ſo daß er

nicht ſchon halbzerſchmettert auf den Boden der grauenvollen Höhle kam; und als das Unthier nun mit fürchterlichem Brüllen auf ihn ſtürzte, o Himmel! da ſchien es auf einmal, als werde es durch einen Zauberſchlag gezähmt! Freudig ſchlug der unbändige Löwe ſeinen Schweif, umſprang den Staunenden mit frohem Ungeſtüm, ſo wie ein treuer Hund, der ſeinen Herrn nach langer Trennung wiederfindet, und leckte freudig ſchmeichelnd ſeine Hände. Und — wunderbare Fügung der Gottheit! — daſſelbe Rettungswunder, deſſen die römiſche Geſchichte erwähnt, wiederholte ſich hier! Gleich dem der Sklaverei entflohenen Androkles, der, obwohl ſelbſt hülflos umherirrend, doch Erbarmen mit dem leidenden Thier übte, — und gleich jenem guten franzöſiſchen Ritter Godefroi Latour, deſſen Menſchlichkeit die Geſchichte rühmt, hatte Torelli auch in einem Anfall großmüthig ritterlicher Schwärmerei einen Löwen, der ſchon verwundet im Gebüſche lag und über den zwei hinterliſtige Tieger ſtürzten, von ihrem unedeln Angriff befreit. Und dankbar war der Löwe ihm gefolgt, als unzertrennlicher Begleiter, hatte bei Tag und Nacht ihn und ſein Roß bewacht, und erſt, als er in einer unglücklichen Schlacht gefangen worden, war auch das treue Thier in Feindes Hand gerathen und durch Verkauf hierher gekommen, wo man, ſeine außerordentlichen Schickſale und halbe Zahmheit nicht ahnend, um ſeiner furchtbaren Stärke willen, ihn zum Thierkampfe beſtimmt hatte. Bei dem jetzigen überraſchenden Anblicke kam dem Ritter die Erinnerung an jene Begebenheit in die Seele zurück; und wirklich erkannte er bei dem ſchwach hereinfallenden Tageslichte jetzt

an verſchiedenen Zeichen ſeinen ehemaligen treuen Begleiter.

Wie groß war ſeine Freude bei dem ſo wunderbaren Vorfalle; von aller Welt verlaſſen, hatte er den Tod zu finden geglaubt, und fand nun einen unveränderten Freund; Thränen drangen in ſein männliches Auge, verglich er die Dankbarkeit dieſes wilden, aber edeln Thieres mit der Grauſamkeit, womit die Menſchen ihm tauſendfache treue Dienſte durch den Tod zu lohnen dachten. Liebkoſend ſtreichelte er ſeines Löwen Mähne, und dankte Gott für ſeine wunderbare Rettung.

Allein die Freude über ſein geſchenktes Leben wich bald der Sorge, wie er es erhalten ſollte. Einige rohe Wurzeln und die kleine Quelle, die zur Seite ſparſam aus der Steinkluft troff, war ſeine einzige Erquickung; er ſehnte ſich nach Freiheit oder Tod.

So ſchlich er einſt verzweifelnd rings an den Felſenwänden hin, noch irgend einen Rettungsweg zu finden; und ſieh, da nahm ein unterirdiſcher Gang ihn auf, der ſich in mannichfachen Windungen immer unter den Felſen hinzog; der Ritter folgte muthig ſeinem dunkeln Pfade, als es ihm auf einmal aus der Ferne wie ſanfter Lautenklang entgegenſchwebte; er ging den Tönen nach, und jetzt fiel durch das unterirdiſche Dunkel ein mattes Licht, das, wie er näher kommend ſah, am Ende des Ganges aus einem kleinen ſchwarzen Eiſengitter brach, aus welchem auch die Lautentöne drangen; er nahte ſich und — — welcher Anblick ſtand ihm bevor! — Victoria in dieſem grauſenden Gemach (daſſelbe Gefängniß im ſchwarzen Thurm, wohin man ſie

begraben hatte), auf einem Steine sitzend, die Laute in der Hand, und nur vom Schein der düsterbrennenden Lampe erleuchtet. Hinreißend schöner hatte er sie nie gesehen, die seidnen Locken aufgelöst, den Ausdruck innigsten Gefühls auf ihren edeln, seelenvollen Zügen, und ihre schmachtenden, von Thränen matten Augen in fliegender Erhebung himmelwärts gewandt. Stets war sie für den Ritter das Urbild höchster Schönheit, höchster Vollkommenheit gewesen; nur die unwandelbare Treue gegen seinen Herrn hatte ihm keinen verwegenen Gedanken erlaubt; wie ward ihm, als er jetzt das nachfolgende Lied von der gefühlvollen, zärtlichen Victoria singen hörte, das sie mit ihrem sanften Lautenklang begleitete:

Weh! um meinetwillen senkte
Man ins schauervolle Grab
Ihn, zu dem mein Herz sich lenkte,
Mein Torelli, dich hinab!!

Mein Torelli? — Ja, es töne
Jetzt der süße Name laut!
Wo ich sterbend dich versöhne,
Sey er dieser Gruft vertraut!

Armer, schöner Liebling! sterben
Schuldlos, Edler, mußtest du!
Doch beglückt, dich zu erwerben,
Theil' ich deines Grabes Ruh!

Frei im Tode schwingt die Seele
Sich aus ihrer Fesseln Zwang;
Was das Leben auch verhehle,
Tön' des Schwanes Grabgesang.

Meines Herzens heil'ge Liebe
Opfert' ich der kalten Pflicht;
Undank lohnt die reinen Triebe
Und des Herzens Riegel bricht.

Und zu dir, zu dir hinüber
Rettet all' mein Leben sich!
Was du nie vernahmst, du Lieber,
Ewig, einzig, lieb' ich dich!

Sey gegrüßt, o du mein Leben!
Mein Torelli, lächle mir!
Jenseit bin ich dir gegeben,
Armer, süßer Liebling, dir!

— Ein Schleier falle über das Gemälde. — Wer malt die Scene dieſes Kerkers? wo zwei edle Liebende, obwohl in der Nacht allertiefſten Elends, getrennt ſelbſt durch ein hartes Eiſengitter und einem jammervollen Tod entgegenſehend, doch alle Seligkeit des Himmels empfanden; während ihr grauſamer Verurtheiler auf ſeinen ſeidnen Polſtern umſonſt die Ruhe herbeiwünſcht.

Im Volk herrſchte indeß die größte Unruhe; das grauſame Geſchick Torelli's und Victoriens hatte die Gemüther empört, denn alle liebten die leutſelige Fürſtin und den menſchenfreundlichen Ritter, und die verdoppelte Härte, die der Herzog in ſeinen Handlungen bewies und wodurch er eigentlich nur ſeinen erbitterten, geheimen Kummer zu erleichtern ſuchte, mußte nur um ſo lebhafter das Andenken an Jener Milde wieder erwecken.

Darum erregte es nicht allzugroße Trauer, als der Herzog in einem unglücklichen Treffen gegen die kühngemachten

Feinde blieb; nur das erweckte die größte Bestürzung, daß nun die Feinde unaufhaltsam das Land überschwemmten und selbst bis an die Hauptstadt drangen; jetzt fühlte man empfindlicher als je den Verlust eines tapfern und erfahrnen Feldherrn, Torelli's Name ward nun allgemein genannt, und die Krieger, die ihn vergöttert hatten, riefen laut: O wäre unser lieber Hauptmann noch mit uns gewesen, wir wären nimmer geschlagen worden!

Man schalt sich undankbar, daß seine schmähliche Hinrichtung auf diesem Grund und Boden hätte vollzogen werden können, der allenthalben noch die Spuren seiner Wohlthaten trug, und in der Begeisterung für ihn wollte man wenigstens die Stätte weihen, die sein verehrtes Blut getrunken hatte; das Volk, die Krieger, Alles eilte nach der Felsenhöhle, und welch' ein Wunder stand ihnen bevor! Sie glaubten des Ritters verklärten Geist zu sehen, als sie ihn selbst so wunderbar erhalten und den Löwen ihm freundlich unterworfen sahen, und als nun jeder Zweifel schwand, als sie ihn wirklich — und lebend schauten, da führten sie ihn jauchzend in das verwaiste Schloß und baten ihn, den Thron zu besteigen, der eines Mannes, eines Helden nöthig habe.

Daß mit ihm auch zugleich Victoria wie ein holdes Gestirn aus ihrer Nacht hervorging, bedarf wohl keiner Frage. So hatte denn das weissagende Zartgefühl der Liebe nicht getrogen; Victoria erblickte den jetzt wirklich auf dem Throne, den sie schon an dem Hofe ihres Vaters in seiner Fürstenherrlichkeit erkannt; und sie, die die unglücklichste der Fürstinnen gewesen war, ward bald

darauf die glücklichſte, als Gattin ihres geliebten und edelmüthigen Torelli.

Ein guter lombardiſcher Meiſter hat ſpäterhin den ritterlichen Herzog im Bildniß dargeſtellt, wie er gleich einem lächelnden Engel auf einem Felsſtück ſeines Kerkers ſitzt. Der Kopf des treuen Löwen ruht auf ſeinem Schooße, und ſeine Hände ſtreicheln ſanft die rauhe Mähne. — Ueber ihm ſchwebt auf einer Roſenwolke die ſiegende Liebe — in der Geſtalt Victoriens.

X.

Das Wiederfinden.

Aus den hinterlaſſenen Papieren der verſtorbenen

Lady E . . .

Nach dem Engliſchen.

Warum, o unergründliches Schicksal, warum gibst du manchem Herzen die tiefste Kraft zu lieben, zu lieben mit unendlich ausdrucksloser Zärtlichkeit, und entziehst ihm den Gegenstand, den es beglücken könnte? warum muß sich dies reine, dem Himmel entstammte Feuer vergeblich sehnend in sich selbst verzehren, indeß das Herz, das es beleben könnte, getrennt von ihm, dem grausamsten Verrath zum Raube wird?

Ich schreibe eine der theuersten und traurigsten Begebenheiten meines Lebens nieder; nach meinem Tode wird man die folgende Geschichte in meinen Papieren finden; man wird sich dann vielleicht erklären können, warum oft in den Tagen der Freude ein Schatten stiller Schwermuth auf meinen Zügen ruhte, und warum sich unvermerkt manche Thräne aus meinen Augen schlich.

Ich war im Frühlinge des Lebens; mein Herz kannte die Liebe nicht, obgleich ihr Name mir häufig genug von denen genannt ward, die im Gewühle der großen Welt um mich her schwärmten, und die von der Macht meiner Reize, vielleicht auch von der Macht meines Oheims, des Gouverneurs von * *, begeistert waren. Einige derselben hatten um meine Hand geworben, aber der Wille meines groß-

müthigen Oheims, deſſen Vorſorge ich nach dem Tode meiner Eltern überlaſſen war, beſchränkte meine Neigung nicht. Ich lebte ſo ein harmloſes, glückliches Leben hin, und gleich den Blumen des Feldes ſorgt' ich nicht für den andern Morgen; ein Umſtand ereignete ſich indeß, der doch den Lauf dieſes ganz ungetrübten Lebens unterbrach. Ich erſchien eines Mittags wie gewöhnlich an der Tafel meines Oheims; mein Auge überlief flüchtig die Reihe der Offiziere, deren täglich eine beträchtliche Anzahl einheimiſche und fremde beim Gouverneur zu ſpeiſen pflegten; ich grüßte ſie unbefangen, wie ich gewohnt war zu thun; aber mein Blick blieb plötzlich an einem haften, den ich noch nie geſehen hatte; ſeiner Uniform nach war er von einem der oſtindiſchen Regimenter. Noch nie ſah ich eine ſo ſchöne, männliche Bildung; er war groß, aber es war nicht jene Größe, die oft für das weibliche Gefühl etwas Drückendes hat; ſeine einnehmende Geſtalt war von einem Reiz, von einer Grazie beſeelt, die unwiderſtehlich an ſich zog, und aus den edeln, holden Zügen ſprach ein vielleicht zu gutes, zu arglos redliches Herz. — Es ward mir ſchwer, die Augen von ihm wegzuwenden, und ich weiß nicht, ob den Gegenwärtigen meine Verwirrung ganz entgangen iſt. Das Geſpräch über Tiſch war allgemein und ich wagte nicht einen zu lebhaften Antheil daran zu nehmen; aber es zitterte mir ſtets durch alle Nerven, wenn der Fremde mit einer etwas ſchüchternen, aber ausdrucksvollen Stimme einige Worte ſagte. Was ihn ſelbſt betraf, ſo konnte ich aus dem Laufe des Geſprächs ungefähr ſo viel abnehmen, daß er Capitain eines in Oſtindien ſtehenden Regimentes ſey, und daß er im Begriff

stehe, sich hier einzuschiffen; mein Oheim wollte ihm Aufträge dahin mitgeben. Er speiste des folgenden Tages wieder bei uns, und je mehr ich ihn sah, je mehr vertiefte sich der Eindruck, den er im ersten Augenblicke auf mein Herz gemacht hatte. Des dritten Tages war ein Ball bei meinem Oheim, und auch er war dazu eingeladen; mit welchen Herzensschlägen erwartete ich diesen Tag, denn hier durft' ich hoffen, ihn ungezwungner, näher zu sehen, ihn unbefangner zu sprechen; denn wenn er über Tafel zuweilen ein paar Worte an mich richtete, so geschah es nicht anders, als mit einer ehrerbietigen Entfernung. Ich stand sehr früh auf und ordnete das Zubehör meiner Toilette für den Abend, und gewiß, wenn ich je einen Anspruch auf Hübschseyn gehabt habe, so war es diesen Tag. Eine Menge junger Herren versammelte sich um mich bei Anfange des Balls; ihre Schmeicheleien waren mir diesmal gleichgültiger als je, meine Augen suchten den schönen Fremden, den ich unter einer Gruppe mehrerer fremden Officiere in bescheidner Zurückgezogenheit sah. Nie hatte ich mir die Pflicht, die Wirthin zu machen, angelegentlicher seyn lassen, nie war ich besonders artiger gegen Fremde gewesen, als diesen Abend; ich näherte mich der Gruppe, unter der sich Harry (seinen Namen hatte ich endlich erfahren) befand, ich sagte Jedem ein paar verbindliche Worte; es war natürlich, daß ich auch ihm etwas sagen mußte: ich fragte ihn, ob er nicht tanzen wolle? und erbot mich, ihn an einige meiner Freundinnen als den vorzüglichsten Tänzerinnen zu präsentiren. Galant, aber bescheiden, erwiederte er: Meine Wünsche, Milady, bleiben nie in der Mitte stehen; wenn ich einmal

tanze, so wünsche ich auch den ersten Tanz mit niemand anders als mit Ihnen zu tanzen. Ich hatte weisliche Vorsicht gebraucht, mich nicht viel im Voraus zu engagiren, und da meine Wünsche hierin mit den seinigen ziemlich übereinkamen, so tanzt' ich nicht allein diesen, sondern auch mehrere Tänze mit ihm. Er tanzte und mit welcher Anmuth! Das erste Mal in meinem Leben empfand ich Wohlgefallen an körperlicher Männerschönheit; auch seine geistigen Vorzüge hatt' ich heute Gelegenheit näher kennen zu lernen; ich sprach viel mit ihm, und fand, lebhaft wie die Einbildungskraft in diesen Jahren ist, Alles, was ich wünschte, wo nicht in seinen Worten, doch wenigstens in seinen Blicken; er sagte mir zwar nichts von Liebe, nichts von meiner Schönheit, wie die übrigen jungen Herren, aber seine Augen ruhten mit einem Anstrich von Schwermuth auf mir, der Theilnahme bei mir zu suchen schien; die Entfernung, in der er jederzeit mit mir sprach, nahm ich für ehrerbietige Zurückhaltung; und so entfloh der glücklichste Abend meines Lebens. Dieser oder keiner auf der Welt! rief eine Stimme tief in meinem Herzen.

Der Rest der Nacht entfloh mir ohne Schlaf, und ich erwartete sehnlichst die Stunde des Frühstücks, um meinen Oheim vorläufig ein wenig mit meinen Empfindungen bekannt zu machen, oder die seinigen wenigstens zu erforschen; offen und aufrichtig, wie ich gegen ihn gewöhnt war, konnt' ich den Gedanken nicht ertragen, etwas geheim für ihn zu halten; so schwer auch meiner Schüchternheit das wirkliche Geständniß geworden wäre, das mir, ach! nur zu schmerzlich, mein Schicksal selbst ersparte!

Nach einigen Einleitungen fing ich an von der gestrigen Gesellschaft und von mehreren Mitgliedern derselben zu sprechen, endlich kam ich auch auf Harry; ich sagte Manches zu seinem Lobe, während der gute Oheim zerstreut in seinen Papieren herumsuchte. Er kann — fügte ich als nachlässig scheinend hinzu — vielleicht sein Glück in Indien machen, irgend eine reiche Heirath — —

Den Capitain *** meinst du? — sagte mein Oheim, der eben mit seinem Suchen fertig war — ja, liebes Kind, der ist schon verheirathet. — —

Ein Donnerschlag aus heitrer Luft kann nicht so fürchterlich auf einen Baum in voller Blüthe treffen, als diese Worte auf mein Herz. Ein Bedienter trat so eben ein und meldete Fremde; ich durfte mich wegbegeben. —

Mit welchem Gefühl erschien ich diesen Mittag an der Tafel, wo er nochmals bei uns speiste. Mein guter Oheim, ohne zu ahnden, was in meinem Innern vorging, wandte sich freundlich lächelnd zu dem Capitain: Herr *** — rief er ihm zu — meine Fanny hat Ihnen heute eine reiche Partie in Indien zugedacht! ich sagte ihr aber, daß es zu spät wäre!

Ja, Milady, — sagte Harry nicht ohne Verlegenheit und eine lebhafte Röthe überflog sein Gesicht — ich bin verheirathet.

Das hatte noch gefehlt, um meinen Schmerz und meine Beschämung aufs höchste zu bringen; ich fühlte, daß meine Stirn glühte; aber natürliches Ehrgefühl riß mich empor, und trieb mich, die Achtung und Freundschaft dessen zu suchen, der mir kein höheres Gefühl geben durfte.

Seine Geschäfte hielten ihn noch einige Wochen in unserer Stadt; ich sah ihn oft in dieser Zeit; ich ward seine Freundin, denn Zutrauen hatte ihm mein theilnehmendes Wesen von Anfang eingeflößt, und nur zu sichtlich verrieth mir seine Betroffenheit bei dem Geständniß seiner Verheirathung, daß er jenen Mittag einen Blick in mein Herz gethan hatte. Er erzählte mir von seiner Liebe, und oft bei den Aeußerungen der großmüthigsten, selbstvergessensten Zärtlichkeit konnt' ich kaum meine Thränen zurückhalten, daß dieser ganze Himmel von Liebe einer Andern als mir angehören sollte. —

Er reiste ab. Ich gab bald darauf meine Hand dem würdigen Lord E., den seine Jahre zwar über die Ansprüche jugendlicher Liebe hinausrückten, dem seine Tugenden aber wenigstens meine Verehrung und den Vorzug vor meinen übrigen Bewerbern verdienten.

Fünf und zwanzig Jahre sind seit dieser Zeit über meinem Haupte hingezogen; mein würdiger Gemahl schlummert schon. — Ich war bestimmt, das Alter des edelsten Mannes zu versüßen, und ich segne diese schöne Bestimmung; in dem Bewußtseyn erfüllter Pflicht und vielleicht so manches hin und wieder ausgestreuten Guten ist mir das Leben nicht trübe hingeschwunden, aber seine höchsten, süßesten Freuden hab' ich nicht gekannt. — — Ich sollte nicht abtreten von diesem Schauplatz schwerer Kämpfe, ohne noch einmal schmerzlich an das erinnert zu werden, was ich verlor; ohne zu sehen, wie die Himmelsblume, die mich beseligt haben würde, unverstanden und unerquickt von dem

Thau und Sonnenschein der Liebe, in hoffnungsloser Einsamkeit verschmachtete.

Es war im Herbst des vorigen Jahres, als ich an einem stillen Nachmittage in den St. James Park ging. Die schöne Londner Welt suchte heute belebtere Orte, es war sehr einsam im Park, und diese Einsamkeit gefiel mir; das Fallen welker Blätter, das hohle Säuseln der Winde über die Nebelflur, das Alles schmeichelte meinem Herzen mit einer schwermüthigen Uebereinstimmung. Ich ging eben eine der abgelegensten Alleen hinab, als mein Blick durch eine Gestalt gefesselt ward, die wunderbar mit meinen wehmüthigen Phantasien zusammentraf. Es war ein alter Mann, der mit unsicherm, zitterndem Schritt eine kleine Strecke vor mir herwankte. Er erreichte eine Bank zur Seite des Wegs, auf die er sich entkräftet niederließ; sein Gesicht sank auf seine Hand, seine kummervolle, in sich selbst vertiefte Stellung ließ mir Gelegenheit, ihn im Vorübergehn genauer zu betrachten. Es war eine edle Gestalt, und der Dürftigkeit seines Aeußern ungeachtet, lag etwas in seinem Gange, seiner Haltung, seinem ganzen Wesen, das mir den Adel seiner Herkunft und den Charakter seines ehemaligen militairischen Berufs errathen ließ. Seine Haare waren weiß, aber mehr als das Alter schien sie Gram und Kummer gebleicht zu haben, und seine Gestalt neigte sich zur Erde, gleich als sehnte er sich, seine letzte Freundin ans Herz zu drücken. Ich ging vorüber, aber ich kehrte bald zurück, ein namenloses Etwas zog mich in seine Nähe. Er hob das Haupt empor, als ich ihm nahte, und Züge kamen mir entgegen, die mich, ach, wunderbar schmerzlich, an die Ver-

gangenheit erinnerten! sein Blick schien in dem meinigen etwas zu suchen, aber schüchtern wandte er ihn wieder weg. Es war mir unmöglich ihn zu verlassen, ohne doch den Muth zu haben ihn anzureden, und ich nahm auf dem entgegengesetzten Ende der Bank Platz; seine Blicke, die mit den meinigen in einer stillschweigenden Uebereinkunft zu stehen schienen, dankten mir für diesen Beweis von Theilnahme, und er wagte es, mich nach einer kleinen Pause zu fragen, ob er wohl irre, wenn er mich für Lady Fanny E. nehme?

Ich beantwortete seine Frage. — Nun denn, — sagte er mit einer zitternden, mein Herz bewegenden Stimme — so darf ich mich nicht wundern, wenn ein Zwischenraum von 25 Jahren und mein jetziges Ansehn Ihnen die Gestalt des unglücklichen Harry *** unkenntlich gemacht haben.

Ich übergehe die Gefühle, die sich in diesen Augenblicken meiner bemächtigten. So mußt' ich den wiederfinden, der mit allem Zauber männlicher Anmuth geschmückt vor meinem Jugendblick vorüberging, die Ahnungen von Glück in mir erregte, die — ich will es nicht bergen — einen Schatten auf mein ganzes übriges Leben warfen.

Ich bat meinen unglücklichen Freund, mir nach meinem Hause zu folgen und mich mit der Geschichte seines Lebens bekannt zu machen; er that es, und das, was ich von ihm erfuhr, war ungefähr Folgendes:

Er folgte seiner Bestimmung, die ihn damals, als ich ihn kennen lernte, über ferne Meere nach Indien rief. Er ließ ein angebetetes Weib und einen Sohn von wenigen Monaten in seinem Vaterlande zurück; die Stimme der Pflicht

übertönte die der Liebe; aber bald nahmen Natur und Liebe ihre Rechte wieder ein, und er quälte sich mit tausend Sorgen über die zurückgelassenen Geliebten. Seine Gattin war zu furchtsam gewesen, ihm in jene fernen Regionen zu folgen, und seine Zärtlichkeit hatte sie nicht ohne ihre freie Neigung den Gefahren einer so weiten Seereise aussetzen wollen. Ueber ihre bürgerliche Sicherheit konnte er in Ruhe seyn, denn er hatte sie in dem natürlichsten Schutze, in dem Schutze ihres Vaters zurückgelassen; leider zerstörte der bald darauf erfolgte Tod dieses würdigen Mannes die Hoffnungen, die er auf ihn gegründet hatte, und gab seine Seele mannichfachen Bekümmernissen preis.

Um diese Zeit ging einer seiner Waffenbrüder, einer, den er vorzüglich liebte, Capitain N..., nach England zurück; ihm trug er auf, sich der Beschützung seines beunruhigten, von allem männlichen Beistand verlaßnen Weibes anzunehmen; er bat ihn, sie zu vermögen, daß sie die Schwierigkeiten der Seereise überwinden möchte, und dann für ihre sichre und bequeme Einschiffung Sorge zu tragen. N... reiste ab. Das arglose Herz des guten Harry schlug ruhiger, als er diese Veranstaltungen getroffen hatte; er glaubte das Kleinod seines Lebens geborgen, da er es dem Schutze des liebsten Freundes anbefohlen hatte. Die Zeit kam heran, wo er ihre Ankunft erwarten konnte; er zitterte vor dem Eindruck übergroßen Entzückens, den das Wiedersehen alles dessen, was ihm auf Erden am theuersten war, auf ihn machen würde! Er sah schon die lang vermißte, angebetete Geliebte in seinen Armen! — aber, ach! statt ihr erschien ein Brief! — Sie meldete ihm darin, daß an

die Ausführung seines Plans, sie zu sich kommen zu lassen, nicht zu denken sey; denn außerdem, daß sie jetzt an den Folgen ihrer zuletzt überstandenen Anstrengungen und Leiden krank liege, so sey auch ihr natürlicher Abscheu vor dem Wasserreisen unüberwindlich: überdem zeigten sich an ihrem Sohne die Vorboten der Blattern, und eine längere Reise sey jetzt eben so unmöglich, als ihr gegenwärtiger Zustand hülflos und unglücklich sey.

Ein Sturm von zärtlichen Gefühlen bemächtigte sich bei Lesung dieses Briefs der Seele des liebenden Harry. Verlassen, krank und unglücklich sollte er die wissen, die er mehr als sein Leben liebte. Es stiegen eine Menge Pläne in seinem Geiste auf, deren einer eben so unausführbar war als der andere; bis ein glücklicher oder unglücklicher Zufall seinen Wünschen entgegenkam: Es wünschte ein im Vaterlande stehender Officier mit einem jenes Regiments zu tauschen, und Harry ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, die ihm, wiewohl nicht ohne einige beträchtliche Aufopferungen, nach dem jetzt so geliebten England zurückführte. Alles Vermögen, was er während der Jahre seines Kriegsdienstes in Indien zurückgelegt, hatte er schon vorausgesendet, um seine leidende Gattin in ihrem Mangel zu unterstützen, da ihr Vater kein Vermögen verlassen hatte.

Seine Reise wurde von Stürmen aufgehalten, die sein Leben zu verschiedenen Malen in Gefahr setzten; er landete endlich in England, und auf den Flügeln der treusten Liebe eilte er nach dem Ort, wo seine Gattin nach dem Tode ihres Vaters ihren Aufenthalt genommen hatte. Es war noch hoch am Tage, als er in der Straße ankam, wo sie,

wie sie ihm gemeldet hatte, in dem Hause einer Verwandten wohnte. Er fragte nach Mistreß ***; man antwortete ihm, daß sie nur wenige Wochen dagewesen und jetzt allen Umgang mit ihrer Verwandtin abgebrochen habe. Ohne sich mit näherer Erkundigung über diese Umstände aufzuhalten, fragte er mit Ungeduld nach der gegenwärtigen Wohnung der Mistreß, die man ihm in einer benachbarten Straße bezeichnete.

Ich stürzte — fuhr mein unglücklicher Freund in seiner Geschichte fort — nach der bezeichneten Wohnung; Sehnsucht, Hoffnung und Angst zugleich beflügelten meine Schritte. Ich fand das Haus, das man mir angegeben hatte, und ich hätte darauf sterben wollen, ich habe die nur zu wohlbekannte Gestalt meiner Jenny selbst an einem der obern Fenster gesehen. Was mich aber befremdete, war das äußere Ansehn dieser Wohnung. Dies schien nicht der Aufenthalt einer unbegüterten Verwaisten, ein Aufenthalt, wo nicht der Pracht, doch wenigstens der höchsten Wohlhabenheit schien er zu seyn, und ein geschmackvoll gekleideter Bedienter, der mir im Vorhaus entgegenkam und mich um mein Anbringen fragte, verstärkte meine Verwunderung noch mehr. Auf meine Frage nach Jenny versetzte er, seine Gebieterin sey nicht zu Hause und werde so bald auch nicht zu Hause kommen; ich fragte nach ihrem Sohne, auch er war nicht zugegen. So sah ich mich denn so nah am Ziele meiner Wünsche, zu dem ich mich durch so viele Aufopferungen hingerungen hatte, noch durch einen unbedeutenden Zufall aufgehalten. Ermüdet und erschöpft von den Mühseligkeiten einer Reise wie die meinige, hätte

ich mich wohl nach Ruhe gesehnt; allein was sollt' ich in diesem Hause, wo ich Allen fremd war und wo ich mir, ich konnte mir es selbst nicht erklären warum, so seltsam unbehaglich und fremd vorkam. Ich begab mich weg, ohne dem Bedienten etwas Näheres von mir zu sagen, weil ich mir die Freude vorbehielt, sie zu überraschen. Ich ging, aber ich war nicht im Stande, mich weit zu entfernen; wie ein unbefriedigter Schatten umschwebte ich die Gegend ihrer Wohnung; ich ging die Straße unruhig auf und ab, und warf mich endlich ermattet auf eine Bank vor der Thür des gegenüberstehenden Hauses. Eine Säule barg mich vor den Blicken der Vorübergehenden; ich hingegen konnte die Rückkehr der Ersehnten schon aus der Ferne beobachten. Sie kam nicht; mein Herz schlug hoch vor unruhiger Erwartung.

Eine freundliche Alte kam gegen Untergang der Sonne aus dem Hause, vor dessen Thür ich saß, und setzte sich mit ihrem Strickzeug auf die Bank neben mich, um, wie sie sagte, des schönen Abends zu genießen. Ich entschuldigte mich bei ihr wegen meines Platzes, und ein freundliches Gespräch entspann sich zwischen uns, das ich dazu nutzte, mich wenigstens von der zu unterhalten, die mich so lange nach ihrem Anblick schmachten ließ.

Wohnt die Mistreß *** lange in ihrer Nachbarschaft? — fragte ich sie.

Die junge Dame hier gegenüber? — erwiederte sie — drei Monate.

Und sie lebt glücklich? — fuhr ich fort.

O ja! — erwiederte sie — ihr Herr läßt es ihr an nichts fehlen.

Ihr Herr? — rief ich, durch dieſe Worte betroffen.

Nun ja; — antwortete ſie — der Herr, der ſie unterhält. —

Sie unterhält? ſie unterhält? — rief ich halb außer mir vor Entſetzen. — Wer unterhält Jenny ***??

Sir, — rief die Alte zitternd vor dem Ausdruck, mit dem ich dies geſprochen hatte — ich weiß davon nichts mehr zu ſagen, als was man in der Nachbarſchaft bemerkt; ein junger Mann hat ſie hier eingemiethet und wohnt zuweilen einige Tage bei ihr.

Es iſt genug! — rief ich, indem ich aufſprang und mit verfinſtertem Blick und Sinn hinaus ins Freie eilte. Eine namenloſe Qual trieb mich vorwärts und riß mich wieder zurück. Ich beſchloß, mir, es koſte was es wolle, noch dieſe Stunde Gewißheit meiner fürchterlichen Zweifel zu verſchaffen.

Mit klopfendem Herzen trat ich in das Haus, das ſie bewohnte. Das Erſte, was mir ins Auge fiel, war ein ſchönes, himmliſch ſchönes Kind von ſechs bis ſieben Jahren, das auf dem Raſenplatze vor dem Hauſe ſpielte; mein Herz ſagte mir, es ſey mein Sohn; er mußte jetzt in dieſem Alter ſtehen. Thränen ſtürzten aus meinen Augen, als ich ihn in meinen Armen hielt; mein Herz ſchloß ſich auch gegen ſeine Mutter auf, und ich zweifelte an der Wahrheit deſſen, was ich ſo eben gehört hatte. — Iſt deine Mutter zu Hauſe, ſüßes Kind? — frug ich den Kleinen unter zärtlichen Liebkoſungen.

O ja! — erwiederte er — heute den ganzen Tag.

Der Bediente trat ſo eben wieder hinzu; aber ohne auf ihn zu achten, flog ich, das Kind auf den Armen, die Treppe hinauf, riß die Thür zu Jenny's Zimmer auf und ſtand in dieſem Augenblicke ihr gegenüber.

Sie war es! ja, ich ſah ſie wieder, um die ich in ſechs langen Jahren ſo viel gelitten hatte! aber — großer Himmel! — wie ſah ich ſie wieder? Statt des Entzückens, das ich auf ihren Zügen ausgedrückt zu finden hoffte, ſtatt des frohen, liebevollen Umfangens nach ſo langer Trennung, eine ſichtbare Betroffenheit, ein ſchuldbewußtes Erröthen und endlich ein langſames: Du biſt es, Harry? war Alles, was mich willkommen hieß.

Ihr Anblick erregte darum nicht weniger alle frühern Gefühle für ſie in meinem Herzen; ich vergaß für den Augenblick Alles, und ſchloß ſie unter tauſend zärtlichen Namen an mein Herz. Ach, ſie erwiederte die herzliche Umarmung nicht! meine Liebkoſungen ſchienen ſie verlegen zu machen, und ſie wand ſich nach einigen Minuten aus meinen Armen, um mit ihrem eintretenden Kammermädchen über einige unbedeutende Dinge zu ſprechen, wie es mir ſchien, um ihre ängſtliche Verwirrung zu verbergen.

Meine Augen ſchweiften indeſſen unruhig im Zimmer umher, wo ich allenthalben die Spuren der größten Eleganz und Gemächlichkeit entdeckte. Aufs neue ſtieg der quälende Argwohn in meinem Innern auf, ich ahndete den ſchrecklichen Verluſt, der mir bevorſtand, aber ach! in ſeiner ganzen Größe konnt' ich ihn doch nicht ahnden!

Die Thür ging auf, und ich ſah beim Scheine des Lichtes, das im Zimmer brannte (denn es war ſpät am

Abend), — einen Mann ins Zimmer treten, den ich — o schrecklicher Anblick! — für den Vertrauten meines Herzens, für James N. erkannte. —

Er schien ein wenig berauscht, und ohne mich, der ich ich im Schatten stand, gewahr zu werden, näherte er sich mit vertraulichen Geberden der zitternden Jenny. — Bin ich zu spät geblieben, mein Liebchen? — redete er sie an — bin ich — —

In diesem Augenblicke ward er mich gewahr, der wie versteinert, sprachlos vor Entsetzen stand. — Ach, sieh da! — rief er — ***! Nun, ich habe deinen Auftrag gut besorgt! nicht wahr, Jenny?

Ha, Verräther! — rief ich halb sinnlos — so lohnst du meine Freundschaft, mein Vertrauen?

Ruhig, ruhig! Brüderchen! — rief er — oder Herr Schwager, wenn du das lieber hörst, — die Schuld von 80 Guineen zwischen uns — es ist weiter nicht daran zu denken!

Diese unglückliche Schuld, die ich einmal in Indien gezwungen hatte machen müssen, fiel mir jetzt glühend heiß aufs Herz; ich hatte Alles, was ich noch im baaren Geld besaß, in Golde bei mir; außer mir griff ich in die Westentasche und indem ich ihm die 80 Guineen vor die Füße warf: — Elender! — schrie ich — um solchen Preis denkst du mir Ruh und Ehre zu bezahlen? — In diesem Augenblicke fühlt' ich alle Bande der Liebe in meinem Herzen zerrissen; gern hätt' ich meine Gluth im Blute des Verräthers löschen mögen, aber ein Ueberrest von Zärtlichkeit und Schonung gegen die einst so geliebte Treulose hielt

mich von einer gewaltſamen That zurück; ich begnügte mich, ihn des folgenden Morgens Schlag 8 Uhr nach Bedford-arms in Covent-Garden zu fordern, und ſtürzte lichtlos hinaus in die finſtre Nacht.

Ich hatte kein Obdach, und das Wetter ſtürmte feindlich um mich her, aber ich fühlte den Sturm von Außen nicht vor den wilden Stürmen, die in meinem Innern tobten.

Der Morgen brach endlich an, jener ſchwarze Morgen, der das Maas meines Elends vollenden ſollte. — N. erſchien zur beſtimmten Zeit; wir kämpften auf Piſtolen. Im Anfang ſchienen uns die Kugeln zu vermeiden, bis bei N.—s zweitem Schuß meine Piſtole zur Erde fiel und ich meinen rechten Arm blutend an mich zog; die Kugel hatte meine rechte Hand zerſchmettert.

Ich wandte bei dieſen Worten meines armen Freundes meine Augen auf ſeinen rechten Arm, und ward mit unausſprechlicher Rührung dieſe traurige Verſtümmelung des einſt ſo ſchönen Körpers gewahr. —

Ich übergehe — fuhr er in ſeiner Erzählung fort — dieſe unglückliche Periode meines Lebens; ich war nun zum Kriegsdienſte unbrauchbar, und durfte nicht einmal auf die Unterſtützung des Staats rechnen, da ich nicht in ſeinem Dienſte die Verletzung erhalten hatte; meine einzige Ausſicht beruhte noch auf meinen Kenntniſſen in der Mathematik; ich durfte hoffen, mir durch Unterricht darin, we-

nigſtens durch theoretiſchen, meinen Unterhalt zu verſchaffen.

Ich ging nach Edinburg, wo ich noch Freunde hatte, und wenn ich auch zu ſtolz war, Unterſtützung anzunehmen, ſo ſehnte ſich doch mein verwaistes Herz nach ihrer Theilnahme; ich ſehnte mich, ein Land zu verlaſſen, wo mich ſo mannichfaches Unglück getroffen hatte. Ehe ich indeß England verließ, zog mich ein unwiderſtehliches Gefühl noch einmal nach Jenny's Wohnung; ſie ſelbſt war zwar, das fühlt' ich, auf immer für mich verloren, aber ich wollte ſie bitten, wollte ſie beſchwören, mir wenigſtens unſern Sohn zu überlaſſen, der jetzt das Einzige war, was mir auf Erden blieb. Warum hätte ſie es nicht thun ſollen? ſie war ja ſo glücklich in der Liebe eines Andern! was konnte ihr noch an dem Sohne eines unglücklichen, nicht mehr geliebten Vaters liegen?

Auch der letzte Anſpruch an die Freuden dieſes Lebens ſollte mir vernichtet werden; ich erfuhr, als ich nach Jenny's Hauſe kam, ſie ſey gleich des folgenden Tages nach meinem Beſuche mit allen den Ihrigen abgereiſt, und alle meine Bemühungen, ihren Aufenthalt zu erforſchen, waren vergeblich. Erſt nach mehrern Jahren erfuhr ich, daß ſie ihrem Liebhaber auf ſeine reichen Beſitzungen gefolgt ſey; von meinem Sohne hingegen konnt' ich keine nähere beſtimmte Nachricht erhalten.

Ich führte nun ein freudenloſes, unbemerktes Leben; doch ſchützte mich die unverdroßne Thätigkeit und der Fleiß

in meinen Wissenschaften vor Mangel; es gelang mir selbst, einige Summen, die ich zu Unterstützung meiner vermeintlich leidenden Familie aufgenommen hatte, zurückzuzahlen. —

Gerechter Himmel! — dachte ich bei dieser Stelle — in jenen Zeiten, wo ich oft mit beklommenem Herzen in allen schwelgenden Genüssen des Ueberflusses schwamm, war der dem Elend preisgegeben, der allein fähig gewesen wäre, mein Leben schön zu machen!

Gegen 17 Jahre — fuhr *** fort — verlebte ich so, an deren Ende ich von einer langwierigen, entkräftenden Krankheit befallen wurde. Länger als ein Jahr schmachtete ich meinem Tode entgegen; meine feste Natur siegte noch einmal, und ich genas allmählig wieder. Meine äußere Lage hatte sich durch die lange Krankheit sehr verschlimmert; doch ein Brief, den ich um diese Zeit aus London erhielt, gab mir Hoffnung, sie mit einem Male zu verbessern. Ein reicher Verwandter war aus Amerika zurückgekommen, und hatte bei dem Anfall einer gefahrvollen Krankheit sich meiner erinnert, da er selbst kinderlos war. Kaum hatt' ich wieder so viel Kräfte gesammelt, um die Reise zu ihm unternehmen zu können, als ich mich auf den Weg begab; ich kam in London an, aber leider zu spät! mein großmüthiger Verwandter war schon einige Tage beerdigt, als ich seine Wohnung betrat. Eine Nachricht, die ich indessen hier erfuhr, milderte meinen Schmerz über das Fehlschlagen meiner Hoffnung und entzündete sogar nach langen Jahren einen Strahl von Freude in meiner Seele. Man

ſagte mir, mein Sohn, der ſeit einiger Zeit als ein angeſehener Rechtsgelehrter in London lebe, ſey dem Verſtorbenen bekannt geworden; das Wohlwollen des edlen Greiſes gegen unſern Namen, noch durch die perſönlichen Vorzüge des jungen Mannes erhöht, habe ihn bewogen, ſeinen neugewonnenen Liebling zum Univerſalerben einzuſetzen.

Mein Herz ſchlug hoch bei dieſer Nachricht; ich hatte nun den wiedergefunden, nach dem ich mich ſo lange vergeblich geſehnt hatte. Das Glück, das ihm zu Theil geworden, war mir erfreulicher, als ob es mich ſelbſt getroffen hätte, und ich zweifelte nicht, daß er mir einen kleinen Antheil davon abtreten würde, denn viel brauch' ich ja nicht auf die wenigen Tage, die ich noch zu leben habe.

Ich Armer! ich bedachte nicht, daß er von denen, die mich haſſen, daß er von N. erzogen worden war! Sein Herz war frühzeitig von mir abgewendet worden; — — ich ging zu ihm; — ach, Milady, das war der letzte Schlag meines harten Schickſals! — er hat mich nicht anerkannt! — er hat mich verſtoßen! —

Hier endigte der liebenswürdigſte und der unglücklichſte der Menſchen ſeine traurige Geſchichte; Thränen drangen bei den letzten Worten aus ſeinen dämmernden, geſunkenen Augen, und ſchlichen über die verfallenen Wangen; ſie fielen brennend auf mein Herz! Achtung, Mitleid, — Gott! Alles, was ich je für ihn gefühlt hatte! — beſtürmte mein Gemüth; Alles, was ſie mir eingeben konnten, wandte

ich an, um die tiefgeſchlagenen Wunden meines armen Freundes zu heilen; es war zu ſpät! Zu tief hatte der Gram an den Wurzeln ſeines Lebens genagt; er ſtarb nach wenig Tagen, — und nichts konnt' ich ihm und — — meiner Zärtlichkeit gewähren, als warme Thränen und ein ſtilles Grab in meinem Park. — —

Auserlesene

Dichtungen

von

Louise Brachmann.

Herausgegeben

von

K. L. Methusalem Müller.

Sechster Band.

Leipzig,
in der Weygand'schen Buchhandlung.

1826.

BBL.

Auserlesene

Erzählungen und Novellen

von

Louise Brachmann.

Herausgegeben

von

H. L. Methusalem Müller.

Vierter Band.

Leipzig,
in der Weygand'schen Buchhandlung.

1826.

ERS
LIPS.

I.

Heinrich von Valincourt.

Aus einer Geſchichte des zwölften Jahrhunderts.

Inhalt

der

auserlesenen Erzählungen und Novellen.

Erster Theil (III.)

I.	Xavier. Ein Familienbild	Seite	1
II.	Macdonald und Vilori. Novelle	—	51
III.	Verschwiegne Treue. Sage	—	87
IV.	Der Maurenritter	—	105
V.	Die Erdbeeren oder das wandelnde Geschenk	—	137
VI.	Selbstvergessen	—	149
VII.	Irrwege. Psychologische Gemälde aus der weiblichen Welt	—	167
VIII.	Die wandernden Verse	—	219
IX.	Das Militär	—	245

Zweiter Theil (IV.)

I.	Siegismunda	Seite	1
II.	Die Herberge im schottischen Hochlande. Erzählung eines jungen Engländers	—	17
III.	Erzählungen der Krieger	—	43
IV.	Dagobert oder Ehe und Liebe	—	77
V.	Unmöglichkeit	—	129
VI.	Nachtschatten. Mährchen	—	157
VII.	Romantische Züge aus der Wirklichkeit	—	183
VIII.	Die drei Söhne	—	217

Dritter Theil (V.)

I.	Lobolska	Seite 1
II.	Das Bild	— 43
III.	Die Grabmäler	— 73
IV.	Die Künstlerin	— 79
V.	Der Dom zu Naumburg	— 105
VI.	Der Ardennerwald. Novelle	— 121
VII.	Still und tief. Novelle	— 165
VIII.	Reinholde. Mährchen	— 197
IX.	Victoria oder Weissagungskraft der Liebe. Novelle	— 225
X.	Das Wiederfinden. Nach dem Englischen	— 251

Vierter Theil (VI.)

I.	Heinrich von Valincourt	Seite 1
II.	Königin Bertha	— 37
III.	Die Weinlese oder die Entzweiten	— 75
IV.	Die Heimkehr	— 103
V.	Der Bergknapp. Mährchen	— 125
VI.	Licht aus Dunkel oder die Macht des Vorurtheils	— 151
VII.	Der geächtete Ritter. Altschwäbische Volkssage	— 173
VIII.	Elwira. Novelle nach dem Englischen der Mistreß Geoch	— 195
IX.	Güte. Novelle	— 227

Nicht immer klar im Licht, doch reich an Kraft und Gluth.

Mit Ehrfurcht verweilt doch ein tiefer fühlendes, zur Andacht gewandtes Gemüth an frommen Bildern jener Zeiten, wo vielleicht manche Aufopferung nicht richtig verstanden, wo aber doch die Andacht wahr und kraftvoll war und sich in selbstvergeßner, schöner Thätigkeit äußerte.

Oft was fremd dem eignen Leben
Zu erretten, groß und frei,
Sah man sich dem Tod ergeben
Göttlichschöne Schwärmerei. —

An einem heitern milden Abende langten die Kreuzfahrer, die des vorigen Tages im Hafen von Joppen gelandet waren, auf einer schönen Ebene an. Es war ein kleiner Heerhaufe junger, thatenbegieriger Ritter, die der edle Gottfried von Mollai, ein alter Ritter vom Orden der Tempelherren, in Spanien und Frankreich gesammelt hatte,

um ſie dem Heer der Seinen zuzuführen, das auf den Fluren des gelobten Landes, mit wechſelndem Glück, doch mit immergleichem Heldenmuth, gegen die Macht der Sarazenen kämpfte.

Die jungen Krieger, die zwar nicht das Schwert des Ordens führten, brannten alle von Muth und Eifer, ihr Schwert und ihren Arm im Dienſt des Himmels zu verſuchen, da die Klagen der unglücklichen Chriſten immer mahnender über das Meer gedrungen waren. Ritter Gottfried nahm zuerſt ſeinen Weg nach Accon, der vorzüglichſten Ordensſtadt der Tempelherren, um ſeinen Obern zuvörderſt Bericht von ſeinem Unternehmen abzuſtatten, indem er ihnen ſeine Krieger vorſtellte und von ihnen weitere Befehle erwartete, wohin ſie zu Ruhm oder Tod ins Schlachtfeld eilen ſollten.

Von Joppen aus hatte ſich ein alter Minneſänger zu den Kriegern geſellt, der dort mit einem andern Schiffe angekommen war und nun einen Theil des Landwegs in ihrer Geſellſchaft zurücklegen wollte. Die Jünglinge erfreuten ſich nicht allein an den ſchönen, erhebenden Tönen, die er zuweilen aus ſeiner Harfe rief, ſondern ſchon an der hohen, Ehrfurcht erweckenden Geſtalt, deren Ruhe und Heiterkeit ſehr ſchön mit der Silberweiße des langen Bartes und der wenigen dünnen Locken zuſammenſtand, die ſein frommes Geſicht beſchatteten. Zwiſchen dem Ritter von Mollai aber und dem liederkundigen Greiſe knüpfte ſich eine herzliche Vertraulichkeit, ein wachſendes, zartes Wohlwollen an: denn wenn der Ritter Neigung für den ehrwürdigen Sänger empfand, ſo fühlte ſich dieſer nicht minder zu dem edeln

Ritter gezogen, deſſen ganzes Weſen den Ausdruck ſtillen Heldenmuthes und treuer, ſelbſtvergeßner Frömmigkeit trug.

Als ſie auf der freundlichen Ebene angekommen waren, ließ Ritter Gottfried Raſt halten, und da die Luft ſo mild und warm, die Gegend ringsumher ſo ruhig und feierlich war, ſo beſchloß man daſelbſt zu übernachten. — Schön! — riefen einige der jungen Ritter — der grüne Sammt dieſes Raſens wird uns ein gutes Lager, der blaue, ſterngeſtickte Himmel ein heitres Zeltdach ſeyn!

Während die Roſſe nun fröhlich auf der ſchwellendgrünenden Aue weideten, verſammelten die Ritter ſich am Fuße eines Kreuzes zur Seite des Weges, das auf einer kleinen Erhöhung zur Andacht der vorüberziehenden Pilger errichtet war.

Sie lagerten ſich am Fuße des Kreuzes in einen Kreis, und, während ſich ihre Augen an der Anmuth der Gegend weideten, die nach und nach im Nebel der Abenddämmerung zerfloß, ergoſſen ſich ihre Herzen in Geſprächen, wie ſie der Stille und Heiligkeit des Orts angemeſſen waren. „Ich weiß nicht, — begann der alte Tempelherr — wie mir allemal zu Muthe wird, wenn ich aus andern Ländern wieder auf dieſen heiligen Boden komme! mir iſt, als wohnte hier die Vergangenheit mit ihren Schauern, als hätte ſie allenthalben ihre Spur eingedrückt! Die Schatten treten wie Geiſter zu mir heran, und — ich kann mich nicht halten, es kommt mir manchmal vor, als wäre ich ſchon geſtorben und wandelte unter den Schatten der heiligen Märtyrer, die hier geendet haben. Die heilige Legende hat uns viele von jenen Beiſpielen himmliſcher Tugend aufbewahrt,

doch auch mir ſelbſt ward einſt in meinem Leben der Anblick eines ſolchen Wunders vergönnt. — Seht ihr dort unten jenes Thal und den Fluß, den eben der aufgehende Mond beleuchtet? Seht ihr ihn hin und wieder durch die Bäume blicken? Dort kämpften wir vor dreißig Jahren jene große Schlacht, von der ihr wohl gehört haben mögt, wo die Fahne des Kreuzes ſiegte und der halbe Mond auf lange Zeit in ſeine Wüſteneien zurückgetrieben ward. Dort war es, wo mir die Glorie des Himmels auf wenig Augenblicke ſichtbar ward! Wunderbar kömmt mir Alles wieder in den Sinn, wenn ich ſo hinblicke! — Ich will euch die Geſchichte erzählen.

„In mehreren Schlachten waren wir beſiegt und von den ſiegreichen Heiden bis auf dieſe Ebene zurückgetrieben worden; hier ordneten wir uns zur letzten entſcheidenden Schlacht, das Schickſal unſrer guten Sache hing vom Erfolg derſelben ab. Wir wandten alle unſre Kräfte an, der Streit war lang und hartnäckig; allein der Feind war uns an Stärke überlegen, unſer Feldherr verwundet, und ſchon begannen wir zu weichen, als ſich auf einmal ein junger Ritter, von noch dunkelm Ruhme, Raimond von las Valas, ein Caſtilier von Geburt, aus den Reihen der Uebrigen riß, ein Kreuzpanier ergriff und uns mit lauter, faſt übermenſchlicher Stimme zurief: Wie? wollt ihr fliehen, Brüder, wo es die Sache des Kreuzes gilt? Floh Chriſtus, als er für uns ſterben ſollte? Auf! folgt mir nach! Ein Engel hat mir einſt den Sieg verheißen! — Zugleich ſah er uns mit einem ſo rührenden, herzbewegenden Blicke an, der uns Allen bis in die Seele drang, und ſtürzte ſich dann unaufhaltſam

in die Reihe der Feinde; wir stürmten nach; wir sahn, wie er die Fahne hoch in seiner Rechten schwang, um unsern Muth noch zu entflammen. — Tausend feindliche Schwerter waren auf den Kühnen gezuckt, und eins derselben traf bald den Arm, in welchem er die Fahne hielt; doch schnell ergriff er sie mit der Linken und drückte sie fest an sein Herz, und ohne auf die Wunde des abgehauenen Arms zu achten, aus der das Blut in Strömen über seine Rüstung quoll, drang er von neuem in die dickste Schaar. Vergebens strebten wir ihn zu erreichen, er ward umringt und bald sahn wir die Fahne sinken, und ihn mit ihr. — Eine verzweifelte Wuth bemächtigte sich nun unsrer; wir drangen auf die Feinde ein, um seinen Leichnam zu erkämpfen; ein heftiger Straus begann; aber die Nacht brach ein und trennte die Heere der Streitenden bis auf den folgenden Tag. Mit gebrochnem Muthe zogen wir zurück, der Tod des Jünglings hatte unsre Seele verwundet. Er hatte daheim große Güter, Eltern, Geschwister und eine holde Braut verlassen und war seiner Liebe zu Jesu gefolgt. Man sagte unter dem Heere: ein Engel sey ihm einst im Traum erschienen und habe ihn gerufen.

Als kaum der Morgen erschien, zogen wir wieder auf die Haide, und ordneten unsre kleine Schaar: denn der größte Theil der Unsrigen war Tages vorher geblieben.

Es war noch Dämmerung; endlich stieg die Sonne herauf, und wir wurden nun in ihrem Strahle die furchtbare Ordnung der Feinde gewahr, die sich unabsehlich uns gegenüber erstreckte. — Seht ihr dort, wo im Felde die einsame Palme steht, dort standen wir, und rechts gegenüber

die Heiden. — Ich kann nicht ſagen, daß wir Hoffnung zum Siege hatten; wenn wir unſer Heer und das der Feinde betrachteten, ſo fiel uns der Muth; doch hatten wir beſchloſſen zu ſterben, wenn wir nicht ſiegen könnten. Wir trafen aufeinander und ſchon ſahen wir unſer nahes Schickſal vor uns, als ſich plötzlich unſern Augen ein hoher Krieger zeigte, in glänzender Rüſtung auf ſchneeweißem Roß, der vor uns her in die Feinde drang. Wir erkannten die Rüſtung, erkannten Raimonds himmelblauen Federbuſch, und eine unausſprechliche Ueberraſchung und Freudigkeit ergriff unſere Herzen. Seine Waffen ſtrahlten von einem überirdiſchen Glanze, und in ſeiner Rechten ſchwang er, wie im Triumphe, ein leuchtendes Panier in die Luft. Die Heiden wichen zurück, überall, wohin er ſich wandte; ſie konnten den Glanz der himmliſchen Erſcheinung nicht ertragen. Das Feuer unſers verdoppelten Angriffs vermehrte die Schrecken des Himmels; ſie wichen, und wir erlangten den herrlichſten Sieg. — Aber der lichte Reiter wurde von Stund' an nicht mehr unter uns geſehen, er war zu ſeinem Vaterland zurückgekehrt, wo ihm nunmehr die Palme lohnt, die er hienieden durch ſein Blut errang."

Den Jünglingen pochte das Herz beim Anhören der wunderbaren Geſchichte; viele unter ihnen fühlten eine Ahnung jenes Feuers, das den heldenmüthigen Raimond zum Tode riß, doch keiner vermochte zu ſprechen; eine ſtumme Rührung war der Dank, den ſie ihrem edeln Führer gaben.

Nur der alte Minneſänger nahm das Wort. — Herr Ritter, — ſprach er — Ihr habt uns da eine wunderherrliche Geſchichte vorgetragen. Ja wohl hat jener heldenmüthige

Jüngling die Palme verdient, aber ihm ward auch das seeligſte Loos: ihm wurde eine Ahndung von der unermeßlichen Liebe, die wir Andern gar nicht zu faſſen vermögen. Iſt nicht die Liebe, die wir an ihm bewundern, nur Ausfluß jenes unendlichen Meeres, das alle Weſen in ſich aufnimmt? Er hat nichts Eigenes hingegeben, ſein aufgeopfertes Blut hat ſich nur wieder mit ſeiner Quelle vereinigt, mit jenem Blute, das auf Golgatha vergoſſen ward.

O, Ihr habt Recht! — erwiederte der Ritter — wenn wir dahin blicken, ſo ſollte uns kein Opfer zu groß vorkommen, ſo ſollten wir kein eigenes Leben haben!

Und dennoch, — können wir es faſſen, — ſagte der Minneſänger ernſt — wer iſt, der ſagen kann aus eigner Macht: Ich bin getreu! wenn nicht ein Strahl des Himmels ihn entzündet? Zuweilen reißt uns wohl die Liebe auf Augenblicke hin, und wir wähnen uns erhoben; allein der Augenblick des Opfers kömmt, da erzittert die ſchwache Menſchlichkeit und die Eigenliebe bebt zurück vor den Schrecken des Todes. Wo iſt dann das Andenken desjenigen, der rein und ſchuldlos niederſtieg von ſeinem Himmel, der ſeine ſelige Heimath verließ, um hier in tauſend Qualen für unſre Schuld zu büßen?

Im Innern wißt Ihr unſre Herzen zu ergreifen! — ſagte der Ritter — und dieſe feierliche Stille ringsumher, und der Mond, der ſo bedeutſam auf uns niederblickt! Es iſt, als ob wir Alle Märtyrer werden ſollten! Eine wunderbare Sehnſucht! — — O jetzt zu dieſer Stunde gebt uns ein Lied! Ihr habt uns lange nichts geſungen; Muſik iſt die Zunge der Andacht. — Ein Lied zur guten Nacht!

Der Alte nahm ſchweigend ſeine Harfe vom Boden auf, ſtimmte ſie zu einer ernſten Melodie, und ſang dazu mit tiefer und gedämpfter Stimme:

In der Nacht des Todes ging der Herr
Gar traurig zu dem Oelberg hin;
Seine Jünger folgten hoffnungsleer
Und mit verzagtem Sinn.

Und er wandte ſich nach der Jünger Zahl,
Und ſprach mit mildem Ton:
Heunt Nacht noch werdet ihr allzumal
Verlaſſen des Menſchen Sohn.

Und wenn dich auch Alle verlaſſen, Herr,
— Sprach Petrus — ich bleibe getreu!
In Ewigkeit laſſ' ich dich nimmermehr!
Dir folg' ich, wohin es auch ſey!

O du, — ſprach Chriſtus — hüte dich!
Bevor die Nacht vergeht,
So wirſt du drei Mal verläugnen mich,
Eh zwei Mal der Hahn noch kräht.

Und ſoll ich auch ſterben, o Herre mein,
— Rief Petrus mit heiligem Muth —
So will ich im Tode noch treu dir ſeyn!
Dein bin ich mit Leib und mit Blut!

Und Chriſtus ſprach: Bleibt hier und wacht.
Ich bin betrübt, bis in den Tod! —
Hinaus nun ging er in die Nacht,
Und rang den Kampf der Todesnoth.

Der ſtille Hain ihn ganz umgab
Mit ſeiner ſchweigenden Einſamkeit;
Die Schatten neigten ſich tief herab,
Als wollten ſie decken ſein tiefes Leid.

Und unſre Sünden drückten ihn ſchwer;
Auf ſeine Kniee er niederſank,
Und betete laut, und zagte ſehr,
Und wund für Angſt die Hände rang;

Und hob ſeine Stimme zum Vater ſein:
Mein Vater, iſt's möglich, ſo geh'
Der Kelch vorüber, doch nicht mein,
Dein heiliger Wille geſcheh!

So litt, der in den Tod ſich gab,
So litt er uns zu gut;
Sein Schweiß brach aus und rann herab,
Und ward wohl helles Blut.

D'rauf ging er zu der Jünger Schaar
Und fand ſie entſchlafen. Er ſprach:
Ach, Simon! ſchläfſt du? und kannſt du nicht gar
Eine Stunde mit mir ſeyn wach?

Meine Stund' iſt nah, gedenket mein!
Und als er geſprochen alſo,
Da drang ſchon die Schaar der Mörder herein,
Und das zagende Häuflein entfloh.

Und ſie legten ihm an der Bande viel,
Und ſchleppten ihn fort in Haft;
Er aber blieb ruhig, und folgte ſtill
In des Hohenprieſters Pallaſt.

Es hatten ihn Alle verlaſſen, allein
Schlich Petrus ihm nach von fern,
Und folgte bis ins Haus hinein,
Wo ſie hielten Gericht mit dem Herrn.

Und nahe zum Feuer ſich ſetzen thät;
Da ſah ihn ein Knecht und ſprach:
Biſt du auch mit dem Jeſu von Nazareth?
Und folgſt ihm hieher nach?

Er aber ſprach: Ich kenn' ihn nicht!
Da krähte draußen der Hahn. —
Und die Prieſter hielten das Blutgericht,
Und klagten Chriſtum an.

Der Heilige litt und kämpfte hart,
Bedeckt mit Schmach und Hohn;
Gemartert und verſpottet ward
Der große Gottesſohn.

Indeſſen zu Petrus trat hinzu
Ein Andrer, der ſprach: Fürwahr!
Ein Galiläer biſt auch du;
Deine Sprache verräth dich klar!

Und mehr noch der Knechte kamen herbei,
Und wärmten ſich Alle beim Licht;
Er aber verläugnet' und ſprach aufs neu:
Ich kenne des Menſchen nicht!

Aber wieder ein Andrer war allda,
Der rufte laut: Ei, ſeht!
Der iſt's, den ich im Garten ſah
Mit Jeſu von Nazareth.

Und Petrus vermaß ſich und ſchwur darum:
Der Menſch geht mich nicht an! — —
Da wandte der Heiland ſich traurig um; —
Und zum zweiten Mal krähte der Hahn!

Der Sänger hatte kaum die letzten Worte geendigt, als Einer aus der Schaar der jungen Krieger mit Heftigkeit aufſprang und ſich am Fuße des Kreuzes niederwarf. — O, mein Erlöſer! — rief er aus, indem er es mit beiden Armen umſchlang — könnt' ich Dich je verläugnen? O, eher laß mich ſterben! Ja, laß mich ſterben, und nimm mich auf zu dir, wie deinen Raimond.

Ein heftiger Strom von Thränen begleitete dieſe Worte. Die andern Ritter waren alle durch den Anblick tief erſchüttert. — Komm an mein Herz, mein Sohn! — ſagte der alte Gottfried, und drückte den Jüngling mit Inbrunſt an ſeine Bruſt — ich ahnde einen würdigen Streiter Chriſti in dir! Der, den du anriefſt, hat deinen Schwur gehört; er ſieht auf uns herab. Bleib treu, mein lieber Sohn! — Vielleicht wird einſt uns beiden der hohe Wunſch gewährt. — Vielleicht bald — ſetzte er bewegter und leiſer hinzu — ich weiß nicht, iſt es fromme Rührung, oder Andacht; allein ich kann mich ſelbſt in dieſem Augenblick der Thränen nicht enthalten.

Die heilige Nacht verfloß. Am andern Morgen ſetzten ſie, nach einer kurzen, doch erquickenden Raſt, den Weg nach Accon fort, und die Morgenſonne beleuchtete mit ihren goldenen Strahlen die geheiligte Bahn. Als einmal Gottfried von Mollai und der Minneſänger von einer kleinen Anhöhe mit Wohlgefallen die Schaar der jungen, rüſtigen

Streiter überſahen, die in geringer Entfernung vor ihnen herzogen, da wandte ſich der Sänger zu dem Ritter von Mollai und ſagte herzlich: Ich habe Euch ſchon fragen wollen, edler Herr, ob Ihr mir nichts Näheres von dieſem heldenmüthigen, begeiſterten Jünglinge mitzutheilen wißt, deſſen geſtriges Emporlodern etwas beinahe Ueberirdiſches hatte, und deſſen einnehmende Züge, ſo wie ſein ganzes Weſen, vom erſten Augenblick an meine innigſte Theilnahme erregt haben? — Ich ſah ihn dort mit einem andern Jünglinge, etwas abwärts dem Zuge, in traulicher Gefährtſchaft reiten; ſie ſcheinen enge Freunde, ein ſchönes Heldenpaar! faſt anzuſehen, wie jenes himmliſche Brüderpaar, die noch als Zwillingsſterne unſre Nacht erleuchten.

Auch ſind ſie — erwiederte Ritter Gottfried — in der That ſo herzinnige Waffenbrüder, als Ihr meint; eine ſchwärmeriſche Freundſchaft verbindet ſie von frühſter Kindheit miteinander. Heinrich von Valincourt iſt der Name deſſen, der Euern Antheil erregt hat, der Name ſeines Freundes Enquerrand von Coucy. Ich kenne die Geſchlechter Beider. Mehr als die Gleichheit des Alters und die Nachbarſchaft ihrer väterlichen Burgen hat ſie ſchon früh eine gleiche feurige Neigung zum Waffenſtand und ein gleicher Durſt nach kühnen, erhabenen Thaten vereinigt; auch haben ſie, als ſie herangewachſen waren, in mehreren Schlachten des Vaterlandes, erſt als Knappen, ſpäter als Ritter, mit gleicher Waffenehre gefochten und ſich vereint das Lob der Anführer, den Beifall ihrer Mitgefährten erworben. Allein ſo gleich ſie auch an Tapferkeit und mancher ſchönen ritterlichen Tugend ſind, ſo ſehr ſie ſich ſelbſt in der äußern

Schönheit gleichen mögen, so ungleich sind sie sich doch an Gemüthsart. Der schöne Enguerrand von Coucy, der dort zur Rechten, in dessen vollem, buntfarbigem Helmbusch die Morgenlüfte wühlen, ist nichts als Leben und Fröhlichkeit; und er, der Sohn sehr reicher Eltern, der Erbe mächtiger Besitzungen, scheint auch schon durch sein Loos zu Frohsinn und Genuß bestimmt. — Betrachtet dagen die schlanke Engelsgestalt zu seiner Linken, sich liebend zu ihm hinüberneigend! Ja, ein Krieger der himmlischen Heerschaaren hat mir Heinrich schon oft geschienen, wenn ich so betrachte, wie sein ganzes Wesen nur Hingebung und Liebe ist für Andre! wie er es selbst gar nicht zu wissen scheint, daß auch er so schön und holdselig gebildet ist. — Es ist, als ob eine wehmüthige Sehnsucht nach etwas Ueberirdischem in seinen edeln Zügen läge, als ob die reinen Blicke nach einem höhern Ziele drängen, als nach irdischen Freuden. Er gehört, wie Ihr aus seiner Tracht geschlossen haben werdet, bereits unserm Orden an, — der Einzige in der ganzen Schaar, der sich zum geistlichen Ritter weiht. Er hat sein Noviziat bei den Rittern von Barcelona gehalten, und wird jetzt in Accon das Kreuz und Schwert der Tempelherrn erhalten.

Und wohl mit voller Liebe — sagte der Minnesänger — hat dieser Euren edeln Stand gewählt? den man wohl mit Recht den Stand des Heldenmuthes und aller christlichen Tugenden nennen könnte. — Freiwillig, — versetzte der Ritter, indem er jene achtungsvollen Worte durch einen bescheidenen dankbaren Blick erwiederte — freiwillig und mit feuriger Begeisterung hat er ihn erwählt. — Ich selbst — setzte er ernst vor sich hinblickend hinzu — würde nie einen

Jüngling zu Annahme unſres Standes bewegen, der auch wohl manche ernſte Seiten hat — und deſſen Strenge nur durch recht innigen freiwilligen Beruf unfühlbar gemacht werden kann.

Die Beiden ſtießen nun wieder mit den Uebrigen zuſammen, und der Zug ward in wechſelnden Geſprächen fortgeſetzt. Bis in die Gegend von Odeſſa hatte ſie der ehrwürdige Sänger begleitet, aber hier nahte er ſich dem Ritter Gottfried, bot ihm treuherzig die Hand, und ſagte: Bis hieher, edler Ritter, war unſer Weg derſelbe, und ich wünſchte wohl, ihn noch länger in Eurer Gemeinſchaft machen zu können, die mir ihn ſo erleichterte und verſüßte; allein ich muß mich von hieraus zur Rechten ſchlagen, denn ich gehe einen Jugendfreund aufzuſuchen, der in dem Gebirge, wo die Quelle Phiala entſpringt, als Einſiedler lebt. Um ſeinetwillen habe ich die Mühſeligkeiten der weiten Reiſe unternommen, um ſeinetwillen verlaß ich jetzt auch Euch. — Gehabt Euch denn wohl, edler Ritter! gehabt Euch wohl, auf Wiederſehn!

Auf Wiederſehn! — erwiederte der edle Gottfried — und iſt es hier nicht, ſo iſt es dort! Dort hoff' ich wohl noch die Klänge Eurer Harfe zu vernehmen, wenn ſie auch hier auf Erden für mich ſchweigt. — Und auch Ihr, Herr Ritter, — ſagte der Sänger, indem er ſich zu Heinrich wandte, der neben Gottfried hielt, und auch dieſem ſeine Rechte bot — auch Ihr vergeßt nicht einen alten Freund! Lebt wohl, und laßt die Frucht bald reifen, die Ihr ſo herrlich in der Blüthe zeigt.

Heinrich war zu gerührt, um antworten zu können;

er beugte ſich ſchweigend über die Hand des Greiſes, die er an ſeine Bruſt und ſeine Lippen drückte. Der Sänger nahm nun auch von den Uebrigen Abſchied, und wandte ſich dann ſchnell um die Ecke eines Hügels, wo er den nachfolgenden Blicken der Ritter entſchwand. Ernſt und ſtiller ſetzten nun dieſe ihren Weg fort.

Das flüchtige Bild, das der Tempelherr von den beiden vertrauten Waffenfreunden entwarf, war vollkommen treu. Der muntre, lebensluſtige Enquerrand blickte mit heitrer Zuverſicht in die Welt, und wiegte ſich gern in Träume eines Glücks, von welchen ſein Freund, ob auch in denſelben Jahren, noch keine Ahndung empfand. Heinrich, der Sohn eines unbegüterten Ritters, der, außer ihm, noch mehrere Söhne hatte, war wohl ſchon durch ſein Loos dem Stande genähert, für den er ſich beſtimmt hatte; allein auch ohne alle Rückſicht darauf, war er die freiwillige, begeiſterte Wahl ſeiner Seele; denn eine glühende, hingebende Liebe für die Religion des Kreuzes war ſchon von früheſter Kindheit an die herrſchende Neigung in ſeinem tiefen Herzen. Ein ſonderbarer, geheimnißvoller Drang ſchien ihn von dort an ſeinem Schickſal entgegenzuführen. Oft wenn er noch als Kind von den unmenſchlichen Bedrückungen der Muſelmänner ſprechen hörte, und von den Wohlthaten, welche der edle Tempelorden über jene bedrängten Glaubensgenoſſen verbreite, flammte der Wunſch in ihm empor, einſt als Jüngling in jenen Heldenorden einzutreten, um ſein ganzes Leben der Rettung der Unglücklichen zu weihen. Er träumte dann wohl dunkel vom ſchönen Märtyrertod, vom Nahen zu dem Göttlichen, der, der Erhabenſte der Märtyrer, ſchuld-

los für seine Welt gestorben war. Mit Liebe und Bewunderung nährte sich so im Stillen Heinrichs inniges Herz. Oft riß er sich vom Kreise fröhlicher Gespielen los und wandelte einsam durch den düstern Eichenforst zu einer kleinen, unbesuchten Waldkapelle, wo er sich ungestört den heißen Ergießungen seiner Andacht überlassen konnte. Hier warf er sich zu kindlichem Gebet auf seine Kniee, und konnte sich nicht satt sehen am schönen Bilde des Gekreuzigten, das über dem Altare hing. Wenn dann zuweilen die Abendröthe durch die hohen buntgemalten Fenster brach und mit einem wunderbaren, bedeutungsvollen Lichte das Bild umfloß, so kam es ihm nicht selten vor, als richteten sich die brechenden Augen voll himmlischer Traurigkeit auf ihn, als zeige ihm der Göttliche sein Blut; ein unaussprechliches Sehnen erwachte dann in ihm, und er flehte mit heißer Inbrunst, daß ihn Gott doch dereinst würdigen möchte, sein Blut für den zu vergießen, der es für ihn vergossen habe! Dann dünkte es ihm zuweilen, als neige sich das heilige Haupt und winke ihm Erhörung seiner Bitte zu. Befriedigt kehrte er dann zu seinem Enquerrand zurück, der über die verlornen Stunden mit ihm zürnte und seine Andacht übertrieben nannte.

Indessen trennte doch diese Ungleichheit der Neigungen keineswegs den frühgeschlossenen, heiligen Freundschaftsbund; der selbstvergeßne Heinrich hing mit schwärmerischer Treue an seinem stolzen Freunde, und hielt sich durch eine einzige feurige Umarmung Enquerrands für tausend kleine Aufopferungen reichlich belohnt. So blieben sie auch in den Jünglingsjahren; und wie sie einst als Kinder die Freuden ihrer Spiele getheilt hatten, so theilten sie auch die Gefahren

des Krieges und jede Waffenarbeit miteinander. Sie kämpften in den Schlachten ihres Vaterlandes mit gleicher Auszeichnung und immer Einer an des Andern Seite. Unzertrennlich waren sie in jeder Gefahr; oft wenn Enquerrands stolze Kühnheit ihn zu hitzig der Uebermacht entgegenriß, schonte Heinrich nicht Blut noch Leben, ihn zu retten.

Auch das Verlangen, bald einen Zug nach Palästina zu machen, theilte der thatenbegierige Enquerrand mit seinem Freunde, der nun der Erfüllung seines so lang und heiß genährten Wunsches, der Aufnahme in den Orden der Tempelherren, entgegenreifte. Bei den Rittern von Barcelona hatte Heinrich sein Noviziat abgelegt, und Enquerrand beschloß, in seiner Gemeinschaft und unter Ritter Gottfrieds von Mollai Panier, den Zug in das gelobte Land zu machen. Nur die Begeisterung seines Freundes für den geistlichen Ritterstand konnte der mächtige Freiherr von Coucy, der einstige Erbe so reicher Güter, nicht theilen, deren unabhängige Beherrschung er nicht gesonnen war mit der Strenge eines harten, gebundenen Standes zu vertauschen. Auch schienen ihm die reizenden Blicke der Mädchen, die bei Turnieren oder Tänzen immer vorzüglich an seiner Schönheit hingen, von einer andern frohern Bestimmung zu sprechen, als jener weltentsagenden, und er wußte diese Sprache geübter zu deuten, als Heinrich, der einer tiefverschloßnen, herrlichen Rosenknospe glich, welche den reichen Schatz der Düfte, die reine Purpurgluth, noch still in ihrem Herzen birgt.

Aber nicht sich allein, auch seinen Freund suchte der Ritter von Coucy vor Gefahren zu schützen, die er für ihn in der Zukunft erblickte; suchte ihn mit aller Macht, die ihm

die Freundſchaft über Jenen gab, von einem Stande zurückzuhalten, in welchem er, Gott weiß welch ein dunkles Verhängniß für ihn ſah. Unzählige Mal ſchon hatte er den Verſuch gemacht, allein nur hier war die Gewalt, die ſeine Reden ſonſt auf das Herz ſeines liebenden Heinrichs hatten, vergebens geweſen. Noch als ſie ſchon die Thürme von Accon majeſtätiſch im Abendgolde vor ſich glänzen ſahen, als Heinrichs Blicke ihnen freudeglänzend entgegenflogen, doch Enquerrands Herz angſtvoll laut von einer bangen Ahndung ſchlug, wagte er, der mit Heinrich zwar von gleichem Alter, doch klarer in Gefühl und Weltanſichten war, noch einmal den Verſuch, den Geliebten von dem letzten entſcheidenden Schritte zurückzuhalten. — Noch einmal, — rief er aus — noch einmal muß ich ſprechen, eh es zu ſpät iſt! Mein Bruder! o du, mehr mir noch als Bruder! warum, mein Heinrich, willſt du die Worte deines Treuen nicht hören, warum dich ſelbſt zu Feſſeln verdammen, die, wenn der große Eid morgen von deinen Lippen geflohen iſt, dich unauflöslich von den ſchönſten, erlaubteſten Freuden des Lebens ſcheiden? Kannſt du nicht kämpfen, ſo wie wir, ohne den Rückweg in die Welt dir ſelbſt ſchwärmeriſch grauſam zu verſchließen? Und ſollte denn noch keine leiſe Ahndung dir je von einem Glück geſprochen haben, das ſchon ein Vorgefühl des Himmels iſt? und — dem du morgen auf immer entſagen willſt! — O, wenn du mich liebſt, — fiel Heinrich ihm ins Wort — ſo ſchweig von ſolchen Dingen, und ſtöre mir die ſtillen Augenblicke nicht! Iſt nicht das Werk in meinem Innern längſt vollbracht! iſt mein Gefühl nicht ſchon der Eid, das mich zum Opfer

meiner ſterblichen Kräfte für ein unſterbliches Ziel hinreißt? Die öffentliche Weihe, die ich morgen erhalten ſoll, iſt nur die äußere, ſchöne Heiligung. Und ſprich, was kann man ſich Schöneres, Beglückteres denken, als ſein ganzes Leben dem Dienſte des Himmels, dem Wohl der unterdrückten Chriſtenheit zu weihen? — Bedenke, wenn einſt meine letzte Stunde kömmt, die Stunde, wo jede Freude der Erde den Sterbenden verläßt, wenn dann die Erinnerung meiner Thaten mir wie ein tröſtender Engel zur Seite ſteht; die Erinnerung an ſo manchen unglücklichen Glaubensbruder, den mein Schwert von der Sklaverei des Muſelmanns befreite; an ſo manchen Sterbenden, dem meine pflegende Hand das Lager der Schmerzen weicher machte, dem meine Stimme Troſt in ſeinen letzten Augenblicken gab; o, wenn ich mir dann ſagen darf, daß ich alle meine Kräfte, jeden Gedanken meiner Seele dazu anwandte, die Zahl meiner leidenden Brüder zu vermindern und meines Herrn Willen zu vollziehn! — Ich kenne deine Ahndung nicht, und werde ſie auch niemals kennen lernen! Denn eben, daß ich ſo viele Jahre durchlebt habe, ohne daß je der Gruß eines ſolchen Glückes mein Herz berührte, beweiſt dies nicht, daß deine Sorgen ungegründet ſind?

Ach, Lieber! — fing Enquerrand nach einer Weile wieder an — vielleicht kennſt du dich ſelbſt nicht ſo gut, als ich dich kenne! ach, glaube mir, dein Herz iſt ſehr zärtlich! Mit welcher ſehnſüchtigen Innigkeit wirfſt du dich oft in meine Arme. Was ſpricht aus dieſen ſchwärmeriſchen Augen? — Jetzt genüg' ich dir noch, aber es wird einſt die Zeit kommen, wo deine Sehnſucht mehr ver-

langt, und dann iſt es zu ſpät, dann können dich alle deine Heiligen nicht mehr retten!

Enquerrand! — rief Heinrich mit einem Ernſt, den ſein Freund ſonſt nicht an ihm gewohnt war — wenn du mich liebſt, ſo ſprich kein ſolches Wort mehr aus! Ich handle nicht nach eigner Willkühr; ich folge nur der Stimme, die in meinem Innern tönt! Ein Krieger meines Gottes will ich ſeyn, und keine andre Sehnſucht kenne ich, als nach ihm!

Die Ordensſtadt, das thatenberühmte Accon, öffnete nun den Rittern ihre Thore. Mit einem heiligen Schauer zog Heinrich in dieſe Mauern ein, begrüßte er die hohen Ordensſäle und die erhabne, edle Heldenſchaar, in deren Mitte er nun aufgenommen werden ſollte. Die Ritter, als er am folgenden, zur Aufnahme beſtimmten Tage vor ihre Verſammlung trat, wunderten ſich über das Feuer und über die ungeſtüme Sehnſucht, mit welcher er die Zuzählung zu ihrem Orden wünſchte. Sie würden auf den erſten Anblick einem Jünglinge, ſo nah am Mannesalter, dieſe gänzliche Hingebung, dieſe ganz kindliche Unbekanntſchaft mit den Freuden der Welt, auf die er doch ſo großes Recht zu haben ſchien, nicht zugetraut haben, wenn nicht die Unſchuld ſeiner Augen, wie der kleinſte ſeiner Züge unwiderlegbar davon geſprochen hätte.

Entzückt empfing er Kreuz und Ordensſchwert aus den Händen des Großmeiſters, nahm er den goldnen Ring, das himmliſche Vermählungszeichen an;*) und nie hat wohl ein

*) Die Tempelritter trugen einen goldnen Ring am Finger, als Ordenszeichen.

Liebender am Traualtar den Eid der Treue froher ausgesprochen, nie ist ein Bräutigam dem Hochzeitfeste froher entgegengegangen, als er dem Fest der heiligen Schlachten.

Mit einer Art von stolzfreudiger Rührung schloß der Ritter von Mollai seinen jungen Freund an das Herz, und mehrere der Ritter fühlten sich in Achtung und Neigung zu ihm hingezogen. Der edle Gottfried war von seinen alten Freunden mit warmer Freude aufgenommen worden, und die Schaar der jungen rüstigen Krieger, die er dem Heer der Christen zuführte, mußte bei der damaligen Lage eine höchst willkommne Erscheinung seyn. Auch säumte der Orden nicht, das kostbare Feuer des jugendlichen Muthes zum Wohl der unterdrückten Christenheit anzuwenden. Das Heer rückte in die Gegenden des Libanon, um dem Heranbringen des immer wachsenden Saladin zu widerstehen, und täglich fand sich nun Gelegenheit, die kriegerische Thatenlust zu üben. In manchem Treffen hatten die Klingen der beiden Freunde schon geblitzt, aus mancher leichten Wunde war schon ihr Blut geflossen, aber jetzt rückte die zusammengedrängte Kraft der beiden kriegenden Mächte zu einem furchtbaren Entscheidungstreffen an.

Die Heere waren einander ziemlich gleich, denn was auf einer Seite die Muselmänner an Anzahl überlegen waren, das ersetzte auf der andern die beßre Anordnung und die größere Waffengeübtheit der Christen. Vom Morgen an bis gegen Mittag brannte der Streit, wo endlich die Sarazenen zu weichen begannen und weiter nach ihren Grenzen zu entflohen. Die Christen verfolgten die Flüchtigen mit mehr Muth als Ueberlegung mehrere Stunden weit. In

einem abgelegnen Thale ſetzten ſich die Letztern wieder und ein neues, hartnäckiges Gefecht begann. Zwar wurden die Chriſten nicht beſiegt, allein ſie waren doch durch die Angriffe der Feinde ſo nach allen Seiten zerſtreut und beſchäftigt worden, daß es ihnen unmöglich war, zum Felde des erſten Treffens zurückzukehren, wo ſie viele ihrer Brüder todt und verwundet verlaſſen hatten.

Unter den Letztern befand ſich auch Ritter Heinrich, deſſen heißer Wunſch, ſein Blut im Dienſte des Erlöſers fließen zu ſehen, heute im vollen Maaße erfüllt worden war; er lag in brennender Wundenqual, allein in ſeiner Seele war es heiter und man hätte auf ihn ſehr wohl die Worte anwenden können:

Ich bin allein am öden Ziele,
Die Sterne ſchauen bleich herab,
Der Nachtgefährten hab' ich viele,
Doch alle ſchweigen wie das Grab.

Ich bin allein! doch mich umſchweben
Die Geiſter tiefer Seelenruh;
Ich gab es freudig hin, mein Leben,
So winkt auch freud'ger Troſt mir zu.

Und wenn die Brüder morgen kehren
Zur Stätte, wo mein Leichnam ruht,
Dann ſagt vielleicht manch Aug' voll Zähren:
In treuer Unſchuld floß dies Blut.

Alle ſeine Freunde waren heute fern ihm beizuſtehen; Gottfried hatte weit von ihm auf einem andern Flügel gekämpft; auch Enguerrand, durch die Ordnung der

Schlacht gebunden, konnte diesmal seinem Freunde nicht so nah als gewöhnlich seyn. Er ward ihn, als er sich einmal nach ihm umsah, mitten unter einem Haufen Ungläubiger gewahr; er sah, wie er verwundet nur noch mit schwachen Kräften den tödlichen Streichen widerstand; — er sah es und eilte, vereint mit Gaspard, dem treuen Waffenträger Heinrichs, ihn zu befreien. Allein noch hatten sie ihn nicht erreicht, als sie ihn über und über blutend und, wie sie meinten, todt vom Pferde stürzen sahen.

Der Schmerz, der, wie man sagt, auf dem Schlachtfelde Wuth wird, trieb die Beiden unaufhaltsam in die Feinde hinein, die den Gefallenen umringten; sie wollten, da sie ihn nicht mehr retten konnten, wenigstens den Tod des gefallenen Helden rächen und seinen Leichnam erbeuten; es würde ihnen auch sicher gelungen seyn, wenn nicht in eben dem Augenblicke, da ihre Gegner anfingen zu wanken, auch das ganze Heer der Feinde in Verwirrung und Flucht gerathen wäre, und das Getümmel des siegenden Heeres, das die Flüchtigen verfolgte, auch sie ergriffen und mit fortgerissen hätte. Theils von dem Drange der Andern, theils auch von eigner Erbitterung fortgerissen, ließen sie nicht eher von Verfolgung der Feinde ab, bis ihnen jene, durch die erwähnten Umstände, jede Rückkehr unmöglich machten.

Heinrich lag unterdeß verlassen auf dem öden Schlachtfelde; die Sonne ging unter; die Sterne zogen still herauf; auch seine heißbrennenden Schmerzen wurden stiller, denn der übermäßige Blutverlust zog endlich die mildernden Nebel der Ohnmacht um seinen Geist; es zerfloß Alles dämmernd vor

ſeinen Augen, er meinte zu verſcheiden, und noch eh er in die umnachtende Betäubung ſank, nahm ſein Gedanke, gleichſam als noch mit letzter Anſtrengung, den Flug zum Himmel; dann ward es Nacht um ihn; allein ihm war, als höre er, wie in ahnendem Traum, von Engelſtimmen die nachfolgenden Worte geſungen, die er in ſeinem Leben noch einmal in bedeutungsvoller Stunde hören ſollte:

Hienieden blüht auf Lenzesflur
Für unſrer Sehnſucht Kuß
Die zarte, bleiche Lilje nur,
Und beut uns milden Gruß.

Und füllt mit Ruh die arme Bruſt,
Mit Ahndung unſer Herz;
Mit Ahndung von des Himmels Luſt;
Wo iſt des Kampfes Schmerz?

Der Himmel zieht das Herz hinan,
Das ihm ſich eigen gab,
Ein Strahl auf unſre Pilgerbahn
Fällt aus der Höh' herab.

Herab aus jenem Lichtgefild',
Wo alle Schatten fliehn,
Wo neu der Born des Lebens quillt
Und ſchön're Sonnen glühn.

Hinauf, hinauf den Blick gewandt!
Hier iſt die Prüfungszeit,
Der Thränen und der Sehnſucht Land, —
Heil dem, der ſiegt im Streit!!

Noch nicht durch die Pforten des Todes ſollte der ſchwerverwundete Ritter gehen, noch nicht die friedlichen Gefilde von Jenſeit betreten; ein neues Land des Lebens that ſich ihm dagegen auf, ein Land, das er noch nie gekannt, noch nie geahndet hatte, und wo er erſt einen der ſchwerſten Prüfungskämpfe beſtehen ſollte. Die Geſchichte der geiſtlichen Ritter iſt reich an Prüfungen dieſer Art, nur daß ſie mehr oder minder glücklich beſtanden worden ſind. Die Darſtellung führt uns über die Einzelnheiten des Kampfplatzes hinweg, und läßt uns hier den Ritter nur erblicken, die Siegeshöh' hinanklimmend, von welcher ihm die Palme hoch entgegenweht.

Die frommen Bewohner der Gegend hatten ſich auf das einſame Schlachtfeld gewagt und die Verwundeten, in denen ſie noch Lebensſpuren fanden, in ihre Wohnung gebracht; auch Ritter Heinrich von Valincourt war in ein freundlich glänzendes Haus getragen worden; und während er mehrere Tage lang in todtähnlicher Betäubung lag, ward ihm die ſorgſamſte Pflege zu Theil.

Durch die Nebel des Fiebers hatte er eine holdſelige weibliche Geſtalt unterſchieden, die oft mit zarter Sorge bei ihm verweilt hatte. Die aufgeregte Phantaſie des Kranken nahm ſie als eine überirdiſche Erſcheinung auf; auch dem Geneſenden ward ſie unnennbar theuer. Ueberraſcht von dem unbekannten holden Gefühle, weilte er unwillkührlich in ihrer Nähe; weilte vielleicht länger, als es ſeine Wunden unvermeidlich nöthig gemacht hätten.

Das Heer seiner siegreichen Brüder war immer weiter vorwärts gezogen, Schlachten wurden geschlagen, feste Plätze genommen; der Ruf davon drang nur schwach zu den Ohren des betäubten, geblendeten Ritters. — Ach, auch die reinste Liebe hat einen Zaubergarten, worin sie ihre Angehörigen, von allem Andern trennend, bindet.

Doch nur eines leisen Erwachens bedurfte es bei dem frommen Heinrich, um ihn seinem heiligen Gelübde zurückzugeben; die Dame, selbst für den schönen, edlen Jüngling von einem unvergänglichen Gefühl ergriffen, hatte Ergebung genug, ihm selbst das Scheiden von seinem Glück zu erleichtern, um seines höheren Berufes willen. — Wir treffen Ritter Heinrich auf dem Wege zum Heere der Kreuzfahrer, das er so eilig zu erreichen strebte, als es seine noch schwachen Kräfte nur irgend gestatten wollten. Es ist eine Art höheren Instinkts in uns, der uns durch äußere bewegte Thätigkeit die inneren Wogen beschwichtigen, der uns vorzüglich durch erhöhten Eifer, die schwersten Pflichten zu vollbringen, die Schmerzen entsagten Glückes suchen heißt.

An einem herrlichen Sonntagsmorgen langte der Ritter von Valincourt bei einer kleinen festen Bergstadt an, die lange unter dem Joch der Ungläubigen geschmachtet hatte und erst während Heinrichs Krankheit von den Christen wieder erobert worden war. Es herrschte eine ernste Stille über der ganzen Stadt; nur das Geläute der Glocken scholl feierlich vom nahen Kirchthurm, und rief die andächtigen Seelen in das Heiligthum. Von allen Seiten strömten die

frommen Bürger in ihren Festtagskleidern heran, und gingen grüßend an dem Ritter vorüber. Von einer tiefen Sehnsucht ergriffen, mischte sich Heinrich unter sie, nun auch einmal der langentbehrten Feier zu genießen.

Mit stillem Schauer trat er in das Gotteshaus. Die Ruhe war noch nicht ganz errungen, die er so heiß zu erringen strebte, und unwillkührlich drängten sich in seine frommen Rührungen Gefühle, die sein Bewußtseyn verwarf.

Er trat heraus auf den grünen, im freundlichen Sonnenschein ruhenden Kirchhof; da fiel ihm gerade gegenüber ein weißes Grabmal in die Augen, das sich erhaben an der Mauer emporrichtete. Zwei lichtgrüne Birken säuselten darüber, und neigten sich trauernd auf das frische, noch unberaste Grab zu ihren Füßen.

Heinrich nahte sich, um dieses edle Werk der Bildhauerkunst genauer zu betrachten. Es mußte das Denkmal eines Kriegers seyn. Ein einsamer Grabhügel erhob sich auf dem weißen Marmor; die Trümmer einer zerbrochenen Rüstung lagen darauf zerstreut umher und schienen anzudeuten, daß der hier Schlummernde im Kampf erlegen sey. Ein trauriges Bild der Zerstörung durch den Tod! Doch auf dem niedern Hügel stand hoch emporgerichtet ein Engel, breitete seine weißen Flügel schirmend darüber aus und hob in der Rechten eine Opferschaale zum Himmel.

Klar sprach die rührende Deutung zu dem Herzen des Ritters. — Wohl, edler Kämpfer, — rief er tiefbewegt —

wohl wird der Himmel dein ſchönes Opfer freundlich aufnehmen! — Er fragte einen vorübergehenden Bürger um den Namen des hier Ruhenden.

Wißt Ihr das nicht, ehrwürdiger Herr? — erwiederte Jener. — Waret Ihr nicht beim Sturm unſrer Stadt? Hier ruht ein edler Ritter Eures Ordens, der Erſte, der den Grund zu unſrer Rettung legte und ſein Leben dafür opferte, weshalb wir ihm aus Dankbarkeit dies Grabmal haben ſetzen laſſen. Es iſt kein Einziger des Ordens ſonſt geblieben, als er allein, der gute Ritter von Mollai! —

Von Mollai? — ſchrie der erbleichende Heinrich, der bisher in ängſtlicher Erwartung zugehört hatte — Gottfried von Mollai? — — o mein Vater, ſo hat ſich deine Ahndung erfüllt! ſo biſt du hingegangen in dein Vaterland? und mich haſt du zurückgelaſſen? — weh mir, verirrt! — dein nicht mehr würdig! — —

Der Schmerz erſtickte ſeine Stimme, und er lehnte ſich halb ohnmächtig an das Grabmal. Es iſt eine Uebertreibung nur der edelſten Gemüther, daß ſie auch ihre leiſeſten Ermangelungen mit zerſtörendem Schmerz fühlen, ihres begangenen Guten aber in ſolchen Augenblicken gänzlich vergeſſen. So dachte Valincourt verzweifelnd nur an die kurze Zeit, die er vielleicht früher zum Heere ſeiner Brüder hätte ſtoßen können; doch daß auch er, mit reichen Wunden für den Glauben bedeckt, nahe am Eingange des Todes geſtanden hatte, dies war gänzlich aus ſeinen Augen verſchwunden.

Eine heilige, ſanfte Muſik tönte noch aus der Kirche zu ihm herüber, und ſpielte lindernd mit ihrem melodiſchen Segen in ſeinen Schmerz, und in dem Augenblicke hörte er ſeinen Namen von bekannter Stimme ausgeſprochen. Er blickte auf, und ſah jetzt ſeinen treuen Waffenträger Gaspard, welcher vor ihm, dem Todtgeglaubten, in freudiger Ueberraſchung ſtehen blieb. — Um aller Heiligen willen, — rief er — ſeyd Ihr es ſelbſt, mein lieber, guter Herr? ſeyd Ihr vom Tode wieder auferſtanden?

Er hatte bei dieſen Worten Heinrichs Hand ergriffen und drückte ſie zu wiederholten Malen an ſein Herz. Der Ritter fühlte doch einen Schimmer der Freude bei dieſen treuherzigen Liebeszeichen; er blickte ſeinen wiedergefundenen Treuen wehmüthig an, und deutete auf das Grab.

Ach wohl, daß wir uns hier wiederfinden müſſen! — rief der treue Gaspard — ach wohl, mein theurer Herr, ich glaube Eurem Schmerz; war mir's doch ſelbſt, als ob ich gar nicht weiter leben könnte, ſeit ich ihn ſterben ſah!

Du ſahſt ihn ſterben? — fiel hier der Ritter, auf einmal wieder Leben faſſend, ein — o Gaspard, ſo erzähle! o, rede! ſage! wie, wo ſtarb er?

Ihr ſollt es Alles hören; — erwiederte der Knappe. — O, Dank dem Himmel, daß er mich eben zu dieſer Stunde herführte, das Grab des edeln Gottfried zu beſuchen! ich hätte Euch ſonſt verfehlt; denn wißt, daß ich eben auf dem Wege war, mich wieder in Joppen einzu-

ſchiffen, da ich Euch verloren hatte und auch der gute Ritter von Mollai dahin war. Jetzt aber, o mein lieber Herr, jetzt bleibts beim Alten und das gute, friſche Waffenleben fängt wieder an!

Der Ritter war gerührt von der treuen Anhänglichkeit ſeines Gaspard und zeigte ihm ſeine warme Dankbarkeit dafür, immer doch mit Ungeduld auf die ihm ſo wichtige Erzählung dringend, die der Knappe mit folgenden Worten begann:

Seit jenem merkwürdigen Tage, wo ich mit Eurem Freunde Euch zu retten ſtrebte —

Mit Enquerrand? — unterbrach ihn der Ritter — o, mein Enquerrand! daß ich erſt jetzt deiner gedenke! Und lebt er noch, Gaspard? und iſt er glücklich?

Er lebt, — verſetzte Gaspard — und auch von ihm ſollt Ihr hören. — An jenem Tage der Schlacht war die Kunde Eurer Gefahr zu ihm gedrungen, und er vereinte ſich mit mir, Euch beizuſtehen; ach, ich hatte Euch aber verwundet vom Pferde ſinken ſehen, ohne daß es mir möglich geweſen war, Euch aus dem wüthenden Haufen zu retten; wir ſtrebten Euch, ſtrebten mindeſtens Euren Leichnam zu retten, unmöglich! Wir wurden in das wilde Gedräng der Verfolgenden mit hineingeriſſen. Der Feind ſetzte ſich noch einmal einige Stunden weiter; doch blieben wir auch hier Herren des Schlachtfeldes, und hatten nun ein wenig Zeit, Odem zu ſchöpfen und uns nach den vermißten Freunden umzuſehen. Da ſprengte Herr Gottfried über das Feld,

ſein Auge ſuchte mich. — Wo iſt dein Herr? — fragte er mich mit Haſt; ich ſagte ihm, was ich von Euch wußte. Er ſchlug ſich mit der Hand vor die Bruſt und wandte ſich ab, aber ich ſah wohl, daß er weinte. — Von dieſer Zeit an nahm er mich in ſeine Dienſte, und ich mußte noch oft Abends vor Schlafengehen bei ihm ſitzen und mit ihm von Euch ſprechen. Er klagte nicht über Euern Tod, ihm ahndete wohl ſein eigner ſo nahe.

Wir zogen vor dieſe Stadt, die von Chriſten bewohnt, von den Muſelmännern in grauſamer Bedrückung gehalten wurde. Ritter Gottfrieds Antlitz leuchtete von einer himmliſchen Freude, als der Orden beſchloſſen hatte, das Elend der armen Hülfsbedürftigen zu enden. Allein nicht durch Angriff dachte man die Feſte zu nehmen, ſondern ihr alle Lebensmittel abzuſchneiden, was wegen ihrer Kleinheit leicht auszuführen ſchien, da hingegen der Angriff auf dieſe Felſenmauern viel Blut zu fordern ſchien. Der Ort ward demnach von allen Seiten eingeſchloſſen und einen Monat lang zur Uebergabe aufgefordert; allein die Belagerten erwiederten die Aufforderungen ſtets mit der Verſicherung, das Bret erwachſe ihnen aus den Steinen.

Ritter Gottfried hatte von Anfang für einen ſchnellen Angriff geſtimmt, ſein menſchenfreundliches Herz das geahndet, was im Grunde leicht zu überſehen war und wovon jetzt empörende Nachricht einging, wie die Muſelmänner alle Lebensvorräthe für ſich aufſparten und die unglücklichen Chriſten dem ſchrecklichſten Hunger preisgäben, vor welchem ſie ſich nur durch die zurückſtoßendſten Nahrungs-

mittel ſchwach retteten, daß ſie Jammer erregenden Geſpenſtern glichen, an welchen die Unmenſchen ihre ganze Wuth ausließen, und daß, wenn die Kreuzritter endlich die Stadt einnähmen, ſie dann nur noch die modernden Gebeine der Unglücklichen finden würden, die ſie zu retten verſprochen hätten.

Zu ſchneidend fiel das Nutzloſe einer ſolchen Rettung in die Augen, als daß nicht der edle Eifer Ritter Gottfrieds, der ſich bei Ankunft dieſer Nachricht mit andern Tempelherren eben in des Großmeiſters Zelte befand, auch Eingang zu den Herzen der Uebrigen hätte finden ſollen. Erſchüttert von dem furchtbaren Schickſal ihrer armen Glaubensgenoſſen, waren die mehrſten der Ritter nicht minder eifrig zum Angriff, der auf den nächſten Morgen ausgeſetzt ward.

Mit Anbruch des Tages ſchmetterten die Drometentöne zum Sturm. Wir thaten einen ſchönen und muthigen Angriff, und Herr Gottfried war der Erſte von der Schaar. Er drang trotz der wüthenden Gegenwehr der Feinde, trotz dem tauſendfachen geflügelten Tode, der aus der Feſtung uns entgegenkam, vorwärts. Sein Zuruf ermunterte die Streiter, und ſchon hatte er die Sturmleiter faſt erſtiegen, ſchon erhob ſich ein frohes Jauchzen unter den nachſtürzenden Kriegern, als ihn, ach, Gott! ein mörderiſcher Lanzenſtoß durchbohrte und herabſtürzte.

Ich eilte hinzu, nahm den theuern unglücklichen Herrn in meine Arme und trug ihn, während der Pfeil- und

Steinſturm der Feſtung über uns ſauſte, aus dem Getümmel des Kampfs auf einen Raſenplatz, wo ich ihn ſanft niederlegte. Ich ſuchte ſeine Wunde wohl zu verbinden, aus der das Blut in ſtarken dunkeln Strömen quell, und ihm einige Erquickungen zu verſchaffen. Er dankte mir mit einem himmliſchen Lächeln, aber — es iſt umſonſt, — ſagte er ſanft — weine nicht, guter Gaspard, ich habe mein Ziel erreicht.

Er ſagte mir noch einige Worte, die ſeine großmüthige Worſorge für mich und einige andere ihm Angehörige bewieſen, blickte dann ſtill und ruhig zum Himmel und hauchte bald ſeine edle Seele aus. —

Welchen namenloſen Eindruck dieſe einfache Erzählung auf das Herz des Ritters machte, bemerkte der ehrliche Gaspard nicht über dem Eifer, wo auch er mit ſeinen eigenen Erfahrungen beſchäftigt war. Er fuhr fort:

Der Fall des Helden hatte die Unſern beſtürzt und die Feinde verwegen gemacht, und es war nahe daran, daß das ganze Unternehmen ſeinen Untergang fand, als ein Jüngling, die Stelle des Helden zu erſetzen, vordrang. Er riß ein Panier an ſich, flog wie der Sturmwind die Leiter hinauf, und pflanzte es triumphirend auf die Mauer, zu welcher ihm die Kriegsgefährten nun von mehreren Seiten laut jubelnd folgten. Sein Name tönte jauchzend durch die befreite Stadt; und rathet Ihr, welcher Name es war? —

Enquerrand! — rief der Ritter mit einem unaussprechlichen Gefühl. Seine Bahn war ihm nun fehllos vorgeschrieben. Zwei Lichtzeichen gingen vor ihm her, das eine nach Diesseits, das andere Jenseit schen mit stillgewaltigem lieben Schimmer ihn zu sich ziehend. Und ohne Wandern fand auch er sein hehes Ziel.

II.

Königin Bertha.

Aus der alten Geſchichte.

Einer der muthigsten Anführer im Heere Kaiser Karls des Großen war zweifelles sein tapferer Bruder Karloman, der da, wo es ein kühnes, unmöglich scheinendes Wagniß galt, immer der Erste war zum todtverachtenden Angriff, der selten ohne Wunden, nie ohne Ruhm aus den verhängnißvollen Schlachten zurückkehrte. Zu den mildern Sitten des Friedens vermochte er sich minder zu gewöhnen, und selten hielt er sich länger als wenige Tage an der Hefstatt seiner Mutter, der edlen Königin Bertha, auf, die dort die Herrschaft der sanftesten Tugenden einzuführen strebte.

Unter die edelsten Frauen, welche die Geschichte rühmt, gehört diese hochsinnige Königin; sie, welche durch seltnes Unglück geprüft, jetzt im Glanze des höchsten Throns der Welt, die stille Demuth ihrer Unglücksjahre beibehielt; und so wie sie einst unter niederm Dach eine rettende Aufnahme gefunden hatte, stets eine heldenmüthige Vertheidigerin der geringern Stände blieb. Das aber, was ihr vorzüglich eine so ausgezeichnete Stelle unter den Frauen erwirbt, ist, daß sie größer war und edler, als jenes selbstsüchtige Gefühl, das sich gewöhnlich unter dem Namen der Mutterliebe verbirgt; daß sie, bei aller innigtreuen Liebe für ihre Söhne, doch nie

zur ungerechten Richterin ward zwiſchen ihnen und dem Recht anderer guten Menſchen.

Ihr Sohn Karloman, obwohl eben ſo gutmüthig als tapfer, behielt doch lange einen Anſtrich von ſcheuer Unempfindlichkeit gegen den ſanftern Reiz des Lebens, gegen die Allgewalt der Liebe bei. Nur Krieg war ſein Gedanke; und ohne auf die reizenden Blicke zu achten, die wohl manche Schöne des Hofs dem jungen, friſchblühenden Helden ſchenkte, weilte er nie lange an der Hofſtatt, ſondern ging — flog unverwandten Blickes die vor ihm liegende Waffenbahn. Bald in Germaniens Fluren, bald jenſeits der Pyrenäen focht er glorreich die Schlachten ſeines Bruders mit.

Nur einmal ſollte auch er der gebietenden Macht erliegen, der ſelten ein Sterblicher entgeht.

Das Heer der Franken ſtand in den Pyrenäen, da, wo einige Jahre ſpäter der heldenmüthige Roland mit vielen andern tapfern Frankenrittern glorreich fiel, in der Schlacht von Roncevall. In einer der reizendſten Gegenden jenes romantiſchen Gebirgs ſtand Karloman mit der Abtheilung ſeines Heers, ungeduldig, daß die Unterhandlungen, die man noch mit den Sarazenen pflog, die Waffenentſcheidung einige Zeit verzögerten. Seinen Unmuth darüber zu zerſtreuen, ſtreifte er in den wildreizenden Felſengegenden umher, bald mit Waffengefährten, bald allein, klomm auf die kühnſten Gipfel, folgte dem Sturz der Waldſtröme in die grauſendſten Klüfte nach, und ward hin und wieder von dem Frieden eines einſamen, paradieſiſchen Thals unwillkührlich in ſeinen ſanften Zauberkreis gezogen.

So irrte er einſt gegen Abend durch ein liebliches Thal, in deſſen Mitte ſich ein anſehnliches Hirtendorf erhob. Doch mied er die belebten Wohnungen und wandte ſeine flüchtigen Schritte zu einer Thalwindung, die ſich ganz einſam zwiſchen hohen Felſen hinzog, und die ein ſilberner Quell durchrieſelte, von friſchgrünenden Buchen und milden Oelbäumen überſchattet. — Ach, Thal des Friedens! — ſagte er — hierher unter deinen ſtillen Olivenſchatten gehört der unruhige Krieger nicht! Lorbeeren, rauſchende Lorbeeren, wo ſpreſſen die?

Wohl in ein ſtilles Thal des Friedens trat der ſtürmiſche Krieger ein; in dieſen heiligen Olivenſchatten hatte die Unſchuld ihre ſchützende Freiſtatt errichtet; o, glücklich, wenn er die Ruhe hier fände, ſtatt ſie mit ſich hinwegzunehmen.

Der Ritter ſah zerſtreut auf dem ſchwellenden Wieſenplane einige blüthenweiße Schäfchen weiden, und vorwärtsgehend erblickte er im Schutz der geheiligten Bäume ein Bild, das plötzlich ſeine Schritte hemmte und ihn zu bewunderungsvollen, faſt gerührten, Betrachtungen zwang. Ein Mädchen, das ſprechendſte Bild der Unſchuld und der Sittſamkeit, ruhte entſchlummert an dem Rand der Quelle; ermattet ſchien es von dem heißen Tage. Ihre Kleidung war arm und zeigte, daß ſie eine der unbemitteltſten Schäferinnen des Thales ſey, allein die Natur ſchien ſie deſto reichlicher ausgeſtattet zu haben.

Ihr Kleid war arm, doch reiche goldne Locken fielen in ſchwelgeriſcher Fülle um den alabaſternen Hals und um Schultern und Bruſt; der Schlummer ſchien ſie aufgelöſt

zu haben, ſo wie er auch die friſchen Morgenroſen ihrer Wangen mit höherm Purpur angehaucht hatte.

Der Jüngling ſtand in ſüßem Schauen verloren; er hätte mit jenem Liebenden rufen mögen:

Wie ſie ruht auf Blüthenflocken,
Sanft in Schlummer eingewiegt,
Wie das Lichtgewog der Locken
Um den ſchlanken Hals ſich ſchmiegt.

Friedlich ſteigt die Bruſt; der Morgen
Blüht im holden Angeſicht;
Ach, ſie kennet noch die Sorgen,
Kennet fremden Schmerz noch nicht!

Klagt doch ſanfter, Nachtigallen!
Weckt die Schlummernde nicht auf;
Kannſt du, Bach, nicht leiſer wallen?
Halt' den klagend regen Lauf!

Eine unmerkliche Bewegung, die der Ritter machte und die ein leiſes Klirren ſeines Schwerts erregte, verſcheuchte ihren leichten Schlummer; ſie ſchlug die ſchönen dunkelblauen Augen auf, die ſich in feuchtem Glanz aus den Nebeln des Schlafs erhoben, ſie glichen Veilchen, welche der Morgenthau beglänzt, ſo wie ſie ſelbſt ein holdes Veilchen ſchien an ſanfter Lieblichkeit und Demuth.

Als ſie den fremden hohen Krieger ſo dicht neben ſich ſtehen ſah, bebte ſie wohl in ſich zurück, doch ohne ſcheue Wildheit; ſie hob ſich ſittſam erröthend empor, knüpfte ihr ſchönes aufgelöſtes Haar ſchnell auf, und wollte ihre kleine Heerde weiter treiben; doch raſch hielt ſie der Jüngling auf. Er, der ſich jetzt zum erſten Mal in ein Gefühl befangen

ſah, das er bis jetzt noch nie gekannt hatte, empfand es jetzt auch mit der vollen Stärke des jungen erwachenden Daſeyns und ſeiner heftig feurigen Natur; doch wie er vorher nie gewohnt geweſen war, Widerſtand zu dulden und ſich vor einer fremden Macht zu beugen, ſo fühlte er doch hier, daß es noch ein Etwas gebe, wo keine Gewalt ausreicht, wo auch der kühnſte Held zu Bitten ſeine Zuflucht nehmen müſſe, einer geringen Hirtin gegenüber. — Mit flehenden Worten drang er in das Mädchen, ſich nicht ſo kalt von ihm zu wenden, ihm ein freundliches Geſpräch mit ihr nicht zu verſagen!

Sie wagte jetzt zu ihm emporzublicken, und als ſie die jugendlich ſchönen Züge ſeines Heldengeſichts erblickte, da leuchteten die Roſen ihrer Wangen von noch glühenderem Purpurroth; allein unſchuldig lächelnd erwiederte ſie auf ſeine Bitten: Warum nicht? warum ſollt' ich nicht mit dir ſprechen wollen, edler Fremdling, wenn dir ein Gefallen damit geſchieht?

O, ſüße Unſchuld! — rief der Ritter — warum biſt du von den Kreiſen unſrer Frauen verbannt, wo Zwang und Heuchelei den Schein der Tugend anzunehmen ſtreben? Du haſt dich in die ſtille Hirtenwelt geflüchtet! — Wohl, wohl, mein ſüßes Mädchen — fuhr er fort — iſt es für mich das größte Glück, wenn du mir gönnſt, in deiner holden Gegenwart zu leben! Es wird mir wohl bei dir, wie es mir nie geweſen iſt, und wenn ich dich anſehe, ſo fühl' ich alle Sorgen ſchwinden, die mich vorher belaſteten.

Sein Ton hatte wohl den treuherzigen Ausdruck der Wahrheit eines ſchuldloſen, unverderbenen, noch ſelbſt mit

der Liebe unbekannten Herzens; ihr war es innig erfreuend, eine ſo wohlthätige Macht von ſich rühmen zu hören, da ſie ſo gern alle Weſen hätte beglücken mögen, und ſich doch ſtets ganz außer Stand dazu geglaubt hatte. Ein Gefühl von Dankbarkeit für den, der ihr dieſe freundliche Meinung von ſich ſelbſt gab, geſellte ſich zu dem Eindruck, den die männliche Schönheit Karlomans auf ſie gemacht hatte.

Sie trieb indeß die kleine Heerde weiter, und der ſtolze Krieger ging ſchmeichelnd ihr zur Seite, einzig darauf bedacht, wie er durch freundliche Dienſte ſich ihr gefällig machen welle; während ſie ſo am Ufer des Baches hingingen, blickte die kleine Schäferin verſtohlen in den Wellenſpiegel, ob auch ihr Anzug nicht allzu ſchlecht geordnet ſey? und ihm, bei aller ſeiner Unerfahrenheit in der Liebe, entging doch dies glückliche Vorzeichen ſeines Sieges nicht.

Und wie iſt dein Name, — frug er — du holdes Mädchen? und biſt du in dieſem Thale geboren?

Mein Name — antwortete ſie — iſt Ildeflede, und meine Heimath dieſes Thal. —

Und deine Eltern? — fragte der Ritter weiter — wohnen ſie fern von hier?

Ach, meine Eltern deckt ſchon längſt das Grab! — erwiederte das Mädchen traurig. — Eine wohlthätige Dame hat mich erzogen, die gute Gräfin von Bagneres, deren Schloß in der Nähe liegt, — allein auch ſie iſt todt.

Arme, liebliche Ildeflede! — ſagte der Jüngling gerührt, indem er ihre Hände faßte und ſie liebkoſend in den ſeinen drückte.

Sehr ſchmerzlich war es ihm, daß ihn heute kriegeriſche

Pflichten zurück nach dem Lager riefen. Schwer trennte er ſich von der kaum Gefundenen. — Und wo wohnſt du denn, holdes Mädchen? — fragte er noch im Weggehen.

Du kannſt hier meine Hütte nicht ſehen, — verſetzte ſie — erſt auf den Abend treib' ich dorthin zurück. —

Und werd' ich dich morgen hier wiederfinden? — fragte er.

Nein, morgen bin ich in einer andern Gegend, dort auf der Anhöhe nach Weſten zu. — Ich weide künftig nicht mehr im Olivenſchatten. —

Arme, kindliche Unſchuld! ſprach dies ein warnendes Vorgefühl?

Lebe wohl, Ildeflede! mein holdes Mädchen! — ſagte der ſcheidende Ritter — darf ich dich morgen wiederſehn?

Als ob ſie noch mit ſich in Zweifel ſtehe, neigte ſie langſam das Haupt; doch als er nach noch einem warmen Händedruck mit flüchtigen Schritten von ihr eilte, da wandte ſie ſich ſchnell nach ihm und rief ihm noch halb kühn, halb ſchüchtern nach: Es wird mich freuen, wenn du wiederkömmſt. — —

Noch ein freudiger, zuſichernder Gruß, den er ihr zuwinkte, gab ihr Antwort; und mit ſichererm Schritte eilte nun der pflichtgetreue Krieger dem Lager zu.

Wehmüthig glücklich blickte Ildeflede der entſchwindenden Heldengeſtalt nach. Es war ihr, als habe ſie doch wohl zu viel geſagt; und gleichwohl zitterte ſie bei dem Gedanken, daß er vielleicht nicht wiederkehren könne.

Karloman brachte die folgende Nacht ohne Schlummer zu. Mit aller der ſtürmiſchen Unruhe ſeiner Gemüths-

art konnte er die Stunde nicht erwarten, wo er diejenige wiederſehen ſollte, die einen ſo neuen, ſo reizenden Eindruck auf ihn gemacht hatte; und als kaum des andern Morgens die Geſchäfte beendigt waren, die ihm als einem der vornehmſten Anführer des Heeres zum Antheil fielen, ſo flog er in die Gegend zurück, die er ſich geſtern mit Falkenblick eingeſchärft hatte.

Er fand die Höhe bald, auf welcher Ildeflede heut ihre Lämmer weidete. Eine mächtige Steineiche erhob ſich auf ihr, und breitete ihre weitſchattenden Zweige über den ſanft ſich abwärtsſenkenden Plan; von einer Seite konnte man das Thal überſehen, in welchem die ſtattlichen Hirtenwohnungen lagen, von der andern öffnete ſich eine weitere Ausſicht und man ſah mehrere Orte im Sonnenſchimmer liegen.

Unter der Eiche ſaß Ildeflede, von wildem blühenden Geſträuch umgeben und von ihren fröhlichen Lämmern umhüpft. — Sie war mit dem Rücken gegen den nahenden Ritter gekehrt, und mit Entzücken hörte der Jüngling, wie ſie mit der ſüßeſten Stimme ein kleines einfaches Hirtenlied ſang, in deſſen fröhlicher Melodie ſich ihre eigne heitere Stimmung auszuſprechen ſchien; ſie ſang:

Röthlich fing es an zu dämmern,
Silbern floß der Morgenthau,
Da, mit ihren muntern Lämmern,
Trieb die Hirtin ſchon zur Au. —

Des Jünglings Ungeduld ließ ſie nicht enden. — O, meine ſüße Ildeflede! — rief er, auf ſie zueilend — ſo früh hat dich die Flur ſchon aufgenommen? während den

Krieger noch unerträglich lang dauernde Geſchäfte im düſtern Zelt zurückhielten.

Sie wandte ſich nach ihm, und er konnte die Freude, ihn wiederzuſehen, in ihrem holden Antlitz leſen. Zugleich ward er mit heimlicher Wonne gewahr, daß ſie heute ihren Anzug ſorgfältiger geordnet hatte; ihr goldnes Haar war heute zierlicher aufgeknüpft, und in den ſchönen Locken ſchimmerten ſelbſt einige Blüthen ſchüchtern hervor, als ob ſie an Weiße mit ihrer zarten Stirn wetteifern wollten. —

Entzückt bemerkte er es; doch jenes Zartgefühl, welches Natur und Liebe auch dem Unerfahrenſten lehren, hielt auch den wilden Krieger ab, ſeine Empfindungen darüber zu äußern.

Sieh! — fing ſie nach den erſten gegenſeitigen Begrüßungen mit kindlicher Vertraulichkeit an — von hieraus kann ich dir nun das Schloß zeigen, in dem mich meine Wohlthäterin erzogen hat! Sieh, dort, wo ſich das Thal erweitert, zwiſchen den übrigen Dörfern und Burgen, dort glänzen ſeine weißen Mauern vor! — dorthin — zur Linken, dort liegt unſer Dorf! — und dort, etwas abwärts nach dem ſtillen Gebüſche zu, das ſich in die Felſenkluft zieht, dort birgt ſich meine kleine ſtille Hütte, von freundlichen Buchen umſchirmt, welche den rauhen Oſtwind nicht eindringen laſſen.

Dort? — rief der Jüngling mit blitzenden Augen — dort wohnſt du ganz allein, du liebes, ſüßes Mädchen? — Jene dunkeln Bäume ſchließen ſo lichte Reize ein? — Und werde ich dich dort beſuchen dürfen?

Das Feuer, womit er dieſe Worte ſprach, würde ſie vielleicht geſchreckt haben, doch ihre Seele war jetzt in ernſt-wehmüthige Erinnerung verloren; ſanft entwand ſie ihm ihre Hand, die er feurig gefaßt hatte, und zeigte nach der Gegend des Schloſſes hinüber, wohin ihre Blicke ſchweiften. — Ach, — ſagte ſie — es war eine ſchöne Zeit, die ich dort verlebte! Die gute Gräfin hatte mich ſchon als zartes Kind zu ſich genommen, da meine Eltern, Hirten dieſes Thals, einander früh im Tode gefolgt waren. Sie erzog mich nun mit der liebevollſten Sorgfalt; ſie ſelbſt unterrichtete mich in mancher ſchönen weiblichen Arbeit, lehrte mich das feinſte Garn dem Rocken abzugewinnen, die Nadel flink zu führen, und manche kunſtreiche Gebilde aus Seide zu fertigen. — Die Hirten unſers Dorfs behandeln mich nun fremd, ſie ſagen, ich ſey wegen der vornehmen Erziehung ſtelz geworden; — ich weiß nicht, was das iſt, — ſage mir, lieber Fremdling, — frug ſie lebhaft, indem ſie ſich wieder mit ihrer reizenden Vertraulichkeit zu ihm wandte — ſage mir, findeſt du denn auch, daß ich ſtelz bin?

O nein! — lächelte der Königsſohn, und blickte beruhigend auf ſie nieder.

Nun ſieh, — fuhr Ildeflede fort — warum verſtoßen ſie mich denn aus ihrer Mitte, und thun nicht mehr, als ob ich ihres Gleichen wäre?

Armes Kind! — rief der Ritter mitleidig — das iſt der Neid, der immer unter der großen Menſchenmenge herrſcht und der ſo auch den Frieden der unſchuldigen Hirtenwelt vergiftet hat. — Und ſo allein hat dich deine Wohlthäterin in einer fremden Welt zurückgelaſſen?

Er sagte jetzt das Wort: allein, in einem ganz verschiednen Tone mit verhin; die Freude, die ihm ihre Einsamkeit erregte, wich jetzt einer edlern Empfindung des Mitleids und der Großmuth.

Ach, — erwiederte Ildeflede — die gute Gräfin von Bagneres hat sicher keine Schuld daran! ihr Tod erfolgte schnell, und sie hatte auch hinterlassen, daß ihre Erben eben so für mich fortsorgen sollten; allein die Herren Grafen sind im Kriege, die Damen leben in der Hauptstadt, und so glaubten sie mich auch angemessen versorgt, wenn sie mir nach dem Stande, in welchem ich geboren bin, ein hinreichendes Erbtheil gaben: meine kleine Heerde und die Hütte, in welcher ich — — nun freilich sehr verlassen — wohne, — ohne irgend einen Schutz auf der weiten Welt, — da Alle, die mich liebten, unter der Erde ruhn.

Thränen fielen aus ihren sanften Veilchenaugen, und irrten über die Rosenflur der Wangen. In einer Aufwallung wahrer inniger Zärtlichkeit schloß sie der Jüngling an sein Herz und suchte durch die zärtlichsten Liebkosungen ihre Thränen zu stillen. — O, sage nicht, daß Alle, die dich liebten, unter der Erde ruhn; — rief er begeistert — hier schlägt noch ein Herz stark und lebenswarm für dich! fühle seine treuen feurigen Schläge.

Auch sie erwiederte die schuldlose Umarmung mit dankbarer, zärtlicher Innigkeit. In ihrem Innern war eine Mischung von Furcht, und wieder eine Art freudigen Stolzes, als sie die kleinen zarten Hände um den Nacken des stolzen Kriegers schlang und hin und wieder seinen Waffenschmuck berührte.

Vielleicht liegt in dieſem Gefühl, verbunden mit dem Reiz äußerer männlicher Schönheit und erhebenden Schmucks, zum Theil der Zauber, welcher den Kriegerſtand ſo gefährlich macht für das weibliche Herz.

Ein Bild gab Ildeflede, beinahe anzuſehen, wie man den Liebesgott mit einem gewaltigen Löwen ſcherzend malt. — Ein furchtbares, verwegnes Spiel! —

Ihr Blick fiel auf das mächtige Heldenſchwert Joyeuſe (nach dem ſeines großen Bruders genannt), für ſie war es unſchädlich, — ihr Gewand ſtreifte zutraulich daran, ſie lehnte das anmuthige Haupt mit einem Gefühl ſüßer Sicherheit an ſeine Schulter, und blickte nach dem Dorfe, nach den traulich vereinten Wohnungen hin; dann ſagte ſie in ihrer zauberiſchen Unſchuld: Ich muß doch Gott recht danken, daß du gekommen biſt! Sieh, die andern Mädchen im Dorfe haben alle Brüder oder —

Geliebte — hatte ſie ſagen wollen, doch ſie erröthete bei dem Gedanken und fuhr blos fort: Nun iſt es mir, als hätt' ich auch einen Bruder — einen Beſchützer in dir gefunden. —

Den haſt du gefunden! Bei Gott! — rief Karloman — ſo lange noch Blut in dieſen Adern rollt, gehört der letzte Tropfen dein! — bedauernswürdiges, geliebtes Mädchen!

Glückliche Stunden floſſen noch dahin im ſüßen, vertrauenden Liebesgeſpräch, und wieder zu ſchnell rief die Scheideſtunde den Ungernſcheidenden hinweg. Denn einer unverſiegbaren Quelle gleich ſind die Wechſelreden zwiſchen zwei ſich findenden, liebenden Seelen; kein Anfang und kein

Ende iſt darin, und wie auch die Stunden anwüchſen, der noch ſtärker wachſende Strom der ſehnſuchtsvollen Mittheilungen ſchlingt ſie alle begierig und nie genügend ein. —

Ueber Eines war Karloman ſchwankend geweſen: ob er der niedrig gebornen Geliebten ſeinen fürſtlichen Stand entdecken oder verbergen ſollte? Vielfache Gründe ſchienen ihn für das Letzte zu beſtimmen; dennoch war es ihm peinlich, zu Unwahrheiten ſich zu erniedrigen. Doch dieſer Sorge überhob ihn das anſpruchloſe Vertrauen des Mädchens gänzlich; ſie fragte nicht nach ſeinem Stand und Namen; ihr genügte es, dem angehören zu dürfen, welcher vom erſten Anblick an ihr ganzes Herz an ſich geriſſen hatte. — Und fragſt du denn gar nicht, — ſagte der Ritter — wer der iſt, den du dir zum Beſchützer, zum Bruder erwählt haſt. —

Mir gnügt es, — ſagte ſie mit einem Engelslächeln — mir gnügt es, daß du in der Welt biſt — daß ich dich lieben darf! Wie ich dich nennen ſoll, kannſt du mir wohl ſagen! —

Du demuthsvoller Engel! — rief der Ritter entzückt. — Wohlan! ſo nenne mich Aimar! — denn lieben thu ich dich von Grund der Seele!

Mit jeder Stunde wuchs die Liebe des feurigen Jünglings. Der Aufhalt der kriegeriſchen Unternehmungen, der ihm vorher ſo unerträglich geſchienen hatte, war ihm jetzt, ohne daß er es ſich ſelbſt zu geſtehen wagte, willkommen; ſo ſehr hatte das neue Gefühl auch den ſtärkſten Trieb ſeines eigentlichen Weſens, den Trieb nach Waffenthaten in ihm überwunden.

Er wußte ſich für die nächſten Beſuche bei der Geliebten

eine längere Abweſenheit aus dem Lager vorzubereiten, um nicht ſo übereilt zum Aufbruch genöthigt zu ſeyn und ſie nach ihrer Hütte begleiten zu können. Denn es iſt ein eigner Zug der Liebe, der dazu drängt, den Ort zu ſehen, wo ein geliebtes Weſen lebt und athmet oder nur gelebt hat.

Er fand ſie des nächſten Tages, als er ſie vergebens auf der Anhöhe geſucht hatte, nicht fern von ihrer kleinen friedlichen Wohnung am Rand des Felſenquells, der ſich dort zwiſchen Klippen in die Tiefe ſtürzte. Sie hatte Garn gebleicht, und ſang dazu ein Lied von einer ſo beſonders rührenden Weiſe, daß ſelbſt der ungeduldige Ritter, unwillkührlich davon gefeſſelt, in ſtillem Lauſchen ſtehen blieb.

Weißes Lämmchen, ſo allein
An dem Felsgeſtade?
Kennſt du auch im wüſten Hain
Die verſchlung'nen Pfade?

Da mit ſtolzer Federzier
Läßt ein Aar ſich nieder;
Aus dem weiten Luftrevier
Senkt er ſein Gefieder;

Glaubt ſich ſelbſt im niedern Hain
Heimiſch ganz zu finden;
Spricht: „Ich will dein Führer ſeyn
In den düſtern Gründen!

Weißes Lämmchen, trau auf mich!"
Und ſie traut dem Hohen;
Weh! als kaum der Tag verſtrich,
War er wild entflohen!

Armes Lämmchen, wohl mit Tod
Lohnt dir dein Vertrauen!
Nie mehr wird im Abendroth
Nun der Blick dich ſchauen.

Mit lebhafter Rührung hatte der Jüngling dieſen Geſang gehört, und eine dunkle Ahnung ſchauerte in ihm auf und ſchien den Sinn des Geſanges mit ihm und Ildefleden in Beziehung zu ſetzen. — Armes, ſchwaches Menſchengeſchlecht, das vor ſich ſelbſt wie vor Geiſtern erzittern muß!

Ach, wie oft iſt derjenige, der ſich zum Beſchützer der ſchutzloſen Unſchuld gelobte, ſelbſt zu ihrem gefährlichſten Feinde geworden; der Ritter hielt ſich in ſeiner Ueberzeugung für Ildefledens redlichen Beſchützer — und hätte wohl mit Lanze und Schwert darauf gekämpft, ſo wie für ſie ſelbſt. — Allein die Leidenſchaft gleicht einem ſchwellenden Strome, der alle beſſern Entſchlüſſe gewaltſam in ſeinem ſtürmiſchen Laufe mit ſich dahinreißt.

Einſam und harmlos, ähnlich dem weißen zarten Lamm in ihrem Liede, ſah Karloman die ſanfte Sängerin am Felſenrande. Entzückt begrüßte ſie den theuern Fremdling, als ſie ihn gewahr ward und er ſie feurig in die Arme ſchloß, und unbefangen führte ſie ihn in ihre kleine Wohnung ein, wo alle Gegenſtände den Geiſt ihrer Bewohnerin zeigten. Die Geräthſchaften waren einfach und reinlich; eine ſchöne Cither, noch ein Geſchenk der Gräfin von Bagneres, hing an der Wand, und manche Werkzeuge ihrer kunſtreichen Arbeiten, die Spuren ihrer Geſchicklichkeit zeigten.

Freundlich begrüßte ſie ihn in ihrem kleinen Eigenthum, und flog, ihm Blumen und Früchte ihres Gärtchens zu holen, und friſche ſchäumende Milch in einer irdenen Schaale. Ihr war ſo wohl, ſich um ihn zu bemühen; es kam ihr vor, als ſey er hier Gebieter, ſo wie er es in ihrem Herzen war.

Mit einem leiſen Schauer ſah ſich der Ritter in dieſem kleinen Heiligthum der Unſchuld und des Friedens, ſah die Liebliche ſo rückhaltlos ſich ſeinem Schutze anvertrauen;

— Harmlos kam, daß meine Kraft ſie ſchirme,
Taubenunſchuld kam in meinen Hain,
Und ich ſelbſt warf die Verheerungsſtürme
In ein friedliches Gebiet hinein. —

Indeſſen die Gewalt der holden Gegenwart nahm ſein ganzes Weſen hin; auch er fühlte ſich bald heimiſch hier, und ſelbſt eine Ahnung häuslichen Glücks flog die unruhige Seele an, wenn er nun täglich ſo die reizende Einſamkeit mit ihr theilte, bald auf der blühenden Trift, bald in dem heitern traulichen Gemach.

Ildeflede wußte nichts als Lieben; ihr ganzes Daſeyn war ſelbſtvergeßne, unausſprechliche Liebe für den, in dem ihr erſt das Leben aufgegangen zu ſeyn ſchien; ihn zu beglücken, war ihr einziger Gedanke, ihr einziges Beſtreben. — An eine Zukunft dachten Beide nicht.

Freiwillig hatte Karloman die Augen vor der Kluft verſchloſſen, die ihn von der Argloſsvertrauenden ſchied; doch ein Herz wie das ſeine, ein kühnes, nach Thaten begieriges Herz war nicht dazu geſchaffen, durch ein unthätiges Idyllenleben der Liebe befriedigt zu werden, wenn es auch einige

Tage lang durch das Feuer der erſten, wahrhaft empfundenen Liebe berauſcht werden konnte; unruhig ſchlug es doch wieder nach Schlachtenſturm und dem Ruf der Drometen, ſelbſt da, wo der Geliebten innigſte Hingebung ihn an ihr Herz zu feſſeln ſtrebte. Daß er Ildefledens beſter Freund ſey, darauf hätte er noch jeden Augenblick eine Lanze gebrochen; er hatte ihr Stunden des Glücks und der Wonne geſchenkt, vielleicht der ſeligſten in ihrem ganzen freudenloſen Leben; dies ſagte ihm ſein Gefühl, und hatten tauſend Mal ihm ihre Lippen wiederholt. Wie ungleich aber dieſer Tauſchhandel ſey, wie das liebende Weib vielleicht mit dem Verluſt ihres ganzen Lebensglücks, mit Tod — und mit dem Schrecklichern — mit Schmach jene verrätheriſche Wonne kauft: daran dachte der männliche Leichtſinn nicht. — Willkommen war ſeiner kriegeriſchen Seele nach langer Unthätigkeit die Botſchaft zum ſchnellen Aufbruch des Heers.

Die Mauren hatten treulos alle Verträge gebrochen, und zogen jetzt eilig mit überlegner Heeresmacht dem überraſchten Frankenheer entgegen. Ihnen ſchnell Einhalt zu thun und die furchtloſe Stirn zu zeigen, war heiliger Beruf, war dringende Nothwendigkeit; und Karlomans Feldherrngeiſt mußte jetzt ſeine volle Thatkraft entfalten. Sein ſtilles Lebensglück konnte, durfte in dieſen Augenblicken nicht auf die Waagſchale kommen; die Pflicht ſelbſt erſparte ihm vor ſeinem eignen Richterſtuhl den Vorwurf, ein erſt ſo heiß geſuchtes Glück willkührlich der männlichen Veränderungsſucht zu opfern.

Zwar ſo ganz ohne Lebewohl von ſeiner zärtlichen Geliebten zu ſcheiden, dies ſchien ſeinem natürlichen, weichen

Gefühl doch hart und unerträglich; allein so häufige Geſchäfte und Anordnungen für den morgenden Heerzug hielten ſo lange ſeinen ernſtlichen Verſatz auf, noch einmal zu ihr zu eilen, bis es ſelbſt zu ſpät war, ihr Botſchaft zu ſenden. Er tröſtete ſich leichthin mit dem Gedanken eines möglichen baldigen Wiederſehens. — Die Ehre, die Kriegspflicht betäubten jede andre Stimme in ihm.

Aber die fortan dem Schmerz verfallne Ildeflede hatte dieſen Tag über den grenzenlos Geliebten vergeblich erwartet. Der Tag verſtrich, die Sonne war untergegangen; die Sterne glänzten ſchon in ſchwarzem Blau über dem Felſenthale, und immer noch keine Spur von ihm! — Von innerlicher Angſt getrieben, wagte ſie es endlich und ging in das Dorf zu einer ältern Hirtin, die immer in ihrem Betragen freundlicher als die andern geweſen war; ſie hoffte dort im wechſelnden Geſpräch die ahnungsvolle Unruh ihres Herzens zu beſchwichtigen. Die Arme, ſie, die jetzt ſchon das nie gekannte Peinliche vergeblicher Erwartung ſo ſchmerzlich fühlte, ſie ſollte bald noch andere Qualen kennen lernen. Ach, wenn das menſchliche Herz zuweilen die ganze Maſſe der ihm beſtimmten Leiden vor ſich ſehen ſollte, bei deren erſtem Grad es ſchon erbebt, es würde ihm unmöglich dünken, ſie zu ertragen, und ſchwindelnd würde es davor erliegen.

Sie hörte dort, daß eben Hirten aus der Gegend des Lagers gekommen waren, das einige Stunden von dem Dorfe entfernt lag, und die Nachricht mitgebracht hatten, das Heer werde morgen nach Spanien aufbrechen und in der Entfernung einer Stunde bei dem Dorfe vorüberziehen; wes-

wegen eine Anzahl junger Leute ſich verbunden, an jene Stelle zu gehen und das ſeltne Schauſpiel anzuſehen.

Erbleichend fragte Ildeflede die Hirtin, ob ſie auch mit dahin gehen werde? und als dieſe erwiederte, daß ſie in Begleitung ihres Mannes und ihrer erwachsnen Söhne des nächſten Morgens die Wanderung unternehmen wolle; ſo bat ſie ſchüchtern, mit bebender Stimme um die Erlaubniß, ſie begleiten zu dürfen.

Mit einem bedenklichen, doch mitleidigen Blicke ſah ſie die Hirtin an, die wohl von den Beſuchen des ſchönen Kriegers gehört haben mochte, — doch bewilligte ſie ihre Bitte, und nannte ihr die Stunde, an welcher die Schaar der Wallfahrter aufbrechen wollte.

Nach einer ſchrecklichen Nacht erhob ſich Ildeflede von ihrem ſchlummerloſen Lager, ſelbſt ſo bleich, als der matte Tagesſtrahl, der eben erſt am fernen Oſt aufdämmerte; ſie zitterte vor dieſem Gange, ſie hatte keine Hoffnung dabei, ja keine Ahnung von dem, was ſie dabei wünſchte; nur ein dunkles, doch übermächtiges Gefühl zog ſie nach ſeiner Nähe, der einem Magnetſtein gleich ihr ganzes Weſen an ſich feſſelte.

Schüchtern ſchloß ſie ſich dem Zuge an, in welchem ſie die einzige Schutzloſe war; die wenigen Frauen und Mädchen, die ihn vermehrten, gingen alle unter Geleitſchaft ihrer Männer oder Verlobten und kürzten ſich mit fröhlichen Scherzen den Weg.

Sie waren jetzt auf die Stelle gekommen, an welcher der Heereszug vorübergehen ſollte; noch war Alles ſtill, die Sonne war prächtig aufgegangen und ſchien blendend zwiſchen

der Thalöffnung herein; — und jetzt hörte man Trompetenklänge durch die Felswindungen, welche der Wiederhall vielfach beantwortete; Ildefledens Herz ſchlug hoch, als jetzt zwiſchen den majeſtätiſchen Felſen der glänzende Kriegerzug erſchien, auf ſtolzen Roſſen und mit furchtbaren, in der Morgenſonne glänzenden Rüſtungen. —

Sie hatte ihren Geliebten bisher nur in leichter, einfacher Kriegerkleidung geſehen; auch nur in der Zahl der geringern Krieger ſuchten ihn ihre Blicke, von Lieb' und Angſt geſchärft; ſie ſah ihn nicht — ſchon war das halbe Heer vorüber, und ihn hatte ſie nicht darunter entdeckt; — ſie hätte von den Adlern ihres Gebirgs die Augen borgen mögen, ihn ſchon von fern zu erſpähen, — als jetzt Einer der Anführer von der zweiten Abtheilung des Heeres ihre Blicke gewaltſam auf ſich zog; die Sonne ſchien ihm blendend in das ſchöne Geſicht, — — und ihn erkannte ſie, beſtürzt, geblendet, deſſen Bild ſtets vor ihrer Seele geſchwebt hatte, und der nun doch in ſeiner Hoheit einen überraſchenden Eindruck auf ſie machte. Sie traute ihren Augen kaum; der prächtige, im Morgenwind flatternde Helmbuſch, die königliche Zier an ſeiner ſchönen hellpolirten Rüſtung, das feurige, hochaufbäumende Roß, das ihn ſo ſtolz an ihr vorübertrug; ach, Alles ſchien ihr zu ſagen: Unglückliche, du haſt genug gelebt!

Die Sonne hatte ihn geblendet und keine mitleidige Ahnung ihm geſagt, daß ſein troſtloſes, vernichtetes Mädchen unter dieſem Haufen der Landleute war, an denen er achtlos vorüberzog.

Ohnmächtig war indeß die arme Ildefleda auf den

Rasen zurückgesunken, nicht beachtet von den Uebrigen, die nur im Schauen und in Gesprächen über das Gesehene verloren waren. Erst als der Zug geendet hatte und man sich zu der Heimkehr schickte, bemerkte man die Stilldahingesunkne und gewährte ihr die nöthige Hülfe. Wasser aus einer nahen Quelle hatte ihre Lebensgeister zurückgerufen; man brachte sie nach ihrer Hütte, wo sie von nun an eine furchtbare Verlassenheit umfing; tiefer scheint uns die Nacht, wenn sie vorher von einem Lichtstrahle verklärt gewesen war.

Nie hatte die Unglückliche daran gedacht, daß sie einmal von dem verlassen werden könne, der so mit ihrem innigsten Leben verbunden war; gleich sorglosen Kindern, hatten Beide nur in der Gegenwart gelebt, ohne der drohenden Zukunft zu gedenken, bis sie jetzt in ihrer ganzen furchtbaren Gestalt vor die erschütterte Ildeflede trat.

Noch war sie wie betäubt; sie trug alle die Geschenke, die sie von dem Geliebten ihrer Seele erhalten hatte, als Pfänder seiner Liebe zusammen, gleich als wenn sie sich durch ihren lebendigen Anblick selbst überreden wolle, als sey Alles noch wie vorher, als habe sie nur einen schweren Traum geträumt. Sie hatte sonst, wenn er sie ihr brachte, schöne Kleider oder Schmuck, immer wenig darauf geachtet und ihn dringend gebeten, es zu unterlassen. Wenn er dann sagte: Aber was, meine süße Ildeflede, soll ich dir denn bringen, was dein Herz erfreuen könnte? — Was erfreut Herz und Augen eines Weibes, wenn es nicht zierlicher Kleiderschmuck ist? — sagte er einst.

Da erwiederte sie nach einem kurzen Nachsinnen, indem ihr Blick auf seiner leicht von der Schulter zur Hüfte ge-

ſchlungnen Feldbinde haften blieb, die ſchon durch langen Gebrauch in den ununterbrochenen Feldzügen unſcheinbar geworden war und nur in den Augen der Liebe noch Werth haben konnte: — Wohlan, — ſagte die zärtlich ſchwärmeriſche Ildeflede — ſo gib mir dieſe Schärpe zum Geſchenk! ſie iſt Zeugin deiner Gefahren und deiner Thaten geweſen, und ſie hat auf deiner geliebten Bruſt geruht. —

Freudig riß der Jüngling die Schärpe ab, und reichte ſie der edeln, zartſinnigen Gebieterin, gehorchend ihrem Winke, beſchämt beinah, ihr ein ſo geringes Geſchenk darreichen zu ſollen, dieſe Waffenzier, die er ohnedem bald mit einer andern, beſſern hätte vertauſchen müſſen. Allein doppelt verehren mußte er ſeine Ildeflede in ihrer edlen Uneigennützigkeit und in der ſchwärmeriſchen Zartheit ihrer Liebe. In ſeiner Seele ſtand damals die Ueberzeugung feſt, daß er ein ſolches Herz überſchwenglich belohnen werde; daß Jammer und Verzweiflung der Lohn ſeyn würde, den ſie von ihm erhalten ſollte, das dachte der Unbeſonnene freilich nicht. —

Jetzt breitete die arme, unglückliche Verlaßne ihre traurigen Schätze vor ſich aus. Auf dieſer Schärpe hafteten ihre Blicke zum längſten, und ſie ſchien das lindernde Wunder zu wirken, und wieder Thränen aus den ſtarren Augen zu rufen. Heftig drückte ſie Ildeflede an die Lippen und an die treue ſchmerzzerrißne Bruſt.

Die Todesſchauer aber, die ein ſo edles, erhobnes Gemüth, das unter andern Umſtänden die Trennung wohl mit Heldenmuth ertragen haben würde, — die Todesſchauer, die es jetzt bei dem abſchiedloſen Scheiden des Geliebten durchzuckten, ſie waren ein nur zu richtiges Vorgefühl des greu-

zenlosen Elends, das der Bejammernswerthen harrte. — Jetzt brach jenes Entsetzlichste im Leben eines Weibes, — die Schmach — mit Felsenschwere über sie herein, berechtigt durch ihre letzte Vergangenheit, durch — ihren jetzigen Zustand. — Jetzt triumphirte der Neid, der so gern einen Vorwand in der strengen Sittlichkeit sucht, und ergeß all' sein Gift über die, welche bisher durch höhere Vorzüge über die Gemeinheit hervorgeragt hatte. Tödtende Verachtung lastete auf ihr; alle Blicke wandten sich voll Abscheu von ihr, als sey sie die entsetzlichste Verhöhnerin der Tugend; ein grausenvoller Schatten legte sich über das ganze Leben der Unglücklichen, die zu arm war, um aus der feindseligen Gegend zu ziehen, und zu fromm, als daß sie eigenmächtig hätte wagen sollen, die Bürde eines drückenden Lebens von sich zu werfen. Zuweilen lockte sie wohl der niederwirbelnde Stromfall recht einladend zur Ruh tief unten im Felsenbett, doch sie bebte vor dem Gedanken, der Hand der Allmacht vorzugreifen. Und mußte sie auch mit Schaudern ihrer nächsten Zukunft denken, hülflos und verstoßen von Allen, und winkte ihr auch keine Hoffnung auf der weiten Erde; doch eine blieb ihr noch, zu der ihre hinsinkenden Kräfte sie zu berechtigen schienen, — die Hoffnung, daß ihr Gott bald selbst die Pforte ihres qualvollen Kerkers erschließen werde, — die Rettungspforte durch das Grab.

Eine geraume Zeit darauf kam ein andres Heer der Franken wieder in die benachbarte Gegend zu lagern, um einen kurzen Waffenstillstand dort abzuwarten. Die Schäfer des Thals, die sich durch diese Nachbarn in ihrer ein-

fachen Lebensweiſe nicht ſtören ließen, hatten ſich einſt am Abhang eines Hügels gelagert und ergötzten ſich abwechſelnd am Flötenſpiel und Geſang.

Auch einige Frankenhauptleute hatten ſich aus dem benachbarten Thale herübergefunden, durch die Schönheit des Abends und die fernhinſchwebenden Flötenklänge gelockt. Sie erfreuten ſich an den Tönen und zugleich an dem Anblick der blühenden Mädchen und Frauen, die lauſchend um die Singenden her ſaßen, und oft wohlgefällig ſich ſelbſt von ihren Liebhabern beſingen hörten.

Doch abwärts von den Uebrigen, von hangendem Gebüſch halb überdeckt, ſaß ein Mädchen, das, wie es ſchien, ſich ſchüchtern nicht zu den Verſammelten wagte, und doch den Troſt des Wohllauts in ſich zu ziehen dürſtete.

Sie war bleich, faſt einem armen wiederkehrenden Geiſte nicht ungleich, allein von ſo hinreißend holdſeligen Zügen, daß ſie unwiderſtehlicher in ihrer Traurigkeit erſchien, als alle die blühenden Schönheiten im Kreiſe. Ihre ſchönen dunkelblauen Augen, deren Feuer von Thränen erloſchen war, hoben ſich in rührender Schwermuth zwiſchen den langen, ſchattenden Wimpern emporblickend. Der Ausdruck tiefen Gefühls, ſanft und ſtill getragner Leiden, gab ihr einen herzgewinnenden Reiz.

Doch hatte ſie unter den Franken nur ein ſchon etwas älterer Ritter, der tapfre Ivalthier, bemerkt; die Blicke der Jüngern hingen an den Roſenwangen der näherſitzenden Schönen.

Jetzt ſtimmte Einer der Hirten eine ſeltſam ergreifende Weiſe an und ſang die nachfolgende Romanze.

Laura weilt' im Abendgolde,
Lindor trieb die Heerd' am Fluß:
Zwanzig Lämmer, fleht' er, Holde,
Nimm für einen einz'gen Kuß!

Auf die Lämmchen sah mit Freude
Wohl die kleine Schäferin:
„Ach, wie weiß! und weich wie Seide!
Nun — so nimm den Kuß nur hin!"

Mit den Lämmchen froh zu scherzen,
War nun Laura's höchstes Glück.
Doch es blieb im jungen Herzen
Tief auch Lindor's Bild zurück.

Gleich als ob geheimes Feuer
Ausgeströmt mit seinem Kuß,
Ward sein schönes Bild ihr theuer,
Ward sein Blick ihr Himmelsgruß.

Lindor — als die Veilchen blühten,
War es ihm ein leichtes Spiel,
Zwanzig Lämmer feilzubieten
Für des süßen Kusses Ziel.

Bei der vollen Rosen Prangen
Gab die kleine Schäferin,
Ohne Lämmer zu verlangen,
Willig Herz und Küsse hin.

Aber, ach! zur Zeit der Aehren,
Bei der Ernte frischer Lust,
Schwamm ihr schönes Aug' in Zähren.
Stieg in Schmerz die junge Brust.

Laura, innig treu geblieben,
Gäb' jetzt Hund' und Heerde, froh,
Ach, für einen Kuß des Lieben!
Der ſie flatternd treulos floh. —

Das Mädchen hatte ſich während dem Singen theilnehmend herübergebogen; bei dem Schluſſe des Liedes aber ſtürzte ein Strom von Thränen aus ihren lieblichen Augen und ſie wankte hinweg.

Wer iſt das traurige Mädchen? — frug Ritter Ivalthier eine Hirtin, der er zur Seite ſtand.

Sie gehört nicht zu uns; — erwiederte Jene verächtlich.

Und wohl uns, daß ſie nicht zu uns gehört! — nahm eine andere ältere Hirtin das Wort, welche die Frage gehört hatte, — ſie würde uns wenig Ehre machen!

Und nun begann das Gemälde der Vergehungen der armen Ausgeſchloßnen, wozu mehrere Naheſitzende ihre Stimmen gaben. Man nannte ihm Ildeflede den verwaiſten Sprößling eines unbekannten Stammes, man zeichnete ihren Wandel mit den härteſten Umriſſen, und gleich ſchwärzenden Wolkenſchatten zog ſich die Schande um ihr liebliches Bild. Ivalthier ſah hier, wo Neid über die höhere Bildung, über das Ungewöhnliche an der Fremden die Zungen geſchärft hatte, eine Verläumdungskunſt entwickelt, wie man ſie nur in der großen Welt anzutreffen glaubt.

Er aber, deſſen edles Herz mehr an den Adel glaubte, der ihn aus dem ganzen Weſen der Unglücklichen angeſprochen hatte, ſuchte ſie auf. Ihr Schickſal rührte ſein weiches Gefühl, zugleich regte ſich auch wohl ein geheimer Drang

in seinem ehrliebenden Herzen, das Unglück möglichst zu vergüten, was Einer seiner Waffenbrüder verhängt haben sollte.

Mit schonender Herzlichkeit suchte er das Vertrauen der armen Schutzlosen zu gewinnen; und sein schon reiferes und biedres Ansehen kam ihrer unschuldigen Offenheit entgegen; bald lag das unglückliche Geheimniß vor ihm; allein er sah es nicht mit den Augen ihrer verläumderischen Nachbarinnen, er erkannte in ihr nur das Opfer einer unglücklichen, aber der allerinnigsten, treuesten Liebe; die zarteste Sittsamkeit sprach sich in jedem ihrer Blicke aus und gab einen rührenden Abstand mit der Zärtlichkeit, mit welcher sie noch immer, frei von jedem Gedanken des Zorns oder der Rache, an dem Treulosen hing. — Ach, — sagte sie, wehmüthig vor sich hinblickend, — wie hätte ich denn glauben können, daß er mich verlassen würde? mein ganzes Leben wohnt ja in ihm!

Des biedern Ritters Zorn entflammte gegen den Leichtsinnigen, der diesen unschuldsvollen Frieden zerstört hatte. Sein schönes, feuriges Auge blitzte von edelm Unwillen, und zugleich von Eifer, zu handeln, ihr zu helfen. Allein vergebens fragte er nach dem Namen des Treuvergeßnen; die Argwohnlose hatte nie danach geforscht. Nur später im Drange der Mittheilung zeigte sie dem Ritter die geliebte Schärpe, die sie zum Andenken behalten hatte. Nicht um ihn auf die Spur zu bringen, sondern nur sich seiner freundlichen Theilnahme zu erfreuen.

Verwunderung blickte aus den Augen des Ritters, als er den Blick darauf richtete; zu oft hatte er diese Schärpe

an ſeinem jungen Heerführer geſehen! er erkannte ſelbſt, ſie entfaltend, die königlichen Wappenzeichen darein geſtickt. — Wär's möglich? — rief er aus — ſollte er ſelbſt? — er ſelbſt —?

Sorgfältiger forſchte er nun bei dem Mädchen nach der Geſtalt, nach dem ganzen Anſehn des Verſchwundnen; Alles beſtätigte ſeine Vermuthung. — O, Karloman! — rief der biedre Ritter — edler, tapfrer Jüngling! iſt's möglich, daß der Leichtſinn ſo zum Verbrechen führen kann? — Doch —

Er ſchwieg und blickte nachdenkend eine Zeit lang vor ſich nieder, während die aufgeregte Ildeflede in bebender Erwartung an ſeinen Blicken hing. — Mädchen, — rief er jetzt — ein Troſtesſtrahl geht hier vielleicht für deine dunkle Zukunft auf. — Es iſt unverkennbar! — rief er, indem er das Kleinod noch einmal mit forſchendem Blick muſterte, — hier ſind deutlich die Wappenzeichen des königlichen Jünglings.

Ivalthier erklärte der verwunderten Ildeflede den hohen Stand ihres verlornen Geliebten. Erheben konnte ihn dies weiter nicht; er war ja ohnedem der Allerhöchſte und Vortrefflichſte in ihren Augen. — Und nun, mein Kind, — fuhr ihr menſchenfreundlicher Schützer fort — wiſſe, die Mutter deines Kriegers, die Königin Bertha, iſt die edelſte, großmüthigſte Seele auf der Erde; wirf dich zu ihren Füßen, in ihren mütterlichen Buſen ſchütte das Leid aus, das dir widerfahren iſt! In ihrem Schutz allein kannſt du die Ruhe wiederfinden, die dir der Leichtſinn eines ſonſt wackern, hier zum erſten Mal frevelhaften Jünglings auf einige Zeit

getrübt hat. — Wie gern wollt' ich dich ſelbſt zu ihr geleiten! allein mich hält die ehrne Pflicht des Krieges feſt, jetzt vor dem nahen Bevorſtehen einer Schlacht. Aber hebe deinen Muth zu Gott, der dein ſicherſter Begleiter ſeyn wird! und tritt getroſt den weiten Weg an.

Ildeflede bebte zwar vor einem ſo kühnen Schritte, vor einer ſo weiten Reiſe zurück; und der mindeſte Vorſatz über ihn zu klagen, der ſie durch ſeine Lieb' und ſein Vergeſſen dem Grabe nahe brachte, kam nicht in ihre Seele. Allein hoch ſchlug ihr Herz bei dem Gedanken, die Knie ſeiner Mutter umfangen zu können, auf ſie die vergötternde Zärtlichkeit überzutragen, die ſie vielleicht nie mehr ſo glücklich ſeyn ſollte ihm ſelbſt zu beweiſen.

Und ſo trat ſie gefaßten Muthes die weite, ſchwere Reiſe an, nachdem ſie von ihrem Wohlthäter, dem guten Ritter Ivalthier, einen gerührten, innigdankbaren Abſchied genommen, und ſie dieſer über ſeine Kräfte mit Mitteln dazu ausgeſtattet hatte.

Lang war der Weg, und oft mußte ſie raſten, um die erliegende Natur zu ſtärken; oft ſchien das Ende ihrer Leiden und — ihres Lebens nah; doch immer riß ſie die Sehnſucht wieder empor, die theure Mutter des Geliebten zu ſehen.

Auch that ſich manche zaubervolle Landſchaft vor ihren Blicken auf, ſie zu erquicken. Die herrlichen Ströme Frankreichs entrollten vor ihr die wallenden Silberfluthen, und blumigte Gefilde wechſelten mit erhabnen ſtolzen Wäldern und maleriſchen Bergen ab, zwiſchen denen die Städte und die kühnen Ritterburgen glänzten.

Jetzt war das Ziel ihrer Beschwerden erreicht, und sie sah die stattliche Hofburg vor sich liegen; allein jetzt, bei dem Anblick der steilen, königlichen Zinnen, der vielen hochragenden Thürme, begann ihr Herz vor namenloser Bangigkeit zu schlagen; noch nie war sie, das unerfahrne Landmädchen, aus dem Bezirk ihres heimathlichen Felsenthals gekommen, und sollte jetzt der Pracht eines erhabnen Hofstaates begegnen? Bebend wagte sie endlich die hohen Pforten zu betreten.

Sie faßte allen ihren Muth zusammen und bat um die Huld, der erhabenen Königin Bertha vorgestellt zu werden.

Die Königin hatte zwar heut allein zu seyn gewünscht; doch bei der Meldung, daß eine Unglückliche Gehör bei ihr verlange, öffneten sich die Pforten ihrer innern Gemächer, so wie ihr mildes, erbarmendes Herz.

In ihrem stillen, einfach ausgeschmückten Zimmer saß die erhabne Königin, schweigend in sinnigem Ernst, und sah die holde bleiche Pilgerin hereintreten, deren matte, hinsterbende Glieder, deren fast erlöschende Züge alle die Spuren der tiefen Leiden trugen, die diese anmuthsvolle Blume vor der Zeit zerstört hatten.

Die arme Ildeflede hatte nur eben noch so viel Kraft die Herrin zu erreichen, und, vor ihr niedersinkend, umfaßte sie ihre Knie, indeß ein Thränenstrom aus ihren sanften, flehend zu ihr emporgehobnen Augen brach.

Innig gerührt von diesem Anblick, bemühte sich die milde Königin, die Halbohnmächtige emporzurichten, rufte ihren Frauen, und ließ der Armen alle Pflege reichen, welche

ihr hülfsbedürftiger Zuſtand forderte. Als die Unglückliche ſich hinlänglich erholt und geſtärkt hatte, verlangte die Herrin zu wiſſen, welches die Urſache ihrer Leiden ſey, und welche Hülfe ſie bei ihr zu ſuchen komme.

Bebend zwar, doch einfach und mit aller ihrer rührenden Unſchuld, enthüllte ihr das Mädchen das unglückliche Geheimniß ihres Herzens, und zeigte dann das Kleinod, das ſie als Andenken ihres noch immer geliebten Verführers aufbewahrt hatte. —

Unzweifelhaft erkannte Bertha dies Unterpfand ihres verirrten Sohnes. An ihn, den Helden, den ſiegreichen, glänzenden Königsſohn, ſah ſie jetzt eine niedre, ſtaubgeborne Hirtin Anſpruch machen; ein Abſtand, der noch auffallender wurde durch die armſelige, von der langen Wanderung ganz zerſtörte Kleidung der Unglücklichen.

O, wie hoch ſtand in dieſen Augenblicken die edle Königin über der Selbſtſucht, womit ſo viele Mütter oft ſelbſt eine rechtmäßige Gattin des Glücks nicht würdig genug halten, ihre Söhne zu beſitzen, und womit ſie nur zurückſtoßende Verachtung für eine unglückliche Gefallne haben, und ſelbſt alle Laſt der Schuld auf ihre ſchwachen Schultern zu wälzen ſtreben, um ihre ſtrafbaren Lieblinge davon freizuſprechen.

In Bertha's großer Seele ſchwand jede kleinliche, unedle Rückſicht dieſer Art; nur das Recht galt bei ihr, und unzweifelhaft ſchien ihr dies auf der Seite der armen Leidenden zu ſeyn, aus deren Augen, aus deren ganzem Weſen Unſchuld und Wahrheit in den rührendſten Zügen ſprachen,

und ihren guten, doch von Leidenſchaft hingerißnen Sohn verdammten. —

Schmerzlich mußte wohl dieſe Entdeckung der reinen Tugend dieſer edeln Mutter ſeyn; doch nur das Recht zu üben beſchäftigte jetzt ihre Seele. Sie, welche die Erſte war, die über die Gerechtſame der Liebe, über Kränkungen, Anſprüche und Pflichten eine heilige Rechtspflege eingeführt hatte, ſpäterhin unter dem Namen der Minnehöfe bekannt, wie hätte ſie nicht über einen ihr ſo nahe angehenden Fall alle ihre höhere Kraft aufbieten ſollen.

Faſſe Muth, armes Kind! — ſagte ſie, ſich mild zu der Verlaßnen niederbeugend, — dir ſoll Genugthuung werden! — Und gleich einer ſorgſamen Mutter nahm ſie ſich der Armen an, die Gott auf ihren Knieen dankte, daß er ſie das Ziel ihres heißen Wunſches, den Schutz der angebeteten Mutter hatte erreichen laſſen.

Das ahnete ſie nicht, was Königin Bertha ſchon bei ihrer Ankunft wußte, daß Karloman, nach einer ſiegreichen Schlacht gegen die Mauren und nach geſchloßnem Waffenſtillſtand, in ſeiner väterlichen Burg erwartet wurde. — Karl ſelbſt, ſein großer Bruder, war damals in einer andern Gegend ſeines ausgebreiteten Reichs, und ſeiner königlichen Mutter allein lag die ſüße Pflicht ob, den gefeierten Sohn zu empfangen.

Der Tag erſchien; und jetzt erſt erfuhr Ildeflede etwas von der erfreulichen Begebenheit; allein zugleich gebot ihr die Königin ernſt, heut' ihr Gemach nicht zu verlaſſen; ein Gebot, das wohl ſchnell den Funken einer aufglimmenden Freude in ihrer Bruſt erſticken mußte.

Trometenklänge ſchallten jetzt durch die blühende Ebne; das Wirbeln kriegeriſcher Muſik tönte betäubend ringsumher und freudiger Jubel miſchte ſich darein; — und jetzt durch die weitgeöffneten Thore zog die erwählte Kriegerſchaar, an deren Spitze Karloman in aller männlichedeln Jugendſchöne ſtrahlte.

Hoch ſchlug das Herz der armen Ildeflede, als ſie, nur ſchüchtern durch ihr Fenſter hinab auf den blumengeſchmückten Burgplatz lauſchend, nun den ſchönen Helden erblickte, verſchönt noch durch die Glorie des Siegs, die ihn in lichter Herrlichkeit umgab. Sie glaubte ſich an den Gedanken gewöhnt zu haben, daß er, der hehe Held, für ſie wohl auf immer verloren ſey; dennoch als nun der Anblick des Geliebten ihr die mit ihm verlebte Wonnezeit mahnend zurückrief, und gleichwohl ſeine muthigen, heiter um ſich ſchauenden Augen ihr ein erſchütterndes: Vergeſſen! zuriefen; da ſchnitt dieſer Gedanke aufs neue tödtlich ſchmerzend durch ihre Bruſt. — Und eben trat eine Dienerin der Königin ein, ſie anzukleiden.

Die Königin hatte indeß mit gemiſchten Gefühlen ihren ruhmvollen Sohn ans Herz geſchloſſen und die Feierlichkeiten getheilt, womit das jubelnde Volk ſeinen Einzug verherrlichte. Als aber nun die erſten geräuſchvollen Stunden vorüber waren, und ſie ſich mit dem theuern Heimgekehrten allein ſah, da ließ ſie den ſcharfſichtigen Blick der Mutterliebe durchdringend auf ihm ruhen, und ſprach dann mit tiefer Bewegung: Mein theurer Sohn, nicht genug, daß man dir Blumen ſtreut und deinen Sieg durch laute Feſte zu feiern denkt; ich habe dir eine ſchönere Blume aufbewahrt,

eine ſchönere Feier ſoll dieſen Tag verherrlichen, den ſüßeſten Lohn für ruhmwürdige Thaten bieten. Ich habe dir eine holde, mit jeder Tugend und mit jeder Anmuth geſchmückte Braut erwählt. Sie gleicht der Lilie, die unſchuldig, rein und zart der mütterlichen Flur entſproſſen iſt, — vom Perlenthau der Nacht befeuchtet. — Die Kirche iſt geſchmückt, nur deiner Einwilligung bedarf es, um ungeſäumt die Feierlichkeit zu vollziehen.

Die Augen des jungen lebensmuthigen Kriegers blitzten ganz freudig bei dieſer Rede der Königin. Seine ehemalige Liebesſcheu hatte ſich ſeit der Bekanntſchaft Ildefledens gänzlich verloren; doch ſie ſelbſt — ſo herzlich er ſie auch damals geliebt hatte — war aus ſeinem Herzen verdrängt, durch das Geräuſch der Waffenthaten, vielleicht auch durch den Anblick mancher andern ſtolzer ſtrahlenden Schönheit. Eine ſo ſchöne huldvolle Braut, als ſeine Mutter ſchilderte, ſchien ihm ein ganz angemeßner Lohn für den tapfern, kampfermüdeten Sieger, und er zögerte nicht, der Königin unbedenklich ſeine Einwilligung zu geben.

So komm denn! — ſagte die Königin ernſt, und ſchmerzlich betroffen durch dieſes unläugbare Zeugniß ſeines Leichtſinns; ſie öffnete die Thür in ein anſtoßendes, prachtvolles Zimmer und führte ihn hinein, — und in demſelben Augenblick trat durch die gegenüberſtehende Thür — ſo wie ſie es verordnet hatte — eine feſtlich gekleidete, weißverſchleierte Dame; ihr niederfließendes Gewand war von weißer, glänzender Seide, und bedeutſam mit Perlen durchſtickt. —

Die Königin ergriff die Hand ihres Sohnes, und mit beinah ſich verrathender Bewegung ſagte ſie zu ihm:

Mein Sohn, und fühlst du wirklich in diesem Augenblicke, daß dein Herz frei, der Liebe einer so holden und freien Braut begegnen darf? mahnt dich kein andres Band? und hast du keine Schuld der Leidenschaft durch feste Treue zu vergüten? —

Bei diesen ergreifenden Worten der edeln Königin zuckte der Jüngling in sich zurück, und die Erinnerung an seine arme, verlaßne Geliebte drang überwältigend in sein gutes, ob auch durch den Krieg verwildertes Herz; lebhafter noch gemacht durch die Aehnlichkeit der Gestalt, die er in der Verschleierten mit Jener zu bemerken glaubte.

Mit Freuden sah die Königin sein Innerstes so heilsam erschüttert; sie hob den Schleier des zitternden Mädchens — und selbst erbleichend erkannte Karloman die bleichen, von den Spuren tiefer Leiden bezeichneten Züge seiner geliebten Ildeflede; ihm sagte sein Bewußtseyn, daß nur seine Schuld die Rosen von diesen einst so blühenden Wangen verdrängt habe. Hingerissen stürzte er vor ihr nieder, und drückte sprachlos ihre Hand an seine Brust, an seine Lippen. —

So erkenne ich dich wieder als meinen Sohn, mein theurer Karloman! — sagte die edelste der Mütter, mit der Freude der Engel. — Ja, dies ist die zarte Lilie, die nicht der Thau der Nacht, die der Perlenthau ihrer Thränen schmückt. O, mein Sohn! — fuhr sie, hingerissen von der tiefsten Rührung, fort — bedächtet doch ihr leichtgesinnten Männer stets die Last des grenzenlosen Elends, das jeder Liebende auf den unglücklichen Gegenstand seiner Leidenschaft häuft — sobald er nicht die Ehre der Geliebten

ſchont. — Du haſt wahrhaft geliebt: und kennteſt du von ihrer grenzenloſen Liebe das Opfer ihres ganzen unſchuldigen Lebens annehmen, ſo ſcheue dich auch nicht, ſie laut vor aller Welt als deine Gattin zu erklären. Schuld erniedrigt den Königsſohn, und nur durch edelfreies Vergüten kann er ſich wieder heben.

Entzückt von dieſen Worten, ſchloß Karloman die ſelig überraſchte Braut in ſeine Arme, und bald darauf ward die Trauung vollzogen. —

Daß es ſich ſpäter erwies, wie die Geſchichte ſagt, daß Ildeflede, als der letzte Sprößling eines edeln untergegangenen Geſchlechts, von jener wohlthätigen Dame erzogen worden war, vermindert nicht das Verdienſt der hochherzigen Königin, die, unbekannt mit jener Abkunft, die Hand ihres Sohnes nicht zu hoch gehalten hatte, das Recht einer armen Hirtin herzuſtellen.

III.

Die Weinlese

oder:

Die Entzweiten.

Nur in der Gesellschaft einer theuern Gemahlin und einer liebenswürdigen Tochter hatte der Graf von Freyenau mehrere Jahre auf einem abgelegnen Schlosse seiner weitläufigen Besitzungen verlebt. Durch Neid und Ränkesucht war ihm sein bedeutender Geschäftskreis in der Hauptstadt verleitet worden; und so machten jetzt nur die Wissenschaften und die Erziehung seiner einzigen Tochter, Eugenie, seinen Reichthum aus. Er hatte dies geliebte Kind ganz dem neuern System gemäß erzogen, in dem kindlichste Unbefangenheit und Natürlichkeit die Hauptaufgaben waren, und das angeborne richtige Gefühl des Kindes hatte seinen Erziehungsplan begünstigt. Mit natürlichen vereinigte die funzehnjährige Eugenie alle Talente, die eine höhere Erziehung ihr gegeben hatte, und war dennoch jetzt an der Grenze des jungfräulichen Alters noch völlig Kind, ganz unbekannt mit den Thorheiten und Gefahren der Welt. So sproßt die schlanke, zarte Birke ohne Kunst aus dem freien Boden auf, und beugt dennoch voll Anmuth ihre zärtlichen Zweige und neigt das schöne lockenumwallte Haupt.

Die Zärtlichkeit der beiden Gatten vereinte sich auf diesem Lieblinge, als der Tod das glückliche Bündniß trennte

und die liebende Gattin von der Seite ihres troſtloſen Gemahls und ihrer jammernden Tochter riß.

Der Graf wünſchte nun ſeinen ihm bisher ſo theuern Aufenthalt zu verlaſſen. Denn verſchieden iſt die Gefühlsart der Menſchen; während die Einen mit ſchwärmeriſcher Treue das Andenken des geliebten Verlornen feſtzuhalten pflegen und jede Stelle heilig halten, welche durch irgend eine Erinnerung ehemaligen Glücks bezeichnet iſt, ſuchen die Andern auch jeder mahnenden Erinnerung zu entfliehen.

Der Graf gehörte zu den Letztern; aus jedem zierlichen Geräth ſeiner prachtvollen, nun verwaiſten Zimmer ſchien ihn eine quälendſüße Erinnerung, aus jeder Schattenſtelle des dunkeln Hains in ſeinem Park der Schatten einer verſtorbenen glücklichen Stunde anzuſprechen, und ſo beſchloß er, ſein Gut, das in einer zwar ſchönen, doch ernſten Gegend Weſtphalens lag, wenigſtens für einige Zeit zu verlaſſen, und mit ſeiner Tochter weit nach Weſten in die heitre Champagne zu ziehen, da, wo die leichte Fröhlichkeit der Einwohner beinahe denſelben Charakter trägt, als ihr flüchtiger, aufſprudelnder Wein.

In einer der lachendſten Gegenden an den Ufern der Marne kaufte der Graf ein anmuthiges Schloß, das rings von Weinbergen umgeben lag. Weit an den Ufern des Stroms zogen ſich die lieblichen Rebenhügel hin. Wie bekränzt wallte die freundliche Marne zwiſchen den grünen Höhen, und ſpiegelte das heitre Schloß zurück, das ſich auf der bedeutendſten Anhöhe weit über den zerſtreuten Wohnungen der Landleute erhob.

Weinend hatte Eugenie die Heimath ihrer Kinderjahre

verlaſſen; allein mit dem leichten Sinn der Jugend gewöhnte ſie ſich auch bald an die neue Heimath um ſo mehr, da ſie ihr eine weit freundlichere Ausſicht aus den Fenſtern ihres artigen Zimmers bot; das Einzige, was ihr fehlte, war der Umgang mit Geſpielinnen ihres Alters; denn nicht allein, daß der Landſitz ihres Vaters in ziemlicher Entfernung von andern Gütern lag, ſo lebten auch die Beſitzer dieſer theils in der Hauptſtadt, oder waren alternde, kinderloſe Herren, an denen wohl ihr Vater zuweilen eine geſellige Unterhaltung fand, aber keineswegs ſie.

Nur Roſe, die liebenswürdige Tochter eines benachbarten Weinbauers, zeichnete ſich vor andern Mädchen ihres Standes durch eine gebildete, wohlgeordnete Erziehung aus, die ihr die Wohlhabenheit ihres Vaters vergönnt hatte. Ihr feiner Sinn, ihr lebhafter Geiſt war dem Unterricht zu Hülfe gekommen, und manche Kenntniſſe, manche anziehende Talente hatte ſie ſich mit allem Feuer ihres Weſens zu eigen gemacht, die auch auf einer höhern Stufe ſie ausgezeichnet haben würden.

Eugenie hätte, auch ohne ihre geniale Erziehung, ohne ihre gänzliche Unbekanntſchaft mit dem Unterſchiede der Stände, in der kleinen artigen Franzöſin eine vollkommen würdige Geſpielin gefunden; auch ihr Vater fand ihren Umgang mit dem geiſtvollen und wohlerzognen Landmädchen ſehr angemeſſen.

Der Graf vertraute Eugeniens Erziehung fortwährend nur ſich ſelbſt an. Er fürchtete zu ſehr für ihre unſchuldige Natürlichkeit bei einer fremden Behandlung, die zu oft durch irgend einen unvorſichtigen Verdacht, durch einen

einzigen unzarten Vorwurf, aus ihrem ſeligen Schlummer geweckt werden kann; gleich einer zarten Blume, deren köſtlicher, glänzender Blüthenſtaub mit einem Mal von der Berührung einer unſanften Hand zerſtiebt. Er hoffte ſie an leiſen, unſichtbaren Banden, ihr ſelbſt unmerklich, zu leiten.

Eugenie und die lebhafte Roſe waren nun ſo oft zuſammen, als möglich. Oft half die freundliche Eugenie, vergeſſend aller ihrer höhern Anſprüche, Roſen ihre häuslichen Arbeiten vollenden, um dann von der ein wenig gebieteriſchen Mutter deſto früher Erlaubniß zu erhalten, die theure Geſpielin mit ſich auf das Schloß zu nehmen, oder mit ihr das Thal zu durchſchwärmen und Blumen zu Kränzen zu pflücken.

Außer ihr hatte Eugenie nur noch ein jugendliches Weſen, mit dem ſie ſich zuweilen unterhalten konnte; dies war Collin, der Sohn des Winzers ihres Vaters: er, der vor kurzem erſt aus der Fremde gekommen, wohin er als Gärtner gewandert war, und ſich ausgezeichnete Kenntniſſe erworben hatte. Der Graf nahm ihn in ſeinen Dienſt, und übergab ihm ſeine weitläuftigen Gärten.

So vortheilhaft hatte ſich der junge Menſch ausgebildet, daß ſich ſein herablaſſender Herr nicht allein oft ſelbſt mit ihm unterhielt, ſondern es auch gern ſah, daß Eugenie, die eine ausſchließende Liebe für die Blumen- und Pflanzenkunde hatte, bei ihm Unterricht nahm.

Er wohnte gewöhnlich dieſen Unterrichtsſtunden bei; doch fand er es auch nicht tadelnswerth, wenn ſich Eugenie bei ihrer Blumenpflege zuweilen allein mit ihrem gefälligen Lehrer unterhielt. Eugenie pflegte im Schein der

Morgenſonne auf der oberſten Terraſſe zu luſtwandeln, da, wo die weiß und röthlich blühenden Spaliere ſich an den weißen Mauern des Schloſſes emporrichteten; mit ihrem Strickzeug in den niedlichen Händchen wandelte ſie ruhigen Schrittes hin und wieder, und blickte zuweilen in die lachende Gegend hinaus; wenn dann der ſchlanke Collin die Stufen von der niederſten Terraſſe heraufſtieg, nach den oberen Gewächſen zu ſehen, da glänzte ihm die lieblichſte der Blumen recht anmuthsvoll entgegen; Eugenie flog freudig auf ihn zu, zeigte ihm die Blumen, die ſich die vorige Nacht erſchloſſen hatten, und fragte hier und da um ſeinen Rath.

Von Beiden unbemerkt, war dann oft der menſchenfreundliche Graf vom Fenſter herab Zeuge der antheilvollen Unterhaltung. Er freute ſich, daß Eugenie ſo unbefangen herzlich mit dem würdigen Diener ſprach, und wieder, daß Collin nicht einen Augenblick die ſtrengſte Ehrerbietung aus den Augen ſetzte, daß er aus einem angebornen richtigen Gefühl, indem er ſich durch Bildung über ſeinen Stand erhoben hatte, die Schranken dieſes Standes doch nie im mindeſten übertrat.

Die erſte Zeit nach Collins Ankunft hatte Eugenie ihn indeß nur ſelten geſprochen, da ſie ihre freien Stunden immer noch lieber für die frühere, ſchwärmeriſch geliebte Freundin, für Roſen aufſparte; allein er ward ihr werther, als ſie bemerkte, daß die ſo treu von ihr Geliebte mit der Zeit kälter ward, ja ſich am Ende ganz von ihr zurückzuziehen ſchien.

Mit inniger Trauer hatte das ſanfte Herz der jungen Deutſchen dies launenhafte Zurückziehen ihrer fränkiſchen Freundin bemerkt; auf alle Weiſe war ſie ihr liebevoll entgegengekommen, und hatte offen die Urſache dieſer Veränderung zu erforſchen geſucht; doch ein geſpanntes, oft beinah ſpottendes Betragen ſcheuchte ſie dann immer gekränkt in ſich zurück, und unter heißen Thränen ſpähte ſie, zurückgekommen auf ihr einſames Zimmer, der unbegreiflichen Verwandlung nach. — Nur einſam wagte ſie darüber zu weinen, denn zu ſehr ehrte ſie die Unverletzbarkeit der Freundſchaftsrechte, um ſich gegen irgend Jemand Klagen über die Treuloſe, noch immer Geliebte zu erlauben.

Keine Theilnahme fand ſie mehr bei der entfremdeten Roſe für ihre kleinen unſchuldigen Freuden; wollte ſie ihr eine Stelle aus einem geleſenen Buch mittheilen, die ihr weiches, zur Schwärmerei geneigtes Gefühl anſprach, ſo fand Roſe etwas ihr Fremdes darin; zeigte ſie ihr einen neuen Putz, den ihr gütiger Vater ihr hatte bringen laſſen, ſo gab Roſe nicht das mindeſte Beifallszeichen. Ja, Eugenie hätte faſt einen Zug des reizenden Geſichts misgünſtig nennen können, wenn ihr argloſes Herz eines ſolchen Gedankens fähig geweſen wäre. Ehemals hatte Roſe mit lebendiger mädchenhafter Freude das neue Putzſtück gemuſtert, es wohl ſelbſt anverſucht, und was irgend zu theilen geweſen war, hatte die gutmüthige Eugenie ſchweſterlich mit ihr getheilt. Jetzt wies ſie jedes kleine Geſchenk der höher gebornen Freundin zurück, und eine innige Freude, die ſich Eugenie darunter gedacht hatte, ihre beiden Freunde, Roſe und Collin, miteinander bekannt zu machen, ward ebenfalls

durch Rosens Eigensinn vereitelt, die geringschätzig auf den armen Gärtner herabzublicken schien.

Die junge Gräfin dagegen erkannte nur immer mehr seinen Werth; ihrem gekränkten, vereinsamten Herzen that es wohl, wenn sie mit ihm manche kleine kindliche Wichtigkeit besprechen konnte: den Plan zu einer freudigen Ueberraschung für den geliebten Vater, oder dem etwas Aehnliches; oder wenn sie wieder eine Stelle aus einem ihrer Lieblingsbücher hinriß, so las sie in der freudigen Begeisterung selbe nicht selten dem dankbaren Collin vor, und die sprechende Aufmerksamkeit, die sich in seinen Augen, in allen seinen gefälligen Zügen malte, war ihr dann ein doppelter Genuß.

Ihr denkender Vater aber glaubte jetzt ein vorzüglich sorgsames Auge auf die sich jungfräulich Entfaltende richten zu müssen, und begann beinahe sich sein allzugroßes Vertrauen in ihre Kindlichkeit zum Vorwurf zu machen. Mit aller Schonung für den wackern Collin suchte er jene wachsende Annäherung zu mindern, und eine Probe sollte ihm einen klaren Blick in das verstellungslose Herz seiner Eugenie thun lassen.

In der That, — fing er an, als er eines Tages mit ihr allein in seinem Zimmer war, — man findet selten bei einem Menschen so viel Verstand und so viel Herzensgüte vereinigt, als bei Collin!

Nicht wahr, mein Vater? — rief Eugenie lebhaft — er ist so gut, so unbeschreiblich gut!

Er dient mir mit bewundernswerther Treue: was meinst du, Eugenie? ich sollte wohl darauf denken, ihn zu belohnen.

Ja! — rief Eugenie freudig, und ihre Wangen rötheten ſich höher — o, thu das, liebſter, beſter Vater!

So? — ſagte der Graf etwas beklemmen; dieſe ſo unverkennbare lebhafte Freude hätte ihn beinahe ſtecken gemacht in ſeiner Rede, die er nun zu vollenden fürchtete. — Und was meinſt du wohl, — fuhr er bebend fort — Eugenie, womit ich ihn belohnen könnte?

Ja, das weiß ich nicht; — ſagte Eugenie.

Wie wär es, — fuhr der Graf, etwas freier Athem ſchöpfend, fort, indeß der Blick des Beobachters zwar zart, unmerklich, doch treffend jede Bewegung auf Eugeniens Geſicht auffaßte, — wie wär es, wenn ich ſeine geheimen Wünſche zu erfüllen ſuchte? Wie ich gehört habe, ſo liebt er. Erinnerſt du dich noch der artigen Louiſon, der Tochter des Winzers des Grafen von Bellport, die an der vorigen Weinleſe mit hier war? ſie iſt eine Verwandte Collins. Zu dieſer ſoll er oft nach dem drei Stunden entlegenen Dorfe gehen, und ſie iſt auch gewiß eines der liebenswürdigſten Mädchen der Gegend. —

Eines der ſchönſten zugleich! — fiel Eugenie lebhaft ein.

Da aber Beide arm ſind, — beſchloß der Graf — ſo können ſie an keine Heirath denken; wie wär es, wenn ich Louiſon eine reichliche Ausſtattung gäbe, und ſie zuſammen verbände? —

Wie? — rief Eugenie und warf ſich ihrem Vater um den Hals — das wollteſt du? — O, mein beſter, gütigſter Vater! o, das thu ja! — Ja, nun fällt es mir ein; ich habe wohl bemerkt, daß der arme Collin immer

traurig iſt, ohne zu wiſſen, wie ich ihm helfen ſoll. — Nun wirſt du ſein Wohlthäter! — Und weißt du was? ich will der holden Louiſon meinen Spitzenputz ſchenken, damit ſie ſich an ihrem Ehrentage recht artig ſchmücken kann! und überhaupt will ich ſchon für ſie ſorgen!

So ſprach ſie in der Freude ihres Herzens fort, indeß ihr Vater ſich die Augen trocknete und mit einem dankbaren Blick zum Himmel das unſchuldige, engelgute Kind an ſeine Bruſt drückte.

Und dieſes edle, liebevolle Herz, das ſo warm den Kummer von andern Weſen abzuhalten ſuchte, konnte doch ſelbſt den Schmerzen hoffnungsloſer Liebe nicht entgehen.

Die beiden Freundinnen waren indeß zur ſchönſten Blüthe herangereift, mitten in dem Unwetter ihrer Entfremdung; die Anmuth des ſanften deutſchen Mädchens ward noch durch ihren edeln Anſtand vermehrt; ihre herrlichen blonden Locken wogten in maleriſcher Fülle um den ſchlanken Nacken; aus ihren ſchmachtenden himmelblauen Augen ſprach ein ſüßes Leben, und Unſchuld und Güte hatten auf alle ihre Züge, auf jede ihrer Bewegungen ihr heiliges Siegel gedrückt; doch die blendendzarte Weiße ihres Geſichts war nur von einem blaſſen Roſenroth angehaucht; und ſo glich ſie mehr einer ſanften Lilie, die in dem Wiederſchein des Morgenroths ſelbſt zarterröthend blüht.

Roſe dagegen glich der reizenden Blume, von welcher ſie den Namen trug; ihr etwas bräunliches Colorit ward durch den friſchen Purpur ihrer Wangen, durch das Feuer der ſchwarzen funkelnden Augen gehoben; das nächtlichſinſtre Haar wand ſich in glänzenden Flechten um das niedliche

Köpfchen, und die anmuthige Schnelle ihrer Bewegungen, ja ſelbſt die Kleinheit ihrer ebenmäßigen Geſtalt machten ſie nur noch reizender.

So waren Beide, als ein Verfall ſich ereignete, der die Getrennten nur noch mehr entfernte, und in Eugenie den Stachel eines noch nie geahndeten Schmerzes ſenkte.

Zwiſchen zwei etwas höheren Bergen zog ſich dem Schloſſe gegenüber eine romantiſche Waldung hinein, an deren Anblick ſich oft Eugenie von ihrem Fenſter aus ergötzte; ſie fand Aehnlichkeit darin mit einer Gegend ihres Vaterlandes. Wenn die Luft in dem vollen Laube wühlte, oder die majeſtätiſchen Wipfel ſich langſam neigten, da war es ihr, als ob ſie leiſer Geiſterhauch belebe und ihr über den Fluß herüber freundliche Grüße ſende. —

Auch heute war ſie lang in dieſen Lieblingsanblick verſunken geblieben. Das Abendroth hatte ſchon längſt die Wipfel verlaſſen, die es noch ſtets im Scheiden röthete, und tiefe nächtliche Dämmerung ſank ſchon verſchleiernd auf die ſtille Gegend; — da ſchwebten auf einmal die Töne eines Waldhorns aus der Bergwaldung mit wunderbarem Sehnſuchtsruf zu der überraſchten Eugenie herüber. Es war eine Melodie ihres Vaterlandes, die auf dieſen Abend ihre völlige Anwendung fand:

Es tönen die Hörner von ferne herüber,
Die Lüfte des Abends umwehen mich mild;
Der Himmel umſchleiert ſich trüber und trüber,
So decket nun Dämmrung das ganze Gefild.

Sie hatte nie die Heimath vergeſſen können, und fühlte zuweilen ein banges, wehmüthiges Verlangen danach, ſo wie

dies in dieſer Stunde der Fall war. Ihre Stimmung glich faſt in dieſen Augenblicken der jenes oſſianiſchen Fräuleins, der Heldentochter Cathmars, die ihrem tapfern Vater aus Zärtlichkeit in ein entferntes Land gefolgt iſt, wo ſie ſingt:

Ach, er iſt hin, der Traum von Iniſhuna,
Ganz von der Seele weggetilgt! Ich höre
Nicht mehr das Waidwerk meines Vaterlandes! —

Die langen, ſchmelzend hinfließenden Hörnertöne erweckten Eugeniens ſehnſüchtige Erinnerungen noch mehr, allein ſie milderten ſie auch und löſten ſie wohlthuend auf; ſanfte Thränen träufelten gleich mildem Thau von den holden Augen, und in ihrer bewegten Seele klang es wie

Süßes, ſüßes Sehnſuchtsrufen,
Durch den Wald vom Thale her!
Klimm hinan des Felſen Stufen
Und vertrau dem wilden Meer!

Erſt als die Töne längſt verklungen waren, auf Fittigen der Abendluft entführt, verließ ſie phantaſienvoll ihr Fenſter. Sie erzählte ihrem Vater, der ſpäter von einem Beſuche aus der Nachbarſchaft heimkehrte, von den reizenden Melodieen. Auch er konnte ſich nicht erklären, woher die hier ſonſt nie vernommenen Töne kommen mußten.

Noch einige Mal an ſchönen Abenden, oft ſelbſt tief in die ſtille Nacht hinein, die jetzt der Mond zu erhellen begann, erquickte ſie der herrliche Genuß; zuweilen faſt ergriff ſie ein Verlangen, wie die Heldin in jenem ſchönen Mährchen: Otile, über die ſchweigende Aue hinüberzufliegen bis in den monddurchſtrahlten Wald, und den ſelbſt zu erblicken, der dieſe zauberiſchen Harmonieen hervorrief und den

ſich ihre lebhafte Einbildungskraft mit dem Reiz eines überirdiſchen Weſens ausſchmückte.

Sie wünſchte lebhaft, doch ſie hoffte nicht, ihn jemals ſelbſt zu ſehen; indeſſen wie ſich unſre Wünſche da gewöhnlich am eheſten erfüllen, wenn ſich die ſchmeichleriſche Hoffnung einmal nachläſſig von uns abgewandt hat, ſo war es auch hier der Fall.

Sie hatte einſt gegen Abend nicht fern vom Schloſſe auch auf die lieblichen Klänge gelauſcht; ſie verſtummten, und nicht lange darauf trat ein ſchlanker Jüngling aus der Waldung und eilte mit flüchtigen Schritten über die Wieſe. Er war von etwas mehr als gewöhnlicher Größe, und ihr Herz ſagte ihr ſogleich, daß es jener zauberiſche Tonkünſtler ſey, der ihr bisher ſo manchen herrlichen Abend geſchaffen hatte. Ein ſchöner Jagdhund ſprang um ihn her, und ſie ſah ihn, abwärts dem Fluſſe, zwiſchen den Erlen verſchwinden, die eine Fiſcherhütte umgaben.

Eugenie hatte bei ſeinem flüchtigen Vorübereilen ſein Geſicht nicht erkannt; allein trotz ihrer Unerfahrenheit war ſie doch Mädchen genug, um zu bemerken, daß ihm ihr Anblick aufgefallen war, daß er ſich mehrmals nach ihr umgeblickt und die Eil ſeiner Schritte immer mehr gehemmt hatte.

Sie wagte nicht, ſich den ſüßverworrenen Gefühlen zu überlaſſen, die dieſe Bemerkung in ihr erregt hatte. Ihr Vater ſchien nicht darauf zu achten, als ſie ihm nach ihrer offnen Weiſe von dem Anblick des Fremden erzählte.

Ihr natürliches Zartgefühl hieß ſie nun die Gegend vermeiden, wo ihr das nur zu anziehende Ereigniß begegnet

war; allein als ſie einige Tage darauf ihre gewöhnliche kleine Wanderung nach der entgegengeſetzten Seite gerichtet hatte, und jetzt in langſam ſinnigem Wandeln um die Ecke eines Vorſprungs lenkte, da ſtand ſie auf einmal betroffen ganz dicht neben dem intereſſanten Fremden. — Er ſaß auf einem vorragenden Steine und beugte ſich liebkoſend zu ſeinem Hunde herab, der ſich ſchmeichelnd um ſeine Füße wand, und die ſchwarzen, treuen Augen verſtändig zu ihm emporrichtete.

Er hatte Eugeniens leiſen Tritt nicht bemerkt, und ſie, die vor Ueberraſchung ſtehen geblieben war, konnte nun, ihm unbemerkt, ſein ſchönes Geſicht nahe betrachten; ein angenehmes Lächeln umſpielte ſeinen Mund, als er ſeinem Jagdgefährten halblaut einige Schmeichelnamen zurief, und der Zug von Güte, der ſich dabei über ſeine Züge verbreitete, erhöhte den Reiz ſeines Anſehens unendlich. — O, wenn die Männer wüßten, wie Milde, Güte von irgend einer Art ſie in den Augen der Frauen verſchönt, ſie würden dieſen höchſten und edelſten Reiz immer in der Wahrheit zu erringen ſuchen.

Doch jetzt ſah ſich der Fremde um, durch den Hund aufmerkſam gemacht, und wie er Eugenien ſo dicht neben ſich erblickte, da ſprang er auf, und die großen, ſchönen Augen mit einem langen Blicke auf ſie richtend, verbeugte er ſich anſtandsvoll gegen ſie, die glühend erröthete und, ihm mit einer leichten Verneigung dankend, ſich ſchnell entfernte.

Ihr kam es vor, als habe ſich von ihren Wangen auch ein dunkler Wiederſchein auf ſein männliches Geſicht ergoſſen;

doch ſollten ihr bald alle ſo wohlthuende Gedanken als Einbildungen klar werden.

Auch dies Begegnen verhehlte ſie ihrem Vater nicht, ob es ihr gleich diesmal ſchwerer ward, die Lippen darüber zu öffnen.

Jetzt will ich dir ſagen, — rief der Graf — wer es ſeyn wird: Ohne Zweifel der Graf von Reichenberg, ein Landsmann von uns. —

Ein Landsmann von uns? — wiederholte Eugenie erfreut. —

Er hat ſich auf ſeinen Reiſen einige Zeit bei Herrn von Orcimont verweilt, deſſen genauer Freund er iſt. Dort hab' ich ihn letzthin ſollen kennen lernen, aber ſeine Bekanntſchaft ausgeſchlagen. —

Ausgeſchlagen? — rief Eugenie erſchrocken aus. — O, lieber Vater, da er ein Landsmann iſt, ſo — —

Du kannſt vielleicht Recht haben, mein Kind, — ſagte der Graf nachdenklich — aber, liebe Eugenie, — du biſt nun in den Jahren, um die Freundin deines Vaters ſeyn zu können — wirſt du ihn tadeln, wenn er nicht ſtark genug iſt, den Stachel bittrer Erinnerungen zu ertragen, welche mit dieſem Namen erſchütternd auf mich eindringen? Wiſſe, daß dieſer junge Deutſche nach aller Wahrſcheinlichkeit ein naher Verwandter desjenigen iſt, der mich aus der Gunſt meines Fürſten und dadurch aus meinem edeln, einflußvollen Wirkungskreiſe verdrängte. Seine Hierherkunft weckt alle die mühſam bekämpften Schmerzen der Vergangenheit auf; wenn du mich alſo ſchonen willſt, gute Eugenie, ſo thu ſeiner nie mehr gegen mich Erwähnung!

Thränen rannen bei dieſer Rede über Eugeniens zarte, erbleichende Wangen; der ſonſt ſo hellblickende Vater hielt ſie jetzt in ſeiner leidenſchaftlichen Bewegung einzig für Thränen des kindlichen Mitgefühls; wohl hatte dieſes ſeinen Antheil daran, doch galten ſie auch größtentheils dem Entſagen ihres erſten ſeligen Jugendtraums. —

Der Graf ſchloß ſie gerührt in ſeine Arme, nannte ſie ſeine Freundin, ſeine einzige, tröſtende Freude auf der Welt; wie hätte ſie nicht vor ſich ſelbſt den Schwur ablegen ſollen, das Vertrauen des zärtlichſten und edelſten Vaters zu rechtfertigen.

Aber leer kam ihr nun ihr Leben vor, ſo liebevoll ſie ſich beſtrebte, die Stunden ihres guten Vaters zu erheitern. Wie ſehr hätte ſie jetzt einer vertrauten Freundin bedurft; aber Roſe hatte ſich von ihr nun völlig abgewendet. Der arme Collin war in der ganzen Zeit, wo Eugenie in ihrer lieblichen Verzauberung durch die Waldhorntöne gelebt hatte, traurig umhergegangen, und ein verſchwiegner Kummer ſchien ihn zu drücken. —

Der Vater hatte ihr geſagt, daß er ſich in ſeiner Vermuthung wegen Louiſon getäuſcht habe, und daß er nun auf andre Weiſe darauf denken wolle, Collin zu belohnen. Zu ihm, zu dem Trauernden, zog jetzt die traurige Eugenie ihre Neigung vor Allen. Aber der neue, nie geahnete Schmerz nahte jetzt, der ſie noch ſchmerzlicher von Roſen trennen ſollte. —

Bald brachten die Dienſtleute die Nachricht in das Schloß, daß ſich der fremde deutſche Graf bei Roſens Vater eingemiethet habe. Eugenien war dieſe künftige

ſo nahe Nachbarſchaft beinahe nicht minder empfindlich, als ihrem Vater; ſchon dadurch allein, daß ſie ſich nun in ihrem beinahe einzigen Vergnügen, ihrem freien Umherſtreifen in dem Thale des Schloſſes beſchränkt ſah; denn überall begegnete ihr der, den ſie fliehen ſollte, grüßte ſie ehrerbietig bedeutend, ach, er erſchwerte nur ihren Kampf! Im Hauſe ihres Vaters ſah ſie ihn nicht, da wahrſcheinlich die Weigerung des Grafen, ſeine Bekanntſchaft zu machen, ſeinen Stolz aufgeregt hatte.

Jetzt aber füllte ſich die ganze umliegende Gegend mit der bewundernswerthen Neuigkeit, daß der vornehme fremde Herr, aus Liebe für das ſchöne Winzermädchen Roſe, zu ihrem Vater gezogen ſey, und nun aus übergroßer Leidenſchaft ſogar beſchloſſen habe, ſie zu heirathen und mit ſich auf ſeine prächtigen Güter nach Deutſchland zu nehmen.

Roſens Mutter, Madelaine, die in einem bedeutenden Grade ſtolz und eitel war, hatte ſich immer geſchmeichelt, daß die Schönheit ihrer Tochter noch ein glänzendes Loos finden würde; ſie fühlte ſich bei dieſen lachenden Ausſichten wie neugeboren, und ging ſeitdem mit weit gehobnerm Haupt einher. Die arme Eugenie, ſie, die ſchon nach ihrer genialen Erziehung nicht eine Ahnung von Stolz, ſelbſt nicht von Unterſchied der Stände hatte, verdiente es gewiß nicht, daß, als ſie einſt zufällig bei einer Nachbarin mit der übermüthigen Madelaine zuſammentraf, ihr dieſe auf eine ſo verletzende Art ihre jetzigen glänzenden Ausſichten mittheilte.

Die anſpruchloſe Eugenie fand gar nichts Sonderbares darin, daß ihre reizende Freundin auch die Hand eines

ſo vernehmen Jünglings gewinnen könne; nur daß es eben dieſer, daß es der Abgott ihrer ſtillen Träume war, und daß er ihr von der entfremdeten Freundin entriſſen wurde, das ſchmerzte ſie; vor Allem aber zerriß dieſer Anſchein des Triumphes der Glücklichern ihr Herz. Denn nichts kann ein edles Gemüth tiefer ſchmerzen, als wenn ihm der Beglücktere fühlen läßt, daß er ihm Eiferſucht oder gar Neid zutraut.

So war der letzte Theil des Sommers hingegangen; die Weinberge prangten nun im vollſten laubigen Schmucke, und die purpurnen Trauben lauſchten ſchwellend zwiſchen den dunkelgrünen Blättern hervor. Das Feſt der Winzer, die fröhliche Weinleſe nahte heran, für Alle ſeit dem Frühjahr das Ziel der Hoffnungen, die Zeit der jauchzenden Freude, nur für die traurige Eugenie nicht, die ſich bei dieſem allgemeinen Jubel nur noch beklommner fühlte.

Ein Umſtand kam dazu, das Peinliche ihres Zuſtands noch zu erhöhen. Der weitläuftige Berg, der Roſens Vater gehörte, ſtieß unmittelbar an den des ihrigen, und in beiden war die Weinleſe auf denſelben Tag angeſetzt. Sie konnte nicht vermeiden, dem Wunſche ihres Vaters nach, vom Anfang bis zu Ende dieſer fröhlichen Arbeit beizuwohnen, das Geſchäft leiten zu helfen, und die Ergötzlichkeiten der Fleißigen durch ihre Gegenwart noch zu erhöhen. So mußte ſie denn ſo quälend nah derjenigen ſeyn, die ihr geiſtig ſo fern geworden war. — Und mit welchem Gefühl erblickte ſie einmal von einer verragenden Erhöhung ihres Bergs den theuern Fremdling unter den Winzern des nachbarlichen.

Sie wandte den Blick hinweg, es ſchien ihr unwürdig und — auch zu ſchmerzlich, die Zärtlichkeiten mitanzuſehen, die er der glücklichen Roſe beweiſen würde. Aber die Thränen konnte ſie nicht zurückhalten, und um ſie mindeſtens ungeſehen zu weinen, ſchlich ſie ſich abwärts von dem muntern Schwarme zu einer einſamen Gegend des Berges, die ſie aber unbemerkt dem nachbarlichen Grenzzaun näherte. Sie hörte Tritte hinter ſich, und wandte ſich betroffen um. — Es war Collin, der mit eiligen Schritten den Berg hinanſtieg; er näherte ſich ihr mit einer Heftigkeit, die ſie ſonſt nie an ihm bemerkt hatte. Auch aus ſeinen Augen ſah ſie Thränen brechen, ſo wie er ſich ihr nahte, und ehe ſie es verhindern konnte, warf er ſich ihr zu Füßen, und rief mit dem Ton des erſchütterndſten Schmerzes: Fräulein! vergebens hab' ich dieſe ganze Zeit über geſucht Sie allein zu ſprechen! — Von dieſem Augenblicke hängt alle meine Hoffnung ab! —

Erſchrocken blickte Eugenie auf den Knieenden, und wußte nicht ſogleich, ob ſie bleiben oder dem ſo heftig Bewegten ausweichen ſollte. Collin war ihr immer ſo werth geweſen, und bei ihm war die feurige Heftigkeit ſeines Volks durch einen einnehmenden Zug von Sanftmuth und Beſcheidenheit verdeckt worden, doch jetzt funkelte ſie aus dem Feuer ſeiner Augen leidenſchaftlich hervor, ohne daß ſeine ſtrömenden Thränen ſie löſchen konnten. — Fräulein, — rief er wieder — wenn ſich Ihr Herz mir verſchließt, ſo bin ich verloren!

Um Gottes willen, Collin, — rief die ſich ermun-

nende Eugenie — was iſt das für ein wunderliches Betragen? — Ich bitte dich, ſteh augenblicklich auf!

Alſo Sie wollen mich anhören, beſtes Fräulein? — ſagte Collin, indem er ſich, ihr gehorchend, erhob. —

Wenn es in meinen oder meines Vaters Kräften ſteht, dir zu helfen, ſo, weißt du wohl — ſagte ſie verwirrt —

O, Sie ſind ein Engel des Himmels an Güte! — rief Collin feurig — darum werden Sie auch das Geheimniß der verzweifelnden Liebe nicht von ſich ſtoßen! —

So beſcheiden auch Eugenie war, ſo konnte ſie doch dieſe ſo klar ausgeſprochene Erklärung beinahe unmöglich zweifelhaft deuten, und ſie ſchauderte bei dem Gedanken, in dem Herzen eines guten jungen Menſchen eine ſo unglückliche Leidenſchaft erweckt zu haben, welche ſie nie erwiedern konnte. Sie war zu gutmüthig, um durch ein kaltes, ſelbſtſüchtiges Zurückziehen nur für ſich zu ſorgen; ſo ſtand ſie einige Augenblicke ſprachlos vor dem, der ebenfalls nach Worten rang.

Endlich rief Collin: Bis vor wenigen Stunden wagt' ich immer noch mir mit einer thörichten Hoffnung zu ſchmeicheln, — doch der Blick dort hinüber — (er zeigte nach des Nachbars Berg) — hat mir Gewißheit über alle meine ſchrecklichen Vermuthungen gegeben!

Wie hat er mir ins Herz ſehen können? — dachte Eugenie. — Und wie darf er ſo kühn ſprechen? — ſetzte ihr weibliches Zartgefühl hinzu.

O, wäre doch der verzweifelte deutſche Graf in ſeinen Wäldern geblieben! — fuhr Collin fort.

Collin? — rief die verletzte Eugenie mit Stolz — du gehst zu weit.

Und sie wandte sich, ihn zu verlassen.

O, liebstes, bestes Fräulein! — flehte Collin — Verzeihung! Sie sind eine Landsmännin von ihm, sind auch eine Deutsche; ich wollte nichts gegen Ihr Volk sagen. — Aber sah ich es nicht vorhin mit meinen eignen Augen, wie er den Arm um sie schlang! Höll' und Himmel! — Tod und Teufel!!

Um wen? — fragte Eugenie, die wieder frei Athem schöpfte.

Um — erwiederte Collin — ach, ich glaubte, Sie wüßten es schon, bestes Fräulein, daß ich — die undankbare, treulose — ach, und doch unvergeßliche Rose liebe!

Jetzt war es, als ob eine Centnerschwere von Eugeniens Busen sänke; ein wohlwollendes Lächeln streifte über ihr holdes leidendes Gesicht, und sie legte die Hand freundlich auf Collins Schulter. — Du liebst Rosen, mein guter Collin? — sagte sie — o, das freut mich; aber sage mir, Ihr kanntet Euch ja gar nicht?

Ach wohl, liebes Fräulein, wir hatten uns von frühster Jugend an geliebt, und ehe ich in die Fremde ging, versprachen wir uns ewige Treue. Allein wir mußten das tiefste Geheimniß dabei beobachten, weil Rosens Eltern, vorzüglich ihre Mutter, sehr stolz und eitel sind, und ich als ein armer Gärtner ihnen viel zu gering zum Eidam bin; wir hatten blos unsre Hoffnung auf die Ankunft eines alten reichen Verwandten gesetzt, der mein Pathe ist. Bei meiner Rückkehr aus der Fremde war Rose eben, wenn

Sie ſich erinnern, auf einige Wochen verreiſt. Ihre Abweſenheit ward mir durch die Leutſeligkeit erleichtert, womit Sie und Ihr edler Herr Vater ſich mit mir unterhielten. Aber als Roſe zurückkam, als ich nun, ganz Liebe und Entzücken, flog, ſie an dem Ort unſrer Zuſammenkünfte zu begrüßen, Himmel, wie fand ich ſie verändert! Kalt, unmuthig wandte ſie ſich von mir, ohne mir doch nur irgend einen Grund davon anzugeben; ich dachte anfangs, es ſey ihr kleines launenhaftes Schmollen, was ihr ſonſt allerliebſt anſtand. Jetzt eben bei dem erſten Wiederſehen fand ich es freilich nicht recht paſſend, indeſſen wartete ich lange geduldig, daß es ſich ändern ſollte; ſelbſt daß ſie mir gar keine Zuſammenkunft mehr zugeſtehen wollte, machte mich freilich traurig, doch nicht hoffnungslos, — bis die Ankunft des unglückſeligen Grafen und ſeine Bewerbung um Roſen mich in die ſchwärzeſte Verzweiflung ſtürzte! —

In ſich verſunken hatte Eugenie nur mit halber Aufmerkſamkeit die Erzählung des armen Collin angehört; die erſte Freude, daß er ſie nicht liebe, ward nur zu bald durch den erneuten Schmerz verdrängt, den Collins Bemerkungen über das Verhältniß des Grafen zu Roſen geſchärft hatte. Als er es jetzt nochmals mit klaren Worten berührte, da bebte ſie zuſammen, und rief, wie von ſchmerzlichem Traum erwachend: Ach, armer Collin, das iſt freilich ein großes Unglück!

Nicht wahr, mein beſtes Fräulein? — rief Collin, von ihrer Theilnahme völlig befriedigt. — Und dennoch, — fing er wieder an, indem er wehmüthig lächelnd vor ſich hinblickte, — und dennoch ſcheint es mir wieder zuweilen

gar nicht möglich, daß man es je vergeſſen kann, wenn man ſich ſo zärtlich, ſo herzinnig geliebt hat, wie wir uns liebten. Ach, wo wird ſie ein Andrer ſo lieben, wie Collin, wie der arme Collin? —

Seine Thränen brachen wieder hervor. — Und eben darum, — fuhr er fort — theures, großmüthiges Fräulein, wollte ich Sie bitten, da Sie doch ſo gute Freundinnen geweſen ſind, daß Sie noch einmal allein mit ihr ſprächen, und ihr vorſtellten, wie heilig ſolche Liebe iſt, und welche Sünde, ein redliches, treues Herz zu tödten! — Und iſt Alles vergebens, daß ich dann wenigſtens Gewißheit erhalte zwiſchen dieſem quälenden Schwanken und in Ruhe ſterben kann! — — Aber ich denke immer noch, — ſetzte er hinzu, indem wieder ein Hoffnungsſtrahl in ſeinen naſſen Augen aufblitzte, — daß es doch möglich wäre, daß ſie zu ihrem Schwur zurückkehrte! — und, o, dann wären Sie mein rettender Engel!

Er warf ſich bei dieſen Worten noch einmal zu Eugeniens Füßen. Gerührt und beklommen hatte ſie die zutrauensvolle Bitte angehört; in ihrem Herzen erhob ſich ein heftiger Kampf. Sie, ſie ſelbſt ſollte der entfremdeten Freundin von einer frühern Pflicht ſprechen, die ſie von Eugeniens Heimlichgeliebtem ſchied? Konnte da nicht der entſetzlichſte Schein auf ſie fallen? — Indeſſen auf der andern Waagſchale lag das ganze Lebensglück eines guten Menſchen, lag die Sache des Rechts, und Eugenie war groß genug, ſich für das Letzte zu entſcheiden. Vor ſich ſelbſt rettete ſie ihr Bewußtſeyn, indem ſie jeder Hoffnung auf den entſagte, deſſen Name ſchon ihren edlen unglücklichen

Vater so tief verletzte. — Rosens Entfremdung scheute sie nicht; es war ihr vielmehr erwünscht, endlich einmal eine würdige Gelegenheit gefunden zu haben, um die Rinde von Eis zu brechen, welche sich zwischen Beiden zog.

Sie ging nun, als sie fern von dem Schwarm der jubelnden Winzer Rosens flatternde Rosenbänder durch das herbstliche Weinlaub schimmern sah, auf das wohlbekannte Gebiet hinüber.

Oft hatte sie mit ihrer Freundin auf der anmuthigen Stelle geweilt, auf der sie sie vorhin bemerkt, wo eine Rasenbank von einer säuselnden Birke beschattet und von allen Seiten durch überwallende Rebengänge umzogen wurde, die nur nach Abend eine liebliche Aussicht offen ließen. Sie wandelte jetzt in Erinnerung jener schönen Zeit durch die Gänge, aber wie bebte sie überrascht zurück, als sie, dicht davor stehend, durch die Laubwand erblickte, daß Rose nicht allein, daß der gefährliche, von ihr geliebte Graf mit ihr war; er hatte, auf der Rasenbank sitzend, während ihm Rose halbabgewandt zur Seite stand, ihre Hände gefaßt und rief mit flehender Stimme: O, liebe, holde Rosette, ich bin so froh, daß ich dich endlich hier allein finde, das Wichtige mit dir zu besprechen, und nun sagst du kein Wort — und wie du weinst?

Eugenie sah in der That das rosige Gesicht des schönen Winzermädchens mit Thränen übergossen. — Sie wollte sich augenblicklich zurückziehen, um keinen ungeweihten Blick in das seligschmerzliche Geheimniß fremder Liebe zu werfen. Ach, mit zerrißnem Herzen wollte sie sich zurück-

ziehen, — als ihr die nächſten Worte ein Recht zu geben ſchienen, zu bleiben.

Haſt du Eugenien geſprochen? — fragte er — und wie? gelten meinem Schickſal dieſe Thränen? — Gutes Mädchen!

O, laſſen Sie mich nur jetzt, Graf! — rief Roſe ſchluchzend, und wollte ſich losmachen.

Roſe! — rief der Graf heftiger — bedenke, daß dieſes Feſt ſo lange das Ziel aller meiner Hoffnungen war! daß dieſe frohe, ungebundne Zeit die einzige Gelegenheit bietet, wo du mir eine Zuſammenkunft mit dem Engel verſchaffen kannſt, den ich anbete! du, Eugeniens Jugendfreundin, da ihr Vater, aus mir unbekannten Urſachen, meine Bekanntſchaft ſo beleidigend verſchmäht hat. — Mädchen, — fuhr er fort — hab' ich dir nicht meine Freundſchaft, dir nicht mein unbegrenztes Vertrauen gegeben? und hab' ich nun nicht mindeſtens ein Recht, daß du auch mir die Urſache dieſes ſo ausſchweifenden Kummers entdeckſt?

Wohlan, — ſagte Roſe, indem ſie ſich aufrichtete und ihrer heftigen Betrübniß Einhalt that — wohlan, — ſagte ſie mit einer Art von ſtolzer Freimüthigkeit, die ihrem reizenden Weſen ſehr wohl anſtand, — ich fühle mich geehrt durch dieſe Freundſchaft, — nicht weil Sie Graf ſind, — Schranken, die ich nie anerkannt habe, — ſondern, weil wir Alle Sie als einen der beſten Menſchen haben kennen lernen. So mögen Sie denn in dies zerrißne Herz blicken! — Ich liebte einen Jüngling mit allen Kräften der erſten erwachenden Zärtlichkeit; ich liebte eine Freundin — ach! wie nur Roſe lieben kann! — Als ich von einer

längern Abwesenheit zu Hause kam, in der er aus der Fremde zurückgekehrt war, erfuhr ich, daß er eben jener Freundin eine thörichte, abgöttische Huldigung geweiht habe, daß er nur in ihrer Gegenwart, nur in ihrem Umgange lebe und täglich, stündlich um sie sey, und mehr dergleichen. — Daß ich lebhaft bin, läugn' ich nicht, so wie mein ganzes Volk, — daß ich stolz bin, wie dies, auch wohl zur Eifersucht geneigt, läugn' ich eben so wenig; ja, ich war zu stolz, um mich in Erklärungen mit dem Treulosen einzulassen, um dessen willen ich manche vortheilhafte Verbindung ausgeschlagen hatte, und selbst den Zorn meiner Eltern wagte. Schweigend suchte ich ihn und die Räuberin meines ganzen Erdenglücks zu vergessen, als mich vor wenig Augenblicken doch ein Anblick wieder in allen Tiefen meines Wesens erschütterte und meine verzweifelten Thränen hervorrief. Ich sah — als ich vorhin dem Zaune des Nachbarberges nahte, um Ihren Auftrag auszurichten, — den, ach, immer noch Geliebten! in wahnsinniger Leidenschaft zu den Füßen seiner Göttin, — zu — ja, ich darf es dem Freunde nicht verhehlen, der auf mich traut, — zu Eugeniens Füßen liegen! — —

Wie sich bei so bewandter Lage der Sachen die verworrenen Fäden lösten, wie sich der Strom des Entzückens in Eugeniens sanftes leidendes Herz ergoß, und wie sich der gute Collin mit seiner übereilten, aber liebenswürdigen Geliebten versöhnte, bedarf keiner Schilderung. Nur das verdient hinzugefügt zu werden, daß auch der edle Vater Eugeniens mit keiner kränkenden Erinnerung zu kämpfen hatte; denn der junge reisende Graf hatte nur aus Laune,

vielleicht auch aus Familienrückſichten, den Namen Rechtenberg in Reichenberg verwandelt; um der Leidenſchaft willen, welche durch Eugeniens Anblick in ihm entzündet worden war, und der ſich die Abneigung ihres Vaters und ſein eignes verletztes Ehrgefühl entgegenſetzte, hatte er ſeine Wohnung in dem Hauſe von Roſens Eltern genommen.

Collins Armuth ward durch den Reichthum ſeiner Freunde leicht in Wohlhabenheit verwandelt. Beide liebende Paare gingen an einem Tage zum Traualtare, und Eugenie ſah bald ihr deutſches, nie vergeßnes Vaterland wieder.

IV.

Die Heimkehr.

Im zaubervollſten Mondlicht lag die ſchöne freundliche Villa mit den weißen glänzenden Mauern, mit dem Garten voll anmuthig grünender Hainlabyrinthe, voll Lauben, duftend von Zweigen überwallt, die ſich im lauen Abendwinde wiegten. Das Mondlicht blitzte von der plätſchernden Cascade mit tauſendfach gebrochnem Strahl zurück, und ſpiegelte ſich ruhig in dem Marmorbecken, das ſich in die Vertiefung eines Felſen zog. Die Luft war ſtill; ein tiefes Schweigen herrſchte um das Heiligthum jungfräulicher Einſamkeit, um die Wohnung, wo das ſchönſte Mädchen Neapels dieſe Nacht ganz einſam hauſte, denn ihr Oheim, der edle Marcheſe Monaldeschi, war in Geſchäften auf einige Tage nach der Stadt gereiſt. Die holde Nichte, die die herbſtlichen Tage des edlen Greiſes durch ihre Geſellſchaft verſchönte, hatte ihn diesmal nicht begleitet, ſondern zog die Stille ihrer geliebten Villa vor.

Aber durch die flüſternden Aehrenfelder hinter dem Garten, die im ſilbernen Mondglanz wogten, wandelte ein junger Ritter mit dem leiſen ſchnellen Schritt der Sehnſucht, näherte ſich einer verborgenen Gartenpforte, die in das Gebiet der Stille führte, ſtand einen Augenblick, als horche er, zog jetzt aus ſeinem Buſen einen Schlüſſel, — und ſieh!

das Schloß ſprang auf, als wiche es der Berührung einer ſchon wohlbekannten Hand.

Bebend trat der Jüngling in die Schatten des Orangenhains, der ihn diesſeits der Thür mit einem zauberiſchen Duft umfing; er faltete die Hände über ſeine Bruſt und blieb, wie von heiliger Scheu gefeſſelt, einige Minuten auf der reizenden Stelle ſtehen. Der Mond fiel durch die Wipfel des Hains und bildete zitternde Schatten auf dem reinen ſchönen Grunde, und in einiger Entfernung hob er das helle Schieferdach der Villa wie Silber glänzend aus dem Kranze hoher Pappeln, die das Haus umringten.

Des Jünglings Auge ſchweifte wonnetrunken in den luftigen Zweigen und ruhte feſtgeheftet auf der glänzenden Kuppel, bis ſeine Empfindung in begeiſterte Worte ausbrach.

O, meine Antonie! — rief er — ſeh ich endlich die glückliche Stätte wieder, wo ich mit dir den Traum, den Himmelstraum der Liebe träumte! Iſt dies der Hain, der uns ſo oft mit ſeinem Duft umwogte, der Quell, der in die Melodieen deiner ſüßen Rede ſtimmte? Drei lange Jahre ſind ſeitdem verſtrichen; werd' ich dich wiederfinden, Geliebte, und treu und zärtlich wiederfinden?

Don Francesco da Ceno, dies war der Name des Jünglings, der jetzt dies reizende Gebiet betrat, hatte vor mehreren Jahren die ſchöne Nichte Monaldeschi's in Neapel kennen lernen, und ihre zärtlichſte Gegenliebe hatte ſeine ſchnellgefaßte Leidenſchaft belohnt. Don Francesco war wohl liebenswürdig und intereſſant genug, um die Neigung des ſchönſten Mädchens zu rechtfertigen; allein die Erbin

des reichen Marchese Monaldeschi mußte wohl bei ihrer Vorliebe für einen gemeinen unbegüterten Edelmann einige Vorsicht brauchen, und nicht blos ihr Vortheil, auch die zärtlichste, kindliche Dankbarkeit gegen den ehrwürdigen Oheim verpflichtete sie zu dieser Vorsicht. Er war der Bruder ihrer Mutter, die in Sicilien verheirathet war, aber deren Vermögen keineswegs ihrem Stande und den Bedürfnissen ihrer zahlreichen Familie gleichkam. Der großmüthige Bruder unterstützte sie auf das Freigebigste, und hatte, da er selbst kinderlos war, sich eine ihrer kleinen Töchter in ihrer frühsten Kindheit senden lassen, um sich an ihr eine liebliche Gesellschafterin für seine alternden Tage zu erziehen, und sie einst ganz nach dem Wunsche seines Herzens als eine geliebte Tochter zu verheirathen. Der Marchese hatte bei tausend vortrefflichen Eigenschaften nur die einzige kleine Schwachheit, den Stolz auf die Ehre seines Hauses und das Alter seiner fürstlichen Ahnen. Einige Beispiele, wo Töchter dieses Hauses sich, von Liebe hingerissen, einen Schritt herabgelassen hatten und durch Zufall unglücklich geworden waren, gaben seinem angebornen Stolze nur noch in seinen eignen Augen einen Schein von Recht, und dies Feld war nun unablässig der reichste Quell seiner Unterhaltungen und seiner väterlichen Lehren an seine Nichte. Antonie hörte ihm aufmerksam und andächtig zu, aber unglücklicherweise hatte ihr Herz zu wenig Anlage zu einem recht gründlichen Ahnenstolze, und zu viel zu einer zärtlichen Leidenschaft gehabt, denn das verführerische Bild Francesco's hatte sich nur zu bald ohne Ahnenprobe in ihr Herz gestohlen und hatte doch nur diesen Theil der väterlichen Lehren daraus verdrängt.

Sie hoffte mit der Zeit das Verurtheil des geliebten Oheims zu beſiegen, deſſen Herz dem Herzen des biedern, verdienſtvollen da Ceno gewiß begegnen würde. Nur ſchonen wollte ſie die Schwäche ihres Oheims, bis ſich Francesco durch Auszeichnung irgend einer Art emporgeſchwungen und einer Wahl wie die ihre würdig gemacht habe. Daß Don Francesco ein guter Dichter war und ſich durch manche ſeiner ſüßen Lieder nur tiefer in das Herz der reizenden Antonie geſtohlen hatte, konnte in den Augen des ernſten Oheims ſeine Anſprüche nicht beſcheinigen. — Geduld und Treue — ſagte ſie tröſtend zu ihrem trauernden Geliebten — führen wohl ſtets, wäre es auch ſpät, zum Lohne feſter Liebe. —

Eine vortheilhafte Gelegenheit bot ſich dem Ritter von Seiten des Hofs dar, mit einigen Großen des Reichs nach Deutſchland zu gehen und ſich auf der Bahn der Staatskunſt auszuzeichnen; die Ehrliebe des Jünglings ergriff ſie mit Freuden, er hoffte auf dieſem Wege vielleicht ein Gut zu erringen, das für den Augenblick über ihn erhaben war; die Schwüre der Treue, die ihm ſein Mädchen noch beim Abſchied an eben dieſer Stätte gab, wo er jetzt ſtand, beruhigten die Beſorgniſſe ſeiner Liebe, und er ging mit heiterm Muthe die Bahn, die ihm ſein Schickſal wies.

Drei Jahre verſtrichen, eh ihm das Glück der Heimkehr zu Theil ward. Daß Antoniens Briefe zu Ende dieſer Zeit ausblieben, beunruhigte ihn nicht in ſeiner Hoffnung; treuer und zärtlicher flog er zurück, als er gegangen war, allein mit einem weit erhöhten Range.

Mit ehrerbietiger Scheu nahte er ſich jetzt der Schwelle

ſeines Glücks, gleich als zweifelte er noch an der Wirklichkeit des ſeligen Beſitzthums; ein ſanfter, ich möchte ſagen dichteriſcher, Zug in ſeinem Herzen milderte das aufbrauſende Feuer der Leidenſchaft, das ſeinem Volke ſeyſt ſo eigen iſt, und machte ihn auch in der Folge dem Schmerze mehr empfänglich als der Wuth.

Er ſtand jetzt vor der hohen Glasthüre, die aus dem mittleren Salon der Villa in den Garten führte. Er blickte in das milderleuchtete Zimmer, und mit welchem Entzücken ward er die himmliſche Geſtalt der lang erſehnten Geliebten gewahr, wie ſie ſinnend, es ſchien, in einen ſüßen Traum verſunken, auf dem Sopha ruhte. Das ſchöne Haupt war von der blendenden Hand geſtützt, und ihre dämmerndbraunen Locken floſſen in ſanften Wellen auf die Bruſt. Er erkannte das liebliche Geſicht, es war noch ganz daſſelbe, unverändert, wie es ihn am Abend vor der Trennung entzückt hatte; ſie trug noch eben das weiße Gewand, noch eben die Schärpe von dem tiefen Veilchenblau, worin er ſie ſo gern in jenen ſüßen Tagen ſah. — O, meine Geliebte, — rief er bei ſich ſelbſt — ſo zärtlich haſt du jeden Zeugen unſers Glücks bewahrt!

Einige Augenblicke verlor ſich Don Francesco in den ſüßen Anblick, als ſie die Laute ergriff und ein ihm wohlbekanntes Lied anſchlug, mit dem ſie ihn ſonſt oft zu grüßen pflegte:

Klagſt du, ſüße Philomele?
Weckſt du Sehnſucht in der Seele?
Führe mit der ſüßen Stimme
Den Geliebten auch mir her?

Webt ihr, zarte Mondenſtrahlen?
Regt ihr ſtiller Sehnſucht Qualen?
Führt denn mit dem holden Schimmer
Den Geliebten zu mir her!

Wie? hat dir ein Engel meine Nähe zugeflüſtert? — rief Francesco, der ſeiner Bewegung nicht länger Meiſter war, und wollte eben in das Zimmer und zu ihren Füßen ſtürzen, als ſich die entgegengeſetzte Thür öffnete und ein ſchöner Mann eintrat, der ihm zuvorkam und in die Arme der ſchönen Einſamen eilte. Mit einem Leben, mit einer Beweglichkeit hieß ſie den Erwarteten willkommen, die Francesco ehemals nie an ihr gekannt hatte; ihr ganzes Weſen ſchien durch dies neue Verhältniß erſt zu ſeinem eigentlichen Daſeyn erweckt zu ſeyn; tauſend muntre Scherze wechſelten mit den zärtlichſten Liebkoſungen ab. Der gute Francesco ſtand und traute ſeinen Augen kaum, ſo ſchnell war das ſchöne Zauberbild in Luft zerfloſſen, das er ſchon mit ſeinen Armen zu umfaſſen glaubte. Er wollte zwiſchen die verhaßte Scene ſtürzen, wollte durch glühende Rache — —

Aber ſage, Geliebte, — nahm ernſter der ſchöne Glückliche das Wort, indem er ſich neben der Signora auf das Sopha niederließ und ihr forſchend ins Auge blickte — würdeſt du mich in jedem Verhältniß, unter allen Glücksumſtänden lieben?

O, mein Cäſario, — rief die Zauberin mit ſchmelzendem Ton — in jedem Stand, auch in dem niedrigſten Range würdeſt du das Idol meiner Wünſche ſeyn; aber kannſt du mir es verargen, wenn ich mich um des guten

Oheims willen deines Ranges freue? Ihm iſt es nicht gleichgültig, ob ein gemeiner Edelmann oder Prinz Cäſario Borgheſe ſein Neffe wird.

Himmliſches Mädchen! — rief der Jüngling, ſie feurig umſchlingend; — aber verzeihe mir noch eine Frage: — ſetzte er wieder nachdenkender hinzu — bin ich wirklich deine erſte Liebe? — Halte mich nicht für argwöhniſch, holdſelige Geliebte; aber ſieh, du biſt ſo ſchön! der Männer viele haben ſich um dich bemüht, eh ich dich kennen lernte! ſollte nicht —

Nein! — rief das Mädchen, indem ſie leicht aufſprang und ihm ſcherzend mit der weißen Hand die Locken aus der Stirne ſtrich — nein, kleiner Zweifler! wenn du mir mit ſolchen Fragen kömmſt über eine zehn Mal verſicherte Sache, ſo verzeih nur auch, wenn ich recht herzlich lache! Wenn ſich vielleicht hier oder da ein Mann um mich bemühte, wenn ich auch wohl mit dem und jenem ein kleines Weilchen Scherz trieb, ſo fand ich doch wahrhaftig noch keinen meiner Liebe werth!

Ha, Schlange! — rief Franceſco, und ſank, überwältigt von den kämpfenden Gefühlen gekränkter Liebe und empörten Stolzes, ohne Beſinnung nieder.

Der Morgen dämmerte, als er aus ſeiner tiefen Betäubung erwachte. Alles war ſtill im Garten und in der Villa; ihm war, als hätte er einen ſchweren Traum geträumt. Mit ſchwankenden Schritten kam er zu dem nahgelegnen Landgute Camillo's, des Freundes, mit dem er aus Deutſchland zurückgekommen, und auf deſſen Schloß er um Antoniens Nähe willen abgetreten war.

Der fröhliche Camillo erſchrak, als er das traurige Abentheuer ſeines Freundes vernahm; vergebens bot er alle ſeine heitre Laune, alle ſeine humoriſtiſche Gewandtheit auf, mit der er ſonſt gewohnt war den leicht zu wendenden Sinn ſeines gutmüthigen Freundes zu lenken, die Seele des armen Francesco war diesmal an ihrer empfindlichſten Stelle verwundet; mit Mühe erhielt er es über ihn, daß er ſeine blutigen Ausforderungsplane an den glücklichen Prinzen bis zu näherer Erkundigung und möglicher Aufklärung mit der Geliebten ſelbſt verſchob. — Du biſt in fremde Länder gereiſt, — ſetzte Camillo hinzu — um die Staatskunſt zu ſtudieren; armer Junge, hätteſt du doch lieber in deinem Vaterlande die Diplomatik des weiblichen Herzens ſtudiert! haſt Geſandtſchaftsreiſen gemacht, an die Geliebte hätteſt du einen Geſandten ſchicken ſollen! Denn glaube mir, Francesco, deine Abweſenheit hat dir einen ſchlimmern Streich geſpielt in ihrem Herzen, als die Vorzüge deines Nebenbuhlers, ob er gleich den Namen des Weltbeſiegers Cäſar führt. —

Es war dem guten poetiſchen Herzen ein höchſt empfindlicher Streich, ſein ſo lang verehrtes Götterbild auf dieſe Weiſe ſo der Glorie entkleidet, in die gemeine Klaſſe ſo herabgeſetzt zu ſehen, und doch — was konnte er dagegen ſagen?

Bei genauer Nachforſchung, die die Freunde in der Stadt und in dem naheliegenden Dorfe hielten, erfuhren ſie, daß allerdings die ſchöne Nichte des Marcheſe mit dem Prinzen Cäſario Borgheſe verlobt ſey und daß man die Vermählung bald vollziehen werde.

Daß der Prinz, der seine Schuldlosigkeit an der Untreue und die Zartheit seines Gefühls durch die Frage bewiesen hatte: ob er Antoniens erste Liebe sey? daß er keinen blutigen Angriff verdiente, darin mußte Francesco seinem Freunde Camillo wohl beipflichten, so wie auch eigentlich darin, daß eine Geliebte, die jene Frage mit so empörender Verläugnung aller frühern Verhältnisse beantworten konnte, keines blutigen Opfers werth sey; indeß sie sich ganz aus den Gedanken zu schlagen, wie ihm Camillo rieth, das war er doch auch nicht im Stande; sprechen wollte er sie wenigstens noch einmal, ihr ihre Untreue vorwerfen und sehen, ob der Anblick des Frühgeliebten, des so grausam Getäuschten nicht einige Funken besserer Gefühle hervorriefe. Es stand in seiner Gewalt, die Treulose in Gegenwart ihres Oheims und ihres neuen Erwählten durch die Beweise ehemaliger Gunst zu Boden zu schlagen, die er so reichlich in den Händen hatte; schon der Anblick jenes Schlüssels hätte wahrscheinlich den Enthusiasmus des zartfühlenden Borgheſe um ein merkliches vermindert. Allein wie wäre die großmüthige, romantische Seele einer so unedeln Rache fähig gewesen? Er beschloß zu jener Unterredung eine Stunde zu erspähen, wo sie ganz allein und sicher vor jenen furchtbaren Zeugen sey. Wie ein unbefriedigter Schatten umirrte er nunmehr die Gegend seines ehemaligen Glücks, bis der Zufall, den Liebenden gewöhnlich günstig, ihn in kurzem die gewünschte Stunde finden ließ. In eben dem Zimmer, wo er sie den ersten schrecklichen Abend sah, erblickte er die Geliebte einsam, mit einer leichten weiblichen Arbeit beschäftigt; bebend vor innerer Be-

wegung trat er ein. Er hatte ſich Wunder verſprochen von ſeinem bloßen Anblick, wenn er ihr nun wie ein rächender Schatten gegenüberſtünde; aber mit einer Unerſchrockenheit, die er ihr nie zugetraut hätte, ſah ſie ihm ganz dreiſt in die Augen. Nie hätte er ſie einer ſolchen Verſtellung fähig gehalten. Er mußte ſie anreden. — Verzeihen Sie, Signora, meine Kühnheit! — ſagte er mit dem bitterſten Tone — Sie ſcheinen ſich nicht mehr eines Mannes zu erinnern, der einſt ſo glücklich war, Ihre Gunſt zu beſitzen.

In der That, Signor, — erwiederte ſie — ich wüßte nicht, wenn ich das Vergnügen gehabt, Sie zu kennen. — Sie ſchien bei dieſen Worten einen Zug des Lachens zu verbergen, der ſich um ihre ſchönen Lippen zog, und betrachtete ihn mit Blicken, die halb und halb zu zweifeln ſchienen, ob dieſer Menſch auch ganz bei Sinnen ſey, der durch ſeinen ganzen Anſtand und durch den Ton ſeiner Rede eine ſo ſeltſame Stimmung verrieth.

Ha, Treuloſe! — rief Francesco, der ſeine heftige Bewegung nicht länger zurückhalten konnte — ſo ganz verhöhnſt du Sitte und Tugend, daß du des Unglücklichen noch ſpotteſt, den deine grauſame Treuloſigkeit aufgeopfert hat?

Das Lachen, das vorher um den ſchelmiſchen Mund geſchwebt hatte, ließ ſich nun nicht länger zurückhalten, und die kleine Muthwillige ſchien ſo aus Herzensgrunde zu lachen, daß der erbitterte Liebhaber ſie keines Wortes weiter gewürdigt haben würde, hätte nicht der nahe Anblick der einſt ſo ſehr Geliebten noch immer ſeine Zauberkraft an ihm bewährt und ihn wehmüthig ſchmerzlich feſtgehalten. Er brach in einen Strom von Vorwürfen aus, und wehmüthige

Erinnerungen des Vergangenen mischten sich zuweilen so rührend dazwischen, daß ein weniger lustig gestimmtes, muthwilliges Geschöpf, als die Signora schien, gewiß bewegt worden wäre. Sie selbst hörte nach und nach gerührter zu; auf einmal schien sie sich zu besinnen, als er auf einige näherbezeichnende Umstände ihres beiderseitigen Verhältnisses kam; sie legte das weiße Händchen nachdenkend an die Stirn, ein Plan schien in ihren Gedanken aufzugehen. — Signor, — sagte sie mit einem ernsten edeln Tone, indem sie ihm die Hand reichte — versprechen Sie mir noch acht Tage lang das Geheimniß zu bewahren, das Sie bis jetzt so edel schonten! versprechen Sie mir, bis dahin ruhig zu seyn und erst am Morgen des achten Tages wieder hierher zu kommen. Ich werde Sie in eben diesem Zimmer erwarten, und — bei allen Heiligen sey es geschworen! — Sie sollen dann einen Aufschluß von mir erhalten, der entweder alle Ihre Hoffnungen erfüllt oder der wenigstens mein Geschlecht in Ihren Augen rechtfertigt.

Der erstaunte Francesco drang um eine nähere Aufklärung in sie, allein die Dame klingelte ihren Domestiken, und winkte dem Jüngling halb bittend, halb gebietend, sich zu entfernen.

Aufs neue wie von einem Zauber befangen, kämpfte der gute Ritter mit seinen wechselnden Gedanken; was sollte er von allen diesen Erscheinungen denken? Zärtliche Sanftheit, holde, ein wenig zur Schwermuth geneigte Schwärmerei hatten den Charakter seiner Geliebten bezeichnet, als er sie verließ; jetzt fand er diese muntre, lachende Grazie wieder, die mit leichtem Fuß durch das Leben hüpfte, wie

durch ihren Garten! Und gleichwohl war ſie es nicht ſelbſt? hatte er ſie nicht ganz nahe geſehen, geſprochen? Ein etwas ſtärkeres, blühenderes Anſehen ausgenommen, fand er ſie unverändert ſeit dem Augenblick der Trennung. Bei allen dieſen Zweifeln blieb ihm indeß nichts übrig, als ihrem Willen zu gehorchen und von dem achten Tage Auflöſung ſeiner quälenden Ungewißheit zu erwarten.

Sein Freund Camillo, beinahe nicht minder als er ſelbſt geſpannt auf die Enträthſelung eines ſo ſeltſamen Abentheuers, ſuchte dem armen Geprüften indeß die Zeit durch kleine Reiſen zu vertreiben, bis der ſo heiß erſehnte achte Tag erſchien.

Nicht weniger gewiſſenhaft und wohlunterrichtet in den Pflichten gegen Damen, als ein Ritter von der Tafelrunde, hatte Don Francesco das Gebiet der Villa nicht einen Augenblick früher betreten, aber den Ausdruck: am Morgen des achten Tages, nahm er nun auch im ſtrengſten Sinne des Worts; denn kaum leuchteten die erſten Sonnenſtrahlen in den Wipfeln des Hains, kaum ſtimmten die erwachten Vögel ihre erſten Lieder an, als ſich der ungeduldige Paladin ſchon auf einer Anhöhe des Gartens befand, von wo er nicht allein die Gänge innerhalb, ſondern auch außerhalb der Mauern einen großen Theil der reizenden Landſchaft überſehen konnte. Er ſah, wie nach und nach das Leben ringsumher erwachte, wie ſich Strom und Hain und Fluren im zerfloßnen Gold der Morgenſonne badeten. Es war ein ſchöner feierlicher Sonntagsmorgen; von dem Thurme der naheliegenden Kloſterkirche tönte das harmoniſche Glockengeläute; die fröhlichen geputzten Landleute wallten aus

den Dörfern, und vollendeten das idylliſche Gemälde, das die ganze Landſchaft bot. Um die Villa ward Alles Leben und Freude; man ſchien ſich zu einem Feſte zu bereiten. — Zu welchem Feſt? — rief der wie von einer düſtern Ahnung Ergriffene — o, welcher ſchmerzliche Kontraſt mit dieſer allgemeinen Freude in der Natur und mit der bangen Nacht in meiner Seele? — O Weiber! falſches, grauſames Geſchlecht! ſo lohnt ihr biedre, jahrelang bewährte Treue? Alſo Schalkheit wohnte hinter dieſem Anſchein frommer Liebe? Neue Blüthe zog ihre Schönheit aus dem Thaue meiner Thränen, und mit Lachen gibt ſie mir den Todesſtreich! —

Allein nicht anders, als ob die Liebe ſo grauſame Beſchuldigungen gegen das treuſte der Geſchlechter Lügen ſtrafen wollte, erblickte er in dieſem Augenblicke Antonien in einem der ſchattigten Gänge wandelnd, und zwar nicht die üppigblühende Zauberin, wie ſie ihm vorher erſchienen war, nein, ganz ſo ſah er ſie, wie er ſie ſich vor ſeiner Rückkehr träumte, bleich und in ſtillen Liebesgram verſenkt; die holden Wangen waren nur von einer matten Röthe angehaucht, das ſchöne Oval ihres Geſichts von keiner rundenden Fülle verändert; ſie wand einen Myrthenkranz, aber Thränen ſtürzten aus ihren Augen in die Myrthenblätter.

Wär's möglich? — rief erſtaunt Francesco — wäre Alles nur Schein geweſen? ſollte ſie gezwungen des Prinzen Hand —

Seine feurige Sehnſucht erlaubte ihm nicht, dieſe widerſtreitenden Gedanken auszudenken. Er eilte den Hügel herab, um in dieſem Augenblicke endlich Entſcheidung ſeiner

quälenden Unruhe zu erhalten. Doch eh er ſie noch erreichte, näherte ſich ihr der Oheim von einem andern Gange her, umarmte ſie freundlich und ging mit ihr in die Villa zurück. Auch jetzt die zarte Schonung nicht verläugnend, die er bisher ſtets beobachtet hatte, begnügte ſich Francesco, ihr in geringer Entfernung nachzufolgen; ſie trat in die Villa; unmittelbar folgte er ihr, — aber — war es nicht Zauberei? — in demſelben Augenblicke, als er kaum die Schwelle des beſtimmten Salons betreten hatte, ſtand ſie wieder vor ihm, ganz die lachende Täuſcherin der letztern Tage, eben ſo von Geſundheit glühend die vollen Roſenwangen, eben ſo voll kaum verhaltnen Muthwillens die ſchelmiſchen, lebhaft umherblitzenden Augen! Sie trat eben aus einer Seitenthür. — Guten Morgen, lieber Signor! — rief ſie ihm mit fröhlicher, nicht im mindeſten bewegter Stimme zu, und bot ihm die Hand. — Sie ſind ſehr pünktlich!

Er wollte antworten, allein der Anblick des Prinzen, der eben ihr nach aus dem Seitenzimmer trat und ſeinen Arm vertraulich um ſie legte, brachte ihn aufs neue aus aller Faſſung. — Ha, Verrätherin! — rief es in ſeinem Innern. — Sollte ſie dich vielleicht als Opfer ihrer Eitelkeit dem Spotte ihres Erwählten preisgeben wollen? — Eine flammende Röthe überzog bei dieſem Gedanken ſein Geſicht, der Boden unter ihm verwandelte ſich zu glühenden Kohlen.

Ich bin Ihnen eine Erklärung ſchuldig, — nahm die Dame wieder das Wort —

Verzeihen Sie, Signora, — unterbrach ſie Don Fran-

cesco mit dem Ton des bitterſten Stolzes — die Gegenwart dieſes Herrn — —

Ja, die Gegenwart dieſes Herrn, — erwiederte das Mädchen lächelnd, und legte ſchmeichelnd ihre Hand auf des Prinzen Schulter — was dieſen Herrn betrifft, ſo kann ich freilich nicht umhin, ihn Ihnen als meinen erſten und Einziggeliebten vorzuſtellen, mit dem ich in kurzem auf ewig verbunden zu ſeyn hoffe. — Nicht dieſe funkelnden Augen, Signor! nicht dieſe tödtliche Bläſſe! ich hoffe, eine andre Bekanntſchaft ſoll Sie für meinen Undank entſchädigen! — Sie öffnete bei dieſen Worten die Thür zu einem anſtoßenden Cabinet. — Komm doch herein, liebe Schweſter! — rief ſie, — und Francesco erblickte auf einem Sopha, in ſchwermüthigem Sinnen verloren, die Geſtalt Antoniens zum zweiten Mal, die Geſtalt ſeiner angebeteten Antonie! —

Francesco!! — rief ſie mit dem durchdringenden Accent der Zärtlichkeit, gleich wie aus tiefem Traum erwachend, und Beide ſtürzten wonnetrunken Eins an des Andern Herz. Erſt nach einigen Minuten waren Fragen und Aufklärungen möglich, — O, meine Schweſter Giulia! — rief Antonie — haſt du mir dieſe Ueberraſchung bereitet? Du mußt wiſſen, Francesco, dies iſt meine Zwillingsſchweſter Giulia, von der ich dir, wiewohl nur flüchtig, geſprochen habe.

Aber du haſt mir nie geſagt, daß ſie dir ſo ähnlich ſey! — rief Francesco.

Ich wußte dies ſelbſt nicht, — erwiederte Antonie —

von Kindheit an getrennt erzogen, hatten wir wenig von einander erfahren, — und — und —

Und — rief lächelnd Giulia — erlaube mir jetzt, den Faden der Geſchichte zu ergreifen, du ſcheinſt ein wenig zerſtreut dazu. — Wenn Ihnen, lieber Signor, — fuhr ſie fort — Antonie nicht gar zu viel von mir geſagt haben ſollte, wie es mir vorkömmt, ſo kann ich ihr dies gar nicht verdenken; von früher Kindheit an getrennt erzogen, hatten unſre Seelen, unſer Geſchmack, unſre Neigungen eine ganz verſchiedne Richtung angenommen, blos die Hauptſache abgerechnet, — daß wir beide von Grund aus gut und redlich blieben, und — von Verrath und ähnlichen Dingen nie bei uns die Rede war! — Sie verſtehen mich, Signor! — Wenig Verkehr fand übrigens zwiſchen uns ſtatt. Doch ſo verſchieden unſre innre Bildung war, ſo ähnlich ward ſich unſre äußere körperliche. Meine Schweſter machte vor länger als vier Jahren Ihre Bekanntſchaft, wie ſie mir ſpäter erzählt hat; Sie trennten ſich von ihr, um ſich ihr auf dem Wege der Ehre nur inniger zu nähern. Der Tod des alten Dieners, der bis dahin Ihre Briefe beſorgt hatte, ſchnitt ihr alle Verbindung mit Ihnen ab; ſie verſank in Schwermuth. Die Hartnäckigkeit, mit der ſie ſich einer glänzenden Verbindung widerſetzte, brachte zum erſten Mal den Oheim gegen ſein liebes Pflegetöchterchen auf; er machte um ihrer Kränklichkeit willen eine Reiſe mit ihr zu meinen Eltern nach Sicilien; er erſtaunte über meine Aehnlichkeit mit Antonien. Meine Luſtigkeit traf ihn in der günſtigſten Stimmung von der Welt, zu dem Zeitpunkte nämlich, wo es ihm die Empfindſamkeit meiner Schweſter zu bunt gemacht

hatte. Er ſchlug meinen Eltern vor, auf eine Zeit lang einen chriſtlichen Tauſch zwiſchen uns zu treffen; und ſo führte er mich hierher, überzeugt, daß ich ſeinen Lehren mehr Ehre machen würde. Ich habe mich auch — ohne ſtolz zu ſeyn, darf ich mir es geſtehen — bisher dieſer Erwartung nicht unwürdig gezeigt; ich habe mich — ſetzte ſie mit einem ſchelmiſchen Seitenblick auf den Prinzen hinzu — dieſes durchlauchtigen Herzens zu bemächtigen gewußt, das indeſſen, wie ich denke, — neben den Forderungen der Ehre auch die der Liebe nicht leer ausgehen laſſen wird. — Sie lehnte bei dieſen Worten mit der ſtolzen Ruhe eines Siegers das lockige Köpfchen an das Herz ihres Geliebten, der mit einer feurigen Umarmung ihr Eigenthumsrecht beſtätigte.

Aber, liebe Giulia, — ſagte Antonie bittend, die bemerkte, daß ſich eine leichte Wolke über Francesco's Stirn zuſammenzog —

Unterbrich mich nicht, mein Kind! — rief Giulia — du wirſt gleich hören, daß ich deinem adlichen Geſchmack nicht zu nahe trete. In der That, du könnteſt ein Ahnenprüfer werden, ſo richtig haſt du den hohen Adel deines Geliebten vorher erſpäht; der Rang, den ihm jetzt der König gibt, das Anſehn, in dem er bei Hofe ſteht, wie ich durch beſagte Hoheit, meinen Freund hier, weiß, hat ihm ſchon früher dein Herz zuerkannt. — Ich hatte deine etwas romantiſche Liebesgeſchichte, wovon du mir in Sicilien erzähltest, längſt vergeſſen. Ein Mann, an fremden Höfen lebend, dacht' ich, hat ja ſo viel Gelegenheit, die ſchönſten Damen kennen zu lernen, und eine vierjährige Männertreue blüht

wie die Aloe nur aller hundert Jahr einmal. — Ich ſuchte indeß in meinem Aeußern nach und nach ſo viele Aehnlichkeit als möglich mit Antonien hervorzubringen, um dem Herzen des guten Oheims wohlzuthun; denn die Sehnſucht nach ſeinem ſelbſterzognen Lieblingskinde wachte nach und nach gar mächtig in ihm auf. Ich ſang ihre Lieder zur Guitarre, ich trug ſogar die veilchenblaue Schärpe um das weiße Kleid, eine Tracht, in der mein Oheim Antonien beſonders gern geſehen hatte. Auf dieſe Weiſe ſucht' ich mich in leidlichem Intereſſe zu erhalten, bis wenigſtens zu meiner Vermählung, wo dann der Oheim Antonien wieder zu ſich nehmen wollte; meine Eltern, zu meiner Hochzeit kommend, wollten ſie ihm wieder zuführen.

Bei dieſer Lage der Sachen ſitz' ich nun eines Abends in der allerrechtmäßigſten Erwartung meines Geliebten, als das Schickſal dieſen ſeltnen, Aloe-ähnlichen Ritter an die Glasthür führt. — Bei den romantiſchen Vorwürfen, die er mir einige Tage ſpäter machte, war es mir anfangs unmöglich, das Lachen zu verbergen, da ich von gar nichts wußte; allein plötzlich fiel mir die Geſchichte meiner Schweſter und meine Aehnlichkeit mit ihr ein, und ich beſchloß, meiner guten Antonie, die ich ſo wie meine Eltern den geſtrigen Abend erwartete, eine frohe Ueberraſchung zu bereiten. Ich theilte meinem Cäſar die Entdeckung mit; von ihm erfuhr ich, welches Anſehn die Talente, die Vortrefflichkeit des edeln Don Francesco ihm bei Hofe erworben habe; wir vereinigten uns, die Sache der Liebe bei dem Oheim und dann auch bei meinen Eltern zu führen. Dies war nicht ſchwer; der mit Orden geſchmückte, in den

Staatsrath erhobne Ritter war nicht unwürdig, der Neffe Monaldeschi's zu werden. Der Oheim ſah in meinem Geliebten einen gültigen Zeugen für dergleichen Dinge; er willigte ein, und wird in kurzem mit unſern Eltern ſelbſt hier ſeyn, Euch ihren vereinigten Segen zu bringen.

O, meine Giulia! — rief Antonie. — O, mein Bruder! meine Schweſter! — tönten die entzückten Ausrufungen des Dankes und der Liebe durcheinander, und die Arme verſchlangen ſich zu einer ſchönen Gruppe. —

Nehmt auch mich in Eure Arme auf! — tönte die Stimme des guten Oheims. — Auch mich! auch mich! — riefen Vater und Mutter. Und ein reicher Wechſeltauſch der Liebe begann. —

Daß ich aber, — nahm Giulia noch einmal das Wort, als ſich die Wellen des Entzückens ein wenig geebnet hatten — daß ich meinen theuern Bruder Francesco ſo lange durch Unruhe quälte, dies, verzeiht es mir, meine Lieben, war eine kleine Rache gegen ſein Geſchlecht. O, ihr ungerechten Männer! argwöhniſch verurtheilt ihr uns auf den erſten äußern Schein! Durch Anklagen unſrer Beſtändigkeit ſucht ihr euren eignen Leichtſinn zu beſchönigen! Wenn meine Strafe gerade Einen traf, der etwas beſſer iſt als die Uebrigen, ſo mag es mir der Himmel verzeihen, und ſein Geſchlecht mag wenigſtens eine gute Lehre daraus ziehen!

Schelmiſche! — riefen Cäſario und Francesco.

Meine Kinder, — ſagte der gute Oheim zu Francesco und Antonie — der heutige Tag war zu Giulia's Vermählungsfeier beſtimmt; allein die treue Schweſter

will nicht anders getraut ſeyn, als mit der zugleich, die auch mit ihr zugleich ins Leben trat. Seyd ihr die Doppelhochzeit zufrieden? —

Ein zwiefaches Triumphfeſt hätte nun eigentlich dem Herzenerobrer Eros genug ſeyn können; allein ſo wie in der Muſik erſt der Dreiklang den vollen Accord hervorbringt, ſo führte auch der Gott, der einmal im vollen Zuge ſeiner Siege war, noch einen dritten Liebesbund herbei; denn am Hochzeittage fand der fröhliche Camillo in einer jüngern, ihr ſehr ähnlichen Schweſter Giulia's eine glänzende Belohnung ſeiner theilnehmenden Freundſchaft.

V.

Der Bergknapp.

Mährchen.

Alle Morgen, wenn die Sterne sich im blassen Grau verloren, wenn in Osten rothe Flammen aufwärts zuckten, die Verkünder der erwachten Sonne, da wandelte der schlanke Widalin schon einsam durch das enge Bergthal und den schauerlichen Wald. Zum dunkeln Schachte ging sein Weg, da, wo die warme Kraft des Lebens mit unbekannten Mächten der Tiefe kämpft, der Menschen kühnes Streben selbst die harten Schätze der Erde ihrer mütterlichen Dunkelheit entreißt und sie dem Licht der Sonne darbeut. Doch sie, die dieser stolzen Königin, der allbelebenden Sonne, so große Opfer vor die Augen legen, die armen Bergknappen, werden nicht einmal ihres belohnenden Lächelns froh: ehe der erste Sonnenstrahl die Spitzen der Berge vergoldete, trat Widalin schon ein in seine dunkle Bahn, nur matt vom schwachen Grubenlicht beleuchtet; wenn längst das Abendroth am Himmel schwand, wenn bleiche Sterne schon über dem Walde flimmerten, da ruhte erst die harte Arbeit und er wanderte dem Dörfchen in dem stillen Bergthal zu.

Doch schlug das Herz ihm muthig bei der harten Arbeit, und er rief sein freudiges: Glück auf! aus voller Brust dem Wiederhall der Tiefe zu, denn ihn liebten die Geister der Erde und er hing von Kindheit auf an den wunderbaren

Reichen, deren verborgne Kräfte er mit Ehrfurcht ahnete. Zuweilen regte ſich doch in der Bruſt des Jünglings eine geheime Sehnſucht, die ihn beklommen machte bei dem langen Tagewerk und die er ſich ſelbſt nicht zu deuten wußte. Er meinte anfangs, es ſey die Sehnſucht nach der grünen Erde, nach der freien Luft und nach dem erquickenden Sonnenlichte, denen er ſtets ſo hart den Rücken wenden mußte; kam nun aber der ſchöne, ſonnenlichte Sonntag, lebte Alles fröhlich auf in dem Dörfchen, wo er von früher Kindheit, elternlos, erzogen worden war, und freuten ſich ſeine Gefährten bei Tanz und Kreisſpiel mit den zarten, ſittigen Mädchen des Gebirgsdorfs, da hatte er keine Ruhe unter ihnen. Die Mädchen hätten gern einen Blick ſeiner ſchönen, dunkeln Augen erfaßt, und blickten heimlich nach dem ſchönen Widalin; allein ihm konnte keine gefallen, er mochte nicht wie ſeine Brüder im frühen Lebenslenz die Bande der Liebe knüpfen, da der Tod bei ihnen nicht auf die Tage des Alters harrt; denn wenn der Tod in dieſen Gegenden ſagt: Jetzt will ich das ſchwache Menſchengeſchlecht recht liſtig überraſchen! jetzt will ich einen Jüngling treffen, der noch das höchſte Glück des Lebens, die heiligen Bande der Ehe wohl nicht kennt; ſo ruft der Bergmann, der ſich willig niederlegt zum Sterben: Betrogen! Ich habe Söhne, die mir folgen auf der erwählten Bahn, und die dich muthig verachten, wie ich!

Auch Widalins Vater war unter der Zahl der früh vom Tod gemähten Jünglinge geweſen; die Mutter war aus Kummer dem Geliebten bald gefolgt und hatte ihr verwaiſtes Kind allein zurückgelaſſen in der Welt. — Und

muthig war der nun erwachsne Jüngling der rauhen Bahn des Vaters nachgefolgt; nur auf dem Pfad der Liebe wollt' er ihm nicht folgen. Wenn Alle tanzten und scherzten, ging er hinaus in den hohen wehenden Wald, nahm seine Cither, die er mit großer Anmuth schlug, und sang dazu mit seiner tonvollen Stimme; zuweilen ergoß er sein Gefühl in ein Lied, das seine dichterische Seele selbst erfand:

O, was zieht zu deinem Schweigen,
Hoher Wald, mich sehnend hin?
Willst du sanft dich niederbeugen
Zu dem armen Widalin?

In den Tiefen wohnt das Leben,
Wohnt die heiligtiefe Kraft;
Dennoch muß ich aufwärts streben
Mit geliebter Leidenschaft.

Wie die Stoffe sich verbinden
Mit geheimer Wundermacht;
Wie sich Kräfte neu entzünden,
Wechselnd liebend angefacht.

Was getrennt war, feuertrunken
Muß es zu einander fliehn;
Soll nur meines Lebens Funken
Einsam in sich selbst verglühn? —

Solche und andre Lieder sang er aus der Fülle seiner Seele, bis die Schatten niedersanken und der andre Morgen ihn wieder zu dem gewohnten Tagewerke rief.

So einfach gingen seine Tage hin, als er einst am Abende eines trüben Regentages heraustrat aus dem Berge.

Der Himmel war noch ganz mit Wolken überzogen, und der Wald lag vor ihm in grauen Nebelduft gehüllt; doch mußte er durchwandert seyn. Mit unerschrocknen Tritten ging der Jüngling den bekannten Weg; allein das Dunkel war zu dicht, der täuschende Regenduft verwandelte die Form der Gegenstände, der Pfad war verloren.

Nach langem, langem Irren sah der erschöpfte Wanderer endlich einige helle Sterne durch die zerrißnen Wolken blinken, die Nacht hellte sich auf; allein wie sehr war er verwundert, als er sich in einer ganz fremden Gegend des Waldes sah, wohin er niemals noch gekommen war. Die Bäume schienen hier noch größer und noch wölbender; ihm war es wohl in dieser neuen Gegend; er ging noch einige Schritte fort und trat in den Kreis von hohen Bäumen, die vor ihm lagen, und siehe da, vor seinen Augen lag in dem entwölkten Sternenlichte ein prächtiges, doch ganz verlaßnes Schloß.

Erfreut, hier eine Herberge zu finden nach seiner langen Wanderung in der naſſen kalten Nacht, klopfte er muthig an das Thor; allein kein Laut gab ihm von drinnen Antwort; er klopfte wieder, umsonst! Endlich versuchte er, das Thor zu öffnen, und siehe, nach leiser Berührung gingen die Flügel auf, und er trat in die prächtigen, mit Marmor ausgelegten Hallen. Er zündete sich Licht an; der Sohn des Berges konnte leicht aus einem mitgebrachten Steine Funken rufen, und Kerzen fand er an den Wänden aufgesteckt; er zündete eine derselben an, und stieg eine köstlich breite Marmortreppe hinauf. Hier kam er in eine Reihe glänzender Zimmer, deren Pracht seine Augen ganz verblen-

dete, denn nie war ihm noch dergleichen vorgekommen. Er irrte ganz entzückt von einem zum andern; überall waren Spuren freundlicher Bewohnbarkeit, allein nirgends ein lebendes Wesen zu hören, noch zu sehen. Dem muthigen Widalin wandelte dabei kein Schauer an; schon lange hatte sich seine romantische Einbildungskraft nach irgend einer Unterbrechung seines einfachen Lebens gesehnt. Er wäre noch länger in den herrlichen Gemächern umhergeirrt, hätte ihn nicht seine große Müdigkeit endlich zur Ruhe genöthigt. Er wählte ein reizend trauliches Gemach, in dem ein schönes Ruhebette stand und das ein lieblicher Wohlgeruch durchhauchte. Im Kamine lagen noch dürre Reiser, als ob nicht lange ein Feuer hier gebrannt habe; er zündete sie an, und eine wärmende Gluth loderte empor und durchleuchtete freundlich das Zimmer. Drauf warf er sich auf das Lager und fiel bald in einen tiefen Schlaf.

Die schwere Arbeit des vergangnen Tages und das lange Irren durch den nassen Wald hatten seine Kräfte so erschöpft, daß er nicht im Stande war, sich zu ermuntern durch das, was um ihn vorging diese Nacht. Doch fuhr er halberwacht empor, von unruhigen Träumen aufgeschreckt; er öffnete die müden Augen halb; das Feuer brannte noch zusammensinkend im Kamin; — da schlug es auf der Schloßuhr Zwölf! —

In diesem Augenblicke erhob sich ein Geräusch durchs ganze Schloß; Thüren öffneten und schlossen sich, Tritte nahten sich mit schauerlichem Tone, und zwischen Traum und Wachen sah jetzt Widalin die Flügelthüren aufgehn und eine Dame in das Zimmer treten, von einem prächti-

gen Gefolg begleitet. Sie trug ein blendend weißes Kleid und einen weißen Schleier, der zu ihren Füßen niederfloß; doch ihr Gefolge war reich und wie zu einem Fest geſchmückt.

Die Dame ſtand einen Augenblick und ſchaute im Zimmer rings umher; auf ein Mal nahte ſie ſich dann dem Lager, auf welchem Widalin lag; ſie beugte ſich über ihn und ſchlug den Schleier zurück, um ſchärfer zu ſehen, ob er ſchlafe oder wache. Der Jüngling ſah nun durch den Nebel des Schlafs ein ſo wunderſchönes Geſicht, welches eine rührende Schwermuth unbeſchreiblich reizend machte, daß er noch immer fortzuträumen glaubte. Er wollte ſich emporrichten, er war es nicht im Stande. Als die Dame ſah, daß er ſchlief, wandte ſie ſich traurig zur Seite und ſagte mit einer zauberſüßen Stimme: Ach, Widalin, du ſchläfſt? und ich habe ſo angſtvoll auf dieſe Stunde gehofft!

Dieſe Worte drangen allmächtig in das bewegte Herz des Jünglings, er ſprang empor, er öffnete die Augen hell; da ſah er durch die Thür im Hintergrunde die Dame und ihr feſtliches Gefolg verſchwinden; er ſah noch durch die geöffnete Thür dem feierlichrn Zuge nach, der ſich in zweifelhafter Dämmerung verlor. —

Er überwand die ehrerbietige Scheu, die ihn im erſten Augenblick gefeſſelt hatte; ängſtlich ſtürzte er den Verſchwindenden nach. Doch — wie er in das andre Zimmer trat, war Alles öde und leer; er ſuchte durch die Zimmer alle: im ganzen Schloſſe war nicht eine Spur der ſeltſamen Erſcheinung anzutreffen. Ein Anderer würde Alles nur für Traum gehalten haben, Widalin fand in ſeiner Bruſt

zu tief die Wahrheit dieſes wundervollen Auftritts, der eine neue Thätigkeit und Kraft in ihm hervorrief und die dunkle Sehnſucht ſeiner Bruſt zu deuten ſchien.

Er nahm ſich vor, die nächſte Nacht an dieſen Ort zurückzukehren, um ſeine unwillkührliche Verſäumniß wieder gut zu machen.

Die Nacht war unterdeß vergangen, der Himmel fing an zu grauen, und Widalin mußte zurück zu ſeinem Tagewerk. Noch nie war er mit vollerm Herzen angefahren! — Der Tag verging, und als die Sterne wieder heimlichblinkend niederſahen, da fanden ſie den ſchlanken Widalin ſchon wieder auf dem Weg zum Schloſſe.

Mit Zweigen hatt' er ſich den Pfad bezeichnet; der Sturm war unterdeß gekommen und hatte ſie verweht; durch Regen war der Grund noch mehr durchnäßt, die Waldwaſſer ausgetreten, und nur nach vielen Beſchwerden kam der treue Wanderer endlich bei dem Schloſſe an.

Er ſuchte wieder ſein voriges Schlafgemach, zündete Feuer im Kamine an, und warf ſich dann ermattet, wie er war, aufs Ruhebett, um nur einſtweilen einer kurzen Raſt zu pflegen, mit dem feſten Verſatze, munter zu ſeyn in der geheimnißvollen Stunde. Doch ach, noch weit erſchöpfter war heute die überſpannte Natur des Jünglings, noch feſter wurde ſein Schlaf.

Die Uhr ſchlug wieder Zwölf, das Schloß ward wieder rege, die Dame trat herein, doch heute in einem ſchwarzen Kleide und mit ſchwarzem, niederwallendem Schleier. Sie nahte wieder dem Lager des Jünglings, und da ſie ihn ſchlafend fand, ſagte ſie mit noch herzdurchdrin-

genderm Tone: Ach, Widalin, ſchon wieder ſchläfſt du? und du konnteſt mein Retter werden! — — Nun darf ich dir noch Morgen Nacht erſcheinen, und dann auf ewig nimmer mehr!

Wer die Angſt kennt, die Einer fühlt, der wider ſeinen Willen von den Banden des Schlafes feſtgehalten wird, halbwachend fühlt, daß Alles darauf ſtehe, und doch zurückſinkt mit gelähmter Kraft, der wird die Todesangſt begreifen, mit der ſich bei den letzten Worten der erſchrockne Jüngling aufriß, doch nur, um den Zug, wie in der vorigen Nacht, verſchwinden zu ſehen. Sie ſchwanden durch die Thür im Hintergrunde, die Dame, und die Herren und Damen, die ihr folgten. Vergebens eilte er dem Zuge nach, vergebens ſuchte er im leeren Schloſſe, kein Leben war zu hören noch zu ſehen. Die ſchmerzlichſüßen Worte: Du konnteſt mein Retter werden! klangen unaufhörlich in ſeinen Ohren, und nicht minder, als das Gefühl, das ſolche wunderbare Schönheit in ihm erweckt hatte, regte ſich ſeine angeborne Großmuth bei dem Gedanken, daß dieſe himmliſche Schönheit leide, und daß er ihr Retter habe werden können. Unter tauſend Vorwürfen über ſeine geringe Wachſamkeit, ſchwur er die nächſte Nacht wieder an dieſem Orte zu ſeyn, und ſie zu retten oder nicht zu überleben.

Er ging zu ſeinem dunkeln Schacht,
Als Morgenpurpur floß;
Er kehrte wieder mit der Nacht
Zum lieben Zauberſchloß.

Er ſuchte wieder ſein Schlafgemach, er zündete Feuer im Kamine; — allein dreifach erſchöpft war heute die Ju-

gendkraft des Armen. Er ſuchte mit Gewalt die Augen aufzuhalten; doch ach, es ſchloß ſie die erliegende Natur!

Und wieder ſchlug es zwölf Uhr auf dem Thurme; das Schloß ward wieder rege. Die Dame trat herein, von ihrem prächtigen Gefolg begleitet; doch heut' war ihr Gewand nicht weiß, nicht ſchwarz: roth war es, wie die Farbe des Bluts. Sie nahte Widalin bebenden Schrittes, und da ſie ihn ſchlafend fand, rief ſie mit herzzerreißendem Schmerz: Ach, Widalin, du ſchläfſt zum dritten Male? — Und nun bin ich verloren! — Leb wohl denn! lebe wohl — auf — ewig!

Sie wollte ſich in dieſem Augenblicke wieder von ihm wenden, allein Verzweiflung riß bei dieſen ſchrecklichen Worten den erſchrocknen Jüngling auf; er faßte ſchnell die Hand der Scheidenden, und rief, indem er ſich zu ihren Füßen warf: O, himmliſche, angebetete Schönheit, entfliehe nicht von dem, der ſich auf Tod und Leben deinem Dienſte weiht! —

Bei dieſen Worten klang mit einem Male ein ſeltſamer, heller Laut durch das ganze Schloß; die Kerzen an den Wänden zündeten von ſelbſt ſich an, und eine himmliſche Freudigkeit verbreitete ſich auf dem Geſicht der ſchönen Unbekannten; ſie winkte Widalin, ſich neben ſie zu ſetzen, indeß ſich das Gefolge unter dem Ausdruck der freudigſten Theilnahme in das Nebenzimmer entfernte. Die ſchöne Dame begann darauf mit folgenden Worten:

So ſcheint denn endlich ſich des Schickſals Strenge zu erweichen, da du, großmüthiger Jüngling, dich willig zeigſt, meine qualvollen Leiden zu endigen. Das Schickſal

hat dich zu meinem Retter beſtimmt. Ich ſelbſt, ich habe dich eſt geſehen, wenn du, den eine edlere Sehnſucht von den Kreiſen der Luſt entfernt hielt, dich in die Schauer dieſes geweihten Waldes flüchteteſt; und eine freudige Hoffnung bemächtigte ſich ſtets bei deinem Anblick meiner.

Allein um dich von dem zu unterrichten, was du für mich thun kannſt, muß ich dich vorher in wenigen Worten mit der Geſchichte meiner Herkunft und meines unglücklichen Schickſals bekannt machen.

Mein Name iſt Amalwina, und ich bin aus dem unſterblichen Geſchlecht der Elementargeiſter. Ich müßte glauben, dich mit Furcht zu erfüllen, kennt' ich nicht deinen unerſchrocknen Muth und deine edle, ſich nach höhern Kräften ſehnende Natur. — Mein Vater iſt der König, dem du dienſt, Altamor, Fürſt der Gnomen, und meine Mutter Elfrieda, die Elfenkönigin, Beherrſcherin der Wälder und der Nymphen, die in den Bäumen wohnen. Beide liebten ſich einſt mit aller der Gluth, die von der tiefen Innigkeit meines Vaters und von der zärtlichen Schwärmerei meiner Mutter zu erwarten war. Doch, ach, bald trennten ſich ihre verſchiedenartigen Gemüther, die nur die heilige Gewalt der Liebe vereint hatte, als Eigenliebe, wie unter den Menſchen, ſich bei ihnen zu regen begann. Meine Mutter warf meinem Vater Härte vor; er klagte ſie dagegen einer übergroßen Herrſchſucht an, und eine Handlung meiner Mutter, die am Ende noch die gänzliche Trennung der Vermählten herbeiführte, ſchien dieſem Vorwurf einigen Schein des Rechts zu geben. Mein Vater hatte einen kühnen, majeſtätiſchen Felſen emporgehoben, zum Zeichen, daß

er in diesem Berge seinen Thron errichten und hier künftig hausen wolle; allein bei der Erschütterung, die er zu dem Ende verursachte, hatte er nicht darauf geachtet, daß er ein anmuthiges junges Birkenwäldchen, das meine Mutter liebte, grausam unter Schutt und Trümmern begrub. Meine Mutter, außer sich darüber, ließ augenblicklich einen hochrauschenden, stolzen Fichtenwald auf und neben der Stirn des Felsen aufwachsen, gleichsam um zu zeigen, wie es wenigstens mein Vater aufnahm, daß ihre Macht doch immer über der seinen stehe.

Mit der Wuth meines Vaters soll, glaub' ich, nichts zu vergleichen seyn, wenn sie einmal aufgereizt wird. Die Erde schütterte in ihren Vesten; er drohte meiner Mutter Vernichtung; sie aber suchte Zuflucht bei ihrem nahen Verwandten, dem Wasserkönige. — Ich gebe dir hundert tausend schlanke Erlen, — sagte sie — du magst sie nun in deine Fluthen wirbeln, oder die Ufer deiner Ströme damit kränzen, wenn du mich schützest vor der Rache meines aufgebrachten Gemahls und, wofern dir das möglich, seiner Freiheit dich bemächtigst.

Der Wasserkönig, durch diese Worte aufgemuntert, stieg sogleich hinab in die tiefen Reiche meines Vaters; er ließ wilde Fluthen brausen, und ein gewaltiges Bergwasser brach plötzlich aus der Wand des Berges und verschloß den Eingang der Grotte, in der sich der unglückliche König befand. Er war nun gefangen, und keine Macht vermochte, ihn zu befreien; seine Getreuen selbst wußten nicht, wo er hin verschwunden war. —

Allein sein vertrauter Freund, der König des Feuers,

ſchwur ſein Unglück wenigſtens zu rächen, da er ihn nicht retten kennte; denn die Macht des Feuers darf dem Waſſer nie im offnen Kriege begegnen. Aber er raſte durch den Wald, wo meine Mutter ihre Wohnung hatte, verzehrte mit praſſelnder, wildlodernder Flamme die herrlichſten Bäume, und bannte ſie ſelbſt in den Stamm einer hundertjährigen halbabgeſtorbnen Eiche, wo ſie nun, ſo wie mein Vater in ſeiner Felſenhöhle, nach dem Schluſſe des Schickſals in trauriger Gefangenſchaft ſchmachtet, bis zu ihrer Erlöſung.

Ich, das unglückliche Kind ihrer einſt ſo zärtlichen Liebe, blieb nun verwaiſt auf der Welt zurück; zwar fiel mir als mütterliches Erbtheil dieſes weite Königreich anheim, allein der Fluch des Schickſals über meine unglücklichen Eltern ſchien auch auf mir zu ruhen. Nicht ziemt es der kindlichen Ehrerbietung über das Recht oder Unrecht derjenigen zu urtheilen, denen ich das Daſein danke; der Ausſpruch der höhern Mächte hat indeſſen meiner Mutter den größern Theil des Unrechts zuerkannt und ſo ſchien gleichſam ihr Geſchlecht in ihrer armen Tochter noch geſtraft zu werden.

Ich ward von fremden, untheilnehmenden Verwaltern meines Reichs erzogen. Als ich die Jahre der Jungfrau erreicht hatte, warb der mächtige Monarch eines benachbarten Reichs um meine Hand, damit er mein großes Land mit ſeinem (unermeßlichen) vereinigen möchte; er drohte mein Vaterland mit Krieg zu überziehen, wofern man ſein Geſuch verweigre. Geſehen hatten wir uns nie, allein man gab ohne Bedenken die verlangte Einwilligung, ob

man mich ſelbſt auch nicht darum befragte. Ich ward von einer prächtigen Geſandtſchaft in das Land meines Verlobten abgeholt, und ein nicht minder herrliches Gefolg der Meinigen begleitete mich.

Als ich die lange Reiſe glücklich zurückgelegt, fand ich die Hauptſtadt meines Verlobten, und ein prachtvolles Serail, wo ich herrſchen ſollte, auf das koſtbarſte und glänzendſte geſchmückt; auch war es eine herrliche Gegend, in der die Hauptſtadt lag, aber ach! — ihn ſelbſt fand ich ſo himmelweit verſchieden von dem Bilde, das nur dunkel und mir ſelbſt noch nicht bewußt in meiner Bruſt geſchlummert hatte. Wie ein geduldiges Lamm hatte ich mich meinem Schickſal entgegenführen laſſen; meine ſtrenge und eingezogne Erziehung, und die Erinnerung an die unglücklichen Begebenheiten meines Hauſes, die noch immer aus den frühen Kindertagen vor mir ſchwebten, hatten mein weiches Gemüth mit Niedergeſchlagenheit erfüllt und kein lebhaftes Verlangen nach irgend Etwas in mir aufkeimen laſſen. Jetzt bei dem Anblick meines Verlobten fühlt' ich blos, daß ich unabſehlich elend ſey; und war ich auch zu furchtſam meine Gefühle zu geſtehen, ſo hätte doch ein Strom von Thränen, der aus meinen Augen brach, wohl für mich ſprechen können; doch dieſe wurden nur für Zeichen großer Rührung aufgenommen bei einer ſo entſcheidenden Begebenheit.

Das Aeußre des Königs war es nicht ſowohl, was mich mit Abſcheu gegen ihn erfüllte, als allenthalben die Beweiſe ſeiner rohen, grauſamen Gemüthsart. Vor meine Seele trat ein Bild von liebender Gefährtſchaft zweier

gleichen Weſen; — und hier die Verbindung mit einem fühlloſen Tyrannen!

Indeſſen war ſchon Alles feſtlich zubereitet zu der furchtbaren Feierlichkeit, und ich — ach! ich war ſchwach genug den Meineid auszuſprechen, der mich an einen mir verhaßten Gatten band.

Allein kaum war der Eid geſprochen, ſo fühlt ich es wie Felſenlaſt auf meiner Bruſt; ich fühlte das Gewicht des Lebens nicht ertragen zu können. Unter dem Vorwand mich zu ſammeln und ein wenig auszuruhen in der ſchwülen Mittagsſtunde, begehrte ich allein gelaſſen zu werden von allen meinen Leuten und begab mich in ein anmuthig kühles Gemach. Allein von da ſtieg ich durch eine Gartentreppe hinab auf die reizend blühende Terraſſe, und eilte durch ſchattige Gänge dem Fluſſe zu, der, wie ich wußte, hinter den Gärten vorüberrauſchte. Ohne Bedauern blickt' ich noch einmal auf dieſe reizenden Luſtgebiete zurück, und ſtürzte, als ich nun das Ufer des Fluſſes erreicht hatte, mit verzweiflungsvoller Ruhe in die Fluth. Der dunkle Strudel erfaßte mich; die Wellen ſchlugen über mir zuſammen und begruben mich in ihrem nächtlichen Schooße.

Mein Tod — — Der Jüngling ſchauderte bei dieſen Worten unwillkührlich zuſammen, die ihn von der unkörperlichen Natur ſeiner wunderbaren Geliebten überzeugten. — Die Dame fuhr fort:

Mein Tod hatte die furchtbarſten Folgen: nicht lang nach meiner That ſuchte mich mein Gefolge. Man fand mich nicht, der ganze Pallaſt gerieth in Aufruhr. Dem König war meine Abneigung nicht entgangen, ſo wenig

als das geheime Mitleid meiner Treuen, denn meine Unterthanen liebten mich herzlich treu. Er beſchuldigte nun meine Landsleute mich heimlich entführt zu haben, und ſchäumte vor Wuth bei dem Verdacht. Die Meinigen dagegen, die nach Art des Volks durch meinen Untergang zu noch größerm Eifer und Mitleid angefeuert wurden, gaben tauſend finſtern Muthmaßungen gegen den König Raum, den ſie jetzt als die, doch ſelbſt beſtätigte Urſach meines Unglücks haßten; ein blutiger Krieg brach zwiſchen beiden Völkern aus. Manch edles Opfer fiel vor dem begierigen Schwerte, und mein Gemahl erlag dem Dolchſtoß eines meiner ſchwärmeriſchen Rächer. Das Scepter meines Reichs fiel einem fremden Stamm anheim, und mein ward bald nicht mehr gedacht.

Ich aber, die ich die Vergeſſenheit des Todes in der kalten Fluth geſucht, ich fand ſie nicht. Ich Unglückliche hatte nicht bedacht, daß die unzerſtörbare Natur meiner Eltern auch auf mich geerbt war! — Die Fluthen begruben mich, allein ſie tödteten mich nicht. — Fürchte nicht, edler Jüngling, die Nähe eines abgeſchiednen Geiſtes! — Die Tochter der Elementarfürſten ward nach dem Schluſſe des Schickſals verurtheilt in dieſem einſamen Schloſſe für die ſchrecklichen Folgen ihrer übereilten Handlungen zu büßen. Ach, die einfachen Vergehungen gewöhnlicher Menſchen auf dem Throne ziehn ſie tauſendfaches Gewicht nach ſich!

In dieſem Zuſtande zwiſchen Tod und Leben ward mir Vieles klar, was ich vorher nicht geahnet hatte. Ich er-

fuhr, nächſt den Offenbarungen höherer Weisheit, auch die unglückliche Geſchichte meines Hauſes; erfuhr, daß meine Erlöſung zwar ſchwer, daß aber denn auch das ſeligſte Loos der Erde mein, und daß die Erlöſung meiner Eltern mit der meinigen verbunden ſeyn werde; ein Gedanke, der mich mit Entzücken füllte. Doch ach, lang mußt' ich ſchmachten, und hart waren die Prüfungen, worüber mich ein ew'ges Schweigen bindet. — Alljährig nur drei Nächte vor dem St. Johannisfeſte war mir vergönnt ſichtbar im Schloſſe umzugehn, von dem Gefolge meines Hochzeittags begleitet. Die letzten dieſer Nächte waren erſehn, dich, der mir als mein beſtimmter Retter angekündigt, um Mitleid anzuflehn; es war die letzte mir vergönnte Friſt, und — ach, Widalin, wie bald hätteſt du ſie verſäumt! — — Und — biſt du auch entſchloſſen, das ſchwere Unternehmen zu beſtehen?

Widalin war bisher durch Ehrfurcht und Erſtaunen gefeſſelt geweſen; bei dieſen Worten hielt er ſich nicht mehr, er ſtürzte ſich aufs neue zu den Füßen der ſchönen, unglücklichen Königin und rief mit einem Blick und Ton, den ſeine Seele ausſprach: himmliſches Weſen, höre auf, noch durch den kleinſten Zweifel mein Herz zu zerreißen. Ich kann es nicht mit Worten ſagen, wie es in meinem Innern iſt; doch wenn ich dich ſo anſehe, ſo fühl' ich jene dunkle Sehnſucht ausgefüllt, die mich verzehrte, und leichter dünkt's mir zehnmal in den Tod zu gehn, als ohne dich das Leben länger zu ertragen

Amalwina blickte eine Weile mit einem wunderbar

gemiſchten Blicke auf den knieenden Jüngling nieder; ſie ſchien ſich in dem ſehnſuchtsvollen und doch reinen Feuer zu ſpiegeln, das in ſeinen Augen brannte; endlich kraten Thränen in die ihren; ſie hob den Jüngling auf, und ſagte dann mit einem himmliſch ſanften Lächeln:

Die Stunde iſt gekommen, wo ſich mein unglückliches Herz dem einſt nur bang geahnten ſeligſten Gefühle überlaſſen darf. Ja wiſſe, Widalin, die Worte, die du von deiner Sehnſucht ſprachſt, ſie kommen dir aus meiner Bruſt zurück! Du biſt das Weſen, das im dunkeln Ahnungstraum vor meiner Seele ſchwebte. Ich habe das gefühlt, ſo oft ich dich im Walde ſah, ſo oft ich deine ſüßen Lieder hörte. Mit Wonne hab' ich die Schritte meines geliebten Retters umſchwebt; ich ſahe dein Verſchmähn gemeiner Freuden; ſah wie du eifrig, mit geweihtem Sinn dich in die Wunder der Natur eindrängteſt, mitleidig zwar bemerkt' ich das Verſchmachten deiner jugendlichen Schönheit durch die Dämpfe giftiger Schwaden in den unterirdiſchen Regionen, ſah deine bleichern Wangen; doch iſt es wahr, was deine Worte, dein ganzes Weſen mir verrathen, — dann — o du Liebling meiner Seele — wird bald beglückte Liebe dieſe Wangen wieder röthen.

Die Wangen des edeln Knappen hatten ſich während dieſer Rede in der That mit einem glühenden Purpurroth gefärbt. Ein Sturm von Ueberraſchung und Entzücken bewegte ſeine volle Bruſt; zehnmal wollte ſeine Leidenſchaft die Rede unterbrechen, die er gleichwohl mit allen wonnetrunknen Sinnen in ſich zog. Doch eine überirdiſche Ho-

heit, die trotz ihrer Zärtlichkeit um Amalwinens Wesen schwebte, hielt ihn zurück; was er that und was er sagte, als sie nun geendigt hatte, um ihr seine Dankbarkeit und sein Entzücken auszudrücken, war er sich selbst nicht klar bewußt. Indeß nur kurze Augenblicke überließ sich Amalwine der beglückten Gegenwart.

Die Stunde eilt, sprach sie bedeutend, am Himmel schwinden schon die bleichen Sterne; vernimm, mein Widalin, was du zu thun hast, willst du mich erretten!

Schnell wie ein Blitz durchzuckte der Gedanke künft'ger That die großmuthsvolle Seele Widalins; nur einen Augenblick im Rausch der Wonne hatt' er sie vergessen; glühend von Muth und Eifer, bat er die holde Königin, ihm kund zu thun, was er beginnen sollte für das große Werk.

Wehmüthig lächelnd blickte sie ihn an und sagte:

Hart, o mein Liebling, sind die Prüfungen, die du zu bestehn hast, rauh und beschwerdenvoll dein langer Weg! Liebst du mich aber, so wird dir Vergütung werden in dem Arm der treusten Liebe. — Nimm diesen Talisman, — sie reichte ihm bei diesen Worten eine goldne Kapsel dar, — sie enthält, fuhr sie fort, einen geweihten Magnet, der dir nach allen Seiten und nach der Höhe und Tiefe die Richtung angeben wird, nach der du dich wenden mußt. Steige damit in die tiefsten Gänge deiner Schachten, ungesehen von den Augen deiner Brüder, denen dich der Talisman verbergen wird. Grabe unermüdet der Richtung nach, die der Magnet dir zeigt. Bergwände werden ein-

ſtürzen, wilde Ströme aus den Felſen brechen, ach, mein Geliebter, und ich kann dir nicht nahe ſeyn, dich nicht beſchützen in der drohenden Gefahr! Hat aber das Schickſal deine und meine Rettung beſchloſſen, ſo wirſt du an die Höhle kommen, wo der Edelſtein des Lichtes liegt; haſt du ihn errungen, ſo wird er dir die Zaubergärten der Tiefe öffnen; dort aber, mein Geliebter, laß dich nicht blenden von der reizenden Pracht! Wendeſt du dich zurück, oder berührſt nur eine von den funkelnden Früchten oder Blumen, ſo iſt für uns die Hoffnung verſchwunden, durch dich gerettet zu werden. Jenſeits der prangenden Gefilde liegt das Gefängniß meines Vaters; ob du den wilden Bergſtrom überwinden, ob ſein und unſer Aller Befreiung dir gelingen wird? — Ich weiß es nicht! Nacht ruht über der Ferne unſerer Zukunft! Doch gute Götter mögen dich begleiten, und — — die zärtlichſte, die treuſte Liebe! —

Und ſo, rief Widalin, ſei Erd und Himmel mein Zeuge, daß ich gelobe nicht zu raſten, ich habe denn gefunden deine Befreiung, oder meinen Tod!

Noch einmal wiederholten ſich beide die Verſicherungen innigſter Liebe.

Aber jetzt, rief Amalwine, indem ſie ſich ängſtlich umſah, jetzt müſſen wir ſcheiden!

Leb wohl, leb wohl, Geliebter mein!
Die frühen Hähne krähn!
Aus Oſten ſpäht des Tages Schein, —
Leb wohl, — auf Wiederſehn! — —

Verſchwunden war die Dame und ihr Hof, und durch die Fenſter ſah der erſte Tagesſtrahl, und glänzt' in das Auge des verlaßnen Jünglings. —

Er ging zu ſeinem dunkeln Schacht,
Als Morgenpurpur floß;
Doch, — nimmer kehrt' er mit der Nacht
Zum lieben Zauberſchloß.

Der ſchlanke Widalin ward fortan nicht mehr unter den Knappen geſehn. Er ſey verſchüttet, meinte man; er aber wandelte ſchon lange ſeine große Bahn, von Geiſtern wunderbar mit Geiſternahrung erhalten. Ein ganzes Jahr lang und wohl drüber dauerte die mühevolle Wanderung; ins Herz der Erde drang er kühn, Gefahren wurden ringsum rege, Donner brüllten aus den Schlünden, Bergwände ſtürzten ein und wilde Waſſer brachen aus den Felſen; er kämpfte unermüdet mit den furchtbaren unbekannten Schreckniſſen der Tiefe. Durch giftige Schwaden, durch reißende Fluthen drang er am Ende zu der heiligen Höhle, zu der die Richtung des Magnets ihn führte. Der harte Felſen wich vor den Anſtrengungen ſeiner Kraft, und aus dem geſprengten Dunkel brach ein heller überirdiſcher Glanz hervor, und der Edelſtein des Lichtes war in ſeinem Beſitz!

Ein wunderbarer Schimmer erhellte nun die weiten Reiche der Tiefe, die großen, funkelnden Gewölbe mit ihren hochaufſtrebenden Säulen, und die himmelhohen Grotten mit Gold- und Silberadern reich geſchmückt. Vor Widalin thaten ſich die Zaubergärten dieſer Reiche auf, unendlich entzückende Gefilde. Da funkelten die Wieſen und

die anmuthigſten Haine aus Smaragden, aus tauſend Edelſteinen die bunten Blumenfluren. Glühende Rubinen waren Roſen, tiefe Amathiſten Veilchen, und die himmelblauen Hiacinthen glänzten aus Saphyr. Durch dieſe friſche funkelnde Farbenwelt wanden ſich Ströme von flüſſigem Geld und Silber.

Während Widalin dieſe zauberiſchen Fluren wandelte, riefen ihm von allen Seiten lockende Stimmen nach:

Schöner Jüngling, komm herein!
Komm in meinen lichten Hain!
Komm an meinen Blumenrain,
All die reiche Pracht iſt dein!

Aber eine andre Stimme ſang ihm mit melodiſchem Ton:

Edler Jüngling, unverdroſſen
Geh den ſchweren Prüfungsgang!
Glänzend liegt es aufgeſchloſſen,
Was der heil'ge Muth errang!

Und unverweilten Trittes ging der treue Widalin durch die ſchimmernden Gefilde, die lockenden Stimmen und die prangenden Schätze verſuchten nicht ſein edles Herz, bis er jenſeits an die Felſengrotte kam, die den gefangnen Gnomenkönig in ſich ſchloß. Ein ungeheurer Bergſtrom brauſte hier mit raſender Gewalt vorüber und ſchien den Zugang unmöglich zu machen; doch muthig ſtürzte Widalin in das Gebraus der Wellen, und — ſiehe! — ſo wie der Stein des Lichtes die tobenden Fluthen berührte, ſo

trennten ſie ſich, die Felſen ſprangen auseinander und — frei war der mächtige Geiſt der Erde! —

Ein lauter Jubel ſchallte durch das ganze Reich; der Felſen that ſich nach eben auseinander, der unterirdiſche Grund ſchien empor zu ſteigen und vereinigte ſich wieder mit der Oberfläche der Erde. Ein grüner, wehender Wald erhob ſich über dem geöffneten Felſen und funkelte im Gold der eben aufgehenden Sonne, ſchön und ſchöner, als jene Zauberhaine der Tiefe, und Elfrieda trat in bräutlichem Schmuck ihrem lang verlornen Gatten entgegen; beide näherten ſich, blickten ſich an, und ſanken dann unter himmliſchen Thränen einander in die Arme.

Aber während dieſe ihre liebende Verſöhnung feierten und der großmüthige Widalin noch mit erſtaunter Freude ihrer Wonne zuſah, trat aus dem Stein des Lichtes eine hohe, lichtſtrahlende Geiſtergeſtalt, die ſich mit dieſen Worten zu dem Jüngling wandte:

Du haſt, o edler Jüngling, das Beiſpielloſe vollbracht; nur eine ſeltne Liebe konnte jene Getrennten wieder vereinigen. Nur wenn ein Mann, den nie ein Weib gerührt vor dem Idole ſeiner höhern Sehnſucht, nur wenn er in unermüdeter Beharrlichkeit nach ihrem Glücke ſtreben, und wenn ein Weib in wahrer liebender Demuth ſich vor der Hoheit ihres Auserwählten beugen würde, ſollte der Schluß des Schickſals aufgehoben ſeyn. Ihr habt es beide erfüllt: Du haſt das Ziel erkämpft, Amalwina hat, entſagend ihrer königlichen Würde, die göttliche Natur in dem Geringgebornen anerkannt.

Und ewig, rief in diesem Augenblicke die befreite Amalwina, die in strahlendem Liebreiz vor dem entzückten Jüngling stand und ihre Arme zärtlich um ihn schlang, ewig und unumschränkt, mein König, sollst du in diesem unterwerfnen Herzen herrschen.

Nehmt, rief Elfrieda, die sich mit Altamor dem holden Paar genähert und gerührt den Aeußerungen ihrer zärtlichen Liebe zugesehen hatte, nehmt zur Hochzeitgabe dieses Königreich, das mir, der Geisterfürstin, überflüssig ist. Ihr werdet es mild beherrschen, meine Kinder, mild, wie Eure Herzen sind.

Und dringe, rief der mächtige Erdgeist, o du mein würdiger, geliebter Sohn, nun freudig in die Wunder meines Reichs.

Wo Muth und Kraft und Liebe ringen, sagte die hohe Lichtgestalt, da wird der Geist des Lichtes frei, und liebend öffnet die Natur ihr Herz.

Der schöne Widalin ward nun der glückliche Gemahl der schönen Königin und herrschte über sein beglücktes Reich.

Nun ging er nicht zum dunkeln Schacht,
Wenn Morgenpurpur floß.
Ihm glänzte nun bei Tag und Nacht
Sein liebes Zauberschloß.

Doch immer wohnte ihm noch eine tiefe Liebe für seine einst erwählte Bestimmung bei; er stieg noch oft hinab in die düstern Labyrinthe des Schachtes und folgte den

geheimnißvollen Tritten der Natur in dieſer tiefen Wunderwelt, durch ihn kam Segen auf den guten und doch ſo armen Stand, und ſelbſt als König hieß der ſchlanke Widalin noch immer das Haupt der edeln Knappſchaft, unter der er einſt gedient.

VI.

Licht aus Dunkel

oder

Die Macht des Vorurtheils.

Die Kronleuchter waren angezündet im Gesellschaftssaal, die Gäste sammelten sich schon in den prächtig geschmückten Zimmern, und die Stunde nahte heran, die über das Schicksal der schönen, der edeln Natalie entscheiden, die ihr sagen sollte, ob das stille, ihr selbst nicht gestandne Verlangen einer hohen Seele erfüllt werden, oder ob sie bestimmt seyn solle, ihr Leben einsam an der Seite eines ungeliebten Wesens hinzubringen, das Opfer einer schweren, ach der schwersten aller Pflichten für ein weibliches Gemüth. Natalie sollte heut den bestimmten Gemahl zum erstenmale sehen.

Es ist das Loos der Größern, gerade in der höchsten, schönsten Wahl, des höchsten Guts der Menschheit, ihrer Freiheit zu entbehren. Die beiden gräflichen Häuser hatten die Vermählung geschlossen, ohne daß Natalie, ohne daß Edwin, der damals noch auf Reisen war, darüber wären zu Rathe gezogen worden. Familienvortheil, selbst vielleicht Staatskunst wollten es; es war weise, es war vortheilhaft, daß der Minister seine Tochter dem Sohne des Gesandten gab; wie konnten Liebe und Natur eine Stimme haben?

Die edle Natalie hatte mitten unter den gefährlichen Freuden der großen Welt den unentweihten Lenz des Herzens aufbewahrt, und mitten in dem zerſtreuenden, entſeelenden Gewühl die Fülle tiefen, innigen Gefühls. Ein innres Ahnden ſagte ihr, daß es ein Gut gebe, ſchöner und beglückender als jene Freuden, die Leichtſinn und Eroberungsſucht den mehrſten ihrer Schweſtern bezaubernd machten, und freudig opferte ſie den Genuß einer ſolchen Gegenwart dem ungenannten, ſtillverehrten Götterbilde auf; der Lilie gleich, die unter bunten, üppig prangenden Blumen ihr ſchönes, unſchuldvolles Haupt zum Himmel hebt.

Einen Geliebten hatte Natalie nicht gewählt unter der gehaltloſen Menge ihrer ſchmeichelnden Verehrer, einem Gemahl ſollte ſie zu Theil werden! Einem Weſen, das ſie nicht kannte, und ach! das vielleicht mit roher Willkühr die Himmelsblüthe dieſer ſchönen Seele brechen ſollte. Die ſanfte Natalie hatte ſich früh gewöhnt ihren Wünſchen zu gebieten; ſie erhob ihr Herz zu Gott und flehte ihn um Ergebung in den Willen ihrer Eltern, in den Willen ihres Schickſals an, aber unwillkührlich drängten ſich Thränen zwiſchen ihr Gebet, und die Schauer einer öden, freudenloſen Zukunft traten vor ihren Blick.

Graf Edwin war des vorigen Tages von ſeinen Reiſen zurückgekehrt, und die Eltern der jungen Gräfin hatten das heutige Abendfeſt zur Feier ſeiner Ankunft angeſtellt. Der Graf und ſein Vater wurden auf dem Schloſſe erwartet, das Nataliens Eltern während des Sommers in der Nähe der Reſidenz zu bewohnen pflegten, und meh-

rere Größe der Stadt und des Hofes sollten diesen Tag glänzend machen. Aengstlich klopfte das Herz der armen Natalie, so oft sich die Flügelthüren öffneten und sie den Gefürchteten eintreten zu sehen glaubte. Die peinliche Erwartung verlängerte sich, Natalie versank endlich in ein wehmüthiges Sinnen, und es war ihr wie ein Traum, als sie jetzt eine Gestalt sich gegenüber sah, die ihr ihr Vater als Graf Edwin vorstellte. Ja, wie aus ihren schönsten Träumen schien diese himmlische Gestalt entlehnt. Alles, was sie jemals nur dunkel, unerklärt geahnet hatte, ging jetzt in lichtem Leben vor ihr auf. Eine glühende Röthe überflog ihr Gesicht; sie fühlte zum erstenmal in ihrem Leben die Berührung jener Macht, die ein Herz wie das ihre nur mit Anbetung empfangen kann. Wie Traum schien es ihr, daß sich, statt einer düstern, kämpfevollen Laufbahn, ein Paradies voll Liebe ihr eröffnen solle. Graf Edwin sprach während der Tafel mit Feuer über Gegenstände, die ihm theuer waren. Gegenstände hohen, menschlichen Interesses, und nur an Männer, nur an seinen Vater, seine Freunde richtete sich sein Gespräch; allein Natalens Auge hing unverwandt an den ausdrucksvollen Zügen, aus denen ihr eine geliebte, verwandte Seele entgegensprach, seine Worte, seine edeln, seelenvollen Reden bestätigten die innige Verwandtschaft, so übereinstimmend mit ihr hatte noch Niemand auf der Welt empfunden, noch Niemand auf der Welt gedacht. Ihr war, als löse sich jetzt plötzlich das schlummernde Saitenspiel in ihrer Brust mit einem andern zu beseeligendem Einklang auf, als habe sie die zweite, beßre Hälfte ihres Selbst gefunden.

Natalie betrog ſich nicht; Edwin war ganz das Weſen, das ein Herz, tief wie das ihrige, verſtehen, eine Liebe, ſtark und innig wie die ihrige, erwiedern konnte; auch er würde Natalie angebetet haben, hätte nicht Zwang, ſondern Liebe ſie ihm zugeführt. Mit dem großmüthigſten, allen Tugenden offnen Herzen vereinigte er einen Grad von Leidenſchaftlichkeit, die ihn nicht ſelten auch zum Böſen hinriß. Eine glühende Freiheitsliebe war von Kindheit auf ſein Eigenthum. Eine verfehlte, vielleicht zu ſclaviſche Erziehung hatte ſie veranlaßt, hatte in ihm jenen Trotz hervorgebracht, der ſtarken Seelen nur zu leicht aus jenem Misgriff kömmt. Der leiſeſte Anſtrich von Zwang war hinreichend, ihm das zuwider, fliehenswerth zu machen, was er freiwillig aufgeſucht haben würde. Auf ſeinen Reiſen war dieſer Zug durch kühne Schwärmereien noch genährt, und welchen Eindruck mußte es auf ihn machen, als er jetzt mit einem Male mit gefühlloſer Willkühr über ſein Geſchick entſchieden ſah. Nur in heiliger Entfernung, nur als Kampfpreis ſeiner thatenbegierigen Seele hatte er bisher ein Götterbild verehrt, das er noch nicht zu nennen, noch nicht ins Auge zu faſſen wagte, und nichtige Klugheit hatte ſeine Zukunft jetzt entgöttert, und raubte ihm den fernen Siegslohn einer edeln, ſchönen Bahn.

Die Gründe, der Wille ſeines Vaters mußten ihn endlich überwinden; er ergab ſich, aber in ihm ſtand der Entſchluß feſt, ſein Herz wenigſtens in ſtolzer Verſchloſſenheit für ſich zu bewahren, wenn er ſein Schickſal opfern müſſe.

Unter ſolchen Geſinnungen, mit einer Stärke des Vorurtheils, deſſen ein Charakter wie der ſeine fähig war, lernte er Natalie kennen, — und keine wohlthätige Ahndung flüſterte ihm zu, daß dies die Seele ſey, die ihn unter Tauſenden verſtehen werde. Mit reinerm Sinn hatte Natalie den Liebenswürdigen erkannt, vor dem auch ſie vorher gezittert hatte; mit ſanfter, weiblicher Demuth vergaß ſie alle Bitterkeit des Zwanges, und pries ihr Schickſal, das ihm ſo begegnet war. Reine Bewunderung, ein Gefühl von Andacht für den Herrlichen füllte ihr ganzes Weſen in den erſten Augenblicken, und ließ ihr für keinen ſtolzen, eigennützigen Gedanken Raum. Aber ach! nur zu bald ſollte ſie aus den ſchönen, ſelbſtvergeßnen Phantaſien geweckt werden, in denen ſie die erſten Augenblicke über verſunken war. Nur zu bald ſollte ſie mit tödtlichem Schmerz die Kälte fühlen, die aus den Blicken, aus dem ganzen Betragen ihres Verlobten für ſie ſprach! Tage, Wochen gingen hin wie der erſte Abend. Edwins Starrſinn verhinderte jedes nähere Erkennen, und Natalie hielt ein edles Gefühl ihres Werthes ab, es dringender zu ſuchen. Das Einzige, was ſie wünſchte, war Aufſchub der Vermählung, doch auch hier ging Alles ſeinen abgemeßnen, unwandelbaren Gang, wie der Gang des eiſernen Schickſals, und — ſo mannichfach ſind die Quellen menſchlichen Leidens! — die Gattin des geliebteſten, der Liebe werthеſten Mannes war die unglücklichſte der Weiber! —

Zu zart fühlte Natalie, um ihrem Gemahl den Kummer zu zeigen, den ſeine Vernachläſſigung, ſeine Kälte

ihr erregte, zu edelstolz, selbst zu klug war sie, um ihn durch einen Schatten von Zudringlichkeit noch mehr von sich zu entfernen. Mit sanfter Gleichmuth schien sie es zu ertragen, daß ihr Gemahl sich vom Anfang ihrer Verbindung an in seine Etage zurückzog, daß er seine eignen Abendzirkel hatte, daß er von verführerischen Freunden, vielleicht von seiner eignen lebhaften Phantasie hingerissen, so manchen Zerstreuungen nachhing, die wohl nicht immer mit der strengen Tugend übereinstimmten. Die Nothwendigkeit hatte gewaltsam in die schöne Freiheit seines Wesens eingegriffen. Wünsche, Leidenschaften waren in ihm aufgeregt, die bisher ein edler Thatendurst zum Schweigen verwiesen hatte.

So geht ein stolzer Strom freiwillig sanft in seinen Ufern hin; die Kunst will ihm einen andern Lauf gebieten, er bricht den schwachen Damm und überströmt die ruhigen Gefilde. Natalie hörte von kleinen Abwegen ihres Geliebten, und keine Regung von eifersüchtiger Bitterkeit entstand in ihrem Herzen, aber in der Stille flossen ihre Thränen ungezählt.

Unseelige! rief sie oft zu sich selbst, so grausam spottet deiner das Geschick? Nur darum solltest du das Dasein des schönsten Herzens kennen lernen, um sein Entbehren ewig zu beweinen! Und er, den zu beglücken ich gern mein Leben gäbe, führt ihn nicht vielleicht selbst meine gehaßte Verbindung dem Abgrund der Verirrungen zu? — — — Und hätte denn die Liebe keine Mittel, das zu erringen, was sie mit Lebensgluth umfaßt? — Auf,

Natalie! Das höchste Glück! oder — — die tiefste Ruh in einem frühen Grabe!

Der Genius der Liebe selbst schien die Gedanken der holden Gräfin geleitet zu haben, und segnend sah der Himmel auf das kühne Unternehmen der tugendhaftesten und zärtlichsten der Weiber.

Eine bekannte, schon oft gebrauchte List mußte hier dem unschuldigsten Endzweck zur Einleitung dienen. Es war die Zeit des Carneval. Edwin pflegte alle Abende auf den Maskenball zu gehen. Natalie war bisher durch Unpäßlichkeit, vielleicht noch mehr durch ihre jetzige Stimmung abgehalten worden, an diesem Vergnügen Theil zu nehmen; ein Umstand, der ihr glücklich zu Hülfe kam. An einem Abende, wo ihr Gemahl schöner als je in spanischer Rittertracht auf den Ball gegangen war, nachdem sie alle Damen ihrer Bekanntschaft unter dem Vorwande der Unpäßlichkeit von sich entfernt hatte, warf sie sich in ein leichtes, reizendes Schäferkleid, und ging, von einer vertrauten Kammerfrau begleitet, auf den Ball.

Die zarte Anmuth ihres Wesens stimmte sehr wohl zu der ländlichen Tracht; allein das Erhabne ihres Wuchses, ihres Ganges gab ihr einen Zug des Geheimnißvollen; es war, als sähe man eine Göttin, durch unglückliche Liebe aus ihrem Vaterlande verbannt, herabgestiegen zu der Schäferflur. Rosen schmückten ihre Stirn und ihr Gewand, doch ein Stern von Brillanten schimmerte wie verloren zwischen den schönen Locken, und machte — ein Zeichen ihrer erhabnen Abkunft — ihren wunderbaren Reiz noch zauberischer. Sie hatte sich in einen Mantel gehüllt, um

einige Augenblicke lang ganz unbemerkt zu bleiben, ſie ſah, wie ihr Geliebter ſein Herz mit einer Art von Aengſtlichkeit an irgend einen Gegenſtand zu feſſeln ſuchte; doch mit Entzücken ward ſie gewahr, daß dies Herz nicht Befriedigung zu finden ſchien. Sie warf jetzt ihre Hülle ab, und ihre Schönheit in der täuſchenden Verkleidung zog bald der Blicke viel auf ſie; auch Edwin näherte ſich ihr; dieſer Reiz, gerade dieſer gehörte dazu, ihn anzuziehen, dieſe holde, ernſte Sittſamkeit, verbunden mit dem Zauber des Wunderbaren, der ſeine ſchwärmeriſche Phantaſie anſprach. Einige Augenblicke lang heftete er ſeine Blicke mit Wohlgefallen auf ſie, näherte ſich ihr dann und bat um einen Tanz. Sie tanzte, und Graf Edwin meinte, ſo habe er nie tanzen ſehen, ſo ſchön vereinige ſich hier die holdeſte Anmuth mit edler, ſtrenger Sittlichkeit. Er hatte Natalien nie tanzen ſehen, und hätte er auch an ihr die Reize finden wollen, die er an einer Fremden fand? Er ſuchte mit der ſchönen Arkadierin ein Geſpräch anzuknüpfen, aber immer wußte ſie ihm mit Beſcheidenheit auszuweichen. — Schönes, herrliches Mädchen! — rief er, als er ſich endlich ihr nahen durfte, — warum verſchmähſt du ſo grauſam die Huldigungen deines Ritters? Willſt du mir nicht erlauben, mich deinem Dienſt zu weihen?

Ach, edler Ritter, — erwiederte die Schäferin — ich bin noch aus jener alten guten Zeit, die Ihr die goldne nennt, wo Unſchuld herrſchte, und wo ſich Liebe nur um Treue gab. —

Die Worte der ſchönen Unbekannten überzeugten Edwin von ihrem Geiſt und erhöhten ſeine Achtung gegen ſie.

Mit einer ſittſamen Würde wußte ſie den Abend über ſeine Neugier nach ihrem Stand und Namen zurückzuhalten, und verſchwand endlich, ohne daß er nur beſtimmt das Verſprechen von ihr hatte erhalten können, in den nächſten Tagen hier wieder zu erſcheinen.

Es gibt eine unſchuldsvolle Kunſt, eine ſtille Weisheit des Betragens gegen den geliebten Gegenſtand, die die Natur ſelbſt jedem weiblichen Herzen lehrt, wenn dieſes Herz nur immer ihrer leiſen Stimme lauſchen will.

Unruhig verlebte Edwin die nächſten Tage, und keinen Abend verfehlte er, ſich auf dem Ballſaale einzufinden, wo ihm die reizende Erſcheinung begegnet war. Einige Abende ſuchten ſie ſeine Augen vergebens unter der wogenden Menge, bis er endlich einſtmals die Schäferin der goldnen Zeit in einer ſchlanken Jägerin wiederfand. Ein hellgrünes, leichtgeſticktes Jagdgewand, im Coſtüm eines frühern Jahrhunderts, erhob den edeln Wuchs noch mehr, und der Stern von Brillanten, den ſie das letzte Mal in ihren Haaren trug, glänzte heut' unter den ſchwankenden Federn ihres Huts; er allein hätte ſie ihrem Bewunderer kenntlich machen können, wenn ſie nicht ſchon ihr Gang, ihr Anſtand, jede ihrer Bewegungen ihm verrathen hätte. Er ſelbſt trug wieder die Rittertracht von guter Vorbedeutung.

Endlich, — ſagte er leiſe nach einer ehrerbietigen Begrüßung — endlich, himmliſche Unbekannte, ſeh ich Euch wieder! O, wie lange habt Ihr Euch erwarten laſſen?

Und dünkt Euch denn — verſetzte ſie — die Zeit von acht Tagen ein ſo langer Raum?

Ihr vergeßt, — entgegnete Edwin — daß die Sehnſucht ein andres Maas der Berechnung hat. —

Lieber Fremdling, — erwiederte die Jägerin ernſt — nicht dieſe Sprache! Ihr wißt, ich meide ſie.

Ihr meidet ſie! — rief Edwin — und werdet Ihr immer die Sprache ehrfurchtsvoller Liebe verſchmähen?

Ich fürchte die Liebe; — erwiederte ſie — frei will ich ſeyn! frei, wie die Luft auf meinen Gebirgen und das Wild, das meine Klippen bewohnt!

Grauſame! — rief der immer tiefer entflammte Edwin — iſt das die letzte, letzte Antwort, die Ihr für mich habt?

Die Unbekannte ſah einige Augenblicke ſinnend vor ſich nieder, dann ſagte ſie mit einem Blicke, der in ſein Inneres drang: Ich fand unlängſt ein junges Reh am Bergquell; der Pfeil des Jägers hatte es getroffen, ohne ganz zu tödten; es ſchmachtete nach Labung; das Waſſer des Quells konnte nicht den brennenden Schmerz der Wunde kühlen; traurig wandte es ſeine brechenden Augen der untergehenden Sonne zu; —

Und — fragte Edwin bewegt — wozu dies traurige Bild? — und? —

Und — fuhr die Sprechende fort — eine dunkle Ahnung ſagte mir, daß ich noch einſt das Schickſal des armen Wildes haben könne! — der Jäger hatte es nicht einmal der Mühe werth gehalten, ſeinem Gefällten den letzten, ruhebringenden Streich zu geben; der Wanderer, der letzthin eine Blume zur Seite ſeines Weges brach, warf ſie nachläſſig auf den Pfad, ohne die gebrochne eines Blicks zu

würdigen. — Das Herz der Männer soll grausam und unempfindlich seyn. —

Edwin fühlte sich durch diese Rede seltsam betroffen, er wußte selbst nicht, warum. Sie gestattete ihm diesen Abend mehr Annäherung, als den vorigen; sie brachten den letzten Theil der Zeit im Gespräch mit einander zu, und immer mehr fühlte Edwin sein Herz befangen. Dringender beschwor er sie vor dem Scheiden, ihm nur einen Strahl von Licht in der wunderbaren Dämmerung zu geben, die ihr Schicksal zu umhüllen schien.

Dringen Sie nicht in mich, — sagte sie ernster — nur so viel: Ich bin unglücklich. — Den besten Beweis Ihrer Achtung werden Sie mir durch eine großmüthige Schonung geben.

Sie sey geschworen! — rief Edwin mit Feuer, indem er ihre Hand fest an seinen Busen drückte. — Aber Sie fühlen jetzt, daß es in meine Ruhe, in mein Leben eingreift, ob ich Sie wiedersehen soll oder nicht?

Die Antwort ist nicht leicht auf diese Frage, — sagte sie nach einigem Nachdenken — ich lebe als eine Fremde in diesem Lande, und mein Schicksal fordert das tiefste Geheimniß. Werden Sie nicht vielleicht geringer von mir denken, wenn ich Ihnen offenherzig gestehe, daß mir Ihre Theilnahme wohlthuend ist? wenn ich Ihnen unter dem wunderbarsten Anschein des Geheimnisses Zutritt in meine einsame Freistätte gewähre?

Geringer denken? — rief der Graf — seltnes, anbetungswürdiges Weib! ich schwöre —

Keine Schwüre! — ſagte die Fremde — Schwüre von Männerlippen ſind betrüglich! — Aber es ſey! — fuhr ſie fort — ich vertraue Ihnen. — Ihre Freundſchaft wird vielleicht einſt ein koſtbares Gut für mich werden. — Sie werden der in der Zukunft ihre Achtung nicht verſagen, die jetzt gezwungen ſeltſam handeln muß. — Wollen Sie ſich am Tage des nächſten Vollmonds, eine Stunde nach Untergang der Sonne, an dem öſtlichen Thurme dieſer Stadt einfinden, ſo wird Sie eine meiner treuſten Frauen erwarten, die Sie, wenn Sie ſich ihrer Leitung überlaſſen wollen, nach meinem einſamen Landhauſe bringen wird. Aber noch ein Mal, achten Sie mein Geheimniß, und verlangen Sie nie, daß ich den Schleier ablegen ſoll, der, einem mir theuern Gelübde nach, beſtändig mein Geſicht bedeckt!

Daß Edwin das Verſprechen des Wiederſehens mit Entzücken aufnahm, daß er Alles verſprach, was die ſchöne Geheimnißvolle verlangte, lag in der Stimmung ſeines ganzen Weſens. Sie bat ihn, ehe ſie ſich trennten, um ſeinen Namen und ſchien ihn zur Bedingung ihres Verſprechens zu machen, und Edwin nannte ihn ihr mit aller Hingebung der Leidenſchaft; nach dem ihren wagte er nicht mehr zu fragen, ſie ſelbſt ſagte ihm nur ſo viel, daß ſie ſich Conſtanze nenne; — ein bedeutender, unglückverkündender Name, — fügte ſie hinzu — in einer Zeit, wo Beſtändigkeit nur mit Schmerzen lohnt. —

In entgegengeſetzter Stimmung kamen die Liebenden in ihrer Wohnung an; Edwin in einem Sturm von Gefühlen, den er ſich ſelbſt noch nicht ganz aufzuklären wagte;

Natalie mit von Dank gegen die Gottheit überwallender Seele; sie durfte jetzt von den Bemühungen ihrer Zärtlichkeit ein Glück hoffen, dessen Versagung sie mit so viel tausend Thränen beweint hatte. Nur zu gut hatte sie die romantische Neigung ihres Gemahls erforscht, um nicht zu wissen, daß eben das, was vielleicht Manchem verdächtig geworden wäre, jenes Bescheiden in der Vollmondsnacht, der Schleier, den sie immer tragen wollte, die Hülle des Geheimnißvollen über ihrem ganzen Wesen, gerade für ihn den Zauber noch hinreißender machen würde. Unter der tiefsten Verschwiegenheit hatte sie ein reizendes Landhaus in der Nähe der Stadt gekauft und es feenartig ausmeubliren lassen. Die Vernachlässigung und Entfernung, in der sie von ihrem Gemahl gehalten wurde, machte es ihr leichter, ihre Handlungen zu verbergen, Niemand achtete ja darauf. So erhielt sie auch mit leichter Mühe die Erlaubniß von ihm, sich auf einige Monate zu einer entfernten Tante zu begeben; in einer Lage, wie seine jetzige, konnte ihm diese Entfernung wohl nicht anders als willkommen seyn; ihre Eltern waren selbst verreist, und von ihren übrigen Bekannten hatte sie sich nach und nach so sehr zurückgezogen, daß sie bei ihrem Plane keine lästige Aufmerksamkeit fürchten durfte. Sie reiste ab, um — in der Stille auf ihr einsiedlerisches Landhaus zurückzukehren, und dort alle Kräfte ihrer Seele zu dem schönsten, aber auch gewagtesten Unternehmen ihres Lebens aufzubieten; denn nicht auf einen flüchtigen Reiz wollte sie ihre ganze Hoffnung setzen, seine Freundschaft wollte sie gewinnen, ihr Herz dem seinigen vertraut und theuer machen. —

Die Nacht des Vollmonds kam heran; der ungeduldige Liebende harrte ſchon längſt auf der beſtimmten Stelle, als die vertraute Dienerin erſchien, ihn abzuholen. Die Domeſtiken ſeiner Frau waren ihm ſo wenig bemerkenswerth, daß er vielleicht die treue Mariane nicht einmal gekannt haben würde, hätte ſie ſich auch nicht ſo dicht verhüllt gehabt. Sie führte ihn durch Umwege dem Landhauſe zu, das er, der nicht in dieſen Gegenden erzogen war, vorher nie geſehen hatte. Der Vollmond ging auf und beleuchtete die ſtille Winterlandſchaft; Blüthenbäume und ſmaragdne Wieſen hätten dem leidenſchaftlichen Edwin nicht ſchöner dünken können, als die bereiften Haine, die zur Seite lagen, und die weißen glänzenden Gefilde.

Sie ſahen nun die hellen Mauern der reizenden Wohnung durch die Bäume blinken, und kamen durch den Garten an die leichtverſchloßne Thür. Süßer Lautenton kam dem bezauberten Edwin entgegen; auch dies Talent hatte er nie an ſeiner beſcheidnen Gemahlin beachtet. Er lauſchte mit Entzücken, aber die Laute verſtummte, als ſeine voraneilende Führerin die Ankunft des Grafen meldete, und er ward in ein Zimmer geführt, das ihn mit einer lieblichen Wärme nach dem Winterfroſt und mit ambroſiſchen Düften umfing. Seine Augen erkannten ſogleich die Dame ſeines Herzens in der veränderten, aber nur noch vortheilhaftern Kleidung; er meinte, das einfache, weiße Gewand und der niederwallende Schleier ſtehe beſſer zu ihrem edeln Weſen, als irgend etwas. Dieſer Schleier war in der Folge oft der Gegenſtand ſeiner Seufzer, wenn er vor Verlangen brannte, das Antlitz der Geliebten zu ſehn; aber treu ſei-

nem Schwure, übertrat er nie die Schranken ehrerbietiger Zurückhaltung. Hold vertrauungsvoll empfing sie ihn, und gestand ihm mit liebenswürdiger Offenheit, daß sie sich schon auf seinen Besuch gefreut habe. Das Gespräch knüpfte sich mit Leichtigkeit an; Natalie hatte die Laute bei seinem Eintritte auf die Seite gelegt, sie nahm sie wieder nach seinem Wunsche und spielte ihm einige gefällige Melodieen. Sie sprachen über Musik, über Kunst im Allgemeinen; allmählig ging die Unterhaltung auf immer ernstere, immer wichtigere Gegenstände über, und je inniger diese Unterhaltung ward, je mehr fühlte auch Edwin das, was Natalie längst empfunden hatte: daß ihre Herzen für einander geschaffen waren. Natalie erlaubte ihm, des folgenden Tages um diese Stunde wieder zu ihr zu kommen. Vor dem Scheiden sang sie ihm noch ein Lied, das Bezug auf ihr vorhergehendes Gespräch von Musik hatte, das ihn aber einen tiefern Blick in ihr ganzes Wesen hätte thun lassen können.

Edwin durfte von dieser Zeit an noch manchen Abend an dem Orte seiner Bezauberung zubringen; es waren die seeligsten seines Lebens. Der Frühling war indeß herangekommen und brachte neue Scenen der Lust für diese unschuldige Vereinigung.

Die tiefste Verborgenheit ruhte noch immer auf Nataliens Aufenthalte in diesen Gegenden; Niemand in der Nachbarschaft ahnete, wer die aus der Fremde gekommene Besitzerin des einsamen Landhauses sey, Niemand hatte sie gesehen. Die wenigen Leute, die sie bedienten, waren erst neu in ihren Dienst genommen, bis auf die vertraute Ma-

riane, und der Behutſamkeit ihres romantiſchen Edwin konnte ſie gewiß ſeyn; vielleicht manche Schönheit des Hofes und der Oper trauerte über ſeine Entfernung, ohne das Geheimniß ſeiner abendlichen Gänge zu errathen. Edwin feierte indeß die Blüthenſtunden ſeines Lebens in den blühenden Labyrinthen von Nataliens Park, an ihrer Seite, die er — freilich wohl ein kleiner, männlicher Widerſpruchsgeiſt! — von ſich verbannt hatte, um ſie mit Mühe, mit tauſend kleinen Entſagungen wieder aufzuſuchen. Noch immer bedeckte der Schleier ihr Geſicht; er war glücklich, aber mit dem Zauber der Tugend wußte Natalie die zu ſtürmiſchen Gefühle ihres Freundes zu beherrſchen und ſie in einer milden Stille zu erhalten. Noch einmal, Edwin war keine weiche, ſchmelzende Seele, die blos in der Athmosphäre der Liebe athmete; eine rege, ſtarke Thätigkeit war ſeinem Weſen nöthig, und in Natalien fand er eine Gefährtin, die ſeine aufſtrebende Kraft noch mehr befeuerte. Zärtlicher, glücklicher kehrte er am Abende zu ihr zurück, wenn er den Tag über in Geſchäften des Staats der Pflicht und dem Ruhme gelebt hatte. Die ſchönſte Bezeichnung liebenden Glücks. So malt die ſchöne Dichtung der Alten den Sonnengott, wie er nach vollendeter Laufbahn eilt, bei ſeiner ſanften Freundin auszuruhn.

Seltſam war es, je höher ſeine Leidenſchaft für die Geliebte ſtieg, je mehr fühlte er ſein Herz erweicht gegen die entfernte, verſtoßne Gemahlin; ſo ſehr ſchien der Umgang der Edelſten ihres Geſchlechts ſein Herz dem Guten aufzuſchließen. Er ſchrieb jetzt theilnehmendere Briefe an die Entfernte, die Natalie ihrem Charakter treu beant-

wertete, bis ſie des Herzens ihres Geliebten ſicher genug zu ſeyn glaubte, um die laſtende, wenn gleich ſchuldloſe Verſtellung ablegen zu dürfen.

Er hatte ſich an einem ſchönen Frühlingsabende durch ein blühendes Roſengebüſch ihrem offenen Fenſter genaht, um die Töne ihrer Laute zu belauſchen. Der Inhalt ihres Geſanges hielt ihn unbeweglich, er ſtimmte zu ſehr mit der rührenden, verhaltnen Schwermuth ihres Weſens überein. Sie ſang die folgenden Strophen zu einer einfachen Melodie:

„Was hüllt dich in der Schwermuth Schleier
In deiner Jugend Roſenzeit?“
„Des reinen Herzens erſtes Feuer
Hat mein Geſchick der Qual geweiht.“

„Wer iſt's, der grauſam dich, die Freie,
Verdammte zu des Kummers Laſt?“
„Er, den mit heißer Liebestreue
Noch mein gebrochnes Herz umfaßt.“

„Und, ſprich! wie heißt er, der mit Schmerzen
Verdüſtert deines Frühlings Licht?“
„O, laß den Schleier meinem Herzen!
Den theuern Namen ſag' ich nicht!“

Die Empfindungen des Hörenden waren widerſprechend; heftige Eiferſucht flammte in ſeinem Herzen auf, als er die Ueberzeugung ihrer frühern Liebe vernahm, allein dieſe Regung machte bald dem großmüthigſten Mitleid Raum. — O, nicht länger, — rief er, indem er in Nataliens Zimmer ſtürzte, — theures, angebetetes Weſen, nicht länger

quäle mich durch Verhehlung deines Kummers! Dies Lied, der Ton deiner Stimme haben verrathen, daß du liebst! — — Und haſt du mich denn nicht lange genug geprüft? bin ich denn unwerth des Vertrauens eines zarten Herzens? —

Natalie zitterte und ihr Herz ſchlug heftig, als ſie den entſcheidenden Augenblick nahen fühlte; ſie reichte ihm bewegt die Hand. — Lieber, lieber Graf, — ſagte ſie — ja, ich bekenne es. Ihr Betragen all' dieſe Zeit macht Sie meines höchſten Vertrauens würdig, aber was dürft' ich, was könnt' ich Ihnen von der traurigen Geſchichte meines Herzens ſagen? ach, ſie iſt vielleicht die gewöhnliche Erfahrung meines Geſchlechts! — Mit einer Art von eiferſüchtiger Strenge bewahrte ich mein Herz vor jedem frühern Eindrucke, um es einzig und ungetheilt dem Gegenſtand meiner Anbetung zu weihen; ich liebte nicht, nein, ich vergötterte! — und — das, was ich zum Lohne der reinſten Zärtlichkeit empfing, war Undank und Verſchmähung! —

Der Unmenſch! — rief Edwin, indem er aufſprang, — o, Geliebte, nenne mir ſeinen Namen, und laß mich deinen Rächer ſeyn!

Meinen Rächer? — erwiederte Natalie mit einem Tone, in dem ſich ihre ganze Seele ausſprach — o Edwin, wer ſo liebte, wie ich, wie könnt' er den Gedanken: Rache, denken?

Engel von Güte! — rief Edwin außer ſich — ſchönes, göttergleiches Weib! nein, nicht länger hältſt du meine

Leidenschaft in Schranken! vernimm jetzt das kühne, wahnsinnige Geständniß: sey mein auf ewig, oder laß mich sterben!!

Edwin! — rief Natalie — mein theurer Freund, wohin verirrt Sie die Leidenschaftlichkeit Ihres Geschlechts? muß ich Sie an das erinnern, wovon wir niemals sprachen, — sind Sie nicht vermählt?

Edwin erbleichte bei diesen Worten; bebend wandte er sich zur Seite und bedeckte das Gesicht mit seinen Händen.

Grausame! — seufzte er — in diesem Augenblicke mir den herzzerreißenden Vorwurf! — Ich Unglücklicher! o wäre meine Hand so frei, als mein Herz! — — Aber, Geliebte, kann eine Seele wie die deinige das für Bande rechnen, wozu mich nie Liebe, nur Convenienz, nur der Vortheil eines theuern, verehrten Vaters bestimmten? — Und konnt' ich damals ahnen, daß ich dich jemals finden würde?

Aber ist es die Schuld der Armen, die Ihr Kaltsinn von sich entfernt? — erwiederte Natalie — und sind Sie nicht ungerecht gegen sie! — sie wäre vielleicht Ihrer vollen Lieb' und Achtung werth. — Kennen Sie sie denn? — — Verblendeter, geliebter Edwin, — rief sie, indem sie weinend zu seinen Füßen sank und den Schleier von ihrem Haupte riß, — kennst du sie denn, die deine Verachtung in das Grab stürzt? —

Bestürzt, entzückt, beschämt stand Edwin einige Augenblicke, zweifelnd, ob er seinen Augen trauen dürfe, bis

endlich das Entzücken überweg, bis er das geliebte Weib an ſeinen Buſen riß und Thränen ſein gepreßtes Herz erleichterten. Natalie weinte ſanft in ſeinen Armen, und — —

Der Vorhang fällt vor dem Gemälde, wo Liebe ihre ſeeligſte Verſöhnung feierte. —

VII.

Der geächtete Ritter.

Altschwäbische Volkssage.

Der Mond ſtand hoch über dem wüſten Haine und goß ſeine Strahlen ſenkrecht durch die neblichte Luft; zur Seite hoben ſich die Trümmer der verfallnen Waldburg und der Hain lag ſchaurig und allein an ihrem Fuße. Mitternacht konnte nicht fern ſeyn. Da zogen zwei fremde Wandrer durch den Waldgrund; ſie kamen aus dem Kriege und kehrten zu der fernen Heimath wieder. Der Eine von den Jünglingen blieb ſtehen, und blickte wehmüthig auf zu der zerſtörten Burg. — Sieh, Rudolph, — ſagte er — die alten, mondbeglänzten Mauern! ſie ragen gleich Vorgebirgen aus der lang verſunknen Zeit hervor. Wie manches Bild der Wonne und des Jammers mögen ſie in ihrem Kreiß geſehen haben!

Ach, Wilhelm, — rief Jener — laß jetzt die verſunkne Zeit! Ich wollte, ich wär' ſo nahe meinem Gute in der Heimath, als dieſem alten Eulenhorſte hier!

Nach einem Gute wollt' ich gern nicht fragen, — ſagte Wilhelm mit einem Seufzer, und lenkte wieder in den Weg ein — wenn ich nur meinen Vater in der Heimath wiederfände?

Du haſt ihn treu gepflegt bis in den Tod, — ſprach Rudolph, — und hätteſt wohl das Gut allein verdient, das jetzt dein Bruder bewohnt!

Ich überließ es meinem Bruder, — erwiederte Wilhelm — weil er kränklich war und Weib und Kinder hatte. Ich konnte, jung und rüſtig, wohl mein Ziel im ehrenvollen Waffendienſte ſuchen.

Nun, und im Waffendienſte, — ſagte Rudolph — auch da benutzteſt du die Gunſt des Glückes nicht! Wo Andre Gold erbeuteten, gingſt du mit leeren Händen aus. Ich habe mir ein artiges Sümmchen geborgen, und in der Heimath ſollen mir die Goldſtücke gar hold entgegenfunkeln!

Mitunter aber auch wohl Tropfen Blutes daran glühen? — fragte Wilhelm — Rudolph, mir gnügt mein kleines, rechtliches Eigenthum!

O des gewiſſenhaften Kriegers! — lachte Rudolph. — Nun Jeder lebe ſeines Glaubens!

In dieſem Augenblicke ſahen Beide an dem Schilfgeſtade eines öden Teiches ſich eine bleiche, männliche Geſtalt erheben, die dem Schatten eines Ritters glich; halbliegend ſchien er aus dem feuchten Grund zu eigen und ſich mit einem Arm am Boden aufzuſtützen, indeß er wild und düſter um ſich blickte. Doch meinten die Fremdlinge im Näherkommen mehr den Ausdruck von Schmerz und Trauer, als von Wildheit, in ſeinen Zügen zu erkennen, und ganz mit Blut befleckt waren ſeine Locken und ſein Ritterkleid.

Bewegungslos vor Schauer blieben die Jünglinge zur Seite ſtehen, da wandelte den Pfad von der verfallnen Burg herab eine zweite Schattengeſtalt in zarter weiblicher Schöne; gar lieblich, aber traurig war ihr Anſehn, und im Mondſchein flatterte der Nebelſchleier und das weißliche

Gewand. Sie wallte ſtill den Pfad, und nahte ſich dem Schatten des Ritters, der ſchon, blaß und blutig, wie er war, in ſein umſchilftes Bett zurückzuſinken begann. Sie beugte ſich liebkoſend und gleich als tröſtend zu ihm herab, und ſchlang ihren Arm um ſeine Schulter; er richtete das Haupt zu ihr empor, und indem ſie ihre Hände feſt verſchlangen, ſanken ſie Beide in das wäßrichte Grab.

Mit Grauen ſetzten die Wanderer ihren Weg fort. Als ſie aber in das Dorf jenſeit des Gebirgs kamen, fragten ſie nach der wunderbaren Erſcheinung. — Das iſt der Geiſt des Ritters Udo geweſen, — erwiederten die Landleute — des geächteten Raubritters, der die Gegend ringsum verwüſtet hat und an jener Stätte von dem Stahl des Rächers gefallen iſt. — Der Wald iſt unheimlich, und Niemand wagt zur Nachtzeit durchzugehen. — Und wer iſt jener holde weibliche Schatten, — fragten die Wandrer — der den gequälten Geiſt ſo liebevoll umſchwebt? — Was ſie geweſen für den Ritter, — verſetzten Jene — das weiß Gott! die Meinungen darüber ſind verſchieden.

Bruder, — ſagte Wilhelm zu dem Gefährten — mich zieht es mit unendlich tiefem Mitleid zu den armen Schatten; wer ſie erlöſen könnte!

Nun, haſt du nicht gehört, was ſie für große Sünder geweſen? — erwiederte Rudolph — das iſt die Strafe ihrer Schuld, wer mag mit ſolchen Sündern Mitleid haben?

O, Bruder, — rief Wilhelm — ziemt es uns Schwachen, ſo ſtreng zu richten ob Anderer Schuld? und kennen wir all' die verſchlungnen Wege, die zum Abgrunde

führen aus dem Dunkel der Menſchenbruſt? — Ich bleibe hier noch eine Nacht, um zu verſuchen, ob ich ihr Befreier werden kann. —

Nun, dann gehab' dich wohl! — rief Rudolph — ich eile, bald die Heimath zu erreichen. Die goldnen Fünkchen winken mir gar lieblich von dorther. —

Mit dieſen Worten zog er luſtig ſeines Weges. Wilhelm blieb zurück, treu dem Entſchluſſe, den er gefaßt. Und als in nächſter Nacht der Mond wieder ſo ſchaurig über dem Haine ſtand, da ging er auf denſelben Kreuzweg, wo ihm das wunderbare Abentheuer begegnet war, und harrte ſchweigend bis zur Mitternacht. Und horch! da klang es von der alten, lang verfallnen Burg wie Glockenton, der zwölf anſchlägt, und als die Geiſtertöne durch die ſtille Luft verklungen waren, da hob ſich wieder die blutige Rittergeſtalt aus dem Teiche, und den Waldweg von der Burg herab wandelte wieder der ſtille, weißverſchleierte Schatten.

Ein heftiger Schauder rieſelte dem Jüngling eiskalt durch alle Glieder, allein ſein Muth und ſein Mitleid mit den Gequälten waren ſtärker als ſein Grauſen, und er trat entſchloßnen Sinnes der Wandelnden entgegen, als ſie auf den Kreuzweg kam, und ſprach mitleidig ernſt: Wer biſt du, armer Schatten, der du ſo irr und heimathlos die Ruh' des Grabes zu entbehren ſcheinſt? und wer iſt jener blutbefleckte Ritter? — Rede! nicht Neugier ſpricht aus mir. —

Die Schattengeſtalt hemmte ihre Schritte bei des Wanderers Worten, und ſprach mit tiefer, traurig gedämpfter Stimme: Mein Name war Una, als ich noch lebte, —

der seine Ude, wohl geschmähten, doch noch mehr beklagenswerthen Angedenkens.

Er war wohl dein Bräutigam, daß du ihn so mit wehmüthiger Liebesinnigkeit in die Arme drückst? — fragte Wilhelm — oder dein tapfrer heißgeliebter Gemahl?

Der Schatten wandte traurig verneinend das Haupt.

Und was war er dir denn, holdseliges, von Gram umfangnes Weib?

Die Schattengestalt schwieg einige Augenblicke, als scheue sie sich, eine Antwort zu geben; dann sagte sie mit leisem Tone: Er war mein Bruder. — Willst du mehr von meinem und von seinem Schicksal wissen, so geh' des morgenden Tages um die Mittagsstunde in das Gewölbe unter dem westlichen Thurme der Burg, und hebe den breiten Stein, der dort den rauhen Tisch bedeckt; darunter wirst du unsre Lebensgeschichte finden, die ich in meiner traurigen Gefangenschaft niedergeschrieben habe. Wenn du uns dann beklagst und es vermagst, so gib unsern irrenden Geistern Ruhe. Denn nur ein Herz, das eben so viel Mitleid mit uns hat, als Muth, ist bestimmt, uns zu erlösen. —

Der Schatten glitt nach diesen Worten an dem Fremdling vorüber, sich, wie in voriger Nacht, mit der geliebten Rittergestalt in die Fluthen des Teiches zu begraben.

Der Jüngling sah ihrem Verschwinden mit frommem Ernste nach. Des andern Tages, als die Sonne von der Mittagshöhe auf die verfallne Waldburg niederschien, wandelte er festen Schritts die Felsenhöhe hinan, und trat in die wüsten, schauerlichen Mauern, wo sich Farrenkraut und

wildes Buſchwerk zwiſchen bemooste Steine drängte. Der Graswuchs flüſterte ſo leis und geiſterhaft durcheinander in der todten, heißen Mittagsſtille; in der Runde meilenweit kein Laut des Lebens; Alles ausgeſtorben vor der Geiſternähe. Wilhelm durchſchritt die öden Hallen, die ſchweigenden Höfe, und fand den Eingang des weſtlichen Thurms; auf einer engen Wendelſtiege, hin und wieder eingeſtürzt, ſtieg er hinab zu einem grauſenvollen Gruftgewölbe, deſſen Eiſenthüre zeigte, daß es der Aufenthalt unglücklicher Gefangener geweſen war. Die Schauer ſchienen ſich hier zuſammenzudrängen. Beim Schimmer einer Kerze, die er mitgebracht und hier entzündet hatte, durchſpähte er die feuchte Düſternheit. Er hob den Stein auf, der den rauhen Tiſch bedeckte, und fand die alte Pergamentſchrift, wovon der Geiſt geſagt. Das Dunkel und die kalt anwehende Moderluft ſchreckten ihn nicht; denn ſeine Seele war nur damit beſchäftigt, was er erfahren ſollte. Er ſteckte ſeine Kerze neben das aufgeſchlagne Buch, ſetzte ſich davor und las wie folget:

Hier ſitzend in der tiefen Oede meines Kerkers, wende ich die träg dahinſchleichenden Stunden dazu an, mein Leben aufzuzeichnen, und den, der einmal dieſe Worte lieſt, wenn wohl meine Gebeine längſt vermodert ſind, um Mitleid anzuflehn für mich und meinen Bruder Ilde. Dieſer mag des Mitleids frommer Seelen noch bedürftiger ſeyn, als ich; denn ſeine Leiden, bis er aus der Welt gegangen, waren groß, und ſeine gute Seele hätte das Böſe nicht gethan, wofern ihn nicht Undank und Verrath alſo elend gemacht; doch gleich wie ein Sämann in die Furchen der

aufgerißnen Erde ſeinen Saamen ſtreut, ſo ſtreuten böſe Geiſter in ſein zerrißnes Herz Rach'- und andre ſträfliche Gedanken.

Schon der Anfang unſers Lebens war nicht freudig. Sanfter Mutterpflege hatten wir nie genoſſen, früh unſerer Mutter durch den Tod beraubt; unſer Vater war hart, beſonders gegen meinen Bruder Udo. Als einſt mein Bruder, noch in frühen Jünglingsjahren, ſeinem Herzensfreunde Otto ſeinen Beiſtand zugeſagt in einer ernſtlichen Fehde, der Freunde Väter aber kurz darauf in einen Zwiſt gerathen waren, da wollte unſer Vater auch, Udo ſolle von dem Freunde laſſen und ihn nicht begleiten in den fahrvollen Streit. Mein Bruder aber hing mit Herz und Seele an dem Freunde, und rief zu unſerm Vater mit ſtürmiſcher Traurigkeit: Wie, mein Vater? ſoll ich meinen Freund verlaſſen, um ſo zufälligen Umſtands willen? bin ich nicht Ritter, wie Ihr? und gilt mein Wort nicht eben, wie das Eure? Ich habe ihm Treue geſchworen in Leben und Tod, und die will ich halten!

Und ſo erzwang er gleichſam den Vergunſt, und halb wider Vaters Willen zog er dahin. Als aber bald darauf der Vater ſchwer erkrankte, ſandte er einen Boten an den fernen Sohn, um ihn eilig zurückzurufen an ſein Sterbebett. Nun wollte das Unglück, daß eben damals durch das Geſchick des Kriegs die Kämpfer abwärts gezogen waren, und daß Udo nicht ſchnell genug herbeieilen konnte, um die Augen ſeines ſterbenden Vaters zuzudrücken. Da ergrimmte dieſer, und verwünſchte Udo's Ungehorſam als die Urſach, warum er in der letzten Stunde ſeines einzigen Sohnes und

Erben entbehren müſſe. Dieſe Worte trafen ſchwer und laſtend auf Udo's Seele, als er, wiewohl zu ſpät, herzueilte und ihm der Beichtiger des Verſtorbenen jene Worte wiederholte. Da beweinte er mit brennenden Thränen ſeinen erſten und letzten Ungehorſam, den er jedoch nur aus großer Liebe und Treue gegen ſeinen Freund begangen hatte.

Die echte Heiterkeit des Lebens war nun ſchon für ihn getrübt, ob er gleich noch in zartem und faſt kindlichem Alter war; indeſſen ſchloß er ſich mit nur noch größrer Innigkeit an ſeinen Freund; denn je größere Opfer man irgend einem Weſen dargebracht, je theurer wird uns gewöhnlich das ſo ſchwer erkaufte Gut. Udo theilte mit ſeinem Freunde Wunden und Noth; und einſt, als Otto gefangen ward, und deſſen kleines Gut nicht hinreichte, ihn zu löſen, bot er ſeine eigne Habe auf und löſte den Freund. Als aber darauf Otto ſich vermählte und ein friedliches Leben der Liebe begann, da litt es meinen Bruder nicht im Schooße der Sicherheit, der nur in Ruhm und Thaten einige Ruhe fand. Er zog mit dem Kaiſer in den Krieg, und, wie er ſich denn nimmer Jemandes eigen nennen konnte, ohne ſich auch mit kräftiger Treue ſeines Herzens daran zu ketten, ſo that er dem Kaiſer unerhörte Dienſte, opferte ihm Gut und Blut, und rettete ihm ſelbſt bei einer Gelegenheit das Leben. Der Kaiſer verſprach ihm dafür zur Belehnung die benachbarte reiche Grafſchaft, wenn ſie nach dem Tode ihres alten, erbenloſen Eigenthümers der Krone zufallen würde.

Er kam nun nach geſchloßnem Frieden für einige Zeit

zurück auf unsre Burg. So Vieles, was er gelitten, schien ihn wohl einmal ermüdet zu haben. Der Kaiser hatte ihn entlassen; sein Freund war fern und mit seinem Liebesglück beschäftigt, und so schien sein Herz bei gereifterm Alter wohl eines weiblich zarten Mitgefühls zu bedürfen. Ach, es war meine einzige glückliche Zeit, wo ich ihm dies gewähren konnte.

Von Kindheit an hatten sich alle meine Neigungen an die seinen angeschlossen, wie sich der Epheu um die Ulme schlingt; wir hatten ja nichts Verwandtes weiter in der Welt! Und ob er auch im frühern Jünglingsalter, nur für Ruhm und Freundschaft entbrannt, mich weniger beachtet hatte, als ich ihn, so kehrte er zu mir doch jetzt mit doppeltgroßer Zärtlichkeit zurück. War es denn strafbar, daß ich mit ganzer Seele strebte, meinen guten Bruder zu erfreuen und seine Liebe zu verdienen? Daß aber auch das Beste nach und nach zum Fehler werden kann, durch Uebermaaß und durch ein ungünstiges Verhängniß, und wie zart die Grenze zwischen Recht und Unrecht, das kann ein gleiches Herz aus unsern Schicksalen lernen.

Zwar ist es wahr, mein Bruder schien mir von jeher das Vorbild aller männlichen Schönheit und Vortrefflichkeit zu seyn, und mancher Ritter, der um meine Hand geworben, war nur um dieses Gefühls willen von mir abgewiesen worden. Dies mochte das erste Vergehen meiner liebenden Uebertreibung seyn. Auch Udo schien an andern Weibern kein Gefallen zu haben, und der geheime Wunsch, wie wir doch Beide, unvermählt, nur unsrer so inniglichen Uebereinstimmung möchten leben können, regte sich wohl zugleich

in unſrer Beider Herzen; denn als der Kaiſer ſelbſt für einen Herrn ſeines Hofes meine Hand begehrte, der mich bei einem Banquet geſehen, konnte ich mich nicht entſchließen, Ja zu ſagen. Mein Bruder freute ſich deshalb über die Maßen, meinte, daß Jener mein nicht würdig geweſen, und ſchlug den Antrag mit großem Eifer ab.

Sei es nun, daß dieſe Weigerung, oder ſonſt Etwas, dem Kaiſer mißfällig geweſen; genug, der Eigenthümer jener Grafſchaft war verſtorben, und noch erfüllte der Kaiſer ſein Verſprechen nicht. Da ſchrieb mein Bruder ehrlich und freimüthig einen Brief an den Kaiſer, fragend, ob er ſein und des gegebnen kaiſerlichen Worts wohl vergeſſen habe? Er mochte ſich jedoch darin einiger zu kühnen Ausdrücke bedienet haben; denn der Kaiſer ward zornig, und, nach Art der Großen, vergaß er der wichtigen Dienſte um des unbedeutenden Fehlers willen und ſchenkte die Grafſchaft einem Andern, der am Hofe lebte und in großer Gunſt bei ihm ſtand.

Udo war wie ein Schwert von gutem Stahl, das nimmer bricht in treuen Führers Hand, auch ſich wohl willig biegt zu ſeinem Dienſte, das aber heftig wieder aufſpringt nach dem Drucke, der es beugen will; der Kaiſer hätte ſein Leben fordern können, allein der Undank erregte ſeinen edeln Trotz. Er wollte rächen ſein gekränktes Recht, koſt' es auch, was es wolle! Vielleicht, daß meine Bitten ſeine Wuthgedanken noch gezügelt hätten, wär' er nicht eben zu einer kleinen Fehde ausgeweſen; und als er heimkam, mir des Kaiſers hartes Wort verkündend, da brannten ſchon die Fackeln der Empörung, die er rings im Bu-

ſen andrer Unzufriedner entzündet hatte. Denn der Kaiſer, obwohl ſelbſt milden Sinnes, regte doch durch die allzu= große Macht, die er ſeinen Begünſtigten über ſich und ſeine Lande ließ, ſo manche Klage auf.

Das Loos war nun geworfen; der Krieg brannte auf, und mein unglücklicher Bruder hieß der Hauptmann der Empörer. Von dieſer Zeit an häufte ſich das Unglück un= ter unſerm Dach. Der Kaiſer ſiegte in einigen Schlachten, nahm nun meinem Bruder vollends ſeine Güter, das vä= terliche Stammſchloß allein ausgenommen, und verſchenkte ſie. Das alles hätte Ude noch ertragen; als wir aber die Kunde vernahmen, an *wen* der Kaiſer ſein Eigenthum verſchenkt, und nun das Wort in unſre Ohren ſchmetterte: an Otto! an den Freund, für den mein Bruder Hab' und Blut, ja ſelbſt die Ruhe des Herzens und des Vaters Segen hingegeben hatte! da brach ſein männlicher Muth, und Thränen glühten über ſeine todtenbleichen Wangen. „Una!" rief er mit fürchterlich verhaltnem Schmerz. „Ich habe nun nichts in weiter Welt als dich! wirſt auch *du* mich verlaſſen?"

Da ſchlang ich meine Arme inniglich um ſeinen Hals, und rief mit heißen Thränen: „Nie, nie, o mein geliebter Bruder! In Welt und Himmel leb' ich fürder nur für dich!"

Mit dieſen Worten ſchien ein Strahl des Troſtes in ſein Innerſtes zu fallen, wie Mondenſchimmer auf ein nächtliches Gefild, und auch er ſchlang ſeine Arme feſt um mich. Da trat in eben dieſem Augenblicke der Prior eines benachbarten Nonnenkloſters in die Halle und überreichte

meinem Bruder eine Schrift. Es war eine Handschrift unsrer verstorbenen Mutter, in einer schweren Krankheit abgefaßt, worin sie mich dem Kloster weihte. Sie war genesen, und hatte nun durch reiche Schenkungen ihr Gelübde wieder zu lösen gesucht; als aber jetzt die fromme Aebtissin den Verfall unsers Hauses und meine unglückliche Lage sah, machte sie des Himmels Rechte wieder geltend, mich zu retten. Wir zitterten Beide, Udo und ich, als wir die Handschrift unserer Mutter erkannten. „Ihr sehet, Fräulein," sagte der ehrwürdige Herr, „die Kirche öffnet Euch die Arme! Bald wird noch größres Unheil über Euer Haus hereinbrechen; was wollt Ihr länger bei einem so befehdeten Mann?" „Una," sagte mein Bruder mit einem unaussprechlichen Blick, „es steht bei dir! Entscheide!"

Ich aber brach aus in eine Thränenfluth, und rief: „Ich kann, ich kann dich nicht verlassen! Ich theile mit dir Noth und Tod!"

„Nun dann, beim Gott des Himmels! ich lasse sie nicht!" rief Udo, mit der Linken mich umschlingend und die Rechte gen Himmel hebend.

Da schied der Prior zornig von uns, sagend: die Kirche werde ihr Recht mit Gewalt zu schützen wissen.

Mein Bruder führte unterdessen seine kriegerischen Streifereien fort, Betäubung suchend im Geräusch der Waffen. Er that dem Feinde Abbruch, wo er konnte; eine kleine Schaar war ihm geblieben, die Gefallen fand an der Freiheit und der Beute dieser Lebensart, und manche gewaltsame That mochte dabei wohl verfallen; denn die

gute Seele meines Bruders war verwildert durch den Schmerz. Jedoch befleckte nie das Blut unschuldig Unterdrückter seine Hand, vielmehr fanden sie nicht selten einen Rächer in ihm.

Einstmals aber, als er auch ausgezogen war auf Wegelagerung, kam der Schirmvoigt des Klosters mit seinen Mannen, bemächtigte sich meiner mit Gewalt, und brachte mich nach dem Kloster. Die fromme und ehrwürdige Aebtissin, eine Freundin unsrer verstorbenen Mutter, that nun Alles, mein Herz ganz dem heiligen Leben zuzuwenden und mich von allen Wünschen und Sorgen für das Irdische abzuziehen; ich hätte dem Rufe folgen und auch meinen Bruder bewegen sollen, den Leidenschaften der Rache und Verzweiflung zu entsagen. Allein die Sehnsucht und die Angst um ihn verblendeten meine Sinne; ich gab ihm heimlich Kundschaft, wo ich sei, und verschwieg ihm nicht den Wunsch, daß er mich befreie. Da kam mein Bruder in der Nacht mit seinen Leuten vor das Kloster, erstürmte die Mauern und führte mich mit Gewalt davon; denn ihm galt Alles nun gleich, und er meinte, nichts mehr zu verlieren zu haben.

Mir war wohl, als ich mich wieder in unsrer heimischen Burg befand, aber auch recht bang. Und als ich des Abends auf meinem Lager lag, konnte ich nicht schlafen, sondern mancherlei Bilder schwebten vor meiner unruhigen Seele. Es war tief nach Mitternacht. Alles war still in Wald und Flur, und auf dem Hügel drüben ruhte matter Sternenschein. Da hörte ich drei hallende Schläge an das Burgthor. Ich sprang auf, eilte an das Fenster

und ſah in dem zweifelhaften Sternenlichte drei ſchwarz verhüllte Geſtalten, die mir mein ahnendes Herz n[illegible] allzubald als Boten des heimlichen Gerichts verkündete. Sie hieben drei Spähne aus dem Thor, nachdem ſie meinen Bruder mit furchtbarer Stimme beſchieden hatten, in der dritten Nacht auf dem nächſten Kreuzwege zu erſcheinen. Darauf entfernten ſie ſich.

Udo hatte mit Schauder ihre Ladung vernommen; denn ach! ihm ſagte wohl ſein ſtrafendes Gewiſſen, daß er ein ſtrenges Urtheil zu erwarten habe für manche unrechtmäßige That; wenn der Menſch einmal dem Geiſt der Rache einen Eingang in ſein Herz geſtattet, kennt er ſelten Maß noch Ziel! Zugleich rieth ihm ſeine trotzige Verzweiflung, ſich nicht zu ſtellen auf den Ruf, und ich ſelbſt, die ich die Folgen ſolches Verhaltens nicht genug verſtand, ſuchte ihn von dem Schreckensgange abzuhalten. — Noch zweimal ertönte der nächtliche Ruf, und als ſich Udo auch hierauf noch nicht geſtellt hatte, fanden wir eines Morgens eine Schrift der Freiſchöppen an dem Burgthore, welche alſo lautete: „Empörung, Raub, verbrecheriſche Liebe gegen ſeine Schweſter! Ritter Udo ſich nicht ſtellend auf den Ruf der heiligen Vehm, hat ſeine Miſſethaten eingeſtanden. Er iſt gerichtet; der Stahl des Rächers tödte ihn, wo er ihn finde!“

„Una!“ ſagte mein Bruder, als er die Worte geleſen hatte, „mit mir iſt es nun aus. Für dich iſt noch Zuflucht in einem Kloſter; rette dich! — Mein Leib gehört den Vögeln unter dem Himmel — — was willſt du länger bei einem geächteten Mann?“

Aber, o Gott! wie hätt' ich meinen Bruder jetzt verlaſſen ſollen? Ich weinte nicht mehr, weil meine Wahl entſchieden war; mein Muth war ſtark geworden durch die höchſte Noth; ich ſchwur meinem Bruder mit einem hohen Eidſchwur, daß ich lebend nicht von ſeiner Seite weichen werde. Da löſte ſich ſein ſtarrer Schmerz in Wehmuth auf, und er rief überwältigt: „Meine Una! ich habe dich mit mir in das Verderben gezogen — aber deine Treu iſt größer, als daß ich ihr widerſtehen könnte.“

Er befeſtigte hierauf ſeine Burg und machte ſie unzugänglich jedem fremden Fußtritte; allein auch wir durften den Fuß nicht über die Schwelle ſetzen, weil jenſeits der Tod vom Arm der unſichtbaren Rächer lauerte, die allenthalben ſind und Gott gleich im Verborgenen richten. Wir hatten Lebensunterhalt genug auf der Burg, und die Tage gingen ſtill dahin; ich fand eine traurig ſüße Beſchäftigung darin, die kranke Seele meines Bruders aufzuhellen; auch fühlten wir in mancher Stunde traulicher Herzensmittheilung minder das Gewicht des Elends, das auf unſerm Leben lag; unſere Liebe wuchs mit jedem Tage in der einſamen Burg. Bis dahin war uns der Gedanke des Verbrechens, deſſen man uns verklagte, fremd geweſen. — —

Wir verlebten einige Monde faſt von der ganzen übrigen Welt abgeſondert. Wie es jedoch zu hart iſt, dem Anblick der Natur und dem Genuß der erquicklich freien Luft auf immer zu entſagen, beſonders für ein Freiheit liebendes Gemüth, wie das meines Bruders; ſo fühlten wir auch uns oft dadurch beklemmt, niemals den Fuß aus

den Mauern ſetzen zu dürfen. Als daher einſt eine wunderſchöne Mondnacht auf der Gegend lag, und wir in der Vertiefung eines Fenſterbogens ſtanden, nahm mein Bruder die Laute und ſang dazu anmuthigen und ſehnſuchtsvollen Tons:

Sieh, Schweſterchen, ſieh! der verſilberte Hain,
Er winkt uns ſo lieblich im Mondenſchein!
Die thauigen Wieſen und Fluren wie hell!
Es winkt uns hinüber der ſchimmernde Quell.

Sie rufen: Wir trinken die himmliſche Luft,
Wir Kinder der Erde, die liebend ſie ruft;
Ihr armen Verbannten, und ſollt ihr allein
Verſtoßen vom Anblick der Mutter ſeyn?

Ach, ſüß wohl, mein Schweſterchen, wär' es und ſchön,
Sich einmal am rieſelnden Quell zu ergeh'n,
Am Tage die Rache, die blutige, wacht,
Doch Frieden wohl beut uns die himmliſche Nacht!

Das Herz zog mich ſo gut, wie ihn, einmal zu dem Genuß der lang entbehrten ſüßen Freiheit; da wagten wir es und ſchlichen ungewiſſen, ſchüchternen Trittes aus der Burg, und zu dem lieblichen Thale nieder. Ach, mir war es, als ſpräche eine Stimm' in meinem Herzen: Seid ihr nicht Schatten gleich, ihr armen Verbannten, die nur als fremde Weſen in dem Leben ſchleichen? Euch geht ja das Leben nichts mehr an, und vielleicht — bald noch weniger, als jetzt. — —

Wie Schatten wandelten wir auch durch die Fluren, die nicht mehr uns angehörten, doch mit verſchlungnen

Armen, und im Haine dort am Ufer des verlaßnen Erlenteiches drückte mich mein Udo noch einmal mit wehmüthiger Liebe an sein Herz. In dem Augenblicke drangen die furchtbaren Rächer aus dem Gebüsche und stürzten sich auf meinen unglücklichen Bruder. Drei Dolche bohrten sich zugleich in seine Brust, und mit dem fürchterlichen Ausruf: Wehe, Wehe über ihn! rissen sie mich von seinem blutigen Leichnam, den ich umklammert hatte, und stürzten ihn in ein schmachvolles Grab, tief in die Fluthen des Teiches.

Ich aber ward verschont und durch Verhüllte auf die Burg gebracht. Der Kaiser fühlte vielleicht, daß er meinem Bruder zu viel gethan, und wollte es an mir vergüten; er schenkte einem seiner Edeln die Burg meines getödteten Bruders, mit der Andeutung mich zum Gemahl zu nehmen. Allein wie hätt' ich diesen Anträgen Gehör geben sollen, wie glücklich seyn über dem Grabe meines Gemordeten, nachdem sich mir sein blutiges Bild so tief ins Herz geprägt hat und meinen Geist nun ohne Unterlaß beschäftigt? Ach, hab' ich auch im Leben gefehlt um seinetwillen, mein Schmerz um ihn, den Todten, ist sicherlich gerecht. — Mein Freier hat mich nun in dies einsame Verließ bringen lassen, auf daß ich meine Gedanken wenden möge. Er meint, die Gefangene werde daraus hervorgehen zum Liebesbündnisse; ich aber denke nur daraus hervorzugehen zum Tode und zum Wiederverein mit dem, der einzig meines Herzens Wonne war.

Hier endigte die Handschrift der holdseligen Una. Ein

Mönch aber hatte das Ende ihrer Lebensgeſchichte aufgeſetzt mit folgenden Worten:

Wenn du, frommer Wanderer, dieſe Blätter lieſeſt, iſt die Schreiberin derſelben nicht mehr unter den Lebenden; ſie hat den Ausgang aus ihrem Kerker gefunden, den ſie ſich vorgeſetzt, nämlich den Tod. Denn da ihr ſtattlicher Freier, um auf dieſe oder jene Weiſe ihre Liebe zu gewinnen, ſie wieder aus dem Thurm befreien und in ein annehmlicheres Leben verſetzen laſſen, ſo hat ſie die erſte günſtige Gelegenheit benutzt, ſich heimlich aus der Burg zu ſtehlen und in der ſtillen Nacht zum Haine zu wallen, wo ſie, an eben der Stelle, wo die Gebeine ihres Bruders modern, ſich zu ihm in den Teich geſtürzt. Ob nun wohl ſo große Lieb' und Treue gegen einen verirrten Bruder immer etwas Lobenswerthes ſeyn mag, ſo hat ſich doch Una durch das Uebermaß derſelben ſtrafbar gemacht, maßen ſie nicht allein die Bande der Ehe, ſondern auch die Glorie des Himmels in Annahme des klöſterlichen Schleiers verſchmäht. Wie weit übrigens die Liebe beider Geſchwiſter gegangen, abſonderlich in der letzten Zeit, wo die bewieſene übergroße Treue die Herzen der Verbannten noch mehr an einander angeſchloſſen, darüber mag Gott richten; daß aber Una ihre Fehler noch durch einen Selbſtmord gehäuft, ſo wie, daß Beide ohne vorherige Bereuung ihrer Sünden und ohne Sakrament die Welt verlaſſen, darüber kann ihr Geiſt, ſo wie die Seele ihres Bruders um ſeiner Sünde willen, nicht zur Ruhe eingehen, und müſſen Beide in der Nacht den Wandrer ſo lange ſchrecken, er, ſich von ſeinem feuchten blutigen Bett erhebend, ſie aber, den

Felsweg niederwallend, und tröstend, wie sie im Leben gethan, den traurigen Schatten umschlingend, zuletzt mit ihm in die Wellen versinkend, bis daß ein Fremdling komme, der aus eignen Herzens Antrieb es wagt, die irren Geister anzusprechen und die Handschrift ohne Grausen an dieser Stätte selbst zu lesen, dann aber ein Herz und ein Gebet vor Gott bringt, so selbigem wohlgefällt.

Beim Lesen dieser Schrift war Wilhelms ganzes Herz in Mitleid und Liebe aufgegangen; die Fehler, die er nie begangen, erschienen ihm an den Gefallnen nur als Schwächen menschlicher Natur, doch ihre Tugenden bewundernswerth. Er warf sich, als er bis ans Ende gelesen, auf seine Kniee, und betete mit vielen Thränen: „Gott, o mein Gott! wenn eines deiner schwachen Kinder wagen darf, Verzeihung für das andre zu erflehen, o so erbarme dich der Armen, die so schwer gebüßt! Sind wir nicht alle schwach, und alle Kinder deiner Vaterliebe?“

Drauf ging er wieder in den Hain, die Schatten noch einmal zu fragen, was er thun solle, um sie zu erlösen, und ein solches Herz vor Gott zu bringen, das ihm wohlgefalle. Denn Alles war er zu thun entschlossen, und wär' es auch das Schwerste und Härteste. Als er aber an die Stätte kam um Mitternacht, da hob sich keine bleiche Gestalt mehr aus ihrem Blut und kein trauernder Schatten wallte den Felsweg nieder; aber zwei Streifen eines wunderbar milden Lichtes stiegen auf, daß die Sträucher und die Bäume in dem hellen Scheine lieblich wiederglänzten. Die lichten Wellen hoben sich zum Himmel auf, und ein

unbeſchreiblich ſüßes, rührendes Getön umfloß den Jüngling, worin er klar die Worte unterſchied:

Segen, Segen dir! wir ſcheiden,
Geh'n nun ein zur ew'gen Ruh;
Du erlöſteſt uns vom Leiden,
Herz voll Mild' und Demuth du.

Segen, Segen dir, und Dank!
Nicht verdammt im reinen Herzen
Haſt du, wo in Schuld und Schmerzen
Dein verirrter Bruder ſank.

* * *

Ob der Segen ſich bewähret?
Fragt des dunkeln Schickſals Macht!
Mild im Sternenlicht verkläret,
Strahlt uns Antwort durch die Nacht.

VIII.

Elwira.

Novelle.

Nach dem Engliſchen der Miſtreß Gooch.

Erſt wenn wir es verloren haben, ſchätzen wir oft den Werth eines Gutes, und — — unbegreiflicher Eigenſinn der menſchlichen Natur! — oft ſchätzen wir ſelbſt das, was wir unſrer unwürdig erkannten, ſobald wir in Gefahr ſind, es zu verlieren. Die holde Elwira war in den Schatten ſtiller Einſamkeit heraufgeblüht, wie die Roſe im einſamen Thal. Ihr Vater, ein angeſehener Kaufmann zu Cadix, hatte ſich in die Stille zurückgezogen, ſeit ihm der Tod ein unvergeßliches Weib entriß; auf ſeine Tochter, auf das einzige hinterlaſſne Erbtheil der angebeteten Verſtorbenen, trug er alle ſeine Zärtlichkeit über, nur auf ihre Erziehung wandte er alle ſeine Sorgfalt, und lieblich lohnte die Holde der väterlichen Mühe. Die Anlagen eines reichen Geiſtes und eines reichen Gemüths entwickelten ſich deſto ſchöner im Verborgnen. Doch leider wuchs in dieſer Einſamkeit auch früher der Keim tiefen, leidenſchaftlichen Gefühls.

Noch gränzten ihre Jahre an das dämmernde Gebiet der Kindheit; noch lag auf ihren Phantaſien der Roſenduft, der alle Gegenſtände jener Zeit verſchönert, als Don Julio d'Apeira, ein junger kaſtilianiſcher Edler, nach Cadix kam und durch ſeine reizende Geſtalt, durch ſein

einnehmendes Betragen einen unauslöſchlichen Eindruck auf das Herz des Mädchens machte. Wie eine Lichterſcheinung, glänzte er in ihr immergleiches, ruhevolles Leben herein; in ihm glaubte ſie den Engel zu ſehen, den ihre ſchwärmeriſche Einbildungskraft ihr oft in einſamen Stunden vorgezaubert hatte. Dem Jüngling mochte indeß wohl Manches fehlen, um ihn zur Vollkommenheit eines Engels zu erheben, bei allen ſeinen ausgezeichnet liebenswürdigen Eigenſchaften; er war ein junger Krieger, deſſen Sitten in der Geſellſchaft verwahrloſter Waffenbrüder wohl ſchwerlich ſo untadelhaft geblieben waren, als es jener Vorſtellung hätte mögen angemeſſen ſeyn. Ohne Familie, ohne Vermögen lebte er blos von den Einkünften ſeiner militäriſchen Stelle. Nichts weniger war er deswegen oft der Gegenſtand weiblicher Aufmerkſamkeit, und manche Schönheit vom erſten Range am Hofe zu Madrid hatte ihn zum glücklichen Bewundrer gewählt.

Ihm mußte bald das Niederſchlagen der Augen, das fliegende Erröthen der unſchuldigen Elwire ſichtbar werden. Empfehlungsbriefe hatten ihm Zutritt im Hauſe ihres Vaters verſchafft. Das Feuer erſter jugendlicher Zärtlichkeit leuchtete aus allen ihren Zügen, wenn er ſich ihr näherte, wenn ihre Augen den ſeinigen begegneten; ſeine Eitelkeit ward dadurch geſchmeichelt, allein er ſah in ihr nichts als ein ſchönes Kind, und obgleich eingeweiht in den Künſten der Galanterie, war er zu edel, aus den Verirrungen einer holden Unſchuld Vortheil zu ziehen.

Mit Sorgfalt ſuchte er die Unerfahrne zurückzuführen. Oft meinte ſie in irgend einer zärtlichen Stelle ihrer

Lieblingsnovellen eine Aehnlichkeit mit ihrem eignen Zustande zu finden; zitternd wollte sie dann das Blatt überschlagen, oder hatte es Don Julio schon gesehen, so fragte sie ihn ängstlich um seine Meinung darüber; seine Antworten waren immer behutsam und an Kälte gränzend, oft erlaubte er sich selbst ihr über die Wahl ihrer Bücher Vorstellungen zu machen; er nannte ihr solche als ihrer Aufmerksamkeit würdiger, die mehr zu ihrem Unterricht geeignet, aber freilich nicht so anziehend waren, als ihre Lieblinge, die Novellen.

Elwira horchte emsig seinen Worten, sie versagte sich ihre liebste Beschäftigung, oder beschränkte sich auf die Lectüre, die er ihr erlaubte, allein von seinem kalten Herzen konnte selbst dies Opfer kein Lächeln der Zufriedenheit gewinnen.

In ihrer Seele wuchs indeß die unerwiederte, verschmähte Zärtlichkeit nur um so stärker auf; die Einsamkeit und ihre schwärmerische Phantasie nährte sie; und so erreichte sie in kurzer Zeit den höchsten Gipfel, wo, von innerer Unruh gequält, von den Rathschlägen einer falschen Freundin irregeleitet, Elwira auf den unbesonnenen Einfall kam, Don Julio zu schreiben. Sie faßte allen ihren Muth zusammen, und war ihr Unternehmen abentheuerlich zu nennen, so trugen doch die Worte ihres Briefs einen so rührenden Ausdruck unschuldiger, engelgleicher Zärtlichkeit, daß sie gewiß nicht verfehlt haben würden, einen tiefen Eindruck auf Don Julios Herz zu machen; auf dies Herz, das, obgleich oft verführt, doch weich und edel war und in der Gesellschaft eines Engels wie Elwira ge-

wiß ganz der Tugend würde wiedergegeben worden, seyn. Ach, Elwiren war dies süße Geschäft nicht aufbehalten! Die Hand, der sie die Bestellung ihres Billets anvertraute, war nicht die Hand der treuen Freundin, die Elwira gefunden zu haben glaubte. Donna Anna, ihre nächste Verwandte, war nicht das gleichgeschaffne, ähnlich fühlende Wesen, das die offne, großmüthige Elwira in ihr dachte und dem sie alle ihre innersten Gedanken anvertraute; ach, nur in einem Gefühle waren sich diese Beiden gleich, nur in der Empfänglichkeit für Don Julios Vorzüge. Keiner wahren zarten Liebe fähig, machte doch Don Julios Geburt und Rang ihr eine Verbindung mit ihm wünschenswerth, und sie glaubte sich durch ihr ansehnliches Vermögen mehr dazu berechtigt, als Elwira. Das Vertrauen dieser arglosen Seele anzunehmen und es zu täuschen, war in ihrem Herzen eins. Sehr geschickt wußte sie Don Julios erste Regungen bei Lesung jenes unglücklichen Billets zu hemmen, sehr geschickt seine natürliche Großmuth, sein hohes Ehrgefühl zu ihrem Vortheil anzufachen. Sie sagte ihm, daß sie sich nur darum eines so sonderbaren Auftrags unterzogen habe, damit sich die kleine Unbesonnene nicht noch einer dritten, vielleicht gefährlichern Vermittlung habe anvertrauen dürfen, und um Gelegenheit zu haben, seine eigne Großmuth zu Heilung eines gutartigen, nur durch Romanenlectüre irregeleiteten Kindes anzurufen. Ihr Vater, fügte sie hinzu, würde untröstlich seyn, wenn er etwas von diesen Verirrungen seiner Tochter erführe, in der er die einzige Freude seines Lebens sehe, und für die er schon vorläufig eine Wahl nach seinem Her-

zen getroffen habe. Gewiß würde ſich das Herz dieſes guten Vaters ganz von dem ſonſt ſo geliebten Kinde abwenden, gewiß würde der Friede einer harmloſen Familie auf immer getrübt ſeyn, wäre dies Unterpfand kindiſcher Unbeſonnenheit in die Hände eines Ungroßmüthigen gefallen.

Welchen Eindruck dieſe und ähnliche Reden auf ein Herz wie Don Julios machen mußten, läßt ſich errathen. Er ergriff die Feder — hielt wieder inne — ſchrieb endlich ein paar kurze ausdrucksvolle Zeilen, worin er ihr ſeine ganze Dankbarkeit über den ihm gegebenen Vorzug ausdrückte, aber ſie bat dieſen Verzug Einem unter den Vielen zu ſchenken, die ſie umringten, der mehr als er im Stande wäre ihre Großmuth zu vergelten. Er ſchloß mit dem Verſprechen einer unverbrüchlichen Verſchwiegenheit, und zum ſicherſten Unterpfand derſelben fügte er ihren Brief in den ſeinigen beigeſchloſſen wieder bei. —

So war der Streich vollendet, der über das Schickſal zweier liebenswürdiger, vielleicht einander beſtimmter Weſen entſchied.

Auf einen ſolchen Donnerſchlag war doch das warme ſanfte Herz Elwirens nicht bereitet. Donna Anna hätte nicht nöthig gehabt noch den Pfeil zu ſchärfen, der allem Frieden ihrer Seele, allen ihren Anſprüchen auf künftiges Glück der Erde den Tod bringen ſollte, ſie hätte nicht nöthig gehabt, ihr Don Julios auffallende Kälte bei Leſung des Briefes, das Beleidigende ſeiner Antwort ſo lebhaft vorzumalen; Dinge, die nur in ihrer ſchwarzen Seele ihr Daſein fanden.

Zwei Jahre, zwei der ſchönſten ſonſt im jugendlichen Alter, gingen der armen Elwira in einem Zuſtande der Vernichtung hin. Sie folgte ihrem Vater Don Pedro am Ende dieſer Zeit nach Madrid, wohin ihn Geſchäfte riefen. Die verſchwenderiſche Art, in der er dort lebte, zog die Aufmerkſamkeit des Adels auf ihn und ſeine ſchöne Tochter. War Elwire nicht regelmäßig ſchön, ſo war ſie doch unbeſchreiblich anziehend, ihre dunkeln, ſeelenvollen Augen und die ſanfte Schwermuth, die über ihren Zügen ruhte, trugen ganz den Ausdruck ihres zärtlichen, tief fühlenden Gemüths. Aber auf keinen der Jünglinge, die ſie bei Geſellſchaften und Bällen umringten, ſchien ihre Anmuth einen ſo mächtigen Eindruck gemacht zu haben, als auf Don Alphonſo de Caſtarella, den einzigen Sohn des Herzogs von Las Caſas, einen Grand von Spanien, doch nicht von beträchtlichem Vermögen. Es war in einer der glänzendſten Abendgeſellſchaften, denen Elwira nicht ſelten beizuwohnen pflegte, als ſie zuerſt die Blicke des jungen Herzogs auf ſich zog. Er war nur einige Jahre jünger als Don Julio. Seine ſchöne männliche Geſtalt, ſeine gefälligen, feinen Sitten hätten wohl bei einem Mädchen Aufmerkſamkeit erregen können. Elwire war ſeit jener fürchterlichen Erfahrung unempfänglich gegen alle Eindrücke dieſer Art. Deſto aufmerkſamer war ihr Vater, der gute Don Pedro, auf die Auszeichnung, die der Herzog ſeiner Tochter bewies, und ſein Herz frohlockte über ihre Eroberung. Er war kein Mann von großer Weltklugheit, er nahm ſich nicht die Zeit zu überlegen, welche Schwierigkeiten des Herzogs erhabner Rang jeder Verbindung mit

ihm in den Weg legen müßte, und daß es gefährlich, wo nicht ganz verderblich sey, sich über die Schranken des bescheidnen aber ehrwürdigen Mittelstandes zu erheben; seine leidenschaftliche Vaterliebe sah nichts, als das Glück des theuern Kindes. Er ergötzte sich schon im Geist an der Herrlichkeit der künftigen Herzogin, und zweifelte nicht, daß einige Wochen hinreichend seyn würden, sie in Besitz Alles dessen zu setzen, was ihr seine schöpferische Phantasie bereits zugetheilt hatte.

Elwira hörte ohne Freude die begeisterten Weissagungen ihres Vaters an; ihr Herz nahm keinen Theil an seinen Wünschen; auch konnten die freigebigen Lobeserhebungen, die Donna Anna dem Herzog spendete, ihr kein Verlangen erregen, ihn wieder zu sehen. —

Alphonso kehrte heim aus der Gesellschaft, Elwirens Bild in seinem Herzen. Er war bis diesen Augenblick nur seiner Empfindung gefolgt, und fühlte mit Don Pedro das:

Was wir wünschen, schnell der Glaube faßt.

Er schilderte dem Herzog, seinem Vater, Elwiren mit aller der unschuldigen Offenheit, die der Jugend eigen ist, und hoffte von diesem hochsinnigen Fürsten nicht nur Genehmigung, nein selbst vollkommnen Beifall seiner Wahl. Er erhob Elwirens Reize mit dichterischer Beredsamkeit, und erinnerte den Herzog an die Besitzungen ihres Vaters als Ersatz für die kleine Ungleichheit des Ranges, die, wie er meinte, nur in den Augen der Schwachen noch einigen Werth haben könne.

Der alte Herzog hörte geduldig der entzückten Begeiſterung ſeines Sohnes zu; und ohne ihn an die Verirrung ſeiner Ideen zu erinnern, begnügte er ſich blos mit der Bitte an ihn, ſich irgend einen Ort zum Aufenthalte zu erwählen, bis ihm die Zeit den völligen Gebrauch ſeiner Vernunft wiedergegeben haben würde.

Alphonſo, feurig und ungeſtüm, wollte etwas erwiedern, allein das Geſicht ſeines Vaters verbot es ihm; er eilte auf ſein Zimmer, dort in der Stille über die Mittel nachzudenken, wie er ſein Glück erreichen könne, ohne deswegen den ewigen Unwillen ſeines Vaters auf ſich zu ziehen.

Nach allem Nachdenken ſah er kein Rettungsmittel, als eine heimliche Heirath mit der, die allein auf Erden ſein Glück machen könnte. Aber die Geſetze in Spanien ſind ſo ſtreng in Rückſicht der elterlichen Rechte, daß er nur außer Landes auf Ausführung dieſes Plans rechnen durfte. Eine Verbindung zwiſchen ihm und der Prinzeſſin Leopoldine von Brüſſel war ſchon von Seiten ſeines Vaters in Unterhandlung, und ach, was die niederſchlagendſte aller dieſer Betrachtungen war: er wußte noch nicht, ob diejenige, der er ſein ganzes Glück zu Füßen legen wollte, dies Opfer anzunehmen würdigte.

Mit dieſem quälenden Gedanken flog er zu Don Pedro, von ihm die Geſinnungen des Mädchens zu erforſchen. Mit Entzücken hörte er von ihrem Vater, daß ihr Herz noch völlig unbefangen ſey, und erhielt die Erlaubniß mit ihr von ſeiner Liebe zu ſprechen.

Sie hörte ihn ohne Vergnügen und ohne Bewegung an; ihr junges Herz war frei von Ehrgeiz; sie fand sich glücklich bei ihrem Vater bleiben zu dürfen, und hatte keinen Wunsch für eine andre Lage; so war es wohl nur Liebe für diesen zärtlichen Vater, was sie zu einer Art von trauriger Ergebung in die Vorschläge des jungen Herzogs stimmen konnte.

Alphonse, viel zu feurig, viel zu sehr mit seiner Leidenschaft beschäftigt, um die zarten Spuren ihrer innern Empfindung gewahr zu werden, glaubte sich auf dem Gipfel seines Glücks, und erhielt von dem guten, aber schwachen Don Pedro leicht die Einwilligung in seinen Plan, der darin bestand, in geheim mit Don Pedro und Elwiren in Brüssel zusammen zu kommen und dort in der Stille eine Vermählung zu vollziehen, zu der er nie die Einwilligung seines Vaters zu erhalten hoffen durfte. Er glaubte einen sehr schicklichen Vorwand zu seiner Reise nach Brüssel gefunden zu haben, wenn er dem Herzoge den Wunsch äußere, die ihm bestimmte Braut, die schöne Leopoldine, erst aus der Ferne zu beobachten, ehe er sich um sie bewürbe. Elwira sollte darum nach wie vor im Hause ihres Vaters leben, bis ihr Gemahl unter günstigern Umständen im Stande seyn würde, sie öffentlich anzuerkennen.

Don Pedro willigte in Alles mit Freuden; er glaubte ja das Glück der einzigen geliebten Tochter durch diesen Schritt unfehlbar gegründet; sie hatte ihm erklärt, daß ihr alle Männer gleich unbedeutend wären, und diese Erklärung hatte ihn beruhigt. Hätte er den Zustand ihres In-

nern nur ahnden können, gern würde er dem liebſten ſeiner Wünſche, dem Traum von herzoglicher Herrlichkeit, gern allem ſeinen Ehrgeiz aus Liebe für ſie entſagt haben. Allein kein Engel war, der dieſe Ahndung in der Bruſt des beſten Vaters erregt hätte, kein Engel, der dieſen Streich, den folgenreichſten ihres harten Schickſals, vom Haupt der unglücklichen Elwira hätte abwenden können! Die Reiſe ward feſtgeſetzt, und Don Pedro kam mit Elwiren ohne Aufenthalt in Brüſſel an, wohin ihnen Alphonſo ſchon voraus gezogen war.

Die Kerzen brannten dunkel in der kleinen Kapelle, in der die verhängnißvolle Trauung vollzogen ward, als Elwira den großen, entſcheidenden Eid ausſprach, und Don Pedro, als er nach vollzogner Feierlichkeit die holde Tochter küßte, zitterte unter einem ahnenden Gefühl, daß er das Glück und den Frieden ihres Lebens einem leeren Schatten aufgeopfert habe.

Nur wenige Tage, ſo ging ein Theil dieſes traurigen Vorgefühls in Erfüllung. Ein fürchterlicher Brief des Herzogs kündigte Alphonſo an, daß er von Allem unterrichtet ſey, und daß er einen Ehrvergeſſenen, der eine ſo ſtandeswidrige, unwürdige Verbindung habe ſchließen können, nicht mehr für ſeinen Sohn erkenne; das mäßige Erbtheil, das ihm von Seiten ſeiner Mutter zufalle, fügte er hinzu, werde hinfort das Einzige ſeyn, woran er ſich zu halten habe.

Vergebens ſtrebte Alphonſos edler Freund Franciſco, er, der ihm allein nach Brüſſel gefolgt war, das Gemüth des aufgebrachten Vaters, bei dem er viel galt,

zu beſänftigen. Die Hoffnung, die er ſeinem Freunde geben konnte, war nur ſehr ſchwankend, war nur auf die Zukunft berechnet.

Durch welchen unbegreiflichen Zufall es möglich geweſen war, daß der Herzog eine Handlung hatte erfahren können, die durch ſo vorſichtige Maßregeln geſichert war, blieb Allen ein Räthſel.

Dem unglücklichen Alphonſo blieb nichts übrig, als der Troſt, den er in Elwirens Armen fand. Er folgte, da er nun keine Geheimhaltung mehr nöthig hatte, dem Vater ſeiner Gattin nach Cadix; allein von Kindheit auf daran gewöhnt mit Glanze zu erſcheinen, war es ihm wohl nicht leicht, jetzt plötzlich in die Schatten bürgerlicher Eingezogenheit zurückzutreten; ſtatt ſeinen Aufwand nach ſeinen gegenwärtigen Verhältniſſen einzurichten, ſuchte er vielmehr die Welt in gänzlicher Unwiſſenheit mit dieſen Verhältniſſen zu erhalten. In dieſer übelverſtandnen Idee ward er nur zu ſehr durch den erfahrnen, aber ſchwachen Don Pedro unterſtützt, der dem neuerworbnen Range ſeiner Tochter eine Einrichtung ſchuldig zu ſeyn glaubte, die den Umfang ſeines Vermögens bei weitem überſtieg.

Die junge Herzogin verſprach ſich wenig Glück von einer Vermählung, die unter ſo unglücklichen Umſtänden geſchloſſen war und an der ihr Herz ſo gar keinen Antheil hatte. Alphonſo hatte ſich ſchon zu Brüſſel von ſeinem leidenden Freunde, dem edeln Grafen Franciſco, getrennt und war ſich nun ganz ſelbſt überlaſſen. Er liebte Elwiren, allein bald ward die Arme überzeugt, daß ihre Gemüther nicht geeignet waren, ſich gegenſeitig glücklich zu

machen. Eine Wolke von Mißmuth ſchwebte oft über Alphonſos Zügen, wenn er die Größe des Opfers bedachte, das er der Liebe zu Elwiren gebracht hatte; oft maß er das Zimmer mit heftig bewegten Schritten, und machte ſeiner ſanften Gattin Vorwürfe wegen ihrer Kälte; vergebens verſicherte ſie ihn ihrer ewigen, unauslöſchlichen Dankbarkeit; ein zärtlicheres Gefühl war ſeinem Herzen nöthig, und der finſtere Gedanke einer frühern Leidenſchaft von ihrer Seite quälte ſeine Seele mit Zweifel und Verdacht.

Glücklich war Elwira gewiß nicht zu nennen: hätte es noch eines ſo furchtbaren, ſo grauſamen Schlages des Schickſals bedurft, um ſie ganz unglücklich zu machen? Mußte nachgerade zu dieſer Zeit — — Don Julio nach Cadix kommen, um alle kaum verheilte Wunden früher Leidenſchaft in ihrem Herzen aufzureißen.

Es war nur wenig Tage nach ſeiner Ankunft in Madrid; er hörte, daß er eines Abends im großen Cirkel mit der Herzogin von Caſtarella zuſammenſeyn würde, in der er nicht von fern Elwiren ahnete. Man hatte ſich zur Abendtafel geſetzt, Don Julio ſaß in einiger Entfernung der Herzogin gegenüber, und mit welcher Empfindung ſah er jetzt die im Glanze einer nun ausgebildeten vollkommnen Schönheit vor ſich, deren erſte unſchuldsvolle Zärtlichkeit er ſo hart zurückgewieſen hatte. Unglücklicher! Raſender! rief es in ſeinem Innern. Welch Gut des Himmels haſt du von dir geſtoßen! — — Und ſeine Blicke blieben unwillkührlich feſt an der Glanzerſcheinung hängen.

Die Herzogin hatte bisher die schönen, seelenvollen Augen vor sich niedergesenkt — von ungefähr schlug sie sie auf und — — ihr Blick begegnete Julios Blicken. — — Ein Seufzer floh aus ihrer Brust, und sympathetisch antwortete das Echo in dem Busen des Geliebten. — —

Sie bemerkten, daß sie von Donna Anna beobachtet wurden, der Elwira wehmüthig zulächelte, aber Don Julio einen Blick voll unaussprechlicher Verachtung zuwarf.

Vergebens täuschte sich die unschuldige Elwira in den darauf folgenden Tagen mit dem Gedanken, daß sie die frühere Liebe überwunden habe; nur zu deutlich brach die Freude tiefer Zärtlichkeit aus ihren Blicken, so oft sie mit Don Julio zusammenkam, und war er fern, so lag das dämmernde Gewölk der Trauer über ihnen.

Zu streng indeß war Elwirens Tugend, als daß sie durch ein Wort, durch einen Blick die Pflicht der ehelichen Treue beleidigt hätte. Und wie Alphonso diese zarten, streng verhehlten Spuren unglücklicher Liebe so schnell und mit einer so furchtbaren Klarheit hatte entdecken können, dies gehörte in das Reich der Räthsel, so gut als jene schnelle Mitwissenschaft des Herzogs von Las Casas um Alphonsos heimliche Vermählung. Elwira wäre wohl am wenigsten auf den Gedanken gekommen, daß der schwarze Dämon ihres Lebens, daß die so warm und treu geliebte Freundin Anna hier wie dort den Saamen des Verderbens für sie ausgestreuet haben sollte. Verschiedene Umstände vereinigten sich wohl, sie verdächtig zu machen, wäre nicht eine solche Vermuthung zu grauenvoll, zu

entehrend für das Geſchlecht, dem die verrätheriſche Anna angehörte.

Alphonſos Herz war von der fürchterlichſten Wuth der Eiferſucht beſtürmt; die Zärtlichkeit gegen ſein unglückliches Weib ward von den ſtärkeren Gefühlen des Stolzes und des Zorns verdrängt. Er eilte zu Don Pedro ihn mit dem Gegenſtande ſeiner furchtbaren Entrüſtung bekannt zu machen. Wie Nebel fiel es von den Augen des unglücklichen Vaters; er erinnerte ſich jetzt der Gleichgültigkeit, mit der ſie in Alphonſos Antrag gewilligt hatte.

Sein erſter Gedanke war, dem edelmüthigen Don Julio ſein Herz ganz aufzuſchließen, zu ſeiner Freundſchaft, zu ſeinem Mitleid ſeine Zuflucht zu nehmen; allein dieſes Mittel ſchien ihm zu gewagt bei einem ſchon von Leidenſchaft befangenen Herzen, und er beſchloß mit Elwiren zu Rathe zu gehen.

Mit ängſtlicher geſpannter Aufmerkſamkeit horchte ſie ſeinen Worten, ſie bemühte ſich ihn durch die Verſicherung zu beruhigen, daß ſie den Herzog ihre Hand ohne Abneigung gegeben habe, ob ſie gleich, wenn es ihr frei geſtanden, Don Julio gewählt haben würde. Zu ſpät habe dieſer ſeine Empfindungen aufgeſchloſſen, und es bleibe ihr Stärke genug, ein Gefühl zu beſiegen, das ſie längſt für erloſchen gehalten habe. Dem Zorne des Herzogs war ſie ſchon demüthig unterworfen, und die Pflichten, die ſie ſeinem Sohne ſchuldig war, konnten die ſicherſten Stützen ihres Wandels ſeyn.

Mit dem tiefſten Schmerz ſahe Don Julio den zerſtörenden Gram, der an dem Herzen der liebenswürdigen

Herzogin nagte, der Unglückliche nährte in seinem eignen Herzen eine Leidenschaft, nach deren Unterdrückung er hätte streben sollen.

Kurze Zeit darauf fiel Alphonso in die Bezauberung einer schönen Italienerin von der Opergesellschaft; sie wußte ihn so gut zu fesseln, daß Elwira anfänglich vernachläßsigt und bald ganz vergessen ward. Er miethete ihr ein prächtiges Hotel, und alle Pracht, zu der Schönheit und Rang die Herzogin berechtigten, die sie aber nicht beneidete, noch wünschte, wurden an ihre unwürdige Nebenbuhlerin verschwendet, und da, wo Alphonsos Vermögen nicht hinreichte, kam ihm der ausgebreitete Credit seines Namens zu Hülfe. Täglich ward Elwira durch die schonungslosesten Lobeserhebungen gekränkt, die er selbst in ihrer Gegenwart seiner Geliebten spendete, und wo sie einen öffentlichen Ort besuchte, konnte sie sicher seyn, ihre Nebenbuhlerin dort zu finden, deren Uebermuth gegen sie oft sehr beleidigend ward. Doch Alles dieses konnte keinen Vorwurf aus ihrem Munde locken; sie beklagte in der Stille ihr widerwärtiges Geschick und die Verirrung ihres Gatten.

Don Pedro wagte nicht sich über sein Betragen zu beschweren, der Herzenszustand seiner Tochter hemmte seine Zunge; auch kannte er des Herzogs Stimmung zu gut, um ihm selbst einen Vorwand an die Hand zu geben, der Armen mit noch größrer Härte zu begegnen. Er bemühte sich durch seine Zärtlichkeit ihrem verwundeten Herzen einige Tropfen Balsam beizubringen, und wendete sich endlich im Uebermaaße seines Schmerzes an den Herzog von Las Casas mit einer treuen Schilderung von dem Be-

tragen ſeines Sohns und von dem unſäglichen Leiden ſeiner unglücklichen Tochter.

Der Herzog durchlas Don Pedros Brief mit Aufmerkſamkeit. Hat nicht oft Familienſtolz das bewirkt, was die heiligſte Stimme der Natur nicht vermochte? Der Herzog konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ſein Sohn eine lange Reihe glorreicher Ahnen durch eine unwürdige Handlung beflecken ſollte; er begann ſeine Heirath aus ihrem wahren Lichte zu betrachten; es war die übereilte Folge einer flüchtigen Leidenſchaft, die nun nicht zurückgenommen werden konnte. Er legte ſeinem Briefe an Don Pedro einen andern an Alphonſo bei. Ob er gleich, ſagte er unter andern in dieſem Briefe, mit Grauſen an den Kummer denke, den er ihm durch ſeine unwürdige Verbindung gemacht habe, ſo könne er doch eben ſo wenig die üble Behandlung ſeines Weibes billigen, die, wenn ſie nur einiges Gefühl habe, gewiß von ihrem Gewiſſen genug dafür geſtraft ſey, einen der erſten Edeln von Spanien verführt zu haben; er halte es für Pflicht gegen ſich ſelbſt, ihr jetzt dieſen kühnen Ehrgeiz zu verzeihen. Am Schluſſe gebot er ſeinem Sohne ſich unverzüglich nach Madrid zu begeben, wo er Maßregeln zu ſeiner Rettung genommen habe, eh es dazu zu ſpät ſey, ehe das erhabne Haus Las Caſas durch ſeinen unwürdigen Erben in Dunkelheit verſinke.

Alphonſo, deſſen Tag der Wiedergeneſung noch nicht erſchienen war, nahm dieſe unvermuthete Sinnesänderung ſeines Vaters vollkommen gleichgültig auf. Seine erſte Sorge war, ſeine geliebte Signora um Rath zu fragen,

was er seinem Vater antworten sollte? Sie war mit der Zerrüttung seiner Umstände bekannt und fand es natürlich, ihn dazu zu bereden, was für sie selbst am vortheilhaftesten war; sie bat ihn, nach Madrid zu eilen und sich in Allem den Wünschen seines Vaters zu fügen. Zugleich versicherte sie ihn ihrer ewigen Treue, und nahm das Versprechen von ihm an, daß sie künftig sein besseres Glück theilen solle, ein nicht geringer Beweggrund für ihn, sich um dies Glück zu bewerben.

Alphonse, einzig von seiner Göttin beherrscht, kehrte nach Don Pedros Hause, und theilte ihm und Elwiren den Brief seines Vaters mit, sie waren Beide derselben Meinung, daß er unverzüglich nach Madrid gehen sollte. Die Armen schmeichelten sich selbst mit der Hoffnung, daß dies das sicherste Mittel sey, ihn von seiner verderblichen Verbindung zu befreien. Mit gegenseitiger Uebereinstimmung ward nun der Tag der Reise festgesetzt.

Am Morgen seiner Abreise nahm er feierlichen Abschied von Elwiren; er bekannte freimüthig seine Verirrung und flehte sie mit mehr Zärtlichkeit, als sie ihm noch fähig glaubte, um ihre Verzeihung an.

Er war natürlich, offen und gutmüthig, sein Herz selbst hatte wenig oder keinen Antheil an der Verirrung gehabt, deren er sich beschuldigte und die er zu überwinden beschloß. Elwira hörte ihn mit gerührter Theilnahme an, und versicherte ihm von ganzem Herzen ihre ewige Treue; sie sprach ihm von Don Julio als dem Freunde ihrer Jugend, aber den höchsten Richter rief sie zum Zeugen ihrer Unschuld und ihres fleckenlosen Betragens an. Der Ton, der Blick, der

ihre Worte begleitete, trug das unwiderlegbare Gepräg der Wahrheit.

Alphonſo, bewegt durch Alles, was er in dieſen Tagen erfahren hatte, ſchwur ihr, künftig Alles für ihr Glück zu thun. Die Wiedervereinigung mit ſeinem Vater ſollte der erſte Schritt dazu ſeyn. Er trocknete die Thränen von ihren Wangen, und nachdem er Don Pedro wiederholt gebeten hatte, für ſie zu wachen, beſtieg er ſeinen Wagen und begann die Reiſe nach Madrid.

Für einige Stunden herrſchte Elwirens Bild ſiegreich in ſeiner Seele; allein mit Einbruch der Nacht ſtahl ſich die unglückliche Neigung wieder in ſein verirrtes Herz, und ein Wunſch ſtieg in ihm auf, den Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft nur noch ein einziges Mal zu ſehen. Sie hatten nur fünf Meilen zurückgelegt, und Alphonſo glaubte, daß der Schleier der Nacht ſein Unternehmen begünſtigen würde, auf einige Stunden nach Cadix zurückzukehren; ſein vertrauter Bedienter hörte ohne Befremdung den Einfall ſeines Herrn, und ſchnell, wie er gefaßt war, ward er ausgeführt.

Der Weg nach dem Hauſe ſeiner bezaubernden Sirene führte bei Don Pedros Hauſe vorbei. Als die Räder ſeines Wagens unter den hohen Mauern des Hauſes hinrollten, warf er einen Blick hinauf, ſeufzend in ſeinem Innern, daß ihn ein unſeliger Hang zu einer Handlung hinriß, die ſein beſſeres Gefühl nicht billigen konnte. Die halbverloſchnen Lampen ringsumher waren niedergebrannt und glänzten nur noch mit ſchwachem Lichte, gleich als weigerten ſie ſich, ihm auf dem Wege zum Verderben vorzuleuch-

ten. Sehnlich hingen seine Augen an der Wohnung der Unschuld und des Friedens; doch ein Gefühl von Scheu hielt ihn zurück, sie zu betreten.

Mit beklommenem Herzen kam er an der Thüre der Signora an. Die Familie war zu Bett, nur ihre Kammerfrau wachte noch und empfing ihn. Mit Bestürzung benachrichtigte sie ihn von dem beklagenswerthen Zustande ihrer Gebieterin nach seiner schnellen Abreise; sie habe, fügte sie hinzu, nach ihren Berufsgeschäften bei der Oper nur zwei Stunden Ruhe genossen, die ihr durch die Aerzte vorgeschrieben sey, den ärgsten Folgen vorzubeugen; sie beschwor ihn, ihr die kurze Ruhe nicht zu stören, sondern einstweilen ein Bett anzunehmen, das sie ihm bereiten wolle; bei dem ersten Erwachen ihrer Gebieterin werde sie ihn zu ihr führen.

Alphonso, zu leidenschaftlich, zu bewegt, um sich durch alle diese Vorstellungen abhalten zu lassen, stürzte in das Zimmer der Signora, und — in der trauten Unterhaltung mit einem jungen Fremden fand er seine trauernde Getreue. — Entsetzen machte sein Blut in den Adern starren. Der Fremde, ein junger Engländer, suchte sich in seinem gebrochenen Spanisch zu erklären und zu entschuldigen; allein der Herzog war zufrieden mit der Ueberzeugung, ein unwürdiges, verlornes Weib geliebt zu haben; sich mit Sir Falkner zu schlagen, hätte seine Thorheit nur durch eine zweite vermehren heißen.

In einer schmerzlichen Betäubung warf er sich in den Wagen und reiste unverzüglich von Cadix ab. Er hoffte, daß sein Abentheuer unbekannt bleiben würde; allein in dieser Hoffnung hatte er sich getäuscht, die Neuigkeit hatte

ſich ſchon durch Cadix verbreitet und Don Pedros Haus mit dem Zuſatz erreicht, daß ein Duell zwiſchen dem Herzog und Herrn Falkner vorgefallen ſey, eine Nachricht, die doppelt kränkend für Elwiren und ihren Vater war, die aber bald durch eine Zuſammenkunft Don Julios mit Herrn Falkner widerlegt wurde.

Die junge Herzogin war nun allein mit ihrem Freunde, und ſie ward von Augen beobachtet, die vielleicht nicht ungern einen Flecken an dem Betragen der beiden Liebenden erſpäht hätten; doch alle Einwirkung fremder Künſte war nicht im Stande, Elwiren zu der mindeſten Verletzung der Tugend zu bewegen, noch einen Augenblick aus ſeiner Hut den tiefentflammten Julio zu locken. — —

Der Freund Alphonſos, Graf Franciſko, kam um dieſe Zeit nach Cadix, um Don Pedro und Elwiren zu beſuchen; und das Licht, das er über Annas Charakter warf, die Aufſchlüſſe, die er über die einſt dem Herzog von Las Caſas gegebene Nachricht mitbrachte, waren ein neuer Dolchſtoß für die arme Herzogin. Franciſco geſtand Elwiren offen, welchen zauberiſchen Eindruck Annens Schönheit beim erſten Sehen auf ihn gemacht habe, und wie feſt er entſchloſſen geweſen ſey, ihr ſein Herz und ſeine Hand zu bieten, hätte die Ueberzeugung ihrer empörenden Treuloſigkeit ſeine Liebe nicht in Abſcheu verwandelt. Ein ſolches Geſtändniß mußte die Wahrheit ſeiner Ausſage nur noch mehr beſtätigen, ein Geſtändniß, das er Annen ins Geſicht wiederholte. Und ſo hatte denn Elwirens armes, freundſchaftliches Herz keine Freiſtatt mehr, wohin

es seine treue Liebe retten konnte. Die Verrätherin Anna sank in die Dunkelheit zurück, die sie verdiente.

Vom Herzog von Las Casas brachte Francisco gute Nachrichten, er war mit seinem Sohne ausgesöhnt und hatte ihm ein schönes Landhaus bei Madrid geschenkt, zu dessen Besitzerin er selbst Elwiren ernannt hatte. Zwar sie selbst dort zu sehen, hatte er nicht versprochen, doch ließen seine günstigen Aeußerungen keinen Zweifel an seiner künftigen Huld. So frohe Kunde kam zu sehr willkommener Zeit. Don Pedros Gemüth litt an einem stillen, herznagenden Kummer; mehrere Umstände, vorzüglich aber die Ausgaben, die er um Don Alphonsos willen gemacht, hatten sein Vermögen so untergraben, daß er einem gänzlichen Sturz entgegensehen mußte, dessen öffentliches Bekanntwerden seinen Kummer aufs höchste brachte. Bescheiden, aber freimüthig erklärte Elwira dem Herzog, daß sie fest entschlossen sey, ihr Schicksal nicht von dem ihres Vaters zu trennen, und sollte sie auch das Glück und selbst den Anblick des Herzogs darüber verlieren.

Nach einigen Verhandlungen darüber that der Herzog den Vorschlag, daß Don Pedro sein Haus in Cadix verkaufen und seinen künftigen Aufenthalt in Villa Franca, Elwirens neuem Schlosse, nehmen solle; ein Vorschlag, der zu annehmlich war, um sich länger zu weigern.

Es nahte jetzt die Zeit, wo Elwira den auf immer verlassen sollte, den ihr jede Pflicht der Religion und Tugend zu vergessen gebot; und doch erfüllte jetzt ihre erste, ihre einzige Liebe ihre ganze Seele. Welche Betrachtungen stiegen in ihr auf! Die glücklichen Tage der Kindheit waren

vorüber, ihr Geliebter hatte ſie verſchmäht, ihre Freundin ſie verrathen, und eine unglückliche Vermählung hatte ihr nichts zur Entſchädigung gegeben, als einen Rang, der ihrem Herzen gleichgültig war. In Gegenwart des Vaters, den ſie anbetete, verdeckte ſie ihren Gram unter der Hülle zärtlicher Aufmerkſamkeit, und gab nur in einſamen Stunden ihren Betrachtungen Raum, die immer mit einem Seufzer für Julio endeten.

Den Julio war in keinem glücklichern Zuſtande; nicht minder zärtlich liebte er Elwiren und ein zartes Mitleid gegen ſie erhöhte ſeine Liebe. Er mußte ihr Gefühl für ihn ehren, und würde lieber ſein Leben verloren, als ſich ſeiner unwürdig gemacht haben.

Einige Tage vor ihrer Abreiſe von Cadix hatte er in Gegenwart ihres Vaters noch einmal eine lange und vertraute Unterhaltung mit ihr; hier war es, wo dieſe unglücklichen Liebenden und vielleicht zum erſten und zum letzten Male die ſüße Mittheilung inniger und reiner Liebe ſchmeckten, wo ſie die Härte des Schickſals anklagten, das ihnen die Tage mit Bitterkeit und Schmerz bezeichnete, die ihnen, geheiligt von den ſüßen Pflichten ehelicher Liebe, ſanft und ſchön hätten verfließen können.

Ein kleines Bild Elwirens, das in Don Pedros Zimmer hing und das der Herzog kaum bemerkt hatte, war das Einzige, was ſich Don Julio zum Andenken bei ihrer langen, vielleicht ewigen Trennung erbat. Weder Elwira noch ihr Vater konnten ihm dies Unterpfand unauflöslicher Freundſchaft verweigern, das er ſo entzückt ſich mit hinweg-

nahm, als schlösse es den Talisman der Ruhe für sein zerstörtes Leben in sich.

Elwira nahm mit gebrochnem Herzen Abschied von der lieben Stadt, wo Julio zurückblieb, und legte in Gesellschaft ihres Vaters die Reise nach Madrid glücklich zurück. Sie wurden durch Alphonso empfangen, der sie nach Villa Franca begleitete.

Die Pracht des schönen Schlosses überraschte sie, als sie es glänzend vor sich liegen sahen. Der Herzog hatte es mit aller Schönheit ausgeschmückt, weil er es zum Sitz der Prinzessin Leopoldine bestimmt hatte, und er dachte großmüthig genug, es unverändert Elwiren zu übergeben. Es schien sein Vorsatz, über der Herzogin von Castarella die ehemals niedrige Elwira zu vergessen, und in Francisco hatte sie einen wärmern Vertreter vielleicht, als in Alphonso selbst: diesem waren vom ersten Anblick die verloschnen Blicke Elwirens und ihr verfallnes Ansehn nicht entgangen; er fragte ängstlich, was aus Julio geworden sey, und das verrätherische Erröthen bestätigte ihm das, was er so lange gefürchtet hatte.

Nicht lange nach ihrer Ankunft in Villa Franca ward Elwira die Mutter einer Tochter; doch selbst dies neue Band war nicht im Stande, das wankelmüthige Herz ihres Gatten ganz zu fesseln; er betrachtete sein Kind mit eben der Gleichgültigkeit, als seine Gemahlin, und brachte den größten Theil seiner Zeit in den schönen Zirkeln Madrids zu.

Graf Francisco, der keine Gelegenheit vorbeiließ, etwas Vortheilhaftes für die Herzogin zu bewirken und ihr den Anblick ihres erlauchten Vaters zu verschaffen, brachte

den Herzog dahin, daß er eine Reiſe nach Villa Franca machte, in der Abſicht, ſeinen Vaſallen dort Befehle zu geben. Der Graf hatte es angeordnet, daß die Amme mit Elwirens Kinde am Wege ſtand, als ſie vorüberfuhren; er bat den Herzog um Erlaubniß, Alphonſo's, ſeines Freundes, Kind umarmen zu dürfen, ſprang aus dem Wagen und nahm das Kind in ſeine Arme; der Herzog, aufmerkſam gemacht durch die Worte des Grafen, heftete die Augen auf die Gruppe. Die ſtumme Sprache der Unſchuld in den Zügen des engelſchönen Kindes ſprach mächtiger für ſeine unglückliche Mutter, als alle Beredſamkeit des edeln Grafen bisher gekonnt hatte; ſein Unwille gegen ſie war ſchon durch das Mitleid über die Aufführung ihres Gemahls entwaffnet; die Stimme der Natur erwachte mächtig in des Herzogs Herzen, und er konnte nicht widerſtehen, das Kind ſeines Sohnes ans Herz zu drücken. —

Gleich einem guten Engel ſah Francisco der Scene zu, die er herbeigeführt hatte; doch wagte er jetzt nichts mehr für die Unglückliche zu bitten, hätte der Herzog nicht ſelbſt beſchloſſen, das Werk nicht halbvollendet zu laſſen, ſondern auch die Mutter des Kindes durch ſeinen Anblick zu erfreuen. Er ſandte ſeine Leute voraus, Elwiren ſeine Ankunft zu melden, die nicht ohne Beſtürzung den theuern, aber gefürchteten Namen hörte. Der Herzog fand ſie wenig vorbereitet auf den hohen Beſuch, allein ſein ganzes Herz ward für ſie eingenommen, als ſie ihm mit aller ihrer Holdſeligkeit, mit ihrer himmliſchen Demuth entgegenkam und ſich auf ihre Kniee vor ihm niederließ; er hob ſie auf und küßte ſie, und Thränen rollten über ſeine Wangen. —

Von dieſer Stunde an war der Bund zwiſchen Elwiren und dem Herzog geſchloſſen; es verging hinfort beinahe kein Tag, wo ſie nicht irgend ein Geſchenk von ihm erhielt, und bald darauf that er ihr ſelbſt den Vorſchlag, einige Wochen bei ihm in ſeinem Palaſte zu Madrid zuzubringen. — —

Alphonſo ward einſtweilen immer gleichgültiger gegen Elwiren und gegen ſeinen Vater ſelbſt, ſeit Beide ſich vereinigt hatten; er brachte ſeine Zeit größtentheils auf den Landhäuſern ſeiner Freunde zu; der Herzog ward dagegen in eben dem Maaße täglich mehr für Elwiren eingenommen, und da er ſie einmal für ſeine Tochter anerkannt hatte, ſo that er auch Alles, ſie als dieſe geltend zu machen; er ſtellte ſie dem König vor, und die ſchmeichelhafte Aufnahme, die ſie am Hofe fand, war das Signal zu allen glänzenden Auszeichnungen. Allein der Schimmer der Juwelen, die ſie ſchmückten, die Pracht der ſchönen Equipagen und alle die Herrlichkeit, die ſie umringte, war nicht im Stande, das Bild des Frühgeliebten aus ihrem Herzen zu verbannen; bewußtlos ſuchte ihn ihre Sehnſucht allenthalben und nirgends fand ſie ihn. Fern von dem bunten, rauſchenden Gewühl der Hauptſtadt, hatte er ſich in die einſamen Gebirge der Schweiz geflüchtet, dort ſich und ſeinen Kummer zu begraben. Seine Seele umſchwebte noch die Gegenden ſeiner Liebe, und ein Freund, den er in Madrid zurückgelaſſen hatte, gab ihm zuweilen Nachricht von dem, was ſich im Hauſe Las Caſas zutrug; mit unausſprechlicher Bewegung las er von der tiefen Schwermuth, die ſie

überwölkte, und von der kalten Ruhe, mit der ſie Alles um ſich her betrachtete.

Don Pedro ward von dem Herzog mit einer vertrauten Freundſchaft beehrt, allein er hatte zu viel gelitten in den letzten Tagen, ſein Herz war gebrochen, und er hatte keinen Wunſch mehr für die Welt, als ſeine letzten Tage in dem reizenden Gebiete Villa Franca's zu beſchließen.

Lange war der Name Julios bei Elviren in tiefes Schweigen begraben; die Arme! minder zerſtörend würde ihr Gram geweſen ſeyn, hätte ſie ſich den kleinen Troſt gewährt, von ihm zu ſprechen! Jeden Gedanken an ihn verſagte ſie ſich, an ihn, der allein fähig geweſen wäre, ihr Herz zu erfüllen, an den ſie täglich durch die Vernachläſſigung ihres Gatten erinnert ward! Ihr zärtliches, dankbares Herz ſehnte ſich, dem ganz ſich hingeben zu können, der ſie vergaß, der ſie zurückſtieß; die weiche Seele kehrte den Stachel des Vorwurfs gegen ſich ſelbſt. Ihr einziger Treſt beſtand in der gewiſſenhaften Erfüllung ihrer Pflichten gegen ihn, und ſo kämpfte ſie eine Zeit lang mit dem verzehrenden Gram; allein die Wunde war tödtlich, vergebens ſtellte ſie die ſtille, aufopfernde Geduld der innern Qual entgegen, die Kräfte ſanken und ſie erlag dem Uebermaaße ausdruckloſer Leiden.

Sie ſtrebte ihre zunehmende Krankheit zu verbergen, das Uebel griff ihren Verſtand an, allein in der gänzlichen Betäubung ihrer Beſinnungskraft lag eine Art von Erleichterung für ſie; ſie ward ruhig und heiter, kein irdiſches Leiden ſchien ihren Frieden zu erreichen, ſelbſt die Zärtlichkeit ihres Vaters und die unermüdete Aufmerkſamkeit des

Herzogs unterbrachen ihre tiefe Ruhe nicht. Sie welkte hin gleich einer ſchönen Blume des Gefildes; ſchweigend neigt ſie ihre holden Blüthen, noch ehe der Froſt des Winters kömmt; ihr Herz war an der Wurzel angegriffen und früh der Keim der Hoffnung abgebrochen durch die vernichtende Hand des Misgeſchicks.

Zuweilen wenn der traurige Einfluß des Mondes über die unglücklichen Opfer menſchlicher Leidenſchaften herrſchte, ging Elwirens weiche Sanftheit in einen fieberhaften Wahnſinn über. Schmerz malte ſich in den Zügen aller Anweſenden, wenn ſie oft in ſolchen Augenblicken eine herzbewegende Verzweiflung ergriff, wenn ſie mit aufgehobenen Augen und Händen den Namen Julio rief. — Julio, den angebeteten, den fernen Julio rief ſie an, ihre drückenden Feſſeln zu löſen, und klagte ihn des Undanks an, daß er ſie verlaſſen hatte. Oft warf ſie bitter ihrem Vater vor, er habe ſie verkauft, und ſank im Augenblicke darauf zu ſeinen Füßen, von ihm Vergebung zu erflehen.

Alphonſo, den ſie zwar ſelten ſah, hatte doch Julio's Namen aus ihrem Munde gehört; er wandte Alles zu ihrer Herſtellung an, und natürlich gutmüthig, wie er war, würde er mit Freuden darein gewilligt haben, durch Don Julios Gegenwart einen Verſuch zur Beſſerung zu machen, hätte er gewußt, wo man ihn finden ſollte.

Der Zuſtand der Herzogin war kein Geheimniß in Madrid; nur der Urſprung deſſelben war Niemand als ihren nächſten Dienern bekannt. Don Julios Freund, nicht fremd mit dem Verhältniß der Liebenden, ließ ihm in ſeinem letzten Briefe Etwas von jenen Urſachen errathen; der

Brief ward durch Julios eigne ſchnelle Erſcheinung in Madrid beantwortet; er nahm in geheim ſeinen Aufenthalt im Hauſe ſeines Freundes und hatte hier Gelegenheit genug, ſich von dem zu unterrichten, was ſeiner Ruhe den Tod brachte.

Unter einem erborgten Namen erſchien er zu Villa Franca; er hatte den raſchen Entſchluß gefaßt, ſelbſt Zeuge ihres Unglücks zu ſeyn. — Mit Hülfe eines Gärtners erlangte er eine Zuſammenkunft mit Elwirens erſter Kammerfrau, einer Italienerin von höherer Bildung und Gefühl, als man gewöhnlich bei Leuten ihres Standes findet; mit zärtlicher Sorgfalt und Treue wachte ſie über ihre unglückliche Gebieterin; ſie war es, an die Elwira in hellern Augenblicken ihre Neigung geheftet hatte, der ſie ſelbſt in einer Regung der Vertraulichkeit entdeckte, daß ſie von Julio's Gegenwart Geneſung ihres Wahnſinns hoffe. Don Julio, in der Nachbarſchaft verborgen, erhielt treulichen Bericht von ſeiner Vertrauten, und durch ihre Vermittelung gelang es ihm, ſich in der Mitte der Nacht in Elwirens Gemach zu ſtehlen. Sie lag in ruhigem Schlummer, als er eintrat, aber die Veränderung auf ihrem Antlitz, ſeit er ſie zuletzt geſehen hatte, zerriß ſein Herz; kaum konnte er den Ausruf des Schmerzes zurückhalten, als er, über ihrem Lager hingebogen, mit ſeinem Antlitz über ihrem hing; eine dämmernde Kerze ſchien in ihr blaſſes Angeſicht; ſie ſchlug die Augen auf, richtete ſie auf ihn, und ein wahnſinniges Lächeln begann ſchon ſeine beängſtigte Bruſt aufs neue zu beleben; ach, ſie kannte ihn nicht! ihre Worte waren unzuſammenhängend, und Alles überzeugte

ihn zu klar von der Abweſenheit ihres Verſtandes. Ihre Dienerin ſprach leiſe vor ihrem Ohr Don Julios Namen aus; dies war ein elektriſcher Schlag für die erſchöpften Kräfte der Armen; ſie riß ſich wild von ihrem Lager auf, ſtarrte ihn an, und in dieſem Augenblicke des Wiedererkennens kehrte ihre Vernunft zurück. — Sie öffnete ihre Arme, ihn aufzunehmen an ihr Herz, und ihre zum Himmel aufgehobnen Augen flehten Segen auf ihn herab; doch die Anſtrengung überſtieg ihre Kräfte; es war das letzte Aufglimmen ihres ſcheidenden Lebens; ein convulſiviſcher Seufzer folgte nach; noch einmal flüſterte ſie leiſe und zärtlich: Julio! — und ihre Seele floh empor, im Land des ewigen Friedens auszuruhen.

Don Julio ward mit zerrütteter, betäubter Seele weggebracht. —

Der Herzog Las Caſas theilte die Trauer des ehrwürdigen Don Pedro, und ſuchte ihm die wenigen Tage zu verſüßen, die ihm noch vergönnt waren auf Erden zu wandeln; nur ſo glaubte der edle Herzog Elwirens Andenken ſein Opfer bringen zu können. Sie wohnten künftig zuſammen in des Herzogs Pallaſte zu Madrid, und die zunehmende Liebenswürdigkeit ihres Enkels, des beſten Erbtheils der geliebten Verſtorbenen, ward in Zukunft der einzige Gegenſtand ihrer Zärtlichkeit und Freude.

Herzog Alphonſo war anfangs untröſtlich über den Verluſt des holdſeligſten der Weiber; erſt als er ſie verloren hatte, fühlte er ihren Werth. Als die erſten Ausbrüche der Trauer vorüber waren, bewarb er ſich mit glücklichem Erfolg um die Prinzeſſin Leopoldine, für die er

ein beßrer Gatte ward, als für die unglückliche, nur allzubald von ihm vergeßne Elwira.

Don Julio kehrte zurück zum Schweizerlande, und in der Einſamkeit der hohen Alpen weihte er ſein Leben den Wiſſenſchaften und wenigen erleſenen Freunden. Kein anderes Weib theilte je ſeine Liebe; er errichtete ein kleines Denkmal dem Andenken ſeiner frühen, ſeiner einzigen Leidenſchaft; hier trauernd über den geweihten Steinen fand er allein Troſt für ſein wundes Herz, bis ihn der Tod von ſeinem Gram befreite und ihn in einer beſſern Welt ſeiner Elwira entgegenführte.

IX.

Güte.

Novelle.

Wie oft zwiſchen verfallendem Gemäuer der Sprößling eines edeln Baums oder einer lieblichen Blume recht ſchön und anmuthsvoll emporwächſt, obwohl verlaſſen, ſo blühte auch die holde, frühverwaiſte Serena mitten in ihrer traurigen Verlaſſenheit voll Reiz empor.

Ihr Vater, der letzte glückloſe Sprößling eines einſt angeſehenen Geſchlechts, war nach dem gänzlichen Verfall ſeiner Glücksgüter und ſeines Anſehens bald ſeiner frühverſtorbnen Gattin im Tode gefolgt, und hatte die arme kleine Serena, ſein einziges Kind, ganz allein in der Welt zurückgelaſſen, nur der Gnade einer alten ſtrengen Verwandtin heimgefallen, welche von aller ehemaligen Pracht ihrer Familie nur ein kleines, halbverfallnes Gartenhaus in einer der Vorſtädte von Madrid an ſich behalten hatte, nebſt einem kleinen Stück des daranſtoßenden Gartens, worin ſie ihr Gemüſe erbaute. Das Hauptgebäude des großen prächtigen Gartens ging in eine andere belebtere Straße heraus, und gehörte jetzt dem Marquis von Villarica. Sparſamkeit forderten die Umſtände der alternden Frau, die ſtrengſte Sparſamkeit, welche dann wohl oft in Kargheit überging, und hart und grämlich hatte das Unglück die einſt Begüterte gemacht. — So lebte denn die arme Serena ein ganz-

lich abgeſchiednes, freudloſes Leben, obgleich ſo nahe bei den rauſchenden Luſtbarkeiten der Hauptſtadt, von Kindheit auf an ihren Stickrahmen gebannt, in welchem ſie ſehr kunſtreiche Arbeiten fertigte, und ſo ihren Unterhalt redlich gewann. Nur gewohnt, an dem Gelingen ihres Fleißes eine unſchuldige Freude zu finden und ſich das düſtre, faltenreiche Antlitz ihrer Baſe ein wenig erheitern zu ſehen, ahnete ſie wenig von jenen Freuden, worin ſich Andre ihres Alters bewegten. Nur ſelten verlor ſich ein Nachhall davon oder eine Gruppe Luſtwandelnder in die abgelegne Nebenſtraße, an welche ihr verfallender Pavillon ſtieß.

Die Baſe aber, Donna Griſelda mit Namen, hatte ſich feſt vorgenommen, mit größter Strenge über das ihr anvertraute letzte Kleinod ihrer Familie zu wachen. — Das wäre ſchön, — ſagte ſie oft — wenn unſre boshaften Feinde, durch deren Ränke allein der Glanz unſers Hauſes hat untergehen müſſen, noch triumphiren könnten, die Ehre der letzten Tochter deſſelben nur im Entfernteſten verletzt zu ſehen. Wenn ſie nicht mit dem ihr gehörenden Glanze die Freuden der Welt genießen kann, ſo ſey ihr Anblick ihr lieber ganz verborgen.

Von Kindheit auf war Serena an dieſe Anſichten gewöhnt. Und wenn nun auch zuweilen an ſchönen Sonntagsabenden, wo eine freie Stunde ihr vergönnte am Fenſter zu verweilen, — ein Paar feſtlich geſchmückter Luſtwandelnder, deren ganzes Weſen Freude und Liebe verrieth, ihren Blick auf ſich zog, — wenn dann auch zuweilen ein leiſer Seufzer der höherſchwellenden Bruſt der Jungfrau entſtieg, ſo riß ſie ſich von dem beunruhigenden Anblick los

und ging nach den gegenüberliegenden Fenstern des kleinen Hauses, die nach den Gärten sahen, sich an den stillen Freuden begnügend, welche ihr zugemessen waren. Dort schmückte schon der Mond das kleine freundliche Gemach mit seinen Silberblumen aus, und winkte ihr zu friedlichen Träumen. Die Blumen aber, womit Frühling und Sommer ihr eingeschränktes Gärtchen schmückten, machten ihr liebstes Besitzthum aus. Ihr unermüdeter Fleiß hatte nämlich die Beete, auf welchen die Gemüse für ihren dürftigen Haushalt grünten, mit einem reichen buntfarbigen Flor eingefaßt.

Hier war das einzige ihr vergönnte Lustgebiet, beinahe der einzige Ort, wohin sie aus dem Hause ihren Fuß setzen durfte, die kleine, wenig besuchte Kapelle in ihrer Straße ausgenommen, wohin die Base zuweilen mit ihr zur Messe ging.

Wenn sie aber von ihrem Fenster herab auf ihr blühendes Grundstück blicken wollte, so flogen unwillkührlich ihre Blicke größtentheils über den engen Bezirk hinaus und zu den schlanken Wipfeln der Pappeln und Pinien hinüber, die um das schöne Hauptgebäude wehten, und verweilten auf allen den anmuthigen Baumpartieen des prächtigen, weitläufigen Gartens.

Dort hinüber gehen zu wollen, da ihr Gärtchen nur durch eine leichte Hecke davon geschieden wurde, dieser Gedanke war ihr schon als Kind streng verwiesen worden, wenn sie gefragt hatte: warum man denn nicht auch ein wenig in den viel schönern, größern Nachbargarten hinüber gehe, da es der jetzige Besitzer doch erlaubt habe. — Mein

Kind, — hatte dann die Baſe mit einem ſtolzen Blick erwiedert — die Nachkommen der Salvaterra's nehmen keine Gefälligkeiten von den Herren von Villarica an, und ſie benutzen kein Grundſtück, als was ihnen zu eigen gehört. — Sie blickte dabei mit einiger Selbſtzufriedenheit in dem Zimmer umher, das ſie, ſo wie den ganzen Pavillon, noch als ihr Eigenthum ſich erhalten hatte, welcher trotz des baufälligen Zuſtandes noch die Spuren der Pracht trug, womit ihn ihre Vorfahren erbaut hatten.

Das einzige Vergnügen der guten Donna beſtand nun darin, daß ſie alle Morgen in den wenigen kleinen Prunkgemächern wohlgefällig betrachtend umherging, und mit einem feinen Tuche eigenhändig den Staub von den ſchwarzangelaufnen goldnen Leiſten der dunkeln Tapeten wiſchte, und von den Lehnen der Stühle, die mit verblichnem rothen Sammt überzogen waren. Ihren vorzüglichſten Stolz aber machten einige noch ziemlich gut erhaltene Bilder von ritterlichen Urvätern aus, welche die Wände zierten. Sich ſelbſt legte ſie dann ganz die Kleidung an, die, obwohl altväteriſch und abgetragen, doch ihrem Range völlig angemeſſen war, und ſo ſetzte ſie ſich zu ihrem mühevollen Lebenserwerb durch die Nadel der fleißigen Serena gegenüber.

Gewöhnlich in ernſtem, düſterm Schweigen gingen die Stunden hin; nur ſelten, von den Bitten der holden Nichte bewegt, öffnete ſich das Gemüth der Donna zu Erzählungen der vergangnen Zeit; doch dieſe Mittheilungen beſtanden größtentheils in Aufzählung aller der Ränke und Feindſeligkeiten, denen ihr ganzes Geſchlecht und namentlich

Serena's Vater unterlegen war, und der feigherzigen Schwäche, womit faſt alle ſeine Freunde ſich von ihm abgewendet hatten. Donna Griſelda ſchloß gewöhnlich damit, daß ſie die Rache des Himmels allen den Feinden und allen den treuloſen Freunden des Hauſes Salvatierra weiſſagte, und ſollte ſie auch erſt an Kind und Kindeskind in Erfüllung gehen. — Nur Einer, — wiederholte ſie oft — nur Einer von den Freunden deines Vaters, der biedre Rodriguez von Santoval, der ihm einſt in der Schlacht in Flandern das Leben rettete, iſt ihm unwandelbar treu geblieben und hat nie den beshaften Günſtlingen des ungerechten, grauſamen Alba nachgegeben! Und nun, was iſt aus ſeinem Sohn geworden? rühmt nicht alle Welt den tapfern Kriegshelden, den edelmüthigen Don Alonſo von Santoval? —

So ging die ſtille Zeit dahin; die ſanfte Serena ſaß noch immer einen Tag wie den andern fleißig an ihrem Rahmen, und blickte gnügſam nur aus der Ferne nach dem ſchönen benachbarten Garten hinüber. Indeſſen eines Tages ward ſie doch zwiſchen den anmuthigen Gartengängen einen Gegenſtand gewahr, der ihr noch anmuthiger erſchien, als die Pinien und Pappeln und alle die herrlichen Baum- und Blumenarten jenes bezaubernden Gebiets. Ein Jüngling war es, ſchön und blühend wie die prächtigblühenden Oleanderſtauden, die er jetzt im Näherkommen durchwandelte. Er war jetzt an der Grenze, welche die beiden Gärten ſchied, und ſie konnte nun genauer die ſchöne Erſcheinung betrachten, die durch die zierliche, buntfarbige Ritterkleidung noch mehr gehoben ward, und auf dem dunkel-

grünen Laubgrunde der Bäume wirklich ganz wunderlieblich hervorglänzte.

Allein jetzt ward auch er die liebliche, holdlauſchende Beobachterin gewahr, und ſeine Augen blitzten feurig. Gleich einer zarten Blume, die man hinter ſchützendem Glas vor den allzubrennenden Strahlen der Sonne zu verbergen pflegt, hatte auch ſie ſich vor dem Feuer jener flammend zu ihr herüberſtreifenden Blicke hold erſchrocken hinter den Schirm ihres Fenſters geflüchtet. Sie wagte auch fortan nur ſchüchtern ihn ganz von ferne zu betrachten, wenn er — ſie mußte ſich es wohl geſtehen, daß es ihretwegen geſchah — täglich wieder den Garten durchſtreifte und an der Grenze des ihren, ſehnend herüberblickend, erwartend ſtehen blieb.

Ein neues, nie gekanntes Gefühl erwachte in der jungfräulichen Bruſt; noch nie hatte ſie eine ſo ſchöne Erſcheinung geſehen, und es that ihr zugleich unnennbar wohl, daß ſie, die ſich bisher ganz allein und unbeachtet in der Welt geglaubt hatte, ſich jetzt als den Gegenſtand ſehnſuchtsvoller Blicke aus dieſen glänzenden Augen ſah. Ein Gefühl von lebhafter Dankbarkeit gegen den Unbekannten erfüllte in geheim ihr Herz.

Auch die Aufmerkſamkeit der Baſe war jetzt auf den Spähendharrenden gerichtet; ſie erfuhr durch ihre Bekanntinnen, durch welche ſie doch immer noch in einigem Verkehr mit den Neuigkeiten der Welt blieb, — daß der Jüngling Don Silvio heiße und ein kürzlich angekommner Verwandter der Familie Villaxica ſey, mit welcher er jetzt den Garten bewohne.

Ehe die gute Donna Griſelda aber noch Zeit hatte,

über dieſe gefährliche Nachbarſchaft ihre Beſorgniß auszudrücken, war dem jugendlich ungeſtümen Don Silvio ſchon die Zeit zu lang geworden, welche er nur ſo in entferntem Schmachten zubringen ſollte. Er, das einzige Kind reicher, ihn zärtlich liebender Eltern, war in friſcher Lebensfreudigkeit aufgewachſen, und nicht gewohnt, ſich in ſeinen liebſten Wünſchen durch unleidliche Schwierigkeiten gehemmt zu ſehen.

Und dieſer Wunſch ſchien ihm einer der gerechteſten und unſchuldigſten; denn das ſanfte Madonnenbild, das er am Fenſter erblickt, hatte ihn zu ſo ernſten, ja frommen Empfindungen geſtimmt, als er ſich nicht entſinnen konnte ſo leicht gehabt zu haben. Alles, was er von ihrer unvergleichlichen Sittſamkeit und Sanftmuth hörte, beſtärkte ihn noch mehr darin. Und das, was man ihm, auf ſeine Nachforſchungen, von ihren nähern Verhältniſſen und dem Charakter ihrer Baſe ſagte, machte es ſeinem leichten Ueberblick nicht ſchwer, den ſicherſten und beſten Weg zu wählen, um ihre nähere Bekanntſchaft zu erhalten.

Mit allem dem Anſtande, der der Geburt und dem ehemaligen Range der Donna Griſelda angemeſſen war, ließ er ſich anmelden, und ſagte, als er auf eine eben ſo abgemeſſene Erwiederung erſchien, — daß es ihm, dem kürzlich hier Angekommenen, unmöglich gefallen ſey, als ein ſo naher Nachbar von zwei ſo ehrenwerthen Damen aus dem weltberühmten Geſchlecht der Salvaterra's zu verweilen, ohne der vortrefflichen Donna und ihrer liebenswürdigen Nichte ſeine Ehrerbietung zu bezeigen.

Der guten Donna, welche zu dieſem Empfange ihr

beſtes veraltetes Prachtkleid angelegt und auch ihre Nichte ſo viel nur möglich geſchmückt hatte, pochte das Herz bei dieſer ſchmeichelhaften Anrede, die wie ein Nachhall aus vergangnen Zeiten in ihre Seele drang. Der Gedanke, in ihrer holden Nichte eine Wiederbeleberin des alten Glanzes ihres Geſchlechts erzogen zu haben, hatte immer im Hintergrunde ihres Herzens geſchlummert; und ſo viel war ihr von dem romantiſchen Hange ihres Volkes zum Abentheuerlichen zum Antheil gefallen, daß ſie ſich vorſtellen konnte, wie ein ſtattlicher begüterter Ritter kommen und das hochgeborne, köſtlich bewahrte Fräulein, das in Gefangenſchaft der Armuth gerathen, daraus befreien werde. Der artige, gewandte Don Silvio ſchien ihr ganz der Mann, um jene Hoffnungen zu verwirklichen; und wer er eigentlich ſey? darüber flog ſie auch ſchon eine freudige Ahnung an.

Don Silvio aber fand ſeinerſeits bei näherm Anblick die Aehnlichkeit der hocherröthenden Serena mit einem rührenden Madonnenbilde noch beſtätigt: das weiche, dunkelbraune Haar legte ſich geſcheitelt in ſanften Wellen um die reine, alabaſterweiße Stirn, an die ſich ſanft niederſenkend die ſchöne, griechiſch geformte Naſe ſchloß; die ſchönen dunkeln Augen hoben ſich etwas ſchwermüthig unter dem Schutz der langen Wimpern, ſo wie auch ein halbleidendes, unnennbar holdſeliges Lächeln den lieblichen Mund umfloß.

Ganz außer ſich von Leidenſchaft für ſie, beſchloß er, öfter wiederzukommen, was ihm auch erlaubt wurde, als er ſich empfahl und die Damen höchſt zufrieden über ſeine artige Unterhaltung zurückließ.

Er hielt ſeinen Vorſatz, und nährte auch in der unſchuldigen Bruſt des Mädchens die Neigung für ihn und die ruhegefährliche Hoffnung. Indeſſen würde man ihm Unrecht thun, wenn man ihn eines Anſchlags des Leichtſinns auf das Herz des Mädchens beſchuldigen wollte. Alles, was er von den Tugenden Serena's und vorzüglich von der engelgleichen Sanftmuth ſah, womit ſie auch die bitterſten Launen ihrer düſtern Baſe ertrug, erweckten in ſeinem Herzen eine Ahnung häuslichen Glücks, wie er ſie nie gefühlt hatte, und da er reich und unabhängig war, ſo ſah er keinen Grund, warum er nicht auf dem kürzeſten und bequemſten Wege ſich den Beſitz der Geliebten verſchaffen ſollte? beſonders da auch ihre Abkunft der ſeinigen vollkommen ebenbürtig war.

Er gab auch ſeine Abſichten bereits deutlich zu erkennen, zu großer Freude der Donna Griſelda, die indeß auch bei dieſer Gelegenheit den förmlichſten Anſtand beobachtet und nur mit gehöriger Bedächtlichkeit dieſen wichtigen Schritt gethan wiſſen wollte, — ſo lange er auch bei ihr ſchon bedacht war. —

Für Serenen ging nun eine ganz neue, glückliche Zeit an. Noch öfter als ſonſt ſchweiften jetzt ihre Blicke zu dem benachbarten Garten hinüber, doch nicht nach den Wipfeln, ſondern ſie ruhten zärtlich auf dem geliebten Silvio, der gleich einem Schäfer des glücklichen Arcadiens zwiſchen den Gängen wandelte und ihr liebende Grüße zuwinkte.

Auch ihre häusliche Lage war höchſt vortheilhaft verändert; man kannte faſt die gute alte Dame nicht mehr,

ſo erheitert war ſie, und Alles, was ſie ſprach, war voll des Lobes des galanten und wohlgeſitteten Don Silvio, als eine unvorhergeſehene Begebenheit alle dieſe hoffnungsvollen Ausſichten zerſtörte.

Eine Freundin vom Lande ſchickte Donna Griſelda eines Nachmittags ihren Wagen, und ließ ſich für eine kurze Zeit ihren Beſuch erbitten, da ſie krank liege und doch in einer ſehr wichtigen Angelegenheit den Rath einer ſo einſichtsvollen Freundin nöthig habe.

Das Ehrgefühl der redlichen Griſelda fand ſich höchlich geſchmeichelt durch dieſe Aufforderung, und ſie beſchloß ihre Nichte mitzunehmen und ſogleich abzureiſen. Indeß entſtand doch hierbei ein heftiger Kampf in ihrem Innern, da ſie, immer in eben dem Maaße vor Einbruch beſorgt war, als ihr ganzes Beſitzthum in den Augen der Räuber keinen Werth gehabt haben würde, denn weder die verblichnen Stühle, die ſchwarzgoldnen Leiſten, noch ſelbſt die Ahnenbilder würden die rohen Räuberſeelen im mindeſten zu ſchätzen gewußt haben. Der alten Dame ſchien dies indeſſen gar nicht ſo; eine eigne Dienerin, welche ſie hätte zurücklaſſen können, hatte ſie nicht einmal, weil ſie zu arm dazu war; nur eine fern wohnende Aufwärterin brachte täglich den armen Erbinnen des Namens Salvaterra die nöthigſten Bedürfniſſe des Lebens.

Sehr erwünſcht kam es daher Donna Griſelda, daß ihr Serena ſelbſt verſicherte, ſie werde weit lieber zu Hauſe bleiben, um eine ausnehmend kunſtreiche Stickerei, ein Geſchenk zu Don Silvio's Namenstage, welcher auf übermorgen fiel, mit Sorgfalt beenden zu können.

Donna Griſelda verſprach ſich ſelbſt viel von der Wirkung dieſes Kunſtwerks; ſie meinte, daß dies erſt den ganzen Werth ihrer Nichte und ihrer Erziehung in das rechte Licht ſetzen und Don Silvio's gewünſchten Entſchluß zur Reife bringen werde. Der ſtrengen Sittſamkeit ihrer Zöglingin konnte ſie hinlänglich trauen, um ſie wohl auf eine einzige Nacht ohne ihren Schutz laſſen zu können; überdem beſchloß ſie, eine Freundin Serenens, die einige Jahre älter als dieſe und ein wahres Muſter von Weisheit und Vorſichtigkeit war, bei ihr bleiben zu laſſen, wozu Donna Iſabella, ſo hieß die Freundin, ſich auch gleich verſtand.

Doch reiſte ſie nicht ab, ohne ihrer Nichte noch einige Verhaltungsregeln nachdrücklich eingeſchärft zu haben. — Bis morgen Mittag — ſagte ſie — werde ich beſtimmt wieder zurück ſeyn; bis dahin, mein Kind, nimm dich ja in Acht, deinem Verehrer einen Beſuch zu geſtatten! denn ſo artig und wohlgeſittet auch Don Silvio iſt, ſo bleibt er doch immer ein Mann, und ein Jeder dieſes ſeltſamen und gefährlichen Geſchlechts pflegt auch die leiſeſte Abweichung Einer der Unſern von der ſtrengen Sitte mit Undank und Abwendung zu beſtrafen. Erhalte dir alſo ja die achtungswerthe Liebe Don Silvio's! Mehr als du vielleicht denkſt, iſt an ſeiner Geſinnung gelegen! — Sie meinte damit die Erneuerung des vormaligen Glanzes. —

Serena küßte ehrerbietig die Hand ihrer Verwandtin, und verſprach ihr den pünktlichſten Gehorſam, worauf dieſe beruhigt abreiſte.

Die beiden Mädchen ſetzten ſich nun noch einige Stunden an ihre Arbeit, bis der Abend einbrach und ſie zu feiern nöthigte.

Die gute gewiſſenhafte Serena war feſt entſchloſſen, ihr Verſprechen auf das ſtrengſte zu halten. Nicht einmal an das Fenſter wagte ſie zu treten, das nach dem Garten ſah; ſo ſehr ſie ſich auch nach dem Anblick ihres geliebten Freundes ſehnte, ſo unentbehrlich ihr auch ſchon die liebe Gewohnheit geworden war, mit ihm Winke und Grüße zu wechſeln. Doch ward ihr dieſe Selbſtüberwindung bald durch die Verſicherung ihrer Freundin erleichtert, daß ſie Don Silvio dieſen Nachmittag auf der Straße begegnet ſey und ihn zu einem Freunde habe gehen ſehen.

Beide Mädchen beſprachen ſich nun in der traulichen dämmernden Abendſtunde über Alles das, was für Mädchenherzen das Süßeſte und Wichtigſte iſt. — Donna Iſabella pries das Glück ihrer Freundin, einen ſo ſchönen und begüterten Edelmann, als Don Silvio, zum Liebhaber zu haben, und Serena geſtand dagegen ihrer Freundin offen, wie ſie ihm auch innig, von ganzer Seele zugethan ſey, und lieber das Leben verlieren wolle, als ſeine Liebe.

Es war indeſſen ſpät geworden; ſie hatten keine Kerzen angezündet, auf den Aufgang des Mondes wartend, deſſen Licht das kleine Gemach mit überhellem Glanz zu ſchmücken pflegte; nur kurzes Dunkel lag zwiſchen ihm und der Abenddämmerung; doch dicht war heut dies Dunkel, und ſchauerliche Stille herrſchte ringsum in der einſamen, tiefen Nacht.

Ein eignes unheimliches Gefühl ergriff die Herzen der Jungfrauen, und sie bereiteten sich, früher schlafen zu gehen, als sie vorher Willens gewesen waren; da hörten sie mit einem Male in der einsamen Straße, in welcher ihre Wohnung lag, ein seltsames Geräusch, und aufhorchend erkannten sie es bald für ein heftiges Waffengeklirr; die Schwerter trafen furchtbar schnell aufeinander, und dumpfer, schauerlicher Wuthausruf schallte zuweilen dazwischen.

Die Mädchen flogen an das Fenster, und sahen jetzt in einiger Entfernung die Straße hinauf, beim Licht der eben jetzt heraufwallenden Mondesscheibe, einen Ritter allein gegen vier Bewaffnete kämpfen, die meuchelmörderisch auf ihn eindrangen.

O, die Unedeln, Schändlichen! Vier gegen Einen! — rief die sonst so sanfte Serena, jetzt ganz außer sich vor Entsetzen und Empörung.

Der Ritter kämpfte heldenmüthig, doch immer zurückweichend, und schon sah er sich fast von seinen mörderischen Gegnern übermannt, als er plötzlich durch eine kühne Wendung sich ihnen entrang und flügelschnell die Flucht nahm.

Allein allenthalben erblickte er nur kahle Gartenmauern, die nirgends eine Thür, einen Ausweg zeigten; nur das Portal des Pavillons, wo die Mädchen am Fenster standen, ließ einige Sicherheit hoffen, und dahin richtete sich seine Rettungsflucht. Glücklich hatte er jetzt das Portal erreicht; die Meuchelmörder waren verschwunden. Und jetzt drang eine flehende Stimme herauf. — Um der heiligen Jungfrau willen, — bat er — öffnet mir Eure Thür, edle Damen! ich bin meinen Feinden entronnen.

O, Gott! Gott! — rief Serena und ſchwankte. — Das ganze Bedenkliche ihrer Lage ſtellte ſich ihr wohl mit einem ſchnellen Ueberblicke dar; ſie und Iſabelle ganz allein zu ſpäter Nachtzeit, und einen fremden Mann hereinlaſſen? — daß es ihr Freund Don Silvio nicht etwa ſelbſt ſeyn konnte, dies hatte ihr ſchon von fern die dunkle Kleidung bewieſen, welche Don Silvio niemals trug; auch kannte ſie, die Liebende, wohl die Geſtalt, ja jede Bewegung des Geliebten zu gut, um ſie mit denen eines Fremden zu verwechſeln; vor Allem aber ließ jetzt die unbekannte, nie gehörte Stimme keinen Zweifel deshalb; — doch auch das Unglück des Fremden drang Mitleid fordernd an ihr Herz, und ſchon hatte ſie einige Schritte nach der Thür gethan, als ſie Iſabelle zurückhielt, und ihr mit dringenden Worten zurief: Um Gottes willen, Serena, was willſt du thun? Iſt das die Sorgfalt, womit du der Baſe gelobt haſt über deinen Ruf zu wachen? Und Don Silvio? was müßte er denken, erführe er, daß du zu ſo ſpäter Nachtzeit einem Manne dein Haus geöffnet? Und er kann es ſelbſt ſehen, denn ich ſah ihn in jenen Garten gehen, wo in dem Hauſe die Fenſter noch erleuchtet ſind, in welchem ſein Freund, der junge Ramiro, wohnt, — ſie zeigte nach der entgegengeſetzten Seite der Straße von der, wo das Gefecht geweſen war, und wohin die Fenſter des Hinterhauſes eines angeſehenen Gartens herausgingen.

Wie leicht, — ſetzte noch Iſabelle eifrig hinzu — wie leicht könnte das dich immer bewachende Auge der Liebe dieſe für eine Jungfrau ſo ungeheure That erblicken! Er würde ſich verachtend von dir abwenden, ohne ſelbſt deine

Entschuldigung hören zu wollen, vielleicht Madrid verlassen, eh du ihn wiedersähst. —

Wohl drang das graufenvolle Bild mit allen seinen Schrecken in Serenens beängstetes Gemüth. —

Allein jetzt ertönte noch ein Mal die rührende Stimme des unglücklichen Verfolgten; dringender schien sie aus der Tiefe der Brust heraufzudringen. — O, habt Erbarmen! — flehte er — ich bin verloren, wenn ich diese Freistätte verlassen muß; dort in jener Ecke lauern noch meine Mörder auf mich.

Serenens schnell hinüberfliegender Blick sah in der That in einem Winkel der Mauer jene Abscheulichen noch auf ihr auserkohrnes Opfer lauern. Und jetzt schwand jede Rücksicht auf eignes Wohl und Weh; sie hörte nicht mehr auf das, was Isabelle sagte, riß sich los und eilte hinaus, die Thür zu öffnen. — Der Mond schien, als sie öffnete, blendend in ihr holdes Gesicht; da er aber hinter dem Fremden stand, so konnte sie von dessen Antlitz nichts erblicken; nur eine dunkle schlanke Gestalt sah sie, die etwas zögernd hereintrat.

Seyd Ihr ein Engel des Himmels? — rief der Fremde in heftiger Bewegung. — Wißt, daß Ihr keinem Unwürdigen das Leben gerettet habt, edle Donna! — In einer unbedeutenden Streitigkeit, die ich gern im ehrlichen Zweikampf ausgefochten haben würde, hab' ich die heimtückische Rachsucht eines Gegners auf mich gezogen, der es für gerathner achtet, mich mit drei Gehülfen meuchlerisch anzufallen, und vor dem mich Eure Großmuth gerettet hat. —

Obgleich der Fremde dieſe Worte in fliegender Eile ſprach, und obgleich ſein Ton und ſein ganzes Weſen etwas ſehr Edles und Beſcheidnes hatte, ſo kehrte doch jetzt, wo ſie ihn gerettet ſah, alle die Bangigkeit in Serenens Herz zurück, die ihr Geſchlecht und ihre eigne Lage mit ſich brachte; ſo ganz allein mit dem irrenden Manne auf dem einſamen Hausflur, der nur von der halb offenſtehenden Thür her eine ſchwache Beleuchtung erhielt, verlaſſen von ihrer Freundin, — die, zürnend und beſorgt um ihren eignen Ruf, eben geblieben war, — und gleichwohl zu mitleidig zart, um dem Schutzloſen etwas davon äußern zu wollen, ſtand die arme Serena ſtumm und bebend ihm gegenüber.

Doch Jener fuhr gleich fort: Ich ſchließe ganz auf die Größe des Opfers, das Ihr gebracht, edle Donna, da Ihr ſelbſt Euch herablaſſen mußtet, mir zu öffnen, — und ſchon um Euretwillen möchte ich nicht hier verweilen; allein auch meine Ehre will, daß ich ungeſäumt bei meinem Regimente eintreffe, welches vor Tagesanbruch ausrückt, um aufs Neue ins Feld zu ziehen. — Habt Ihr demnach vielleicht einen Ausgang von der entgegengeſetzten Seite Eures Hauſes, ſo werdet Ihr Euch um das Leben eines Mannes verdient machen, der außerdem dem niedrigſten Verrath zum Raube wird.

Serenen fiel ſogleich ein, daß aus ihrem Gärtchen eine kleine Pforte nach jener belebteren Straße führte, in der ein Wachthaus war, und wo der Verfolgte ohne Zweifel geſichert ſeyn würde. Sie machte ſchnell den Schlüſſel dazu von dem Bunde los, das ſie, zum Oeffnen der Hausthür, mit herabgenommen hatte, reichte ihn dem Fremden

und beſchrieb ihm genau den Weg, den er zu nehmen hatte, mit dem bittenden Zuſatz: Er möge nur den Schlüſſel an der inwendigen Thür ſtecken laſſen. — Ihn ſelbſt bis an die Pforte zu geleiten, ſo weit reichte ihr Muth doch nicht.

Leb wohl denn, holder, ſchützender Engel! rief der Ritter, den Schlüſſel aus ihrer Hand empfangend. Er ergriff dabei die wohlthätige Hand und drückte ſie in äußerſter Bewegung an die hochklopfende Bruſt und an die heißen Lippen. — Indeß aber Serena darüber noch beſtürzt war, zog er ſchnell einen kleinen goldnen Ring, den er an ihren Fingern gefühlt hatte, davon ab, und ihn mit ſich nehmend, flüſterte er noch: Glaube, daß ich dich ewig nicht vergeſſen werde, und eilte durch den Garten hinweg.

In einem Zuſtand von Betäubung blieb Serena am Fuß der Treppe ſtehen, bis endlich Iſabella herabſtieg. Ich muß nur endlich ſelbſt herabkommen, ſagte ſie, um dich nicht noch zu mehrern Unbeſonnenheiten verleitet zu ſehen.

Der Hauptgrund ihres Herabkommens war aber, daß ſie eben an der Treppe des fremden Ritters einnehmende Stimme gehört hatte, verſchönt noch durch den bezaubernden Accent begeiſterter Liebe. Donna Iſabella war aber keineswegs, trotz ihrer Strenge, eine Feindin der Männer; ſie hielt dieſe vorſichtige Strenge vielmehr für den ſicherſten Weg, um bald ins Paradies des Eheſtandes zu gelangen. Da ſie indeß auf dieſem Wege noch immer nicht dahin gelangt war, ſo hätte ſie, ohne daß ſie es ſich

ſelbſt geſtand, dieſe reizende Männerſtimme beinah verleitet, den Weg dahin vielleicht durch ein kleines Abentheuer zu verſuchen. Denn daß Serena ihren Silvio viel zu treu liebe, um irgend einem Andern Gehör zu geben, wußte ſie wohl. —

Als ſie aber hinabkam, war der Gerettete ſchon davongeeilt, und die betäubte Serena ſagte ihr, daß ſie ihm den Schlüſſel zur Pforte gegeben habe, der nun noch innerhalb der Thür ſtecken werde. —

Nun ſo müſſen wir freilich hingehen und ihn holen, wenn wir nicht wollen, daß dieſe Nacht die Räuber durch die unverſchloßne Thür hereinkommen ſollen; — ſagte die in ihrer Erwartung Getäuſchte.

Und Beide gingen nun durch die mondbeglänzten Blumengefilde; ſie fanden den Schlüſſel inwendig und die Thür aufgeſchloſſen. — So wird er nun ſicher gerettet ſeyn! jauchzte Serena in ihrem Innern. —

Ziemlich ſchweigſam wandelten ſie zurück, denn jede von ihnen war zu unruhig in ihrem Innern beſchäftigt. Iſabellen drang ſich unwillkührlich der Gedanke auf, daß, wenn ſie nicht ſo ſtreng für den Ruf ihrer Freundin geeifert hätte, die Sache weit anders und zwar zu ihrem Vortheil hätte ausfallen können. Serena bekümmerte vorzüglich der Verluſt des Ringes, den ſie gewohnt war als ein theures Vermächtniß ihrer Mutter zu betrachten, und von dem die Baſe immer geſagt hatte, daß er, obgleich nur einfach rund und ohne Wappenzeichen, ein köſtliches Familieneigenthum ſey, und daß ſie ihn nie von ſich

faſſen ſolle. Nur mit den Namens-Chiffern ihrer Mutter war er geziert. — Und dieſen Ring, den ſie ſelbſt ihrem Geliebten nicht würde gegeben haben, mußte ſie jetzt in der Gewalt eines Fremden ſehen.

So gingen Beide ſchweigend neben einander hin. Sie kamen jetzt an eine Bank, welche, an einem kleinen Baſſin liegend, von einem duftigen Jasmingebüſch umgeben war. Laß uns hier noch ein wenig verweilen in der herrlichen, milden Nacht, liebe Iſabella, bat Serena, und beide ſetzten ſich auf die duftig umblühte Bank.

Als ſie aber nun ſo in der vollen Beleuchtung des Mondes ſaßen und Serenens Blicke auf ihr Gewand fielen, da bebte ſie erſchrocken zurück, denn ſie ſah das weiße Gewand häufig mit Blut befleckt. — Und ſie ſah nun daraus, — was ihr gleich ſo vorgekommen war, daß, als er ihre Hand ans Herz gedrückt, er ſtark am Arme geblutet haben müſſe; vielleicht noch aus mehreren Wunden am Körper, von jenen heimtückiſchen Mördern geſchlagen, — in dem Halbdunkel, in dem er ſtand, hatte ſie es nicht unterſcheiden können.

Eine eigne Empfindung regte ſich bei dem Anblick in ihrem Innern, und neue Sorge für ihn bemächtigte ſich ihrer. —

Auch Iſabelle erſchrak über den Anblick. Ihre unmuthige Stimmung wußte ſich nicht beſſer Luft zu machen, als daß ſie die Sittenſtrenge, deren Märtyrerin ſie heut gewiſſermaßen geworden war, nun auch ganz unerbittlich übte. Nun warlich! rief ſie aus, wenn Don Silvio dies Gewand erblickte, das mit dem Blute eines

Andern, eines dir völlig unbekannten Mannes befleckt iſt! Ein ſchönes Brautkleid, weiß und purpurroth. — Nein, du haſt ganz den Schein wider dich!

Allein Serena, ſelbſt aufgeregt und geſtört in ihrem Innern, antwortete heut nicht mit der ihr ſonſt eigenthümlichen Sanftheit, ſo daß das Geſpräch immer hitziger und lauter wurde. — Wenn, — ſagte Serena — wenn Don Silvio gerecht iſt, ſo wird er mir es nicht verargen, dem Ruf der Menſchlichkeit Gehör gegeben zu haben!

Nein, nimm es mir nicht übel, Serena, — fuhr jene fort, ohne ſich auf Serenens Gegenreden einzulaſſen — Du haſt heut unverantwortlich gehandelt. Wenn ſich ein Weib einmal einen Gatten oder einen Geliebten wählt, ſo muß ſie ſich einzig auf ihn beſchränken, und nur das thun, was ihm gefallen könnte.

Für Serenens Gefühl hatte dieſer Satz etwas Verletzendes, ohne daß ſie es ſich recht klar zu machen wußte. — Wird er ihr dann aber deshalb verwehren Menſch zu ſeyn? fragte ſie gekränkt. —

Und wußteſt du denn, — fuhr Iſabelle fort — ob der Schutzſuchende ihn auch wirklich verdiene? Wußteſt du, ob das Recht auf ſeiner Seite oder der des ihn verfolgenden Ritters ſey?

So viel wußt' ich auf jeden Fall — erwiederte Serena wieder hitzig werdend — daß, die Beleidigung mochte auch von welcher Seite ſeyn, als ſie wollte — derjenige, der ſtatt offnen Zweikampfs eine ſo hinterliſtige

Rache wählte und gegen einen Einzelnen mit solcher Uebermacht kämpfen konnte, nicht den Namen eines Ritters verdient, sondern ein ehrloser, feigherziger Mörder war. — Mit einem Wort, — sagte Isabella und erhob dabei ihre Stimme noch höher — der gute Ruf ist das kostbarste Gut eines Weibes; und du hast heut unverantwortlich dagegen gesündigt, einen fremden Mann zu so später Nachtzeit in das Haus lassend, da wir Beide allein waren. Wir sind Beide aus edeln Geschlechtern entsprossen, und sollten daher doppelt sorgfältig über dies Kleinod einer Jungfrau, den guten Namen, wachen. Und ganz vorzüglich du, da dir das Glück zu Theil worden ist, von einem so schönen, angesehnen und liebenswürdigen Ritter, als Don Silvio ist, geliebt zu werden. Die Männer wollen einmal, wie gesagt, daß man nur für sie Gefühl zeige, — und Don Silvio — scheint mir gerade Einer von diesen.

Donna Isabella hatte die Eigenschaft aller wortreichen Damen, daß sie, wenn sie einmal im Fluß der Rede war, nicht leicht darauf achtete, welche Wirkung sie auf den Hörenden mache: und so achtete sie auch nicht darauf, daß sie mit ihrer jetzigen Rede das Gefühl der armen Serena vielfach verwundete. Aufs höchste gereizt, als Isabella noch hinzusetzte, wie sie gewiß voraussehe, daß sie Don Silvio verlassen werde, brach diese endlich in die Worte aus: Nun wohl, so mag er es! wenn er es um dieser Ursache willen kann, so hab' ich nichts an ihm verloren.

Sie hatte mit diesen Worten eigentlich blos den

Unmuth über Isabellens beleidigende Rede ausdrücken wollen, und Don Silvio ward als der Gegenstand derſelben ohne ſein Zuthun mit in ihren Unmuth begriffen, wie dies oft zu gehen pflegt. — Allein ehe ſich beide Sprechende verſahen, ſtand wie ein Geiſt — er ſelbſt, Don Silvio vor ihnen.

Ob er durch ſeinen angrenzenden Garten, ob durch die Hausthür, welche die Freundinen in ihrer Gemüthsbewegung offen gelaſſen hatten, hereingekommen war, blieb unbeſtimmt; nur ſo viel war gewiß, daß er ihre ganze Unterredung, hinter dem Jasmingebüſch verborgen, mit angehört hatte. Und nicht wie ſie gewohnt war ihn zu ſehen, ſah ihn Serena jetzt, — nein, bebend vor Zorn und kaum der Sprache mächtig, ſtand er vor ihr. —

Nun dann, Ihr habt es ausgeſprochen! — ſagte er endlich zu der erbleichenden Serena — wenn Euch ſo wenig an meinen Huldigungen gelegen iſt, daß Ihr ſie nicht allein durch unanſtändige Handlungen, ſondern auch durch ſolche Reden auf das Spiel ſetzt, ſo fordert es wohl meine Ehre, daß ich ſie von dieſer Stunde an zurücknehme. — Ihr aber, edle Donna, — ſetzte er hinzu, ſich zu Donna Iſabella wendend, habt ſo vortreffliche Grundſätze, ſo ganz eines Edelfräuleins würdige Denkungsart über den jungfräulichen guten Ruf entwickelt, daß ſich mein Herz in eben dieſem Augenblicke, wo es ſeinen Irrthum in Hinſicht dieſer Dame entſagt, — er zeigte dabei auf Serena — zu Euch wendet. Wollet Ihr fortan die Huldigungen annehmen, die dieſe verſchmäht.

Das ausschweifende Lob, das Isabella über ihn ausgesprochen und er mit angehört hatte, so wie noch manches andere Wort der Unterredung, war die hauptsächliche Ursache dieses so plötzlichen Liebeswechsels. Auch hatte ihm der stattliche Wuchs Isabellens vor dem der kleineren, zarten Serena vorzüglich geschienen, wie er so Beide vorhin neben einander hinwandeln gesehen. Daß ihr Gesicht nicht die feinen Züge beseelter Anmuth trug, wie das Serenens, kümmerte ihn weniger. — In diesen Augenblicken besonders erschien sie ihn als eine ganz unvergleichliche Schönheit. —

Eine so überraschende Wendung des heutigen Abentheuers mußte auf beide Jungfrauen einen höchst lebhaften, wiewohl verschiednen Eindruck machen, und während Serena von einem schneidenden Schmerz durchzuckt war, den ein Gemisch sich widersprechender Empfindungen begleitete, fühlte sich Isabella wie in einem Feenlande erwachend, und konnte es kaum fassen, wie das nur eben noch so hoch gepriesne Loos jetzt das ihre seyn sollte. Sie war sich bewußt, ihre Freundin treulich gewarnt zu haben, und so fand ihr weniger feines Gefühl auch keinen Anstoß dabei, das Glück ohne Schmerz anzunehmen, das jene einmal verloren hatte.

Mit zierlichem Anstande nahm sie seine Erklärung auf. Und da sie gesehen hatte, wie ihr jungfräulich kluges Benehmen hier so völlige Anerkennung fand, so hielt sie es für weislich, ihren nunmehrigen Geliebten darauf aufmerksam zu machen, wie es nicht schicklich sey, in den Gefah-

ren einer ſo entzückenden Mondnacht mit einem Manne allein zu bleiben, gerade je theurer er dem Herzen ſey.

Hierauf verſicherte ſie ihm, daß ihr künftig ſeine Beſuche eben ſo angenehm als ehrenvoll ſeyn würden, und begab ſich dann mit Serenen hinweg, die nach einer lautloſen Begrüßung gegen Don Silvio in tiefem Schweigen mit ihr ging.

Ein Gefühl edeln Stolzes hielt die unglückliche Serena ab, irgend ein Wort zu Don Silvio oder zu Iſabellen auszuſprechen. — In der darauf folgenden ſchlummerloſen Nacht wechſelten mannichfache Vorſtellungen und Gefühle in ihrer Seele. Es war, als ob Don Silvios Anblick, ſo wie ſie ihn in dieſer Nacht geſehen, mit einmal alle Liebe für ihn aus ihrer Bruſt verdrängt habe, ſein Geſicht war zwar blühend und wohlgebildet, doch nicht ſehr männlich, und der wüthende Zorn, in dem er ſich befand, hatte es ganz ſo widerlich entſtellt, wie er gewöhnlich weibliche Züge zu entſtellen pflegt. Zugleich hatte ſich ein ſo heimlich beſhafter Ausdruck in ſeine Mienen gemiſcht, als ſie ihn nie zugetraut hätte.

Dazu noch das Unrecht, das er ihr gethan, und ſein ſchneller, rachſüchtiger Uebergang zu Iſabellen. Seinen Verluſt konnte ſie alſo nach dem Allen nicht tief betrauern, wohl aber den Verluſt eines ſchönen glücklichen Wahns, und das ganze Troſtloſe ihrer Lage ſtellte ſich ihr dar, wenn nun die Baſe zurückkehren werde.

Und nur zu wahr hatte ſie ſich dieſen traurigen Auftritt vorgeſtellt, als des andern Tages Donna Griſelda zurückkehrte und das Vorgefallne erfuhr. Mehr als ihr

eignes unglückliches Geſchick ſchmerzte Serena jetzt der Gram der guten Alten, die nun alle ihre Hoffnungen zuſammenſtürzen ſah. Ach, du Unglückskind! jammerte ſie, den Ring haſt du verloren, dies koſtbare Familienſtück, und obendrein auch den vornehmen Freier, der unſer ganzes Anſehn wieder hätte herſtellen können! — O, hätt' ich doch den Rücken nicht gewendet! So geht es, wenn uns der Himmel einige Geiſtesgaben geſchenkt hat, bei welchen unſre Freunde Rath nehmen wollen. Dieſer letzte Gedanke machte noch ihre einzige Erheiterung aus; ſonſt hatte ihre Laune wieder ganz die düſtre Farbe angenommen, aus welcher ſie Den Silvios Bewerbungen eben erſt geweckt hatten, und ward immer noch ſchwärzer, als dieſer ſich ſeitdem völlig zu Iſabellen gewendet hatte.

Serenen that dies nur um ihrer Baſe willen weh; denn Neid kam nicht in ihr ſanftes, edles Gemüth, und Liebe für den Abgewandten war ſchon längſt daraus gewichen. Jenes Gefühl für ihn war in der That nur das erſte Auflodern einer jugendlich-lebhaften Phantaſie für die anmuthige Erſcheinung, vereint mit jener gefährlichen Dankbarkeit, die oft ein ſtill und ſtrengerzognes weibliches Weſen für den Erſten empfindet, der ihr die erfreuliche Verſicherung giebt, liebenswürdig zu ſeyn.

Dagegen drang ſich ihr oft unwillkührlich die Erinnerung an das männlich-edle Weſen jenes Fremdlings auf, der ihr ſchon durch ſein Unglück merkwürdig geworden war, durch die Selbſtvergeſſenheit, womit er ſeine Wunden gar nicht erwähnte, gar nicht geachtet hatte, durch die zarte Sorge

für ihren Ruf, und durch die ſanfte und doch männliche Stimme, die oft aus der Vergangenheit noch reizend ſüß zu ihr herüberſchwebte. Sie konnte ſich oft einer romantiſchen Betrachtung nicht erwehren, wie er ihren Ring mit ſich genommen und ihr gleichſam ſein Andenken mit ſeinem Blut bezeichnet hatte.

So ohne Hoffnung, ihn je wieder zu ſehn, ließ ſie doch ſein Bild oft ihre wehmüthig liebliche Geſellſchaft ſeyn, doch ohne daß ſie dies je der Baſe merken ließ, welche ihn täglich einigemal als den Zerſtörer ihres ganzen Glücks verwünſchte.

So hatte die arme Serena eine freudleſe Zeit verlebt, als eine Begebenheit die einförmige Stille unterbrach, aber auf welche Weiſe! Don Silvio hatte wirklich die Donna Iſabella zu ſeiner Braut gewählt, und ſtellte ſie jetzt nach vollzogner Verbindung mit allem Glanz des Ranges und Vermögens der Stadt als ſeine Gemahlin vor. — Es kam zwar bei dieſer Gelegenheit zum Vorſchein, daß er nur ein entfernter Seitenverwandter der Villarica, aus einer unbedeutenden Familie, und keineswegs der ſey, für den ihn die Baſe gehalten, demungeachtet verurſachte dieſe Begebenheit der armen Donna Griſelda eine tiefe Kränkung, und wirkte auch unglücklich auf ihre gequälte Nichte zurück, die nun faſt nicht mehr wußte, wie ſie die feindſelige Laune ihrer zürnenden Verwandtin ertragen ſollte.

Als nun eben einige Zeit darauf ihr Leiden faſt den höchſten Grad erreicht hatte, erſchien gleich einem Götter-

boten ein fremder, anſtändig gekleideter Diener und brachte eine Empfehlung von — Ritter Don Alonſo von Sandoval — der, aus den Niederlanden kommend, um die Erlaubniß bitte, den Damen in einer Stunde aufwarten zu dürfen.

Wie durch einen Zauberſchlag ſchien ſich bei dieſen Worten das ganze nachtdunkle Angeſicht Griſeldas zu verklären. Sie fertigte zugleich den Diener mit einer höflichen Bewilligung ab, ſtand dann von ihrem Sitz auf, und trippelte mit unverhehlbarer Freude vor Serenens Stickrahmen, der ſie die Hand auf die Schulter legte und freundlich ſagte: Iſt es möglich, mein Kind, daß uns ſo große und unerwartete Freude zu Theil werden ſoll? Don Alonſo von Sandoval, daß iſt ja dieſer tapfre Kriegsmann, dieſer unvergleichliche Ritter, von dem beide Königreiche mit Hochachtung ſprechen, und — deſſen Vater der einzige treue Freund des deinen blieb! — weswegen ihn auch der Himmel ſo in ſeinem Sohne geſegnet hat.

Sie holte darauf ihre köſtlichſten Kleidungsſtücke zuſammen, und wollte ſogar Serenen etwas davon aufnöthigen, was dieſe nur mit Mühe ablehnen konnte. Nur im Schmuck ihrer holdſeligen Anmuth und eines reizenden aufſliegenden Erröthens trat dieſe dem ſchönen Ritter entgegen, der jetzt im Glanz des kriegeriſchen Schmuckes und mit dem edelſten Anſtand hereintrat.

Ihr weiſſagendes Herz hatte ihr ſchon verrathen, daß er ihr nicht ganz fremd ſey. Zwar nur flüchtig und nur in ungewiſſem Halbdunkel hatte ſie die Züge jenes ſchutz-

ſuchenden Fremdlings erblickt; allein auch dieſer flüchtige Anblick und die Umriſſe der edeln ſchlanken Geſtalt waren zu feſt in ihrem Gedächtniß geblieben, als daß ſie ſie nicht Augenblicks an dem eintretenden Krieger hätte wieder erkennen ſollen.

Und als ſie nun erſt dieſe holde unvergeßliche Stimme wieder hörte, da er ſich nach einer ehrerbietigen Begrüßung der Baſe nun zu ihr wandte, und, hingeriſſen von Entzücken, in die Worte ausbrach: Ja, dies iſt der Engel, der mir in jener unvergeßlichen Nacht Rettung bringend erſchien! Rein wie das Mondlicht, das Euch damals verklärend umfloß, hat Euer Bild mir in dem Sturm der Schlacht geleuchtet und mich jetzt hierher zurückgeführt. Denn Euch wieder zu ſehen, ſchwur ich mir gleich in jenem Augenblick, ſobald es Pflicht und Ehre geſtatten würden.

In ſeliger Ueberraſchung ſtand Serena bebend und wortlos. — Donna Griſelda fand zwar dieſen leidenſchaftlichen Ausbruch gleich bei dem erſten Beſuch nicht ganz in den Regeln der hergebrachten Schicklichkeit; indeſſen da der Sohn des vortrefflichen, treubewährten Ritters von Sandoval doch ein gar zu herrlicher Menſch war, — denn auch ſeine äußere Erſcheinung entſprach ganz dem Bilde, das man von ſeinem geiſtigen Werth entworfen hatte — ſo nahm ſie es diesmal mit einem kleinen Verſtoß nicht ſo genau, erwägend daß ein Kriegsmann gewohnt ſey ein wenig raſch zu Werke zu gehen.

Und ſolltet Ihr noch an der Wahrheit meiner Worte zweifeln, edle Damen, — nahm Don Alonſo wieder das

Wort, — ſo ſeht hier dieſen Ring, den ich in einem Anfall wehmüthiger Schwärmerei von dem Finger meiner holdſeligen Retterin zog, mir ſo den Schmerz der Trennung zu erleichtern, — und auch die Möglichkeit des Wiederſehens. —

Donna Griſelda war beinah nicht minder erfreut über den Wiederanblick des Familienringes, als durch die Erſcheinung des edeln Don Alonſo ſelbſt, deſſen feurige Liebe auch bei der nähern Bekanntſchaft der liebenswürdigen Serena nur beſtätigt wurde. Er ſelbſt war Oberſter eines Regiments und Beſitzer anſehnlicher Güter, und ſo konnte er ohne Bedenken der Geliebten ſeine Hand bieten.

In einer Stunde traulicher Unterredung zwiſchen ihm und den beiden Damen kam es zur Sprache über die nähern Umſtände jener verhängnißvollen Nacht.

Und mit welcher entſetzenvollen Ueberraſchung hörten Beide, daß jener feige, meuchelmörderiſche Gegner kein Andrer als — Don Silvio geweſen war, der nun freilich durch Serenens kraftvolle Aeußerung darüber, die er damals, in dem Gartengebüſch verborgen, mit angehört, eben ſo ſehr gegen ſie erbittert ward, als er ſich durch Iſabellens übertriebenes Lob ſeiner Liebenswürdigkeit zu dieſer hingezogen fühlte.

Donna Griſelda ließ nun der Herzensgüte der von ihr erzognen Nichte Gerechtigkeit wiederfahren, und prieß die Vorſicht Gottes, deſſen wunderbare Fügung ſie auch darin fand, daß es Serenen gelungen, dem Sohne des Mannes, der ihrem Vater das Leben gerettet hatte, Gleiches mit Gleichem zu vergelten; während Don Sil-

vie, von dem es ſich noch ebendrein erwies, daß er mütterlicher Seits mit den ärgſten Feinden des Hauſes Salvaterra verwandt war, die Strafe ſeiner unedeln heimtückiſchen Rachſucht ſchon hier auf Erden in ſeiner wortreichen, ſtreitfertigen und höchſt unliebenswürdigen Gemahlin fand.

Wie froh war die ehrliebende Griſelda, daß ſie der Himmel vor der Verwandtſchaft mit dieſem Ehrleſen bewahrt hatte, und ganz vergaß ſie ihre vergangnen Leiden, als nun der rühmliche Don Alonſo von Sandoval, mit noch größerem Glanz als jener, ihre Serena zum Traualtar und dann in die Kreiſe der vornehmen Welt zurückführte.